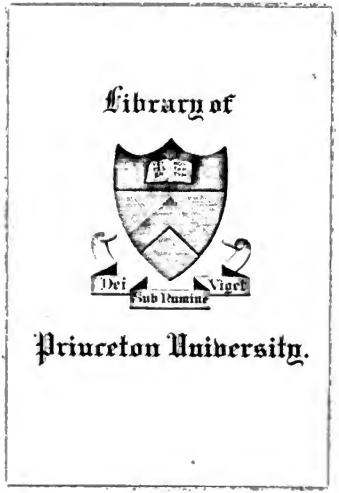
Die Grenzboten

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.



rinted Printed in Germany.

Digitized by Google

Die

Grenzlotten

1900. IV. Ch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

59. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1900

Digitized by Google

(RECAP)
0902
.407
Jahs. 59
pt. 4
1900

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1900. Viertes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Heer und Marine

Brauchen wir ein deutsches Kolonialheer? S. 1.
Die Probe auf die nordamerikanische Weltpolitik. S. 57.
Die Bedeutung des chinesischen Feldzugs für Deutschland. S. 105.
Politik und Selbstverwaltung. S. 109.
Der Kanzlerwechsel. S. 153.
Reichskanzler und Ministerpräsident. S. 201.
Ethik und Politik. S. 249.
Zur Präsidentschaftswahl. S. 286.
Die Lehren des Burenkriegs. S. 297.
China. Von E. v. d. Brüggen. S. 303.
Über die Bemannung der deutschen Kauffahrteischiffe. Von E. Meier. S. 317. 365.
Wie der Volksgeist des heutigen Englands geworden ist. S. 355. 406.
Reform des österr.-ungar. Dualismus. S. 393.
Reichskanzler und Reichstag. S. 422.
Reformgedanken und Reformansätze im heutigen Italien. Von O. Kaemmel. S. 441. 504. 602.
Die Erwerbung der preuß. Königskrone durch Kurfürst Friedrich III. Von B. Rogge. S. 585.

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen

Der Posener Schulstreit. S. 9. 68.
Unsre Kohlennot. S. 61.
Getreidezölle und Handelsverträge. S. 156.
Lernjahre eines Theologen. S. 166. 268.
Die Einrichtung eines öffentl. Arbeitsnachweises durch die Postanstalten. Von C. Dankwort. S. 214.
Latifundien und Bauerngut. Von Ernst v. d. Brüggen. S. 257.
Kinderarbeit. S. 345.
Die russischen Hungersnöte. S. 450. 495.
Erlaß oder Stundung? Von einem Universitätsprofessor. S. 459.
Fürsorge für die Arbeiterjugend. S. 489. 552.
Wie es heute bei den Regierungen in Preußen zugeht. S. 547.
Der Zeugeneid. S. 558.
Religion in der Schule. S. 562.
Zur innern Kolonisation in Preußen. S. 614.

Litteratur und Kunst

Goethe und der Goethebund. S. 18.
Biographische Litteratur. S. 132. 186.
Bessere Erzählungen. S. 176.
Bücher über Ibsen. S. 217.
Pans Abschied. S. 226.
Die großen Kunstausstellungen in Berlin. Von Adolf Rosenberg. S. 276.
Neue Bücher über Musik. S. 327.
Aus der Wertherzeit. S. 415.
Defregger in Berlin. Von A. Rosenberg. S. 463.
Bücher über den klassischen Süden. S. 512.

Verschiednes

Eine Reise von London nach Boulogne im Jahre 1763. S. 24.
Die Königin der Nacht. S. 31.
Briefe eines Zurückgekehrten. 5. S. 77.
Gobineau über das klassische Altertum. S. 118.
Die Konfusiusse. Eine Plauderei. Von Rudolf Kleinpaul. S. 127.
Herbsttage in der Eifel. Von J. R. Haarhaus. S. 332. 377.
Neue Weltgeschichten. Von O. Kaemmel. S. 470.
Das Jahrhundert 19. Von G. Kewitsch. S. 537.
Allerlei Neues vom Monde. S. 618.

Dreimal gefunden. Von M. Thoresen. S. 42. 87. 138.
Der Kongreß im Göpfersbacher Thal. Von H. Denarius. S. 182.
Frau Potiphar. Eine wahre Geschichte von Aug. Krüger. S. 231.
Auf klassischem Boden. Novelle von Beate Bonus-Jeep. S. 384. 428. 477. 522. 569. 625.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

China. S. 49. — Die Toten von 1898. S. 53. — Das Mannheimer Theater. S. 56. — Empfehlenswerte Sprachdummheiten. S. 56. — Eine lutherische Dogmatik. S. 94. — Über Bildung und Kunstgeschmack. S. 97. — Jean Paul. S. 100. — Beiträge zur Sozialwissenschaft. S. 101. — Genesungshäuser. S. 104. — Offner Brief. S. 143. — Zur Statistik der landwirtschaftlichen Reinerträge. S. 146. — Entgegnung. S. 149. — Gedichte. S. 150. — Weltpolitik und Börse. S. 193. — Billig und schlecht. S. 195. — Nochmals die Zukunft des Baltentums. S. 196. — Polentum und Volksschule. S. 240. — Rußland und Tibet. S. 242. — Ein Verteidiger Haeckels. S. 243. — Gedächtnisrede auf Friedr. Nietzsche. S. 246. — Nebensächliches zum Griechischen und Lateinischen. S. 246. — Berichtigung. S. 248. Kalewipoeg noch einmal. S. 290. — Zur jüngsten deutschen Polarfahrt. S. 291. — Zur Frage der Aktenkassation in den Archiven. S. 294. — Der Zeugeneid. S. 342. Aus dem kleinsten deutschen Lande. S. 391. — Präsident Krüger in Deutschland. S. 532. — Wiederwahl Mac Kinleys. S. 581. — Toiletten Mykenischer Damen. S. 643. — Glückliche Völkerkunde. S. 644.

612010

Digitized by Google

Schwarzes Brett

Vom Goethebund. S. 440.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*Abert, H., Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik. S. 328.
Alitherr, A., Beckenfridli. S. 178.
Anger, S., Nausikaa. S. 520.
Aus dem Leben König Karls von Rumänien. S. 135.
Barrows, Isles and Shrines of Greece. S. 520.
Barth, H., Est! Est! Est! S. 520.
*Bernouilli, A., Die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen. S. 327.
Bettelheim, A., Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. S. 53.
Better, F., Vom Geschmack. S. 99.
Birt, Th., Die Silvesternacht. S. 152.
v. Bodenhausen, L., General Enrico della Rocca. S. 190.
Borght, R. van der, Handel und Handelspolitik. S. 199.
Brandenburg, E., Moritz von Sachsen. S. 191.
Brandenburg, E., Politische Correspondenz des Kurfürsten Moritz von Sachsen. S. 192.
Bürkner, R., Karl von Hase. S. 189.
Chun, C., Tiefen des Weltmeers. S. 487.
Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. S. 485.
Döpler und Ranisch, Walhall, die Götterwelt der Germanen. S. 484.
Dungern, H. v., F. D. Maurice. S. 102.
Eremita, Streiflichter auf moderne Kunst. S. 97.
Falke, G., Mit dem Leben. S. 151.
Falke, G., Der Mann im Nebel. S. 181.
Flaischlen, C., Aus den Lehr- und Wanderjahren meines Lebens. S. 151.
Freese, H., Das konstitutionelle System im Fabrikbetrieb. S. 102.
Freytag und Treitschke im Briefwechsel. S. 187.
Friedrich, C. A., Der Übermensch. S. 104.
Grabowsky, A., Sehnsucht. S. 152.
Gsell-Fels, Italien in sechzig Tagen. S. 520.
Haade u. Kuhnert, Tierleben der Erde. S. 488.
Hackenberg, Karl, Der rote Becker. S. 188.
Hase, A. von, Unsre Hauschronik. S. 189.
Hausrath, A., Zur Erinnerung an Julius Jolly. S. 186.
Headlam, J. W., Bismarck and the Foundation of the German Empire. S. 133.
Heinze, M., Türk. Konversa-Wörterbuch. S. 520.
*Helmolt, H., Weltgeschichte. S. 470.
*Hohenemser, R., Welche Einflüsse hatte die Wiederbelebung der ältern Musik im 19. Jahrh. auf die deutschen Komponisten. S. 329.
Iffel, H., Volkstrachten aus dem Schwarzwald. S. 486.
Jacks, William, The life of Prince Bismarck. S. 132.
Knopp, J., Ludwig Windthorst. S. 188.
Kopp, A., Eisenbart im Leben und im Liede. S. 440.
Kreutzer, J., Otto von Bismarck. S. 134.
Krosigk, H. v., General v. Steinmetz. S. 136.
Lang, G., Von Rom nach Sardes. S. 516.
*Lehmann und Parvus, Das hungernde Rußland. S. 450. 495.
Lohmeyer, J., Zur See, mein Volk! S. 248.
Lyon, O., Das Pathos der Resonanz. S. 98.
Mertens, Kurt, Novellen. S. 181.
Mathy, L., Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. S. 187.
Mau, A., Pompeji in Leben und Kunst. S. 514.
Meyer, E. H., Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. S. 486.
Müller, J., Jean Paul-Studien. S. 100.
Nathan, P., Erinnerungen an Ludwig Bamberger. S. 188.
Norden, D., Soziale Bedeutung des Bodeneigentums. S. 104.
*Nostitz, H. v., Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England. S. 355.
Oordt, J. F. van, Paul Krüger und die Entstehung der südafrik. Republik. S. 488.
Ottingen, A. v., Lutherische Dogmatik. S. 94.
Penzler, J., Kaiser- und Kanzlerbriefe. S. 134.
Pfeiffer, R., Das Alte Testament. S. 97.
Poschinger, H. v., Die Ansprachen des Fürsten Bismarck. S. 134.
Poschinger, M. v., Kaiser Friedrich. S. 135.
Prahl, K. H., Unsre volkstümlichen Lieder (von Hoffmann von Fallersleben). S. 487.
*Rachel, P., Elisa v. d. Recke. S. 415.
*Reich, E., Henrik Ibsens Dramen. S. 217.
Ries, C. E., Der Meisterfahrer. S. 180.
*Rietzsch, H., Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. S. 328.
Rogge, B., Aus sieben Jahrzehnten. S. 137.
Roloff, G., Napoleon I. S. 191.
Salburg, E., Golgatha. S. 179.
Schäfers, R., Tragische Novellen. S. 182.
*Schemann, L., Gobineaus Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. S. 119.
Schmidt, H., Der Kampf um die Welträtsel. S. 243.
Schulze, C., Volksbildung und Volkswohlstand. S. 104.
Stammhammer, J., Bibliographie des Sozialismus und Kommunismus. S. 104.
Stuart-Phelps, E., Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. S. 176.
Thiele, C., Luthers Sprichwörtersammlung. S. 343.
Vorländer, K., Kant und der Sozialismus. S. 101.
Walter, F. Das Mannheimer Theater. S. 56.
Weichardt, C., Das Schloß des Tiberius auf Capri. S. 515.
Wendstern, A., Arbeitsvertragsgesetzgebung. S. 103.
Whitman, J., Reminiscenses of the King of Roumania. S. 136.
Woerner, R., Henrik Ibsen. S. 217.
York v. Wartenburg, Weltgeschichte in Umrissen. S. 488.
Zenker, E. V., Die Gesellschaft. S. 101.

Digitized by Google

Brauchen wir ein deutsches Kolonialheer?

Die Ereignisse in China, die uns gezwungen haben, deutsche Truppen nach Ostasien zu senden, haben die Aufmerksamkeit auf die Frage gelenkt, ob der Besitz von Kolonien nicht auch besondre Kolonialtruppen erfordere. Bis jetzt waren unsre Kolonien in Afrika und in Polynesien nur der Bedrohung durch eingeborne Völkerschaften ausgesetzt, die über keine organisierten und mit modernen Waffen ausgerüsteten Truppen verfügten; in China sehen wir uns einem großen Heere gegenüber, das zum Teil mit den besten Waffen ausgerüstet und von europäischen Instruktoren ausgebildet worden ist. Weder Schutztruppen noch Marinetruppen reichen aus, die Vertreter der europäischen Großmächte, die Missionen, den Handel in Ostasien zu schützen, und Deutschland wie die übrigen Großmächte sehen sich genötigt, Truppenteile des stehenden Heeres zur Wahrung ihrer Interessen dahin zu entsenden. Die Organisation und die Leitung unsers Heeres hat es ermöglicht, in einer von allen Seiten anerkannten und bewunderten Weise ohne Schwierigkeit oder Reibung erst die Mobilmachung der Marinetruppen und dann die Aufstellung eines Expeditionskorps etwa von 10000 Mann durchzuführen. Dieses Korps besteht ausnahmlos aus Freiwilligen der aktiven Armee, die sich so zahlreich gemeldet haben, daß wohl das zehnfache an Truppen hätte aufgestellt werden können. Es liegt aber auf der Hand, daß der Bestand und die Organisation der aktiven Armee durch diese Maßregel berührt werden, und daß überhaupt die Entsendung von Truppenteilen, die für das Mutterland bemessen und bestimmt sind, nur in gewissen Grenzen durchführbar ist. Man hat deshalb schon jetzt im Hinblick auf eine Verstärkung des Expeditionskorps auf freiwillige Reservetruppen zurückgegriffen und ist auch hier einer überaus großen Bereitwilligkeit begegnet.

So erfreulich diese Erscheinung auch ist, so kann und darf doch die Leitung des Staatswesens und ganz besonders die Leitung des Heeres nicht mit dem guten Willen der jungen, kampflustigen Männer rechnen, sondern sie muß sich

Digitized by Google

die Mittel schaffen, auch hierbei verfügen und befehlen zu können. Kein Mensch kann bis jetzt beurteilen, welchen Umfang die Wirren in China nehmen und welche Folgen sie nach sich ziehn werden. Von verschiednen Seiten ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der Soldateneid zum Dienste zu Lande und zu Wasser verpflichte und keine Beschränkung auf bestimmte Gebiete kenne, aber ganz geklärt erscheinen doch die Ansichten über diese Frage nicht, und es ist vor allem zu berücksichtigen, daß die Organisation und das feste Gefüge unsers stehenden Heers es nicht erlauben, einzelne Teile daraus zu lösen und dadurch die Zusammensetzung, die Ausbildung und den Ersatz schwer zu schädigen. Die Erwägung, unter diesen Umständen besondre Kolonialtruppen zu schaffen, lag sehr nahe, umsomehr, als die beiden europäischen Großmächte Frankreich und England über solche Truppen verfügen, deren Organisation vielleicht als Anhalt dienen kann zu einer entsprechenden Maßnahme bei uns.

In Frankreich beschäftigt man sich schon seit etwa zwanzig Jahren mit der Frage einer Kolonialarmee. Die zahlreichen Kämpfe, die Frankreich in den letzten Jahren zur Sicherung seiner Kolonie- und Schutzstaaten führen mußte, haben den Mangel einer festgefügten Kolonialarmee gezeigt, obgleich Frankreich an seinen Fremdenregimentern und an den sonst in Nordafrika stehenden, vielfach aus Eingebornen zusammengesetzten Truppenteilen immer Streitkräfte zur Verfügung hat, die sich für die Kolonien besser eignen — durch die Gewöhnung an das Klima, durch Lebensweise, Kampfart usw. — als die Truppen des Mutterlands. Wenn Frankreich mit der Schaffung einer besondern Kolonialarmee lange gewartet hat, so lag dies an besondern Verhältnissen: an dem häufigen Wechsel des an der Spitze der Armee stehenden Kriegsministers und an der Uneinigkeit darüber, ob man die Kolonialarmee dem Ministerium des Kriegs, dem der Marine oder dem der Kolonien unterstellen solle. Die Entscheidung hierüber blieb aus, da es an einer hierzu kompetenten Stelle, d. h. an einem obersten Kriegsherrn, fehlte. Erst im vorigen Jahre nahm General Gallifet in seiner Eigenschaft als Kriegsminister die Sache wieder einmal energisch in die Hand und arbeitete einen Gesetzentwurf über die Aufstellung einer Kolonialarmee aus, der den Kammern vorgelegt wurde. Es ist aber mehr als fraglich, ob jetzt ein Resultat erzielt worden wäre, da Minister Gallifet mittlerweile sein Portefeuille an General André abgegeben hatte, wenn nicht die Ereignisse in China so sehr auf die Notwendigkeit hingewiesen hätten, nun endlich zu einem Abschluß zu kommen.

Ein Blick auf dieses unter dem 10. Juli d. J. veröffentlichte Gesetz erscheint bei der zum erstenmal auch bei uns angeregten und erörterten Forderung von großem Interesse. Wir geben deshalb im nachstehenden die wesentlichsten Bestimmungen wieder: Die Kolonialtruppen werden unter das Kriegsministerium gestellt. Sie sind grundsätzlich für die Kolonien bestimmt und umfassen die Truppenteile, die zur Besetzung und Verteidigung der Kolonien und der Schutzstaaten gebildet sind. Nötigenfalls können diese Truppen auch zur Verteidigung des Mutterlands oder zu militärischen Expeditionen außer-

Digitized by Google

halb des französischen Gebiets verwandt werden. Als Standort kann ihnen irgend ein Ort der französischen Republik oder der ihr zugehörigen Länder angewiesen werden. Die Kolonialtruppen bewahren ihre Selbständigkeit und stehn unter dem Kommando ihrer eignen Offiziere. In jeder Kolonie steht der oberste Truppenkommandant unter dem Gouverneur. Die Kolonialtruppen umfassen: 1. die oberste Kommandobehörde (état-major général); 2. den Generalstab; 3. die Truppe, die sich aus Franzosen und solchen Angehörigen der Kolonien ergänzt, die dem Rekrutierungsgesetz unterworfen sind; 4. die aus Eingebornen zusammengesetzten Truppenabteilungen. Dazu kommen die verschiednen Stäbe und Militärbehörden. Die aus Eingebornen formierten Abteilungen sind besondre Korps, deren Zahl, Zusammensetzung und Benennung durch Verordnungen geregelt werden. Auf Befehl des Kriegsministers können in den Kolonien jederzeit verwandt werden: die afrikanische leichte Infanterie, die tirailleurs algériens und die Fremdenlegion.

Die wichtige Frage der Rekrutierung der Kolonialtruppen war schon durch ein Gesetz vom 30. Juli 1893 geregelt worden, das auch jetzt keine wesentliche Abänderung, sondern nur einige Erläuterungen erfahren hat: Die Kolonialarmee soll sich, was den französischen Ersatz betrifft, ausschließlich aus Freiwilligen rekrutieren, und zwar unter folgenden Bedingungen: 1. durch freiwilligen Eintritt auf eine Dauer von drei, vier oder fünf Jahren; 2. durch Einstellung solcher Militärpflichtigen, die beim Aushebungsgeschäft dies beantragen und hierzu tauglich befunden werden; 3. durch Kapitulation nach dem Gesetz vom 15. Juli 1889 über die Rekrutierung der Armee; indessen können Unteroffiziere und Soldaten der Reserve bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahre zur Kapitulation zugelassen werden; 4. falls der Ersatz nicht gedeckt wird, durch Aufforderung zum freiwilligen Eintritt solcher Soldaten der Landarmee, die mindestens ein Jahr bei der Fahne gedient haben. Finden Expeditionen statt, so kann dieselbe Aufforderung an die Fremdenlegion ergehn. Hier fügt das neue Gesetz noch hinzu, daß auch Soldaten der vaterländischen Armee den Kolonialtruppen überwiesen werden können, ohne aber zum Dienst in den Kolonien verpflichtet zu sein. Den zum Dienst in den Kolonien bestimmten Kolonialtruppen dürfen nur solche Leute angehören, die mindestens sechs Monate bei der Fahne gedient und das einundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben.

Eine bestimmte Anzahl Stellen für Zivilversorgungsberechtigte im Staats- und Kommunaldienst werden für Unteroffiziere und Soldaten, die fünfzehn Jahre in den Kolonialtruppen gedient haben, reserviert. Sind diese verheiratet, so können ihnen in dem auf ihre Entlassung folgenden Jahre Ländereien in Algier oder den Kolonien zugewiesen werden. Den Freiwilligen sowohl wie den Kapitulanten können Prämien, Gratifikationen und Löhnungszulagen durch besondres Dekret bewilligt werden.

Hinsichtlich der Rekrutierung der aus Eingebornen formierten Truppenkörper sagt das jetzt erlassene Gesetz, daß sie nach wie vor nach den hierfür

Digitized by Google

giltigen Bestimmungen erfolgen müsse. In dem Falle einer Mobilmachung werden die Mannschaften der Flotte, die bei deren Dienst nicht verwandt werden, zur Verfügung des Kriegsministers gestellt, um in besondre Einheiten formiert und soweit als möglich unter die Befehle früherer Marineoffiziere gestellt zu werden. Im Einverständnis mit dem Minister der Kolonien kann der Kriegsminister in jeder Kolonie Reserveformationen von Eingebornen aufstellen. Das Gesetz bestimmt endlich, daß die Marinetruppen sowie die aus Eingebornen der Kolonie formierten Abteilungen von nun an ein Teil der Kolonialarmee sein sollen.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse der englischen Kolonialarmee. Die englischen Kolonien, zu denen man in unserm Sinne auch Ostindien rechnen muß, sind bekanntlich größer als das Mutterland, und deshalb ist auch der größte Teil des englischen Heers zum Dienst in den Kolonien verpflichtet, sodaß etwa zwei Drittel als Kolonialarmee bezeichnet werden muß.*) Der wesentlichste Unterschied gegenüber unsern Verhältnissen liegt aber darin, daß die englische Armee auf dem Werbesystem beruht und sich demnach nur aus Freiwilligen rekrutiert.

Die gesetzlichen Bestimmungen über die Ableistung des Militärdienstes in den Kolonien bieten aber gegenwärtig ein gewisses Interesse auch für uns, da die englische Heeresleitung mit den Anforderungen des Kolonialdienstes vertrauter ist als die irgend eines andern Landes, und alle Vorschriften und Einrichtungen als hervorragend praktisch bezeichnet werden dürfen. Die Engländer wissen die Zwecke der Kolonisation zu vereinigen mit den Interessen der in den Kolonien zu verwendenden Truppen. Einige der wesentlichen Bestimmungen lassen wir hier folgen: In Friedenszeiten soll grundsätzlich eines der beiden Bataillone eines Infanterieregiments im Mutterlande, das andre außerhalb garnisonieren. Analog verhält es sich bei den Jägerbataillonen, der Kavallerie und der Artillerie. Die in den Kolonien stehenden Bataillone werden aller zwölf Jahre abgelöst; die im Mutterlande bleibenden Abteilungen haben die Ausbildung der Rekruten zu besorgen und schicken alljährlich den nötigen Ersatz. Die in Indien dienenden englischen Soldaten sind zu achtjährigem Dienst verpflichtet; jede unnötige Anstrengung wird ihnen aber erspart. Aller innere Dienst, wie Putzen, Reinigen usw., wird von eingebornen Hilfsmannschaften besorgt, deren Zahl im Bataillon 144 beträgt. Ähnlich verhält es sich bei den andern Truppen. Elf Kavallerieregimenter sind ständig in den Kolonien detachiert; sie verfügen über sehr zahlreiche Hilfsmannschaften, die auch den ganzen Dienst in den Hospitälern und Magazinen besorgen müssen. Außerdem hat jedes Regiment eine Anzahl junger Burschen zur Pferdewartung (grooms).

Die Stärke der aus Eingebornen bestehenden Truppenteile wird auf

*) Von der aktiven Armee (201 468 Mann) sind mehr als die Hälfte (etwa 105 000 Mann) in den Kolonien und stehn dort in Verbindung mit der Eingebornentruppe (etwa 255 000 Mann).

Digitized by Google

255000 Mann angegeben (in den europäischen Besitzungen 7350, in Asien 126450, in Afrika 7750, in Amerika 103800, in Australien 1000 und außerdem 8650 an verschiednen Milizen). Die Rekrutierung geschieht durch freiwilligen Eintritt. Die Offiziere sind zum Teil Engländer, zum Teil Eingeborne; jene gehören aber nie zur eigentlichen englischen Armee (Queen's Army). Alle Stabsoffiziere sind Engländer, sowie ein kleiner Teil der Subalternoffiziere. Der eingeborne Offizier ist dem englischen Offizier immer untergeben; sämtliche eingebornen Offiziere stammen aus der Truppe, und es wird ganz selten einer vor Ableistung einer fünfzehnjährigen Dienstzeit den Offiziergrad erreichen. Weder die Subalternoffiziere noch die Mannschaften englischer Nationalität haben den eingebornen Offizieren irgend eine Ehrenbezeugung zu erweisen. Der schon erwähnte Umstand, daß alle schwierigen und mühevollen Dienstleistungen den eingebornen Soldaten übertragen sind, und daß diese außerdem die ungesunden Garnisonen erhalten, ermöglicht es, daß die englischen Truppen acht Jahre in den Kolonien bleiben können, ohne unter den klimatischen Verhältnissen sehr zu leiden. Das für die Kolonien und ganz besonders für die englisch-indische Armee bestimmte Offizierkorps (staff-corps) wird besonders vorgebildet. Jeder diesem Korps überwiesene Offizier (sie müssen mindestens drei und dürfen höchstens sieben Jahre in der „Armee der Königin" gedient haben) muß ein Examen in den orientalischen Sprachen abgelegt haben. Nur als Generale können sie in die Queen's Army wieder zurückkehren.

Als Entschädigung für dieses „Exil" gilt der Grundsatz, daß jeder Offizier, der in der aktiven Armee dient, das Recht hat, nach einer bestimmten Zeit zum nächsthöhern Grad befördert zu werden, bis einschließlich des Obersten-rangs. Jeder Leutnant wird nach zwölfjähriger Dienstzeit Kapitän, nach zwanzig Jahren Major, nach sechsundzwanzig Jahren Oberstleutnant, nach dreißig Jahren Oberst. Die in der englischen Armee (Queen's Army) anfänglich, sowie die in der Militärschule verbrachten Jahre zählen hierbei mit. Besonders günstig gestalten sich für die Offiziere der Kolonialtruppen die Gehalts-, Pensions- und Urlaubsverhältnisse. Die Besoldung der Offiziere setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Sold der Charge und aus einer Stellungs- oder Verwendungszulage, die unabhängig ist vom Grade. Wie außerordentlich hoch diese Bezüge sind, ersieht man daraus, daß z. B. ein Oberstleutnant, der Bataillonskommandeur ist, monatlich an Gehalt 1324 Mark und an Stellungszulage 960 Mark, also zusammen 2284 Mark, d. i. jährlich 27400 Mark bezieht. Ein Kapitän steht sich monatlich auf 836 bis 1028 Mark, d. i. jährlich 10000 bis 12300 Mark. Noch etwas höher sind die Bezüge bei der Kavallerie. Der Regimentskommandeur steht sich hier jährlich auf etwas über 29000 Mark; der Leutnant in der Front auf 7200 Mark und als Adjutant auf 10000 Mark. Ebenso sind die Urlaubs- und Pensionsverhältnisse sehr günstig: aller fünf Jahre hat jeder Offizier das Recht auf einen einjährigen Urlaub, während dessen er die Hälfte seiner gesamten Bezüge

Digitized by Google

weiter erhält. Nach zwanzigjähriger Dienstleistung im Staffkorps hat jeder Offizier das Recht auf eine Pension, und zwar unabhängig von dem von ihm bekleideten Grade, im Betrage von 5000 Mark. Nach zweiunddreißigjähriger Dienstzeit steigt diese Pension auf 14000 Mark, nach achtunddreißigjähriger Dienstzeit auf 15000 Mark. Für die Pensionierung der Generale bestehn besondre, sehr günstige Bestimmungen.

Vergleicht man hiermit die Besoldungsverhältnisse der eingebornen Offiziere, so ergiebt sich ein kaum zu erklärender Unterschied. Der älteste Kapitän — die höchste Charge, die der Eingeborne erreichen kann — erhält nämlich jährlich nur 2800 Mark; der Leutnant zweiter Klasse nur 1344 Mark. Man muß hierbei aber berücksichtigen, daß die Eingebornen sehr wenig Bedürfnisse haben, daß die Offiziere nicht mit den englischen Offizieren gemeinsam leben, sondern mit ihren Leuten, und daß der eingeborne Offizier infolgedessen von seinem Gehalt noch Ersparnisse machen kann, während das Leben der englischen Offiziere außerordentlich kostspielig ist.

Will man in Deutschland dem Gedanken an die Schaffung einer Kolonialarmee näher treten, so wird man entschieden die Verhältnisse in Frankreich und in England, auf die wir in Vorstehendem kurz hingewiesen haben, berücksichtigen müssen. Beide Länder, namentlich aber England, haben eingehende Erfahrungen mit der Verwendung von Truppen in den Kolonien und auch mit der Kolonisation gemacht, und besonders dies ist mit dem praktischen Sinne geschehn, der der englischen Nation eigen ist, sobald es sich um eigne Interessen handelt.

Ob nun Deutschland einer besondern Kolonialarmee bedarf, das ist die Frage, die in der letzten Zeit vielfach aufgeworfen und mehrfach in bejahendem Sinne beantwortet worden ist. Wir haben hierbei hauptsächlich den bekannten Aufsatz von H. von Wißmann in der Deutschen Kolonialzeitung im Auge, der von zahlreichen deutschen Zeitungen besprochen worden ist. Unstreitig ist Wißmann einer der kompetentesten Beurteiler dieser Frage, aber insofern vielleicht nicht ganz unparteiisch, als er im Kolonialdienst seinen eigentlichen Beruf gefunden und große Erfolge erzielt hat. Es erscheint demnach sehr begreiflich, daß er für alles, was mit der Kolonisation und auch mit einer weitern Ausdehnung der Kolonien zusammenhängt, begeistert ist. Unsrer Ansicht nach liegt die Frage, ob wir wirklich eine ständige Kolonialarmee schaffen sollen, doch nicht so einfach und hängt wesentlich mit der Erwägung zusammen, ob sich Deutschland mit dem bisherigen Kolonialbesitz begnügen oder ihn noch weiter ausdehnen will. Der Hinweis auf England und Frankreich erscheint uns nicht ganz richtig, denn England ist an und für sich ein Kolonialreich, d. h. seine Machtstellung beruht auf seinen außereuropäischen Besitzungen und auf seiner Flotte, und Frankreich ist durch die Verringerung seiner Macht und seines Einflusses, die es vor dreißig Jahren in Europa erlitten hat, mehr und mehr auf die Ausdehnung seiner kolonialen Machtsphäre hingewiesen worden; durch die Besitzungen in Nordafrika hatte es zudem festen Fuß außerhalb

Digitized by Google

Europas gefaßt, es war durch diese Kolonien und durch die Ausdehnung seiner Küsten von jeher auf die Mächtigkeit und Leistungsfähigkeit seiner Flotte hingewiesen worden.

Anders liegt es in Deutschland. Unsre politische und militärische Machtstellung beruht zunächst auf unserm Landheer; wir haben verhältnismäßig nur wenig Küste, und unsre Flotte, der wir unsre volle und warme Sympathie entgegenbringen, ist eine Schöpfung der Neuzeit. Unsre Kolonien haben bis jetzt zur Entwicklung und Ausdehnung unsers Handels und unsers Nationalwohlstands nur wenig beigetragen, zur Vermehrung und Befestigung unsrer politischen Machtstellung und des damit zusammenhängenden Einflusses auf die Fragen der Weltpolitik doch nur relativ, d. h. insofern, als wir eben in Afrika, Asien und in der Südsee gewisse Stützpunkte haben, die uns das Recht geben, mitzureden, wenn es sich um Fragen der außereuropäischen Weltpolitik handelt. Wir glauben aber, offen gestanden, nicht, daß im deutschen Volke große Sympathien für eine Erweiterung unsers Kolonialbesitzes herrschen. Man sagt sich, daß unsre Beteiligung an der Aufteilung gewisser außereuropäischer Länder notwendig war um unsrer politischen Stellung und unsers politischen Einflusses willen, daß wir auch die Mittel haben müssen, diese Kolonien gegen innere und äußere Feinde zu halten und zu verteidigen, daß aber ein Bedürfnis nach weiterer Ausdehnung des Kolonialbesitzes nicht vorliegt. Stellt man sich auf diesen Standpunkt und stimmt man mit ihm überein, so liegt die Frage nahe, ob nicht für unsre Kolonien in ihrer jetzigen Ausdehnung unsre Schutztruppe genügt — natürlich im Verein mit der Flotte und den Marinetruppen —, sodaß eine besondre Kolonialarmee nicht erforderlich wäre. Wir würden diese Frage unbedingt bejahen, wenn es sich um die afrikanischen Kolonien handelte, und wenn die Verhältnisse unsrer chinesischen Kolonie so geblieben wären, wie sie bisher waren. Nachdem wir aber die Erfahrung haben machen müssen, daß wir an der chinesischen Regierung keinen Schutz für unsre Interessen, ja nicht einmal einen friedlichen und ungefährlichen Nachbar haben, liegen die Dinge doch anders, auch wenn von einer Erweiterung des Kolonialbesitzes gar keine Rede sein soll. Über die Mittel, unsern Besitz zu halten und unsre Landsleute und deren Interessen im fernen Osten zu schützen, müssen wir eben unbedingt verfügen können. Da es sich jetzt herausgestellt hat, daß die Flotte und die Marinetruppen hierzu nicht ausreichen, so wird nichts übrig bleiben, als besondre Kolonialtruppen zu formieren. Mit einer bloßen Schutztruppe, wie in den afrikanischen Kolonien, ist es in China nicht gethan, wo wir es nicht mit unorganisierten Feinden zu thun haben, sondern mit einer ausgebildeten, wohlbewaffneten Armee.

Zur bessern Beurteilung der Sachlage dürfte es angezeigt erscheinen, einen Blick auf die Stärke und Organisation unsrer Schutztruppen zu werfen. Die erste Kolonialschutztruppe wurde durch Wißmann geschaffen, nachdem das Reich den Besitz der Ostafrikanischen Kompagnie übernommen hatte, und diese Besitzung durch die aufständischen Araber angegriffen wurde. Wißmann warf

Digitized by Google

diesen Aufstand nieder mit Truppen, die zum Teil aus Marine, zum Teil aus afrikanischen Söldnern bestanden. Das Gesetz, das die Errichtung der Schutztruppe für Ostafrika anordnete, ist vom 22. März 1891. Unmittelbar darauf wurden die organisatorischen Bestimmungen erlassen (A. K. O. vom 9. April 1891), die aber später durch die sogenannte Schutztruppenordnung vom 25. Juli 1898 eine Erweiterung erfuhr. Hiernach bestehn die Schutztruppen für Ostafrika, Kamerun und das Togogebiet aus sich freiwillig meldenden Offizieren, Sanitätsoffizieren, Unteroffizieren und Beamten des Reichsheers und der Marine und aus angeworbnen Farbigen. Ihre Stärke für Ostafrika betrug einschließlich der Landespolizeitruppe am 31. Juli 1899: 1 Kommandeur, 1 Major, 12 Hauptleute, 31 Leutnants, 22 Ärzte usw. und 2212 farbige Soldaten. Für Kamerun: 8 Offiziere, 16 Unteroffiziere, 400 farbige Soldaten. Für das Togogebiet: 1 Offizier, 9 Unteroffiziere, 10 Gefreite, 131 Soldaten.

In Südwestafrika liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Hier rekrutiert sich auch die Mannschaft zum großen Teil aus Freiwilligen der deutschen Armee, die sich zu mehrjähriger Dienstleistung verpflichten. Die dem Heere und der Marine entnommnen Offiziere müssen mindestens drei Jahre gedient haben; die Unteroffiziere ebenfalls und wenigstens ein Jahr Unteroffizier gewesen sein. Der Etat betrug am 31. Juli 1899: 29 Offiziere, 5 Ärzte, 1 Oberfeuerwerker, 1 Büchsenmacher, 10 Zahlmeisteraspiranten und 701 Weiße und 119 Farbige als Unteroffiziere und Soldaten.

Über das Verhältnis zwischen Deutschen und Farbigen sagt die Schutztruppenordnung: „Deutsche Militärpersonen gehn den Farbigen ohne Rücksicht auf die Charge stets vor. Die deutschen Deckoffiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und untern Militärbeamten stehn zu den farbigen Offizieren in keinerlei Unterordnungsverhältnis. Ebensowenig sind die farbigen Offiziere »als im Dienstrange Höhere« zu betrachten. Auch farbige Posten sind nicht Vorgesetzte der weißen Angehörigen der Schutztruppe."

In unsrer chinesischen Kolonie Kiautschou giebt es keine Schutztruppe; bis zum Beginn der jetzigen Aufstandsbewegung war eins unsrer drei Marineinfanteriebataillone die Besatzung. Unsre Interessen in China — Politik, Mission, Handel — werden aber nach der Beilegung der jetzigen Wirren unbedingt eine weit stärkere Besetzung unsrer dortigen Kolonie erheischen als bisher, und es erscheint deshalb die Bildung einer besondern Kolonialtruppe sehr empfehlenswert. Die Verwendung deutscher Truppenabteilungen in Asien in großem Maßstabe würde immer auf ernste Schwierigkeiten stoßen, die zunächst in der kurzen Dienstwerpflichtung unsrer Truppen liegen, dann in den Anforderungen, die an die Tropenfähigkeit der Leute gestellt werden müssen, und ferner in der Schädigung, die das Gefüge und die Ausbildung unsers Landheers durch die Detachierung stärkerer Truppenabteilungen nach den Kolonien erleiden würden. Es erscheint also für unsern ostasiatischen Besitz eine Kolonialtruppe mit einem Stamme aus deutschen Reichsangehörigen, die

Digitized by Google

schon in der vaterländischen Armee eine Zeit lang gedient haben, und einem Mannschaftsbestand zu einem Drittel etwa aus Deutschen (Kapitulanten), zu zwei Dritteln aus Eingebornen ebenso wünschenswert wie notwendig.

Wie stark diese Kolonialtruppe zu machen wäre, würde sich wohl hauptsächlich aus dem Ausgang der jetzigen Verhältnisse und Ereignisse in China ergeben. Was wir aber als dringenden Wunsch aussprechen möchten, das ist, daß diese Kolonialtruppe nicht in der Art der französischen Fremdenlegion als eine Strafabteilung oder als ein Ablagerungsplatz für zweifelhafte und gescheiterte Existenzen betrachtet werde, sondern daß man das Beste für gut genug hierfür halte. Die deutschen Kolonialtruppen sollen dann nicht nur „Kriegsknechte“ sein, sondern Pioniere der Gesittung, des Deutschtums und des Christentums. Die Anforderungen, die die Schutztruppenordnung an die einzustellenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften macht (absolute Zuverlässigkeit, solider Lebenswandel, ruhiger, fester Charakter, klares Urteil, Sicherheit und Festigkeit im Entschluß usw.), sollen auch an die Kolonialtruppen gestellt werden. Nächstdem möchten wir aber noch verlangen, daß sich die Offiziere vor ihrem Eintritt in die Kolonialtruppe schon mit der Landessprache müssen vertraut gemacht haben, wie das in England verlangt wird.

Eine wichtige Frage dürfte es sein, ob man die Niederlassung und Ansiedlung der ausgedienten Soldaten in Ostasien ins Auge fassen und erleichtern solle. Unsrer Ansicht nach würde sich das empfehlen. Das Reich sollte eine derartige Kolonisierung durch ordentliche fleißige ausgediente Soldaten in jeder Weise, auch pekuniär, erleichtern. Man würde sich dadurch zugleich eine Reservetruppe schaffen, eine Stütze und Hilfe für unsre kaufmännischen Niederlassungen und Unternehmungen. Wir sollten meinen, daß durch solche Kolonisation auch eine sehr wertvolle Basis für die Missionsarbeit geschaffen werden könnte.

v. W.

Der Posener Schulstreit

1

Die Verfügung der Regierung in Posen, die den katholischen Religionsunterricht in den Volksschulen der Stadt Posen auf deutsche Grundlage stellt, hat der Tagespresse Anlaß zu lebhaften Auseinandersetzungen gegeben und die Gemüter in große Aufregung versetzt. Klagen und Drohungen, die an die Zeiten des sogenannten Kulturkampfs erinnern, sind in leidenschaftlichen Äußerungen, namentlich der polenfreundlichen Presse, laut geworden, und weitgehende Befürchtungen auf der einen, Hoffnungen auf der andern Seite sind an die viel-

Digitized by Google

besprochne Verfügung geknüpft worden, deren Urheber an eine so weitgehende Wirkung ihrer Anordnung sicherlich nicht im entferntesten gedacht haben. Den Kämpfern für Religion und Muttersprache haben sich sogar die Sozialdemokraten beigesellt, indem sie, ihrer sonst zur Schau getragnen Gleichgiltigkeit gegen Nationalität und Religion völlig uneingedenk, den angeblichen Angriff der preußischen Unterrichtsverwaltung auf diese unveräußerlichen Menschenrechte zum Anlaß einer stürmischen Entrüstungskundgebung gemacht haben. Bei solcher Lage der Dinge scheint es an der Zeit zu sein, den Gegenstand des Streites einmal vorurteilsfrei ins Auge zu fassen und auf seine wirkliche Bedeutung zu untersuchen. Dabei wird sich herausstellen, daß die Verfügung der Posener Regierung in ihrer Bedeutung von vornherein arg überschätzt worden ist, und daß man keine Ursache hat, in ihr das Zeichen des Beginns einer neuen schulpolitischen Ära zu sehen, auch dann nicht, wenn sich herausstellen sollte, daß die Regierung in Posen im Einverständnis mit dem Unterrichtsminister gehandelt habe.

Was ist denn eigentlich geschehen? Nach den Meldungen der Blätter hat die Regierung für die Volksschulen der Stadt Posen angeordnet, daß der Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe fortan nur in deutscher Sprache erteilt werden solle. Das ist keineswegs eine unerhörte, noch nie dagewesene Maßregel. Der Gebrauch der deutschen Unterrichtssprache in den von Kindern polnischer Zunge besuchten Schulen der Provinz Posen ist geregelt durch die Bestimmungen des Oberpräsidenten vom 27. Oktober 1873, die nach Gutheißung des Kultusministers und vielleicht sogar nach Anhörung des Staatsministeriums erlassen worden sind. Diese Bestimmungen ordnen an, daß für alle Gegenstände mit Ausnahme der Religion und des Kirchengesanges die Unterrichtssprache die deutsche ist. Den Kindern polnischer Zunge soll der Unterricht in den bezeichneten Gegenständen in der Muttersprache erteilt werden. Wenn diese Kinder jedoch „in der Kenntnis der deutschen Sprache soweit vorgeschritten sind, daß ein richtiges Verständnis auch bei der in deutscher Sprache erfolgenden Unterweisung erreicht werden kann, so ist letztere mit Genehmigung der Regierung auch in diesen Gegenständen auf der Mittel- und Oberstufe als Unterrichtssprache einzuführen.“ Die Regierung in Posen ist mithin zu der so viel angefochtnen Verfügung formell vollkommen befugt, ja wenn die Voraussetzung zutrifft, daß die betreffenden Kinder in der Kenntnis der deutschen Sprache weit genug gefördert sind, nicht bloß befugt, sondern sogar verpflichtet gewesen. „So ist“ die deutsche Unterrichtssprache einzuführen, sagen die angeführten Bestimmungen. Man scheint nun aus dem Umstande, daß — wie nach Zeitungsmitteilungen anzunehmen ist — die Regierung in Posen vor ihrer Anordnung sich der Zustimmung des Ministers versichert hat, zu folgern, daß hinter dieser Maßregel noch weitergehende Absichten stecken, und daß der Minister vorhabe, die polnische Sprache ganz aus der Schule zu beseitigen. Aber zu dieser Annahme ist einstweilen noch kein Grund vorhanden. Wer die Regierungsmaßnahmen auf diesem Gebiete mit einiger Aufmerksamkeit und

Digitized by Google

Sachkenntnis verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß seit einer Reihe von Jahren die deutsche Sprache in der polnischen Schule nicht mehr an Raum gewonnen hat, und man wird in der Annahme kaum fehl gehn, daß die Bezirksregierungen von oben her einen Wink erhalten haben, von der ihnen durch die Bestimmungen vom 27. Oktober 1873 erteilten Befugnis bis auf weiteres keinen Gebrauch zu machen. Trifft diese in den Thatsachen begründete Annahme zu, dann bedurfte die Regierung in Posen im vorliegenden Falle in der That der Genehmigung des Ministers, und man hat keinen Grund, dahinter noch besondre böse Absichten zu vermuten.

Daß die Posener Verfügung sachlich gerechtfertigt ist, wird kein Sachverständiger bezweifeln, der die Verhältnisse in der Stadt Posen näher kennt. Nachdem in den Volksschulen das Deutsche sechsundzwanzig Jahre lang nicht nur als Unterrichtsgegenstand, sondern auch als Unterrichtsmittel in Übung gewesen, und nachdem neben den polnischen Religionsabteilungen ebenso lange deutscher Religionsunterricht für die Kinder deutscher Zunge erteilt worden ist, kann es von vornherein auch ohne weitere Prüfung keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Kinder polnischer Abstammung, die ja zudem auf der Straße täglich deutsch zu hören und zu sprechen Gelegenheit haben, nach zwei- bis dreijährigem Schulbesuche beim Eintritt in die Mittelstufe die deutsche Sprache so genügend beherrschen, daß sie dem deutsch erteilten Religionsunterrichte mit dem Verständnis folgen können, das die Kirche für diese Unterweisung verlangt. Diese Voraussetzung für die Einführung der deutschen Unterrichtssprache war für die Schulen der Stadt Posen ohne Zweifel schon lange gegeben. Wenn die Regierung damit bis jetzt gezögert hat, so lag der Grund dieser Zurückhaltung jedenfalls in dem seit Jahren bekundeten Streben, die polnische Empfindlichkeit zu schonen. Nachdem aber die Staatsregierung schon während der letzten Tagung des Abgeordnetenhauses den polnischen Anzapfungen gegenüber wieder eine feste Haltung gezeigt und durch mündliche Erklärungen und schriftliche Weisungen an die Staatsbeamten den Entschluß bekundet hat, den polnischen Umtrieben mit Kraft und Entschiedenheit entgegen zu treten, da war es ganz selbstverständlich, daß diese Zurückhaltung auf dem Gebiete der Schulverwaltung fallen gelassen und das früher beobachtete Verfahren wieder aufgenommen werden mußte. Will man von dem Beginn einer neuen Ära in der Polenpolitik sprechen, so möge man sie an diese Erklärungen der Regierung im Landtage anknüpfen; auf dem Gebiete der Schulverwaltung kann man höchstens von der Wiederaufnahme einer ältern Praxis reden, die aus Opportunitätsgründen zeitweise außer Übung gekommen war.

Zu einer irrtümlichen, dem wahren Zusammenhange der Dinge widersprechenden Auffassung des Geschehnen hat leider die Norddeutsche Allgemeine Zeitung durch eine Erklärung beigetragen, in der sie in etwas unklarer Weise die Maßregel der Posener Regierung als eine Folge der Eingemeindung von drei Landgemeinden, Jersitz, St. Lazarus und Wilda, in das Gebiet der Stadt Posen hinstellte. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den beiden Ereig-

Digitized by Google

nissen mag ja allerdings vorhanden sein; aber er ist nur ganz äußerlicher Art und besteht darin, daß die Regierung als Zeitpunkt für die Ausführung der längst für notwendig erkannten Maßregel die Vereinigung dieser Landgemeinden mit der Stadt Posen wählte. Die Maßregel selber wäre aber ohne diese Veränderung der kommunalen Beziehungen ebenso notwendig gewesen. Aus zwei Gründen. Den einen haben wir schon angeführt. Die polnischen Kinder der Posener Schulen waren in der Kenntnis des Deutschen so weit vorgeschritten, daß sie den Religionsunterricht in deutscher Sprache erhalten konnten. Deshalb mußte nach der Bestimmung des Oberpräsidialerlasses die deutsche Unterrichtssprache eingeführt werden, sobald der Erlaß, dessen Ausführung jahrelang sistiert gewesen war, wieder in Kraft treten konnte. Der andre Grund lag in den Schulverhältnissen der Vororte und in den Beziehungen der Vorortschulen zu den Stadtschulen. Während in der Stadt Posen sowohl polnischer als auch deutscher Religionsunterricht, je nach der Muttersprache der Kinder, erteilt wurde, waren die Schulen der drei Dörfer längst auf deutsche Grundlage gestellt, wenigstens auf der Mittelstufe und auf der Oberstufe. Hier gab es keine polnische Religionsabteilung. Verzogen nun Kinder polnischer Zunge aus der Stadt nach einem dieser Vororte, so mußten sie fortan an dem deutschen Religionsunterricht teilnehmen. Das war aber nicht nur für die Kinder, sondern auch für die deutschen Schulen eine große Last. Jene konnten dem deutschen Religionsunterrichte nicht leicht und schnell genug folgen, weil sie bisher den ganzen religiösen Memorierstoff in polnischer Sprache gelernt hatten. Sie waren deshalb selbstverständlich ein Hemmschuh für die Fortschritte der alten Schüler und machten den Lehrern viel Mühe und Arbeit. Diesem Übelstande konnte wirksam nur dadurch abgeholfen werden, daß die Schulen in der Stadt und in den Vororten, zwischen denen ein häufiger Schülerwechsel stattfindet, im Religionsunterricht auf gleichen Fuß gestellt wurden, d. h. daß auch in der Stadt Posen der Unterricht nur in deutscher Sprache erteilt wurde. Der Unterrichtsminister ist deshalb mit Unrecht angegriffen worden, wenn gesagt worden ist, er habe durch die Erklärung in der Norddeutschen Allgemeinen die Bedeutung der aus schulpolitischen Gründen erfolgten Anordnung abschwächen wollen, indem er sie auf bloße schultechnische Zweckmäßigkeitsgründe zurückzuführen versuchte. Das Richtige an der Sache ist, daß sich schulpolitische und Zweckmäßigkeitsgründe begegneten und mit gleichem Nachdruck die Maßregel forderten, die die Regierung in Posen ausgeführt hat, und die Regierung hat nicht den geringsten Grund, ihre Anordnung nach der einen oder der andern Seite zu beschönigen. Sie hat nur gethan, was ihre Pflicht war.

Noch in andrer Hinsicht wird der Posener Verfügung in der Tagespresse eine Bedeutung beigemessen, die ihr nicht zukommt. Die Zentrumsblätter bezeichnen es als unerhört, daß eine so wichtige Maßregel erlassen worden ist ohne die Zustimmung des Erzbischofs. War in den ersten Erörterungen nur dem Befremden Ausdruck gegeben worden, daß die Regierung den Erzbischof

Digitized by Google

nicht vorher um seine Meinung befragt habe, so wird neuerdings von der Kölnischen Volkszeitung für die Kirche geradezu das Recht in Anspruch genommen, zu derartigen Anordnungen ihre Einwilligung zu geben. Wenn hierbei etwas unerhört ist, so ist es diese ultramontane Forderung. Und unerhört wäre es gewesen, wenn die Regierung in Posen oder der Minister den Herrn von Stablewski um seine Erlaubnis zu ihrem Vorgehn ersucht hätten. Weder sagen die Oberpräsidialbestimmungen vom 27. Oktober 1873 ein Wort davon, daß vor der Einführung der deutschen Unterrichtssprache an Stelle der polnischen der Erzbischof oder irgend ein andres Organ der Kirche gehört werden müsse, noch haben die Regierungen dies jemals für nötig gehalten, so oft sie von dieser Befugnis Gebrauch gemacht haben. Und das letzte ist recht häufig geschehn, namentlich vom Jahre 1886 ab, wo, wie gegenwärtig wieder, von oben her ein etwas scharfer Wind gegen die polnischen Ansprüche wehte, bis an den Beginn der neunziger Jahre, wo das Zeichen zum Stoppen gegeben wurde. Der Erzbischof ist nie gefragt worden. Somit ist in der Unterlassung der Befragung im vorliegenden Falle wenigstens keine Neuerung der Verwaltungspraxis zu sehen. Woher also das laute Geschrei? Es möchte aber auch schwer werden, ein Recht der Kirche auf die von der ultramontanen Presse beanspruchte Mitwirkung nachzuweisen. Das verfassungsmäßige Recht der Kirche auf die Leitung des Religionsunterrichts hat vom Staate nie eine so weitgehende Auslegung erfahren. Der Staat hat der Kirche auf Grund der Verfassungsbestimmung immer nur auf den Lehrinhalt des Unterrichts eine Einwirkung zugestanden, und in dieser Hinsicht wird den Organen der Kirche volle Mitwirkung eingeräumt. Sie werden bei der Aufstellung der Lehrpläne gehört und dürfen dem Religionsunterricht beiwohnen und sich durch Fragen an Lehrer und Schüler davon überzeugen, daß die Lehre der Kirche unverfälscht zur Geltung kommt. Dem Bischof wird dabei so weit entgegengekommen, daß man ihm nicht zumutet, in die einzelnen Schulen zu gehn, wie es der evangelische Generalsuperintendent thut, sondern die Schulverwaltung läßt ihm die Kinder durch die Lehrer in die Kirche führen, wann und wo er es wünscht. Hat er oder der Geistliche an dem Inhalte des Religionsunterrichts irgend welche Ausstellungen zu machen, so bedarf es nur einer Mitteilung an die Schulaufsichtsbehörde, um die wahrgenommnen Übelstände zu beseitigen. Aber die Form des Unterrichts, die methodische und die didaktische Seite, wird als rein schultechnische Frage behandelt, auf die der Kirche keine Einwirkung zusteht, und zu der Form des Unterrichts gehört auch die Unterrichtssprache. Damit soll nicht gesagt sein, daß begründeten Klagen und Wünschen der Kirche, sofern sie in angemessener Form an der richtigen Stelle angebracht werden, nicht auch auf diesem Gebiete williges Gehör geschenkt würde. Nur ein Rechtsanspruch der Kirche, für die Form des Unterrichts Forderungen zu stellen, wird nicht anerkannt.

Mithin kann in der Posener Verfügung auch nach dieser Richtung hin nichts Unerhörtes gefunden werden, und es heißt in der That ihre Bedeutung

Digitized by Google

weit überschätzen, wenn sie zum Anlaß eines großen Entrüstungssturms gemacht wird. Will man in dem Vorgehn der Regierung in Posen ein Anzeichen von Kampfesstimmung sehen, so kann doch nur von einer gewissen Entschlossenheit die Rede sein, nach einer Zeit unfreiwilliger Waffenruhe den Verteidigungskampf gegen die polnischen Angriffe mit neuer Kraft aufzunehmen. Denn auf deutscher Seite handelt es sich in der That um einen Verteidigungskampf. Die Angreifenden sind die Polen, und alle Maßregeln, die die Staatsregierung seit dreißig Jahren auf dem Gebiete der Schule gegen das polnische Wesen ergriffen hat, sind nur durch das feindselige Verhalten der polnischen Agitation veranlaßt und notwendig geworden. Das soll in einem Rückblicke auf die preußische Schulpolitik in der Provinz Posen während der letzten drei Jahrzehnte näher dargestellt werden.

2

In den ersten Jahren nach der erneuten Besitzergreifung hatte die preußische Verwaltung in der Provinz Posen wie auf andern Gebieten so auch auf dem des Schulwesens erst Ordnung zu schaffen, bevor an die Weiterentwicklung gegangen werden konnte. Das Volksschulwesen lag sehr im argen; in den kleinern Orten und auf dem platten Lande waren nur dürftige Anfänge vorhanden, und in vielen der allerdings sehr zahlreichen aber sehr kleinen Städte gab es noch gar keine Schulen. Unter dem thatkräftigen Regimente des Oberpräsidenten von Flottwell ging die Ordnung sicher und planmäßig vor sich. Die vorhandnen Schulen wurden wieder in regelmäßigen Betrieb gesetzt, und neue auf dem Fuße der Parität eingerichtet. Deutsche und polnische, evangelische und katholische Kinder besuchten dieselbe Schule und lernten bei denselben Lehrern deutsch und polnisch lesen und schreiben, rechnen und singen, und was aus dem Gebiete der Weltkunde im Lehrplane Raum fand, sowie ein jedes bei einem Lehrer seines Bekenntnisses Religion, die einen in deutscher, die andern in polnischer Sprache. Die Schulaufsicht wurde von den Geistlichen beider Konfessionen einträchtig geführt, und die jährlichen Prüfungen von beiden gemeinsam abgehalten. Die Polen lernten deutsch, und die Deutschen polnisch, und von keiner Seite fand man darin eine unbillige Forderung, jeder hielt dies für selbstverständlich und zweckmäßig.

Aber diese Zustände änderten sich. Zunächst begann man das Zusammenwirken von evangelischen und katholischen Geistlichen in der Schulaufsicht als eine Last zu empfinden und verlangte eine konfessionelle Scheidung des Volksschulwesens. Diese Entwicklung begann etwa mit den dreißiger Jahren, vielleicht angeregt durch die Bewegung, die im Jahre 1830 in dem polnischen Aufstande in Rußland zum gewaltsamen Ausbruche gekommen war. Die Regierung gab nach; auch auf evangelischer und deutscher Seite mochte nach dieser Bekundung der nationalpolnischen Bestrebungen das Nebeneinander der deutschen und der polnischen Kinder in der Schule nicht mehr gewünscht werden. Die mehrklassigen paritätischen Schulen wurden in konfessionelle ge-

Digitized by Google

trennt, aus den einklassigen Simultanschulen wurde die Mitaufsicht durch den Pfarrer der konfessionellen Minderheit beseitigt. Nun war der katholische Priester von der unbequemen Kontrolle des neben ihm stehenden evangelischen Pfarrers befreit, nun konnte er seinen nationalpolnischen Neigungen ungestört freien Lauf lassen. Die deutsche Sprache verschwand aus der polnischen Schule. Die Regierungen duldeten es oder kümmerten sich nicht darum. Der fest zugreifende Oberpräsident von Flottwell mußte weichen, und die Behörden ließen den katholischen Priester gewähren. Und hätte nicht die vis inertiae die Geistlichkeit an der Entfaltung einer wirksamen Thätigkeit für die Hebung der polnischen Schule gehindert, so hätte schon um die Mitte des Jahrhunderts ein polnischer Mittelstand von wirtschaftlicher und politischer Bedeutung erzogen sein können. Aber nachdem sich der deutsche Einfluß in die kleinern und weniger zahlreichen evangelischen Schulen hatte zurückziehn müssen, legte die katholische Geistlichkeit die Hände in den Schoß und überließ das Schulwesen sich selber, sodaß es bald in einen Zustand der Versumpfung geriet, aus dem es erst infolge der Wiedererweckung des deutschen Volksbewußtseins erlöst werden sollte.

Es bedurfte erst der großen politischen Ereignisse des Jahres 1866, um der Regierung ihre Pflicht ins Gedächtnis zu rufen, an der Ostmark des neuen Deutschlands deutsches Wesen und deutsche Bildung zu pflegen. Hatte sie sich bis dahin zur Entschuldigung ihrer Lässigkeit immerhin auf die Thatsache berufen können, daß die Provinz Posen nicht zum Deutschen Bunde gehörte, so trat in dieser Beziehung durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes, dem der preußische Staat alle seine Provinzen zuführte, eine Änderung ein. Und gerade die widerwillige Haltung, die die Polen gegen ihre Aufnahme in den Norddeutschen Bund an den Tag legten, ist augenscheinlich auf die Schulverwaltungsmaßnahmen nicht ohne Einfluß geblieben. Die deutsche Sprache war wie gesagt aus dem Unterrichte der polnischen Schulen gänzlich verschwunden. Da wurde den Lehrern durch Regierungsverfügung zur Pflicht gemacht, die polnischen Kinder nicht bloß im Lesen und Schreiben, sondern auch im mündlichen Gebrauche der deutschen Sprache fleißig zu unterrichten. Das Sprechen sollte in der Form des Anschauungsunterrichts geübt werden, der sich an die Winckelmannschen Bildertafeln anzuschließen hatte. Um den Lehrern, die zum großen Teile der deutschen Sprache selber nicht mächtig und methodisch wenig geschult waren, eine Anleitung zu diesem Unterrichte zu bieten, ließ die Regierung in Posen von einem Schulrate den Übungsstoff unter dem Titel „Anleitung zur Behandlung des deutschen Sprachunterrichts in polnischen Schulen“ zusammenstellen und allen Schulen zugehn.

Diese Anleitung und die Winckelmannschen Bildertafeln waren hinfort für die polnischen Schulen das allerwichtigste Lehrmittel — freilich lange genug nur in den Augen der Regierungen. Noch nach zehn Jahren, als die polnischen Schulen längst unter ständige, vom Staate angestellte Kreisschulinspektoren gestellt waren, fehlten die Anschauungsbilder vielen Schulen. Aber auch

Digitized by Google

da, wo sie vorhanden waren, erfuhren die Sprechübungen zunächst noch lange nicht die geforderte Pflege. Das lag nur zum geringsten Teil an der methodischen Schwäche der erwähnten Anleitung, die sich viel zu sehr der Übersetzung aus dem Polnischen bediente und die Lehrer veranlaßte, die Namen der gezeigten Gegenstände, ihrer Eigenschaften und Thätigkeiten erst in polnischer Sprache lernen und dann ins Deutsche übersetzen zu lassen. Immerhin war die Anleitung ihrer Zeit eine achtbare Leistung, und die deutsche Sprache hätte durch sie eine anerkennenswerte Förderung erfahren können, wenn die Lehrer danach gehandelt hätten. Aber, wie schon gesagt, beherrschten die Lehrer selber die deutsche Sprache zum größten Teile viel zu wenig, als daß sie die Schüler darin hätten erfolgreich unterrichten können. Auch waren sie an regelmäßiges, geordnetes Schulehalten nicht gewöhnt, und der Schulbesuch war äußerst unregelmäßig, weil sich niemand darum kümmerte. Endlich ist nicht daran zu zweifeln, daß die Lehrer vielfach sei es aus eigner Abneigung gegen die deutsche Sprache, sei es unter dem Einfluß und Druck ihrer Schulinspektoren und Seelsorger die Unterweisung im Deutschen absichtlich vernachlässigt haben. So blieb die deutsche Sprache ein höchstens geduldeter und mißliebiger Unterrichtsgegenstand, über den man, wenn er z. B. bei der öffentlichen Prüfung wirklich einmal auf die Tagesordnung gesetzt war, möglichst schnell hinwegging, wenn es auch nicht immer mit den Worten geschehn sein mag, mit denen ein geistlicher Schulinspektor gelegentlich die deutsche Sprechübung schloß: Dosyć tych niemieckich figli! zu Deutsch: „Genug dieser deutschen Possen!“

Wie schlecht es um die Pflege der deutschen Sprache in den polnischen Schulen bestellt war, darüber erhielt die Regierung volle Klarheit erst, als im Anfange der siebziger Jahre allgemeine Revisionen dieser Schulen kreisweise durch die für diesen Zweck besonders geschaffnen Kommissionen unter der Leitung der Landräte stattfanden. Das Ergebnis war — nicht bloß nach der Seite der deutschen Sprachkenntnis — haarsträubend und hielt der Regierung in erschreckender Weise den Spiegel ihrer Unterlassungssünden vor die Augen. Nun kam Leben in die Unterrichtsverwaltung. Auf Grund des Schulaufsichtsgesetzes vom 11. März 1872 wurde die Kreisschulinspektion den katholischen Geistlichen abgenommen und besondern Beamten mit schultechnischer Vorbildung übertragen. Im Herbste 1872 traten die ersten ständigen Kreisschulinspektoren ihr Amt an, und ihre Zahl wurde fortgesetzt vermehrt. Die Geistlichen, die sich in nationaler oder kirchenpolitischer Beziehung als besonders unzuverlässig erwiesen hatten, wurden auch der Ortsschulaufsicht enthoben und die Wahrnehmung dieses Amtes teils den Kreisschulinspektoren, teils geeignet scheinenden Privatpersonen anvertraut.

Waren so die Organe geschaffen, deren sich die Regierung zur Durchführung ihrer Maßnahmen im Schulwesen mit Vertrauen bedienen konnte, so gaben die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 über die Aufgabe, das Ziel und die Einrichtung der preußischen Volksschule für die zu erlassenden besondern Vorschriften die sichere Grundlage. Der deutschen

Digitized by Google

Sprache aber versuchte man in den bis dahin polnischen Schulen zu ihrem Rechte zu verhelfen durch die oben erwähnten Bestimmungen des Oberpräsidenten vom 27. Oktober 1873 über den Sprachunterricht in den von Kindern polnischer Zunge besuchten Schulen der Provinz Posen. Der Kern dieser Bestimmungen liegt in der grundsätzlichen Einführung der deutschen Unterrichtssprache, ihre Schwäche in der Ausnahme, die für den Religionsunterricht und im Kirchengesange nicht zugelassen, sondern vorgeschrieben war, und in der Beibehaltung des Unterrichts im Lesen und Schreiben der polnischen Sprache. Dadurch war der polnischen Sprache noch ein weites Herrschaftsgebiet eingeräumt, von dem aus sie das gesamte Schulleben weiter beeinflussen konnte und bis in unsre Tage beeinflußt hat. Hätte man damals mit der polnischen Sprache gründlicher aufgeräumt, so wären wir heute weiter, und es gäbe keinen Posener Schulstreit. Aber die Regierung hatte und hat sich eben zu allen Maßregeln, die eine Verkürzung der polnischen Sprache in der Schule bewirkten, nur von Schritt zu Schritt durch die polnische Opposition drängen lassen. Von Anfang an hatte sie sich der Hoffnung hingegeben, es werde bei der ersten Kürzung des Polnischen verbleiben und der Rest in der Schule gelassen werden können, unbeschadet der Zwecke, die der Staat mit der Schule verfolgen muß. Und das wäre möglich gewesen, wenn sich die polnische Bevölkerung dem Verlangen gefügt hätte, sich in der Schule und im Leben die Kenntnis der deutschen Sprache anzueignen und auf den demonstrativen Gebrauch der polnischen Sprache in der Öffentlichkeit und im Verkehr mit den deutschen Mitbürgern zu verzichten. Ja unter dieser Voraussetzung hätte es der Oberpräsidialbestimmungen gar nicht bedurft, hätte das Polnische ruhig Unterrichtssprache für die polnischen Kinder bleiben können, wie es zur Zeit der Flottwellschen Verwaltung gewesen war. Nur der hartnäckige Widerstand, den die durch Geistlichkeit und Adel geleitete Bevölkerung der maßvollen Forderung entgegensetzte, die planmäßige Bekämpfung des Deutschtums auf allen Lebensgebieten, in allen Berufszweigen, die namentlich der Marcinkowskiverein mit seiner vortrefflichen Organisation ins Werk setzte, zwangen die Regierung zu immer schärfern Schnitten, immer weiter gehenden Bestimmungen.

Zunächst zwar begnügte man sich mehr als zehn Jahre lang mit den getroffnen Anordnungen, deren Wirkungen man abwarten wollte, bevor man zu neuen Maßnahmen schritt. Als dann aber die Wirkungen ausblieben, als sich die polnische Agitation immer weiter ausdehnte und selbst die von alters her unverfälscht deutschen Gebiete mit Zentren der polnischen Ausdehnungsbewegung besetzt wurden, als die Lehrer unter dem Einflusse der Geistlichen keine Miene machten, die Fahne der deutschen Sprache in den Schulen aufzupflanzen, obgleich es an Bemühungen, sie darin durch methodische Unterweisung und klingenden Lohn zu unterstützen, nicht fehlte, da blieb der Staatsregierung nichts andres übrig, als zu weitern Maßnahmen zu schreiten und einen neuen Schnitt in den polnischen Schwanz zu thun durch die Beseitigung des polnischen Sprachunterrichts, eine Maßregel, zu der im Jahre 1887 dem alten

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm mit vieler Mühe die Zustimmung abgerungen wurde, und die den Zweck hatte, einerseits für die Betreibung des deutschen Unterrichts mehr Zeit zu gewinnen, andrerseits — und das war ihre bedeutendere Wirkung — im Verein mit andern politischen Maßnahmen der polnischen Agitation und den polnischen Lehrern endlich einmal klar zu machen, daß es der Regierung mit der Germanisierung der Volksschule Ernst sei, und daß sie von der Forderung, daß die polnischen Kinder deutsch lernen, nicht abgehn werde.

(Schluß folgt)

Goethe und der Goethebund

Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu gute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erziehen wollen. Es taugt nichts!

Goethe zu Falk.

Man ist in unsern Tagen zwar gewohnt, daß zu Reklamezwecken ein berühmter Name einer Sache beigelegt wird, mit der er nichts zu thun hat, so wenn eine Cigarre nach Bismarck, ein Gasthaus nach Schiller benannt wird; aber bei dem unter dem Namen „Goethebund“ gegründeten Verbande dürfte es doch von Interesse sein, sich die Frage vorzulegen: welche Beziehungen zwischen Goethe und dem Goethebund bestehn, und was wohl Goethe von diesem Bunde gedacht hätte.

Der Goethebund ist aus der Bewegung gegen die sogenannte Lex Heinze entstanden, wenigstens äußerlich; innerlich war er nach der Angabe vieler seiner Mitglieder längst vorhanden in Gemütern, die nur des äußern Anstoßes bedurften, sich in der so beliebten Form eines Vereins zusammenzuschließen. Von der Lex Heinze, wie von aller Politik, verstehe ich fast gar nichts; und von Goethe habe ich gelernt, daß man über Dinge, die man nicht versteht, nicht sprechen, noch weniger schreiben soll. Nur eins weiß ich in dieser Sache: es liegen in der Richtung, in der der Gesetzentwurf zu wirken versuchte, Mißstände vor. Wenn, wie mir ein Geistlicher in einer größern Stadt sagt, es heutigentags dort schwer fallen dürfte, unverdorbne Knaben von dreizehn Jahren zu finden, und wenn sich die Altersgrenze der Verdorbenheit immer weiter nach unten verschiebt, so ist das ein seelischer und körperlicher Mißstand, eine schwere Gefahr, deren Beseitigung jeder Gutgesinnte wünschen müßte. Es

Digitized by Google

ist mir nun aufgefallen, daß in keiner der Protestversammlungen, wenigstens soweit ich die Berichte gelesen habe, das Vorhandensein einer derartigen Gefahr anerkannt worden ist. Ist das Unehrlichkeit? Parteileidenschaft? Unkenntnis der Verhältnisse? Unmöglich kann doch jemand, der mit offnem Blick durchs Leben geht, das Vorhandensein solcher Mißstände übersehen haben. Oder glauben die Herren, daß die Aktstudien, die so massenhaft in Witzblättern angezeigt werden, für künstlerische Zwecke angeboten werden, daß die Kaufleute, die Nuditäten ausstellen, dies thun, um die vorübergehende Jugend und das vorübergehende Alter zum Verständnis der Schönheit im Sinne Goethes zu erziehn? Die Schaufenster haben ja in der Sache eine große Rolle gespielt. Man war tief entrüstet, daß einem Münchner Kunsthändler das Ausstellen eines Böcklinschen Bildes verwehrt werden sollte; warum gehn die Leute, die sich vor den Schaufenstern drängen, nicht ein paar Schritt weiter und sehen sich in der Schackgalerie — gratis — die Böcklinschen Originale an? Und wieviel Münchner gehn in die Alte Pinakothek, in der doch auch ganz nette Sachen hängen? Der Kampf für die Schaufenster ist einfach lächerlich. Wenn sämtliche Schaufenster geschlossen würden, so würde das für Kunst und Kunstverständnis vollkommen belanglos sein; man braucht sich nur die Leute vor den Schaufenstern zu betrachten, und man wird dies einsehen. Also es sind Mißstände vorhanden; ob das geplante Gesetz dazu beigetragen hätte, sie zu beseitigen, ob es nicht gelegentlich gegen echte Kunst hätte verwandt werden können — diese zu erkennen, sind Polizeibeamte so wenig befähigt wie manche Ästhetiker —, das ist eine andre Frage, die ich nicht zu beantworten vermag.

Mit Goethe allerdings war in solchen Dingen nicht zu spaßen. Er hielt darauf, daß in Gegenwart von Kindern und Frauen nichts Unschickliches verhandelt werde, und so frei er sich in seinen Werken und gegenüber Freunden äußerte, im Weimarer Staat hielt er darauf, daß das Volk nichts Unanständiges zu hören und zu sehen bekam; denn er wußte, daß ein hoher Standpunkt, ein geläutertes Kunstverständnis dazu gehört, zum Beispiel in sexuellen Verhältnissen das wissenschaftlich oder ästhetisch Bedeutsame zu erkennen. Bücher, wie einige der Protestleute sie veröffentlicht haben, hätten zur Zeit Goethes, der über ein Gedicht wie Bürgers „Frau Schnips“ entrüstet war, in einer Weimarer oder Jenenser Offizin nicht gedruckt werden dürfen, Versammlungen wie die Protestversammlungen nicht stattfinden dürfen. Sozialdemokraten, an denen der Goethebund vermutlich keinen Mangel hat, wären Goethe nicht über die Schwelle gekommen; Stücke, wie einige der Protestleute sie geschrieben haben, hätten unter seiner Direktion auf dem Weimarer Theater nicht aufgeführt werden dürfen, wo „alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende ein- für allemal ausgeschlossen“ war, um nicht „Schauspieler und Publikum zu verderben.“ Kurz, Sittlichkeit, Staat und Kirche galten ihm als unantastbar, und von dieser Forderung ist er sogar einem Genie wie Lord Byron gegenüber nicht abgegangen. Seine Ansichten über

Digitized by Google

die Ehe wurden mit zunehmendem Alter immer strenger. Über Preßfreiheit dachte er derart, daß selbst der ihm so ergebne Kanzler von Müller nach einem Gespräch in sein Tagebuch schreibt: „Es ist mit Goethe hierüber in der That nicht zu streiten, da er viel zu einseitig und despotisch sich ausspricht."

Es scheint nun auch, daß eine Anzahl Leute, die sich sonst begeistert um Goethes Fahne scharen, dem Goethebund fern bleiben. Ich stelle mir vor, daß diese Leute etwa so denken: Es ist uns widerwärtig, daß Goethes Name als Aushängeschild für eine Sache gebraucht wird, die so wenig im Sinne des Meisters ist. Es ist uns widerwärtig, daß dies zum Teil durch Leute geschieht, die Goethe nicht kennen, zum Teil durch solche, die ihn nicht verstehn, ja zum Teil durch solche, die Goethen ein Greuel gewesen wären. Man soll ihn weglassen aus dem politischen Gezänk, dem Tageslärm, ihn nicht als Sturmbock benutzen, sondern als Erzieher, wozu erforderlich ist, daß man ihn studiert.

Ihn studieren — wieviel Mitglieder des Goethebundes das wohl gethan haben? Um Goethes Persönlichkeit zu erkennen, muß man seine Gespräche lesen; manche Seiten von ihr sind aus den Werken allein nicht zu erkennen. Es ist meine heilige Überzeugung, daß von hundert Mitgliedern des Goethebunds nicht einer die Goethischen Gespräche gelesen hat. Mit der Kenntnis der Goethischen Werke, Tagebücher und Briefe dürfte es so bestellt sein wie bei den Mitgliedern des Giordano-Bruno-Bundes mit der Kenntnis der Giordano Brunoschen Schriften und bei den Gästen des Café Schiller mit der Kenntnis der Schillerschen.

Bei einzelnen Mitgliedern des Goethebundes ist die Goethekenntnis und die edle Absicht über allen Zweifel erhaben. Solche Mitglieder dürften jedoch in einem holden Wahn über viele ihrer Vereinsbrüder sein. Überhaupt möchte ich den Mitgliedern raten, nicht zuviel zusammen zu sprechen, und wenn sie zu einer Konversation genötigt sind, sich über das Wetter zu unterhalten, da sie sonst einander an die Köpfe geraten werden. Auch empfiehlt sich bei Versammlungsreden möglichste Allgemeinheit, da sich sonst bald herausstellen würde, daß es kaum irgend einen wichtigen Gegenstand giebt, worin die verschiedenartigen Elemente übereinstimmen, und daß sich viele Mitglieder gegenseitig einfach ein Ekel sind. Von Heyse, der dem Münchner Goethebund beigetreten ist, wissen wir, daß er Goethe liebt und kennt, von Hans Thoma, der Sympathien für den Bund gezeigt hat, daß er ein echter Künstler ist. Von andern Mitgliedern wissen wir aber, daß sie Goethe nicht kennen, und daß sie Pseudokünstler sind, eben solche Schädlinge, wie die Lex Heinze sie bekämpfen wollte, daß sie also in dieser Sache, in der sie die Angeklagten sind, nicht zugleich Richter sein können, und daß sie nicht befähigt sind, die Angemessenheit des Namens „Goethebund" zu beurteilen. Die wirklichen Goetheskenner würden sich bei näherer Bekanntschaft mit ihren Bundesbrüdern vorkommen wie Götz von Berlichingen unter seinen Mordbrennern.

In seinen Gesprächen hat sich Goethe so umfassend und allseitig ausgesprochen, daß es nicht zweifelhaft bleiben kann, wie er über den Goethebund

Digitized by Google

gedacht hätte. Wir wollen ihn einfach reden lassen und dabei natürlich außer den Gesprächen auch sein Leben, seine Werke, seine Briefe und autobiographischen Äußerungen berücksichtigen. Ob Goethes Anschauungen richtig waren, ist eine andre Frage; jedenfalls verdienen sie, in dieser Sache gehört zu werden.

Daß er im allgemeinen nicht der Ansicht war, es könnte durch derartige Verbindungen viel erreicht werden, ist bekannt. Als ihm in seiner Jugend Shakespeares Größe aufging, und er sich auflehnte gegen die Regeln des französischen Klassizismus, gründete er nicht einen Shakespearebund, sondern schrieb Götz von Berlichingen. Als sich ihm später Calderons Zauberwelt erschloß, gründete er nicht einen Calderonverein, sondern suchte Calderon auf der deutschen Bühne einheimisch zu machen und besprach sich mit ausgesuchten Personen über die Welt des spanischen Dichters, in die er auf jede Weise einzudringen suchte. Überhaupt hat er, wenn ihn eine neue große Idee erfaßte, mit geeigneten Freunden die Sache besprochen und gesucht, im Verein mit ihnen der neuen Idee zu praktischer Geltung zu verhelfen. Sich zu solchen Zwecken mit beliebigen Leuten zu vereinigen, hat ihm immer fern gelegen. Und nicht nur für seine Person, auch an andern war ihm jedes derartige tumultuarische Beginnen zuwider; er wußte, daß eine unverstandne oder halbverstandne Sache nicht dadurch verständlich wird, daß viele zusammenkommen, die sie nicht verstehn. „Die andern habe ich schwatzen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen, hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung.“ Hätte Goethe aber gar unser Zeitalter des Verkehrten erlebt, mit seiner gesteigerten Öffentlichkeit, die oft nichts ist als verminderte Innerlichkeit, so hätte er manches nicht salonfähige Beiwort auf die gewohnheitsmäßigen Vereinsmitglieder angewandt.

Ferner war Goethe ein „Todfeind von Wortschällen.“ Er würde in unsern Tagen wohl Sympathie für Vereine haben, die sich ein greifbares Ziel auf dem Gebiete der Volkserziehung setzen. Auch der Vorschlag von Ferdinand Avenarius, von Staats wegen gute Bücher billig zu verbreiten, hätte ihm vermutlich gefallen. Hingegen ein Verein, der sich, ursprünglich aus negativen Tendenzen entstanden, auf vage Allgemeinbegriffe wie „geistige Freiheit“ gründet, unter denen sich alle Mitglieder etwas verschiednes, gelegentlich auch gar nichts denken, wäre ihm ein Greuel gewesen.

Auch hatte Goethe über Freiheit so seine Gedanken. Er, der abgesagte Feind aller demagogischen Umtriebe, suchte sie weniger in den äußern Verhältnissen, in der Freiheit von Gesetzen und Polizeiverordnungen, als in der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, zur individuellen Bethätigung unter den nun einmal gegebnen äußern Umständen. Wie es bei manchen Goethebündlern bestellt ist, die die Freiheit nach ihren Begriffen suchen, weiß man. Solche

Digitized by Google

Leute würden in ihrem Goetheverständnis sehr gefördert werden, wenn sie versuchten, einmal irgend eine Neigung zu Gunsten einer höhern Idee zu überwinden. Sie würden dann auch merken, daß Goethe nicht ein Mensch war, der jedes Gelüst bei den Haaren ergriff, sondern ein Meister in der Selbstbeherrschung, zu deren Studium ihm seine Stellung als Theaterleiter die beste Gelegenheit gab.

„Ein Kampfbund" soll nach dem Ausspruch eines seiner Führer der Goethebund sein. Das wäre nun wieder nichts für Goethe, den Feind alles Negierens und Opponierens. Das Kämpfen gegen äußere Gewalten war ihm verhaßt, was ihm die deutschen Patrioten des Jahres 1813 schwer verdacht haben. „Wer für die Welt etwas thun will, muß sich nicht mit ihr einlassen." Er fand, jeder solle in seinem Beruf, in seinem Wirkungskreis das Beste zu leisten, seine Persönlichkeit zu steigern suchen, mit sich kämpfen, nicht gegen andre. In seinem großen oder kleinen Wirkungskreis, sei es als Kaiser, sei es als Steinklopfer, Positives schaffen, nicht über das Wirken andrer, selbst wenn es tadelnswert ist, schimpfen. Die Politik als das Gebiet, wo man am meisten über Dinge räsonniert, auf die man keinen Einfluß hat, war ihm besonders zuwider; man solle das Regieren denen überlassen, die es gelernt haben und deren Geschäft es ist. Es war eine seiner Lieblingsideen, der er auch im Ansturm der konstitutionellen Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts treu blieb, „daß jeder nur darum bekümmert sein solle, in seiner spezialen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben . . . nicht von außen herein durch Regierungsformen käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidne Thätigkeit eines jeden in seinem Kreise." Nach Goethes Weltanschauung wird auch für die Allgemeinheit am meisten erreicht, wenn der Einzelne die ihm nun einmal zu teil gewordne Stellung nach besten Kräften ausfüllt; daß diese Stelle die ist, an der er geeignet ist zu wirken, und an der er seine Persönlichkeit entwickeln kann, das war Goethes Überzeugung, ja man kann ruhig sagen sein religiöser Glaube. Kurz, Goethe war ein Bild dessen, was man im Goethebund einen „Reaktionär" nennt.

Einer der Stacheln des Goethebundes scheint gegen die katholische Kirche gerichtet zu sein. Auch in diesem Punkte hätte Goethe einen schlechten Goethebündler abgegeben. Abgesehen davon, daß er jede öffentliche Verunglimpfung einer Religion verabscheute, hat er, etwa von der mittlern Zeit ab, dem Katholizismus immer mehr abgewonnen. In der Italienischen Reise ist diese Wandlung zu beobachten, zu der das Studium der italienischen Kunst sicherlich viel beigetragen hat. „Mit Abneigung" ließ er auf der Hinreise das Grab des heiligen Franziskus links liegen; den aufmerksamen Lesern der Italienischen Reise kann es aber nicht verborgen bleiben, daß, wenn Goethe sein Weg auf der Rückreise durch Assisi geführt hätte, er an jener Stätte nicht vorübergegangen wäre. Aus dem Jahre 1805 berichtet uns Heinrich Voß: „Bei der Gelegen-

Digitized by Google

heit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andre vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohrenbeichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden." Im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit" zieht er gleichfalls eine Parallele zwischen Katholizismus und Protestantismus, die die Unzufriedenheit protestantischer Kreise erregte. In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" hat er mit tiefstem Verständnis eine zwar nicht katholische, aber echt christliche Persönlichkeit geschildert (eine „Muckerin" würden viele Goethebündler sie nennen, ein Beiwort, dem auch die von Goethe hochgeschätzte streng katholische Fürstin Galitzin kaum entgehn dürfte), in dem sechsten Buch nämlich, dessen Blätter in dem Handexemplar so manches Goethebündlers wohl noch zusammenkleben. Goethe wäre ohne Verständnis für das Christentum überhaupt nicht der universelle Geist, den wir in ihm verehren. Er war eine religiöse Natur und vermochte sich die Kunst nicht ohne religiösen Untergrund vorzustellen; daß der Name Christus bei ihm so auffallend selten vorkommt, ist in seiner Abneigung gegen das Aussprechen der tiefsten Mysterien begründet. „Der große Heide" ist also ein sehr mißverständliches Schlagwort, dürfte aber immerhin das einzige Material sein, das manche Mitglieder des Goethebundes zur Beurteilung von Goethes religiöser Stellung haben.

Nebenbei wollen wir schließlich die Aufmerksamkeit der Goethekenner als auf eins der drolligen Dinge, an denen es beim Goethebund nicht fehlt, auf die Frage lenken: was der Meister wohl zu den litterarischen Produktionen seiner Bündler gesagt hätte? Er, der schon zu seiner Zeit klagte, „daß die Politik und der Realismus jegliche schöne Litteratur und Kunst töteten."

Es kann nach dem Angeführten kaum zweifelhaft sein, daß Goethe nicht sonderlich erbaut gewesen wäre von seinem Bund, und daß jeder, der sich von ihm erziehen lassen will, Goethe in seinen Werken suchen muß, nicht in diesem Bunde. Unendliches kann man an Goethe haben, wenn man ihn studiert, immer wieder studiert. Man kann von ihm das Sehen lernen, das objektive Schauen von Natur, Kunst und Menschenleben. Man kann handeln von ihm lernen, lernen die Gegenwart benutzen, sich selber und die gegebnen Verhältnisse als Material betrachten, aus dem man etwas möglichst Schönes gestalten soll. Und man kann die große Liebe von ihm lernen, die die ganze Welt umfaßt und alle Strebenden auch ohne äußeres Band zu einer Gemeinde vereinigt, wie sie sich im „Wilhelm Meister" findet, ganz von selbst, durch die Gemeinsamkeit des Strebens. Dabei wird einem dann zugleich immer klarer, daß das, was nicht zusammengehört, sich scheiden sollte, und die Vereins-

Digitized by Google

meierei und Cliquenwirtschaft unsrer Tage wird einem zum Ekel. Wer so von Goethe erzogen ist, der wird wünschen, daß möglichst viele Vereine sich auflösen, und nicht, daß neue entstehn. e

Eine Reise von London nach Boulogne im Jahre 1763

Alle Welt ist darüber einig, daß das neunzehnte Jahrhundert der glänzendste Abschnitt in der Geschichte der Technik ist; nur darüber gehn die Meinungen auseinander: welche unter den großen Erfindungen den Preis verdient. Die folgenreichste war unbedingt die Verwertung der Dampfkraft für Arbeit und Verkehr. Fabriken, Eisenbahnen und Dampfschiffe haben die Länder und Völker aneinander gerückt, die äußere Welt förmlich umgestaltet; sie sind noch dabei, auch das innere Wesen der Menschheit zu verwandeln, Freuden und Leiden des irdischen Daseins auf neue Grundlagen zu stellen. Nach tausend Jahren werden die Wirren des Übergangs, die uns heute drücken, abgeschlossen, die neuen Geschlechter glücklicher sein, als wir es waren. Ob sie es dann auch anerkennen? Wir sind entschieden zur Undankbarkeit und zum Pessimismus geneigt und werden über dem berechtigten Streben, weiter zu kommen, der unbedingten Fortschritte, die uns das Jahrhundert der Technik gebracht hat, nicht genügend froh. Zum Beispiel auf dem Gebiet des Reisens. Jeder Großstädter, der es nur halbwegs haben kann, leistet sich seine Sommerfrische im Gebirge oder an der See. Daß er sie braucht, ist freilich ein übel Ding, aber daß er sie unter die selbstverständlichen Lebensgenüsse rechnen darf, bleibt ein Vorzug, um den ihn die Vorfahren beneidet hätten. Lebten die wohlhabenden und auch die untern Kreise des achtzehnten Jahrhunderts bei ihrem beschaulichen Tagewerk in den gartenreichen Städten auch gemütlicher und gesünder, die Erfrischung in der Ferne, der erhebende Eindruck neuer, fremder Natur und Kultur war eine Ausnahme. Die Minderheit, die „die große Welt“ zu sehen bekam, setzte sich zusammen aus Handwerksburschen, aus Glücksrittern und aus wenigen Spitzen der Gesellschaft. In der Lebensstellung grundverschieden, waren diese Elemente darin auf gleichem Fuße, daß sie alle die Genüsse des Reisens teuer erkaufen mußten. Die armen Reisenden nannte man „Fechtbrüder,“ aber auch die, die sich eines wohlgespickten Beutels erfreuten, die ihren Weg in vierspänniger Karosse zurücklegen konnten, hatten gegen Widerwärtigkeiten und Unbilden zu kämpfen, von denen der heutige Reisende, wenn er dieselben Strecken im Coupé durchfliegt, nichts ahnt. Die Poeten und Romantiker haben uns vom Reisen in alter Zeit etwas falsche Begriffe beigebracht, das Bild stark idealisiert, und so kann es kommen, daß einer mit Eichendorff oder Riehl im Kopf der zur

Digitized by Google

Knauserei neigenden Bahnärzte des Herrn von Thielen die Zeit der blasenden Postillone als die bessere gegenüberstellt. Es ist scheinbar leicht, diesen Irrtum zu verhüten oder zu berichtigen, denn wir haben eine große Menge alter Reisebeschreibungen, thatsächlich sind aber nur wenige von ihnen hierzu brauchbar. Ein Teil dieser Reisebeschreibungen sind lediglich Phantasieprodukte, die andern nehmen von den Äußerlichkeiten des Reisens nur selten Notiz. Je bedeutender die Verfasser waren, desto ferner lag es ihnen, sich bei Beförderungs-, Herbergs-, Zoll- und Paßwesen aufzuhalten. Dergleichen Alltäglichkeiten werden erst interessant, wenn sie aus der Wirklichkeit verschwunden sind. Wer denkt aber immer an die Nachwelt! So sind wir denn mit unserm Wissen über das Reisen in früherer Zeit auf wenig Quellen angewiesen. Unter ihnen ist eine der ergiebigsten die Beschreibung, die der englische Romanschriftsteller Tobias Smollett, im achtzehnten Jahrhundert neben Fielding die erste Größe seines Fachs, über seine Reise nach Nizza veröffentlicht hat. Sie ist unter dem Titel Travels through France and Italy erschienen und in die Gesamtausgabe der Werke dieses Schriftstellers (Edinburg 1817) mit aufgenommen worden, aber trotzdem ziemlich unbenutzt und unbekannt geblieben. Smollett führte während dieser Reise ein Tagebuch in Briefform und nahm darin alles auf, was er erlebte, auch die Kleinigkeiten, um immer beschäftigt zu sein und sich die üble Laune, der ihn seine Kränklichkeit zutrieb, vom Leibe zu halten. Wir wählen aus seinem Bericht den Anfang, als ein für den Unterschied von einst und heute bezeichnendes Bruchstück. Die Strecke, um die es sich hier handelt, war schon vor hundertfünfzig Jahren eine der besuchtesten, die beiden Nationen, die sie verbindet, galten als die anspruchsvollsten und in Dingen des Verkehrs und des äußern Lebens als die vorgeschrittensten. Dennoch war eine Reise von London nach Dover eine Kette von Abenteuern, ein Verzicht auf Ordnung und Kultur, ein Kampf mit Ungeschick und Betrug!

Smollett schreibt:

Erster Brief

Boulogne sur mer, 23. Juni 1763

Hochgeehrter Herr!

Ich packte also meine kleine Familie in eine Mietkutsche und fuhr nur von einem treuen Diener, der seit einem Dutzend Jahre bei mir ist und mich nicht verlassen wollte, begleitet die Straße nach Dover hinaus mit der Absicht, nach Südfrankreich zu gehn, wo ich von dem milden Klima einen günstigen Einfluß auf den schwachen Zustand meiner Lungen erhoffte.

Sie rieten mir zwar wieder die Wässer von Bath zu versuchen, die mir im letzten Winter gut gethan haben, aber ich hatte zu viele Gründe, von England fortzugehn. Meine Frau bat mich dringend, sie aus einem Lande zu schaffen, wo alles dazu beitrug, ihren Kummer zu vermehren; ich hoffte, daß eine Folge neuer Szenen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und allmählich ihr Gemüt davon ablenken würde, trüben Gedanken nachzuhängen, und ich bildete mir auch ein, daß der Luftwechsel und eine Reise von ziemlich tausend Meilen auf meine eigne Gesundheit günstig wirken würde. Aber da der Sommer schon vorgeschritten, und die Hitze

Digitized by Google

für eine Reise in warmem Klima zu groß war, beschloß ich, bis zum Anfang des Herbstes in Boulogne zu bleiben und da in der See zu baden, um meinen Körper zu kräftigen und für die Anstrengungen einer solchen langen Reise vorzubereiten.

Ein Mann, der mit einer Familie von fünf Personen reist, muß auf eine Anzahl Unannehmlichkeiten rechnen; einige davon habe ich schon glücklich überstanden. Obgleich ich mit der Fahrt nach Dover hinreichend vertraut war und daraufhin meine Vorkehrungen getroffen hatte, kam ich doch nicht ohne Ärger über schlechte Quartiere und unverschämte Forderungen davon. Das war um so unangenehmer, als wir wegen Erkrankung meiner Frau einen Tag länger unterwegs waren.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Straße die schlechteste in England ist, was Bequemlichkeit der Reise betrifft, und daß sie Fremden unvermeidlich einen ungünstigen Begriff von unserm Volk im allgemeinen geben muß. Die Zimmer sind durchweg kalt und kahl, die Betten schäbig, die Küche abscheulich, der Wein ist Gift, die Bedienung schlecht, die Wirte sind unverschämt, und ihre Rechnungen Erpressung; nicht ein Tropfen trinkbares Bier ist zwischen London und Dover zu bekommen.

Überall schimpften Wirte und Kellner über die Betrügerei eines Gasthofinhabers in Canterbury, der dem französischen Gesandten vierzig Pfund für ein Abendessen angerechnet hatte, das nicht vierzig Schilling wert gewesen war. Sie schwatzten viel von Ehrlichkeit und Gewissen; aber wenn sie ihre eignen Rechnungen brachten, waren sie alle von derselben Art und Natur. Wenn es unrühmlich für das englische Volk ist, daß ein Gastwirt Fremde in der Weise plündern darf, so ist es ein noch viel größerer Skandal, daß dem Kerl sein Haus nicht geschlossen wird. Ich gestehe, nach meiner Meinung verlangt es die Ehre des Königreichs, daß der Wirtschaft auf dieser Straße Einhalt gethan, und daß insbesondre die Einfahrt nach London auf der Straße von Kent, die zu einer so reichen Stadt ein höchst unwürdiger Zugang ist, verbessert wird.

Ein Ausländer, der durch diese ärmliche und verfallne Vorstadt kommt, erhält einen solchen Eindruck von Elend und Verkommenheit, daß alle Wohlhabenheit und alle Pracht von London und Westminster nachher nicht dagegen aufkommen können. Ein Freund von mir, der einen Pariser Besuch von Dover im eignen Wagen abholte, richtete es so ein, daß er nach Southwark erst nach Dunkelwerden kam, damit sein Bekannter nichts von der Erbärmlichkeit dieses Stadtviertels merke. So freute sich denn der Freund über die große Menge Läden, die mit Waren gefüllt und so vorteilhaft beleuchtet waren. Über die ausgebreiteten reichen Schätze in Lombard-Street und Cheapside war er höchst erstaunt. Das schlechte Pflaster ließ ihm die Straßen doppelt so lang erscheinen, als sie waren, und als sie in der obern Brook-Street bei Grosvenor-Square ausstiegen, und er sieht, daß sie nun in der Mitte von London wären, erklärte der Franzose mit Zeichen grenzenlosen Erstaunens, daß London fast so lang als Paris wäre.

Bei meiner Ankunft in Dover bezahlte ich meinen Kutscher, der sehr ungern wegging. Er wäre am liebsten mit über See gegangen und versuchte mich fortwährend zu überreden, daß ich die Kutsche und die Pferde mit nach der andern Seite nähme. Wenn ich hätte unmittelbar nach Süden reisen wollen, würde ich auf seinen Vorschlag eingegangen sein. Dann würde ich ihn für zwanzig Guineen monatlich, so wie er es verlangte, behalten haben und viel angenehmer gereist sein, als ich es in den hierzulande verfügbaren Kutschen erwarten kann; die Mehrkosten aber hätten nur eine Kleinigkeit betragen. Ich rate jedem, der durch Frankreich reist, sein eignes Geschirr mitzubringen oder sich wenigstens eins in Calais oder Boulogne zu kaufen, wo gebrauchte Berlins und Chaisen fast immer zu billigem Preis zu haben sind. Mir ist ein sehr guter Berlin für dreißig Guineen angeboten

Digitized by Google

worden; aber bevor ich den Handel abschließe, muß ich besser über die verschiednen Arten, in diesem Lande zu reisen, unterrichtet sein.

Dover wird häufig eine Diebshöhle genannt, und es hat leider diesen Titel nicht ganz grundlos erhalten. Man sagt von seinen Einwohnern, daß sie in Kriegszeiten vom Seeraub leben, während des Friedens aber vom Schmuggel und vom Ausbeuteln der Fremden. Man muß ihnen aber Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß sie zwischen Fremden und Landsleuten keinen Unterschied machen. Zweifelsohne kann man nirgends in Europa schlechteres Unterkommen und schlechtere Behandlung finden als hier, auch wird man an keiner zweiten Stelle so viele Fälle von Betrug, Lug und Roheit erleben. Man kann fast auf den Gedanken einer Verschwörung gegen alle geraten, die den Kontinent besuchen wollen oder von ihm zurückkehren. Als ich vor ungefähr fünf Jahren von Vlissingen nach Dover überfuhr, blieb der Führer unsers Paketboots plötzlich vor der Südbucht liegen, obwohl der Wind zur Einfahrt so günstig als möglich war. Gleich darauf kam ein Boot des Zollamts heran, dessen Offizier mit unserm Kapitän gut bekannt zu sein schien. Den Passagieren wurde nun mitgeteilt, daß das Schiff wegen zu niedrigen Wasserstands nicht in den Hafen könnte, das Zollboot werde sie samt ihrem Gepäck an Land bringen. Der Zolloffizier verlangte eine Guinee für seine Gefälligkeit, und darauf wurde eingegangen. Ehe wir das Schiff verließen, mußten wir den Kajütendiener für die Aufwartung bezahlen und den Matrosen Trinkgelder geben. Das Zollboot fuhr zwar auf den trocknen Strand auf, gleichwohl durften wir nicht ans Land steigen ohne die Hilfe von drei oder vier Männern, die darauf bestanden, für ihre Bemühung bezahlt zu werden. Jedes Stück Gepäck und jedes Bündel wurde, sobald es aus dem Boot herauskam, von einem besondern Träger aufgefangen; der eine rannte mit einer Hutschachtel davon, ein andrer mit einem Perückenkasten, ein dritter mit ein paar Hemden, die in ein Taschentuch gebunden waren, und zwei Mann teilten sich in einen kleinen Handkoffer, der nicht vierzig Pfund wog. Alle Sachen wurden zur Untersuchung ins Zollhaus geschafft, der untersuchende Beamte mußte dafür bezahlt werden, daß er unsre Kleider durcheinander geworfen hatte. Vom Zollhaus wurde alles nach dem Wirtshaus geschafft, wo jeder Träger eine halbe Krone für seine Arbeit verlangte. Vergebens sträubten wir uns gegen diese Forderung: die Leute umlagerten das Haus wie ein Rudel hungriger Wölfe und verführten einen solchen Lärm, daß wir froh waren, sie überhaupt loszuwerden. Als wir das alles ausgestanden hatten, kam der Eigentümer des Paketboots, um, nachdem er das Fahrgeld einkassiert und uns zur glücklichen Ankunft in England gratuliert hatte, uns seine Hoffnung auszudrücken, daß wir uns des armen Schiffseigners annehmen würden, dessen Einnahmen so klein seien, daß er hauptsächlich von der Großmut der Passagiere abhinge. Ich gestehe, daß ich über diese Bettelei empört war, ich verhehlte es ihm nicht, sondern setzte ihm auseinander, daß er auf ein Geschenk nicht den geringsten Anspruch habe. Wir waren sechzehn Passagiere und zahlten jeder eine Guinee unter der Voraussetzung, daß jeder Passagier ein Bett haben sollte. Aber in der Kajüte gabs überhaupt nur acht Betten, und die waren alle besetzt, ehe ich an Bord kam. Wenn uns widriger Wind und schlechtes Wetter eine ganze Woche auf See gehalten hätten, würde die Hälfte der Passagiere auf Deck haben schlafen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob es ihre Gesundheit verträgt oder nicht; trotz dieser Zurückweisung quälte er zudringlich weiter, bis wir ihn durch eine Krone auf den Kopf endlich los wurden.

Das erste, was ich diesesmal that, sobald ich in Dover ankam, war nach einem Schiffer zu schicken und ihn gleich für Boulogne zu nehmen. Dadurch sparte ich die Kosten der Landreise von Calais nach diesem Orte, die vierundzwanzig Meilen

Digitized by Google

zu fahren ist. Die Schiffsmiete von Dover nach Boulogne beträgt genau soviel wie nach Calais, nämlich fünf Guineen, aber der Schurke verlangte acht, und da ich die Taxe nicht kannte, verstand ich mich zu sechs. Wir schifften uns zwischen sechs und sieben abends ein und fanden uns höchst elend auf einem sogenannten Folkestoner Kutter untergebracht. Die Kajüte war so klein, daß sich kaum ein Hund darin umdrehen konnte, und die Betten brachten mir die Gräber vor die Phantasie, die man zuweilen in Katakomben findet, wo die Leichen mit den Füßen voran nur mühsam hineingeschoben werden konnten; nur von rückwärts konnte man ihrer Herr werden, und außerdem waren sie so schmutzig, daß mich kaum die äußerste Not dazu getrieben haben würde, sie wirklich zu benutzen. Wir saßen so die ganze Nacht wach und befanden uns höchst ungemütlich: die See schleuderte uns hin und her, wir froren, daß wir steif wurden, waren vor Müdigkeit halb ohnmächtig und konnten doch nicht schlafen. Um drei Uhr früh kam der Schiffer und sagte, daß wir gerade vor dem Hafen von Boulogne wären, aber wegen widrigen Winds nicht hinein könnten, er riet uns deshalb, in einem kleinen Boot ans Land zu gehn. Als ich an Deck ging, um mich nach der Küste umzusehen, zeigte mir der Schiffer die Gegend, wo Boulogne lag, und erklärte zugleich, wir wären nur eine kurze Meile von der Hafeneinfahrt entfernt. Der Morgen war zwar kalt und rauh, und ich stark zur Erkältung geneigt; nichtsdestoweniger beschloß ich dem Rat zu folgen, weil wir alle darauf brannten, an Land zu kommen. Das Boot war schon klar gemacht, und nachdem ich den Schiffer bezahlt, die Mannschaft beschenkt hatte, wurde es bestiegen. Kaum hatten wir vom Schiff abgestoßen, bemerkten wir ein andres Boot, das von der Küste her auf uns zufuhr. Wie unser Schiffer sagte, war es im Begriff, uns in den Hafen hineinzubringen. Ich widersetzte mich natürlich der Aussicht, auf offner See von einem Boot ins andre steigen zu müssen, zumal da es etwas stürmisch war, aber der Schiffer erklärte, es sei das Vorrecht der Boulogneser Lotsen, die Passagiere an die Küste zu bringen; dagegen dürfe er keinesfalls verstoßen. Ort und Zeit erlaubten keinen Streit: das französische Boot kam also, halb voll Wasser, an unsers heran, und wir wurden hinübergehoben. Daraus mußten wir still liegen, bis das Boot unsers Schiffers vom Schiff ein Paket Briefe geholt hatte, und endlich gings von der Stelle, ungefähr drei Meilen bei rauher See gegen Wind und Flut, bis wir den Hafen erreichten und landeten, vor Kälte erstarrt, die Frauen entsetzlich seekrank. Von der Landungsstelle hatten wir nach dem Wirtshaus, wo wir bleiben wollten, ziemlich eine Meile zu laufen; sechs oder sieben barfüßige Männer und Weiber begleiteten uns mit unserm Gepäck. Das Boot kostete mich eine Guinee, außerdem mußte ich die Träger außerordentlich hoch bezahlen. Daraus sieht man, daß die Eingebornen von Boulogne und die von Dover von gleichem Schlage sind; thatsächlich stehn sie sehr gut miteinander. Unser ehrenwerter Herr Schiffer hatte das Hafenboot durch Zeichen veranlaßt heranzukommen, ehe ich an Deck ging; dadurch that er seinen Freunden nicht bloß einen Gefallen, sondern sparte sich auch die fünfzehn Schilling, die er hätte zahlen müssen, wenn er in den Hafen eingefahren wäre; außerdem konnte er viel eher nach Dover zurück, das in vier Stunden zu erreichen war. Ich teile diese Umstände alle mit, um andre Reisende zu warnen. Wenn jemand ein Überfahrtsschiff von Dover nach Calais oder Boulogne mietet, mag er daran denken, daß der bestimmte Preis fünf Guineen beträgt, und er mag darauf bestehn, in den Hafen eingefahren zu werden, ohne sich um die Vorstellungen des Schiffers zu kümmern, der gewöhnlich ein etwas unsaubrer Patron ist. Sagt er, das Wasser stehe zu niedrig, oder der Wind sei konträr, so muß man erklären, daß man warten wolle, bis das Wasser hochkomme, oder der Wind günstig werde. Sieht er, daß man fest bleibt, so findet er Mittel, das Schiff in den Hafen zu bringen, oder er

Digitized by Google

muß überzeugend darthun, daß das außer seiner Macht liege. Unser Schiffer hatte sich mit seiner Schlauheit zuguterletzt doch geschadet: wäre er in den Hafen gegangen, hätte er eine Rückfahrt nach Dover bekommen, denn ein vornehmer Schotte wartete auf eine solche Gelegenheit.

In Anbetracht meiner schwachen Gesundheit erwartete ich sicher, daß ich das Abenteuer dieses Morgens mit einem Anfall von Krankheit bezahlen müßte. Meine üble Stimmung verschlechterte sich noch dadurch, daß wir bei der Ankunft im Wirtshaus alle Betten besetzt fanden, sodaß wir über zwei Stunden in einer kalten Küche saßen, bis endlich ein paar Gäste aufstanden. Das war eine so schlechte Probe französischer Gastlichkeit, daß meine Frau nicht umhin konnte, sich nach den Gasthöfen von Rochester, Sittingbourn und Canterbury zu sehnen. Die taugen sicherlich auch nichts, aber sie stehn immer noch hoch, wenn man sie mit den entsetzlichen Krügen in diesem Lande vergleicht, wo man nichts als Schmutz und Betrug findet. Man könnte glauben, die Franzosen lägen mit den Engländern noch im Kriege, denn sie plündern uns erbarmungslos.

Unter den Fremden in unserm Wirtshaus war auch ein Gelehrter, der eben aus Italien zurückkam. Als er hörte, daß ich den Winter meiner Lunge wegen in Südfrankreich verbringen wollte, empfahl er mir dringlich das Klima von Nizza in der Provence, das ich in der That schon oft hatte rühmen hören. So habe ich mich denn entschlossen, dorthin zu gehn, nicht bloß der Luft wegen, sondern auch weil es am Mittelländischen Meer liegt und mir ermöglicht zu baden. Auch hat man von da nur eine kurze Seefahrt nach Italien, was für den Fall, daß es notwendig werden sollte, die Küste von Neapel aufzusuchen, in Betracht kommt.

Nachdem wir in unserm Wirtshaus drei schlimme Tage verbracht hatten, haben wir schließlich doch eine hübsche Wohnung durch Vermittlung von Frau B. gefunden. Das ist eine französische Dame, mit deren Mann, einem geborenen und zur Zeit in London wohnenden Engländer, ich gut bekannt bin. Für drei Guineen monatlich haben wir fast das ganze Haus, und alles leidlich möbliert, im ersten Stock ein Schlafzimmer, unten einen großen Salon, eine Küche und außerdem Kellerräume.

Das sind, wie ich wohl weiß, alles kleinliche Sachen und kaum das Papier wert; aber sie sollen nur wichtigere Mitteilungen einleiten, und außerdem ist mir bekannt, daß Ihnen nichts gleichgiltig ist, was Ihren ergebnen Diener angeht.

Zweiter Brief

Boulogne sur mer, 15. Juli 1763

Hochgeehrter Herr!

Die Zollbeamten in Boulogne sind zwar ebenso scharf aber doch viel höflicher als die auf der andern Seite des Wassers. Ich hatte zwar das Wirtschaftsgeschirr nicht mitgebracht, aber doch anderthalb Dutzend große und ein Dutzend kleine Löffel; jene, in einem unsrer Handkoffer untergebracht, wurden gefunden und kosteten mich siebzehn Franken Eingangszoll, die andern hatte mein Diener glücklicherweise in seine Taschen versteckt, sodaß sie frei durchgingen. Alles bearbeitete Silber, das nach Frankreich gebracht wird, unterliegt einer Steuer von so und so viel Mark Gewicht. Deshalb thut man gut, sein Speisegeschirr zu Hause zu lassen, es sei denn, daß man einen geschickten Schiffer trifft, der es versteht, ohne Zollprüfung ans Land zu kommen. Die französischen Zollgesetze sind für die Fremden höchst ungünstig: sie besteuern sogar gebrauchte Bett- und Tischwäsche mit fünf Prozent des Werts. Als meine großen Koffer, die mit Schiff die Themse hinaufgegangen waren, ankamen, habe ich das alles durchgemacht. Was mich aber am meisten ärgert, das

Digitized by Google

ist, daß meine Bücher auf dem Bureau mit Beschlag belegt worden sind. Sie gehn nun auf meine Kosten nach Amiens und werden dort von der sogenannten chambre syndicale darauf untersucht, ob sie etwas für die Verfassung oder die Religion dieses Landes Nachteiliges enthalten. Das ist nun eine Quälerei, die man in Frankreich, das sich auf seine Höflichkeit und Gastfreundlichkeit soviel einbildet, nicht erwarten sollte. Aber die Wahrheit ist, daß es kein Land giebt, in dem Fremde übler behandelt werden, als in Frankreich, wenigstens soweit es sich um wesentliche Dinge handelt. Stirbt ein Ausländer in Frankreich, so verfällt alles, was er bei sich hat, dem König, selbst dann, wenn die berechtigten Erben zur Stelle sind. Diese Tyrannei nennt man das droit d'aubaine, sie beruht auf der Voraussetzung, daß alles, was Fremde, die in Frankreich leben, besitzen, in diesem Königreich erworben und verdient ist, und daß es danach Unrecht sein könnte, ihren Besitz nach einem andern Land zu schaffen. Geht ein englischer Protestant seiner Gesundheit wegen, von Frau oder Sohn oder von beiden begleitet, nach Frankreich und stirbt da, so verfallen eben seine Effekten bis zum Betrag von tausend Guineen dem König, der Familie wird nichts gelassen, dem Leichnam des Verblichnen noch dazu ein christliches Begräbnis verweigert. Nur Schweizer und Schotten entgehn dieser despotischen Behandlung auf Grund besondrer Verträge aus früherer Zeit. Dieses selbe droit d'aubaine besteht in einigen Fürstentümern Deutschlands, aber es ist ein großer Nachteil für den Handel und setzt jedes Land, wo es ausgeübt wird, zehnmal mehr herab, als es wert ist und der Kasse des Herrschers einbringt.

Ich bin außerordentlich erregt über die Beschlagnahme meiner Bücher, da sie mich eines Vergnügens beraubt, das ich ungern entbehre, und da sie mich wahrscheinlich einer Menge von Scherereien aussetzt. Ich muß sie auf meine Kosten sechzig Meilen weit zur Untersuchung schicken, muß gewärtig sein, daß sie eingezogen werden; jedenfalls verliere ich mittlerweile die Gelegenheit, sie mit meinem schweren Gepäck auf dem Seeweg nach Bordeaux, von da auf der Garonne nach Toulouse, von da auf dem Kanal durchs Languedoc nach Cette zu schicken, das der Hafen für das Mittelländische Meer ist und ein Dutzend Meilen von Montpellier liegt!

Der Handel mit diesen beschlagnahmten Büchern zieht sich noch lange durch die Briefe; auch aus ihm machten Privatleute, die ihren Einfluß bei Hof in die Wagschale warfen, Advokaten, die Eingaben an die Kanzlei aufsetzten, Termine abhielten, ein Geschäft. Schließlich legte sich der englische Gesandte in Paris ins Mittel. Im September erhielt Smollett endlich seine Bücher zurück und schickte sich zur Weiterreise, zunächst nach Paris, an. Vielleicht findet sich der und jener Leser der Grenzboten veranlaßt, das Original selbst zur Hand zu nehmen. Es verlohnt sich. Denn Smollett giebt nicht bloß reichliche Auskunft über die Übelstände, die mit einer Reise im achtzehnten Jahrhundert verknüpft waren, er entwirft auch von den Sitten und der Kultur des damaligen Frankreichs ein Bild, das in seiner Anschaulichkeit seinesgleichen sucht und einen besondern Reiz durch die Menge origineller Figuren und Vorfälle ausübt, die der Verfasser hineingezeichnet hat.

Digitized by Google

Die Königin der Nacht

Das Märchen bringt die verlorne Krone dem unerkannten Königskind in Höhlen, im Waldesdunkel, in düstern Köhlerhütten zurück, und in ähnlichen dämmerigen Umgebungen findet der in süßer Hoffnung die Welt durchfragende Prinz die Prinzessin, die seiner harrt wie ein Veilchen im Gebüsch, und wenn sie hinaustreten, wissen sie nicht, ob ihr Glück sie mehr blendet oder der Lichtstrom des hellen Tags der wirklichen Welt. Auch ich sitze manchmal in einem lichtarmen und dämmerungsreichen braunen Kämmerlein, von Märchenduft umweht, in Träume versunken. Es ist aber ein gastlicher, ob seiner gemütlichen „Umwelt" berühmter Raum: die Trinkkemenate des .... Hofs in einer Stadt Mitteldeutschlands. Nur handelt es sich für mich nicht um Märchen, die mich darin besuchen; von denen muß ich leider mit Rudolf Baumbach sagen:

Also wars in alten Zeiten,
Heute kommt das nicht mehr vor!

Vielmehr trage ich selbst die Märchengedanken hinein und suche sie dort mir zu deuten und zu erklären. Denn mir ist die ganze Schöpfung ein Riesenmärchen, und jede Schuppe von einem Schmetterlingsflügel ein tiefes Geheimnis. Deshalb erlebe ich jeden Tag merk- und denkwürdige Geschichten, und über diese Rätsel der Wirklichkeit sinne ich dann in dämmernder Erholung in diesen vier dunkelgetäfelten Kubikmetern, deren zwei weißverhängte Fensterchen auf einen Gang gehn, der einen andern, im rechten Winkel auf ihn stoßenden fragen muß, wie es draußen aussieht, wenn er vom Wetter und von der Gasse etwas wissen will. Ein Luftloch, das man glücklicherweise schließen kann, durchbricht die braune Rückwand nach einem andern Dämmerraum, aus dem die Stimmen gedämpfter Unterhaltungen und der zinnerne Wohlklang zugeklappter Deckelkrüge herüberdringt. Meist sitzen einsame Zecher darin, und man muß ihr Idiom kennen, um mit ihnen Zwiesprache halten zu können. Durch lange Übung verstehe ich ein bischen davon; das langsame Öffnen des Deckels, dem ein stiller Blick auf den rahmigen Schaum folgt, dann ein Schluck, und ein sachtes Zuklappen verraten mir den Gast, der gute Stimmung, etwas wie Weihe, mitgebracht hat. Wenn ich das höre, fühle ich mich von gleichgestimmter Seele angehaucht und antworte, indem ich mein eignes Behagen noch vertiefe, hoffend, es werde durch Lehne und Wand hinüberwirken. Dissonanzen von heftig zugeklappten Deckeln, die wie Ausrufe des Ärgers klingen, oder von unmutig weggerückten Krügen, die an Seufzer erinnern, nehme ich

Digitized by Google

nicht hoch auf, weil ich aus Erfahrung weiß, daß eine braune Dämmerung, vereint mit einem guten Trunk, Balsam in die Wunden von „tausend Pfeilen des Geschickes“ gießt, und daß diese Heilmittel vor vielen andern den Vorzug rascher Wirkung haben, meistens schon nach dem ersten Krug.

Von der Decke meines kleinen Gemachs hängt über dem alten Tisch die Lampe, deren Licht man dämpfen kann. Man läßt sie ohnehin so spät wie möglich anzünden, denn es ist nicht zu verkennen, daß ihr gelber Schein ein Fremdling in diesen Räumen ist, der die darin urheimische Dämmerung in die Ecken und Winkel verdrängt und sich mit einem stimmungswidrigen Lichtkreis, den er auf Tisch und Decke wirft, als Herrschender bekunden möchte. Man braucht kein Licht, um zu sinnen. Um aber Zeitungen zu lesen oder naschige Speisen zu genießen, zu deren kritischer Verzehrung man Licht nötig hätte, ist das offenbar nicht der Ort. Psychologisch kann ich es nicht begründen, kenne und fühle es aber als sichere Thatsache, daß helles Licht den Gehalt der Luft an irgend einem traumfördernden Etwas beeinträchtigt. Nervenmüden sollte man dämmerige Räume anweisen, sie nicht auf sonnige Meeresufer oder in Thäler versetzen, wo das Licht von hellgrauen Kalkfelsen zurückstrahlt. Unsre Voreltern fühlten sich in ihren kleinfenstrigen Stuben wohler als wir in unsern lichtreichen, und so thun es noch heute die Bauern. Licht mag für vieles gut sein, aber in der Dämmerung ruht sich der Geist in Träumen aus.

So saß ich eines Spätsommertags im braunen Stübchen, sann dem Grün des heißen Waldes nach, den ich eben durchwandert hatte, und probierte es mit der Erinnerung an die seltsamen Lichtgestalten, die die Sonnenstrahlen, wenn sie noch in starkem Winkel einfallen, zwischen den Blättern der Bäume durch auf den Boden zeichnen.

Es gelang nicht recht. Klar war mir wohl die Eigentümlichkeit der Lichtumrisse, die die krausen Zwischenräume des Eichenbaumschlags zeichnet, und daß sie auch anders gefärbt sind als unter Buchen, deren Blätter wie grüne Transparente wirken, und unter Föhren, an deren Rinde rötliche Töne herabrinnen. Aber es war so schwer, die höchst willkürlichen Gestalten festzuhalten. Man muß sie einmal photographisch festlegen, sagte ich mir, wie es sicherlich schon längst gewissenhafte Landschafter gethan haben. Schade, daß die Wissenschaft nicht engere Freundschaft mit der Kunst hält, meditierte ich weiter. Hier ist nun ein Gegenstand, der wissenswert ist, den z. B. die Naturschilderung recht wohl beachten sollte, und von dem doch wahrscheinlich nur ein paar sinnige Landschafter Bericht zu geben wissen. Kann mir einer der vielen reisenden Botaniker sagen, wie sich der Schatten und das Licht in den Wäldern der verschiednen Zonen abstufen und nebeneinander legen, und in was für Farben? Ich erinnere mich an tropische Landschaftsskizzen, ich glaube aus Brasilien, von dem Karlsruher Keller; da war eine überwältigende Masse von grünem Licht unter den Bäumen, eine wahre grüne Dämmerung, aber nicht nur zu fühlen, zu greifen war es. Ob nun dort die Menschen ebenso grünmüd werden wie wir Bewohner von Städten und Kulturssteppen

Digitized by Google

rot- und gelbmüd, und dann ebenso gern etwa ein Klatschrosenfeld betrachten wie wir eine grüne Wiese? Ich bin ja auch durch tropische Urwälder gewandert, aber leider zu einer Zeit, wo mein Sinn für diese Dinge noch nicht offen war. Immerhin erinnere ich mich doch, daß es mir manchmal des Grünen zuviel wurde, besonders in einem Gebirgsthal, wo die Hänge hinauf Farnbäume in lichten Hainen standen, der Boden mit großem Bärlappmoos dicht bedeckt war, dessen Hellgrün fast leuchtete wie Leuchtmoos in Fichtelgebirgsgrotten, an dem Wasserrand große Begonien sich ausbreiteten, und zum Überfluß sich noch ein mannslanger grüner Leguan auf dem Felsen sonnte; da strebte ich allerdings in die Höhe aus dieser grünen Welt hinaus und freute mich, als ich auf sonniger Halde heidenartiges Gebüsch, zwetschenbaumähnliche niedrige Eichen, die mit Orchideen beladen waren, und andres sah, was gelblich und graulich schimmerte. Ob soviel Grün nicht entnervend wirkt? Dem Rot, der Gegenfarbe, wird ja einstimmig ein heroischer Charakter zugeschrieben.

Wie merkwürdig lag diese grüne Riesenechse da! Ist es nicht auffallend, daß die Natur in den Tropen, nicht zufrieden mit der Fülle des Grüns in den Pflanzen, auch noch so viele grüne Tiere schafft? Grüne Reptilien, grüne Schlangen, grüne Frösche, besonders aber die zahlreichen grünen Vögel. Während du den fetten Leguan betrachtetest, flog über dir ein grüner Papageienschwarm in lebhaft plaudernden Pärchen weg. Sogar in einer Tiergruppe, die sonst wenig grün hat, in der der Schmetterlinge, schuf die Natur in den Tropen Grüne. Seltsam, diese Wiederholung. Ich möchte es nicht Laune nennen, denn es handelt sich um Werke des Schöpfers. Aber seltsam mutet es an. Sollte das Warum unfindbar sein?

Der Bote, der in diesem Augenblick hereintrat, sah nicht gerade wie aus dem Märchen aus, wenn ich von seiner roten Dienstmannsmütze absehe, die an den verregneten Hut des Täublingspilzes unsrer Herbstwälder erinnerte. Aber märchenhaft klang die Botschaft auf zierlichem Kärtchen, deren Träger er war: „Die Königin der Nacht ist im Begriff aufzugehn. Verlieren Sie keine Zeit. Kommen Sie.“ Der erste Gedanke schweifte mondwärts; aber der Name des Unterzeichners, eines bekannten Kaktuszüchters, brachte ihn dann sogleich in die Wirklichkeit zurück. Noch nie hatte ich das Glück gehabt, Cereus grandiflorus in Blüte zu sehen. Es war also selbstverständlich, daß ich dem Rufe ohne Zögern folgte. Dieser Kaktuszüchter war, wie alle seinesgleichen, ein etwas sonderbarer Herr; umso liebenswürdiger, daß er bei diesem Anlaß an mich dachte. Erinnerte er sich vielleicht unsers neulichen Gesprächs über die merkwürdigen Beobachtungen des genialen märkischen Rektors Sprengel, der fast ein Jahrhundert vor Darwin die Beziehungen zwischen Blütengestalt und Insekten mit unendlicher Liebe und Sorgfalt untersucht hat? Der platte Vielschreiber Lubbock, dessen geschwätzige Bücher deutsche Verleger sich beeilen, frisch aus dem Ofen übersetzen zu lassen, hat übrigens seiner jüngst wieder herablassend als eines armen deutschen Schulmeisters gedacht!

Digitized by Google

Rasch überschlug ich bei diesem Ruf die Summe meiner kakteologischen Erinnerungen. Es tauchten vor mir auf Säulenkaktusse von architektonischer Regelmäßigkeit, die in den Trockenwäldern des pazifischen Saums von Mittelamerika einsam groß und still den mittlern Baumschlag überragen, und an die kleinen im Rasen versteckten Opuntien der Bergwiesen des Felsengebirgs von Colorado, bei deren Berührung dem enttäuschten Wandrer klar wird, daß selbst in den Alpenmatten bei dreitausend Metern Meereshöhe ein fühlbarer Unterschied zwischen der milden Natur Europas und der rauhen des westlichen Kontinents besteht. Auch Schlangenkaktusse, die in regenfeuchten Hainen Mexikos von den Baumästen hängen, und Melonengestaltige in Felsritzen der Tierra templada grünten wie aus Nebelschleiern in meiner Erinnerung auf. Aber die Königin der Nacht hatte ich noch nie gesehen. Gelesen davon wohl, vielleicht sogar in Adalbert Stifters Nachsommer, wo der Dichter den Herrn des Rosenhauses zum Träger seiner eignen Kaktusliebhaberei macht. Also eine Art Märchenbotschaft sollte mich doch noch in dem dunkeln Kämmerlein erreichen! Ich kann mir zwar diese Kaktusblüte ungefähr vorstellen, es ist aber doch eine Seltenheit, daß man ihrer ansichtig wird, und etwas besondres ist sie schon wegen ihrer Vergänglichkeit; blüht sie doch nur einige Abendstunden, um sich dann nie mehr zu öffnen. Im Grunde ist ja jede Blüte, die wir so recht anschaun, ein Märchen, diese wird aber vermutlich so groß und so schön gebaut sein, daß sie selbst den Stumpfsinn aufrüttelt, der kein Naturwunder erkennt oder anerkennt. Und schon aus diesem Grunde werde ich mir selbst eine Wohlthat erweisen, indem ich sie betrachte, weil mein Sinn wieder einmal weit aufgethan werden wird für das Schöne und Große, für das Rätselhafte in der Natur.

Im Vorbeigehn hob ich eine von den doppeltgeflügelten Ahornfrüchten auf, die das Gewitter der letzten Nacht auf den Boden der baumbesäten Anlage geworfen hatte. Es ist ja im Grunde auch ein kleines Wunder, diese ganz gleichmäßige Ausstattung von Billionen von Baumsamen mit zwei symmetrischen Blattflügeln, die so fein gezeichnet und angeblich so wirksam sind, das schwere Ahornkorn zu vertragen. Und ist nicht der Wiesengrund, den nun schon Spätsommer- und Frühherbstblüten: Skabiosen, Euphrasien, kleine Potentillen mit vierblättrigen Blütchen, Habichtskräuter durchsticken, auch ein großes Wunder? Jedes Pflänzchen, das sich da so bescheiden neben das andre drängt, ist die äußerste Spitze eines Zweigs an dem großen Schöpfungsbaum, dessen Krone die Erde mit Gesteinsschichten vergangner Perioden bedeckt, und seine Abzweigung von einem andern reicht Millionen von Jahren in die Vorzeit zurück, und der Ast, dem beide entsprossen sind, noch viel mehr Millionen, und zuletzt sehe ich den ganzen Stamm des Reichs der Blütenpflanzen tief in der Erde, wo die Steinkohlen liegen, sich von dem alten Strunke der blütenlosen Sigillarien, Riesenfarnen und Riesenbärlappe trennen. Ja es ist eine historische Gesellschaft, diese kleinen Wiesengewächse, mit unabsehbaren Ahnenreihen; ihre gleichmäßige Oberfläche kommt mir wie ein Querschnitt durch ein uraltes Stück Erdgeschichte vor.

Digitized by Google

Bei dem kaktusfreundlichen Manne saßen Männer, Weiber, Kinder und Hunde beisammen und bewunderten die Königin der Nacht, die binnen einer Stunde mehrere volle Strahlenkränze rein weißer Blüten entfaltet hatte. Es war wie in einem Kindbettzimmer. Man prüfte und lobte die Neugebornen und aß, trank und rauchte leichte Dinge dazu, die der Gelegenheit angepaßt waren. Für den Leser, der den Cereus grandiflorus noch nicht persönlich kennt, will ich eine kurze, unbotanische Beschreibung hinzufügen. Er denke sich ein Stämmchen wie eine vertrocknete Schlange, deren Wirbelsäule kantig durch die fest anliegende Haut sticht, das sich unter mancherlei Windungen hinab und hinauf verzweigt. Außer winzigen Stacheln trägt es dünne strohhalmähnliche Hautanhänge, Luftwurzeln. Die Wurzeln sind so eingerichtet, daß sie durch dürren Sand tief bis auf eine feuchte Schicht hinabstreben können, aus der sie die paar Tröpfchen saugen, die das durch seine harte Haut gegen Verdunstung geschützte Gewächs für die Blütezeit aufspeichern wird. Ich denke mir es aus seinem irdnen Topfe heraus in das Thal einer Sanddüne, die an eine mexikanische Basaltklippe angeweht ist. Weißer Sand, bräunlicher Stein und ungetrübter blauer Steppenhimmel: so denke ich mir die ursprüngliche Umwelt der Königin der Nacht. Die Farbe des Steins ist in ihrem Stämmchen, das Zweig und Blatt zugleich ist, die Farbe des Schnees ist in der Blüte, das Gold der Sonne in den Staubfäden, die sich in einem leuchtenden Strom aus der Blüte ergießen; die Sonne selbst aber ist in der Strahlenform der Blüte, die aus zahlreichen schmalen Blumenblättern besteht, deren Weiß etwas durchschimmerndes hat, das du nur mit zartem Papierporzellan vergleichen magst. Wenn man das Vergrößerungsglas anwendet, sieht man, daß der eigentümliche bleiche Glanz dieser Blüten von der körnigen Beschaffenheit der Oberfläche der einzelnen Blumenblätter kommt. Ich kenne Kaktusblüten von bläulichem Purpurrot und reinem Weiß der zarten Staubfädenbüschel, die glänzender sind, aber keine, die an stiller Majestät mit diesen großen blassen Sternen wetteifern könnten. Da ist wirklich etwas königinnenhaftes, eine Mischung von Wehmut und von Lust, und die stille Frage scheint aus jedem Blumenkelchlein hervorzuhauchen: Warum blühe ich hier in dieser fremden Welt? Und warum ist der Weg so klein von der Blüte zum Welken? Auch der Gegensatz zwischen der Pflanzengestalt und dieser Blüte ist ergreifend. Bei andern Kakteen ruft der Unterschied zwischen der kristallinischen Starrheit der höchst regelmäßig gekanteten, gefurchten und bedornten Pflanze zu ihrer zarten Blüte, die wie ein Schmetterling auf einem Kristall sitzt, unser Staunen wach. Hier ist es Armut und Reichtum, Bettlergewand und Strahlenkrone. Wahrlich, es ist ein Märchen, das uns diese vergängliche Blüte erzählt. Und wenn man bedenkt, daß sich in ihrer Heimat Tausende von diesen Blüten öffnen, ohne daß ein menschliches Auge sie sieht, so scheint der Reichtum und die Schaffensfreude der fruchtbaren Mutter Natur vernehmbar aus ihr zu sprechen. Für jahrelanges Mühen und Kargen im Aufbau des dürren Stengel- und Blättergerüsts siehe hier den Lohn in der überraschenden Blütenschönheit, der nur ein Alter von einigen Stunden beschieden ist.

Digitized by Google

Bei uns war zum Glück kein Zweckmäßigkeitsfanatiker in der Stunde voll Weihe, in der wir das schöne Gebilde betrachteten. Sonst hätte er sicher nicht verfehlt, uns zu belehren, daß eigentlich gar nichts Überraschendes an der ganzen Geschichte sei als höchstens unsre Bewundrung. Es komme eben darauf an, die Fortpflanzung der Spezies Cereus grandiflorus sicherzustellen, koste es, was es wolle. Daher die auffallend große Blüte. Je kürzer ihre Dauer, desto auffallender ihr Äußeres, das bestimmt sei, mexikanische Brummkäfer, eitle Schmetterlinge oder dumme Hummeln anzuziehn, damit sie den Blütenstaub von einer Pflanze zur andern übertragen. Einige Pflanzen erzeugen tausend kleiner Blütchen, die sommerlang duften, andre wenig große, denen eine ganz kurze Lebenszeit beschieden ist. Es kommt eben auf die Umstände an, unter denen das eine oder das andre zweckmäßig ist. Im Grunde seien die Einrichtungen vieler Blüten heimischer Pflanzen bemerkenswerter, die z. B. den Zweck erreichten, den Blütenstaub auf das zart behaarte Rückenschild der Biene abzuklopfen, die, wenn sie dann in der Nachbarblüte Honig sammelt, ihn an deren Stempel befruchtend abstreifen müsse. Und nun gar die Fälle von Nachäffung, wo die Nessel die honigreiche Taubnessel nachahmt, sodaß sie von Insekten angeflogen werden, die ihren Irrtum erst einsähen, wenn der Zweck erreicht sei.

Ich sage, zum Glück hatten wir keinen Zweckmäßigkeitsfanatiker unter uns und durften ungehemmt uns unsrer Bewundrung der Schöpferphantasie hingeben, die dieses Werk neben Millionen andrer geschaffen hat. Von des Amethysten, den du am Halse trägst, „veilchenblauem Gewand," das in einer Bergkluft entstanden ist, wo nicht von Bestäubung, Befruchtung und scharfsinnigem Hinterdaslichtführen thörichter Insekten die Rede ist, bis zu der Kunst und Pracht eines Menschenauges ließen wir die Schönheiten der Natur an uns vorübergehn. Wer möchte leugnen, daß es darunter einige sehr zweckmäßige Mechanismen giebt? Wenn Millionen Sandkörner übereinander liegen, werden sich doch wohl einige davon auf das zweckmäßigste eng aneinander passen.

Was wollen aber diese paar Zweckmäßigkeiten sagen, in denen die Natur sich selbst zu helfen scheint, neben der Masse von großen und schönen Bildungen, die nur eine Künstlerphantasie hingezeichnet haben kann? Es könnte ja alles so ganz anders sein, gemeiner, häßlicher. Und in Wirklichkeit, wie weniges in der Natur dürften wir wagen, häßlich zu nennen! Wir wollen es jedoch gar nicht so nennen, denn wir fühlen, daß unser Urteil und unser Geschmack nicht an die Schöpfungen der Natur heranragt. Die Natur hat ihre Schönheitsgesetze, die unabhängig sind von den Existenzbedingungen der einzelnen Geschöpfe. Die Natur thut sich selbst Genüge in der Ausbildung des Schönen, unbekümmert, ob es mir oder der in Blumen honigsaugenden Hummel Nutzen oder Vergnügen macht. Wir kennen und wissen überhaupt nur einen kleinen Teil des Schönen, dessen sie fähig ist, schon weil ungeheuer viel einzelne Geschöpfe und ganze natürliche Verwandtschaftsgruppen untergegangen sind. Was die Schönheiten eines Waldes riesiger Bärlappbäume waren, in denen Vögel noch nicht nisteten und sangen und

Digitized by Google

Schmetterlinge noch nicht flogen, wissen wir nicht. Und welche Kristallbildungen die Erde in ihrem Innern erzeugt, ist uns unbekannt. Wir sehen einen Strom von Fladenlava, die aus Strähnen, Zöpfen, Wirbeln, Knoten des jäh geflossenen Gesteins zusammengewirrt ist, ein Bild der Zerstörung. Daran finden wir nichts Schönes; nur das Erhabne der Einsamkeit unter den gigantischen Massen bewegt uns. Aber bei der Verwitterung dieses ordnungslos hingegossenen Feuergesteins fallen Kristalle von gesetzmäßiger und zugleich zierlicher Bildung heraus, die sich zu ihrer Bildungsstätte wie die Perle zur Muschel verhalten. Für wen war nun diese Schönheit bestimmt?

Wenn man von den Beziehungen zwischen Blumen und Insekten oder honigsaugenden Zwergvögeln spricht, handelt es sich um Tiere mit hoch entwickelten Sinnen. Aber wie ist es mit der in allen Farben strahlenden und schillernden stummen und blinden oder nur Licht, aber kaum Farben empfindenden Bevölkerung des Wassers? Mit den silbernen oder goldnen Fischen, den prächtigen Gärten von Seeanemonen und Korallen, den schöngewundnen Schaltieren, den bunten Nacktschnecken und endlich den an Sinnesempfindung tiefstehenden, aber in zierlichsten Formen gebauten Schleimtieren, die man Radiolarien, Rhizopoden, Schwämme nennt? In der Organisation ihres Körpers, der nichts als ein Häufchen lebenden Schleims ist, stehn sie auf der untersten Stufe, im Bau ihrer Kalk- und Ziegelgehäuse erreichen sie mit das Höchste an Schönheit und Regelmäßigkeit. Diese feinen Gebilde, die überdies größtenteils ungemein klein sind und nur durch das Mikroskop gesehen werden können, haben sicherlich niemand zu gefallen. Sie sind, vergleichbar dem Kristall der Lava, nicht bestimmten Zwecken zuliebe geschaffen, sondern die Natur bildet sie, weil sie sie bilden muß, sich selbst zum Zweck, weil es so in ihren Gesetzen liegt. Nicht selten sind niedere Tiere mit nesselnden Organen von heftiger Wirkung ausgestattet, die jede Annäherung eines fremden Tieres hindern sollen, und zugleich locken sie durch die leuchtendsten Farben und die schönsten Formen an. Wer löst diesen Widerspruch?

In meiner Erinnerung taucht ein Bild aus den bayrischen Voralpen auf. Der Kahn trägt mich auf den lichtbläulich-grünen See hinaus, dessen unteres seichtes Ende eine von weißen und gelben Seerosen dicht durchflochtene Schilfwildnis ist. In den tiefern Gräben fahren wir zwischen unzähligen schwimmenden Blüten dahin, an deren Bau mich einigermaßen diese Königin der Nacht erinnert. Auch die Schönheit der weißen Seerose liegt in dem zarten Weiß der Kränze von Blumenblättern, die die Rosette goldgelber Staubfäden umgeben. Beide wirken zusammen wie ein ungemein symmetrisches Kunstwerk, wenn die Rose auf dem dunkeln Wasserspiegel wie ein Stern schwebt, und der Blick über die Fläche hin ein sternbesätes Firmament zu sehen meint. Eine tiefere Schönheit enthüllt uns die genaue Betrachtung der Blume. Da sehen wir die weißen außenstehenden Blütenblätter langsam in die goldgelben der Mitte übergehn, die immer dünner, fadenförmiger werden, bis sie sich in die Träger der Staubfäden verwandeln, die ihrerseits im Kreise um den kronenförmig ausgezackten Gipfel stehn. Pflücken wir aber die Seerose und betrachten den

Digitized by Google

untern Teil, der den Blicken der Menschen entzogen zu bleiben pflegt, so sehen wir vier grünliche und braunrötliche Blätter, die wie ein Kelch die innere Rosette umgeben und die Knospe vollständig verhüllen, und zwar so, daß immer von rechts her eins über das andre seitlich übergreift. Abwechselnd mit ihnen stehn vier Blätter, gleichsam einen innern Kelch bildend, die schon fast ganz weiß sind; am Grunde sind sie blaßrosenrot, und eine grüne Mittellinie, oft nur angedeutet, zieht bis zu ihrer Spitze, wo sich das Grün noch einmal ausbreitet, den äußersten Rand wie mit einem grünen Farbentröpfchen ausfüllend, das an die zierliche Spitze des Schneeglöckchens erinnert. Nun erst folgen dreimal vier reinweiße Blumenblätter, die nach innen an Größe abnehmen; und alle die zwanzig setzen also aus fünf Vierblätterrosetten den schönen Blütenstern der vollendeten Blume zusammen. So ist eigentlich die der Bewundrung der Fische dargebotne Unterseite der Seerose nicht minder schön als die Oberseite, die uns entzückt.

Es geht ein Grundgesetz der Farbenharmonie durch diese Blüte. Es ist ein allgemeines Gesetz, nur wird es in diesem einen Falle besonders deutlich. Man wird gerade dabei am wenigsten von Zweckmäßigkeit sprechen können, denn es handelt sich um Vorgänge tief im Innern der von doppelten und dreifachen Hüllen eingeschlossenen werdenden Blüte. Keine Farbe tritt schroff neben die andre, sondern von einer führt es in tausenderlei Abstufungen zur andern über, keine ist ganz allein einem einzigen Organe zugeteilt, keine tritt nur einmal, sondern alle treten immer in Wiederholung auf. Man ahnt daraus, was ja dann das Mikroskop recht deutlich zeigt, den mosaikartigen feinern Bau der Pflanzenorgane. Das Rot der Rose ist in Millionen kleiner Farbkörnchen durch das Blütenblatt verteilt, und so jede Farbe. Hier liegen sie dünner, dort dichter, je nachdem der Vorrat groß ist. Dieser aber ist in der Regel innen im Blätterkreis der Blüte größer als außen, und auch in dieser Verteilung herrscht Regel und Gesetz. So wie sich die Masse um den Kristallmittelpunkt oder die Kristallachse streng gesetzlich verteilt, wobei in bewundernswürdiger Gerechtigkeit keine einzelne Seite von der andern bevorzugt wird, so sind offenbar auch Masse und Farbe in der Blüte aus einer Summe heraus in Teile zerfällt worden, die einander gleich sind, drei, fünf, sechs, sieben oder mehr, je nach dem Bau. Auch hier eine gerechte Verteilung, wenn auch nicht nach scharfen Linien wie im Kristall, und als Folge davon die Bildung der Farbensterne, die von den dreistrahligen bis zu den vollen Büscheln und Blumenkörben der Zusammengesetztblütigen der Ausdruck eines großen Bildungsgesetzes sind. Wir sehen hier überall eine konzentrische Anordnung um das Ende der Achse der Pflanze, die einen großen Teil der Schönheit der Blüten mit sich bringt. Ganz treffend nennt man die kantigen Kaktusse Kristalle des Pflanzenreichs; aber auch die Rose ist ein Kristall von organischer Freiheit; die Kristallgesetze gestalten in ihr den zartesten organischen Stoff. Es giebt sehr schöne unsymmetrische Blüten, man denke nur an die Orchideen, aber die einfache, sozusagen klassische Schönheit ist die der Blumensterne. Darauf führt ja am Ende auch die Schönheit der Blumen zurück, die immer zu den schönsten ge-

Digitized by Google

hören werden, der Rosen. Und würden die Dichter von den Blumenaugen sprechen können, die uns traulich und doch geheimnisvoll anschauen, wenn nicht die regelmäßige Anordnung der Blätterkreise in der Blume darauf hinwiese? Eine wilde Rose, eine Brombeerblüte, die große Blüte der ahornblättrigen nordamerikanischen Himbeere mit den bläulichroten silberschimmernden Blumenblättern sind Muster von regelmäßigen Sternformen: innen die zusammengeschlossenen Griffel um den Mittelpunkt, dann die goldnen Staubgefäße, dann die Blumenblätter, und zwischen diesen durchschauend die Kelchblätter. Ähnlich die Georginen und Astern, nur daß bei diesen durch die Vervielfältigung der äußern Blätter die Zahl der Strahlen wächst. Sehr oft sind, wie bei allen diesen, die wir eben genannt haben, die tiefen Farben außen; sogar die purpurroten Spitzen der Gänseblümchen, die lila Spitzen der innen weißen Herbstzeitlose, die Purpurspitzen des Kahnes und der Flügel der Kleeblüten bestätigen die Regel. Aber es kommen auch dunkle Flecke an der Basis heller Blumenblätter vor, besonders schön beim Mohn, bei manchen Lilien und Tulpen, bei den goldgelben Potentillablüten und vielen andern.

Die Farbenverteilung in der Blüte hängt eng zusammen mit der ganzen Massenverteilung, die sich in der Form ausspricht. Das macht ja eben den Eindruck des bewußt Künstlerischen, daß die Farbe die Struktureigentümlichkeiten der Blüte so klar zur Erscheinung bringt, wie die Ornamentik es an einem Bau thut oder thun sollte. Das zeigen besonders schön die geäderten und gestreiften Blumenblätter. Außerdem sieht man bald, daß neben der Verteilung der Farben die Verteilung der Formen auf einen starken Ausdruck der Gesetzmäßigkeit des ganzen Baus hinarbeitet, den wir meinen, wenn wir von dem „Stil“ einer Pflanze sprechen. Sehen wir die liebliche Nigella, das Gretchen im Busch an, dessen sinnige Benennung schon anzeigt, daß es eine eindrucksvolle Blumenpersönlichkeit ist. Wie ist hier das Motiv der Zerschlitzung von den ersten Blättern bis zur Blumenkrone folgerichtig durchgeführt: an dem schwanken, kantigen, schlanken Stengel stehn die Blätter spärlich in langer Spirale, jedes einzelne durch das Verschwinden der breiten Flächen gleichsam auf die Grundlinien zurückgeführt, als ob es nur noch aus den Hauptadern eines fertigen Blattes bestünde. Wie schön drängen sich aber dann fünf oder mehr solche Blätter zu dem „Busche“ zusammen, in dem die mildblaue Blume wie im Moose steht, und der die Knospe wie ein Moosbüschelchen einhüllt. Ihre Blumenblätter sind scharf zugespitzt, oft auch zerteilt, und dunkleres Blau verbreitet sich in ihren stark hervortretenden Adern. Der Kranz schlanker Staubfäden und das Büschel weit herausragender Griffel vollenden eine Pflanze von zartem, durchsichtigem Bau, in der die Formen ebenso harmonisch aufeinander gestimmt sind, wie das Blau der Blüte und das Blaugrün der Stengel und Blätter.

Die Knospen haben ihre besondre herbe Schönheit. Ich vergleiche Knospen und Blüten der Wiesenskabiose, die Knospen sind dunkelviolett, zusammengedrängt, haben etwas geschlossenes in ihrer ganzen Erscheinung; die aufgeblühte Skabiose kennen wir alle als eine hellviolette, durch die herausragenden Staub-

Digitized by Google

fäden haarartig fein gegliederte Blume. Dazu kommen innen die grünen, an der Spitze braunroten Kelchblätter. Die Knospe der weißen Seerose ist grünlichbraun und hat fast die Form einer geschlossenen Teichmuschel. Die Rosenknospen haben bekanntlich schon eine sehr elegante Form wegen der Zuspitzung und Ausfransung ihrer grünen Kelchblätter. Aber doch, welche Überraschung, wenn sie sich entfalten; denn neben der festgeschlossenen, zusammengezognen Knospe ist die voll aufgeblühte, sich ausbreitende Rose eine ganz neue, selbständige Schöpfung. Nur die Unterseite zeigt dann noch die Spuren der zierlichen Hülle, die sich zur Blüte wie die Puppe zum Schmetterling verhält. Mit diesem Knospenzustand der Vorbereitung kann kein einziges von den Zweckmäßigkeitsmotiven der offnen Blume in Verbindung gesetzt werden; so liefern uns also die Formen der Knospen besonders wertvolle Beiträge zu dem Verständnis der innern Gesetze der Blütenbildung.

Wir sprachen von der Unterseite der Blüten, die man auch die Rückseite nennen könnte. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, ein vitaler im wahren Wortsinn. Die Oberseite ist der Sonne zugewandt, die Unterseite der Erde. Die Oberseite zeigt die reichsten Farben, die Farben der Unterseite gehn entweder in das Grün der übrigen Pflanzenteile über oder sind schon entschieden grün. Daß nun auch die Unterseiten mancher Blüten Farbe zeigen, das mag damit zusammenhängen, daß sie auch Licht empfangen, wenn auch in kleinerm Maße. Die Unterseite der weißen Seerose wird vom Wasser her belichtet, die Kaktusblüte empfängt die von den Felswänden oder dem heißen Boden zurückstrahlenden Licht- und Wärmemengen. Immer ist aber in der der Lichtquelle entschieden zugewandten Seite das „Sonnenhafte" aller Lebensentwicklung deutlich ausgesprochen. Das ganze Pflanzenleben ist ja bekanntlich vom Licht unmittelbarer abhängig als das tierische und das menschliche; es giebt keine grünende und keine Blütenpflanze in den dunkeln Tiefen des Meers, der Seen, der Höhlen, wo es bekanntlich nicht an Tieren fehlt. Die Blüte bricht aber bei den meisten Pflanzen auf der Höhe des Lebens auf, die mit der Sonne ansteigt. Lichtarmut verkleinert die Blüten. Die Farbenpracht des Hochgebirgsflors ist durchaus nicht bloß auf die Anlockung der Insekten berechnet, sondern sie ist auch durch den Lichtreichtum der klaren Höhen verursacht. Wenn Lenau von den weißberindeten Birkenstämmen sagt, sie sähen aus, als sei der Mondschein daran hangen blieben, so ist es ein schönes, treffendes Bild; wenn aber jemand sagt, es sei Sonnenlicht in den großen und kleinsten Blüten an der Erde haften geblieben, so ist es die volle Wahrheit; denn die Verdichtung des Lichts und der Wärme, die von der Sonne stammen, im Lebensprozeß der Pflanzen schafft die Blütenpracht. Daher liegt auch eine tiefere Wahrheit in jedem Bilde, das die Blumen mit der Sonne verknüpft. Selbst wenn mich eine mit Herbstzeitlosen dicht besäte fahle Herbstwiese an den milden Abendschimmer eines müden Tags erinnert, oder eine Frühlingsau voll Primula farinosa an einen Hauch von Morgenröte, ist die Wirklichkeit kosmischer Beziehungen im Bilde, in der Ahnung.

Ein Stern des Himmels und der Blütenstern, ein Sonnenstrahl und der

Digitized by Google

Strahl dieser Blüte: warum soll es dem Dichter überlassen bleiben, das Große und Kleine und das Ferne und Nahe zu vergleichen und daraus ein Bild seiner Rede oder seines Gedichts zu gestalten, das verglüht wie ein Fünkchen? Nein, ich will bei solchem Vergleich verweilen. Was sind mir denn überhaupt in dieser gewaltigen Welt der uns sichtbaren Schöpfung, die sicherlich nur ein Tropfen im Meer ist, Größen- und Entfernungsunterschiede? Das sind ja nur Unvollkommenheiten meiner Wahrnehmung. Sie dürfen mich sicherlich nicht abhalten, die Dinge am Himmel, in denen aus einem Mittelpunkt heraus mächtige Kräfte nach allen Seiten hinausstreben, zu vergleichen mit den Dingen an der Erde, in denen ich dasselbe wahrnehme. Auch diese Teile der Pflanze, von denen uns Goethe zuerst gelehrt hat, wie sie sich in gesetzlichen Spiralen um die Pflanzenachse bald als grüne Blätter, bald als Kelch- und Blumenblätter und bald als Staubfäden reihen, sind aus gesetzlichen Kreisungen der Bildungsstoffe entstanden, eine Weltschöpfung in kleinerm Maße. So wie diese Blume verwelkt, verlöscht einst die Sonne, und beide Welten teilen die Geschichte eines Aufsteigens, eines Höhepunkts und eines Niedergangs.

Was will da ein leichtsinniges Wörtlein wie Zufall sagen? Nur für einen blöden Sinn können die imponierenden Entfernungen der Weltsysteme die Veranlassung zu einem Staunen sein, das er nicht empfindet, wenn er diese Wunderblüte sich öffnen und schließen sieht. Es sind in beiden dieselben Kräfte und dieselben Gesetze. Das eine ist aber so wunderbar wie das andre. Ja, in die Wunder des unendlich Kleinen werden wir aller Voraussicht nach niemals so tief eindringen können wie in die des unendlich Großen. So müßte denn eigentlich das Verborgensein dieses ganzen Cereus von der Wurzel bis zur Blüte und Frucht in einem winzigen Kaktussamenkörnlein, aus dem sich die ganze Seltsamkeit und Pracht in gesetzmäßiger Folge und mit kaum einer Abweichung von der seit Jahrhunderttausenden feststehenden Form entfaltet, wenn Licht- und Wärmestrahlen die Hülle durchdringen, als eines der allergrößten Wunder der Schöpfung gelten. Indessen ist ja das Keimen eines Weizenkorns oder einer Moosspore geradeso wunderbar. Wir sind also von unerklärlichen Dingen und Vorgängen umgeben, ob unser Blick in die Tiefe des Sternenhimmels taucht oder über eine Wiese oder nur ein Moospolster hinstreift, nur daß der gestirnte Himmel der blühenden Wiese um uns in vielen Einzelheiten erreichbarer ist als der „gestirnte Himmel über uns."

Die Königin der Nacht schien sich zum Niedergang zu rüsten, die hinausgerichtete Kraft ihrer Strahlen erlahmte, ihr Blütenstern schaute uns nicht mehr voll an, sondern senkte sich erdwärts. Das Sonnenhafte will sich entschwingen. Es hat keinen Zweck, auch dieses Sterben zu sehen. Lebt doch die schöne Blume in meinem Innern fort, so wie sie lange, ehe sie erschien, in der Seele eines unbegreiflich hohen und reichen Wesens geblüht haben muß. Doch still; ich streife hier an die Grenzen der Mystik. Wenn das mein naturwissenschaftlicher Freund wüßte, der mir auf meine Frage nach dem heutigen Stand des Wissens von den Blüten geantwortet hat: Außerhalb der Ihnen bekannten

Digitized by Google

Handbücher behandeln die selbständigen Werke über Blüten fast nur noch die Anpassung, besonders an die blütenbesuchenden Insekten und Vögel. Der Gute hatte offenbar geglaubt, über dieses große Problem hinaus, das in Wirklichkeit höchst nebensächlich ist, brauche niemand zu schauen, der sich um Blüten kümmere.

Ich aber danke der Königin der Nacht, daß sie mir einen Dämmerstrahl darüber hinausgeworfen hat. Zwar sollte von Rechts wegen jede Grasblüte und jedes Moosbecherchen denselben tiefen Eindruck machen, aber es ist doch wirksamer, wenn uns in dem großen Märchenbuch der Schöpfung ein so glänzendes Blatt gezeigt wird. War es doch die schönste der Blumen, die dem Seraphinischen Wandersmann einen der größten Gedanken eingab, die je in zwei Zeilen ausgesprochen worden sind:

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

Dreimal gefunden

Novelle von Magdalene Thoresen*)

Die Junisonne stand hoch am Himmel, als die Passagiere des Dampfschiffs, das nach den nördlich von Dovrefjeld liegenden Gegenden bestimmt war, einer nach dem andern den Kopf aus der Kajütenthür streckten, um Wetter und Wind zu erforschen. Sie schauerten alle zusammen, denn es war bitter kalt, und wenn das den schönsten Monat des Sommers vorstellen sollte, fühlte man sich versucht, sich für den Rest schönstens zu bedanken.

Aber bei den Passagieren der ersten Klasse hielt dieses Gefühl nicht lange an, denn schöne und erwärmte Räume winkten ihnen verlockend und hielten auch, was sie versprachen. Mit den Deckpassagieren verhielt es sich anders, und davon gab es eine große Anzahl, Männer und Frauen, sogar Mütter mit ihren kleinen Kindern, die die Nacht unter freiem Himmel zugebracht hatten. Aber da war nichts zu machen — jeder hatte so viel Bequemlichkeit, wie er zu bezahlen imstande war.

Unter diesen Deckpassagieren waren die am besten daran, die sich um den Dampfschlot zusammengedrängt hatten, obgleich es dabei freilich vorkam, daß, wenn die Hitze auf der einen Seite fast zu groß war, die Kälte auf der andern darum um so empfindlicher biß — aber dann konnte man sich ja umwenden.

An den untern Teil des Dampfrohrs gelehnt hatten sich zwei Mädchen niedergekauert. Kopf und Gesicht hatten sie in große wollne Tücher gehüllt, und es schien, als ob sie den Schlaf des Gerechten schliefen, denn obgleich die Leute beständig an ihnen vorübergingen, und ein junger Bursche, der sich an die Kajüte des Postinspektors lehnte und sie beobachtete, bald auf das Verdeck stampfte, bald eine Melodie pfiff, um sich der Kälte zu erwehren, so ließen sie sich dadurch nicht im geringsten stören.

*) Aus dem nächstens im Verlage von Fr. Wilh. Grunow erscheinenden Bande „An einsamen Küsten." Übersetzt aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber.

Digitized by Google

Als so einige Zeit vergangen war, zündete der Bursche seinen Nasenwärmer an und begann mit leiser, näselnder Stimme zu singen — wobei er aber weder das Ausspucken noch das Rauchen versäumte —, und zwar eins der endlos langen Liebeslieder, in denen das „untreue Mädchen“ und der „betrogne Freund“ nie zusammenkommen, nur weil sie sich gegenseitig mit ganz unsinnigen Worten die Meinung gesagt haben.

Pfui, ist das ein Geleier! sagte endlich eins der Mädchen, indem es sich erhob und dem Burschen einen ärgerlichen Blick zuwarf.

Na, es ist doch gut, daß du endlich einmal die Augen aufmachst, sagte er und spuckte ins Wasser.

Was willst du von mir? fragte sie.

Wo kommst du her? fragte er als Antwort.

Daher, wo ich zuletzt war, sagte sie und lachte das andre Mädchen an, das nun auch erwacht war. Nachher trat sie an die Reling und blieb dort stehn, und es dauerte nicht lange, so folgte ihr der Bursche.

Ich habe dich gleich gestern abend bemerkt, sagte er und sah sie schrecklich verliebt an.

So, wirklich? erwiderte sie und wandte das Gesicht ab.

Wo willst du hin? fragte er weiter.

Ich gehe zu Leuten hier oben, antwortete sie, und du?

Ach, ich gehe auch hier in die Nachbarschaft und hole eine Jacht, die ich mir gekauft habe.

Ah, du bist also ein großer Herr?

Ja, das heißt, mein Vater ist es, der bezahlt, aber ich soll sie führen.

Wessen Sohn bist du denn?

Holger Bjerke ist mein Vater.

Und wie heißt du selbst?

Ich heiße Asmund. Und du?

O — ich heiße Ragna.

Leben deine Eltern noch?

Nein.

Komm ein wenig zu mir, du, flüsterte er und zwinkerte mit den Augen.

Sie erhob den Kopf und sah ihn mit ihrem klaren Blick fest an, bis er ganz verlegen wurde. Bist du von der Sorte? fragte sie. Nein — ich danke schön. Und damit verließ sie ihn.

Er ärgerte sich über das, was er gesagt hatte, aber nun war es einmal geschehn und konnte nicht wieder ungeschehn gemacht werden. — Aber so ein schönes, energisches Mädchen, strahlend, frisch und gesund!

Nachdem wieder eine Weile vergangen war, sah er sie plötzlich mit dem andern Mädchen keck auf den Platz, auf dem er stand, zusteuern. Er bekam einen roten Kopf und ließ die Mundwinkel hängen, denn er merkte wohl, daß sie nichts Gutes gegen ihn im Schilde führten.

Du fragtest vorhin, woher ich komme, begann Ragna und richtete sich stolz auf. Nun sollst du es erfahren. Das Mädchen hier und ich, wir ruderten im vorigen Jahre droben in den Lofoten auf Fischfang.

Ha ha! Der Bursche brach in lautes Gelächter aus.

Du kannst lachen, so viel du willst, unterbrach sie ihn, wer sich verantworten kann, hat wohl auch das Recht dazu.

Nun, dann nahmt ihr wohl einen Liebsten, oder auch zwei mit? spottete er, indem er den Kopf in den Nacken warf — jetzt war er oben auf.

Vielleicht bist du frech, weil du abgewiesen worden bist! gab sie eben so höhnisch zurück.

Digitized by Google

Ich wüßte nicht, daß ich mich angeboten hätte!

O, du erinnerst dich wohl vielleicht an ein kleines Haus, wo zwei Mädchen ganz allein wohnten? Denn da begehrte an einem Sonntag Abend gerade so ein leichtsinniger Fant wie du Einlaß. Aber die Mädchen gaben ihm ordentlich Bescheid, wie er es verdiente. Wenn ich es gewesen wäre, die damals Antwort gab, dann hättest du meine Stimme wohl wieder erkannt, denn er, der Lümmel, der sich nicht schämte, ein braves Mädchen zu überfallen, das warst du, mein Junge!

Nach diesen Worten wandte sie ihm den Rücken und ging, während der Bursche verlegen und beschämt dastand. Zu seinem Ärger drängte sich auch ihm die Erinnerung an jenen Abend wieder auf. Allerdings hatte er sich dort am Ufer herumgetrieben und bei zwei jungen Mädchen angeklopft, die, wie er wußte, in dem kleinen Häuschen ganz allein wohnten. Zwei Mädchen, die auf den Fischfang gingen! — Aber noch nie in seinem Leben hatte er so die Wahrheit zu hören bekommen. — Und nun wurde es ihm noch einmal vorgeworfen! Er war so wütend, daß er hätte aus der Haut fahren mögen.

Eine Weile wandte er sich ab und gab seinem Zorn auf das Meer hinaus freien Lauf; aber als er sich ein wenig beruhigt hatte, schielte er doch wieder nach dem Mädchen hinüber — um zu sehen, ob es noch da war. Jawohl, dort drüben stand sie unter denen, die sich nach der Landungstreppe hingedrängt hatten, denn man näherte sich gerade einer kleinen Haltestelle.

Wie schön und aufrecht stand sie da unter all dem andern Pack! Er ärgerte sich, daß es ihm durch Mark und Bein ging.

Da ertönte das Zeichen, und die Maschine hielt an. Die Treppe wurde hinunter gelassen, und die Luke geöffnet. Und nun ging es Hals über Kopf hinunter mit den Passagieren und ihrem Gepäck in die zwei kleinen Boote, die unten angelegt hatten und sofort überfüllt waren.

Ein „Fertig" ertönte vom Kommandobrett über das Durcheinander hin. Die Matrosen schlugen die Luke zu und begannen die Treppe wieder heraufzuziehn.

Da erklang ein Notschrei. Er kam von einer Frau, die jetzt erst bis an den Aussteigeplatz gelangt war. Sie sah krank und elend aus, hatte ein Kind auf dem Arm und ein andres an der Hand, und Thränen rannen ihr über die Wangen hinunter.

Fast gegen seinen Willen war Asmund an den Aussteigeplatz getreten, aber obgleich er für sein Leben gern das Mädchen noch einmal gesehen hätte, hatte er doch das Gesicht nach der andern Seite gewandt, sodaß er die Frau sogleich bemerkte und erriet, daß sie sich verspätet habe. Und nun war der Bursche auf seinem Platz — denn er war gutmütig und entschlossen. Ehe der Matrose sich darüber klar wurde, stand Asmund schon neben ihm, ließ die halb heraufgezogne Treppe wieder sinken, packte die Frau und reichte sie mitsamt den Kindern, eins nach dem andern, ins Boot hinunter, warf auch ohne Umstände eine alte große Schiffstruhe, die ihr gehörte, oben auf die andern Gepäckstücke — und schwang sich schließlich selbst wieder aufs Verdeck. Das Ganze war blitzschnell vor sich gegangen und ohne langes Bedenken, denn die Maschine hatte schon angefangen, sich in Gang zu setzen, und das ungeduldig wiederholte „Fertig" des Kapitäns drängte — solche Nachzügler meldeten sich allzuoft.

Doch nun war es geschehn, und die Entschlossenheit, mit der es gethan war, machte die Sache gut. Der junge Mann stand vor Anstrengung bebend droben und sah zu, wie die Frau unten im Boote zurecht kam; sie starrte noch immer mit ihrem scheuen Blick zu ihm auf, als ob sie nicht verstünde, wie alles zugegangen sei.

Dann stieß das Boot ab. Aber in diesem Augenblick faßte sich der Bursche ein Herz und wandte sich nach dem Mädchen um. Und das lohnte sich, denn er

Digitized by Google

bekam ein Kopfnicken und einen strahlenden Blick, die er damit beantwortete, daß er den Hut abnahm und sich tief verbeugte. — Sie sollte verstehn, daß er ihr alle Ehre erweisen wollte.

* * *

Auf der Südseite einer ziemlich langgestreckten Insel wohnte der alte Holger Bjerke. Er hatte als Fischer angefangen, danach war er zum Jachtschiffer aufgerückt, und in seinen alten Tagen lebte er nun als Fischhändler; aber er hatte ein bedeutendes Vermögen, und sein Sohn Asmund war sein einziges Kind, deshalb wurde das Geschäft nicht mehr mit besonderm Eifer betrieben, es geschah mehr, daß man eine Beschäftigung hätte.

Holger hatte eine kleine, schüchterne Frau gehabt, die sich immer in der Küche aufhielt und sich nur in der Stube zeigte, wenn ihre Gegenwart verlangt wurde, gerade wie ein Mäuschen, wenn es von der Stille verführt bei Tag sein Loch verläßt.

In gewisser Hinsicht hatte sie Glück gehabt, denn als sie nach einigen Jahren des Ehestands einen Sohn gebar, schloß sie zugleich mit dem Leben ab. Auch über ihren Tod war nichts weiter zu berichten, als daß die Leute über den unverhältnismäßig großen Sarg spotteten, worin sie begraben wurde. Sie meinten, weil ihr Mann, so lange sie lebte, allzugenau acht gegeben habe, daß sie nicht so viel Platz einnehme, habe er ihr jetzt, wo sie tot war, das Doppelte von dem, was sie brauche, gegeben. Das war aber durchaus nicht etwa aus Reue geschehn, Bjerke war im Gegenteil ganz zufrieden damit, daß Gott diese Ehescheidungsangelegenheit in die Hand genommen hatte.

Seit dem Tode der Frau waren nun dreiundzwanzig Jahre vergangen. Der Sohn war einige Jahre vom Hause weg auf einer Schule gewesen und nach der Konfirmation wieder zum Vater zurückgekehrt. Und da war er nun und ließ sichs wohl sein; der alte Bjerke war allerdings ein Despot, der alle, die unter ihm standen, tyrannisierte, aber dem Burschen verursachte das keinen Kummer. Er machte es wie die andern, er beugte sich der Gewalt und spottete über sie.

Auf diese Weise wuchs Asmund ohne ein innigeres Verhältnis zum Vater auf, aber ein solches wurde auch gar nicht verlangt. Nur eine Forderung wurde jetzt, wo er erwachsen war, an ihn gestellt: er sollte Geld verdienen. Eignen Boden unter den Füßen und eignes Geld in der Tasche! war des alten Bjerke Spruch. Das hatte er selbst erreicht, und noch mehr dazu, und nun war der Junge in dem Alter, wo er es auch versuchen sollte.

Und er mußte ja nicht mit leeren Händen ausziehn, wie einst der Vater. Es lag schon ein Fahrzeug bereit, das nur auf ihn wartete, und mit dem südwärts fahrenden Dampfer sollte er abreisen, um es zu übernehmen und seine Laufbahn zu beginnen.

Am Abend vor der Abreise sprach Bjerke auf seine Art noch ein ernstes Wort mit dem Sohne. Trotz seiner Ungebildetheit hatte er doch über das Leben nachgedacht und sich von dessen Dornenstrauch eine gewisse Weisheit gepflückt.

Nun laß nur das Heimweh nicht aufkommen, sagte er. Ein Jachtschiffer soll da seine Heimat haben, wo er seine Fracht lädt.

Der Sohn lächelte. Darüber, meinte er, könnte der Vater vollkommen beruhigt sein.

Und dann sind da auch die Weiber, fuhr der Vater fort. Von ihnen sollst du dich fern halten. Sie sind lauter Plunder — jede auf ihre Art.

Ja, Vater — aber — wandte der Junge ein.

Da ist gar nichts dagegen zu sagen, fuhr der Vater auf. Sie nehmen einem bloß den Verstand und das Geld dazu, und das richtet nur Unglück an.

Digitized by Google

Aber du hast doch selbst geheiratet, wandte der Sohn wieder ein.

Nun ja — das hatte so seine Bewandtnis. Ich war ja schon fünfzig Jahre alt. Wenn du einmal ebenso alt bist, dann werde ich wohl unter der Erde liegen, denke ich mir, und dann kannst du meinethalben thun, was du willst.

Der Sohn räusperte sich und schwieg. Unwillkürlich überlegte er sich die Zukunft. Wenn er fünfzig wurde, dann mußte der Vater, der jetzt fünfundsiebzig war, schon über hundert Jahre alt sein. Ja freilich, da hatte es keine Not! Wenn der Alte, der ja schon ganz wacklig auf den Beinen war, achtzig Jahre erreichte, so würde ihn das sehr wundern — und bis dahin waren es nur noch fünf Jahre!

Beinahe hätte der Sohn angefangen zu pfeifen.

Nein, siehst du, ergriff der Alte, von des Sohnes Schweigen wieder etwas beruhigt, aufs neue das Wort. Wenn die Frauen den Verdienst des Mannes nicht geradezu vergeuden, so sind sie doch feig wie die Mäuse, drücken sich immer hinter die Thüren und in die Ecken — man weiß nie, wie man mit ihnen dran ist. Kurz gesagt, summa summarium, es kommt kein Frauenzimmer mehr hier ins Haus! Und um seiner Rede noch mehr Nachdruck zu geben, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Punschgläser tanzten.

Nein nein, Vater, sagte der Sohn beruhigend, du sollst davon verschont bleiben, ich verspreche es dir sicher.

Aber als er dann allein war, dachte er zum erstenmal recht innig an die Mutter, die er nie gekannt hatte. Und er dachte immerfort an sie, bis sein Herz so weich wurde, daß er nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte; aber dann schlief er ein. Er fand aber nicht die rechte, feste Ruhe, dazu war sein Gemüt zu erregt, und die Träume kamen und gingen in wechselnden Bildern.

Bald stand er auf dem Dampfschiff und ließ sich vom Aufwärter ein Glas Toddy reichen, bald ging er gebietend auf seinem eignen Schiff umher und ließ die Flagge hissen, der Flagge zum Gegengruß, die ihm vom Lande zuwinkte. Er fühlte sich froh und wohlgemut und war eben daran, einen Gesang anzustimmen, während er den Anker lichtete und nach dem Wind ausschaute.

Da hörte er plötzlich einen klagenden Ton, und er sah sich um. Nicht weit von ihm entfernt lag ein kleines verschüchtertes Frauenzimmer auf den Knieen und suchte sich in einen Erdhügel hineinzugraben. Zugleich ertönte ein donnernder Schlag, der gerade so klang, wie wenn der Vater mit der Faust auf den Tisch geschlagen hätte, und das Frauenzimmer fiel tot um. Er wollte zuspringen, um ihr zu helfen — da stand er auf einmal in der Wohnstube, wo der Vater bissig und drohend am Fenster saß, und wo die Tote sich plötzlich groß und stark vor diesem aufrichtete, seine geballten Fäuste ergriff und die Finger einen nach dem andern löste, wie man einen Knoten auflöst, bis über seine bösen, harten Züge ein Lächeln hinzog, und sein altes Gesicht ganz kindlich aussah.

Aus diesem Traum erwachte Asmund mitten in der Nacht, und er fühlte ganz deutlich, nun hatte er seine Mutter und sein eignes Schicksal gesehen. Aber auch das des Vaters hatte er geschaut. Denn ganz gewiß war die Hand des Todes die einzige, die es vermochte, die festgeballte Faust zu öffnen.

Am Tage dann, als er endlich auf dem Dampfschiff festen Fuß gefaßt hatte und gehn und stehn konnte, wo es ihm beliebte, fühlte er sich wieder froh und leicht. Nein, er würde kein Heimweh bekommen! Und sollte er auch nie ein andres Heim finden, als das Schiff mit seinem unsteten Leben, so wollte er doch jederzeit die Freiheit preisen und zufrieden sein.

Aber Asmund bekam nicht zu viel Zeit, wo er sich tummeln konnte wie ein losgelassenes Füllen.

Die Begegnung mit Ragna warf auf einmal alle seine Gedanken über den

Digitized by Google

Haufen. Die Qual, die er gefühlt hatte, als er verlegen vor ihr stand, während sie ihn ausschalt, ihn, der sonst immer gleich mit einer schnellen Antwort bei der Hand war, diese Qual konnte er nicht verwinden: denn sie vereinigte sich mit seiner zunehmenden Sehnsucht, wieder mit ihr zusammenzutreffen.

Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sich mit allem Eifer und aller Treue auf seine Arbeit warf. Je gewissenhafter er seine Pflicht erfüllte, desto weniger hörte er die scheltenden Worte, und desto zärtlicher strahlten ihm ihre klaren, hellen Augen entgegen.

Und so kam es, daß er in dem Augenblick, wo er die der Jugend so verhaßten Fesseln losgeworden war, sich mit jedem Tag fester binden ließ. Aber das erste Band hatte Schwäche erzeugt, das andre schuf neue Kraft, und so brachte es doch die Freiheit, in der die Männlichkeit ihr Wachstum findet.

* * *

Zwei Jahre waren seit dem Zusammentreffen zwischen Asmund und Ragna vergangen. Das kleine Schiff hatte gute Geschäfte gemacht, der alte Bjerke war mit seinem Sohn zufrieden, und der Sohn lebte seinem ernsten Vorsatz unverbrüchlich getreu. Hätte ihm vor drei Jahren jemand gesagt, daß die Jugend auf stillen Wegen so große Freude erzeugen könne, so hätte er es nicht geglaubt. Damals hatte er gedacht, es gehöre eine ordentliche Portion Thorheit dazu, wenn sich ein junger Mensch ordentlich jung fühlen solle.

Aber die Ausgelassenheit der Jugend ist ein Rausch, und nach dem Rausch kommt das Erwachen, und dieses schmälert das Vergnügen nicht wenig.

Davon wußte Asmund nichts. Aber jung sein ist an und für sich schon eine Freude, und diese Freude genoß er jeden Tag reichlich in Gesundheit und gutem Mut. Und doch trug er sich mit einer unbefriedigten Sehnsucht. Wo war Ragna? Am Strand und in den Dörfern hatte er sie gesucht, und nirgends hatte er sie gefunden. War sie nach Amerika gezogen? Dorthin wanderten ja so viele aus, und sie war elternlos. Aber diesen Gedanken konnte er nicht ertragen, und so scheuchte er ihn immer wieder von sich. Besser ging es ihm mit der Hoffnung, denn diese erzählte ihm jeden Abend eine neue Geschichte von dem nächsten Tage, wo Ragna auf die merkwürdigste Weise plötzlich vor ihm auftauchen werde. Und obgleich dies niemals eintraf, ließ er die Hoffnung doch immer wieder erzählen.

Da erhielt er eines Tags von einem Kaufmann auf einer der Inseln einen schriftlichen Auftrag auf eine Ladung Fische und zugleich die genaue Angabe, wann er mit der Ladung eintreffen müsse.

Asmund nahm den Antrag gern an, und ehe die vorgeschriebne Frist abgelaufen war, warf er an dem genannten Ort mit vollbeladnem Schiff die Anker aus.

Der Kaufmann kam gleich zu ihm an Bord, sah sich die Fische an und war zufrieden damit. Ohne Feilschen wurde der verlangte Preis gewährt, und am nächsten Morgen sollte mit dem Löschen der Ladung begonnen werden. Noch nie in seinem Leben hatte Asmund mit einem so entgegenkommenden Manne zu thun gehabt. Mit einer freundlichen Einladung für den Abend trennte sich dieser von Asmund und hinterließ bei ihm das aufrichtige Verlangen nach näherer Bekanntschaft.

Als der Abend anbrach, wanderte Asmund sehr vergnügt dem Hofe zu, der ein wenig vom Kai entfernt lag. Der Kaufmann kam ihm entgegen, begrüßte ihn mit derselben Liebenswürdigkeit wie vorher und führte ihn in die Stube, wo er, weil er ein Witwer war, die Pflichten der Gastfreundschaft selbst übernahm.

Digitized by Google

Draußen und drinnen sah es einsam aus, und es war nicht gerade Wohlhabenheit zu bemerken, aber das ging ja Asmund nichts an. Wenn er nur sein Geld für die Fische bekam, so konnte der Besitzer seinetwegen gern Hof und Felder vernachlässigen, so viel es ihm beliebte.

Während dieser Betrachtung hatte der Kaufmann die Stube verlassen, um seinen häuslichen Angelegenheiten nachzugehn, und kam davon mit einem feuerroten Gesicht wieder herein.

Ich habe ein ausgezeichnetes Frauenzimmer zur Bedienung, sagte er. Aber sie will der Herr im Hause sein. Fast noch nie habe ich ein so schönes Mädchen hier herum gesehen, und wäre es nicht der Leute wegen, machte ich sie wahrhaftig zu meiner Frau.

Was hindert Sie denn daran?

Ach, sie ist sehr merkwürdig! Schon als kleines Kind hat sie ihre Eltern verloren, sodaß sie sich durchbetteln mußte, aber durch ist sie gekommen. Zuletzt war sie in Trondhjem, um die bessere Haushaltung zu lernen, und danach kam sie hierher. In der Zwischenzeit ist sie auch auf Fische gerudert, wie es heißt, und da ich ein wohlkonditionierter Mann bin, so werden Sie begreifen, daß ich mich besinnen muß.

Asmund saß ganz starr und stumm mit der erloschnen Pfeife im Munde da. Sie war es. Es konnte ja niemand anders sein!

Will sie denn auch Sie haben? fragte er mit heiserer Stimme.

Ach du lieber Gott! — Wenn ich nur wollte, dann wäre die Sache bald in Ordnung. Da ist sie! sagte er dann, als sich rasche Schritte auf dem Söllergang hören ließen. Nun müssen Sie sie genau betrachten — und er sprang auf, um die Thür zu öffnen.

Und herein trat Ragna, ein mit Flaschen und Gläsern gefülltes Brett in der Hand. Groß und schlank, rot und weiß, die dicken Zöpfe in einem Kranz über den Nacken aufgesteckt, trat sie in einem hellen Sommerkleid so sicher und leicht auf, als ob sie ihr Leben lang in Reichtum und in gebildeter Umgebung zugebracht hätte.

Asmund schwindelte der Kopf, er schloß die Augen.

Nein, nun müssen Sie bei Gott die Augen aufmachen! rief der Kaufmann lachend. Nun, was sagen Sie dazu? fragte er und strich dem Mädchen mit dem Rücken seiner Hand über die Wange.

Es wurde aber gar nichts gesagt, denn in demselben Augenblick schleuderte Ragna heftig seine Hand weg und verließ rasch das Zimmer. Aber von der Thür aus warf sie Asmund, der noch immer ganz verwirrt dreinschaute, einen fast drohenden Blick zu.

Ja, so ist sie, sagte der Kaufmann und lachte. Es ist nicht das erste mal, daß ich was auf die Finger bekomme.

Sobald als möglich brach Asmund auf und wanderte mit schweren Schritten zu seinem Schiff zurück. Hier ließ er den Schiffsjungen in seine Koje kriechen; er selbst setzte sich, den Rücken dem Lande zugewandt, aufs Verdeck und schaute mutlos auf das Meer hinaus.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

China. Nachdem dank dem ebenso bestimmten wie höflichen Auftreten des Deutschen Reichs der unbegreifliche Versuch der russischen Politik, die Mächte zu einem voreiligen Rückzuge aus Peking zu verleiten, von der Tagesordnung verschwunden war, ist man vernünftigerweise ernstlich bemüht gewesen, die militärische Basis in Petschili für die Dauer zu sichern. Die Säuberung der Umgebung von Peking, die Sicherung der Verbindung mit den Peihomündungen sind erfreulich fortgeschritten, und namentlich ist die Truppenmacht auf diesem Kriegsschauplatz schon so weit verstärkt, daß es selbst einem wider alles Erwarten starken Aufgebot chinesischer Truppen schwerlich gelingen würde, die Stellung zu erschüttern. Aber vor allem: das für Petschili von allen Mächten acceptierte Oberkommando ist eingetroffen, und damit ist eine Hauptschwäche der militärischen Lage beseitigt. So auffallend spärlich, unklar und lückenhaft die Nachrichten über die Vorgänge in Petschili auch eingegangen sind — sogar die Verlustlisten lassen unbegreiflich lange auf sich warten —, so wird sich der, der aufmerksam verfolgt hat, was darüber bekannt geworden ist, des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß bisher eine gewisse Planlosigkeit bei den Operationen gewaltet hat, die nicht nur bei jedem ernstlichern offensiven Vorgehn Chinas, sondern überhaupt für die weitere Kriegführung höchst verhängnisvoll hätte werden müssen. Jedenfalls wird die öffentliche Meinung in Europa jetzt eingesehen haben, daß das Oberkommando durchaus nicht zu spät, sondern gerade zur rechten Zeit eingetroffen ist. Was die wahrscheinlich notwendigen weitern militärischen Maßnahmen in Petschili betrifft, so läßt sich darüber vorläufig gar nichts sagen, und noch weniger über die Operationen, die außerhalb Petschilis notwendig werden können, namentlich an der Südküste, wo die chinesische Regierung noch im unangetasteten Besitz ihrer festen militärischen Stellungen ist. Daß man sich in den leitenden Kreisen der Mächte der Illusion wirklich hingäbe, die Widerstandskraft des chinesischen Reichs sei gebrochen und habe keine militärische Bedeutung mehr, die Flotte mitgerechnet, ist ganz ausgeschlossen. Muß aber offensiv gegen die festen Stellungen des Feindes außerhalb Petschilis vorgegangen werden, so wird sich natürlich das Bedürfnis einer einheitlichen Leitung auch hier aufdrängen, denn einer einzelnen Macht wird man kaum irgendwo das Mandat zur Durchführung geben wollen, und selbstverständlich wird das gemeinsame Oberkommando in Petschili, sobald es die Zügel in der Hand hat, auch hier von Einfluß sein. Schon die Disposition über die Truppen und Schiffe verlangt sein Eingreifen. So liegt es auf der Hand, daß es bei den fernern militärischen Aktionen jede weitere Zersplitterung verhüten helfen und für die ein gemeinsames Ziel verfolgenden Mächte sehr nützlich sein wird. Das haben die zu Dissonanzen geneigten Mitglieder des Konzerts der Mächte auch vorausgesehen, und die süßsaure Miene, mit der sie in die Bestallung des Oberkommandos gewilligt haben, ist sehr verständlich. Ganz unerklärlich aber ist es, wenn jetzt noch in Deutschland in gewissen Kreisen die Nörgeleien über den abenteuersüchtigen Fürwitz laut werden, dessen sich unsre Politik durch die Kommandierung des Grafen Waldersee und seines Stabes schuldig gemacht haben soll. Das kleinliche und bei Licht besehen doch im höchsten Grade unpatriotische Suchen nach mißliebigen Urteilen der ausländischen Presse über das Verhalten der Leiter unsrer Politik in dieser Frage, und das Aufbauschen solcher Feindseligkeiten Fremder gegen unser eignes Vaterland zu dem Zweck der gehässigsten Hetzereien gegen den Kaiser und die Reichsregierung nicht nur in der demokratischen und der sozialdemokratischen Presse verdient für alle Zeiten gebrandmarkt zu

Digitized by Google

werden. Es giebt kaum ein andres Land in der Welt, wo große Parteien das eigne Nest in dieser Weise zu beschmutzen wagen dürften, ohne sich jedes Ansehens, ja der Existenz zu berauben. Nur wir scheinen immer noch das traurige Privileg der Vaterlandslosigkeit als berechtigt anzuerkennen. Sollte dem Wirken des Oberkommandos durch die Intriguen der Diplomatie sondersüchtiger Mächte Hindernisse in den Weg gelegt, ihm vielleicht jeder größere Erfolg zu vereiteln versucht werden, so werden natürlich diese widerwärtigen Nörgeleien von neuem anfetzen. Aber für den ernsthaften und patriotischen Politiker steht es fest, daß, wie auch der chinesische Handel ausläuft, das Reich doch in seiner weltpolitischen Stellung in überraschender und erfreulicher Weise gestärkt worden ist. Graf Waldersee hat sein schwieriges Amt angetreten; es ist ein weltgeschichtlich bedeutsamer Akt, und wir wünschen ihm Glück und Gelingen.

Die Chinesen haben es bisher mit großem Geschick verstanden, die durch die Eifersucht der Mächte geschaffne unnatürliche Lage dieses Kriegs ohne Kriegserklärung für sich auszunutzen. Es besteht kein Krieg, sagten sie, und wir haben deshalb auch gar nicht als kriegführende Parteien miteinander zu verhandeln, sondern friedlich, um den Ausbruch des Kriegs zu verhüten. Ihr Mächte habt vor allem den thatsächlichen Kriegszustand, den ihr geschaffen habt, wieder aufzuheben, d. h. das besetzte Gebiet zu räumen. Wir wollen so großmütig sein, auch vor der Räumung in Verhandlungen mit euch einzutreten, aber wir denken nicht daran, uns als den besiegten Teil behandeln zu lassen, dem der Friede diktiert wird. Wir verlangen vielmehr ausdrücklich Garantien dafür, daß die Festsetzung und Bestrafung der chinesischen Würdenträger, die sich angeblich an euch und an dem, was ihr Völkerrecht nennt, vergangen haben sollen, uns Chinesen selbst überlassen bleibt.

Thatsächlich hat Li-Hung-Tschang die Frechheit gehabt, diesen Unsinn als Basis für den Beginn der Verhandlungen vorzuschlagen, obgleich es sich doch bei den Chinesen um einen Friedensbruch ohne gleichen in der Weltgeschichte handelt, und obgleich die ganze Welt davon überzeugt ist, daß wenn dieser Friedensbruch nicht exemplarische Strafe und Sühne findet, der Zustand, der durch die Verhandlungen geschaffen werden soll, schlechter sein würde als der, der vor dem Bruch des Friedens bestand, daß also der ganze notwendige Zweck der gemeinsamen Aktion in sein Gegenteil verkehrt werden würde. Nach allem, was über das Treiben Li-Hung-Tschangs in den Zeitungen zu lesen war, und was in den letzten Wochen thatsächlich geschehn ist, kann kein Zweifel mehr darüber aufkommen, daß dieser unverschämten Zumutung der chinesischen Diplomatie die Diplomatie der Vereinigten Staaten von Amerika von vornherein nicht ferngestanden hat. Die Machthaber in den Vereinigten Staaten haben in der frivolsten Weise die chinesische Sache dazu benutzen wollen, sich ihren stammenden Mitbürgern und Wählern gleich beim ersten Debut als die Dirigenten im Konzert der Mächte zu präsentieren, d. h. die so überaus ernste Sache nach der Methode des gewohnten Wahlschwindels, in der sie Meister sind, zu behandeln. Der Größenwahn des amerikanischen Imperialismus und seine Unfähigkeit zu gedeihlicher Mitarbeit an einer der Menschheit dienenden Weltpolitik, von der er so viel zu faseln weiß, ist darin Europa mit heilsamer Deutlichkeit vor die Augen geführt worden, und hoffentlich wird dafür gesorgt werden, daß auch das in seiner großen Mehrheit besonnene, friedfertige und ehrliche Volk der Vereinigten Staaten dieses mehr als zweideutige Treiben seiner um ihre Wiederwahl ängstlichen Häuptlinge als die ungeheure Blamage erkennt, die es in der That ist.

Auch diesen neuen Schlag in das Gesicht der europäischen Politik hat Graf Bülow mit dem Vorschlag, vor dem Eintritt in irgend welche Verhandlungen mit den Chinesen Bericht von den Gesandtschaften über die Schuldigen zu verlangen und

Digitized by Google

deren Bestrafung durchzusetzen, wie es scheint, in erfolgreicher Weise durch seine vielbesprochne Zirkularnote zu parieren verstanden. Die deutsche Regierung — sagt er den Vorschlag motivierend — erachte „als eine Vorbedingung für den Eintritt in diplomatischen Verkehr mit der chinesischen Regierung die Auslieferung derjenigen Personen, die als die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht begangnen Verbrechen festgestellt sind.“ Die Vertreter der Mächte in Peking würden „in der Lage sein, in dieser Untersuchung vollgiltiges Zeugnis abzulegen oder beizubringen.“

Es ist in den Grenzboten schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß von amtlichen Berichten der Gesandten über die Haupt- und Grundfrage bis jetzt offiziell noch so gut wie nichts bekannt geworden ist: ob es sich bei den Pekinger Vorgängen und der ganzen Fremdenhetze um einen der Regierung anzurechnenden Bruch des Völkerrechts handle, oder um sozusagen private Gewaltthätigkeiten gegen die Regierung sich auflehnender Rebellen. Nach den Zeitungsberichten soll allerdings gerade der amerikanische Gesandte die Frage schon bald nach dem Entsatz Pekings in der bestimmtesten Form zu Ungunsten der Regierung, d. h. der Kaiserin, beantwortet haben. Auch was sonst über persönliche Urteile von Gesandten und über die Ansichten der fremden Geschäftsleute in dieser Beziehung durch die Presse gegangen ist, ohne dementiert zu werden, stößt die Fiktion von der Rebellion als der Hauptursache vollständig um und läßt an der Hauptschuld der Regierung keinen Zweifel. Nichtsdestoweniger wird die als Lüge erkannte Fiktion von Li-Hung-Tschang und seinen nichtchinesischen Helfershelfern aufrecht erhalten, nachdem das Gerede, es gäbe keine chinesische Regierung, mit der man unterhandeln oder der man den Krieg erklären könnte, nicht mehr ziehn will. Dieser Fiktion ging der Bülowsche Vorschlag unmittelbar zu Leibe. Wollte die chinesische Regierung nicht die Schuldigen der gebührenden Strafe überliefern, wollte sie nicht damit selbst den Beweis liefern, daß nur Rebellen, nicht sie selbst, den Frieden gebrochen habe, so mußte sie sich zur Stellung als kriegführende Partei bequemen. Sie mußte dann aber auch die siegreiche Stellung der Mächte anerkennen, sich den Frieden diktieren lassen, oder der Krieg ist in optima forma eröffnet. Dieses Entweder-oder ists, was der Bülowschen Note ihre hohe praktische Bedeutung verlieh. Das verlogne, jämmerliche Ränkespiel der chinesischen und der andern Diplomaten ist dadurch aus dem Konzept gebracht worden, das Licht der Wahrheit hat sie für den Augenblick erschreckt und geblendet. Natürlich ist die Wirkung auf die Imperialisten in Amerika von besonderm Interesse. Wie sollten sie die Sache nun drehn, damit der Profit für den Wahlschwindel gerettet werde? Wie konnte die tödliche Blamage wenigstens noch bis zur Präsidentenwahl verschleiert werden? Es ist köstlich, zu sehen, wie sich Großsprecherei und Angst dabei verbinden. Der deutsche Vorschlag wird zunächst abgelehnt, Amerika will für sich sofort Frieden mit China schließen und großmütig auch den Frieden mit den andern Mächten vermitteln, obgleich es dazu von niemand ein Mandat hat. Natürlich ist den Chinesen durch das Freundschaftsbündnis mit der „größten Nation der Welt“ der Kamm gewaltig geschwollen, und sie ergingen sich in den unverschämtesten Provokationen gegen die Mächte. Prinz Tuan wurde zum Leiter der Politik bestellt. Dieser niederschmetternden Blamage gegenüber war Herr Mac Kinley zu nochmaligem Umkippen gezwungen. Mit Tuan Frieden zu schließen — das würde den Wählern denn doch wohl noch die Augen öffnen und das glänzende Geschäft, das die Wiederwahl bedeutet, ernstlich gefährden. Aber weg mit diesem widerlichen Bilde politischer Verkommenheit und Unreife zugleich! Europa wird daraus die nötige Lehre ziehn, und Deutschland vor allem.

Unzweifelhaft hat die Bülowsche Note den Erfolg gehabt, daß man endlich einsieht, daß das Deutsche Reich nicht zum Spaß und Spiel in China eingegriffen

Digitized by Google

hat, daß es nicht mit sich spaßen und spielen läßt, weder militärisch noch diplomatisch. Das ist erreicht worden, und es mußte erreicht werden bei dieser ersten ernsthaften Beteiligung an der Weltpolitik über dem Wasser. Das Deutsche Reich will in China keine Sondervorteile erreichen, es will nichts erobern, keine Aufteilung. Es hat keine Veranlassung, „auf Prestige zu arbeiten," keine Rücksicht zu nehmen auf innere Vorgänge, auf Parlaments- und Präsidentenwahlen, es wird nicht gedrängt von kapitalistischen Interessentkreisen, die durch den Krieg ihr Geschäft machen wollen, aber es will und muß im allereigensten politischen, nationalen und wirtschaftlichen Interesse eintreten für den gebotnen gemeinsamen Zweck der Mächte und der gesamten Kulturwelt, dem Völkerrecht Achtung und Macht zu wahren überall, wo Völker miteinander zu thun haben. Daß es dazu den Willen und die Macht hat, mußte der Welt handgreiflich vor die Augen geführt werden für alle Zeiten in dieser chinesischen Affaire. Noch wird viel geschehn müssen, daß das ganz erreicht wird, viel weise Energie wird aufgewandt, viel Vorsicht geübt werden müssen, noch können manche Fehler, viele äußere Widerstände, Ränke und Schachzüge den Erfolg erschweren. Wie könnte das anders sein? Aber was die deutsche Politik bisher erreicht hat, darf uns in der frohen Hoffnung bestärken, daß sie ihr Ziel hier, und wo es sich in zukünftigen Welthändeln darum handelt, zu erreichen wissen wird. Zunächst scheinen die Chinesen ja auch wieder bescheidner geworden zu sein, worauf aber vorläufig natürlich nichts zu geben ist. Auf die Leute ist nur Verlaß, wenn sie an Händen und Füßen geknebelt sind.

Es scheint so, als ob die Bülowsche Note doch auch in Kreisen, die sich bisher in Deutschland jedem Verständnis für unsre Aufgabe in China verschlossen hatten, ein wenig aufklärend, vielleicht bekehrend zu wirken begönne. Sogar in der linksfreisinnigen Presse urteilt man über sie auffallend vernünftig. Wir geben uns niemals optimistischen Illusionen in Bezug auf das Parteitreiben hin und legen auf das Parteiurteil in dieser Frage besonders wenig Gewicht. Aber wir hoffen doch auch nach dieser Richtung auf einen glänzenden Sieg der kaiserlichen Politik über die kleinlichen Nörgler und Flaumacher unter uns selbst.

Die Thorheit, Deutschlands Anteil an der Lösung der chinesischen Frage nur nach den deutschen wirtschaftlichen Interessen in China zu beurteilen, die sich statistisch heranrechnen lassen, haben wir schon früher in den Grenzboten zurückgewiesen. Wenn jetzt der bekannte russische Staatsrat Bloch in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaften" mit sehr mangelhaften Zahlen den Beweis führen will, daß die Mächte mit ihrer Aktion in China nur Geld zum Fenster hinauswerfen, so haben wir nicht mehr nötig, darauf einzugehn. Wenn er es aber für nötig hält, Europa mit der „gelben Gefahr" von neuem zu drohen, die man durch die Erschließung Chinas für abendländische Kultur heraufbeschwöre, so möchten wir doch endlich einmal daran erinnern, daß es eben — sofern Vernunft und nicht krasse Unvernunft die europäischen Mächte, Rußland voran, beseelt — bei den über kurz oder lang zu eröffnenden Verhandlungen, die sich übrigens wohl mehr zwischen den Mächten als zwischen ihnen und China abspielen werden, ganz besonders darauf ankommen wird, dieser „gelben Gefahr" gehörig vorzubeugen. Vierhundert Millionen so gefährliche Kerle, als die auch wir in gewissem Sinne die Chinesen betrachten, läßt man sich nicht ungestört zur Gefahr für die ganze europäische Kultur und die europäischen Staatswesen auswachsen, die nimmt man beizeiten unter die Schere. Wir gerade verkennen die ungeheure Bedeutung der chinesischen Frage auch in dieser Beziehung nicht, und wir verlangen gerade deshalb, daß der chinesische Krieg nicht ausläuft wie das Hornberger Schießen. Wir verlangen, daß trotz aller staatlichen und nationalen Selbständigkeit, die man den Chinesen vorläufig lassen soll, dauernd dafür Sorge getragen wird, daß die europäische Politik die chinesische Entwicklung

Digitized by Google

beherrscht. Keinem Volk der Erde — ausgenommen natürlich die Amerikaner — muß die Überlegenheit Europas so sehr zum Bewußtsein gebracht werden wie den Chinesen. Wer die Mächte davon abzuhalten sucht, übt den schlimmsten Verrat an dem Gesamtinteresse Europas und verdient ganz exemplarisch auf die Finger geklopft zu werden. Vielleicht wird vor Schluß der chinesischen Affaire die Notwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregel noch sehr klar werden, und die Solidarität der europäischen Mächte nicht nur gegenüber der chinesischen, sondern vor allem auch gegenüber der amerikanischen Gefahr ihren Regierungen und Völkern zum Bewußtsein kommen.

Daß die Reichsfinanzverwaltung es für klug gehalten hat, die Geldmittel für den Krieg in den Vereinigten Staaten von Amerika zu borgen, wird die deutsche Politik in ihrer Unabhängigkeit nicht beeinträchtigen. Wir wollen nicht untersuchen, warum sie das nicht vermieden hat. Lieber wäre es uns gewesen, wenn sie es gethan hätte. Der gute Rat der Berliner Bankwelt hat wohl die Hauptschuld daran. Die Thatsache, daß man ganz allgemein durch diese Kreditoperation unangenehm überrascht war, erscheint uns nur erfreulich. Wir zweifeln auch nicht daran, daß das Geld spielend im Lande hätte aufgebracht werden können, wenn man sich ohne den Berliner Bankring, der seine Tresors wohl etwas stark mit industriellen Spekulationspapieren und Spekulationskrediten belastet hat, an das deutsche Kapital gewandt hätte. Reichspapiere zu vier Prozent nehmen außer den Privatkapitalisten vielerlei Institute sehr gern auf, die in ihren Anlagen auf volle Sicherheit zu sehen haben, gerade auch für begrenzte Fristen. Es ist unbegreiflich, warum nicht die Königlich Preußische Seehandlung, die Herr von Miquel beherrscht, damit betraut worden ist, diesen Weg aufzuschließen. Hat sie wirklich nur den Zweck, den Großbanken tägliches Geld für ihre Börsenoperationen billig vorzustrecken? Daß die Amerikaner das Geld wirklich aufbringen würden, ohne es aus dem deutschen Geldmarkt sofort heraus zu holen, war gar nicht anzunehmen; das Gegenteil ist auch schon eingeleitet worden und im Gange. Ein Nutzen war für uns gar nicht von der Operation zu erwarten, aber man wirft Amerika einen hübschen Gewinn in den Schoß und denen, die ihm dazu verholfen haben. Herr von Tielmann wäre Herrn Hansemann besser nicht gefolgt. β

Die Toten von 1898. Im vorigen Jahrgang der Grenzboten ist von dem zweiten Bande des ausgezeichneten Werks: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer, 1899) Rechenschaft gegeben worden; jetzt liegt der dritte von etwa gleicher Stärke vor mit den Heliogravüren von Theodor Fontane und Konrad Ferdinand Meyer, den angesehensten Litteraturgrößen unter den Abgeschiednen des Jahres 1898. Vergleicht man den Inhalt dieses Jahrgangs mit dem vorhergehenden, mit andern Worten den Verlust, den Deutschland jenes und dieses mal erfahren hat, so erscheint er jetzt nicht so groß wie damals, wenn man von einem absieht, der außer allem Vergleich ist, so sehr, daß seine Kundgebung, ein an und für sich sehr geschickter, gedrängter Nekrolog Bismarcks von Alexander Meyer, in dieser Umgebung beinahe an unrechter Stelle scheint. Man hat die Empfindung, daß dieser große Tote, dessen Leben jeder von uns gleichsam mitgelebt hat, seine besondre Ehre hätte haben müssen, und daß sie vielleicht in der bloßen Meldung seines Ablebens auf einem übrigens leeren Blatte hätte bestehn können. Wenigstens steht er nun allen übrigen Toten voran. — Sechs Monate vor Bismarck starb sein österreichischer früherer Kollege, Graf Kálnoky, der von 1881 bis 1895, zwischen Haimerle und Goluchowski, das Auswärtige Amt geleitet hatte. Dessen Nekrolog von Friedjung ist meisterhaft, als litterarische Leistung, wie ich glaube, das Beste in diesem ganzen

Digitized by Google

Bande. Der glänzend beanlagte Kavallerieoffizier, der den Ehrgeiz hatte, Diplomat zu werden, und sein Verlangen nur mit Mühe und auf die seltsamste äußere Art durchsetzte, weil man seine Kraft im Heere nicht entbehren wollte, lebt vor uns mit allen seinen Zügen, ein ernster, beinahe melancholischer Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, kein Genie, aber ein systematischer Kopf, die Selbstbeherrschung in Person, fest und unablässig in dem Erreichbaren, über das hinaus aber resigniert und scheinbar teilnahmlos. Er war ganz Aristokrat, „die Nase in der Luft," selbst im Vorzimmer des Kaisers schien er seinen Schritt nicht zu beschleunigen, und andre Kreise mit ihren Anschauungen kümmerten ihn nicht. In seinem Beruf ging er auf, und er führte ihn aus, so gut es sich thun ließ: er kam friedlich mit Rußland durch, ohne daß sich Österreich etwas vergab, und neben Bismarck behauptete er sich mit Feinheit und Würde. Warum er dennoch fallen mußte, und zwar in Gnaden, während der Sieger Banffy sehr ungnädig vom Kaiser angelassen wurde, wie er zu Taaffe stand, und wie er sich zu den Fragen der innern Politik zu stellen gezwungen wurde, das alles ist für Österreich höchst charakteristisch und von Friedjung vortrefflich entwickelt. Ein guter Diplomat, der die bessern Seiten der österreichischen Tradition pflegte, Gelassenheit und Vertragstreue, und der in den Leistungen seines eigentlichen Fachs von keinem österreichischen Staatsmann in diesem Jahrhundert übertroffen wurde, aber kein Politiker von Ideen, die andre hätten hinreißen können, und vor allem ein Mann, der Ungarn nicht verstand und darum über Ungarn stürzen mußte. Sein Nachruhm kümmerte ihn nicht, er schrieb nach seinem Rücktritt keine Verteidigungen und gab auch keine Memoiren heraus, er lebte ganz als Privatmann auf seinen Gütern und starb kaum vierundsechzig Jahre alt. — Bekannte Männer des politischen Lebens sind der badische Staatsminister Turban, der jüngere Jolly, Sohn des Ministers, Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, erst zweiundvierzig Jahre alt, und H. H. Meier in Bremen, einundachtzig Jahre alt. Von den hohen Militärs, die wir hier verzeichnet finden, sind nur zwei im weitern Sinne bekannt geworden: Vizeadmiral Batsch, der seinen Abschied nahm, weil Caprivi 1883 Marineminister wurde, als Kommandant des Flaggschiffs bei dem Untergang des „Großen Kurfürsten" 1878 und auch übrigens viel genannt, ein Mann von anerkannten Verdiensten, sodann General von Kaltenborn-Stachau mit einer frühen glänzenden Karriere, aber geringem Nachruhm. Als Kriegsminister seit 1890 hatte er das neue Militärgesetz mit der zweijährigen Präsenzzeit dem Reichstag vorzulegen und nahm, als es in der von ihm vertretnen Form gefallen war, 1892 seinen Abschied; sechs Jahre später starb er, erst zweiundsechzigjährig. — Zwei bekannten Künstlern, Benjamin Vautier und Friedrich Geselschap, schließt sich ein weniger bekannter dritter an, der Wappenmaler Bühler aus Bern, über den in einem gut geschriebnen Nekrolog anziehend berichtet wird. — Die zwei berühmtesten Schriftsteller sind schon genannt worden, ihre Nekrologe sind ebenfalls gut, nur dürfte bei Theodor Fontane mancher Leser, wenn er Teilnahme für die Person gewonnen hat, fragen, wovon der Dichter eigentlich gelebt habe. Unter den vielen übrigen hier verzeichneten Schriftstellern sind die besten die gewesen, die noch sonst einen Beruf hatten; der amtlose Litterat erscheint in verschiednen wenig ermutigenden Beispielen. Viel Arbeit, wenig Ehre, im besten Falle zuletzt ein verständnisvoller Nekrolog: Stephan Born, gebürtig aus Lissa, Redakteur an den Basler Nachrichten, vierundsiebzig Jahre alt, demokratischer Politiker, Übersetzer, litterarischer Kritiker, viel umhergeworfen, internationale Existenz. Heinrich Keiter, namhafter ultramontaner Kritiker (Paderborn, Münster, Regensburg), Autodidakt, starb in den besten Mannesjahren. Unter den litterarischen Professoren steht zu oberst Riehl, der schon 1897 in hohem Alter gestorben ist, aber erst in diesem Jahrgang eine vortreffliche Würdigung durch Georg von Mayr erfahren

Digitized by Google

hat. Bei seiner großen Vielseitigkeit bleiben seine sozialwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Arbeiten doch das Wichtigste, und zwar wegen ihres Gedankengehalts und ihrer ganz persönlichen Prägung, denn ihre der Statistik abgewandte Methode ist nicht mehr die von heute. Dann wird wohl Georg Ebers kommen, der einundsechzig Jahre alt geworden ist. Ein Mann von einziger Herzensgüte und Freundlichkeit, wohlthuend für jeden, der je mit ihm zusammen gekommen ist. Ein eingehender Nekrolog seines frühern Leipziger Kollegen Eduard Meyer hebt schön seine Lehrthätigkeit und seinen lautern wissenschaftlichen Sinn hervor. Sein Dichterruhm wird ihn nicht lange überleben, er war sein Glück, das er in schweren körperlichen Leiden ohne Überhebung genoß. Gelehrte, die über ihr Fach hinaus gewirkt haben, sind der Philolog Otto Ribbeck, der Ästhetiker Robert Zimmermann und der Historiker Bernhard Kugler. Besonders viele tüchtige Juristen, zum Teil Männer von Namen, finden sich unter den Toten von 1898: Hinschius, von Cuny, Köppen, Schulin, Baron, der Nationalökonom Knies. Endlich der Experimentalpatholog Stricker und der Sanskritist Bühler, beide in Wien. Ein Unikum an Begabung und vielseitiger Leistung war der mit vierundsiebzig Jahren in Potsdam gestorbne Oberpräsidialrat Theodor Schultze, bewährt und anerkannt im Staats- und Verwaltungsrecht, in Philosophie und Naturkunde beschlagen und dazu noch — Buddhist, nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch in seiner Weltauffassung. Schließlich verdient der Schwabe Paul Lang, Pfarrer in Urach, als begabter, gedankenreicher Erzähler einen Platz in unserm Gedächtnis. — Wir sind in unsrer Übersicht aus dem Bereich des einzelnen Fachs herausgetreten und stellen einige Männer von weiten Interessen zusammen. Der Schweizer Gisel-Fels, Doktor der Theologie, Philosophie und Medizin, dessen Reisebücher jedermann bekannt sind, starb achtzig Jahre alt in München. Friedrich Bruckmann, der Begründer des weltbekannten Münchner Hauses, von Geburt ein Rheinländer, ist vierundachtzig Jahre alt geworden. Hermann Märtens, Baumeister und Kunstschriftsteller, starb fünfundsiebzig Jahre alt zu Bonn, nicht zu verwechseln mit dem ein Jahr vor ihm gestorbnen Gotiker Franz Mertens (Berlin). Seine Werke über Baukunst und Skulptur und über ästhetische Probleme sind zahlreich, groß angelegt, gedankenvoll und zum Teil prächtig ausgestattet. Auch unter den Buchhändlern hat der Tod diesesmal wieder Ernte gehalten: R. Brockhaus, Liebeskind, Rost senior, Adolf Roßbach. Heinrich Lempertz, J. M. Heberles Nachfolger, der Gründer der Firma H. Lempertz Söhne in Köln, der seit 1872 von dem Geschäfte zurückgetreten war, starb einundachtzig Jahre alt, nachdem ihm einer seiner Söhne schon vor einigen Jahren vorangegangen war. Lempertz senior, dessen Schätze nun in alle Welt verstreut werden, war ein hervorragender Sammler, ein Kenner von Buch- und Bildwerk jeder Art, der sich auch als Schriftsteller hervorgethan hat. Ihm verdankt Köln das zeitlich und seiner Bedeutung nach erste deutsche Kunstauktionsinstitut, das allen Bilderfreunden bekannt ist.

Innerhalb des Zeitraums, den dieser Jahrgang des deutschen Nekrologs umfaßt, Weihnachten 1898, starb Moritz von Egidy, erst einundfünfzig Jahre alt, einer der edelsten Männer, die es gegeben hat. Der Nekrolog sagt noch nichts über ihn, aber bei Pierson in Dresden und Leipzig ist ein zweibändiges Werk erschienen, das außer Egidys Schriften eine warm empfundne Biographie von Heinrich Driesmans enthält. Es sei allen empfohlen, die für die ethische Bewegung Sinn und Verständnis haben. Ich selbst gehöre nicht zu diesen, denn ich kann mir unter einer ethischen Lebensauffassung, die alle Religion ablehnt, nichts denken. Zunächst war er nur, wie schon mancher vor ihm, gegen das gedankenlose Gewohnheitschristentum aufgetreten, er hatte aber doch noch seine Untergebnen, denen er es nicht befehlen konnte, gebeten, in die Kirche zu gehn (Sie thun mir persönlich damit

Digitized by Google

einen Gefallen). Bald darauf brauchte er weder Kirche noch Christentum mehr, und auf seinem Sterbebette genügte ihm der Gedanke an das ewige Naturgesetz, das seines Daseins Ziel bestimmte. Sein erstes veröffentlichtes Buch kostete ihn seine Stellung (1890). Es war ihm schmerzlich, denn er hatte es nicht erwartet, aber er fand sich mit Festigkeit hinein und sah nun seinen Weg sich vorgezeichnet: er zog nach Berlin und später nach Potsdam, um ganz seiner Sache zu dienen. Sein Feld war weiter geworden, aber es lag auch tiefer, denn gesellschaftlich war er hinabgestiegen, und nur in dem vollen Einverständnis mit einer gleichgesinnten Familie war dieses Leben überhaupt durchzuführen. Es hat nur acht Jahre gewährt und ihn selbst in hohem Maße befriedigt. Enttäuschungen blieben zwar nicht aus, und die Gemeinde, die er um sich sammelte, war sehr gemischt; eine Gelegenheit zur Aussprache seiner Gedanken vor dem Kaiser suchte er vergeblich. Ein Mann von einer so aufrichtigen und reinen Idealität mußte wohl auf seine Umgebung reinigend und veredelnd wirken, und ihm näher getreten zu sein ist ohne Frage für viele einzelne ein großer Gewinn gewesen, aber zur Begründung einer weiter lebenden Gemeinschaft von einiger Bedeutung würde doch diese Ethik nicht hinreichen, auch wenn sie in wichtigen Punkten dem praktischen Leben gegenüber weniger unmöglich wäre. Die Bewegung beruhte ganz auf dem einen Manne, und ein zweiter wird erst gefunden werden müssen, der ihr so viel wie Egidy nicht nur opfern wollte, sondern auch zu opfern hätte. A. P.

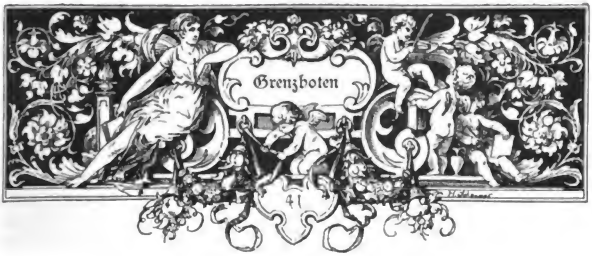
Das Mannheimer Theater. Eine musterhafte Publikation in zwei starken Großoktavbänden, von Friedrich Walter im Auftrag der Stadtgemeinde bei S. Hirzel in Leipzig herausgegeben. Der erste Band behandelt das Theaterarchiv von 1779 bis 1839, der zweite die Bibliothek (Bücher und Musikalien) und das vollständige Repertoire der Dalbergschen Zeit 1779 bis 1803. Ein reiches Material, das noch zu vielen Studien führen kann und nicht nur für die Kreise der Bühne, sondern auch für die Geschichte unsrer Kultur eine Menge der wichtigsten Dinge enthält. Neben Dalberg und Beck tritt Iffland hervor, der hier seine ersten siebzehn Jahre verbrachte, bis er 1796 nach Berlin berufen wurde. Aus großer Bedrängnis, denn während der Kriegszeit 1794 bis 1796, als das Theater eingehn sollte, waren die Schauspieler gewärtig, den Anspruch auf ihre Pensionen zu verlieren, er selbst aber war durch Schuldverpflichtungen gebunden. Die Korrespondenz zwischen ihm und seinem Gönner Dalberg ergiebt viel neues. Iffland erscheint in besserm Lichte, die persönlichen Details, die uns vorgelegt werden, haben etwas geradezu rührendes. In der Litteratur hat er ja heute kaum noch einen Namen, und er selbst dachte darin bescheiden von sich; wie ernst er es aber mit seiner Kunst nahm, und unter welchen Sorgen er sie übte, wird man gern lesen. Und wie es im Schauspiel überhaupt herging, sieht man bis ins kleinste. Wahrscheinlich giebt es kein ähnlich lehrreiches Dokumentenwerk wie dieses.

Empfehlenswerte Sprachdummheiten. Liebhaber des Wortes „bilden" machen wir auf die Art der Verwendung aufmerksam, deren sich ein Bericht aus Tanger im Leipziger Tageblatt bedient. Es heißt da: Wird einem Ausländer hier ein Leid angethan, so bildet er in der Regel selbst die Ursache.

Hübsch zur Weiterbenutzung ist die geschickte Vermeidung des abgedroschnen Worts „immer" in der Verbindung „stetsfort," mit der eine Sonntagsnummer des Berner „Bundes" unsre Sprache weiterbildet. Hier ist der neue Begriff des Fortstehns geschaffen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Die Probe auf die nordamerikanische Weltpolitik

Seitdem die nordamerikanische Union mit dem Siege der „republikanischen“ Goldwährungs- und Hochschutzzollpartei, des industriellen großkapitalistischen Ostens und Nordens, bei der Präsidentenwahl Mac Kinleys im Jahre 1896 in die große Weltpolitik eingetreten ist, hat sie eine neue Periode ihrer Geschichte begonnen. Bis dahin war ihre auswärtige Politik von der Monroedoktrin bestimmt worden; sie wollte darum mit dem Schlagworte „Amerika für die Amerikaner“ zwar jeden fremden Einfluß auf den ganzen Kontinent ausschließen und diesen möglichst unter die wirtschaftliche Herrschaft der Union bringen, aber weder auf Gebietserwerbungen jenseits der natürlichen Grenzen der Vereinigten Staaten ausgehen, noch sich in außeramerikanische Angelegenheiten einmischen, soweit nicht etwa der Schutz von Staatsangehörigen dies verlangte. Die Erfolge waren nicht gering. Das bloße Nein der Union mitten im Bürgerkriege (1861 bis 1865) genügte, den mexikanischen Kaisertraum Napoleons III. und des Erzherzogs Maximilian zu zerstören, und seitdem hat sich das nordamerikanische Kapital durch Unternehmungen aller Art, namentlich durch Eisenbahnbauten, die so gerettete große mittelamerikanische Bundesrepublik mehr und mehr wirtschaftlich unterworfen. Mit großer Genugthuung sahen dann die Yankees 1889 die Verwandlung des Kaisertums Brasilien in eine Bundesrepublik, die die Republikanisierung Südamerikas vollendete. Sie bekämpften den französischen Panamakanal und bemühten sich seit 1880, den Clayton-Bulwervertrag vom 19. April 1850, der für den geplanten Nicaraguakanal eine englisch-nordamerikanische Verwaltung in Aussicht genommen hatte, aufzuheben, derart, daß der Kanal allein von Nordamerika gebaut und verwaltet werden sollte. Sie nötigten im November 1896 den Engländern die Einsetzung einer englisch-nordamerikanischen Kommission auf, um den Grenzstreit zwischen England und Venezuela zu entscheiden, der die Union an sich gar nichts anging, und sie suchten durch einen panamerikanischen Kongreß für eine engere Vereinigung

Digitized by Google

der sämtlichen amerikanischen Staaten, natürlich unter der Vorherrschaft der Union, Stimmung zu machen.

Das alles bewegte sich noch in den Schranken der Monroedoktrin. Zuerst wurden diese überschritten, als die Union 1893 die Königin der Hawaiinseln entthronen und dort am 4. Juli 1894 die Republik proklamieren ließ; immerhin erschien das noch als eine Folgerung aus dem Plane des Nicaraguakanals, der es der Union wünschenswert machen mußte, einen Stützpunkt mitten in dem mit der Vollendung dieser neuen Wasserstraße an Wichtigkeit ungeheuer gewinnenden Großen Ozean zu haben, und auch die Zähigkeit, mit der sie an ihren Ansprüchen auf die Samoainseln festhielt, hing mit solchen Aussichten zusammen. Aber etwas völlig neues war es, als sie im April 1898 mit Spanien den Kampf nicht nur um Kuba und Portorico, die schon früher das Ziel von Flibustierfahrten gewesen waren, sondern auch um die Philippinen begann und den schwachen Gegner im Frieden von Paris vom 20. Dezember 1898 zum Verzicht auf diese letzten Reste des alten weltumspannenden Kolonialreichs Karls V. und Philipps II. nötigte. Eine weitere Folge dieses leichten Siegs waren die förmliche Einverleibung von Hawai am 12. August 1899 und die Erwerbung der Samoainsel Tutuila durch den Vertrag mit Deutschland und England am 14. November desselben Jahres. Als Herrin der altspanischen Antillen beherrscht die Union seitdem das amerikanische Mittelmeer und die Zugangsstraßen nach Mittelamerika, im Besitz der Philippinen, Hawais und Tutuilas behauptet sie eine gebietende Stellung im Großen Ozean und unweit der Ostküste des asiatischen Festlands; sie ist jetzt der Grenznachbar nicht nur schwacher amerikanischer Republiken und des englischen Kanadas, das sich das Mutterland nur durch beständige Nachgiebigkeit erhalten kann, sondern auch Japans, Chinas, Deutschlands und Frankreichs. Die bequeme Stellung eines Staatswesens, das bisher kaum Nachbarn in politischem Sinne hatte und deshalb auch keine große auswärtige Politik zu treiben brauchte, ist aufgegeben, und die Union beansprucht die Geltung einer Weltmacht.

Das sieht alles sehr glänzend aus, aber thatsächlich steht es ganz anders. Kleine Inselländer, wie die Südseeinseln und selbst Portorico, kann die Union ohne besondre Anstrengungen beherrschen, aber in so ausgebreiteten und fremdartigen Gebieten, wie Kuba und vollends die Philippinen sind, erwachsen ihr die allergrößten Schwierigkeiten. Sie als Staaten in die Union aufzunehmen, auch wenn die Philippiner schon unterworfen wären, wozu trotz eines nordamerikanischen Okkupationsheers von 60000 Mann augenblicklich nicht die allergeringste Aussicht ist, verbietet sich schlechterdings. Haben die Yankees schon mit den rebellischen Südstaaten trotz der Vorherrschaft des angelsächsischen Elements die allergrößte Not gehabt, und ist ihnen dort noch heute die „befreite“ Negerbevölkerung eine Quelle der ärgsten Verlegenheiten, so würde es vollends ganz unmöglich sein, die kubanischen Kreolen, Mulatten und Neger oder gar die philippinischen Tagalen als vollberechtigte Bürger in die Union aufzunehmen, Menschen, die seit Jahrhunderten unter einer despotischen Fremd-

Digitized by Google

herrschaft gestanden haben und in ihrer Masse zum Gebrauch demokratischer Freiheit gegenwärtig ungefähr so reif sein würden wie die Inder. Dazu würde eine solche Verfassung für Kuba wahrscheinlich die Gefahr einer kulturfeindlichen Neger- und Mulattenherrschaft heraufbeschwören, und die Nordamerikaner selbst würden den „Farbigen" doch niemals die thatsächliche Gleichberechtigung einräumen. Wenn aber die Verwandlung Kubas und der Philippinen in Unionsstaaten an den Verhältnissen dieser Länder scheitern müßte, so widerspricht ihre Verwandlung in abhängige Gebiete mindern Rechts dem demokratischen Staatsrecht der Union, das einen solchen Zustand nur als vorbereitend bei den Territorien kennt und nur als vorübergehenden Ausnahmezustand bei den unterworfnen Südstaaten gekannt hat. Auch wenn man darüber hinwegsehen wollte, so würde die dann unvermeidliche Einsetzung von Statthaltern mit diktatorischer Vollmacht sehr undemokratisch sein und könnte bei solchen Herren höchst undemokratische Gelüste erzeugen. Es bliebe also nur eine lose Schutzherrschaft mit Militärstationen und Handelsverträgen übrig; aber ob ein solches Verhältnis bei dem unzweifelhaften Selbstgefühl dieser Bevölkerungen und dem steifen Hochmut der Yankees irgend welche Dauer haben würde, bleibt doch äußerst unsicher.

Kurz, diese ganze unter der Maske von Befreiungskriegen unternommne Eroberungspolitik auf so fremdartigem Grund und Boden, der niemals angelsächsisch werden kann, widerspricht dem Wesen der Unionsverfassung. Aber noch mehr: ihre ganze Verwaltung, die aus der Verfassung hervorgegangen ist, wird schwerlich imstande sein, diese neuen Aufgaben zu lösen. Eine starke Kriegsflotte hat sich die Union schaffen können, so gut wie das parlamentarische England seit Cromwell eine solche besessen hat, weil eine Marine in die innerpolitischen Kämpfe eines Staats kaum eingreifen kann. Ein starkes Landheer hat England niemals gehabt, und was es jetzt davon hat, das ist staatsrechtlich eine Einrichtung auf Zeit, ein Notbehelf, dem ein Parlamentsbeschluß sofort ein Ende machen könnte. Denn die Engländer haben in der Armee lange eine Gefahr für ihre bürgerliche Freiheit gesehen, weil in der That auf sie gestützt ein Usurpator, wie es ihr größter Feldherr und Staatsmann Oliver Cromwell war, dem ganzen parlamentarischen Wesen leicht ein Ende machen konnte. Das moderne republikanisch-demokratische Frankreich hat das starke Heer als eine europäische Notwendigkeit von der Monarchie übernommen, obwohl es schon zweimal ein revolutionäres Soldatenkaisertum gesehen hat; aber gerade die letzten Jahre haben gezeigt, wie schwer sich der selbstverständlich monarchische Geist eines solchen Heeres mit der offiziellen Staatsform verträgt, und wie nahe fortwährend die Gefahr eines militärischen Staatsstreichs liegt. Darum hat sich die Union bisher mit einer winzigen, noch dazu über das ganze ungeheure Land verteilten stehenden Söldnerarmee von 25000 Mann und auch neuerdings mit einer Vermehrung auf nur 95000 Mann begnügt, eine verschwindende Zahl im Verhältnis zu einer Volksmenge von 70 bis 80 Millionen; im übrigen behilft man sich mit gänzlich ungeschulten Milizen und

Digitized by Google

für den Krieg mit geworbnen Freiwilligen. Denn in der That, die für ein großes stehendes Heer unentbehrlichen Bedingungen: eine von den politischen Schwankungen unabhängige Oberleitung, die straffe Disziplin und der Korpsgeist von Berufsoffizieren vertragen sich nicht mit der Verfassung und dem Geiste dieser Demokratie; ja eine große Armee könnte unter der Führung eines ehrgeizigen, populären Generals, namentlich eines solchen, der etwa auf Kuba oder auf den Philippinen jahrelang als Pascha gewirtschaftet hätte, was die harten Yankees sehr wohl können, unter Umständen eine Gefahr für die Verfassung selber werden. So fehlt der Union auch heute noch eines der wichtigsten Rüstzeuge für die Weltpolitik, in die sie doch eingetreten ist. Aber auch ein andres fehlt ihr, die feste, stetige, sachkundige Verwaltung ihrer auswärtigen Angelegenheiten. Eine Bundesgewalt, die aller vier Jahre dem unberechenbaren Spiele der Volksabstimmung, praktisch dem rücksichtslosen Kampfe kapitalistischer Cliquen um die Macht ausgesetzt ist, ein Beamtentum, das bei jeder Präsidentenwahl wechselt, seine Ämter als Beute des Sieges der Partei betrachtet und die sittlichen Begriffe der Amtspflicht und Amtsehre kaum kennt, die können keine angestrengte große Politik führen, und am wenigsten eine Weltpolitik.

Die Probe auf das Exempel fällt denn auch vor den Augen der ganzen Welt herzlich schlecht, ja beschämend aus. Der Sieg im spanischen Kriege war natürlich keine, denn hier hatte die Union nur die verlotterte Wehrkraft eines schwachen Feindes allein vor sich, keine ebenbürtige Macht. Daß sie mit den Philippinos nicht fertig wird, ist ihr freilich kaum hoch anzurechnen, denn an dieser Aufgabe würden wahrscheinlich auch andre Mächte scheitern. Aber in China! Hier trat sie neben den andern Großmächten mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung auf, hier hieß es: Hic Rhodus, hic salta! und siehe da, die Union versteht nicht zu springen! Schon von Anfang an nahmen ihre Befehlshaber eine merkwürdig unsichre Haltung ein, sie beteiligten sich nicht an der Beschießung der Takuforts; die Kämpfe um Tientsin und den Marsch auf Peking machten sie noch mit, aber jetzt ist aus Washington die Weisung eingetroffen, die Truppen zurückzuziehn, und die Union leitet Friedensverhandlungen mit einem treulosen, brutalen und hochmütigen Gegner ein, der diese Trennung Amerikas von seinen „Bundesgenossen“ mit Hohn aufnimmt und dadurch in seinem Trotze nur bestärkt wird.

Das ist einfach ganz jämmerlich, aber aus den Verhältnissen und der Lage der großen Republik leider erklärlich. Die Präsidentenwahl, die dem ganzen „Imperialismus“ ein Ende machen könnte, steht vor der Thür, und die Truppen werden auf den Philippinen gebraucht, der innere Parteikampf bestimmt also unbedingt auch die auswärtige Politik, und die gegenwärtige Wehrkraft der Union reicht für ihre neue Weltstellung nicht aus. Geht das so fort, dann liefert sie den Beweis, daß sie trotz ihres ungeheuern Länderumfangs, trotz ihres Reichtums und ihrer Volkszahl keine Großmacht ist, weil ihre politischen und militärischen Kräfte für eine solche Stellung nicht organisiert sind. Soll diese aber behauptet werden, dann erhebt sich die Frage, ob sich

Digitized by Google

die notwendigen neuen Organisationen mit der Demokratie vertragen. Das nordamerikanische Volk hat sich also darüber zu entscheiden, ob es die Fortdauer der Demokratie oder die Weltmachtstellung will.

Unsre Kohlennot

Die Grenzboten haben kürzlich schon einen Aufsatz über die Kohlennot gebracht, der namentlich wertvolle Angaben über die bisherigen Leistungen der Bergwerke enthält. Wir wollen nun diese Frage auch einmal vom staatswissenschaftlichen und technischen Standpunkt aus beleuchten und versuchen, sie noch weiter zu klären.

Zunächst würde zu untersuchen sein, ob in Deutschland ernstlich von einer Kohlennot gesprochen werden kann. Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß augenblicklich eine große Nachfrage nach Kohlen herrscht, die die Steinkohlen- und Braunkohlenbergwerke scheinbar nicht befriedigen können. Leider wird eine Statistik über die fehlenden Kohlen sogar von den zuständigen Stellen, der Bergverwaltung, den Handels- und landwirtschaftlichen Kammern kaum geliefert werden können. Man ist also auf persönliche Eindrücke angewiesen. Und da scheint es dem, der den Verhältnissen näher steht, als ob das Publikum in diesem Jahre seine Einkäufe an Kohlen zu sehr überstürze. Aber zugegeben, es sei eine Kohlennot wirklich vorhanden, so könnte sie doch nur aus folgenden drei Umständen hervorgegangen sein. Erstens daraus, daß im vorigen Jahre durch den Streik der böhmischen Bergarbeiter die großen Vorräte an böhmischer und sonstiger Braunkohle, die in Mitteldeutschland jahraus jahrein bei den Händlern zu lagern pflegen, aufgebraucht sind. Zweitens daraus, daß die Eisenindustrie bei ihrem außerordentlichen Aufschwunge die jährlich übliche Mehrförderung der Steinkohlengruben in Anspruch genommen hat. Und drittens liegt der Schluß nahe, daß die englische Kohle, da sie zur Versorgung der großen Panzerflotten in China herangezogen werden mußte, zur Zeit im Norden Deutschlands weniger eingeführt worden ist, was die Handelsstatistik des Jahres später noch ausweisen wird.

Hierzu kommen eine stetige Zunahme der Bevölkerung in Deutschland, also ein Zuwachs an Kohlenverbrauchern, ein Aufschwung der Industrie und der Umstand, daß sich die Nachbarländer, die nicht in demselben Maße Steinkohle haben, von Jahr zu Jahr mehr unserm Kohlenmarkte zuwenden. Da aber von diesen Ursachen der Kohlennot der Streik der böhmischen Bergarbeiter schon längst weggefallen ist, so dürften allmählich wieder normale Verhältnisse auf dem Gebiete des Kohlenmarkts zurückkehren, denn Englands Steinkohlengruben sind ungemein leistungsfähig. Und bei uns sind alle Steinkohlen-

Digitized by Google

und Braunkohlenbergwerke bemüht, schon um die günstige Konjunktur auszunützen, ihre Förderung weiter zu erhöhn. Aber es wäre doch notwendig, daß das Publikum aufhörte, sich schon im voraus für ein ganzes Jahr mit Brennmaterial zu versehen. Solche Mengen mit einmal zu liefern sind die Bergwerke außer stande. Es wird also zur Beseitigung der angeblichen Kohlennot zu allererst darauf ankommen, daß die Presse das Publikum zur Besonnenheit ermahnt. Sobald sich die Nachfrage von dieser Seite nur auf das übliche Maß beschränkt, dürften auch die Kohlenpreise wieder zurückgehn. Trotz alledem ist freilich nicht zu leugnen, daß, falls der Winter sehr hart werden sollte, doch noch eine wirkliche Kohlennot eintreten könnte, und daß darunter die ärmern Klassen der Bevölkerung schwer leiden würden. Es ist also klar, daß gegen die Kohlennot auch von Staats wegen etwas geschehn muß.

Daß die Kohlennot nicht dadurch beseitigt werden kann, daß die fiskalischen Bergwerke die Preise herabsetzen, ist schon vielfach in der Presse dargelegt worden. Diese Herabsetzung würde nur dem Händler, nicht dem Publikum nützen, oder den wenigen, die in der Lage sind, ihre Kohlen unmittelbar von den Staatswerken zu beziehen. Wichtiger wäre schon eine Herabsetzung der Kohlenpreise durch eine Vereinigung der Bergwerkbesitzer, um normale Preise herbeizuführen, aber es ist nicht möglich, eine solche Vereinigung gesetzlich zu erzwingen. Auch in Westfalen, wo schon eine Kohlenverkaufsvereinigung für den gesamten Industriebezirk besteht, wäre sie doch nicht imstande gewesen, einen Preisdruck auszuüben, weil das nicht für die Dauer von dem Willen des einzelnen, und sei dieser auch noch so stark, abhängt. Wer die Gesetze der Nationalökonomie kennt, wird sich darüber klar sein, daß Preis und Nachfrage in einer bestimmten Beziehung zu einander stehn, und daß, je größer die Nachfrage ist, auch der Preis um so höher wird, und daß dieses Verhältnis wie ein Naturgesetz wirkt, dem Publikum, Händler und Bergwerkbesitzer unterworfen sind. Damit soll freilich nicht dem Kohlenwucher das Wort geredet werden; andrerseits schießen aber auch die Leute über das Ziel hinaus, die glauben, daß der Zwischenhandel beim Kohlengeschäft ganz entbehrlich sei. Die großen Steinkohlenbergwerke haben allmonatlich zweimal Tausende von Arbeitern pünktlich zu lohnen, und zur Beschaffung dieser Beträge kann der Großhandel nicht völlig entbehrt werden, mag er nun unmittelbarer Abnehmer oder Zwischenhändler sein. Die Bergwerke können sich die Konsumenten nicht immer aussuchen und müssen den nehmen, der zuerst an sie herantritt. Freilich wird immer von neuem danach gestrebt werden müssen, den Zwischenhandel möglichst einzuschränken; aber damit ist die Kohlennot noch nicht beseitigt. Es giebt also nur ein Mittel, dieser ein Ende zu machen, und das ist: die Vermehrung des Angebots.

Dafür stehn nun verschiedne Wege offen:

Erstens kann das Angebot in deutscher Kohle durch ein Kohlenausfuhrverbot vermehrt werden. Diese Maßregel würde ohne Zweifel mit einem Schlage wenigstens in den Gegenden, die den Bergbaurevieren nahe liegen, die Kohlennot beseitigen und allmählich auch weithin wirken; aber ihr stehn

Digitized by Google

wohl große handelspolitische Bedenken entgegen. Durch die Ausdehnung des Verbots auf die laufenden Verträge würden viele Privatinteressen auf das empfindlichste geschädigt werden. Das Verbot steht ferner im Widerspruch mit den Grundlagen unsers Verkehrslebens, das auf dem möglichst freien Güteraustausch beruht. Auch würde mit dem Kohlenausfuhrverbot ein Präzedenzfall geschaffen werden, der einem Lande wie Deutschland, das in seinen Ernährungsverhältnissen so sehr vom Auslande abhängig ist, unter Umständen einmal sehr verhängnisvoll werden könnte. Zweifelhaft erscheint es auch, ob die Handelsverträge ein solches Ausfuhrverbot zulassen. Endlich könnte ernstlich die Maßregel nur in Frage kommen, wenn für die ärmern Klassen wirklich eine Not an Brennmaterial einträte. Es müßte also abgewartet werden, ob der Winter so streng wie im vorigen Jahre werden wird, und ob bis dahin nicht die Bergwerke imstande sein werden, ihre Produktion noch mehr zu steigern. Für den Eingeweihten ist bekannt, daß hierfür das Möglichste geschieht.

Näher liegt also ein andres, allerdings langsam wirkendes Mittel: die Erleichterung der Einfuhr von Kohlen aus dem Auslande durch Herabsetzung der Tarife. Das ist ein Weg, den auch das preußische Staatsministerium betreten hat. Ob dieser viel helfen wird, muß freilich abgewartet werden. Eigentlich müßte das Ausland bei den heutigen Kohlenpreisen schon soviel Kohle einführen, als es abzugeben vermag; das geschieht aber noch nicht. An der Börse hat denn auch die Maßregel nur eine geringe Baisse für die heimischen Bergwerkpapiere hervorgerufen. Zunächst werden die ausländischen Bergwerkbesitzer bemüht sein, die Tarifermäßigung in ihre Taschen gleiten zu lassen. Ein nennenswertes Sinken der Kohlenpreise ist deshalb noch nicht zu erwarten. Auch bleibt es doch bedauerlich, daß Deutschland, das über so reiche Kohlenschätze verfügt, zu seiner Versorgung mit Brennmaterial noch an das Ausland herantreten muß.

Das führt uns auf die Frage: Werden bei uns auch alle Kohlenbergwerke ausgenutzt, und wenn nicht, wäre es nicht möglich, auf die säumigen Besitzer einen Zwang auszuüben? Der erste Teil der Frage muß unbedingt verneint werden. Zwar liegt über das Verhältnis der betriebnen zu den nicht betriebnen Werken kein statistisches Material vor; aber jeder Kenner weiß, daß das Verhältnis ungünstig ist. Nach den Grundbucheintragungen hat eine Gewerkschaft in der Umgebung von Sagan achtundsechzig Braunkohlenfelder, aber sie betreibt in keinem Felde Bergbau. Weiter hat in der Provinz Posen ein Bergwerkbesitzer neunzig solcher Felder, aber er hat nur eins in ganz geringem Umfange aufgeschlossen. Und doch herrscht in diesen Gegenden Kohlennot wie anderwärts. Die Gründe, warum soviel Kohlenfelder nicht ausgenutzt werden, sind sehr verschieden. In den großen Steinkohlenrevieren dienen sie den großen Bergbaugesellschaften als Reserven für künftige Zeiten. Andre haben zwar die Mittel, Kohlenfelder einzumuten, aber nicht, sie zu erschließen; sie betrachten deshalb ihre Felder lediglich als Spekulationsobjekte, ähnlich wie die Grundstückbesitzer ihre Areale in der Nähe großer Städte, und wollen sie nur gegen hohen Preis weitergeben. In den Braunkohlenrevieren kommt

Digitized by Google

es endlich vor, daß Grundbesitzer die Gegend nur einmuten, um sich den Bergbau von ihren Grundstücken fernzuhalten.

Dieses Vorhaben wird durch das heutige Verleihungsverfahren bei Bergwerken ungemein begünstigt. Der Finder einer Lagerstätte braucht nämlich nach dem Allgemeinen Berggesetz vom 24. Juni 1865, das in Preußen gilt, und dessen Grundsätze fast auf alle Bundesstaaten übergegangen sind, der Bergbehörde nicht mehr die Abbauwürdigkeit seines Fundes nachzuweisen, sondern es genügt, wenn er am Fundpunkte das eingemutete Mineral auf der natürlichen Lagerstätte einigermaßen angehäuft vorzeigt. Verliehen wird auf einen solchen Fund hin ein Feld bis zu 2189000 Quadratmetern oder 857,34 preußischen Morgen. Es ist auch zulässig, auf einer Lagerstätte mehrere solcher Fundpunkte anzugeben. Ganze Gegenden sind auf diese Weise von Einzelnen auf Braunkohle usw. eingemutet worden. Nun wäre dagegen an sich noch nichts einzuwenden, wenn sich die Erwerber große Mühe gäben, ihre Felder gründlich auf den Inhalt zu untersuchen; aber oft fehlen ihnen hierzu die Mittel, oder sie stellen, sobald sich bei dem Bergbau nur einige unerwartete Schwierigkeiten zeigen, die Versuche gleich wieder ein. Kosten haben sie dann von dem Bergwerkbesitz nicht weiter. An diese eingemuteten Lagerstätten kann aber ein Andrer nicht mehr heran. Die heutigen Verleihungen bedeuten also für viele Gegenden im Osten schon die Aufhebung der Bergbaufreiheit. Das hat der Gesetzgeber mit den Erleichterungen im Verleihungswesen sicher nicht gewollt. Zudem ist dadurch viel wertloser Bergwerkbesitz entstanden; auch das ist ein großer Schaden, vom öffentlichen Interesse aus angesehen.

Bisher lag kein Anlaß vor, diesen Verhältnissen näher zu treten. Eine Kohlennot schien unmöglich; denn die Geologen bezeichneten die Kohlenschätze Deutschlands als ausreichend für Jahrhunderte. Inzwischen ist aber die Bevölkerungszahl Deutschlands stetig gestiegen, die Industrie aller Absatzgebiete hat einen großen Aufschwung genommen, und der Bergbau muß schon in größere Tiefen hinabsteigen, wenn er den Bedarf an Kohlen decken will. Die Erschließung eines neuen leistungsfähigen Bergwerks aber nimmt, sogar beim Braunkohlenbergbau, unter Umständen Jahre in Anspruch. Es zeigt sich jetzt, daß die Erschließung nicht mehr ganz, wie bisher, von dem freien Ermessen der Bergwerkbesitzer abhängig gemacht werden darf.

Nun hat das erwähnte Gesetz schon eine solche Bestimmung zu § 65 vorgesehen, die bei einer Kohlennot angewandt werden könnte. Danach können die Oberbergämter im öffentlichen Interesse die Aufnahme des Betriebes in einem Bergwerk erzwingen. Bisher ist aber von keiner Behörde hiervon Gebrauch gemacht worden. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand, sie sind einmal rein technischer Natur, denn es ist im einzelnen Falle nicht leicht zu bestimmen, was unter Betrieb zu verstehn ist. Werden hierzu auch geringfügige Arbeiten gerechnet, dann ist die Betriebsaufnahme leicht jahrelang zu umgehn. Aber dies ließe sich vielleicht noch verhindern. Schwerer wiegt schon das Bedenken, daß mit der Einführung des unmittelbaren Betriebszwanges

Digitized by Google

die Behörde eine mittelbare Verantwortung für die Rentabilität des Bergwerks übernehmen würde; es würde deshalb an Widerspruch gegen solche Anordnungen der Behörde nicht fehlen. Das Verfahren würde schließlich darauf hinauslaufen, vor der Anordnung die Abbauwürdigkeit der verliehenen Lagerstätte festzustellen, was sich schon in frühern Zeiten als unmöglich für die Behörden herausgestellt hat und für die heutigen großen Tiefen, in denen sich der Kohlenbergbau zum Teil bewegt, noch schwieriger ist. Und endlich würde es unbillig sein, den Betriebszwang nur auf einzelne Werke auszudehnen. Würde er aber verallgemeinert, so würde eine Überproduktion beim Bergbau eintreten, und diese wieder die Rentabilität aller Werke in Frage stellen. Man kann es deshalb verstehn, warum die Behörden bisher von dem unmittelbaren Betriebszwange abgesehen haben.

Aber dieser Mißstand, daß sich viele Felder in einer Hand anhäufen, sowie die zum Teil daraus mittelbar entstehende Kohlennot in einigen Gegenden zeigen doch, daß auf die Dauer ganz ohne eine Art Betriebszwang nicht auszukommen ist. Es wird sich darum empfehlen, für alle nicht betriebnen Bergwerke eine Feldessteuer einzuführen. Sie müßte sich zunächst nach dem Werte des Minerals richten. Sie müßte ferner imstande sein, die massenhaften Ankäufe von Bergwerksfeldern durch eine Hand zu verhindern und auch den Bergwerkbesitzer zwingen, das eingemutete Feld nach der Verleihung noch auf seinen Inhalt sorgfältiger zu untersuchen oder, wenn ihm dies nicht lohnend erscheint, zu Gunsten der Bergbaufreiheit auf das Feld zu verzichten. Die Steuer dürfte selbstverständlich nicht so hoch sein, daß sie sofort zu der Aufnahme aller Bergwerke führen würde. Es müßte hierin die richtige Mitte zwischen dem Zwang und den Interessen des Besitzers gefunden werden; die Besitzer müßten für die Aufnahme des Betriebs ausschlaggebend bleiben. Damit nicht bei der Betriebsaufnahme Doppelbesteuerung eintritt, wird weiter bestimmt werden müssen, daß für die Bergwerke, soweit sie schon zur Vermögenssteuer*) herangezogen werden, die Feldessteuer angerechnet werden kann. Die Festsetzung der Steuerstufen mag den Fachleuten und den Interessentenkreisen überlassen werden; sollen bestimmte Grenzen genannt werden, so dürften Sätze**) von fünfhundert Mark jährlich für jedes Steinkohlenfeld und hundert Mark für jedes Braunkohlenfeld genügen. Da die Felder von verschiedner Größe sein können, so werden diese Sätze am besten auf den Hektar des angegebnen Maximalfeldes umgerechnet. Bei den konsolidierten Bergwerken wird die Steuer auch von den Einzelfeldern erhoben werden müssen. Zulässig wären auch

*) §§ 2. 4. 18 des Ergänzungssteuergesetzes vom 14. Juli 1893.

**) Sie besteht in einigen Bundesstaaten, Reuß, Bayern, doch sind die Sätze dort zu niedrig, und in Sachsen besteht sie nur für metallische Bergwerke. Die erwähnte Ergänzungssteuer in Preußen, auch Vermögenssteuer genannt, bleibt in ihren Sätzen zu weit zurück, als daß sie unserm Zwecke dienen könnte, und außerdem wird der Vermögenswert der nicht betriebnen Bergwerke, da ihn selbst Fachleute kaum zu bestimmen vermögen, meist zu niedrig angegeben, sodaß diese Werke nicht in nennenswerter Weise zur Steuer herangezogen werden können.

Digitized by Google

Steuernachlässe für die ersten drei Jahre der Verleihung des Bergwerks, da nur die wirklich säumigen Besitzer von der Steuer getroffen werden sollen. Der Weg ist durchaus gangbar und empfehlenswert und wohl geeignet, eine Kohlennot künftig weniger wahrscheinlich zu machen. Die Maßregel würde übrigens in Preußen eine beträchtliche Einnahme für den Staat abgeben.

Doch mit dieser Maßregel sind die Mittel zur Abstellung der Kohlennot nicht erschöpft. Wer die Notizen zu dieser Frage in der Presse verfolgt hat, wird gefunden haben, daß die Bergwerkbesitzer einen Teil der Kohlennot auch darauf schieben, daß es ihnen zur weitern Steigerung der Förderung an Arbeitern fehle; wer den Verhältnissen näher steht, weiß, daß diese Klagen nur zu sehr begründet sind. Die Thatsache ist umso auffallender, als die Löhne der Bergarbeiter in den letzten Jahren stetig gestiegen sind und bald eine Höhe erreicht haben, über die im Interesse der Rentabilität des heimischen Bergbaus, wenn erst normale Preisverhältnisse wiederkehren, nicht gegangen werden kann. Ein Hauptgrund für das geringere Zuströmen der Arbeiter zur Bergarbeit liegt wohl darin, daß in den Kohlenrevieren die Familien abnehmen, in denen es bisher zur Tradition gehörte, daß sich ihre Kinder dem Bergmannsstande widmeten. Der Ersatz aus andern Kreisen scheint ungenügend zu sein. Es ist eben nicht jedermanns Sache, sich seinen Tagesverdienst in einer Tiefe von sechshundert Metern zu suchen; sobald er in andern Industriezweigen bessere Arbeitsgelegenheit findet, wechselt er die Arbeitsstelle. Dazu kommt noch, daß zur Bergarbeit teilweise besonders geschickte Leute erforderlich sind, und nicht jeder, der sich hierzu meldet, genommen werden kann. Für die Bergarbeit sind Gewöhnung, Lust und Liebe und außerdem Mut erforderlich. Jetzt zeigen sich die Folgen der neuen Gesetzgebung, die den Bergmannsstand dadurch aufhob, daß sie ihm seine frühern Privilegien (Befreiung von Personalabgaben und vom Kriegsdienst) nahm und den Bergmann sozial ganz den übrigen Arbeitern gleichstellte. Es soll aber damit nicht gesagt werden, daß solche Privilegien wieder eingeführt werden müssen. Die Weltgeschichte kann man auch hierin nicht zurückschrauben. Aber es wäre ratsam, daß mit Hilfe einer günstigen Altersversicherung und mit staatlichen Anerkennungen für langjährige Dienste ein Weg gefunden würde, die Bergarbeiter mehr als bisher an ihren Beruf zu fesseln und diesem neue Arbeitslustige zuzuführen. Es würde zu weit gehn, den Gedanken hier auszuspinnen; es soll dies gelegentlich einmal geschehn.

Die Schwierigkeiten bei der Arbeiterfrage zeigen schon, daß die Beseitigung der Kohlennot auch in Zukunft immer ein Problem der Staatskunst bleiben wird. Es werden deshalb noch andre Mittel zur Hilfe herangezogen werden müssen.

Vor allen Dingen ist notwendig, daß die geförderten Kohlen nicht unnötig verschleudert werden. In dieser Beziehung liegt fast alles in Deutschland noch im argen. Gute Heizanlagen, die die Kohlen voll ausnutzen, findet man noch selten. Man prüfe nur einmal die Kesselanlagen der kleinern Fabriken und die Heizvorrichtungen der Wohnhäuser auf ihren Kohlenverbrauch; man

Digitized by Google

wird finden, daß sie zumeist Kohlenfresser in dem wahrsten Sinne des Wortes sind. Wer sich heute Fabrik- und Großstädten nähert, erschrickt über den Kohlendunst und den Rauch, der sich über ihnen lagert; danach hat es den Anschein, als ob es gar keine Erfindungen für rauchfreie Verbrennung der Kohlen gäbe. Augenscheinlich denkt niemand in Deutschland an Kohlensparnis, weil man die Kohlenvorräte noch für unerschöpflich hält. Doch wir wollen nicht ungerecht sein: in einigen Großstädten ist allerdings schon der Anfang gemacht worden, in den Wohnhäusern die Heizvorrichtungen zu zentralisieren, auch giebt es in vielen Fabriken Mustereinrichtungen für Dampfkessel aller Art. Es muß gewünscht werden, daß diese Fortschritte der Technik immer weitern Eingang finden. Mit Konzentration der Heizvorrichtungen in den Wohnhäusern ist in den Großstädten der Kohlenbedarf auch leichter zu übersehen. Wie jede große Stadt ihren Schlachthof, ihre Markthallen hat, müßte sie auch ihren Kohlenhof haben. Genossenschaften hätten dann den Einkauf zu besorgen.

Besonders günstig würde es auf den Kohlenverbrauch einwirken, wenn es gelänge, bei den Eisenbahnen den Lokomotivbetrieb durch Elektrizitätsantrieb mit stationären Kesselanlagen zu ersetzen. Die Versuche sind schon im Gange. Hoffen wir, daß sie zu einem befriedigenden Abschluß führen. Hierdurch würde der Kohlennot ein weiterer Riegel vorgeschoben werden. Denn die jetzigen Lokomotiven sind starke Kohlenfresser und verlangen die Aufstapelung großer Vorräte an allen Orten. Die Eisenbahnverwaltung ist schon einer der größten Verbraucher von Kohlen.

Damit sind wohl alle Mittel zur Minderung der Kohlennot und zu einer künftigen Vorbeugung erschöpft. Zunächst anzufangen wäre mit der Einführung der Feldessteuer; die Kohlennot unsrer Zeit verlangt sie geradezu. Die Steuer ist auch ein Mittel, dem Überwuchern der Plutokratie auf einem großen Gebiete unsrer Industrie entgegenzutreten; sie würde also ein Stück soziale Politik darstellen. Ob diese Maßregel durchführbar ist, läßt sich allerdings nur von den höhern Stellen der Staatsleitung aus sicher beurteilen, uns scheint sie, wie gezeigt, ernstlich notwendig. Wegen der Aufschließung neuer Kohlenfelder ist wohl auf den guten Willen der Bergwerkbesitzer, denen wir übrigens keineswegs gram sind, allein kein Verlaß. Freilich muß sich auch der Fiskus die Ausbeutung seiner Felder, soweit ihm Mittel hierfür zur Verfügung stehn, ebenso angelegen sein lassen. Auch wäre im Osten (Provinzen Posen und Preußen) eine weitere sorgfältige Untersuchung des Untergrundes auf das Vorhandensein von Stein- und Braunkohlenschätzen sehr zu wünschen.

Wenn also auf allen diesen Gebieten fleißig gearbeitet wird, dann dürfte es nicht schwer fallen, Kohlennöte künftig zu vermeiden, namentlich wenn es auch gelingt, die Arbeiterfrage zu lösen.

Digitized by Google

Der Posener Schulstreit

(Schluß)

Leider wurde der Erfolg der neuen Maßregel, der Beseitigung des polnischen Sprachunterrichts, sofort durch zwei verhängnisvolle Fehler abgeschwächt. Den einen begingen die Bezirksregierungen mit Wissen und Willen des Oberpräsidenten, indem sie dem Bestreben der Polen, für den Ausfall des polnischen Unterrichts in der Schule durch Privatunterricht Ersatz zu schaffen, dadurch entgegentraten, daß sie den Lehrern mitteilten, es werde ihnen zur Erteilung von Privatunterricht in der polnischen Sprache die dienstliche Erlaubnis nicht gegeben werden. Durch dieses Verbot wurde der Bogen überspannt. Nun hatten die Polen einen Grund zu der Anklage, daß die Regierung die polnische Sprache ausrotten wolle. Und in der That ist ein andrer Zweck des Verbots schwer einzusehen. Aus andern Gründen war es weder notwendig, noch zweckmäßig. Für die wirksamere Betreibung des deutschen Sprachunterrichts in der Schule war durch die Beseitigung des polnischen Sprachunterrichts genug geschehn. Der daneben etwa betriebne Privatunterricht konnte bei einiger Aufmerksamkeit der Schulaufsichtsbehörde der Erreichung des gesteckten Ziels nicht hinderlich sein. Überdies — und darin lag das Bedenkliche des Verbots — hätte bei ruhigem Gewährenlassen die Bewegung für den Privatunterricht damals denselben Verlauf genommen, wie nach dem Erlasse vom 11. April 1891, der die Regierungen anwies, dieses Verbot zurückzunehmen, nur mit dem Unterschiede, daß der polnische Eifer sich 1887 weniger erhitzt hätte, und daß der Rückschlag weit eher erfolgt wäre.

Nachdem nun aber den Lehrern die Erteilung polnischen Privatunterrichts untersagt war, boten sich den Bestrebungen, für den beseitigten Schulunterricht Ersatz zu schaffen, zwar erneute Schwierigkeiten; aber indem die Leiter der Bewegung nun die Frauen und Töchter des Adels und des Bürgerstands zum Dienste an der polnischen Sache aufriefen, und indem die Aufsichtsbehörden den so ins Leben tretenden Schuleinrichtungen, soweit die Gesetze dazu einen Anhalt gaben, mit Polizei- und Exekutivstrafen begegneten und den patriotischen Frauen und Jungfrauen zu einem billigen Märtyrertum verhalfen, erhielt die Sache durch das Ungeschick der Regierung eine Bedeutung, die ihr nie zu teil geworden wäre, wenn man der polnischen Sprache die Wege des Privatunterrichts von vornherein in weitester Ausdehnung offen gelassen hätte.

Der andre Fehler war der, daß sich die Staatsregierung nicht jetzt

Digitized by Google

wenigstens, nachdem sie 1873 schon die erste Gelegenheit dazu verabsäumt hatte, zu dem Entschlusse aufraffen konnte, das Polnische auch als Unterrichtssprache im Religionsunterrichte zu beseitigen und damit ganz aus der Schule zu entfernen, sondern wieder bei der halben Maßregel stehn blieb. In dieser Zeit, wo in Posen die Ansiedlungskommission und ein deutscher Erzbischof eingesetzt wurden, wo das Gesetz vom 15. Juli 1886 über die Dienstverhältnisse und die Anstellung der Lehrer und Lehrerinnen an den Volksschulen der Provinzen Westpreußen und Posen den Regierungen die Möglichkeit gab, sich der unzuverlässigen polnischen Lehrer zu entledigen und an ihre Stelle deutsche Lehrer aus den westlichen Provinzen zu berufen, wo zur Förderung des deutschen Volks- und Mädchenschulwesens in den genannten Provinzen Summen von nie dagewesener Höhe dem Minister zur Verfügung gestellt und mit der Errichtung neuer deutscher Schulen und der Ausgestaltung des Mädchenschulwesens zur Förderung deutscher Sitte und deutschen Wesens nach großem Plane vorgegangen wurde — in dieser Zeit hätte es in der That nicht allzuviel ausgemacht, wenn die Staatsregierung der polnischen Sprache die Thür zur Volksschule ganz und für immer verschlossen hätte. Das Entrüstungsgeschrei wäre darum nicht schlimmer gewesen; man hätte polnischerseits nicht nur für den polnischen Sprachunterricht, sondern auch für den polnischen Religionsunterricht auf privatem Wege zu sorgen unternommen, die Sache wäre eine Zeit lang langsam vorwärts gegangen, hätte dann eine rückläufige Bewegung genommen und wäre, wenn nicht Ereignisse auf dem Gebiete der hohen Politik die polnische Frage neu angefacht hätten, schließlich eingeschlafen.

Aber die preußische Staatsregierung fand zu einer ganzen und entschiednen Maßregel keinen Mut. Sie ließ dem polnischen Pinscher, dem sie den Schwanz wiederholt gekürzt hatte, einen Stummel stehn mit dem Vorbehalt, ihn allmählich ganz abzuschneiden, wenn er nicht von selber abfallen sollte. Man knüpfte nämlich an die Beseitigung des polnischen Sprachunterrichts aus dem Lehrplane der Volksschule und des Lehrerseminars die theoretisch sehr richtige Forderung, daß allmählich Lehrern und Schülern die Kenntnis des Polnischen abhanden kommen würde, die zur Erteilung und Entgegennahme des Religionsunterrichts in dieser Sprache erforderlich ist, und gab sich der Täuschung hin, daß dann die polnische Sprache als Unterrichtssprache ganz von selber fallen würde. Aber in der Praxis erwies sich diese Rechnung als falsch. Die Beibehaltung der polnischen Unterrichtssprache im Religionsunterrichte wurde im Gegenteil die Thür, durch die das Polnische auch als Unterrichtsgegenstand wieder seinen Einzug in die Schule halten sollte. Die Regierung selber räumte ihm diese Stellung zunächst im Seminar ein, allerdings mit der Beschränkung, daß nur die Seminaristen deutscher Zunge polnisch lernen sollten. Man hatte nämlich, teils um die katholischen Seminare, die nach der Erschwerung der Aufnahmeprüfung durch strengere Anforderungen an die Kenntnis der deutschen Sprache nicht mehr genügend mit Anwärtern aus der Provinz besetzt werden konnten, zu füllen, teils um dem

Digitized by Google

katholischen Lehrerstande politisch zuverlässige, deutschgesinnte Elemente zuzuführen, den Seminaren in Posen deutsche Seminaraspiranten aus den westlichen Provinzen in größerer Zahl überwiesen. Diese mußten sich nun, um wenigstens auf der Unterstufe den Religionsunterricht leiten zu können, Fertigkeit im Lesen und einige Sicherheit im Verstehn dieser ihnen fremden Sprache aneignen. Sodann aber konnte die polnische Agitation mit Recht immer wieder geltend machen, daß die Kinder, um die polnischen Religionsbücher benutzen zu können, polnisch lesen können müßten, und daß mithin die Schule die Gelegenheit zur Erwerbung dieser Fertigkeit nicht versagen dürfte. Und so erreichten die Polen denn zunächst, daß durch den Erlaß vom 11. April 1891 den Lehrern wieder erlaubt wurde, im polnischen Lesen und Schreiben Privatunterricht zu erteilen. Nun ging man mit Eifer ans Werk. Man sammelte Geld, um den Privatunterricht bezahlen zu können, und appellierte auch an den Patriotismus der Lehrer, um sie zu unentgeltlicher Hergabe ihrer Dienste zu bewegen. Das ging so eine Weile. Aber man wußte den Lehrern keinen Dank und bezahlte sie lässig oder gar nicht, da die Opferwilligkeit der Polen mit dem Widerstande der Regierung nachließ, und so hörte einer nach dem andern mit dem Privatunterricht auf. Neue Klagen und neuer Ansturm auf die Regierung behufs Wiedereinführung des schulplanmäßigen polnischen Sprachunterrichts waren die Folge.

Es war die Zeit, wo die polnische Hofpartei unter Leitung des viel genannten Herrn von Koscielski Einfluß gewann, indem sie sich den Anschein gab, als wollte sie ihre Volksgenossen auf den Weg einer Versöhnungspolitik und zur Anerkennung der unaufhörlichen Vereinigung der polnischen Landesteile mit dem Staate Preußen führen. Für die guten Dienste, die sie der Regierung in ihren Flotten- und Heeresvermehrungsplänen leistete, erwarb sie Anspruch auf einen Lohn, und der wurde ihr durch die Wiedereinführung des Unterrichts im polnischen Lesen und Schreiben im Jahre 1893. Zwar waren an diese Konzession Bedingungen und Einschränkungen geknüpft, die der völligen Rückkehr zu dem Zustande von 1887 noch im Wege standen. Aber darin lag für die Polen eben ein Sporn zu weitern Kämpfen.

So hatten sich die Fehler der Regierung gerächt, und die Erfolge der mit so viel Zuversicht ins Werk gesetzten Entscheidung von 1887 zum guten Teil wieder beseitigt. Und noch ein andres Mittel der Germanisierung, an das die Deutschen große Hoffnungen geknüpft hatten, fing bald an zu versagen, die Versetzung der widerspenstigen Lehrer nach dem Westen und die Hereinziehung von deutschen Lehrern aus den westlichen Landesteilen in die Provinz. Diesen letzten wurde, wenn sie sich nicht durch polnische Heiraten oder auf anderm Wege unschädlich machen ließen, mit allen Mitteln der Bosheit und Verleumdung das Leben dermaßen verleidet, daß sie sich sobald wie möglich wieder aus dem Staube machten, und die an den Rhein versetzten polnischen Lehrer machten sich dort durch ihre Unfähigkeit und Widerspenstigkeit so mißliebig, daß man sie gern wieder los wurde und froh war, wenn sie entweder

Digitized by Google

durch den Nachweis dauernder Dienstunfähigkeit ihre Versetzung in den Ruhestand erlangten oder durch ärztliche Zeugnisse, in denen sie nachwiesen, daß ihre Frauen an unheilbarem Heimweh litten, die Rückversetzung in die Provinz Posen durchsetzten. Die Staatsregierung wich zurück. Auf der ganzen Linie wurde Halt! geblasen. Während früher mit der in den Oberpräsidialbestimmungen unter gewissen Bedingungen vorgesehenen Einführung der deutschen Unterrichtssprache im Religionsunterrichte von Fall zu Fall mit Entschiedenheit vorgegangen worden war, mußte die deutsche Sprache es nun aufgeben, in der polnischen Schule mehr Terrain zu gewinnen, und froh sein, wenn sie das erworbne behaupten konnte. Dem polnischen Pinscher fing der Schwanz wieder an zu wachsen, und dem polnischen Kampfhahn schwoll aufs neue der Kamm.

Zu heller Wut aber steigerte sich der Deutschenhaß, als sich die Deutschen in der Provinz, da sie sich von der Regierung verlassen sahen, auf ihre eigne Kraft besannen und zur Stärkung des Deutschtums und zur Abwehr der polnischen Übergriffe den von den Gegnern verächtlich so genannten Hakatistenverein gründeten. Der polnische Haß kannte nun keine Grenzen mehr und vergaß in seiner Wut, seine wahren Ziele zu verbergen. Durch diese gar nicht beabsichtigte Wirkung hat der Hakatistenverein der deutschen Sache vielleicht den größten Dienst erwiesen. Zahlreiche Ausbrüche des Deutschenhasses öffneten der Regierung die Augen und lehrten sie, daß von einer Versöhnungspolitik nimmermehr die Rede sein kann, wenn nicht der gesamte deutsche Kulturbesitz, den deutscher Fleiß und deutsche Kraft in jahrhundertelanger mühevoller Arbeit erworben haben, verloren gehn soll, daß die polnische Propaganda nur auf der Grundlage der völligen Vernichtung des Deutschtums und der unbestrittnen Herrschaft des Polentums in Handel und Wandel, Recht und Sitte, Sprache und Religion ihren Frieden zu machen bereit ist, daß sie nicht eher ruhen will, als bis alles Land, so weit die polnische Zunge klingt, vom preußischen Staate losgetrennt, zu einem neuen Königreiche Polen erstanden ist.

Erst nachdem unzweideutige Thatsachen diese Endziele der polnischen Bestrebungen aufgedeckt haben, entschloß sich die Staatsregierung wieder zu kräftiger Abwehr, erklangen vom Ministertische des Abgeordnetenhauses Worte der entschiednen Absage an die polnischen Ansprüche, erging vom Staatsministerium die Weisung an die Staatsbeamten, die ihnen zur Pflicht machte, überall und unter allen Umständen, auch im Privatleben, die deutsche Fahne hochzuhalten. Erst jetzt entschloß sich die Regierung, die Maßregeln in der Schulpolitik wieder aufzunehmen, die auf die Einschränkung und Verdrängung der polnischen Sprache abzielen, und unter denen die Verfügung der Posener Regierung über den Religionsunterricht in der Stadt Posen wie das rote Tuch bei Stierkämpfen gewirkt hat. Ohne das aggressive Vorgehn der Polen hätte die Regierung nicht daran gedacht, die Stille zu unterbrechen, die in den letzten Jahren in der Schulpolitik eingetreten war. So still war es auf diesem Ge-

Digitized by Google

biete geworden, daß der polnischen und der ultramontanen Presse die Befugnis der Regierung zur Änderung der Unterrichtssprache ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war, denn woher sonst das große Entrüstungsgeschrei, das sich über die Posener Verfügung erhoben hat, als wäre damit etwas ganz Unerhörtes geschehn, und als wäre es nicht eine Maßregel, die in den achtziger Jahren zu den ständigen Vorkommnissen in der Unterrichtsverwaltung gehört hatte, und auf deren Wiederholung man nach dem letzten Auftreten der Regierung gegen die polnische Überhebung wohl hätte gefaßt sein dürfen?

Wenn die Polen und ihre Freunde ein so kurzes Gedächtnis haben, dann kann man sich allerdings nicht darüber wundern, daß sie aus der Geschichte ihres Kampfes um die Sprache in der Schule nichts gelernt haben und an den notwendigen Ausgang, den der Kampf bei der Fortsetzung ihres Widerstands nehmen muß, nicht zu denken scheinen. Wie sie bisher durch diesen Widerstand die Regierung von einem Schritte zum andern gezwungen haben, so werden sie es durch ihre Opposition noch dahin bringen, daß auch der letzte Rest der polnischen Sprache in der Schule durch Ausdehnung der Posener Verfügung auf sämtliche Schulen der Provinz und auf alle Unterrichtsstufen beseitigt wird. Und wenn dann wirklich, wie jetzt mit Emphase versichert wird, die religiöse Bildung der polnischen Kinder leiden sollte, nun dann mag sich die polnische Bevölkerung bei ihren Verhetzern dafür bedanken. Man wird ihnen dann mit vollem Rechte sagen können: Ihr habts gewollt. Euer ist die Schuld.

3

Bis jetzt kann von einer Verringerung der Leistungen des Religionsunterrichts allen ultramontanen Klagen zum Trotze keine Rede sein. Oben haben wir der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Kinder, auf die die Maßregel der Posener Regierung Anwendung findet, der deutschen Sprache so mächtig sind, daß sie dem deutsch erteilten Religionsunterrichte mit dem erforderlichen Verständnis folgen können. Wir haben das ohne weitere Prüfung aus unsrer allgemeinen Kenntnis der Verhältnisse geschlossen. Die Regierung wird sich aber mit einer solchen allgemeinen Annahme nicht begnügt, sondern sich vor dem Erlasse ihrer Anordnung durch sorgfältige und eingehende Prüfung der Zustände in allen Schulen der Stadt Posen darüber Gewißheit verschafft haben, daß die notwendige Voraussetzung gegeben war. Andernfalls würde sie sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht haben, die ihr nur Bosheit und parteipolitische Verblendung zutrauen können. Denn die Änderung der Unterrichtssprache für die religiöse Schulunterweisung ist durch Herkommen oder behördliche Anordnung mit solchen Vorsichtsmaßregeln umgeben, daß jede Schädigung der religiösen Bildung ausgeschlossen ist.

Die preußische Verwaltung thut in dieser Frage gerade das Gegenteil von dem, was die katholische Kirche in der Provinz Posen seit langer Zeit gethan hat und noch heute täglich thut. Es ist eine eigentümliche Schicksals-

Digitized by Google

fügung, daß gerade die Orte Jersitz, St. Lazarus, Wilda im Zusammenhange mit der viel angefeindeten Regierungsverfügung genannt werden. Gerade in diesen Gemeinden hat die katholische Kirche unausgesetzt das Unrecht begangen, dessen ihre Vorkämpfer jetzt die Regierung anklagen. Die genannten Gemeinden sind, wie viele andre in der Provinz Posen, alte deutsche Kolonien, von deutschen Katholiken aus Franken und Schwaben zu den Zeiten des polnischen Reichs gegründet. Die katholische Kirche hat sie polonisiert. Noch vor fünfzig Jahren waren die Bewohner dieser Dörfer gute Deutsche. Seitdem hat aber die Kirche und unter geistlicher Leitung und Aufsicht die Schule das Polonisierungswerk so gründlich besorgt, daß nach Einsetzung der staatlichen Schulaufsicht die Schulen ebenso polnisch waren, wie die in den ursprünglich polnischen Ortschaften. Diese Bamberger — so heißen die polonisierten Nachkommen der deutschen Kolonisten wegen ihrer bis auf den heutigen Tag festgehaltnen deutschen Tracht im Volksmunde noch heutigentags — sind aber, obgleich ihnen nicht nur in der Kirche im Gottesdienste bei der Predigt und bei allen Kultushandlungen, sondern auch in der Schule beim Religionsunterrichte nur die ihnen fremde polnische Sprache entgegengebracht wurde, doch gute Katholiken geblieben, ja sie gelten für besonders treue Glieder der Kirche und thun sich heute noch bei kirchlichen Veranstaltungen aller Art durch ihre eifrige Beteiligung und Opferwilligkeit vor andern hervor. Es muß also doch ihrer religiösen Bildung keinen Eintrag gethan haben, daß sie sie nicht in der Muttersprache empfangen haben.

Aber, könnte jemand sagen, das ist früher gewesen; heute geschieht so etwas nicht mehr. Nun, den Deutschen gegenüber verfährt die polnische Geistlichkeit bis auf den heutigen Tag nicht anders. Zwar giebt es in der Provinz hier und da, wo deutsche Katholiken in größerer Zahl leben, deutsche Gottesdienste, Pfarrer, die die Seelsorge unter den Deutschen in deutscher Sprache auszuüben berufen sind, vielleicht sogar auch irgendwo, etwa in Bromberg, eine deutsche Pfarrgemeinde. Aber wo die deutschen Katholiken in der Vereinzelung wohnen, ist es anders. Nicht Ausnahme, sondern Regel ist es, daß der Pfarrer die deutschen Kinder für die erste Beichte und Kommunion in polnischer Sprache vorbereitet, und nicht vereinzelt sind die Fälle, daß diese Kinder von dem Geistlichen oder in dessen Auftrage von andern Personen erst im Lesen des Polnischen unterrichtet werden, sodaß sie an dem kirchlichen Religionsunterrichte teilnehmen können. Deutsche Lehrer, in deren Familien nur deutsch gesprochen wird, haben ihren eignen Kindern den Schulreligionsunterricht in der polnischen Sprache erteilt, weil sie sonst von dem Pfarrer nicht zum kirchlichen Unterricht angenommen werden.

Und wie steht es in der deutschen Ansiedlung Falkenhain im Kreise Gnesen? Hier hat die Ansiedlungskommission den Versuch gemacht, deutsche Katholiken anzusiedeln — mit schlechtem Erfolge. Da bei dem besiedelten Rittergut eine alte Kirche vorhanden, die Ansiedlung zur Bildung einer besondern Pfarrgemeinde aber zu klein war, so nahm die Ansiedlungskommission sowohl

Digitized by Google

von der Erbauung einer eignen Kirche wie von der Ansetzung eines eignen deutschen Pfarrers Abstand. Man hoffte den deutschen Siedlern auch ohne das deutsche Seelsorge verschaffen zu können. Deutsche Gottesdienste wurden in der That abgehalten, aber der deutsche Kirchengesang wurde den deutschen Bauern vorenthalten, und ihre Beschwerden hierüber hatten keinen Erfolg. Die Kirchensprache ist nun einmal polnisch, sagte der Erzbischof von Stablewski achselzuckend, daran ist nichts zu ändern, und die armen deutschen Bauern mußten es sich gefallen lassen. Sollte da die Regierung nicht sagen dürfen: die Schulsprache ist nun einmal deutsch, und von den polnischen Kindern verlangen, daß sie in der Schule alles deutsch lernen, auch die Religion? Entweder muß die Geistlichkeit nach ihrem eignen Verhalten gegen die Deutschen anerkennen, daß es der religiösen Bildung nichts schadet, wenn der Religionsunterricht nicht in der Muttersprache erteilt wird, und dann sind alle Klagen über den polnischen Unterricht nichts als Heuchelei — oder die religiöse Ausbildung kommt bei dem Unterricht in der fremden Sprache in der That zu kurz, und dann hat sich die katholische Kirche in Posen an ihren deutschen Gliedern auf das unverantwortlichste vergangen und bekundet, daß es ihr in erster Linie nicht auf die Religion, nicht auf Christianisierung, sondern auf die Sprache, auf Polonisierung ankommt, und dann ist alles Geschrei über die Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung erst recht Heuchelei.

Also Heuchelei in jedem Falle. Und so ist es in der That. Wer die Art kennt, wie die katholischen Geistlichen im Posenschen den Religionsunterricht in der Schule betrieben wissen wollen, der muß schon der Forderung, daß die Kinder den Inhalt des Religionsunterrichts verstehn sollen, mit Mißtrauen begegnen. Der Geistliche verlangt nur, daß die Kinder die biblischen Geschichten erzählen und die Gebote und die Stücke des sogenannten allgemeinen Katechismus, sowie die Antworten des besondern Teils schlagfertig hersagen können, wie sie im Buche stehn. Aber wenn ein Lehrer es unternimmt, den Kindern von dem Inhalte der Fragen und Antworten und von der Bedeutung der Gebete und sonstigen Memorierstücke ein tieferes Verständnis zu geben, dann erntet er keinen Dank. Die Erklärung soll dem Katechumenenunterrichte vorbehalten bleiben. Nur auf gedächtnismäßige Aneignung des Stoffes hat der Religionsunterricht der Schule Bedacht zu nehmen, der ödeste Verbalismus ist seine Signatur. Ob nun die Kinder das Gelernte in deutscher oder in polnischer Sprache nicht verstehn, das ist doch wohl ganz gleichgiltig.

Wem es aber ernstlich darauf ankommt, daß von dem Gelernten etwas verstanden wird, daß der Unterricht nicht nur das Gedächtnis mit totem Wortkram belaste, sondern das Gemüt erfasse und den Verstand beschäftige, der muß erst recht die deutsche Unterrichtssprache fordern. Das hat im Jahre 1893 ein Breslauer Lehrer Namens Schink in einer Broschüre unter dem Titel: „Ob die polnischen Schüler in den preußischen Schulen den Religionsunterricht in deutscher oder polnischer Sprache erhalten sollen?“ in über-

Digitized by Google

zeugender Weise dargethan. Schink weist darin nach, daß zu einem erfolgreichen Unterricht auf seiten der Kinder die Kenntnis einer großen Zahl von Begriffen, namentlich abstrakten Begriffen, erforderlich ist, die die polnischen Kinder bei dem Eintritt in die Schule ebenso wenig wie die deutschen Kinder von dem durchschnittlichen Bildungsstande der Volksschüler fertig mitbringen, sondern sich erst im Schulunterricht erwerben müssen. Diese Aufgabe fällt aber dem gesamten Unterricht und namentlich den Übungen im Sprechen, Lesen, Schreiben zu und könnte vom Religionsunterricht allein gar nicht geleistet werden. Da der gesamte Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird, so eignen sich die Kinder die Begriffe, mit denen der Religionsunterricht zu arbeiten hat, auch in dieser Sprache an. Alles denkende Entwickeln sind die Kinder in deutscher Sprache auszuführen gewöhnt. Darum kann auch nur sie für die Religion das richtige Unterrichtsmittel sein. Diese Beweisführung findet in der Erfahrung ihre Bestätigung. Will man also, daß die Religionslehren nicht bloß auswendig gelernt, sondern auch innerlich erfaßt werden, so muß man den polnischen Kindern, wie allen übrigen Unterricht, so auch den Religionsunterricht in der deutschen Sprache erteilen. Wenigstens auf der Mittel- und Oberstufe. Und die Unterstufe? Nun, hier muß sich der Religionsunterricht, auch wenn er in der Muttersprache erteilt wird, zum großen Teile auf gedächtnismäßige Einprägung von Geschichten, Gebeten, Geboten und andern Stücken der Katechismustabelle beschränken, für die das Verständnis erst in spätern Jahren erschlossen werden kann. Daß Gott die Welt und die Menschen erschaffen, daß Adam und Eva den Apfel gegessen und damit Gott erzürnt haben, davon läßt sich auch den Kleinen, wenn sie erst einige Wochen in der Schule sind, soviel zum Verständnis bringen, wie für den Anfang nötig ist. Und was die Katechismusstücke betrifft, so ist es besser, sie sprechen sie deutsch richtig, wenn auch ohne Verständnis, als daß sie sie in der Muttersprache ebenso verständnislos, aber mit all den Fehlern herleiern, die sie beim Nachsprechen im Elternhause mitgelernt haben, und deren Ausrottung zu den allermühsamsten und undankbarsten Aufgaben der Schule gehört. Mithin wäre es für die Kinder polnischer Zunge auch kein Unglück, wenn sie den Religionsunterricht von unten auf in deutscher Sprache erhielten.

Einstweilen wird das noch nicht verlangt, und von dem Verhalten der Polen wird es abhängen, ob und wann sich die Regierung zu dieser Maßregel gedrängt sehen wird. Bis zur Stunde entbehrt die Anklage, daß durch den deutschen Unterricht die religiöse Bildung der Kinder leide, jeder Berechtigung. Und dennoch hält es die ultramontane Presse für passend, mit Gegenmaßregeln des erzbischöflichen Stuhles zu drohn. Was will die Regierung thun, fragt sie, wenn der Erzbischof den Lehrern die missio canonica entzieht und seine Geistlichen anweist, den Religionsunterricht selber in polnischer Sprache in den Kirchen zu erteilen? Nun, vor der Hand liegt für Herrn von Stablewski zu einem so gefährlichen Schritte noch kein Anlaß vor, und er wird sich im Interesse der Kirche lange besinnen, bevor er sich in so

Digitized by Google

ausgesprochner Weise zu den Bestrebungen der Regierung in Gegensatz stellt. Vom deutschen Standpunkte kann man nur wünschen, daß er möglichst bald vor diese Entscheidung gestellt werde. Die Staatsregierung hat zwar den Anspruch der Kirche nie anerkannt, daß die unter Mitwirkung der Kirche vorgebildeten und geprüften Lehrer zur Erteilung des Religionsunterrichts noch einer besondern Erlaubnis der Kirche bedürfen. Aber sie würde, wenn die Drohung wahr gemacht würde, keinen Lehrer zwingen, gegen sein kirchliches Gewissen Religionsunterricht zu erteilen, und müßte darauf verzichten, der Kirche durch die Schule die unschätzbaren Dienste weiter zu leisten, die ihr durch die religiöse Erziehung der Jugend in der Schule so lange geleistet worden sind. Der Religionsunterricht in der Schule würde aufhören, und was an seine Stelle treten würde, könnte diesen Verlust auf keine Weise ersetzen. Ohne die Hilfe des Staats, die zu solchem Unternehmen versagt werden müßte, könnten die Geistlichen weder die Schulkinder vollzählig und regelmäßig zu ihrem Unterricht zusammenbringen, noch die erforderliche Zeit und die nötigen Räume dazu finden. Sie wären auf die Kirchen als Unterrichtslokale und hinsichtlich der Unterrichtszeit auf die Sonntage und freien Nachmittage angewiesen.

Und wie wollten die Geistlichen mit ihrer eignen Zeit auskommen? Die Schule giebt den Kindern vier bis sechs Stunden Religionsunterricht in der Woche. Auch nur für eine Schule das zu leisten, würde dem Pfarrer sehr schwer werden. Und wenn nun, wie es in der Erzdiözese Gnesen vorkommt, drei, vier und fünf Schulen zu versorgen sind, wenn die Kinder zur Kirche meilenweite Wege zurückzulegen haben, da liegt schon die physische Unmöglichkeit eines regelmäßigen, wirksamen Unterrichts auf der Hand. Überdies wolle man aber auch nicht übersehen, daß der katholische Geistliche für das Lehramt praktisch nicht vorgebildet, daß er im allgemeinen in rein schultechnischer Hinsicht der Aufgabe nicht gewachsen ist. Viel Freude würde die Kirche an solchem Religionsunterrichte nicht haben. Die katholischen Kinder sind in der Provinz Posen nie so gut für die Kirche erzogen worden, wie seit der Zeit, wo sich der Staat des Unterrichts kraftvoll angenommen und ihn unter geordneter Aufsicht durch seine Lehrer hat erteilen lassen. Die katholische Kirche würde selber den Ast absägen, auf dem sie sitzt, wollte sie sich dieser Unterstützung seitens der Schule durch eine übereilte Maßregelung der Lehrer begeben. Und wenn der Inhaber des erzbischöflichen Stuhls zu Gnesen nicht den Primas von Polen über den Erzbischof stellt, wird er sich wohl hüten, einen Schritt zu thun, der der katholischen Kirche unermeßlichen Schaden zufügen müßte.

Aber, wie gesagt, so weit sind wir noch nicht. Einstweilen hat die Regierung noch nichts gethan, was zu einem so offnen Ausbruche des Kampfes auch nur einen Vorwand böte. Die Verfügung, die die katholische Presse in so hellen Zorn versetzt hat, entbehrt durchaus der großen Bedeutung, die ihr beigelegt wird. Sie gilt nur für die Schulen der Stadt Posen und hält sich genau innerhalb der Grenzen, die vom Staate seit siebenundzwanzig Jahren

Digitized by Google

innegehalten sind. Alles Lärmen dagegen kann den Staat nur in seiner Stellung befestigen und höchstens zu strengern Maßregeln reizen. Wollen die Polen ihren Besitzstand erhalten, so mögen sie sich fügen und ihre Kinder anhalten, recht fleißig deutsch zu lernen; wollen sie aber auch aus ihrer letzten Position verdrängt werden, dann mögen sie nur noch viel lauter schreien und sich von ihren deutschen Parteigängern dabei sekundieren lassen. Der Erfolg für das Deutschtum wird dann nicht ausbleiben.

Briefe eines Zurückgekehrten

5

Wer Deutschland durchwandert hat, weiß von dieser oder jener Stelle mit ziemlicher Bestimmtheit zu sagen: Hier fängt Norddeutschland an, hier hört süddeutsches Wesen, süddeutsche Landschaft auf. Frankfurt und Kassel, Bamberg und Hof, Bonn und Köln sind bekannte Grenzpunkte. Nicht so leicht ist der Gegensatz zwischen ost- und westdeutsch zu stellen. Doch fürchte ich keinen Widerspruch, wenn ich Naumburg als eine der am weitesten ostwärts vorgeschobnen Städte mitteldeutscher Art nenne. Ja, in seiner Lage an einem mäßigen rundlichen Berg, den große Obstbäume umstehn, mit dem Blick auf das friedlich umbuschte Wiesenthal der Saale und auf die Rebenhügel der Unstrut, ist etwas Schwäbisches. Und dazu kommt an der ersten Schlinge der Saale oberhalb Naumburgs an einem waldigen, quellenreichen Hag das turm- und zinnenreiche Kloster Pforta. Verglichen mit den roten Backsteinbauten des Tieflandes haben schon alle die Saalestädte und Dörfer reichere Farben, die dem Auge wohlthun. Die grauen Dächer strahlen hell in dem trüben Blau des leichtbewölkten Sommermorgenhimmels. Eines fehlt leider heute in Thüringen fast ganz, was sich Niederdeutschland bewahrt hat und in Oberdeutschland in schnellem Absterben begriffen ist: das alte Grau der tief herabreichenden Strohdächer, die tief schwärzlich-blau schimmern, wenn sie vom Regen feucht sind, und deren weiche, volle Formen das glänzende Grün der Moospolster erhellt. Die Feuerversicherungen drücken das Strohdach ebenso wie manche altertümlichen Holzkonstruktionen im Bauernhaus durch hohe Prämien aus dem Wettbewerb. Zwar wurmt es den Bauern, aber dafür will er nicht besonders zahlen. Da nun auch, wie man behauptet, die früher jedem Bauern vertraute Kunst, Strohdächer auszubessern, in manchen Gegenden völlig abhanden gekommen ist — eine der „verlornen Künste," über die man Bücher schreiben könnte —, werden die Ziegeldächer immer allgemeiner. Und hohe, steile Dächer sind es, die über thüringisch-hessischen Fachwerkbauten ansteigen.

Digitized by Google

Es giebt in Mitteldeutschland eine Menge Bergstädte und Dörfer von ärmlichem Innern: enge Gassen, verfallne Mauern, alte Häuser. Sieht man aber von oben hinein, so ist man erstaunt, wie sauber die Dächer gehalten sind. Da sieht man keine Lücke. Und besonders wo das Material Dachschiefer ist, da glänzt uns die ganze Stadt entgegen. Da sieht man denn auch die Gassen und Häuser mit mildern Augen an. Wer lange im Tiefland gelebt hat, besonders im amerikanischen, wo man zu den Häusern aufschaut wie zu Bergeshöhen, der sagt sich vielleicht beim Blick in eins von diesen mitteldeutschen Thälern, wo das Städtchen zusammengedrängt ist wie eine Herde, die sich schützen will, daß es nicht ganz ohne heilsame Folgen für die zur Unbescheidenheit neigende Menschennatur sein könne, gelegentlich den Schauplatz ihres Dichtens und Trachtens und Überhebens aus der Vogelperspektive zu betrachten und sich zu überzeugen, wie eng und klein eigentlich ihre „Welt“ doch sei.

Es wäre interessant, zu wissen, wie weit die hohen steilen Dächer zurückgehn, und was ursprünglich an ihrer Stelle stand. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon auf vorhistorischen Pfahlbauten hochgegiebelte Hütten standen. Naumburg an der Saale, Freyburg an der Unstrut gehören noch zu den ragenden Städten, auch einige der lausitzischen, wie Bautzen, aber im allgemeinen sinkt das Niveau der Städteprofile nach Osten hin. Dazu kommt aber auch sichtbar ein Unterschied, der der neuern Zeit angehört. „Scharfzinnige Gassen“ sind für alte Städte wie Lübeck, Hildesheim, Nürnberg und viele andre von dieser gestaltenreichen, hochstrebenden, vielgetürmten Art ebenso bezeichnend, wie eine gewisse Flachheit für die jüngern. Wenn man die „mittlere Höhe“ der Städte bestimmen wollte, würde man finden, daß sie in den letzten Jahrhunderten immer kleiner geworden ist. Die kleinen Residenzstädte gehören natürlich zu den flachsten, denn in ihnen durfte nichts das majestätische Überragen des Palastes stören, der selbst oft nicht sehr imposant war.

Daß aber die Verflachung nicht so ganz neu ist, zeigt mir der Schritt von Naumburg nach Leipzig, der geographisch ein Hinabsteigen vom thüringischen Hügelland in die sumpfige Tieflandbucht der Pleiße, ethnographisch ein Überschreiten alter Völkergrenzen ist. Das große Leipzig hat kein kirchliches Bauwerk wie die nahen Dome von Naumburg und Merseburg aufzuweisen. Im Kampf mit Naumburg hat sich Leipzig als Meßstadt behauptet, als historische Stätte steht Naumburg hoch darüber. Und wo wäre die architektonische Bedeutung Dresdens ohne die Bauten prachtliebender Kurfürsten, die großenteils erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden sind?

Mit der Überschreitung der Saale haben wir den alten Kulturboden verlassen und sind in das germanisierte slawische Kolonialland eingetreten. Auch der Volksschlag ist auf den beiden Seiten verschieden. Ich weiß wohl, daß den Thüringern viel slawische Elemente beigemischt sind, und daß man ein rein germanisches Volk erst westlich von der Werra trifft, wo dann allerdings der Unterschied zwischen dem kräftigen, zähen Hessen und dem beweglichen,

Digitized by Google

lebensluſtigen und nachgiebigen Thüringer zu greifen iſt. Aber das Übergewicht der breiten Wendengeſichter tritt doch für den, der von Weſten kommt, in Mitteldeutſchland erſt jenſeits der Saale ein. So iſt auch für den von Süden Kommenden die mittlere und untere Pleiße- und Elſtergegend der Grenzſtrich, wo er ſich von entſchieden öſtlichen Lüften angeweht fühlt. Es iſt in gewiſſem Sinne auch eine Art Halbaſien, wo ſchon das ſich urdeutſch fühlende Leipzig liegt, denn in der Raſſe und im Volkscharakter beginnen mongoliſche Züge ſtärker hervorzutreten. Hier beginnt die Herrſchaft des Breitſchädels, der ſeine höchſte oder vielmehr breiteſte Entwicklung bei den Mongolen und Kirgiſen findet, ſowie das Tiefland von hier an keine Unterbrechung mehr hat bis zum Fuße des zentralaſiatiſchen Hochlandes; und mit ihm beginnt das breite Geſicht. Nicht auf den Schultern des Weſtdeutſchen ſitzt die eigentliche tête carrée, und der oberſächſiſche Philiſter, den uns Ludwig Richter als deutſchen Typus gezeichnet hat, iſt das Erzeugnis einer Raſſenmiſchung.

Wenn ich im Kreiſe biederer Oſtdeutſcher ſitze, bekleide ich im Geiſte manchen mit Zopf, Seidengewand und korallenknopfgeſchmücktem Mandarinenhut, und es ſchaut mich aus Augen, die noch an einen geſchlitzten Urſprung erinnern, und über bedeutenden Wulſtungen der Backenknochen das Antlitz eines unverfälſchten Li oder Scheng an. Ein berühmter Profeſſor der Leipziger Univerſität — ſie ſind übrigens alle berühmt — ſchien mir hervorragend mandarinenhaft zu ſein, und als ich mich nach ſeinen wiſſenſchaftlichen Verdienſten erkundigte, vernahm ich, daß er ungehener gelehrt ſei, daß aber noch niemand einen neuen Gedanken von ihm vernommen habe. Iſt das nicht eine chineſiſche Art von Gelehrſamkeit? Und wieviele Mandarinen dieſer Klaſſe ſitzen auf deutſchen Lehrſtühlen und erſitzen ſich ihren Ruhm?

Gotha iſt eine hübſche Vertreterin der thüringiſchen Reſidenzſtädte. Das alte Gotha hat ſich in den letzten Jahrzehnten mit ausgedehnten, freundlichen Villenſtraßen umgeben. Schon früher war es durch die Lage des Schloſſes mit ſeinem herrlichen Garten inmitten der Stadt begünſtigt. Dieſe enge Vergeſellſchaftung von Park und Stadt iſt recht bezeichnend für das Verhältnis dieſer Fürſten zu ihren Bürgern. Schloß und Hütte trennt nur ein Garten, an dem beide Inſaſſen ſich erfreuen. Man durchwandre den alten engen Kern von Gotha mit den ſchmalen Gaſſen und unſcheinbaren Häuſern, und man wird beim Hinaustreten in die grünen Parkanlagen das Gefühl haben, daß dieſe Bürgerſchaft ihren Fürſten viel verdankt. Es waren keine Bernhards und Karl Auguſte, dieſe alten Gothaiſchen Herzöge, aber ſo manches Gute haben ſie doch hinterlaſſen. Manchmal hat ſich in ihnen ein freier Geiſtesfunke geregt. Sie haben ihren Anteil an zwei Anſtalten, die das kleine Gotha berühmt gemacht haben, als es noch im Vergleich zu dem heutigen ein ärmliches Neſt war: an der Sternwarte und an dem Geographiſchen Inſtitut. Das gehört auch zu den Lehren der Geſchichte der kleinen deutſchen Reſidenzſtädte, daß ſo mancher Keim, den das Bürgertum nicht mehr hegen konnte oder mochte, in den Fürſten treue und eifrige Pfleger fand. Als Nürnberg und

Digitized by Google

Augsburg aufhörten, die geographischen Karten für die halbe Welt zu machen, traten Weimar und Gotha an ihre Stelle. Ein Gang durch die herzogliche Bibliothek zu Gotha zeigt, daß es den vielbespöttelten und wohlgehaßten Duodeztyrannen zu Zeiten nicht an Sinn für Besseres als Jagd und Soldatenspiel gefehlt hat. Hatte doch jeder seine Bibliothek und seine Kunstkammer. Wenn nicht alle Perlen italienischer und deutscher Kunst ihren Weg in die englischen Schlösser gefunden haben, so hat man den Liebhabereien deutscher Kleinfürsten dafür Dank zu wissen. Eine merkwürdige Wirkung dieser Art zeigte mir übrigens der Besuch der Gothaischen Bibliothek; dort füllt nämlich die seltne vollständige Reihe der dem englischen Parlament vorgelegten Blaubücher einen großen Raum. Gotha verdankt sie dem Prinzen Albert. In ihrer Art gefiel mir die Bibliothek des Perthesschen Geographischen Instituts noch besser, denn sie ist das Werk einer Privatanstalt, die vollkommen auf sich selbst gestellt ist. Es ist eine umfassende, an neuern, seltnen Reisewerken und amtlichen Berichten besonders reiche, trefflich geordnete und schön aufgestellte Bibliothek. Dazu die Kartensammlung, von der mir ein englischer Fachmann sagte: Es gab eine Zeit, wo man sich weder in Petersburg noch in London oder Paris, sondern nur im Perthesschen Archiv zu Gotha über die unbekannten Teile von Zentralasien und das „dunkelste Afrika" unterrichten konnte. Ich finde am rührendsten die Geringfügigkeit der Mittel, mit denen hier Großes geleistet worden ist. Das Wirken eines Stieler, Sydow, Behm, Hassenstein und vieler andrer ist ein lebendiger Protest gegen die landläufige Meinung, man könne das Beste und Größte in der Welt nur mit viel Geld schaffen. Die ideale Genügsamkeit und das Genügen am Ideal hat die Blüte der Kartographie in dem kleinen Gotha allein möglich gemacht. Es ist dabei ganz charakteristisch deutsch-kleinstaatlich, daß Hoff und Stieler, die Säulen der wissenschaftlichen Arbeit des Gothas der zwanziger Jahre, herzogliche und Staatsbeamte waren, die so bedeutendes in ihren Mußestunden schufen.

Eisenach liegt am Rande Thüringens, aber gerade darum hat es von allen thüringischen Städten am meisten gemeindeutsche Bedeutung, die freilich von der litterarischen Blüte Weimars überragt wird. Sängerkrieg, Luther, Bernhard, Goethe, Wartburgfest, Scheffel, Reuter, in unsrer Zeit der Kongresse die Vorliebe, womit Eisenach als Versammlungsstadt gewählt wird, zeigen, wie der Begriff mitteldeutsche Lage hier praktisch und lebendig wird. Eisenach selbst muß als Städtchen einen tiefen, schweren Eindruck gemacht haben, solange nicht die Zierlichkeit und das Behagen der Villenquartiere aufgeblüht war. Der überall hervortretende rotbraune Fels des Rotliegenden und die Vorliebe für das Bauen mit rotem Sandstein machen Eisenach den hessischen Städten verwandt. Nur die Werra trennt gerade hier Thüringen und Hessen. Auf demselben Rotliegenden führt der Weg zur Wartburg, die auf einem dem Wald entragenden Fels aus demselben rotbraunen Stein gebaut ist. Auch die Wartburg, so groß ihr Ruhm ist, ist thüringisch eng und einfach. Ihre einzelnen Bauten sind nicht nach einem Plan entworfen, der Stil ist der der romanischen

Digitized by Google

Profanbauten, ernst und zierlich, schwer und leicht zugleich. Von unten heraufwandelnd glaubt man einer Kirche zu nahen, bis der sogenannte Kleine Turm hervortritt. Das alte Eisenach liegt recht waldverloren da unten.

Die Eisenacher Landschaft gehört nur einem Ausläufer des Thüringerwaldes an, sie hat keine so hohen Berge, aber mehr intime Reize als Friedrichsroda oder Ilmenau. Von der Wartburg aus führen unzählige Kamm- und Abhangwege durch Fichten und Buchen hin. Das Annathal ist eine „Klamm" mit allen Requisiten, aber in Miniatur: schroffe Felsen, moosbedeckt, Wasser, das bald neben, bald unter uns murmelt, junge Ahorne aus den Spalten, darüber hoher, lichter Buchenwald. In der von Moos sammetgrünen Landgrafenschlucht zwängt man sich zwischen Felsen durch und tritt zuletzt auf ein natürliches Rund, das von einer hohen, schlanken Buche beschattet wird. Ein ganz andrer Weg ist die geradlinige Schneise von der Wartburg zur Hohen Sonne, die ein herrliches, waldumrahmtes Bild der Burg gewährt.

Wir wollen es den Thüringern nicht übel nehmen, daß sie sich in kleinlicher, philiströser Neigung nicht genug thun können in der Schöpfung von gruseligen oder gefälligen Namen für jeden Zug ihrer Landschaft. Der Drachenstein ist nichts als eine Steinbank mit wundervollem Blick auf den Hörselberg. So dumm war gewiß niemals ein Drache, daß er sich hier in die Sonne gelegt hätte. Der Marienblick, der Elisabethenblick gewinnen an Schönheit für diese Leute durch den empfehlenden Namen. Gut, benennt sie, wollet uns aber eure sentimentalen Namen nicht durch aufdringliche Inschriften und überflüssige Wegweiser vertrauter machen.

Welcher Gegensatz zu dem Blick von der Wartburg die weite Aussicht von der Feste Koburg. Diese fränkischen Gauen wie heiter, wie reich an Städten und Dörfern, und auf den Bergen welche Fülle von Schlössern, Klöstern und Kirchen. Was macht allein das reiche Banz für einen Eindruck. Wahrlich, das Koburger Bier und der gleich vorzügliche Koburger Schinken sind keine Zufälligkeiten, sie symbolisieren dem denkenden Genießer das Frankentum Koburgs. Der Wald, der auf der andern Seite alles beherrscht, kommt hier nur noch parzellenweise vor. Die thüringischen Landschaften haben alle etwas jugendliches in ihrer Waldumgrenztheit; hier dagegen flutet die alte Geschichte des Maingaus zu unsern Füßen heran, die schon rodete und baute, als jenseits des Rennsteigs noch das Brüllen des Urstiers den tiefen Wald belebte.

Bei der Teilung zwischen den Residenzen Gotha und Koburg hat Gotha den Löwenanteil davongetragen, es ist doch die eigentliche Hauptstadt des Doppelherzogtums. Aber Koburg ist nicht ganz leer ausgegangen. Das herzogliche Theater spielt zwar dort etwas weniger, was besonders schmerzlich empfunden wird; aber unter andern beherbergt Koburg auf seiner Feste einen Schatz von Kupferstichen und andern Werken der künstlerischen Vervielfältigung aus dem vorkodakischen Zeitalter, der zu dem reichsten seiner Art gehört. Weniger Wert wird man heute wohl auf die dort installierte Ruhmeshalle des vielgewandten

Digitized by Google

und -gewanderten Ernst II. legen. Ich ziehe den Trophäen von Eckernförde und Abessinien den Blick in die fränkischen Gaue vor, der mir die echtere geschichtliche Lehre erteilt, daß der Burgenbau eine Periode in unserm Land der einsamen Waldgebirge darstellt: er hat die Arbeit der Menschen, die vorher nur den Fuß der Gebirge umbrandete, auf die Gipfel geführt und so manche von ihnen dauernd umgestaltet und bewohnbar gemacht.

Ich möchte noch an eine andre thüringische Residenzstadt erinnern. Von Altenburg ist in der Welt viel weniger geredet worden und ist noch heute weniger die Rede als von Weimar, Eisenach und Gotha. Der Fremde schaut sich an dem festen Schloß, das noch heute Residenz ist, das hohe Fenster an, aus dem Kunz von Kauffungen mit unglaublicher Kühnheit die beiden sächsischen Prinzen herausholte; er beachtet die baumreichen, freundlichen Straßen des neuen und die engen mit kleinen Häusern umstandnen des alten Altenburg und entfernt sich in dem Bewußtsein, seine Kenntnis von den wichtigen Dingen dieser Welt nicht wesentlich gefördert zu haben. Wer finden will, findet aber auch in Altenburg, z. B. im Kunstmuseum, eine schöne Sammlung alter Sieneser und Florentiner, darunter eine Perle, ein Frauenbildnis von Botticelli; dann eine Sammlung von neuern deutschen Bildern, die einmal für sich erfreulich und dann weiter auch dadurch interessant ist, daß über ihre Vermehrung ein Ausschuß kunstliebender Bürger beschließt, dem der Rektor des Gymnasiums, angesehene Ärzte u. dergl. angehören. Ein Geschichtschreiber der Zukunft wird also darin ein document humain ersten Ranges für den durchschnittlichen Kunstgeschmack mittlerer Schichten unsers Zeitalters finden. Das ist ein Vorzug dieser Sammlung vor großen, den Kunstlaunen berühmter Direktoren unterworfnen Museen.

Es ist erfreulich zu sehen, daß das Skatspiel, das die berühmteste Erfindung Altenburgs ist, den Geschmack für Höheres nicht ganz ertötet hat. Ein deutsch-amerikanischer Bekannter, der als Arzt in einem fetten Landort wirkt, wo noch die seltsame altenburger Bauerntracht getragen und die Hochzeit drei Tage lange gefeiert wird, erzählte nur Schönes von dem geistigen Leben der nahen „Hauptstadt," aber auch von der Abneigung der in der Mehrheit bäuerlichen Volksvertretung, Geldopfer aus dem Staatssäckel für Bildungszwecke zu bringen. Wer Studien über den Konservativismus einer bäuerlichen Bevölkerung machen will, muß nach Altenburg gehn. Da ist nichts von der nur zu geweckten Art der armen und unzufriednen Arbeiterbevölkerung des „Waldes." Ich bin überzeugt, wenn es auf die altenburgische Bevölkerung ankäme, wäre weder die Buchdruckerkunst noch die Dampfmaschine erfunden worden, von der Elektrizität gar nicht zu reden. Jedenfalls hätte aber durch ihre Arbeit der Teil der Weltgeschichte, der von dunkeln Ackerbodenschollen, von schwer aufstampfenden Rossen, von gefüllten Scheunen, von saurer Sämannsarbeit, von Erntekränzen und vom frohen Tanz um die Dorflinde handelt, genau die Gestalt angenommen, die er heute hat, wenn auch nicht andre mitgewirkt hätten. Und ich zweifle keinen Augenblick, wäre die Welt nicht so alt, daß alles er-

Digitized by Google

funden ist, was Menschen überhaupt erfinden können, so würde Altenburg nicht bloß den Skat, sondern auch den Pflug erfunden haben.

Es grünt und blüht ein reiches Leben an der Saale, Ilm und Unstrut, aber für die großen Geschicke Deutschlands ist jahrhundertelang all dieses Grünen und Blühen kaum in Betracht gekommen. Daher der Eindruck des Zwecklosen, des ziellos Verlaufenden der Geschichte dieser Landschaften. Wenn es ein Deutschland gegeben hätte, das auch der letzten Kleinstadt das Gefühl hätte erwecken können, daß sie zu einem großen Ganzen gehöre, wäre die Frage berechtigt: Was hat ein Kahla, ein Saalfeld zu Deutschlands Wohle beigetragen? Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses Zwecklose einer mühseligen Kleingeschichte oft schon im Äußern mancher von diesen Städtchen zum Vorschein kommt. Ich stieg den Südabhang des Thüringerwaldes hinab und war enttäuscht über die Unscheinbarkeit der äußern Merkmale der Geschichte eines so namhaften Ortes wie Schmalkalden. Ist das derselbe Ort, der in der deutschen Geschichte eine wichtige Rolle in dem entscheidendsten Augenblicke gespielt hat? Man hat es nicht vergessen. Das Lutherhaus, heute eine Buchhandlung, das Melanchthonhaus, heute die Rosenapotheke, haben ihre Gedenktafeln, die allerdings etwas ärmlich und einsilbig sind. In der Hauptkirche, deren verfallner Zustand dem christlichen Sinn der Schmalkaldner keine Ehre macht, ist ein schlechtes Bild Luthers und ein Lutherstübchen, wo der Reformator gearbeitet hat; es ist bezeichnenderweise eine echte Gelehrtenzelle. Das Rathaus ist unansehnlich, das Pfarrhaus war einst ein hübscher Fachwerkbau, der aber jetzt vernachlässigt ist. Die übrigen Häuser der jetzt 7000 Einwohner zählenden Stadt sind meist schlecht gehalten, die Gassen eng und schmutzig, und erst wenig Neubauten zeigen an, daß die Stadt sich aus ihrer engen Zusammendrängung hinaus bergaufwärts ausbreiten will.

An ähnlichen und kleinern Städten Thüringens und Sachsens fand ich oft noch am anziehendsten die enge Verbindung mit dem Lande, die jedenfalls ein sozialer Charakterzug von Bedeutung ist. Man weiß oft nicht, ob das städtische oder das ländliche Wesen überwiegt. Im vorigen Jahrhundert war das noch mehr der Fall, und um die Umwelt der weimarischen Heroen zu verstehn, muß man den Straßen Ilm-Athens Kühe und Schweine zur Staffage geben. An das oberfränkische Fichtelgebirgsstädtchen Wunsiedel schließen sich ganze Straßen von aneinander gebauten Scheunen an, für die das zusammengedrängte Städtchen keinen Raum hat. Vielleicht hat auch die Rücksicht auf die Feuersicherheit eine solche merkwürdige Absonderung ländlicher Bauwerke veranlaßt.

Wie man sieht, empfiehlt es sich nicht, immer nur Weimar zu nennen, wenn man an die Bedeutung der kleinen Residenzstädte für die Entwicklung des deutschen Volkes erinnern will. Man hat zuviel von Weimar und seinesgleichen gesprochen und darüber die hundert andern vergessen, in denen, ungewärmt und unbeleuchtet von der Sonne des Genies, das deutsche Bürgertum verkümmert ist. Es ist wohl wahr, daß sich in den deutschen Mittel- und

Digitized by Google

Kleinstädten durch alle Stürme ein gesunder Mittelstand erhalten hat, aber dieser Mittelstand mußte sich mit der harten Schale des Philistertums umgeben, gewissermaßen versteinern, um unter kümmerlichen Bedingungen fortleben zu können. Wunderbar ist, was in einigen von diesen Städten geistig geschaffen worden ist, aber für jede große Schöpfung wurde immer gleich der Rahmen zu klein. Den großen Eichen des deutschen Waldes wurde hier nicht die tiefe Erde geboten, die sie brauchten, um sich ganz tief einzuwurzeln. Herrliches ist erklungen, aber der Schallraum fehlte. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß von manchem, was aus kleinen deutschen Städten ausgegangen ist, die Welt mehr Vorteil hatte als alle Mitbürger zusammengenommen. Sobald es den engen Raum überschritten hatte, wo es sich unter der Sonne der Fürstengunst treibhausartig entwickelt hatte, schwang es sich in Höhen, bis zu denen die Auffassung des zeitgenössischen Pfahlbürgertums nicht reichte. Darum neben dem großen Stück Weltgeschichte, die das Dasein Goethes ausfüllt, das Satyrspiel: „Goethe im Urteil seiner Stadt- und Landesgenossen."

In einer deutschen Kulturgeschichte, die einst geschrieben werden muß, darf das Kapitel nicht stiefmütterlich behandelt werden, worin die Wirkung des Mangels eines großen städtischen Mittelpunkts in dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts untersucht wird. Man konnte an Einfluß auf Gesamtdeutschland weder Berlin noch Wien mit Amsterdam und mit Kopenhagen vergleichen. Was wäre auch heute Dänemark ohne Kopenhagen, das 18 Prozent der Bevölkerung von Dänemark in sich vereinigt, während Berlin nur 5 Prozent der Bevölkerung von Preußen, 3 der Bevölkerung von Deutschland hat? Was Wien und Berlin damals geleistet haben, wenn es auch noch wenig ist, zeigt doch, was möglich war. Das gilt noch mehr von den Leistungen Hamburgs, Frankfurts und Leipzigs. Aber wie wenig boten alle diese Städte damals den aufstrebenden Geistern, wie wenig bedeuteten sie als Schule des Lebens! Nur Lessing hat in den großen Städten des damaligen Deutschlands gelebt, und nur sein Wirken ist ohne sie nicht zu denken. Aber man erinnere sich, um von Weimar zu schweigen, an Jean Pauls Leben, das in Klein- und Landstädtchen verflossen, nein versickert ist. Jean Paul gerade hat es gewußt und ausgesprochen, daß das Genie für seinen Verkehr nicht das Netz der Landstraßen braucht, die auf die großen Treffplätze der Menschen und Völker zusammenlaufen. Wohl stand Jean Paul mit der ganzen Welt in Verbindung, aber wieviel von seiner Wirksamkeit ging in kleinstädtischen Reibungen verloren. Carlyle hat als Jünger Jean Pauls öfter kräftig auf die Großstädte losgezogen, aber er hat sein Experiment mit dem Landleben bald aufgegeben und von London den Gebrauch gemacht, den er für seine Zwecke nötig hatte.

Die deutsche Sprache hat der Welt das Wort Philister und die deutsche Litteratur der Weltlitteratur den Kampf gegen das Philistertum gegeben. Die französischen Romantiker und später Carlyle haben es mehr oder minder sinngemäß ihren Sprachen einverleibt. Ein Glück für uns, daß sie in Frankreich

Digitized by Google

und England auch Philister entdeckten, sonst hätte man glauben können, Deutschland allein sei damit gesegnet! Ich weiß nicht, ob Byron das Wort gebraucht hat, aber sein Kampf gegen cant, engherzige Heuchelei, ist auch ein Kampf, und ein titanischer, gegen ein Philistertum, das noch schlimmer als das von Goethe oder Tieck bekämpfte war und ist. Man sollte einmal die Definitionen des Philisters zusammenstellen, das würde ein interessantes Kapitel der praktischen Völkerpsychologie werden. Und die Darstellung der Beziehungen zwischen Philister, Snob und Bourgeois würde darin einer der fesselndsten Abschnitte sein. Goethe hat uns mehrere hinterlassen außer der bekanntesten:

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!

In das kürzeste Wort gefaßt, wäre wohl das Wesen des merkwürdigen Geschöpfes „eng" zu nennen: engherzig, enggeistig, engselig, daher kurzsichtig, daher geneigt, an jedes Ding und an jeden Menschen, jede Handlung einen kleinern Maßstab anzulegen als nötig ist, daher auch ohne Wagemut und innere Heiterkeit. Man begreift ganz gut, daß das Philistertum in dem engen Horizont einer Kleinstadt eine ganze Bevölkerung ergriffen und ansteckend sich über ganze Völker verbreitet hat. Und was kleine Residenzen anbelangt, so kam da nicht bloß der Mangel eines weiten freien Thätigkeitsfeldes in einem großen Horizont ins Spiel, sondern die falschen Götzen des Hofes, die falschen Ideale eines äußerlich und innerlich unfreien Lebens. Wo war es doch, wo für die vom Hof Abhängenden ganze Häuserreihen ohne Küche gebaut wurden, weil ihre Inwohner samt allen Familienangehörigen aus der Hofküche gespeist wurden? Gerade so lieferte das Hoftheater die Kunstgenüsse. Daß nun in solchen Verhältnissen nur in der Kunst die Befreiung aus „Philisternetzen" lag, besonders im Theater, wo ein höheres Leben gemeint wurde, und daß die aufgeklärten und kunstsinnigen Kleinfürsten von der Art Karl Augusts, Ludwigs I. von Bayern als Kunstförderer wahrhaft prometheisch wirken konnten und mußten, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

So wie wir die deutsche Kleinstadt in Amerika nicht haben, kennen wir auch nicht das Philistertum, das wie in Gewächshäusern in ihr großgezogen worden ist. Aber Philister haben wir trotzdem genug. Das Übel der Seelenverengerung ergreift bei uns die Geld- und die Geschäftsleute. Der Stolz auf die geradlinige Descendenz von irgend einem mit den frühesten Einwandrerzügen des siebzehnten Jahrhunderts gekommnen Subjekt, gleichviel welchen Wertes, Standes und Charakters, wird lächerlicher zur Schau getragen als der Stolz des deutschen Klein- und Beamtenadels. Der Bildungsphilister ist eine ungeheuer verbreitete Spezies in Amerika. Aber das schwerste Philisterjoch legt uns die Vorstellung vom Gentleman auf, ein falsches Lebensideal, die Naturen verflachend, verkümmernd, eine traurige Erbschaft der alternden

Digitized by Google

Kultur Altenglands. Doch davon wäre ein Buch zu schreiben, und ich habe heute noch einige Beobachtungen mitzuteilen.

Dem deutschen Bürgertum ist die frische Luft des weiten Reiches in erster Linie zu gute gekommen. Es war am weitesten hinuntergedrückt und ist am raschesten gestiegen. Aber mir scheint, daß es nicht minder ein Segen des neuen Reiches war, daß es Deutschland seine hohe Aristokratie zurückgegeben hat, die ihre natürliche Aufgabe, die soziale Spitze der deutschen Gesellschaft zu sein, über einer politischen vergaß, für die ihre Staaten viel zu klein waren. Hoffentlich kommen die Zeiten nie wieder, wo der Aufwand für ein Miniaturheer und eine lächerliche Diplomatie diese Länder bedrückt. Wie viel besser ist es für alle, wenn die Reichsfürsten in der Armee und der Diplomatie des Reiches ihre Männer stellen. Es wäre schon früher manches besser gewesen, wenn wir mehr Bernharde von Weimar, Leopolde von Anhalt, Ludwige von Baden gehabt hätten. Das Beispiel der Hohenlohe und der Hohenzollern muß unter „Regierenden" noch viel mehr Nachahmung finden! Wieviel Heldenkraft ist auf deutschen Fürstenschlössern verdumpft und vermodert. Irgendwo in Deutschland regiert ein Herr mit den Einkünften eines mittlern Bankiers, der Not hat, seine paar Schlösser zu erhalten, und seinen Hofstaat längst aufgelöst hätte, wenn nicht der kleine Adel des Landes bereit wäre, für weniges mehr als nichts die Erbämter zu bekleiden. Er behält so wenig übrig, daß er nicht einmal seinen Herzenswunsch erfüllen kann, den Kaiser in seine Jagdreviere einzuladen, die ihres gleichen suchen. Was wunder, daß der früh der preußischen Armee entzogne Fürst Buddha zu seinem Lieblingsheiligen erkürt und erst auftaut, wenn man ihm von dem indischen Königssohn spricht, der Bettler wurde.

Das Reich hat zunächst die Kleinfürsten wieder mehr auf ihre Völker oder Völkchen zurückgedrängt, mit denen sie sich zu vertragen haben. Die Landtage stützen sich mit seltner Einmütigkeit auf Preußen, aus dessen schneidiger Bureaukratie die besten Verwalter hervorgegangen sind, die das Interesse des Landes auch unter absolutistischen Formen ganz anders vertreten als die gefügigen Höflinge, die sonst die ersten Stellen als Erbstellen zu bekleiden pflegten. „Preußen hat ein Auge auf uns," „Preußen sorgt dafür, daß man uns nicht wie früher auspreßt." In Domänen- und Veräußerungsfragen hat sich Preußen in der Regel für das Land thätig gezeigt. „Wir werden doch eines Tages an Preußen fallen, das weiß man dort so gut wie hier, und Preußen will uns auch nicht ausgesogen wissen." Diesen Satz habe ich nicht selten gehört. Ja, wenn mich meine süddeutschen Erfahrungen nicht trügen, giebt es sogar zwischen den Vogesen und dem Böhmerwald Leute, die pietätlos genug sind, zu sagen: Wir sind in der glücklichen Lage, durch Preußen gegen Willkürlichkeiten unsrer Dynasten und innern Politiker gesichert zu sein, wenn sie noch so partikularistisch fühlen, mit einem Auge schielen sie doch vor jeder „That" nach Berlin.

Um nach Thüringen zurückzukehren: die Stellung der kleinen Fürsten

Digitized by Google

zu ihrem Volk hat gerade hier unter dem Reiche nichts verloren. Es ist eine gute Ehe, nicht ohne die Trübungen, die dazu gehören, im allgemeinen voll Vertrauen und Hingebung von seiten der bürgerlichen und bäuerlichen Teile des Volkes und sehr oft auch von seiten der Fürsten. Ich bewundre diese mehr als jenes, wie sie unter andern, schwierigern Verhältnissen die alten patriarchalischen Beziehungen aufrecht erhalten. Die Existenz eines Herzogs von Anhalt hat gewiß viel Schönes, aber um einen Sommersonntag in seinem herrlichen Park zu Wörlitz beneide ich ihn nicht. Als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm und ihr diesen Park zum Angebinde gab, da besuchten ihn schüchtern gute Bürgersfamilien aus Dessau oder Wittenberg, die sich den Luxus eines Handerers gönnen durften, und wenn Serenissimus ihnen begegnete, sanken sie in die Erde; er erkannte sie aber und zeichnete sie durch huldvolle Ansprache aus. Jetzt ergießen Eisenbahn, Dampfboot — von Coswig aus — und Lohnkutscher, das Fahrrad, dieses nivellierende Instrument nicht zu vergessen, allsonntäglich und sogar allmittwochlich Tausende von Menschen in dieses friedliche Gelände. Wenige von ihnen haben das Bewußtsein, daß sie hier beim Herzog von Anhalt zu Gast sind. Die Mehrzahl schreit, johlt und benimmt sich nicht wie zu Hause, nein wie in irgend einem öffentlichen Lokal dritten Ranges. Dabei hält es der Herzog für seine Pflicht, wie sein Vater und sein Großvater, sich gerade Sonntags dem Volk zu zeigen, und sogar sein liebes Töchterlein kutschiert sein Ponnygespann durch die Wagenburg der Sonntagsgäste. Früher hörte der Lärm mit Sonnenuntergang auf. Jetzt sorgt die mit herzoglicher Genehmigung durch die stillen Gründe von Jonitz und Oranienbaum gebaute Lokalbahn dafür, daß sich der Bodensatz des Sonntagspublikums erst nach zehn Uhr empfiehlt. Aus der weltabgeschiednen Idylle ist ein Vorstadtvergnügungsort geworden. Kann man als Landesvater seinem Volke mehr entgegenkommen?

Dreimal gefunden

Novelle von Magdalene Thoresen

(Fortsetzung)

Das war nun also das Wiedersehen, wonach er sich seit mehr als zwei Jahren gesehnt hatte! Dafür hatte er sozusagen sein Leben gewaschen und gereinigt, daß er zu ihr sagen könnte: Nun ist nichts mehr da, worüber du dich zu schämen brauchst. Und nun war sie es, auf deren Seite die Schande war. Oder war es anders? Ein ehrbares Mädchen blieb doch nicht bei einem solchen Kerl im Hause, der es in die Wangen kniff und es mit verliebten Augen anstarrte!

Digitized by Google

Aber als sich Asmund so recht in diese verbitterten Gedanken hineingegrübelt hatte, kamen plötzlich rasche Schritte über den Kai her und das Landgangsbrett herauf, und Ragna selbst stand vor ihm.

Einen Augenblick sahen sie sich fest an, aber es war eine solche Klarheit in ihrem durchdringenden Blick, daß sich Asmund wie bei einer schlechten That ertappt fühlte und auf die Seite sah.

Jetzt haben Sie schlecht von mir gedacht, sagte sie.

Er schwieg.

Ja, so sind die Leute! rief sie schmerzlich aus. Wenn man gut oder schlecht über einen Menschen denken kann, da denkt man lieber das Schlechte. Ich habe mich diesem Mann verdungen, gerade weil er jemand brauchte, der etwas zu leisten imstande war. Und wer sich selbst nicht vor der Schande hüten kann, der nimmt natürlich auch eine Frau nicht dagegen in Schutz. Aber nun ist es zu Ende. Als er das letztemal die Finger nach mir ausstreckte, da sagte ich ihm, wenn er es noch einmal wage, so würde ich in derselben Stunde sein Haus verlassen. Und ich thue es auch, gleich morgen.

Ragna! rief Asmund und that einen tiefen, befreienden Atemzug. Aber sie ergriff seine ausgestreckte Hand nicht, sondern wandte sich ab und schüttelte den Kopf.

Nein, nun will ich mit meinem Geschäft kommen, fuhr sie fort.

So komm mit in die Kajüte hinunter, bat er.

Nein, danke. Was ich zu sagen habe, kann auch hier gesagt werden. Und nun hören Sie: Die Fische, die der Kaufmann von Ihnen gekauft hat, bezahlt er nicht.

Ich habe ihm einen Monat Aufschub gewährt, antwortete Asmund.

Aber wenn dieser Monat vorbei ist, verlangt er einen zweiten, und dann ist er bankrott. Ich weiß es sicher und gewiß. Sie sind nicht der einzige, der betrogen wird. Haben Sie etwas Schriftliches?

Asmund schüttelte den Kopf.

Gut, dann verlangen Sie bare Bezahlung.

Das wäre schon recht, wandte Asmund ein. Aber dann ist der Fisch ausgeladen, und ich bekomme mehr Widerwärtigkeit davon, ihn wieder einzuladen, als ich Zeit dazu habe.

Dann fahren Sie heute nacht noch weg! rief sie. Ich bin kein Hasenfuß, und morgen früh werde ich die Sache in Ordnung bringen.

Wollen Sie ihm denn sagen, daß Sie mich gewarnt haben? fragte er und ergriff ihre widerstrebende Hand.

Gewiß will ich das. Soll er etwas Falsches denken, wenn ich ihm die Wahrheit sagen kann?

Ach, für das, was ich nun erfahren habe, gäbe ich gern die ganze Fischlast! rief er.

Was haben Sie denn erfahren? fragte sie.

Das, wonach ich mich seit mehr als zwei Jahren als nach dem Schönsten und Besten auf der Welt gesehnt habe. Und nun ist es gerade so, wie ich es mir gedacht hatte.

Ja, nun muß ich gehn, sagte sie scheu und zog ihre Hand zurück.

Ja, und du denkst wohl, ich werde dich gehn lassen! sagte Asmund lachend, während ihm das Weinen fast näher war. Und mit starken Armen wollte er sie an sich ziehn.

Was wollen Sie von mir? fragte sie und sah ihn kalt an, aber der strenge Ausdruck verwandelte sich schnell in ein Lächeln.

Digitized by Google

Für das ganze Leben will ich dich haben! rief er. Nach dir habe ich mich von ganzem Herzen gesehnt, seit wir uns in ein und derselben Stunde damals gesehen und wieder getrennt haben. Willst du mich nun haben, Ragna? Ich bin dir treu wie Gold gewesen!

Sie erhob das Gesicht und sah ihm prüfend in die Augen.

Kannst du etwas sehen, das wie Lüge aussieht?

Sie schüttelte den Kopf, und die Thränen stürzten ihr aus den strahlenden Augen.

Dann bin ich der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt! jubelte er und umarmte sie. — Tröste dich, Ragna, bat er nach einer Weile, als sie noch immer weinte, recht, wie wenn Liebkosungen einer lange zurückgedrängten Quelle des Leids den Weg geöffnet hätten.

Ach, flüsterte sie, es ist ja das erste mal, daß ich mich auf einen Menschen stützen kann. Aber seit zwei Jahren habe ich mich auch nach dir gesehnt. Oft haben sich die Thränen hervordrängen wollen, aber ich habe sie zurückgehalten, und nun haben sie solche Gewalt über mich.

Eins nur muß ich dir mitteilen, sagte Asmund nach kurzem Schweigen. — Sie schaute ein wenig erschrocken zu ihm auf, denn das klang wie unheilverkündend. — Mein Vater wird mir nicht erlauben, zu heiraten. Es ist ein unvernünftiger, böser alter Mann, und es ist nicht anders mit ihm auszukommen, als wenn man sich ihm fügt. Aber willst du wie ich, dann heiraten wir heimlich. Du fährst mit dem Postdampfer morgen nach Trondhjem, wo ich einen guten Freund habe, der dich beraten wird, bis ich in einer Woche nachkomme. Dann lösen wir den Königsbrief, und wir lassen uns in aller Stille trauen. Aber dann — und nun kommt das Schlimmste — Ragna! Er umschlang sie mit beiden Armen, wie um sich ihrer zu versichern. Glaubst du, daß du mit mir auf dem Schiffe leben kannst? Ich wage ja nicht, irgendwo eine feste Wohnung zu nehmen, und ich kann mich auch nicht von dir trennen.

Ragna hatte ihn ängstlich angesehen, aber die Angst verschwand schnell. Wie du nur fragen kannst! rief sie froh. Ich habe ja nie ein Heim gehabt. Ach, die Zuflucht, die du mir bietest, soll wie ein Himmelreich werden!

Ja, und nun bist du mein vor Gott! jubelte er. Mein Vater kann ja auch nicht ewig leben. Nun ist er bald fünfundsiebzig. Und dann bekommen wir ein Haus, das groß genug ist.

So wurde denn rasch das Nötigste zwischen den beiden besprochen. Und als sie sich getrennt hatten, und Ragna in das Kaufmannshaus zurückgekehrt, Asmund aber auf seinem Schiff geblieben war, waren sie nicht länger zwei Einsame, sondern ein glückliches Paar, von dem eins das andre in Gedanken zur Seite hatte.

Der Kaufmann war schon früh am Morgen auf den Beinen, und nachdem er seinen Kaffee getrunken und sich mit der Pfeife im Munde draußen auf die Hausstaffel gestellt hatte, entfuhr ihm ein Ausruf des Schreckens. Ragna, die den Grund wohl verstand, trat rasch und gefaßt auf ihn zu.

Er fährt ja mit vollen Segeln davon! rief der Kaufmann und deutete auf das Meer hinaus, wo Asmunds Jacht wirklich mit allen Segeln auf die See zu stand und mit ihrem kecken, kleinen Steven die sich bäumenden Wellen durchschnitt. Aber gerade als ob vom Schiff aus mit einem Fernglas aufgepaßt worden wäre, wurde in dem Augenblick, wo sich Ragna auf der Treppe zeigte, die Flagge gehißt.

Ich glaube, Gott verdamme mich, der Gaudieb will sich auch noch über mich lustig machen!

Er sagt: Der Gruß gilt dir! sagte Ragna zu sich und ließ wie zufällig ihr Kopftuch im Winde flattern. Und das wurde gesehen, denn die Flagge erwiderte den Gruß.

Digitized by Google

Ohne weiteres bricht er sein Wort und die Abmachung! fuhr der Kaufmann fort.

Da hat er klug daran gethan, Sie hätten ihn ja doch betrogen, sagte sie und sah ihn fest an.

Warst du es, die ihn gewarnt hat?

Ja, das hab ich gethan.

Auf welche Weise?

Wie es am besten ging, antwortete sie kurz und entfernte sich.

Er sah ihr wütend nach. Will das Mädchen mir an den Kragen? brummte er. O nein, sie will die Frau hier im Hause werden, das will sie; deshalb ists, sie will zeigen, was sie kann. Dann brach er in ein Hohngelächter aus, und damit hatte seine Wut ihre Höhe erreicht. Er schloß sich mit dem Ärger über den fehlgeschlagnen Handel ein und mit einer ganzen Menge andrer Gedanken darüber: ob er als ein wohl konditionierter Mann ein Mädchen, das einmal „auf Fische gerudert" hatte, heiraten könne.

Damit verging ein Teil des Tags. Seine Verliebtheit und seine Bildung kämpften einen harten Strauß miteinander. Schließlich trug doch die Lust den Sieg davon; es gehört viel Bildung dazu, ihr zu widerstehn. Aber jetzt war sein Entschluß gefaßt, da es ja mit diesem Mädchen keinen andern Ausweg gab.

Aber als der Abend kam, und der Postdampfer im Hafen anlegte, und der Kaufmann mit seinen Leuten draußen war, um seine Briefe und Waren abzuliefern, hätte ihn beinahe der Schlag getroffen, denn Ragna legte, vollständig zur Reise gekleidet, in einem gemieteten Boot am Schiff an und kam mit all ihren Habseligkeiten an Bord.

Ruhig trat sie auf ihn zu und verabschiedete sich von ihm. In blinder Wut wollte er auf sie losfahren, aber es wurde ihm keine Zeit dazu gelassen. Da brach er in sein gewohntes Hohngelächter aus; aber es gelang ihm nicht, das damit auszudrücken, was er beabsichtigte, denn er war so von Zorn und Verachtung geladen, daß er beinahe daran erstickte. Er verließ sie mit einer Verbeugung, die auch spöttisch sein sollte, die sich aber Ragnas mutigem Betragen gegenüber nur wie schuldige Achtung ausnahm.

Damit trennten sich ihre Wege.

Vierzehn Tage später war Ragna eine glückliche Gattin und Asmund ein glücklicher Ehemann. Die kleine Kajüte war zwar eng, aber wo sich zwei Liebende in den Platz teilen, da reicht er merkwürdig weit, denn in demselben Maße, daß Menschen in der Liebe wachsen, nehmen ihre Ansprüche ab.

* * *

Das junge Paar lebte nun glückliche Tage in seinem kleinen schwimmenden Heim. Wohl gab es ab und zu einen Strauß mit Wind und Wetter zu bestehn, aber Ragna war ja seegewohnt und kannte die Gefahr wohl — was schadete das überhaupt, wenn sie sie nur miteinander teilten. Ihr Weg führte sie überdies weniger auf das hohe Meer hinaus, als in die Fjorde und heraus, zu den kleinen Inseln ringsum und die Küste entlang — immer mit kleinen Frachten. Aber der Verdienst war gut, er stand im Verhältnis zu den Ansprüchen, und das war genügend.

Das stille Zusammenleben der beiden wurde von niemand entdeckt. Sie waren beide gleich darauf bedacht, ihr Geheimnis zu hüten, denn das war die Schutzmauer ihres Glücks. Nur ein Dritter war mit eingeweiht, nämlich der Schiffsjunge. Aber wenn dieser mit einem Orden für eine große Heldenthat geschmückt

Digitized by Google

worden wäre, hätte er nicht stolzer darauf sein können als auf das Vertrauensamt, das Geheimnis des Schiffers zu wahren. Er ging darin so weit, daß er that, als ob er Ragna gar nicht sähe, und wenn er mit ihr sprach, redete er in die Luft hinein, wie wenn er einen Auftrag vom Herrgott erhalten hätte.

Aber das Eheleben hat keine steten Bahnen, zur See so wenig wie auf dem Lande. Das sollten sie bald lernen.

Als ein Jahr vorüber war, gebar Ragna einen Sohn. Es ging zwar nicht ohne Not und Angst vorüber, aber es ging doch gut, und es hieß bei ihr auch wie im Liede: Süß ist das verschwundne Weh!

Ragna hatte den großen Mut, den keine Gefahr schreckt, und das kam ihr nun gut zu statten, denn es wurde ihr außer der Hilfe, die die Natur sich selbst leisten kann, nicht viel andres zu teil, und in der schwersten Stunde hielt sie ein Gedanke, der von einer Kindheitserinnerung stammte, wie eine schirmende Hand aufrecht. Es war ihr nämlich erzählt worden, daß sie während eines Sturms in einem Bootschuppen geboren worden sei, und daß ihre Mutter für sich selbst und für ihr Kind ihre Hoffnung einzig und allein auf Gott habe setzen müssen. Sollte also sie, die glücklich war, weniger stark sein als die arme, unglückliche Mutter? Aber es war doch recht merkwürdig, daß die Mutter, die Ragna kaum gekannt hatte, nun gewissermaßen herbeikam und ihr in der schweren Stunde beistand.

Ein großer, prächtiger Junge! jubelte Asmund. Im Frühjahr, wenn wir südwärts fahren, soll er in der Kirche, wo wir getraut worden sind, getauft werden, Ragna; er soll wie der Alte genannt werden, obgleich der es nicht verdient.

Sprich nicht in dieser Weise von deinem Vater, Asmund! sagte Ragna. Ich fürchte, der liebe Gott rechnet es dir als Sünde an.

Meinst du, ich solle das gut heißen, daß er mir gewissermaßen die Heimat verschlossen hat? Ihr beide, du und das Kind, könntet es dort in schönen großen Zimmern so gut haben, aber da sitzt er nun allein drin und macht sich breit wie eine Spinne in ihrem Netz. Ja, das ist wahr! So ist er, denn er zieht alles an sich, was er erreichen kann, und gönnt keinem andern etwas. Aber laß ihn sein, wie er ist, es wird ja auch mit ihm einmal zu Ende gehn.

Überlaß das Gott! bat Ragna. Sie hatte es immer als ein Unglück angesehen, daß er über den Vater hart urteilte, aber jetzt, wo das Kind da war, war es ihr schrecklich.

Der Knabe gedieh indessen prächtig in dem kleinen Raume, wo er von einem glücklichen Vater liebkost und von einer jungen, lebensfrohen Mutter genährt wurde.

Aus dieser sichern, frohen Wirklichkeit heraus malten sich nun beide das zukünftige Leben aus. Aber während Ragna ihren Blick in die weite glänzende Zukunft hinauswandern ließ, reichte der Asmunds nie weiter als bis zum Hofe des Vaters. Dort wollte er, wenn der Tod einmal aufgeräumt hätte, mit Mut und Kraft ein neues Leben und eine neue Wirksamkeit beginnen.

Indessen stand es fest, daß der Knabe des Großvaters Namen tragen sollte — von Asmunds Seite in dem Gedanken an die Nachfolge, bei der Mutter aber in der Hoffnung auf Versöhnung. Aber diese Hoffnung scheiterte für beide, denn der Knabe bekam überhaupt keinen Namen.

Als die niederdrückende Dunkelheit des Winters allmählich wich, und der Frühling über den großen Arbeitswegen des Meeres aufleuchtete, wo so viele tausend fleißige Hände zugriffen, um des Lebens Nahrung zu fangen, setzte sich auch Asmund in Bewegung. Die Frachtschiffahrt war wieder eröffnet, und er war gern gesehen, wohin er kam. Allerdings wurde da und dort davon gemunkelt, daß er ein Frauenzimmer an Bord habe, aber da man nicht recht dahinterkam, so ließen die Leute die Sache als etwas, worüber man am besten schweigt, in Ruhe.

Digitized by Google

Der Frühling war in diesem Jahre äußerst stürmisch, und viele litten Schaden auf der See. Aber wenn sich Asmund auch nach Möglichkeit zurückhielt, so mußte doch etwas gethan werden, und Ragna war nicht so, daß sie vor einem Kampfe zurückgebebt wäre. Du und das Kind und ich, ermunterte sie ihn, wir sind ja wie ein einziges Leben, laß nur den lieben Gott walten!

Froh und bekümmert zugleich sah sie Asmund an. Aber die Wahl war nun einmal getroffen und konnte nicht wieder rückgängig gemacht werden – also drauf los.

Es war in einer dunkeln Nacht mit Regen- und Hagelschauern. Ragna war auf und hielt das schlafende Kind auf dem Schoße, um es gegen das heftige Schwanken zu schützen, während Asmund auf dem Verdeck war und tapfer um sein kleines Fahrzeug kämpfte.

Da erzitterte dieses plötzlich von einem heftigen Stoße, das Licht in der Kajüte erlosch, und alles stürzte mit entsetzlichem Getöse übereinander.

In demselben Augenblick riß Asmund die Thür auf.

Nimm das Kind und komm! schrie er. Wir sind aufgefahren, und ich weiß nicht, wohin es führen kann. Dann flog er zurück ans Steuer.

Ragna eilte mit dem Kinde aufs Verdeck. Aber in demselben Augenblick brach eine Sturzsee herein und warf sie zu Boden, sodaß sie mit dem Kopfe auf einen Haufen Brennholz aufschlug und das Bewußtsein verlor. Als sie wieder zu sich kam, war das Fahrzeug wieder flott, und der Schiffsjunge saß neben ihr und stützte sie, während Asmund steuerte.

Wo ist das Kind? fragte sie und wollte sich erheben. Aber das Schwanken warf sie wieder zurück, und sie wurde von neuem bewußtlos.

Schließlich fuhr man zwischen die Schären hinein, und nun gelangte man in eine ruhigere Bahn, die Linderung und Hoffnung gab.

Ragna blickte auf; jetzt kniete Asmund neben ihr und stützte sie, während der Schiffsjunge am Steuer war.

Was ist geschehn? fragte sie verwirrt.

Wir waren aufgelaufen, aber die Woge, die dich umriß, machte zugleich das Schiff wieder flott. Wenn wir nur bald einen Ankerplatz erreichen, will ich den Schaden untersuchen lassen.

Gott Lob und Dank! flüsterte sie und faltete dankbar die Hände. Aber das Kind! fuhr sie plötzlich auf. Das Kind! schrie sie in wilder Angst.

Ragna! schluchzte Asmund. Wir haben unser Kind verloren.

Draußen in die See? fragte sie. Er ließ den Kopf sinken, und die Thränen liefen ihm die Wangen hinunter.

Und du hast nicht dein Leben dafür gewagt?

Nun sprichst du böse Worte, sagte er streng. Kann einer auf den Grund des Meeres tauchen nach dem, was man nicht mehr hört noch sieht? Und er war außer sich vor Kummer und Schmerz.

Da erst kam Ragna wieder ganz zu sich. Vergieb mir, mein Mann! bat sie leise. Dann richtete sie sich auf und drückte ihn an sich. Und nun weinten sie miteinander, und der Kummer wob ein neues Band um ihre treuen Herzen.

Aber während Asmund bei seiner eifrigen Thätigkeit auf ablenkende und erleichternde Gedanken kam, saß Ragna still da und brütete über ihren Verlust. Oft stand sie an der Reling und starrte auf die See hinaus, als ob sie hoffte, ihr Kind noch einmal zu sehen. Aber der ungeheure wogende Schlund zeigte seinen Raub nicht wieder.

Die Zeit verging. Das Leben der beiden verfloß wieder in derselben stillen Weise wie vorher, aber ihre Freude war in Ernst verwandelt worden, und ihre lachende Hoffnung in stille Ergebung.

Digitized by Google

Nachdem wieder anderthalb Jahre vergangen waren, war Ragna abermals mit einem zwei Monate alten Kinde in ihrer Kajüte beschäftigt. Das warf Sonnenschein über die Dunkelheit der vergangnen Tage. Aber es gab trotzdem noch drohende Wolken am Himmel, denn das Kind war schwächlich. Die Mutter hatte den Schrecken jener Nacht noch nicht überwinden können, und so teilte das junge Leben das Unglück der Eltern. Es war auch wieder ein Knabe, und der Vater hatte ihn alsbald als eine Gabe Gottes zum Ersatz für das Verlorne begrüßt. Aber der Unterschied zwischen dem Verlornen und dem Wiedergewonnenen zeigte sich bald; und in einem Anfall von Kummer fielen ihm das neue Unglück und das alte mit doppelter Schwere aufs Herz und riefen eine bittere Stimmung in seinem Herzen hervor.

Es wird wohl auch sterben, sagte er, nachdem er lange schweigend das kleine magere Gesichtchen betrachtet hatte.

O sag das nicht! rief die Mutter und beugte sich weinend über das Kind.

Da flog der schwarzgeflügelte Gedankenvogel des Unglücks durch seine Seele, und er verwünschte den Vater, weil er all das Gute, dessen seine Frau und sein Kind entbehrten, für sich allein behalte.

Um des Heilands willen! schrie Ragna, nun bist du von Sinnen, Asmund!

Und er war es auch. Er stieß sie von sich, als sie ihn halten wollte, sprang auf und setzte sich droben aufs Verdeck, wo er sich einem Schmerzensausbruch hingab, der seinen kräftigen Körper erschütterte, wie der Sturm einen einsamen Baum auf dem Berge schüttelt.

Etwa einen Monat nach diesem Ausbruch — der übrigens eine Schwermut zur Folge hatte, die Asmund wortkarg und teilnahmlos machte — bekam er von seinem Vater den Auftrag, das Schiff unverzüglich einem zuverlässigen Manne zu übergeben und für ihn eine Reise anzutreten. Die „Firma H. Bjerke und Sohn," ein Ausdruck, der vom Vater zum erstenmal gebraucht wurde, stand nämlich in Gefahr, eine bedeutende Geldsumme zu verlieren, und da der Vater den eignen Augenschein für besser hielt als den eines Rechtsanwalts, bat er den Sohn, sich zu beeilen und alles andre in den Hintergrund zu stellen, um die Angelegenheit zu erledigen.

Asmund war gerade in einem der größern Handelsorte eingelaufen, um eine neue Fracht zu suchen, da ihm aber die Verhältnisse nicht erlaubten, einen Fremden an Bord zu nehmen, steuerte er sofort einem andern Orte zu, wo er ruhig alles dem Schiffsjungen überlassen konnte, und wo zugleich die Einsamkeit herrschte, die notwendig war, Frau und Kind zudringlicher Neugierde zu entziehn.

Dann aber mußte er sich beeilen, das Dampfschiff zu erreichen, denn Christianssund war das Ziel seiner Reise. Es war, als ob Mann und Frau sich nie wieder sehen sollten, so schwer und hoffnungslos war dieser — ihr erster Abschied. Es war ihnen, als müßten sie über einen tiefen Abgrund. Aber die Notwendigkeit reichte ihnen die derbe Hand, und so kamen sie auch hinüber.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine lutherische Dogmatik. Alexander von Öttingen hat vor zweiunddreißig Jahren die Welt mit seiner großartigen Moralstatistik überrascht, einem Werke, das man am allerwenigsten von einem Theologen erwartet hätte, und daß jetzt der Verfasser dieses Werkes den Mut hat, sich an eine Dogmatik*) zu wagen, bedeutet eine neue Überraschung. Daß Mut zu dem Unternehmen notwendig war, meinen wir natürlich nicht in dem Sinne, als ob einem Öttingen das Zeug dazu fehlte. Er steht auf der Höhe nicht allein der theologischen, sondern der Wissenschaft überhaupt und entwickelt eine Gelehrsamkeit, die in Erstaunen setzen würde, wenn wir nicht durch unsre heutigen überfleißigen und mit wunderbarer Arbeitskraft ausgerüsteten Gelehrten, für die der Tag mehr als vierundzwanzig Stunden zu haben scheint, schon an solche Leistungen gewöhnt wären. Bedenklich erscheint das Unternehmen vielmehr nur deswegen, weil es für einen Mann von Öttingens Gläubigkeit und Frömmigkeit schmerzlich sein muß, mit der Orthodoxie in Konflikt zu geraten, was sich aber — so sollte man meinen — bei der Abfassung einer Dogmatik nicht vermeiden läßt, wenn man so tief in das wirkliche Leben und in das lebendige Menschengemüt gesehen hat, wie der Verfasser der Moralstatistik. Das Ergebnis des Konflikts zwischen Lebenserfahrung und wissenschaftlicher Einsicht auf der einen und anerzogner Gläubigkeit auf der andern Seite, wie es in seiner Dogmatik vorliegt, ist nun das, daß zwar die katholische und die reformierte Orthodoxie entschieden abgewiesen, die lutherische aber in abgeschwächter und gereinigter Gestalt durch unausgesprochne und unbewußte Preisgebung einiger von dem Moralstatistiker errungnen Erkenntnisse annehmbar gemacht wird. Das spezifisch Lutherische ist die Auffassung des Glaubens als des Ergebnisses persönlicher Lebenserfahrung, wozu wir nebenbei nur bemerken wollen, daß sich diese Auffassung heute nicht mehr auf die lutherischen Kreise beschränkt, und daß sie zwar geeignet ist, Konventikel zu bilden, ohne Hilfe des Staats aber nimmermehr zur Gründung einer großen Kirche führen könnte, denn die Zahl derer, die Gott persönlich erfahren, ist verhältnismäßig klein; noch weit kleiner ist die Zahl derer, die Gott in der von Öttingen für wesentlich erklärten Weise erfahren haben, indem sie „an sich selbst verzagend in schmerzlichem, ja verzweifelndem Schuldgefühl sich der heilenden Gnade Gottes in Christo zuversichtlich getrösten." Wenn wir davon absehen, daß dieser Weg zu Gott für die ungeheure Mehrzahl der Menschen ungangbar ist, läßt sich vom Standpunkt eines modern wissenschaftlichen Theismus gegen das, was Öttingen über Gott und seine Schöpfung sagt, nichts von Bedeutung einwenden. Bedenken erheben sich erst in der Lehre von der Sünde, vom Übel und von der Erlösung. Zwar hat Öttingen diese Bedenken gegen eine in der Studierstube ausgebrütete und in theologischem Gezänk vollendete Dogmatik wohl empfunden, gewürdigt und berücksichtigt. Wenn wir von einzelnen tiefen Geistern, wie Augustinus, die das Menschengemüt verstanden, absehen, hat sich die Dogmatik aller Konfessionen doch in dem unfruchtbaren Zirkel bewegt: gut ist, was Gott will, und Gott will, was gut ist; und in dem ungelösten Widerspruch: Gott haßt die Sünde — die das Gegenteil des undefinierbaren Guten und daher selbst undefinierbar ist — und verdammt den Sünder, obwohl er beide in seinen Weltplan aufgenommen hat, und

*) Lutherische Dogmatik. Zweiter Band: System der christlichen Heilswahrheiten. Erster Teil: Die Heilsbedingungen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1900. Der erste Band hat „die Prinzipienlehre als apologetische Grundlage" enthalten.

Digitized by Google

ohne seinen Willen weder Sünden noch Sünder vorhanden sein würden. Öttingen bemüht sich also, das Wesen der göttlichen Heiligkeit wie der geschöpflichen Sündhaftigkeit zu ergründen, und kommt dabei zu einem ähnlichen Ergebnis wie wir selbst. Heilig ist soviel wie heil oder gesund, Sünde ist Hemmung oder Verletzung des gesunden Lebens, oder vielmehr jede Handlung des Geschöpfes, die eine solche Hemmung oder Verletzung herbeiführt. Darum ist kein tierischer Akt an sich Sünde, sondern nur die schädigende Absicht dabei, oder wenigstens das Bewußtsein, daß dadurch eine Schädigung verschuldet wird. Auf diese Weise, heißt es sehr schön Seite 142, könne die Liebe als Zuneigung, als Ergänzungsbedürftigkeit, als Trieb, das Angenehme zu suchen, auch der Ursprung alles Bösen sein. „Das für sich Habenwollen ist als lüsterne Selbstsucht der kontradiktorische Gegensatz zu dem, was wir im sittlichen Sinne Liebe nennen, die das schlechthin Gute dadurch fördert, daß sie in Selbstverleugnung und Aufopferung das Wohl des andern sucht und in solcher Hingabe zur Gemeinschaft sich selbst beseligt weiß." Und Seite 440 wird Matthäus 10, 39 gedeutet: „wer sein Leben auf Kosten der andern zu erhalten sucht, der wird und muß es verlieren." Aber gerade diese beiden an sich richtigen Bemerkungen führen an den Punkt, wo Öttingens Erklärung versagt, weil er sich mit dem dogmatischen Vorurteil völlig zu brechen scheut und die Lehren seiner Moralstatistik vergißt. Nicht bloß in der Schlacht und unter Räubern, sondern auch im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein hat der Einzelne in unzähligen Fällen nur die Wahl, ob er sein eignes oder das Leben eines andern opfern will, und wenn auch die bei uns überhandnehmende Kraftmeierei und Herrenmoral geschmacklose und sogar politisch nicht ungefährliche Auswüchse sind, wurzeln sie doch in einer an sich berechtigten Reaktion gegen den sozialistischen und tolstoischen Utopismus, der mit dem Altruismus, wie man das heute nennt, Ernst machen will, und der, wenn ihm nicht die gesunde Selbstsucht, d. h. der Selbsterhaltungstrieb der ungeheuern Mehrzahl Widerstand leistete, durch Selbstaufopferung jedes Einzelnen für die übrigen nicht bloß die Kultur, sondern das Leben selbst vernichten würde. Das Motiv für den „Mißbrauch der Freiheit," der Sünde heißt, meint Öttingen Seite 442, liege „in jener eigenwilligen Lust des Menschen, selbstherrlich sich die Güter anzueignen, die Gottes Schranken setzendes Verbot ihm annoch versagt hat." Das ist freilich wahr, aber die begehrten Güter sind in den meisten Fällen keine Luxusgüter, sondern solche, die entweder zur Erhaltung des physischen Lebens oder zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlich erzwungnen standesgemäßen Lebensweise nicht entbehrt werden können, sodaß also der Mensch nur die Wahl hat, ob er sündigen oder zu Grunde gehn will. Hat doch Öttingen selbst in seiner Moralstatistik das Gesetz dargelegt, wonach die Diebstahlziffer mit den Getreidepreisen auf- und abschwankt, und sonst überall den Zusammenhang der Sünden, Laster und Verbrechen mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen aufgedeckt. Deshalb ist es unverantwortlich, wenn ein heutiger Theologe immer noch das Übel ausschließlich als Wirkung der Sünde darstellt, während den modernen Denkern eher verziehen werden kann, wenn sie es ebenso einseitig als ihre Ursache darstellen. In Wirklichkeit verursachen Leiden und Sünde, wie jeder täglich sehen kann, einander gegenseitig, aber den Anfang dieser Wechselwirkung hat das Übel, d. h. die von Gott gesetzte Welteinrichtung gemacht, denn viel tausend Jahre, bevor der wohlgenährte Theolog im gutgeheizten oder ebenso gut gekühlten Studierzimmer die Abscheulichkeit der Auflehnung gegen Gottes Verbot: du sollst nicht töten, klärlich beweisen konnte, hat der Naturmensch seinen Konkurrenten um die zu seinem Lebensunterhalt nötige Jagdbeute ohne Besinnen und Grübeln erschlagen, und es war ihm nicht zuzumuten, daß er sich dessen besonders schämen sollte vor einem Gott, der zum Verderben der Menschen das Krokodil und den Haifisch geschaffen hatte

Digitized by Google

und seine Kinder bald verhungern, bald erfrieren, bald vor Hitze verschmachten ließ. Die Notwendigkeit des Leidens, worüber Öttingen u. a. Seite 537 sehr schön spricht, und des Kampfes steht ja für alle Denker, die keinem Utopistenwahn verfallen sind, unzweifelhaft fest, damit aber auch, wovor die christlichen Dogmatiker die Augen schließen, die Notwendigkeit der Sünde. Will man sich deren Unvermeidlichkeit klar machen, so braucht man nur daran zu denken, daß in einzelnen Familien ein vollkommen ideales, daher in christlicher Sprache heilig zu nennendes Leben thatsächlich vorkommt, und zwar nicht bloß bei Christen, sondern auch bei Juden und Heiden; daß aber die Möglichkeit, ein solches Reich Gottes herzustellen, mit der Größe und Kompliziertheit des Gesellschaftskörpers, dem man angehört, abnimmt und bei einem gewissen Punkte vollständig schwindet, bis endlich dem gesellschaftlichen Chaos nicht bloß die Idealität der Familie, sondern diese selbst zum Opfer fällt. Es erscheint deshalb historisch und soziologisch gerechtfertigt, wenn die Bibel und alle alten Völkersagen ein schuldloses Paradies an den Anfang der Menschheitsentwicklung stellen, und der Zwang zur Sünde wird desto stärker, je zahlreicher das Menschengeschlecht wird, und je mehr sich seine Zustände verwickeln. Zu der traurigen Thatsache, daß der Einzelne sein eignes Leben nur im Kampfe mit seinesgleichen zu behaupten vermag, kommt dann noch der Umstand, daß in dem auch noch durch Meinungsverschiedenheiten immer mehr verfitzten Gewirr die Einzelnen einander gar nicht mehr zu verstehn vermögen. Alles Aufgebot seines Scharfsinns kann Öttingen nicht um das Zugeständnis herumbringen, das er um keinen Preis machen will, daß die Ursache der Sünde nirgend anderswo liegt als in Gott, in dessen Schöpferwillen. Wie den Folgerungen, die sich daraus gegen die Heiligkeit und Güte Gottes zu ergeben scheinen, entgangen werden könne, hat Öttingen selbst Seite 257 angedeutet: dadurch, daß man die hergebrachte Vorstellung von der Allmacht preisgiebt. Gott ist nicht schlechthin allmächtig; er hatte nur die Wahl, ob er eine von Übeln geplagte und zum Kampf ums Dasein gezwungne, daher notwendigerweise sündhafte, d. h. mit ihrer Idee vielfach im Widerspruch stehende, oder ob er gar keine Menschenwelt schaffen wollte. Daß bei dieser Einsicht die von der alten Dogmatik erzeugte Gewissensangst an Stärke verlieren und die Sehnsucht nach Erlösung einen etwas andern Inhalt bekommen muß, liegt auf der Hand. Wenn Öttingen in hergebrachter Weise das Schuldbewußtsein sogar als Beweis für die Richtigkeit der alten dogmatischen Auffassung heranzieht, so macht er sich einer handgreiflichen Verwechslung schuldig. Auf seine Frage: „Wie kommt es, daß wir uns schuldig fühlen in betreff eines geerbten Krankheitszustands?“ lautet die Antwort: weil wir dazu erzogen sind, geradeso wie der Hund, der jedesmal Prügel bekommt, wenn er vom Tische Speisen nimmt. Das Schuldbewußtsein ist entstanden in der Zeit, wo alle durch Naturgewalten verursachten Leiden für Strafen erzürnter Gottheiten gehalten wurden, es schwand mit der wachsenden Einsicht in die natürliche Entstehung der Übel, und es wurde nur durch den dogmatischen Jugendunterricht und die Predigt künstlich wiederbelebt. Was uns heute übrig bleibt, ist Verdruß und Scham darüber, daß unsre Person und unser Leben dem Menschheitsideal so wenig entsprechen, Betrübnis und Kummer darüber, daß wir die Leiden unsrer Mitmenschen so wenig zu lindern und zu heben vermögen, ja unter Umständen solche zu verursachen gezwungen werden. Dieses sind die Empfindungen, die im modernen Menschen das unter kirchlicher Einwirkung zustande gekommne Schuldbewußtsein verdrängt haben. Dieses ist übrigens auch in Bevölkerungen, die noch ganz unberührt von modernen Einflüssen unter geistlichem Einfluß leben, weit seltner, als sich die Theologen einreden. Die meisten unter den gewöhnlichen Menschen fühlen nichts bei den alten Bußformeln und Bußliedern, die der Mund herjagt oder singt, und halten sich auch dann für

Digitized by Google

schuldlos und gerecht, wenn sie ganz grobe Sünder sind. Von einem alle Menschen umfassenden sündelosen Reiche Gottes vermögen wir uns keine Vorstellung zu machen; ob es Öttingen gelingen wird, im zweiten Teile, der die Erlösung behandeln muß, einen Begriff davon zu geben, bleibt abzuwarten. — Im ganzen dürfen wir sein vorliegendes Buch als einen groß angelegten aber noch nicht vollständig gelungnen Versuch bezeichnen, die alte Dogmatik mit dem ans Wissenschaft, geschichtlicher und Lebenserfahrung gebornen, freilich von Einmütigkeit noch weit entfernten modernen Bewußtsein zu versöhnen. Zugleich orientiert es sehr vollständig über den gegenwärtigen Stand der dogmatischen Streitfragen in der evangelischen Kirche. — Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir noch ein verdienstliches Buch: Das Alte Testament für das christliche Haus, ausgewählt und übersetzt von Dr. Richard Pfeiffer, evangelischem Pfarrer in Sulzbach. (Erlangen, Karl Pfeiffer, 1900.) Mit der Auswahl, die der Verfasser getroffen hat, kann man einverstanden sein. Die Sprache leistet zwar noch nicht das höchste, was eigentlich von einer Volksbibel verlangt werden muß — dazu würde ein poetisches Genie gehören —, aber sie ist würdig, edel, deutlich und schließt sich an Luther an, soweit es die Rücksicht auf Verständlichkeit und der moderne Sprachgebrauch zulassen.

Über Bildung und Kunstgeschmack. Franz Hörmann reist nach Italien und kommt eines Abends ermüdet in Venedig an, so erschöpft, daß der erleuchtete Markusplatz seinen Erwartungen nicht entspricht und erst am folgenden Tage nach einer durchschlafnen Nacht den vollen Eindruck auf ihn macht. Der hohe, formlose Glockenturm beängstigt ihn im Anfang; entweder ist das kein Kunstwerk, oder seine Vorstellungen über das, was Kunst ist, sind falsch. Auch dieses Dilemmas Pein hört allmählich auf, und der Turm erscheint ihm zwar nicht als das Schönste in seiner Art, aber er paßt doch in seine Umgebung, entspricht seiner Zeit und will nur mit einem gewissen Maße erworbner historischer Bildung angesehen sein, dann wird er verständlich und zählt auch als Kunstwerk. Der Verfasser setzt das auf zweiundsechzig Seiten viel hübscher und lebendiger auseinander (Il Campanile di San Marco oder Kunst und Ästhetik, Berlin, Simion), als es in diesem Auszug geschehn konnte, er gewinnt dadurch als Erfordernis der „Kunst im engern Sinne" die Voraussetzung eines ebenfalls engern Kreises von Genießenden, der geistigen upper ten thousand eines jeden Landes, ein Ausdruck, der ihm übrigens solche Freude gemacht hat, daß er ihn unzähligemale wiederholt. Nachdenkende Kunstfreunde werden sich gern mit ihm über ihre Eindrücke Rechenschaft geben mögen. Er nimmt seinen Standpunkt gegen eine „Kunst für alle," aber auch gegen die Souveränität des Künstlers, der alles Publikum mit seinem sogenannten Geschmack gleichgiltig ist, und die uns ja von vielen Seiten jetzt empfohlen wird.

Man kann aber dieses Verhältnis der Kunst zu der Bildung ihrer Zeit auch noch etwas tiefer auffassen, wie in den „Streiflichtern auf moderne Kunst und Bildung" von Eremita (Groß-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge), eine Broschüre, die sehr viel Beherzigenswertes enthält. Kunstwerke von bleibendem Werte kommen nur da zustande, wo sich in ihnen nicht die Schrulle eines Sonderlings, sondern mindestens der Geist einer ganzen Bildungsschicht ausgesprochen hat. Der Geschmack ist eine Frucht der Bildung, an der der Künstler als gebildeter Sohn seiner Zeit teilnimmt, aber das Vorrecht des richtigen und gebildeten Urteils hat er nicht. Er kann also nicht ohne weiteres lehren, wie die Natur aufzufassen sei; das Publikum hat auch Sinne. Der Verfasser schätzt die Kunst der Modernen sehr niedrig, er verlangt Inhalt, Geist und einen Zusammenhang mit der tiefern, historisch entwickelten Kultur des Volks, der Nation, und alles das vermißt er bei den Neusten, die nicht mit Namen genannt zu werden brauchen; er bespricht das Cliquentum, die Gönner-

Digitized by Google

schaften der kleinen Kennerkreise, der zahlungsfähigen Käufer, der großen Masse des sogenannten Volkes, dessen Instinkte man für diese Äußerungen zu gewinnen sucht; er geht auf die Umwälzungen in der Nationalgalerie ein, die Verhängung der Cornelinsischen Kartons und besserer älterer Bilder, auf denen noch etwas zu sehen war, zu Gunsten von Liebermanns Proletarierkunst und der schlechthin fürchterlichen Schmierereien eines Manet, Monet und Segantini. Er hält mit Tschudi Abrechnung über „Kunst und Publikum.“ Es sei Thorheit, auf die Verständnislosigkeit der Menge zu schelten, sie sei weiches Wachs und lasse sich von geistig höherstehenden Kennern belehren, aber auch von Künstlern in die Irre führen, und schließlich werde vielleicht das heutige Publikum doch noch besser sein als die heutigen Künstler. „Stuck ist mit Klinger zusammen von all den Neuern so ziemlich der Ungenießbarste, weil der unglückliche Mensch philosophieren will, und Gedankenmalerei bei unsern Naturalisten, das ist wirklich der Übel größtes. Wo man die Welt des Geistes, das Leben des Gedankens proskribiert hat, da kann hinterher die Gedankenmalerei nichts hervorbringen als eine ungeheure Grimasse.“ Es fehle, sagt Eremita, unserm Leben, unsrer Bildung und auch unsrer Kunst der Idealismus, alles sei Sport, Vergnügen, Überschätzung des Technischen, des Kunststücks. Nur die Anknüpfung an die historische Entwicklung ermögliche ein Fortschreiten, und die Leistungen einer bessern Vergangenheit müßten uns gesunde Maßstäbe und festes Urteil zurückgeben. Unsre modernste Kunst geht ja ihre Wege mit einer erstaunlichen Selbstzufriedenheit, und die ihr zugeschwornen Kunstapostel machen ihr die Bescheidenheit außerordentlich schwer. Rauschende Beifallsorgien und ein unjagbarer Aufwand von Kunstphrasen machen uns glauben, daß wir in einer Zeit der höchsten Blüte stehn. Auf der andern Seite sieht Eremita überall Niedergang und Verfall. Es würde ein eignes Buch fordern, wollte jemand ihm Schritt vor Schritt nachgehn und hier eine Abrechnung, einen Ausgleich versuchen. Seine gedankenreichen und auf tiefe Bildung gegründeten Ausführungen treffen immer mit Sicherheit den schwachen Punkt, und eine solche Kritik kann nicht ohne Nutzen bleiben. Hätte er auch in allem recht, und stünden die Dinge ganz so schlecht, wie er sie ansieht, so würde uns noch ein Trost bleiben: es ist ein gutes Zeichen für den Ernst unsers Bildungsbedürfnisses, daß die Gedanken ans Licht drängen, daß solche Schriften erscheinen und weiter wirken. Eremitas Büchlein steht aber nicht allein, wir können ihm zwei Bücher derselben Tendenz anschließen.

„Das Pathos der Resonanz, eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens,“ von Otto Lyon (Leipzig, Teubner) kommt im Urteil über die moderne Kunstrichtung zu denselben Ergebnissen, die wir nicht aufzählen wollen. Der Verfasser hat gute Kenntnisse und klare Einsichten. Der Wirkung seines Buchs steht freilich eine nicht ganz leichte Terminologie im Wege, es ist nicht populär und hat zuviel von den Eigenschaften eines Kollegienheftes an sich. Den Haupttitel schon würde keiner zu deuten wissen, wenn er uns nicht im Verlaufe darüber belehrte, daß er darunter das „Genie“ verstehe. Am meisten Eindruck werden wahrscheinlich seine Auseinandersetzungen über Nietzsche machen, dessen sogenannte Philosophie er in ihren Wandlungen recht gut beleuchtet, und vielleicht wäre es am besten gewesen, wenn er geradezu, auch dem Titel nach, ein Buch über Nietzsche geliefert hätte. Hierüber einige Bemerkungen. Bei dem ungeheuern Erfolg, den dieser Schriftsteller gehabt hat, und bei seinem noch immer wachsenden Einfluß steht eins außer Zweifel. Seine Anhänger und unbedingten Verehrer sind die Unmündigen, die nicht immer jung zu sein brauchen, die also, denen die Quellen seiner Weisheit fremd sind. Kein reifer Mann dagegen, der auf irgend einem der vielen von Nietzsche befahrnen Gebiete selbst bewandert ist, kein Naturforscher, Historiker, Litteraturkundiger oder Kunstforscher von selbständigem Wissen hat sich

Digitized by Google

durch das „Was" seiner Aphorismen imponieren lassen, höchstens bewundert er die Form, wenn sie auch nicht allemal nach seinem Geschmack ist; dem Belesenen ist aber auch diese nicht einmal immer so neu wie denen, die Nietzsche nur aus Nietzsche kennen. Von einer zusammenhängenden Philosophie, einem System, einer Weltauffassung kann gar nicht die Rede sein, und an Widersprüchen, Paradoxien und Thorheiten hat keiner mehr geleistet als dieser hochbegabte Mann. Das sieht, weiß und zeigt auch Lyon, und seine durchaus selbständige Stellung zu Nietzsche belegt den zweiten Teil des oben angeführten Satzes. An einer Stelle seines Buchs meint er, die heutige Schätzung des französischen klassischen Dramas — gegenüber der Verurteilung durch Lessing — gehe auf Nietzsche zurück, der ja in seiner „zweiten Periode" alles Lateinische und Romanische über das Griechische und namentlich auch über das Germanische erhob. „Also auch hier bereits der Einfluß Nietzsches" (S. 38). Das ist nicht richtig. Den Standpunkt der Dramatiker Ludwigs XIV. hat in neuerer Zeit zuerst der Gießener Karl Hillebrand, der 1884 in Florenz starb, mit großem Nachdruck vertreten, und von diesem geistreichen Schriftsteller stammt auch eine andre These des spätern Nietzsche. Hillebrand hatte im Anfang der siebziger Jahre eine Reihe von Zeitungsaufsätzen über die Unzuverlässigkeit aller geschichtlichen Überlieferung veröffentlicht, die damals viel Aufsehen machten, und bei Nietzsche erscheint die Historie als „Afterwissenschaft" wieder. Zu Nietzsches Quellen gehört übrigens auch Carlyle, den er später wegwarf und beschimpfte, wie er es mit Richard Wagner machte: dort haben wir den Herrenkult, den Edelmenschen, der die andern beherrschen muß, die Vorliebe für das Alte Testament und noch viel andres. Es gehört eben zu den vielen Konfusionen des heutigen Sprachgebrauchs, daß Nietzsche immer als „Denker" bezeichnet wird; seine Gedanken sind Reproduktionen. Wenn Lyon bedauert, daß dieselben Kreise, die ihn einst mit den schärfsten Streichen abgewehrt hätten (Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur, Grenzboten 1873), sich heute bereits vor ihm beugen (S. 38), so hat er dabei wahrscheinlich an die Aufsätze von Carl Jentsch im Jahrgange 1898 gedacht. Er konnte aber aus der wichtigen und interessanten Notiz: Nietzsche und Novalis (IV. Quartal, S. 111) sehen, daß sich Jentsch keineswegs beugt, sondern nur die Fähigkeit hat, einem Gegner auf seinen Gedankengängen recht weit zu folgen, bis er ihm die Absage erteilt. Sonst würde er nicht Nietzsche mit Novalis so verglichen haben, daß jener dabei schließlich platt zu Boden fällt. Novalis hat mehr positives Wissen und mehr künstlerische Leistung, ebensoviel Paradoxie, aber keinen Pessimismus, sondern Versöhnung der Gegensätze. Er schätzte die Schriftstellerei gering und schrieb nur nebenher, aber dabei manches, was bleibenden Wert hat, „während von Nietzsche im nächsten Jahrtausend wahrscheinlich nichts mehr gelesen wird." Und ganz zuletzt drückt sich Jentsch noch einmal deutlich genug dahin aus, daß die Überschätzung Nietzsches zum Teil in der Unbelesenheit derer, die sich mit ihm beschäftigen, ihren Grund haben möge.

Ein ganz leichtgeschürztes und sehr anmutiges Buch, eine wirkliche Plauderei, wie der Nebentitel sagt, ist „Vom Geschmack," zweite Auflage, von F. Bettex (Halle und Bremen, Müller). Der Verfasser ist positiver Christ wie Eremita, und seine Richtung ist etwa dieselbe, nur handelt er weniger von Kunst und Litteratur und mehr von Lebensfragen. Er will gegenüber der bekannten Ausrede von der Willkürlichkeit des Geschmacks zeigen, wie sich im Leben aus dem Wahren, Guten und Natürlichen gewisse Verbindlichkeiten ergeben, deren Nichtachtung innerhalb eines bestimmten Kreises als Geschmacklosigkeit empfunden wird. Der Kreis umschreibt nicht gerade die obern Zehntausend Hörmanns, vielleicht ist er weiter, wahrscheinlich aber enger, jedenfalls möchte man gern dazu gerechnet werden, denn seine Voraussetzungen sind fein und nobel, seine Schlußfolgerungen verständig und ein-

Digitized by Google

leuchtend. Eine zufällig herausgegriffne Stichprobe mag das dem Leser bestätigen. Geschmacklos, sagt der Verfasser Seite 43, d. h. unschmackhaft ist die Frauenbewegung, insofern sie aus der Frau einen halben Mann machen möchte und den prächtigen Gegensatz der Geschlechter und ihre gegenseitige Anziehung abschwächt. Geschmacklos sind die Zwitterfiguren und bebrillten Tituskröpfe und die weiße Weste, Kravatte und Stehkragen, womit diese modernen Frauen mit weiblicher Unlogik die angeblich von ihnen so verachteten Männer kopieren. Wären sie wirklich von der Überlegenheit der Frau überzeugt, so müßten sie im Gegenteil darauf ausgehn, schon durch echt weibliche Tracht alles abzulegen, was an die brutalen Herren der Schöpfung erinnert. Und unschmackhaft ist ebenso ihr ganzer geistiger Habitus und das männlich sein sollende Gerede von politischer, soziologischer und humanistischer Bildung, womit sie in völliger Verkennung der Eigenschaften, durch die sich von jeher die wahre Frau Achtung, Liebe und Verehrung erworben hat, auf Friedenskongressen prangen. Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten. Das Parthenon, skulptieren und primieren sind falsche Bildungen, und Loti ist nicht Geistlicher (P.), sondern Marineoffizier. A. P.

Jean Paul. Als Jean Paul gestorben war, hielt ihm Börne in Frankfurt eine Gedenkrede, an die man noch später viel erinnert hat. Er hatte das Gefühl, daß des Dichters Zeit — der doch keine dreiundsechzig Jahre alt geworden ist — vorüber wäre, und es bedurfte dazu wohl keiner Prophetengabe, denn das Geschlecht der Jean Paul-Verehrer, aus dem jeder von uns vielleicht noch einige gekannt hat, wurde lange vor 1825 geboren. Als man den hundertjährigen Geburtstag feierte, 1863, war es ganz still; wer wüßte sich dessen noch zu erinnern? An das Schillerjahr dagegen denkt jeder, der es erlebt hat, deutlich zurück. Börne verkündete damals in dem rührseligen Pathos, das ihm nicht minder als der Judenwitz zu Gebote stand, eine Wiederkunft des Geschiednen an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts, die wir ja nun durchschritten haben. Es wird also hohe Zeit. Ein tüchtiger katholischer Gelehrter, Josef Müller, beschäftigt sich seit einigen Jahren mit Jean Paul, er hat 1894 ein größeres Werk über ihn herausgegeben, inzwischen Bibliotheken und Familienarchive nach Handschriften und Briefen durchforscht und danach eine ganze Reihe von Arbeiten teils vorbereitet, teils veröffentlicht. Von diesen liegen uns „Jean Paul Studien“ als Ergänzung zu jenem Hauptwerke aus demselben Verlage vor (München, Lüneburg). Das Buch macht einen sehr guten Eindruck, der Verfasser ist seiner Aufgabe gewachsen, und er greift sie ernst an. Er müsse, sagt er, in der wissenschaftlichen Forschung ganz von vorn anfangen. Durch das ganze Buch hindurch setzt er sich mit dem Berliner Gymnasialprofessor Nerrlich auseinander, der mit Hegelscher Philosophie und Haß gegen die Kirche und das griechisch-römische Altertum in einem größern Werke und in Ausgaben unwissenschaftlich, subjektiv absprechend und in saloppem Tone Jean Paul behandelt habe. Ich gebe diese Ausdrücke ohne Gewähr nach Müllers Aufführungen, denn ich kenne Nerrlichs Bücher über Jean Paul nur aus Besprechungen; ich kenne von ihm nur ein unglückliches Werk über „das Dogma des klassischen Altertums,“ das vor einigen Jahren mit großen Ansprüchen als Pendant zu Langbehns „Rembrandt als Erzieher“ auftrat und inzwischen klanglos versunken zu sein scheint. Müller, der ihm zum Vorwurf macht, daß er Jean Paul in keiner Weise gerecht geworden sei, stellt seinen Lieblingsschriftsteller ungemein hoch, so hoch, daß er von andrer Seite auf Widerspruch wird gefaßt sein müssen. Er beruft sich auf Vorgänger in dieser Vorliebe, auf Carlyle, Gottfried Keller, auf Gauß, der ihn Goethen vorgezogen habe, und bekennt von sich, daß er Goethes und Shakespeares manchmal, Jean Pauls aber niemals überdrüssig geworden sei. Das ist viel. Er hat es sich zur Auf-

Digitized by Google

gabe gemacht, dem Dichter die ihm gebührende Stelle in der Bildung unsrer Zeit zu erobern, und geht mit voller Zuversicht auf sein Ziel los. Jean Paul habe die verdiente Würdigung noch nicht erreicht, weil man ihn nicht kenne. Das ist schwerlich richtig. Viele kennen ihn, aber sie stoßen sich an dem Mangel an Ordnung, an dem Hin- und Herspringen, auf das er sich selbst bekanntlich etwas zu gute that, an der planlosen, willkürlichen Führung der Handlung und den zerstreuenden, ungenießbaren Abschweifungen. Alles das wird immer ein schweres Hindernis bleiben. Die schönsten Sachen, die durch ihre gemütvolle Erfindung am meisten anziehn, Wutz, Quintus Fixlein, Siebenkäs, Fibel würden doch für den Durchschnittsleser nur genießbar werden, wenn man sie des wunderlichen Beiwerks entkleiden könnte, sodaß die Fabel reiner wirkte.

Jean Paul hat ferner nicht nur Gedanken, sondern er ist auch ein Künstler der Sprache, aber es wäre doch erst auszumachen, ob er in dieser Hinsicht mehr geschaffen als geschadet hat, weil sein Geist durchaus der Regel widerstrebt. Wenn nun also auch Börnes Voraussetzung nicht eingetroffen ist, und ein Teil der Hoffnungen Müllers sich nicht erfüllen wird, so bleibt doch Müllers Arbeit ein wichtiges Werk. Populär wird Jean Paul nicht wieder werden, aber Leute von tiefern litterarischen Interessen werden sich ihm zuwenden, wenn sie zuverlässige und zugleich praktische Ausgaben und geschmackvolle Erklärungen in Bezug auf das inzwischen unbekannt gewordne finden. Das kleine Müllersche Buch ist wohl imstande, dem Dichter Freunde zu gewinnen. Es enthält neben vielem andern eine Übersicht über die einzelnen Romane in sehr gelungnen Analysen, die bei aller Kürze einen vollständigen Begriff geben. Demnächst wird Zustimmung finden müssen, was über des Dichters Verhältnis zu den Frauen, namentlich auch seiner eignen, gesagt wird; er war in manchen Stücken ähnlich dran wie Siebenkäs mit seiner Lenette. Sehr schön tritt überall sein Idealismus hervor, seine Kunst, das Leben zu vergolden; er brauchte sie wahrlich, denn leicht war es ihm nicht gemacht. Er hätte auch untergehn können im Kampf gegen das Pfahlbürgertum von Hof oder von „Kuhschnappel," wie er es mit einem außerordentlich treffenden Ausdrucke nannte, der gleichwohl unterging. „Krähwinkel" kennen wir alle für dieselbe Sache. Es stammt ebenfalls von ihm, ist aber von Kotzebue aufgenommen und in Umlauf gesetzt worden. A. P.

Beiträge zur Sozialwissenschaft und sozialen Praxis. Ernst Viktor Zenker will in seinem groß angelegten Werke: Die Gesellschaft nicht „die endgiltige Synthese der bisherigen Spezialforschungen" liefern, sondern nur das Fazit des bis jetzt geleisteten ziehn, um denen, die nicht selbst forschen, einen Überblick über das Arbeitsfeld zu gewähren. Er entbehrt aber keineswegs der originellen Auffassung und stellt z. B. im vorliegenden ersten Bande (Natürliche Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft, Berlin, Georg Reimer, 1899) eine annehmbare neue Theorie über den Ursprung der Ehe auf, den er nicht sexuell, sondern rein wirtschaftlich erklärt. — Daß die Kant-Fichtische Moral, die jeden einzelnen Menschen als Selbstzweck behandelt und daher die wirtschaftliche Unabhängigkeit oder wenigstens Existenzsicherung für ihn fordern muß, notwendig zu sozialistischen Einrichtungen führt, ist oft hervorgehoben worden. Ein Kantforscher von Beruf nun, Karl Vorländer, zeigt in seiner Schrift: Kant und der Sozialismus durch eine Zusammenstellung bisher wenig beachteter Aussprüche Kants, daß auch dieser schon — Fichte hat ja bekanntlich ein ganz sozialistisches Buch geschrieben — dem Sozialismus in der That sehr nahe gestanden hat. Er tadelt z. B. die Verächter von Platos Republik und bezeichnet als höchste Aufgabe und letzten Zweck der Menschheit die Herstellung einer vollkommen gerechten bürgerlichen Verfassung, wo

Digitized by Google

keiner mehr „Vorteile genießt, um derenwillen andre desto mehr entbehren müssen.“ Von den Utopien eines Morus und andrer urteilt er, eine solche Staatsverfassung sei freilich nur ein süßer Traum, aber sich seiner Verwirklichung zu nähern sei nicht allein denkbar, sondern, soweit es sich mit den moralischen Gesetzen vertrage, sogar Pflicht — „des Staatsoberhaupts.“ Im zweiten Teile seiner Schrift zeigt Vorländer, wie einerseits die Neukantianer, namentlich der längst verstorbne Friedrich Albert Lange, dann Cohen, Stammler, Natorp, Lipps dem Sozialismus zuneigen, während in neuster Zeit einzelne Sozialisten: Jaurès, Schmidt, Bernstein u. a., sich von der Tyrannei der verbohrten Marxisten befreiend, auch in der Philosophie Anschluß an die bürgerlichen Kreise und namentlich an die der Neukantianer zu gewinnen suchen. — Die christlich-soziale Bewegung in England hat namentlich Schulze-Gaevernitz bei uns bekannt gemacht, und unter ihren Führern ist Kingsley schon durch seine belletristischen Leistungen berühmt, dann aber auch durch Monographien eingeführt worden. Weniger Beachtung hat bis jetzt Frederick Denison Maurice gefunden, den Kingsley als seinen Meister verehrte. Seine Persönlichkeit und sein Wirken schildert nun Helene von Dungern in einer (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 1900 erschienenen) Broschüre. Maurice war der unter allen Teilnehmern der Bewegung, der das „Christlich“ im Parteinamen am stärksten betonte und daher den schlimmsten Stand hatte. Daß er von den Staatskirchlichen verketzert wurde und seine Professur am Kings College verlor, war ebenso selbstverständlich, als daß die meisten Arbeiter in ihm nur einen listigen Pfaffen sahen, aber auch mit den Freunden hatte er viele Mißhelligkeiten, sodaß sein Leben ein beständiges Martyrium war. Und während es mit den sozialen Bestrebungen ganz erfreulich vorwärts ging, erzielten seine Bemühungen, die Arbeiter zu Gott zu führen, nur sehr bescheidne Erfolge. Seine Vorlesungen an dem im Jahre 1854 eröffneten Workingmens College, dessen Leitung er übernahm, pflegte er mit Gebet zu eröffnen. Über den passiven Widerstand, der dieser Einrichtung begegnete, klagt er in einem Briefe an den christlich-sozialen Juristen Ludlow: „Was Sie über unsre Gebete im College und über den im ganzen so vergeblichen Versuch, Leben hineinzubringen, bemerken, ist eine schmerzliche Wahrheit. Ich lese die Gebete jedesmal mit wirklichem Schmerz. Ein oder zwei Leute hören zu, wahrscheinlich nur mit Widerstreben. Die Lehrer und Schüler halten sich unterdessen im Garten auf, oder plaudern in der Bibliothek. Und doch halte ich es für besser, die Sache nicht aufzugeben.“ — Der unermüdlich für den sozialen Frieden thätige Heinrich Freese empfiehlt die Arbeiterausschüsse in der bei W. Wilckens in Eisenach 1900 herausgegebnen Schrift: Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. Als Mitglied des Staatsrats hat er die obligatorischen Arbeitsordnungen und Arbeiterausschüsse vorgeschlagen. Die von ihm für die ersten geforderten Bestimmungen sind, wenn auch nicht vollständig, durch den § 134b der Gewerbeordnung Gesetz geworden; dagegen bleibt die Errichtung von Arbeiterausschüssen vorläufig noch in den freien Willen der Unternehmer gestellt. Freese berichtet über die guten Erfahrungen, die er seit sechzehn Jahren damit in seinen Fabriken gemacht hat, widerlegt die Einwürfe dagegen, erteilt Ratschläge für die Gründung und Behandlung dieser Körperschaften und druckt im Anhange ab einen Auszug aus der Arbeitsordnung seiner Fabriken, die Geschäftsordnung seiner Arbeitervertretung und eine Anzahl andrer bei ihm geltender Regulative, darunter eins über das von ihm gestiftete Fabrikkreuz. Jeder Beamte und Arbeiter erhält „am Tage der zehnjährigen Fabrikmitgliedschaft“ ein an der Uhrkette zu tragendes silbernes Kreuz; für solche, die der Fabrik fünfundzwanzig Jahre angehört haben, wird das Kreuz in Gold hergestellt. Stirbt der Dekorierte, so werden der Familie auf ihren Antrag gegen Rückgabe des Kreuzes für das silberne hundert Mark, für das goldne dreihundert

Digitized by Google

Mark ausgezahlt. Bis Ende 1899 — nach noch nicht dreijährigem Bestand der Stiftung — sind sechsundvierzig silberne und drei goldne Kreuze verliehn, und den Familien von vier verstorbnen Dekorierten die Einlösungssummen ausgezahlt worden. Großartige Zuwendungen für Wohlfahrtseinrichtungen, mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, mißbilligt Freese, dadurch werde die Kluft zwischen den Arbeitern und dem seine Überlegenheit so deutlich offenbarenden Unternehmer nur erweitert. Dieser solle lieber zu den von den Arbeitern selbst zu gründenden Einrichtungen regelmäßige Zuschüsse leisten, die von den Arbeiterbeiträgen nicht gar zu grell abstechen. Um auf die Ausschüsse zurückzukommen, so stehn ihnen die Arbeiter nicht ganz ohne Mißtrauen gegenüber; manche fürchten von solchen eine Schwächung der Gewerkschaften. Freese hält diese Furcht für unbegründet, die Ausschüsse allerdings aber für ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Gewerkschaften; denn, so notwendig diese auch sein mögen, als Vertreter ausschließlich einer Klasse neigten sie doch ebenso wie die Unternehmerverbände von Natur dazu, Kampfvereine zu werden. Eben deshalb sei der Widerstand der Unternehmer gegen die Ausschüsse unverständiger als der weit seltnere der Arbeiter. „Die Heerscharen der Industriearbeiter verlangen Einfluß auf den Arbeitsvertrag. Gerade dadurch, daß die Arbeitgeber sich weigern, ihren Arbeitern im eignen Hause einen Einfluß auf die Arbeitsbedingungen zu gewähren, zwingen sie sie, sich ausschließlich auf die außerhalb der Fabrik stehenden Organisationen zu verlassen.“ Freeses Schriftchen enthält viele sehr lehrreiche Einzelheiten, kein Fabrikant sollte es ungelesen lassen. — Auf einen andern Ton ist Adolf Wencksterns Leier gestimmt. Er sieht in der Arbeiterbewegung etwas tief Tragisches und klagt über die „kolossale Blindheit“ des deutschen Bürgertums, dessen Vertretung die „Arbeitswilligenvorlage“ abgelehnt hat. Er hat gleich nach der Ablehnung in der Kreuzzeitung sehr heftig gegen Brentano polemisiert und jetzt diese Aufsätze erweitert herausgegeben unter dem Titel: Arbeitsvertragsgesetzgebung. Positive Politik gegen die roten Gewerkvereine. (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900.) Er geht von folgendem ganz richtigen Satze aus: „Die Idee des gleichen Rechts für alle bedarf notwendigerweise in der Praxis einer speziellen Ausführung, nicht nach dem Maßstabe eines allgemeinen Nivellements, sondern nach der Idee der Aristotelischen proportionalen Gerechtigkeit: wer viel leistet, erhält viel Rechte, wer dem Staate, wenn ihm volle Freiheit gewährt wird, nützlich ist, erhält diese volle Freiheit, wer wenig leistet, oder wer gefährlich wirken kann, wenn er frei schalten und walten darf, erhält wenig Rechte und muß zum Besten des Wohls des Ganzen rechtlich beschränkt werden oder bleiben.“ Der Satz ist, wie gesagt, vollkommen richtig, nützt aber in der Praxis gar nichts. Denn es würde sehr schwierig sein, einem faulen oder liederlichen Rentner, dessen einzige Leistung fürs Gemeinwohl in der erzwungnen Steuerzahlung besteht, seine staatsbürgerlichen Rechte zu beschränken, und abgesehen von den Extremen: den offenbaren Verbrechen und solchen augenfälligen Verdiensten wie denen siegreicher Generale, giebt es keine Thätigkeit, deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit nicht sehr verschieden bewertet würde; Sokrates, Jesus, Luther, Galilei, Friedrich List sind von den Obrigkeiten, Cäsar, Heinrich IV. von Frankreich, Bismarck von einem großen Teil ihrer Landsleute für sehr schädliche Menschen gehalten werden; Agrarier und Händler, Katholiken und Protestanten, Juden und Antisemiten erklären einander gegenseitig für gemeingefährlich und gemeinschädlich. Auch handelt es sich bei der Ausprägung des allgemeinen Grundsatzes in Verfassungsbestimmungen und Gesetzen keineswegs bloß um verschiedne Grade der Freiheitswürdigkeit, sondern auch um die verschiedne Lage der einzelnen Berufsstände. Was hat z. B. für den Bauer das Recht der Freizügigkeit für einen Sinn? Ob die Bestimmungen, die Wencksterns Autor auf Seite 19 und 20 zur bessern Regelung des Koalitionsrechts vorschlägt, als Grundlage für

Digitized by Google

eine zukünftige Gesetzgebung zu gebrauchen sind, mögen die Juristen entscheiden. — Zu den schwierigsten sozialen Fragen gehört die Bildungsfrage, die Frage: welchen Wert jede Art von Bildung für die verschiednen Berufsstände in sittlicher, politischer und wirtschaftlicher Beziehung habe. Dr. Ernst Schulze, der bekannte eifrige Förderer der Volksbibliotheken, orientiert darüber sehr gut in der Schrift: Volksbildung und Volkswohlstand, eine Untersuchung ihrer Beziehungen. (Stettin, H. Dannenberg nnd Comp., 1899.) Die Natur des Gegenstands bringt es mit sich, daß bei der Erörterung der Beziehungen zwischen Volksbildung und Volkswohlstand auch die sittlichen und die politischen Wirkungen der verschiednen Arten von Bildung, eine Menge soziale Fragen, z. B. die der Kinderarbeit und der Arbeitszeit, und die verschiedne Anlage der Nationen zur Sprache kommen. Der Verfasser bietet auf 84 Seiten ein reichhaltiges Material. — Was sich gegen das private Bodeneigentum sagen läßt, hat D. Norden in der Schrift: Soziale Bedeutung des Bodeneigentums (Leipzig, Otto Wigand, 1899) sehr gut zusammengefaßt, und daß das Eigentumsrecht am Grund und Boden mancher Verbesserung bedürftig und fähig ist, geben wir ihm zu, aber was soll uns seine Schrift nützen, da er keine Vorschläge macht? — „Der Übermensch, der allein die soziale Frage lösen kann" (Leipzig, Wilhelm Friedrich, ohne Jahreszahl) ist nicht etwa Nietzsche, sondern nach der Meinung seines Verfassers C. A. Friedrich Jesus. Jesus hat durch sein Leben und seine Auferstehung bewiesen, daß der Mensch, wie er jetzt ist, noch nicht das Ziel der Entwicklung ist, sondern daß er eine höhere Stufe erlangen kann und soll. Und da sich die Kirche der Aufgabe, den Menschen zu diesem höhern Leben zu erziehn, nicht gewachsen gezeigt hat, soll sie der Staat übernehmen; in der Schule soll dem Menschen die Überzeugung beigebracht werden, daß er „etwas Herrliches aus sich machen" könne. Ein Volk, das sich auf die Länge mit einem geringwertigen Bildungsideal begnüge, müsse zu Grunde gehn. Solche Gedanken wollen erwogen, nicht kritisiert werden. — Von Josef Stammhammers Bibliographie des Sozialismus und Kommunismus ist kürzlich bei Gustav Fischer in Jena ein zweiter Band: Nachträge und Ergänzungen bis Ende des Jahres 1898, erschienen.

Genesungshäuser. Von dem Ausschuß der Landesversicherungsanstalt Hannover geht uns der Bericht über die Verwaltung ihrer drei Genesungshäuser im Harz: Königsberg, Erbprinzentanne und Schwarzenbach, für das Kalenderjahr 1899 zu. In Königsberg und Schwarzenbach weilen lungenkranke Männer, im Hause zu Erbprinzentanne lungenkranke Frauen, ein viertes Haus für bleichsüchtige Frauen wird in Pyrmont eingerichtet. Die Leitung der Häuser ist Diakonissinnen anvertraut. Der Bericht enthält viele anziehende Einzelheiten, namentlich über die Neueinrichtung des Hauses in Schwarzenbach, das, schön und gesund gelegen, mit allem Komfort ausgestattet, von Parkanlagen und weiterhin von Fichtenwald umgeben ist. Die Berichterstatter hoffen, „daß der Wunsch, je mehr Heilverfahren, desto weniger Rente, Wahrheit werde, d. h. durch die Statistik in nicht zu ferner Zeit seine zahlenmäßige Bestätigung finden möge." Wir hoffen und wünschen es ebenfalls, denn mögen auch Werke der Humanität einen desto höhern sittlichen Wert haben, je mehr sie Opfer kosten, gesicherter sind sie doch, wenn sie sich den Gründern selbst vorteilhaft erweisen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Bedeutung des chineſiſchen Feldzugs für Deutſchland

The Germans to the front!

Welche Erfolge der Krieg in China für die Mächte, denen er von dieſen Halbbarbaren aufgezwungen worden iſt, haben wird, kann noch niemand ſagen, aber die Bedeutung, die er für das Deutſche Reich und Volk gewonnen hat, läßt ſich ſchon heute einigermaßen überſehen. Zunächſt hat das Reich die Probe auf ſeine Leiſtungsfähigkeit in der Weltpolitik glänzend beſtanden. Das militäriſche Aufgebot wurde ebenſo ſchnell wie ruhig gebildet und, was noch vor zwanzig Jahren ganz unmöglich geweſen wäre, auf deutſchen Schiffen in wenig Wochen an Ort und Stelle gebracht; ein Geſchwader ſchwerer Linienſchiffe, wie ſie nur ſelten den Ozean gekreuzt haben, erſchien ohne jeden Unfall an der chineſiſchen Küſte, ſodaß wir jetzt dort ſtärker ſind als jede andre Seemacht, England etwa ausgenommen, und bei den ſchweren Kämpfen um Taku und Tientſin bewährten unſre Schiffe und Truppen die alte deutſche Tapferkeit und Kriegszucht vor den Augen der ganzen Welt, ſodaß der ehrenvolle Befehl des britiſchen Admirals Seymour: The Germans to the front! bald typiſche Bedeutung gewann. Auch die diplomatiſche Leitung dieſer verwickelten Dinge war ebenſo klug und maßvoll als energiſch; Graf Bülows Runddepeſche vom 17. September ſtellte die chineſiſche Regierung kurz und bündig vor die Alternative, entweder die Anſtifter der völkerrechtswidrigen Verbrechen zur Beſtrafung auszuliefern, alſo ſich von ihnen loszuſagen, oder die Verantwortung auf die eignen Schultern zu nehmen und ſelbſt zu büßen. Kurz, die jüngſte Weltgroßmacht zeigte ſich ihrer ganz neuen Aufgabe in überraſchender Weiſe gewachſen, mehr als die ältern, die aus den Erwägungen einer kleinlichen Eiferſucht gar nicht herauskommen und ein großes klares Ziel gar nicht recht ins Auge faſſen zu können ſcheinen. In der Anerkennung des deutſchen Oberbefehls auf dem nördlichen Kriegsſchauplatze lag die Anerkennung ebenſowohl unſrer politiſchen Uneigennützigkeit als unſrer militäriſchen Leiſtungsfähigkeit; aber der diplomatiſchen

Digitized by Google

Führung Deutschlands zu folgen, dazu können sie sich immer noch nicht recht entschließen. Jedenfalls würde es wenigstens nicht die Schuld Deutschlands sein, wenn der Widerstreit der Sonderinteressen eine reinliche und dauerhafte Lösung der chinesischen Frage verhinderte.

Unsre Nörglerpresse versichert pathetisch unter den üblichen vorwurfsvollen Anspielungen, die Masse des deutschen Volks stehe den Kämpfen in China ganz gleichgiltig gegenüber. Ja, wenn ihr die Masse des deutschen Volks, einschließlich der von der Sozialdemokratie vergifteten Fabrikarbeiterschaft fragen wollt, welche Politik denn getrieben werden solle, so würde derselbe erleuchtete und selbstverständlich unfehlbare Volksverstand, der jüngst in der freien Schweiz die Arbeiterversicherungsgesetze zu Falle gebracht hat, weil dieses politisch so gereifte Volk zu kurzsichtig und selbstsüchtig war, Opfer für die Zukunft auf sich zu nehmen, euch vielleicht raten, unsre Kriegsflotte einem zweiten Hannibal Fischer zur Versteigerung an den Mindestbietenden zu überantworten, das stehende Heer durch eine zwar zuchtlose und unbrauchbare aber „volkstümliche" Miliz zu ersetzen, unsre Kolonien um ein Billiges loszuschlagen und die so gewonnenen oder ersparten Summen zu einer glänzenden Feier des 1. Mai zu verwenden, zu der dann natürlich auch Abordnungen der biedern, friedfertigen, so schwer verkannten Chinesen eingeladen werden müßten, um das erhebende Schauspiel internationaler Verbrüderung zu vervollständigen. Wie kann ein vernünftiger Mensch verlangen, daß eine so neue und kühne Politik von der Masse des Volks sofort auch nur begriffen werde! So einfach, wie die Dinge scheinbar beim Ausbruche des Kriegs von 1870 für die Volksempfindung lagen, können sie nur höchst selten liegen, und in der überseeischen Politik für unser so lange daheim in binnenländischer Beschränktheit kläglich verhocktes Volk gleich gar nicht. Es ist die Aufgabe einer patriotischen Presse, das Verständnis dafür unter ihren Lesern zu verbreiten, statt über den Mangel darüber zu jammern, und wie der Gothaische Professor Galetti die Königin Elisabeth nach der Hinrichtung Maria Stuarts so rührend geschildert hat, „in der einen Hand das Schnupftuch, in der andern die Thräne," vor das Volk hinzutreten und die Verantwortung für die angebliche Teilnahmlosigkeit andern aufzubürden.

Zum Glück besteht diese Teilnahmlosigkeit auch nur in der Phantasie gewisser Journalisten, die in gewohnter Bescheidenheit die Empfindungen ihrer eignen werten Persönlichkeit für die des Volks ausgeben; in den Volkskreisen, auf die es hier ankam, in unsrer waffenfähigen Jugend, bestand sie nicht und besteht sie nicht, die folgte begeistert dem Rufe des Kaisers „zu den Waffen"! Sie wird auch vor allem dazu wirken, ein gewisses Interesse und Verständnis für die Weltpolitik in die weitesten Kreise zu tragen, soweit diese nicht künstlich verhetzt werden, und dadurch helfen, sie aus dem innern Zank und Stank emporzuheben, in den sich deutsche Menschen zu allen Zeiten so gern vertieft haben. Denn welche ungeheure Erweiterung des Gesichtskreises thut sich vor ihnen auf! Diese zehntausende junger Männer, die größtenteils niemals das

Digitized by Google

Meer und ein Seeschiff gesehen haben, machen jetzt eine lange Seereise um Europa, durch das Mittelmeer und um Südasien herum; verblaßte Namen, die vielleicht aus der Schulzeit in ihrer Erinnerung auftauchen, gewinnen plötzlich Leben und Farbe; Gibraltar, der Suezkanal, Aden, Colombo, Singapur, Hongkong, Tsingtau, Taku, Tientsin, Peking, die ihnen bisher in nebelhafter Ferne gelegen haben, und die bunten fremdartigen Bilder asiatischer Kultur und Bevölkerung ziehn vor ihren Augen vorüber, und sie wirken zusammen mit den Truppen aller Kulturvölker. Mag auch der einzelne Soldat, wie es nicht anders sein kann, immer nur Einzelheiten in sich aufnehmen, er sieht doch unendlich mehr, als er je zu Hause gesehen haben würde, er berichtet darüber schon aus der Ferne brieflich und nach der Heimkehr im mündlichen Verkehr seinen Angehörigen und Freunden in Deutschland bis in einsame Gebirgsthäler und kleine Dörfer hinein und zieht alle diese vielen Zehntausende in den Kreis seiner Erfahrungen und Interessen. Seit den Kreuzzügen hat bei uns für große Volksteile keine so unmittelbare, so mächtige Erweiterung des Gesichtskreises stattgefunden, wie heute durch den chinesischen Feldzug. Und diese Erfahrungen der Landsleute, der Söhne, Brüder, Vettern und Freunde werden unendlich mehr wirken als Hunderte von Flugschriften und Leitartikeln.

Aber noch eins werden unsre jungen Leute da draußen lernen, nämlich sich als Deutsche zu fühlen ohne Vorbehalt, ohne die kindischen Vorurteile, die eine unglückliche Geschichte in unsern gleich wackern wie tüchtigen Stämmen großgezogen hat, und die Eigensinn und Bosheit fortwährend lebendig zu erhalten, ja zu nähren sich frevelhaft bemühen. Was sonst nur auf kurze Wochen im friedlichen Manöver zu geschehn pflegt, vollzieht sich dort draußen im blutigen Ernste. Armee und Marine, die beiden Teile unsrer nationalen Wehrkraft, wirken kameradschaftlich zusammen, sie lernen sich achten und verstehn. Und unsre ostasiatischen Brigaden bestehn nicht aus Kontingenten, wie das Reichsheer, sondern sie sind ein einheitliches Korps unter dem schwarzweißroten Banner und dem kaiserlichen Adler, zu dem die bayrischen, sächsischen und württembergischen Armeekorps zwar Kompagnien, aber keine selbständigen Truppenteile gestellt haben. Vollends den fremden Truppen, neben denen sie zu marschieren und zu fechten haben, gelten sie natürlich als Deutsche schlechtweg, und sie selbst werden gerade im Verhältnis zu den andern Nationen vor allem als Deutsche, nicht als Bayern oder Sachsen oder Preußen auftreten, was ihrer Anhänglichkeit an die besondre Heimat keinen Eintrag thun wird.

Mit dieser Stärkung des Einheitsbewußtseins, das sich in der Fremde und unter Fremden leichter entwickelt als daheim, geht sichtlich Hand in Hand ein stärkeres Hervortreten des Kaisers, nicht verfassungsrechtlich, aber thatsächlich. Alle die weinerlichen und kleinlichen Ausstellungen und Klagen über das und jenes können die Thatsache nicht verhüllen, daß der Kaiser von Anfang an die deutsche Politik gegenüber China ganz persönlich geleitet, und daß er sie so geleitet hat, wie es des Reichs würdig ist. Das ergab sich ganz

Digitized by Google

von selbst. Wie in Zeiten der Kriegsgefahr immer die Majestät des Staatsgedankens und der Staatsgewalt sichtbarer und wirksamer hervortritt als im Frieden, so wirkt eben die kaiserliche Majestät unmittelbarer in der großen auswärtigen als in der sich in zahllose Sonderfragen auflösenden innern Politik. Denn hier ist wie im Kriege die Einheit der Leitung und des Entschlusses unentbehrlich, und dafür kann nur einer die volle Verantwortung tragen, weil der Mensch sich nur für das verantwortlich fühlt, was er selbst will und beschließt, bei einer Körperschaft dagegen die Verantwortlichkeit des einzelnen hinter irgend welcher Mehrheit verschwindet und darum auch von ihm selbst nicht so energisch empfunden wird. Das schließt natürlich die Mitwirkung der übrigen Kräfte der Reichsgewalt keineswegs aus, aber mehr als beratend, modifizierend oder zustimmend werden sie in der auswärtigen Politik niemals wirken können, am wenigsten in diesen fernen und schwierigen Verhältnissen; im Vordergrunde stehn also thatsächlich und staatsrechtlich für das Reich und für die Welt der Kaiser und das Auswärtige Amt.

Daß dabei auch manches Subjektive mit unterläuft, ist ganz natürlich, und darum ist der Eindruck verschieden. Etwas, wie die Antwort (vom 30. September) auf die fast naive Depesche des Kaisers von China, der mit einigen Totenopfern den Frevel gegen unsern Gesandten zu sühnen glaubt, konnte nur Kaiser Wilhelm II. schreiben, in der That eine Kundgebung, die Hörner und Zähne hat und in ihrem, man möchte sagen halborientalisch feierlichen Tone gerade auf Orientalen vorzüglich berechnet ist. Wieder einmal hat der Kaiser damit der gebildeten Welt das Wort von den Lippen genommen. Andrerseits wäre es ja wohl korrekter, wenn er oder Graf Bülow von dem Reichsgesandten, der Reichsregierung oder vielleicht gar von den „verbündeten Regierungen“ spräche, in deren Namen das alles ja geschieht, statt daß Graf Bülow sich als Vertreter der „kaiserlichen Regierung“ einführt und der Kaiser den Ausdruck „mein Gesandter“ anwendet, wie er von „meinem Feldmarschall“ und „meiner Flotte“ redet, aber der Wirklichkeit entspricht doch diese kurze Ausdrucksweise, denn die Gesandten sind auch dem Titel nach kaiserlich, wie die Flotte nur einen Kriegsherrn hat, den Kaiser. Man sollte deshalb in mittelstaatlichen Kreisen darüber nicht empfindlich sein, wie man es hier und da zu sein scheint; den Rechten der Reichsfürsten geschieht dadurch kein Eintrag, sie können sich vielmehr zu der kraftvollen Vertretung der deutschen Interessen, die ja auch die ihrigen sind, nur Glück wünschen. Darüber freilich kann kein Zweifel bestehn, daß die einzelnen Bundesstaaten in der auswärtigen Politik, und namentlich in der neuen Weltpolitik, hinter dem obersten Vertreter der Reichsgewalt für die allgemeine Empfindung und in den Augen der Welt zurückweichen, aber das liegt in der Natur der Dinge, und das wird auch weiter so fortgehn, denn in der nächsten Zeit wird die auswärtige Politik die innere an Wichtigkeit unzweifelhaft weit überragen. Dagegen hilft kein Sträuben. Der Partikularismus freilich empfindet diese Wendung peinlich und giebt seinem Verdruß in Hohnreden und Sticheleien Ausdruck;

Digitized by Google

ja die Neue bayrische Landeszeitung, das Organ des bayrischen Zentrums, klagte letzthin sogar, daß das Reich dem Einheitsstaate zutreibe, und das heilige römische Reich deutscher Nation nicht nur mächtiger gewesen sei als das heutige Deutsche Reich, sondern auch die Rechte der Fürsten mehr geachtet habe, als es heute geschehe, das alte Reich, dessen Kaiser 1180 den Welfen Heinrich den Löwen und noch 1705 den Wittelsbacher Max Emanuel als Reichsverräter und Rebellen ächtete, und das jahrhundertelang ein Hohn auf seinen Namen und ein Gespött der Welt gewesen ist! Den Einheitsstaat will heute niemand, am wenigsten der Kaiser, und die Rechte der deutschen Fürsten sind niemals besser gesichert gewesen als in der heutigen Reichsverfassung. Aber die deutsche Einheit in ihrer gegenwärtigen Gestalt, deren Begründung allein die Nation in zwölfter Stunde vor dem Untergange gerettet hat, muß jeder wollen, vor allem der Partikularist, denn ohne sie wären gerade die kleinern deutschen Staaten heute nichts als Ausgleichsobjekte im Kampfe der Großmächte, wie sie es jahrhundertelang gewesen sind, und ohne sie wäre die Nation als ein selbständiges Glied der Völkergemeinschaft im Kampfe der Weltmächte heute verloren. Man stelle sich vor, wir lebten heute noch unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien, ohne Einheit unsrer auswärtigen Politik und Vertretung, ohne ein Reichsheer und ohne Flotte; die Folgen in der gegenwärtigen Weltlage wären nicht auszudenken! So kann es auch heute nur heißen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Der nationalsoziale Vertretertag, der sich in den ersten Oktobertagen in Leipzig versammelte, hat sich das Verdienst erworben, diese Mahnung offen und mannhaft auszusprechen und die Kleinlichkeitskrämer unsrer Nörglerpresse von sich abzuschütteln.

Es ist traurig, daß sie so manchen Volkskreisen den Blick trübt und die Stimmung verdirbt, aber der große Gang der Dinge wird dadurch nicht aufgehalten, und die Stärkung des Reichsgedankens auf der einen, die Erziehung unsers Volks für die Weltpolitik auf der andern Seite wird doch das Ergebnis des chinesischen Feldzugs sein. *

Politik und Selbstverwaltung

Die Ausübung des staatlichen Aufsichtsrechts über die großstädtische Selbstverwaltung macht in Preußen wieder einmal von sich reden. Es fällt auf, daß die Staatsregierung bei der Bestätigung der Beamtenwahlen etwas mehr als bisher das politische Verhalten der Gewählten berücksichtigt, sich überhaupt wieder etwas mehr um die Politik in der großstädtischen Selbstverwaltung kümmert. Man stellt

Digitized by Google

das dar als ein unleidliches Attentat auf die gesetzlich garantierte kommunale Freiheit, man erinnert an die schärfsten Perioden der Bismarckischen Konfliktsära und des Kulturkampfs, und an die schlimmsten Auswüchse der Manteuffelschen Reaktionszeit. Wer die Bedeutung kennt, die die Selbstverwaltung als politisches Schlagwort gewonnen hat, wird sich nicht wundern, daß diese Lamentationen in der großstädtischen Bürgerschaft reichlich Wiederhall finden, und daß ihre Vertreter beabsichtigen, die Sache durch Interpellationen im Landtage an die große Glocke zu hängen. Die einzelnen den Lärm veranlassenden Fälle bieten so wenig Bemerkenswertes, daß es sich kaum lohnt, davon zu reden, aber für die parlamentarische Behandlung bieten sie immerhin einen ganz hübschen Stoff. Wahrscheinlich wird durch diese Behandlung die Frage in ihrer allgemeinen und grundsätzlichen Bedeutung, die sehr groß ist, nicht geklärt werden, man wird sich dabei wohl nur noch mehr nach links und nach rechts verrennen und die öffentliche Meinung noch mehr verwirren und verbittern. Wer aber die Sache unbefangen betrachtet, der wird sich überzeugen, daß zuerst die Staatsregierung, dann aber auch die gebildete Bürgerschaft die allerdringendste Pflicht hat, sich um die Politik in der Selbstverwaltung zu kümmern, und zwar vor allem um die Politik in der großstädtischen Verwaltung.

Der Kampf um die Selbstverwaltung ist nichts neues, er hat die innere Politik der Übergangszeit vom Mittelalter bis zur Neuzeit fast ganz ausgefüllt. Der moderne Staat verdankt sein Dasein dem Siege in diesem Kampfe, den er gegen die städtischen wie gegen die ständischen „Freiheiten" führen mußte. Nur ein erzreaktionärer Romantiker könnte den Sieg der Staatsgewalt bedauern, der gegen die Zunft- und Junkerwirtschaft ein gewaltiger Fortschritt in freiheitlicher Richtung war. In Preußen hat dank der Staatsweisheit, Energie und Pflichttreue der Hohenzollern der Staat diesen Sieg verhältnismäßig früh errungen. Die alte, aus dem Mittelalter herübergekommne städtische Selbstverwaltung war als ein unerträgliches Bollwerk sozialer, wirtschaftlicher und auch politischer Reaktion und Stagnation schon von den Kurfürsten mit scharfer Hand angegriffen worden, und König Friedrich Wilhelm I. hatte dann die Stadtgemeinden vollständig unter die Vormundschaft des Staates gestellt. Auf dem Lande freilich vollzog sich der Bruch mit dem Mittelalter erst später. Hier blieb die alte feudale Selbstverwaltung in der Patrimonialgerichtsbarkeit, in der gutsherrlichen Polizeiverwaltung, im Erbschulzentum usw. bis weit ins neunzehnte Jahrhundert, ja bis in seine zweite Hälfte hinein erhalten, und streng genommen lebt sie in den Funktionen der Gutsvorstände heute noch fort. Früher als wo anders in Deutschland entschloß sich dann auch der aufgeklärte Despotismus in Preußen dazu, die Städte wieder mündig zu sprechen und ihnen die moderne Selbstverwaltung zu verleihen, indem die große Stein-Hardenbergische Reform durch die Städteordnung von 1808 die Absicht zu verwirklichen versuchte, „den Städten eine selbständige und bessere Verfassung zu geben, in den Bürgergemeinden einen festern Vereinigungspunkt gesetzlich

Digitized by Google

zu bilden, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Teilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten." Das war sicher wieder ein Fortschritt in freiheitlichem Sinne, eine liberale Errungenschaft in des Wortes rechter Bedeutung. Aber an sich ist die Selbstverwaltung weder liberal noch reaktionär. Es kommt alles auf die Zeit an und auf den Geist, worin sie gehandhabt und gemißbraucht wird. Deshalb ist die Regelung ihres Verhältnisses zur Staatsverwaltung eine hochwichtige politische Frage, die der Staat unausgesetzt im Auge haben soll, um den Mißbrauch zu verhüten, den die Parteipolitik mit der Selbstverwaltung nach links oder rechts, nach rückwärts oder vorwärts zu treiben versucht. Schwere Verantwortung lädt er auf sich, wo er sich die Städte über den Kopf wachsen läßt, in Paris und Wien mit ihrem schroffen Szenenwechsel nicht weniger als in Berlin.

Diese Verantwortung der Staatsgewalt folgt aus dem Wesen und aus den Aufgaben der Selbstverwaltung so sehr von selbst, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie sie immer wieder im Kampf der Parteimeinungen so vielfach unterschätzt oder ganz vergessen wird. „Objekte der Selbstverwaltung — sagt Professor Schön in seinem als Ergänzungsband zu Rönnes Staatsrecht der Preußischen Monarchie erschienenen »Recht der Kommunalverbände in Preußen«*) — sind lediglich Staatsgeschäfte, Angelegenheiten, die der Staat besorgen müßte, wenn er sie nicht den Selbstverwaltungskörpern zur selbständigen Erledigung überwiesen hätte." Unsre ganze Selbstverwaltung beruhe darauf, daß der Staat sich selbst in seiner Thätigkeit beschränke, daß er bei gewissen Verwaltungszweigen davon Abstand nehme, den ihm zur Erfüllung der Staatsaufgaben zu Gebote stehenden, von ihm ganz abhängigen Regierungsapparat in Bewegung zu setzen, und nur die allgemeinen Normen der Verwaltung aufstelle, deren freie Handhabung aber ihm untergeordneten korporativen Verbänden überlasse. Es handle sich, wie auch Gneist von seiner Selbstverwaltung sage, immer um „Verwaltung im Interesse des Staats." Allerdings erschöpfe sich diese Verwaltung nicht in der delegierten Ausübung staatlicher Hoheitsrechte. Wie die Verwaltung des Staats selbst neben der Ausübung von „Herrschaftsrechten zur Erfüllung der Staatszwecke" eine umfassende Thätigkeit auf rein wirtschaftlichem Gebiete erfordre, so sei eine solche auch ein integrierender Bestandteil der Selbstverwaltung. Diese umfasse auch alles das, was erforderlich sei, damit der Selbstverwaltungskörper die ihm vom Staate gestellte Aufgabe erfülle. Hierzu gehöre vor allem seine wirtschaftliche Erhaltung, auch sie liege also „im Interesse des Staats." Freilich verwalten die Selbstverwaltungskörper, sagt er, „nicht als unselbständige Gehilfen des Staatsoberhaupts, lediglich durch persönlichen Auftrag desselben berufen, einen Kreis von Geschäften, der ihnen jederzeit wieder abgenommen werden kann, sondern sie haben, so lange das Gesetz besteht, das sie als Selbstverwaltungskörper

*) Leipzig, Brockhaus, 1897.

Digitized by Google

anerkennt und mit der betreffenden Verwaltung betraut, ein Recht auf diese Verwaltung." Wenn nun auch einzelne Staatsrechtslehrer neben den dem Selbstverwaltungskörper delegierten Staatsaufgaben den Gemeinden noch „eigne" Aufgaben zusprechen und entsprechend diesen zweierlei Aufgaben auch zwei Formen der Staatsaufsicht annehmen, so kann man doch im wesentlichen die Schönsche Ansicht als Ausdruck der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis gelten lassen. Die Selbstverwaltungskörper sind Organe des Staats zur Erfüllung des Staatszwecks, denen für diese Erfüllung gesetzlich ein besondres Maß von Unabhängigkeit zugesprochen ist. Daraus ergiebt sich nicht nur im allgemeinen die Staatsaufsicht im Interesse des Staatszwecks, sondern es wird durch die Unabhängigkeit der Selbstverwaltungsorgane noch eine ganz besondre Wachsamkeit des Staats im Interesse seiner Zwecke darüber nötig, daß diese Organe nicht entarten und die ihnen gewährte Unabhängigkeit nicht mißbrauchen. Daß die Unabhängigkeit die Gefahr der Entartung und des Mißbrauchs in sich birgt, liegt klar auf der Hand, und die Geschichte der Staaten und Städte lehrt es auf jeder Seite.

Allgemein ist anerkannt, daß nach dem Wortlaut der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen vom 30. Mai 1853 — auf die wir uns hier beschränken — und den ergänzenden Bestimmungen des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883 der Staatsregierung das Recht zusteht, den Wahlen der Bürgermeister, Beigeordneten und Magistratsmitglieder, der besoldeten wie der unbesoldeten, die Bestätigung zu versagen, und zwar nach freiem Ermessen, ohne gesetzliche Bezeichnung der Gründe für die Versagung. Es wird also auch nicht angezweifelt, daß die Bestätigung deshalb versagt werden kann, weil die Gewählten wegen ihres politischen Verhaltens als ungeeignet für eine ersprießliche Amtsführung erscheinen, mögen sie sich nun als reaktionäre Mittelstandsheißsporne oder Ultramontane oder als Demokraten oder Sozialdemokraten hervorgethan haben und deshalb von der Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung andern gleich tüchtigen oder tüchtigern Kandidaten vorgezogen worden sein, wie das ja oft vorkommt. Unbestritten ist auch, daß der Staatsregierung über diese Beamten die Disziplinargewalt zusteht, wie über die unmittelbaren Staatsbeamten, daß sie sie also auch dann, wenn ihr außerdienstliches, z. B. ihr politisches Verhalten sie des Vertrauens, das ihr Beruf erfordert, unwürdig zeigt, disziplinarisch zur Verantwortung ziehn kann. Das weiter zu nennende Recht der Regierung, Beschlüsse der Stadtverordneten zu beanstanden, galt nach § 77 der Städteordnung von 1853 in allen Fällen, wo Beschlüsse die Befugnisse überschreiten, gesetz- oder rechtswidrig sind oder „das Staatswohl verletzen." Nach dem Zuständigkeitsgesetz von 1883 dagegen soll die Beanstandung nur zulässig sein, wenn die Beschlüsse die „Zuständigkeit überschreiten oder die Gesetze verletzen." Es braucht hier nicht näher untersucht zu werden, ob die damit versuchte Lähmung der Staatsaufsicht von hoher praktischer Bedeutung ist und als „liberale" Errungenschaft gefeiert zu werden verdient. Auch die Einführung oder Einzwängung des Verwaltungsstreitverfahrens in die Ausübung der Staatsaufsicht

Digitized by Google

kann unerörtert bleiben. Es geht aus dem Mitgeteilten zur Genüge hervor, daß die Staatsregierung, und zwar jetzt noch mehr als früher, in der Hauptsache auf ihr Bestätigungsrecht und ihre Disziplinargewalt den Magistratsmitgliedern gegenüber angewiesen ist, wenn es gilt, dem Überwuchern staatsfeindlicher und staatsgefährlicher politischer Parteieinflüsse in der städtischen Selbstverwaltung entgegen zu treten. Das ausführende Organ ist in der Stadtverwaltung das Magistratskollegium, an seiner Spitze der Bürgermeister. Ihre Wahlen erfolgen auf zwölf bei den besoldeten, auf sechs Jahre bei den unbesoldeten Beamten durch die Stadtverordnetenversammlung, die wieder von der Bürgerschaft gewählt wird nach Bestimmungen, die den wohlhabendern und grundbesitzenden Klassen einen Vorzug einräumen.

Wenn man die Großstadtverwaltung mit der Kreisverwaltung vergleicht, so springt einem die verhältnismäßige Ohnmacht der Staatsregierung in den Städten in die Augen. In den Kreisen steht an der Spitze einer Selbstverwaltung von ungleich geringerm Inhalt der Landrat, ein „politischer" Beamter im engsten Sinne, den die Regierung ernennt und abberuft, wie es ihr gut scheint — in der Großstadt dagegen als ausführendes Organ der Selbstverwaltung das Magistratskollegium mit dem Bürgermeister, in beständig fühlbarer, thatsächlich die ganze Stellung beherrschender Abhängigkeit von der Stadtverordnetenversammlung, und das ganz besonders, wo es gilt, gegen den Staat ihren Willen durchzusetzen in den der Stadtverwaltung anvertrauten Staatsaufgaben. Wenn der Staat die notwendige Herrschaft über die Kreisverwaltung einbüßt, wenn er Landräte aus der Hand verliert, die ihr Amt parteipolitisch mißbrauchen, so ist einfach eine unverantwortliche Schwäche, wenn nicht wissentliches Mißverhalten der die Oberaufsicht führenden Staatsbeamten als Grund anzunehmen, und eine baldige Korrektur erscheint leicht und jedermann selbstverständlich. Ganz anders in der Stadt, wo sich der „mittelbare" Staatsbeamte unmittelbar von der Stadtverordnetenmehrheit abhängig und unter ihre scharfe, vieläugige Aufsicht gestellt fühlt, ja sich nach gesetzlicher Vorschrift zu fühlen hat. In der That, im Vergleich mit den Verhältnissen auf dem platten Lande ist der Staat gegenüber der parteipolitischen Entartung der städtischen Selbstverwaltung ganz ohnmächtig.

Historisch ist ja die größere Unabhängigkeit, die der Staat den Städten in der Selbstverwaltung „im Interesse des Staats" eingeräumt hat, sehr wohl erklärlich. Je unabhängiger die Selbstverwaltung ist, ein um so größeres Quantum von Bildungsaristokratie setzt sie voraus, mehr Leute, die den Staatszweck in der Selbstverwaltung zu verstehn und ihm trotz des Interessendrucks der Umgebung zu dienen befähigt erscheinen. Diese Aristokratie war entschieden in den Städten viel reichlicher vorhanden als auf dem Lande, wo es bei uns an der zahlreichen Gentry fehlte, die in England bis in die Neuzeit hinein das Funktionieren der ländlichen Selbstverwaltung so ersprießlich machte. Wo in den Städten diese Aristokratie auch heute noch das Heft in der Hand und die nötige Unabhängigkeit nach unten behalten hat, da ist auch heute noch die

Digitized by Google

städtische Selbstverwaltung zu besondrer Unabhängigkeit nach oben befähigt. Je mehr aber diese nach unten unabhängige Aristokratie von der Stadtverwaltung abgedrängt ist, je mehr die „Väter der Stadt" nach unten, nach den Partei- und Sonderinteressen der Wählermassen zu schielen genötigt sind und sich gewöhnt haben, um so schärfer muß unter allen Umständen die Staatsaufsicht die Zügel anziehn. Und wenn die vorhandnen Zügel nicht ausreichen, so muß das Gesetz eben für gehörige Ergänzung sorgen.

Diese Verhältnisse haben sich seit der Städteordnung von 1853 und auch seit dem Zuständigkeitsgesetz von 1883 verschoben. So sehr, daß es wahrhaftig nicht zu verwundern wäre, wenn sich die Gesetzgebung als dringend revisionsbedürftig herausstellte. Schon das Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung im Verhältnis zu der des platten Landes verleiht der Selbstverwaltung in ihnen jetzt eine viel höhere Bedeutung für das Staats- und Gemeinwohl als früher. Und da dieses Anwachsen ganz vorwiegend durch das Zuströmen ungebildeter Handarbeiter, und noch dazu aus dem Osten, verursacht wird, so wird wohl auch die Aristokratie der Bildung jetzt in unsern Großstädten sehr viel dünner gesät sein als vor zwanzig und fünfzig Jahren. Gegen diese Zunahme der Unbildung — man darf sich nicht scheuen, die Sache beim rechten Namen zu nennen — vermögen alle Volkshochschulkurse und sonstigen Halbbildungspflegstätten, so verdienstlich sie sonst sein mögen, doch herzlich wenig auszurichten. Aber diese Verschiebungen sind doch immer nur von sehr untergeordneter Bedeutung im Vergleich mit den Veränderungen in den politischen Parteiverhältnissen und dem ganzen politischen Leben. Das politische Leben ist nicht nur viel demokratischer, sondern vor allem viel demagogischer geworden. Das gilt für reaktionäre Parteien gerade so wie für fortschrittliche, für die Agrarier, Ultramontanen, Mittelstandsleute, Antisemiten wie für die „Freisinnigen" und die Sozialisten. Dadurch erst ist der Boden für die Selbstverwaltung in den Großstädten so völlig verändert worden, daß sich die Frage nach der Politik in der Selbstverwaltung zu einer brennenden hat auswachsen können.

Bei weitem am meisten fällt natürlich die sozialdemokratische Bewegung ins Gewicht. Vorläufig tritt dagegen in den preußischen Großstädten alles andre weit in den Hintergrund. Die sozialen und wirtschaftlichen Utopien der Sozialdemokratie kommen dabei nur soweit in Betracht, als sie das wirksamste Agitationsmittel waren und, wenn es angebracht erscheint, immer wieder sind und sein werden, die neu zuströmenden Arbeitermassen und die sich in den Großstädten rapid vermehrenden proletarischen Unternehmerexistenzen an die Partei zu fesseln. Hauptsächlich interessiert die Sozialdemokratie in den Großstädten als politische Partei, als die rücksichtslose, leidenschaftliche, überaus geschickt agitierende Vertreterin der extremsten Demokratie, die jede in der heutigen Staatsordnung begründete Autorität unausgesetzt bekämpft und mit ihren „oberflächlichen demokratischen Vorstellungen über Volkssouveränität und ungeschichtlichem Monarchenhaß," wie Schmoller sich gelehrt ausdrückt,

Digitized by Google

sich von Jahr zu Jahr zu einer furchtbarern Gefahr für unsre staatliche und nationale Existenz entwickelt. Man sagt: Die Sozialdemokratie hat sich gemausert, indem sie die Utopien vorläufig außer Dienst stellt und statt Revolution jetzt häufiger Evolution sagt. Damit soll sie zur harmlosen, berechtigten, unantastbaren politischen Partei geworden sein. Nun gerade mit dieser gemauserten Sozialdemokratie haben wir es hier zu thun. Nur die erstaunliche Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit, mit der das gebildete Publikum solche politischen Vorgänge zu beurteilen pflegt, und der Wahn in den regierenden Kreisen, mit plumpen Repressionen, Dreinhauen und Dreinschießen und dem Austrumpfen der entgegengesetzten Extreme, wenn die Gefahr akut wird, spielend helfen zu können, macht es begreiflich, daß man noch heute im allgemeinen sehr gleichgiltig zusieht, wie sich diese „gemauserte," diese „politische" Sozialdemokratie mit zunehmendem Erfolg bemüht, Schritt für Schritt die Herrschaft in den preußischen Großstadtverwaltungen zu erobern. Diesen Erfolg würde sie niemals gehabt haben, wenn nicht zwei Umstände ihr kräftig zu Hilfe kämen: die Bundesgenossenschaft des bisher antisozialistischen „Freisinns" und die Gefolgschaft der Juden. Thatsächlich haben seit Jahr und Tag die beiden liberalen Parteien, die sich den Namen „freisinnig" angemaßt haben, vor der Sozialdemokratie mehr oder weniger vollständig kapituliert. Der Umschlag ist eklatant und verdient eine besondre eingehendere Beleuchtung, als hier möglich ist. Es genügt an den letzten Parteitag der „freisinnigen Vereinigung," also der noch am meisten rechts stehenden Gruppe des Parteifreisinns in Berlin zu erinnern. So wenig demokratisch im Herzen viele der sehr reichen Herren dieser Partei sein mögen, die Parteitaktik macht sie zu Demokraten, denn wenn sies nicht wären, so hörten sie auf, als parlamentarische Fraktion zu existieren. Dazu kommt eine gewisse Verbissenheit, wenn sie daran denken, daß Leuchten der Fraktion einst von Regierungsfähigkeit geträumt haben. Mit Lust und Liebe sind wohl nur wenige bei der Sache. Die süße Gewohnheit und eine stark ausgeprägte Senilität, die vor energischer Selbstzucht zurückschreckt, sichern dem kleinen Häuflein der noch lebenden Führer aber immerhin eine namentlich qualitativ bedeutsame Gefolgschaft, die in der „Gesellschaft" zu sehen einem eigentlich von Herzen weh thun muß. Sie sündigen gegen den heiligen Geist in der Politik, und weil sie das fühlen, spielen sie in praxi erst recht die waschechten Demokraten. Sie sind deshalb auch die eifrigsten Verehrer der „Mauserung" ihrer neuen Bundesgenossen, weil sie damit den jämmerlichen Abfall von allen ihren respektabeln Grundsätzen zu bemänteln hoffen. Jedenfalls sind sie ganz unfähig geworden, die großstädtische Selbstverwaltung gegen die radikalen Demokraten und die Sozialdemokraten zu verteidigen. In der Stadt Berlin werden sie von diesen noch toleriert, wenn sie hübsch artig sind und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den bewußten „Mannesmut vor Fürstenthronen" zur Schau stellen. Die radikale Demokratie, die der „Freisinnigen Volkspartei" etwa entspricht, muß man politisch vollkommen mit den Sozialdemokraten in einen Topf werfen. Sie arbeitet wie diese bewußt

Digitized by Google

und energisch darauf hin, der großen Masse der handarbeitenden, ungebildeten Einwohnerschaft die bestehende Staatsordnung, und das ist die monarchische, verächtlich und verhaßt zu machen. Statistisch nachzuweisen, wie weit die großstädtische und vor allem die reichshauptstädtische Selbstverwaltung schon von diesen Parteianschauungen beherrscht ist, ist kaum möglich; daß aber der demokratische, antimonarchische Geist schon sehr weit fortgeschritten ist und dem Ganzen anfängt das Gepräge aufzudrücken, kann wohl nicht mehr bestritten werden.

Schon durch diese Abschwenkung der „bürgerlichen" Demokratie in das extreme Lager wird die Vorsicht der Städteordnung, bei den Wahlen in die Stadtverordnetenversammlung den wohlhabendern und grundbesitzenden Elementen ein Voraus zu sichern, immer wirkungsloser. Die radikale, ausgesprochen antimonarchische Demokratie kann jederzeit reiche Leute und Hausbesitzer als Kandidaten aufstellen. Dazu kommt nun der große Zulauf der Juden zur Sozialdemokratie und dem bürgerlichen Radikalismus. Die Brutalität der antisemitischen Hetzereien hat in dieser Beziehung ganz die Früchte getragen, die der feinfühlige, gebildete Politiker schon vor zwanzig Jahren hätte voraussehen sollen. Das reiche jüdische Strebertum hat sich faute de mieux in hellen Haufen auf die großstädtische Selbstverwaltung geworfen, hier gelangt es zu Amt und Würde und Herrschaft durch die radikale Demokratie und die Sozialdemokratie, und nur durch sie glaubt es sich in dieser Herrlichkeit erhalten zu können. Das Bild, das wir hier geben, krankt an Lücken und Unklarheiten in Menge. Es mußte aber in kurzen Zügen gemalt werden, und es kam darauf an, die Schatten vor Augen zu führen. Lichte Punkte, erfreuliche Ausnahmen sind in Wirklichkeit zahlreich vorhanden. Persönliche Integrität, Geschäftstüchtigkeit und Fleiß springen in erfreulicher Häufigkeit, fast als Regel in die Augen. Es handelt sich für uns immer nur um die Politik in der Selbstverwaltung, und die ist — die Leute mögen von Herzen noch so gut und im Geschäft noch so ehrlich und tüchtig sein — verfahren, entartet, mit dem Staatszweck und dem Gemeinwohl unverträglich im höchsten Grade. Eine — um wieder mit Schmollers gelehrten Worten, die milder klingen, zu reden — von „oberflächlichen demokratischen Vorstellungen über Volkssouveränität und ungeschichtlichem Monarchenhaß" durchdrungne großstädtische Selbstverwaltung darf nicht aufkommen. Die verseuchende Wirkung müßte zum Erschrecken stark und schnell werden. Wenn erst die „Väter der Großstädte" mit ihrem weitverzweigten Einfluß und Ansehen der Masse des Volks als die Vorkämpfer gegen die Autorität des Staats und für den Monarchenhaß erscheinen, dann ist es vorbei mit dem „Staatszweck" der Selbstverwaltung, dann dient die Selbstverwaltung nicht mehr den Interessen des Staats, sondern dem Ruin des Staats, dem Umsturz der Staatsordnung.

Aber was kann dagegen gethan werden? Es ist ein eignes Ding mit dem Kampf gegen perverse politische Strömungen, die das Staatswesen gefährden. Ausnahmegesetze mit der Fiktion, daß sich gewisse Parteien außer-

Digitized by Google

halb des Staats stellen, sodaß sie nicht als Parteien im Staat behandelt werden können, haben wir schon gehabt, und wir können sie auch wieder haben. Aber die Grenze kann schwer gezogen werden, wo diese Vaterlandslosigkeit anfangen soll und wo sie aufhört. Zwischen der „gemauserten" Sozialdemokratie und der ihr verbündeten radikalen Demokratie kann man sie überhaupt nicht mehr markieren. Den Leuten zu verbieten, daß sie die Republik an Stelle der Monarchie herbeiwünschen, hilft gar nichts. Der Gedanke und die Wünsche sind von Natur straffrei; leider oft so lange, bis es zu spät ist, die ihnen entspringenden Thaten wirksam zu strafen. Aber soll man deshalb müßig zusehen, bis Attentate, Landfriedensbruch und Landesverrat überhandnehmen, oder bis Aufstände die Gelegenheit geben, das Standrecht zu erklären, mit Lanze, Säbel, Flinte und Geschütz Exempel zu statuieren? Soll man das etwa herbeiwünschen? Am bequemsten mag es manchen erscheinen, aber Gott bewahre uns vor diesem Unglück, vor so ruchlosen Wünschen. Belehrung und Zureden, diese „geistigen" Waffen, helfen freilich nicht allein, aber zwischen ihnen und der ultima ratio regum stehn uns Preußen denn doch noch Wege genug offen, den Feinden der Monarchie das Handwerk zu legen.

Zunächst muß die Staatsregierung mit weisem Vorbedacht und voller Energie die Zwangsmittel anwenden, die ihr die Gesetze zur Verfügung stellen. Auf dem Gebiet, um das es sich hier handelt, wird sie erwägen müssen, ob nicht durch strengere Handhabung des Aufsichtsrechts, namentlich des Bestätigungsrechts, den Herren Stadtvätern in den Großstädten Zweck und Wesen der ihnen anvertrauten Verwaltung „im Interesse des Staats" viel kräftiger als bisher in Erinnerung gebracht werden kann, und wenn langjährige kommissarische Verwaltung der Gemeindeämter nötig werden sollte. Die Gesetze sorgen dafür, daß durch die Unvernunft der Stadtverordnetenversammlung die städtische Verwaltung nicht zum Stillstand gebracht werden kann. Dann ist ein zeitgemäßer Ausbau der Städteordnung von 1853 doch auch ernstlich in Betracht zu ziehn. Wenn nur rechter Ernst gemacht wird mit diesem friedlichen Vorgehn, dann werden wahrscheinlich vielen unter den heutigen Feinden die Augen aufgehn. Die Herren vom „Freisinn" lieben den Krieg der Stadt gegen den Staat wahrhaftig doch meist nur so weit, als er ihnen zu Amt und Würden verhilft, wie das jetzt der Fall ist; wenn er sie darum bringt, werden sie den Frieden lieben. Nur in dieser Beziehung nicht mit halben, sich widersprechenden Maßregeln fortwursteln in dem Gefühl, daß man in der Not das Militär die Arbeit besorgen lassen kann.

Vor allem aber nicht länger Extrem gegen Extrem ausspielen in der innern Politik. Graf Posadowski hat einmal gesagt, wenn das Agrariertum nicht da wäre, müßte man es herbeiwünschen, als konservatives Gegenteil der demokratischen Staatsfeindschaft. Soll das heißen: Reaktion gegen Demokratie, so könnte das Rezept leicht zum Übeln ausschlagen. Vielleicht wäre der Satz berechtigter: Weil der gesunde, berechtigte, gemäßigte Liberalismus in Preußen

Digitized by Google

einem kläglichen Marasmus erlegen ist, muß man für einen neuen sorgen. Man irrt schwer, wenn man durch die Pflege der extremen Auswüchse nach rechts die extreme Entartung nach links wirksam bekämpfen zu können glaubt. Die Regierung muß liberaler werden, wenn sie siegen will.

Und wir auch. Gewiß ist der zur radikalen Demokratie und zur Sozialdemokratie ausgeartete Liberalismus für uns etwas Widerliches, etwas Abstoßendes, mit dem kein Paktieren, keine Versöhnung möglich ist. Aber sollen wir uns deshalb dem andern Extrem in die Arme werfen? Ist das der höhern Bildung und ihrer Unbefangenheit, ihrer Gerechtigkeit, ihrer Wahrhaftigkeit, auf die wir so stolz sind, würdig? Sollen wir deshalb die liberalen Anschauungen, die in Preußen und Deutschland gut konservative und monarchistisch gesinnte Männer in den schweren Zeiten des alten Jahrhunderts zum Segen des Vaterlands eigennutzlos — vielleicht zuweilen in unklarem Idealismus und unpraktischer Prinzipienreiterei — bethätigt haben, mit Spott und Hohn und Verachtung bewerfen helfen, weil eine extreme antimonarchische Clique oder haltloser Opportunismus das Wort „liberal“ in der Firma führt? Sollen wir deshalb uns blind stellen gegen die leider immer weiter fortschreitende Entartung des modernen Konservatismus zu nackter Interessen- und Klassenpolitik? Sollen wir deshalb das grundsatzlose Strebertum unterstützen, das sich mehr und mehr in der Beamtenschaft hoch zu bringen sucht? Sollen wir uns erfreut stellen, daß im protestantischen Preußen die Orthodoxie zu einer intoleranten Alleinherrschaft gediehen ist, wie sie zu Raumers und Mühlers Zeiten niemand träumte, weil sich die Demokratie offen zur Religionsverachtung und dem rohesten Materialismus bekennt? Sollen wir deshalb orthodox thun, obgleich wir religiös liberal denken? Niemals kann das der rechte Weg sein, den der überzeugte Monarchist gehn muß. Niemals soll der rechte Konservative, der auf der Höhe der Bildung steht, Extrem mit Extrem bekämpfen wollen. Lieber den Kampf gegen zwei Fronten aufnehmen, mag der Dank dafür auch noch jahrelang auf sich warten lassen. β

Gobineau über das klassische Altertum

Die Rassenantisemiten, die österreichischen Radikaldeutschen wie die Alldeutschen im neuen Reiche und die Sozialaristokraten entnehmen, bewußt oder unbewußt, ihre Beweisgründe dem Grafen Gobineau. Dessen Theorie hat also beinahe fünfzig Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung politische Bedeutung erlangt, indem sie vier Parteien oder Gruppen mit theoretischem Rüstzeuge versieht, die zwar nicht mächtig genug sind, den Gang der Politik zu bestimmen, die aber viel

Digitized by Google

Unruhe erregen und das ganze öffentliche Leben unsrer Tage sozusagen färben. Unter diesen Umständen müssen wir uns verpflichtet fühlen, unsern Lesern über jeden Band der jetzt erscheinenden deutschen Ausgabe des epochemachenden Werkes zu berichten.*) Den Inhalt der ersten beiden Bände haben wir im dritten Bande des Jahrgangs 1898 Seite 442 und im ersten Bande des Jahrgangs 1899 Seite 523 und 586 mitgeteilt. Der erste Band des Werkes entwickelt die Theorie, die andern drei wenden die Theorie auf die Weltgeschichte an. Wir haben den Kern der Theorie und unser Urteil darüber in folgenden Sätzen zusammengefaßt. Nach Gobineau sind die Menschenrassen an sich unveränderlich; nur durch Blutmischung kann ein Rassentypus abgeändert werden; auch alle großen politischen, überhaupt alle historischen Veränderungen sind auf Rassenmischungen zurückzuführen; nur die weiße Rasse ist fähig, Kultur im höhern Sinne zu erzeugen, und da ihr Blut, ohnehin nirgends mehr rein vorhanden, durch fortgesetzte Mischungen immer mehr verschlechtert wird, so entartet der Typus des Kulturmenschen immer mehr. Dem gegenüber sagen wir: Gobineau hat sich durch die kräftige Mahnung an die Wichtigkeit des Blutes und durch die Beleuchtung von Fällen, wo die Wirkungen des Blutes deutlich hervortreten, ein bedeutendes Verdienst erworben, das aber überall dort in Mißverdienst umschlägt, wo seine einseitige Theorie unkritisch in Bausch und Bogen angenommen wird. Auch nach unsrer Ansicht ist die weiße Rasse die einzige von allseitiger und von der höchsten Begabung und allein fähig, Kultur im höchsten Sinne des Wortes zu erzeugen. Aber die Rassencharaktere sind, obwohl sehr beharrlich, keineswegs ganz unveränderlich, und Veränderungen werden nicht allein durch Blutmischungen, sondern auch durch klimatische und geographische Verhältnisse, durch Beschäftigung und Lebensgewohnheiten, durch soziale und politische Zustände hervorgebracht. Und zwar gilt das sowohl für die drei Urrassen wie für die Rassen zweiter und dritter Ordnung, d. h. für die teils durch Mischung, teils durch klimatische und andre Einflüsse entstandnen Verzweigungen der Urrassen. Denn auch diese selbst können auf keine andre Weise als durch klimatische Einwirkungen entstanden gedacht werden. Neuere Forscher haben die auffallende Größe der Bewohner des Aveyrongebietes dem kalkhaltigen Boden zugeschrieben, der die Knochenbildung begünstige. Eine eigentümliche Bodenmischung muß es auch sein, was bewirkt, daß die in den Vereinigten Staaten gebornen Kinder, wie versichert wird, durchschnittlich größer und schlanker geraten als ihre aus Europa eingewanderten Väter, wie auch Pferde und Rinder derselben Rasse in der einen Gegend hochbeinig, in der andern langleibig werden, und ebenso macht der Boden das Haar entweder schlicht oder kraus. Körpergröße und Art des Haarwuchses werden aber allgemein zu den Rassenkennzeichen gerechnet, und wenn der Boden

*) Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen vom Grafen Gobineau. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Dritter Band. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1900.

Digitized by Google

die körperlichen Rasseneigentümlichkeiten bestimmt, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er ohne allen Einfluß auf die geistigen bleiben sollte; nimmt man doch ganz allgemein an, daß die Bewohner der Weingegenden von lebhafterm Temperament seien als die Biertrinker. Ohne Zweifel ist also die Rassenverschiedenheit eine der Ursachen historischer Veränderungen, und zwar eine der wichtigsten, aber die einzige ist sie nicht, und Gobineau irrt, wenn er glaubt, er erst habe den Grund gelegt zur wahren Weltgeschichte. Indem er alle geschichtlichen Wandlungen auf eine einzige Ursache zurückführt, die sich in zwei spaltet: die ursprüngliche Unveränderlichkeit des Rassencharakters und seine Veränderung durch Mischungen, alle andern Ursachen aber beiseite läßt oder ausdrücklich für unwirksam erklärt, muß seine Geschichtsdarstellung ebenso willkürliche Geschichtskonstruktion genannt werden wie z. B. die von Karl Marx, wenn er auch als Forscher hoch über Marx steht, der seine Behauptung mit ein paar dürftigen Thatsachen zu beweisen versucht hat, während Gobineau Berge von Beweismaterial aufhäuft.

Der zweite Band hat die Geschichte Asiens vom Standpunkte der reinen Rassentheorie behandelt, der vorliegende dritte erzählt die Europas bis zur Völkerwanderung. Wir bleiben bei der hergebrachten Ansicht, daß Europa und Vorderasien der Schauplatz der Weltgeschichte geworden sind, und daß Europa zuletzt die Herrschaft über den Erdball errungen hat, weil die geographische Lage und Gestalt dieser Gegenden der edelsten und kräftigsten Rasse die günstigsten Bedingungen zur Entfaltung und Bewahrung ihrer Anlagen dargeboten hat. Nein, sagt Gobineau, Himmelsstrich und Bodengestalt haben gar nichts zu bedeuten. (In den ersten der Sätze, die wir nachstehend anführen, hat er Recht gegen die ebenso einseitige, nur rohere und plumpere Ansicht, daß es die günstige oder ungünstige Handelslage sei, was das Geschick der Völker bestimme, eine Ansicht, die, auf englischem Boden gewachsen, als letzte Frucht die materialistische Geschichtskonstruktion gezeitigt hat.) „Die Welt hat andre und größere Interessen als die des Handels. Ihre Angelegenheiten regeln sich nicht nach dem Gutdünken der Sekte der Volkswirte. Höhere Triebfedern als die Gesichtspunkte des Soll und Haben leiten ihre Handlungen, und die Vorsehung hat seit dem Frührot der Zeiten die Gesetze der sozialen Schwerkraft so eingerichtet, daß der wichtigste Punkt der Erde nicht notwendig der für Einkauf und Verkauf am günstigsten gelegne zu sein braucht. Es ist vielmehr der Punkt, an dem in einem gegebnen Augenblicke die reinste, intelligenteste und stärkste Gruppe von Weißen wohnt. Möchte nun diese Gruppe durch ein Zusammentreffen von unüberwindlichen politischen Umständen in den Eisgebieten des Pols oder unter den Feuerstrahlen des Äquators ihren Wohnsitz haben, immer würde die geistige Welt nach dieser Seite neigen.“ Das eben bestreiten wir entschieden; in Grönland wären wir Weißen niemals geworden, was wir sind, und würden wir durch „unüberwindliche politische Umstände,“ etwa durch die Überzahl der Mongolen, da hinauf gedrängt, so würden wir entarten und unsern Einfluß verlieren, der freilich schon verloren

Digitized by Google

sein müßte, wenn es zur Flucht ins Eismeer käme. Daß die Kultur und Geschichte erzeugende Kraft Vorderasiens und Europas die Wechselwirkung vieler verschiedner, von verschiednen Ideen bewegter Nationen ist, erkennt Gobineau mit uns andern an, aber daß es die Bodengestalt sei, was die Entstehung verschiedner Nationalitäten teils ermöglicht, teils begünstigt habe, will er durchaus nicht zugeben; den auffälligen Unterschied zwischen Hinterasien und Europa samt Anatolien, den die Landkarte zeigt, sieht er gar nicht; er konstruiert folgenden Unterschied, der alles erklären soll: In Hinterasien haben nur teils gelbe und schwarze Menschen gegen einander, teils weiße gegen gelbe und schwarze gekämpft, und dabei konnte keine Ideenfülle und kein Wechsel der Ideen herauskommen; auf dem historischen Schauplatze dagegen, im Nordwesten der Alten Welt, haben einander weiße Völker bekämpft, die in verschiednen Graden mit gelben und schwarzen gemischt waren, woher jedes seine eigentümlichen Ideen hatte.

Richtig ist ohne Zweifel Gobineaus Ansicht, daß die Zahl der persischen Arier zu klein war, als daß sie dem semitischen Vorderasien durch ihre Herrschaft den arischen Stempel hätten aufdrücken können, aber seine Darstellung der griechischen Geschichte fordert dann wieder unsern lebhaftesten Widerspruch heraus. Der homerischen Welt gesteht er ja den arischen Charakter zu, und seine Schilderung dieser Welt enthält manches Beachtenswerte. So z. B. führt er aus, daß sich der Arier durch sein starkes Persönlichkeitsgefühl in einen Widerspruch verwickle. Einmal wolle er unbedingt frei sein und gestehe jedem Volksgenossen dasselbe Recht auf Freiheit zu. Andrerseits aber fühle er das unabweisliche Bedürfnis, sich auszuzeichnen, zu herrschen, sich als Adlicher edler Abstammung rühmen zu dürfen. Die Lösung des Widerspruchs gelinge durch die Sklaverei, die den Freien Gleichheit untereinander und Freiheit, zugleich aber auch die Herrschaft über andre und den Adelscharakter verbürge. Ob er aber diese zweifellos richtige geschichtliche Thatsache auf die homerischen Griechen richtig anwendet, erscheint uns zweifelhaft. Er behauptet nämlich, es sei den Griechen ursprünglich nicht erlaubt gewesen, einen Volksgenossen zu versklaven, und auf diese Weise sei ihnen allen die Freiheit gewährleistet worden. Er folgert dann weiter, Sklaverei könne überhaupt nur entstehn, wo höhere Rassen niedere überwältigen, da sich Gleiche von Gleichen nicht knechten ließen, was für die Urzeit und im großen und ganzen zutreffen mag, im einzelnen aber doch viele Ausnahmen erleidet; denn in den traurigen Zeiten, wo die Sarazenen und die Mongolen Europa verheerten, sind viel tausend Europäer in die Sklaverei geschleppt worden und darin verblieben. Andrerseits haben die Römer deutsche, die normännischen Seeräuber deutsche und französische Sklaven gehabt, und die Neger versklaven einander gegenseitig. Richtig ist dann wieder, daß die Lage der griechischen Sklaven in der homerischen Zeit nicht hart, sogar angenehm war, was Gobineau darauf zurückführt, daß dem Griechenvolk in seiner Jugend, wie überhaupt der arischen Rasse von Haus aus, „das Verständnis für das Einträgliche“ fehlte, also daß sie nicht wußten,

Digitized by Google

was Ausbeutung ist, ferner, daß der Freie, der Edle keine der Verrichtungen, die den Sklaven obliegt, selbst auszuüben sich schämte: er zimmerte, schmiedete, pflügte, und das Schlachten war sogar sein Vorrecht; endlich, daß seine Bildung die seiner Sklaven weder an Höhe oder Tiefe noch an Umfang übertraf.

Nun aber kommt das Bedenkliche! Nach Gobineau sollen die Ureinwohner Griechenlands Nichtarier gewesen sein, und zwar im Norden, in Macedonien, Thessalien und im nördlichen Teile von Hellas bis nach Theben mongolische Finnen, im Süden schwarze oder wenigstens stark mit schwarzem Blut vermischte Semiten. Alle Sklaven und Hörige der Griechen, wie die lacedämonischen Heloten und Periöken, sollen solche Ureinwohner gewesen sein, und durch Vermischung mit ihnen, die die Mehrheit ausmachten, sollen die südlichen Griechen allmählich zu Semiten geworden sein. Die nördlichen, namentlich die Macedonier, sollen sich reiner erhalten, auch soll die mongolische Beimischung weniger geschadet haben, weil der Grundcharakter des Mongolen kalte Verständigkeit und Sinn für das Nützliche sein, daher den politischen und den sittlichen Charakter weniger verderben soll als das wildphantastische Neger- und Semitenblut. Die Perser, meint Gobineau, seien als arische Mischlinge den Griechen ebenbürtig gewesen, solange bei diesen der Süden, Athen und Lacedämon, im Vordergrunde stand; thatsächlich sei auch nach Marathon und Salamis Griechenland politisch nur ein Anhängsel des Perserreichs gewesen, das seine Kriege mit griechischen Söldnern geführt und die seine Satrapen umschmeichelnden griechischen Staatsmänner dotiert habe. Macedonien habe dann aus dem einfachen Grunde nicht allein Griechenland, sondern auch das Perserreich überwunden, weil es sich eines größern Prozentsatzes arischen Bluts zu erfreuen gehabt habe. Natürlich sei dieser Vorzug vom Beginn seiner Weltherrschaft an geschwunden, da es durch die Ausbreitung seiner Bevölkerung durch ganz Vorderasien eine stetig zunehmende Verdünnung seines arischen Bluts erlitten habe. Die eigentlichen Griechen waren, wie gesagt, schon weit früher entartet, schon in der Zeit ihrer geistigen Blüte mehr als halb semitisch, und während die Nordgriechen, am meisten und längsten die Macedonier, sittlich blieben und sich mit der Erbmonarchie eine vernünftige, Freiheit und Autorität vereinigende politische Ordnung bewahrten, stürzte die semitische Leidenschaftlichkeit, unterstützt durch den semitischen Hang zum Vernünfteln und Abstrahieren, die Griechen in Laster und in Anarchie, eine Anarchie, die den Schein der Freiheit mit der härtesten Tyrannei vereinigte. Man erdichtete eine Person, das „Vaterland“ (wir andern pflegen zur Bezeichnung der Sache das Wort „Staat“ zu gebrauchen), „und man befahl dem Bürger, im Namen alles nur erdenklichen Heiligen und Furchtbaren, im Namen des Gesetzes, des Vorurteils und des Nimbus der öffentlichen Meinung, dieser Abstraktion seine Neigungen, seine Vorstellungen, seine Gewohnheiten, ja seine intimsten Beziehungen, seine natürlichsten Zuneigungen zu opfern; und diese alle Tage, alle Augenblicke geübte Entsagung war nur gleichsam die Scheidemünze jener

Digitized by Google

andern Verpflichtung, die darin bestand, daß man auf ein Zeichen, ohne sich nur ein Murren zu erlauben, seine Würde, sein Vermögen und sein Leben dahingab, sobald dies selbe Vaterland es von einem zu verlangen schien." Diese Tyrannei des „Vaterlands" wird noch im einzelnen ausgemalt.

Wenn die Griechen, heißt es dann weiter, „dem semitischen Teil ihres Bluts ihre Laster verdankten, so verdankten sie ihm auch ihre erstaunliche Eindrucksfähigkeit, den ausgesprochnen Sinn für die Offenbarungen der sinnlichen Natur und ihr beständiges Bedürfnis nach geistigen Genüssen," mit andern Worten, ihre Kunst und Wissenschaft. Von der Wissenschaft, als einer Ausdünstung des Bluts der Schwarzen, wollen wir gar nicht reden. Wie ungereimt aber die Ansicht ist, daß die schönen Künste dem Negerblute zu verdanken seien, haben wir im letzten unsrer frühern drei Aufsätze über Gobineau gezeigt. Indem dieser Ethnograph wiederholt die Herrlichkeit der angeblich aus gleicher Mischung entsprungnen assyrischen Kunst preist, beweist er, daß er die Bedeutung und das Wesen der schönen Künste gar nicht erfaßt hat. Vor den Griechen hat es solche überhaupt nicht gegeben. Die Aufgabe der schönen Künste ist, den Kern der edelsten Menschennatur zu erfassen und anschaulich darzustellen; das hat kein assyrischer, kein ägyptischer, kein indischer Bildhauer gethan. Angenommen, diese Kunsthandwerker des Orients hätten vollkommne Menschen, Idealmenschen, vor Augen gehabt, so haben sie sie doch nicht gesehen, nicht mit dem geistigen Auge gesehen, der das Wesen erfaßt, und haben sie deshalb auch nicht dargestellt. Aus dem Negerblut kann also die Offenbarung, die von den Griechen ausgegangen ist, nicht stammen, denn sie ist weder bei den Negern selbst zu finden, noch bei den Semiten, die ihre künstlerische Anlage dem Negerblute verdanken sollen. Andrerseits: ist es wohl denkbar, daß die Griechen der perikleischen Zeit Semiten mit ein wenig Arierblut gewesen, aber in Antlitz und Körperbau keine Spur des semitischen Typus gezeigt haben sollten, oder daß sie diesen gezeigt, die Künstler ihn aber nicht überliefert hätten? Woher haben die denn ihre arischen Modelle gehabt, wenn sie unter lauter Semiten lebten? Und noch eins: auf Seite 96 sieht man, daß Gobineau die „offizielle Verherrlichung der leiblichen Schönheit" zu den verderbenbringenden Untugenden der Griechen rechnet. Nun entsprang doch diese offizielle Verherrlichung der Wertschätzung der Schönheit, und diese dem Blick dafür, der den Ariern natürlich, aber ihnen erst auf dem Boden Griechenlands aufgegangen war, und ohne den es keine Kunst und überhaupt keine Idealität geben würde, denn Idee bedeutet eben eine Mustergestalt. Zugleich aber ist auch dieser Blick von höchster Bedeutung für die Erhaltung der Rasse. Leibliche Schönheit, das sagt auch Gobineau, findet sich nur bei der weißen Rasse. Sie ist eben das Ergebnis und der Inbegriff aller einzelnen leiblichen Rassenmerkmale und die sinnliche Offenbarung der Arierseele. In dem Grade aber, als den Ariern der Blick für ihre Schönheit aufgeht, werden sie den geschlechtlichen Verkehr mit niedern Rassen verabscheuen und unmöglich finden, und dadurch wird wiederum die angebliche Semitisierung der Griechen

Digitized by Google

sehr unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist es, daß sich der Rassencharakter der Vorderasiaten und Ägypter, die ja auch nach Gobineau ursprünglich Weiße waren und nur einen Zusatz von schwarzem Blute hatten, durch die beständige Wechselwirkung mit den Griechen veredelt hat, was dann allerdings in späterer Zeit, wo sittliche Energie und häusliche Zucht geschwunden und die Griechen liederlich geworden waren, die Vermischung beider erleichtern mußte. Daß die lebhafte Empfänglichkeit für leibliche Schönheit ihre Gefahren hat, soll natürlich nicht gelengnet werden, aber um diese Gefahren und das Verderben, in das sie stürzen, zu erklären, bedarf es so wenig der Neger- und Semitenhypothese, wie zur Erklärung des politischen Elends der Griechen. Auch an unserm Dreißigjährigen Kriege sind weder die Semiten noch die Neger schuld gewesen.

Wie die Eigentümlichkeiten der Griechen aus dem Negerblut, so erklärt Gobineau die der Römer aus dem Mongolenblut. Die Urbevölkerung von ganz Europa mit Ausnahme des südlichen Teils von Griechenland ist mongolisch gewesen oder finnisch, wie der europäische Zweig der Mongolen genannt wird. Die Dolmen sind die Denkmäler, die dieses Urvolk hinterlassen hat. Die neuern Historiker drücken sich über die Entstehung der Dolmen weniger zuversichtlich aus. Auch dürften die etymologischen und die der Volkssage entnommnen Beweise Gobineaus von den Fachgelehrten vielfach angefochten werden, aber sie bekunden eine erstaunliche Sprach- und Antiquitätengelehrsamkeit, unterhalten durch geistreiche Kombinationen und sehen sehr wahrscheinlich aus. Die Zwerge der Volkssage sind nach Gobineau diese Urmenschen: kleine und häßliche Kerle. Die Zwerge stehlen gern Kinder, denn die Mongolen haben das, nachdem die Weißen bei ihnen eingedrungen waren, gethan, wie denn die Lappländer noch heute begierig danach sein sollen, durch Aufnahme von Weißen in ihre Horden ihre Rasse zu verbessern. Dasselbe wie unsre Zwerge sind die Pygmäen der Griechen gewesen, und obwohl die Ableitung von *πυγμή*, Faust oder halbe Armlänge, auch paßt und den Pygmäen zum ältern Bruder unsers Däumlings macht, führt das Wort doch auf eine Sanskritwurzel zurück, die uns offenbart, daß Pygmäe nichts andres bedeute als einen gelben Menschen. Gnom ist dasselbe Wort in etwas andrer Gestalt, und die Gnomen waren Zauberer, wie ja auch bei den Mongolen die Zauberei betrieben wird. Die Kelten nannten ein solches Zauberwesen Fad, was lateinisch vates klingt, mit Fee, Faun und Pan zusammenhängt. „Faun sowohl wie Pan waren Wesen, grotesk durch ihre Häßlichkeit, dicht an die Tierheit streifend, trunksüchtig, liederlich, grausam, plump, aber der Zukunft kundig. Wer erkennt hierin nicht das geistige und leibliche Abbild der gelben Rasse, wie die ersten weißen Einwandrer es sich vorstellten? Ein unbesieglicher Hang zu jederlei Aberglauben, eine völlige Hingabe an die Zauberkniffe der Hexenmeister, der Loswerfer, der Schamanen ist noch immer der herrschende Zug der finnischen Rasse in allen Ländern, wo wir sie beobachten können."

Aus der Vermischung der später einwandernden Weißen mit dieser mon-

Digitized by Google

golischen Urbevölkerung sind nun die europäischen Völker des historischen Altertums wie die Illyrier, die Etrusker, die Iberer, die Kelten entstanden. Das mag ja so sein, aber wir können uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn wir Sätze lesen wie den auf Seite 204: „Im siebzehnten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung sehen wir die Kelten damit beschäftigt, den von den Iberern verteidigten Übergang über die Pyrenäen zu erzwingen.“ Der Dichterblick, der in Tiefen dringt, die dem gewöhnlichen Auge unzugänglich sind, ist ja manchmal ein Seherblick, manchmal aber auch nicht. Und so packend die entstandnen Nationalitäten geschildert, so scharfsinnig ihre Eigentümlichkeiten aus der Rassenmischung erklärt werden — hier ohne solche Unwahrscheinlichkeiten wie die Ableitung der hellenischen Kunst aus dem semitischen Blute —, sind doch noch Widersprüche und Rätsel genug zu lösen, die wohl in alle Zukunft ungelöst bleiben werden. Daß eine aller Idealität bare, ausschließlich auf die Beschaffung leiblicher Güter gerichtete nüchterne Verständigkeit (die aber krassen Aberglauben nicht ausschließt) zusammen mit Fühllosigkeit und Grausamkeit die Mongolenseele charakterisiert, ist richtig, auch daß die mongolische Gemütsart der Heiterkeit ermangelt, und Gobineau findet den zuletzt genannten Charakterzug besonders deutlich in dem „grämlichen und trüben Kult“ der Druiden ausgeprägt. Dieser zielte nicht, gleich dem semitischen, „darauf ab, feurige Phantasien an dem beranschenden Schauspiel raffinierter Grausamkeit zu weiden. Man brauchte nicht in der Kunst der Martern bewanderten Sinnen Beifall zu entlocken. Ein Geist düstern Aberglaubens, der die schweigenden Schrecknisse liebte, verlangte geheimnisvolle, aber nicht weniger tragische Szenen ... und während der Hamite seine heiligen Schlächtereien verließ, trunken vom Blutbade, kehrte der Kelte von seinen religiösen Festen sorgenvoll und stumpfsinnig vor Schrecken heim.“ Wir lassen es dahingestellt sein, ob Gobineau die Feststimmung der Hamiten und der Gallier getroffen hat, bemerken aber zunächst, daß nicht der Bal- oder Molochkultus, sondern der anmutige und heitere griechische Götterdienst der Gegensatz zu den Schlächtereien der Druiden ist. Ob Blutorgien mehr oder weniger öffentlich gefeiert werden, das macht keinen so großen Unterschied. Vielleicht übrigens sind diese Orgien der Grausamkeit nirgends öffentlicher und nirgends beranschender gefeiert worden als bei den Mexikanern, die die Zerfleischung der lebenden Leiber mit der Verbrennung verbanden, und die Mongolen sind nach Gobineau ein Ableger der amerikanischen Rasse. Dann aber: die Japaner werden als ein heiteres Volk geschildert, und daß Paris die lustigste Stadt der Welt ist, verdankt es nicht dem fränkischen, sondern dem gallischen Element. Vor allem aber: während die ziemlich rein germanischen Engländer, ähnlich wie die Holländer, Muster nüchterner Verständigkeit und einer auf das Nützliche gerichteten Sinnesart sind und zum Trübsinn neigen, leicht das Lachen verlernen, bewahren die irischen Kelten auch in Lumpen und Hungersnot ihre unverwüstliche Heiterkeit und ihre Neigung zu drolligen Witzen und clownhaftem Treiben, und ihre höher gerichteten Geister zeichnen sich nicht in Handel und Gewerbe aus,

Digitized by Google

sondern als Dichter, Soldaten und Staatsmänner. Wir gestehn gern, daß uns hier auch die geographische Erklärungsweise im Stich läßt, da beide Völker in demselben milden, nebligen Klima und auf Inseln in nächster Nachbarschaft wohnen, und daß uns auch die sozialen Einflüsse nicht weiter helfen, da sie ja eben hier und dort verschieden wirken. Wenn irgend ein Volk die Unveränderlichkeit des Rassencharakters beweist, so sind es die Iren (darauf hat schon Jakob Grimm aufmerksam gemacht), dafür beweisen die Engländer, die heute so ganz anders geartet sind als zu Shakespeares Zeiten, seine Veränderlichkeit, und den Anhängern der Theorie Gobineaus nützt das irische Beispiel nichts, weil sich im Volkscharakter dieses Zweiges der Kelten keine Spur von Mongolismus findet. Das Geheimnis der Rasseneigentümlichkeiten wird ebenso wenig wie irgend ein andres Schöpfungsgeheimnis jemals entschleiert werden. Die Wissenschaft hat sich auch hier der Hauptsache nach auf die Beschreibung dessen, was ist, zu beschränken, die von großem Nutzen sein kann, weil man doch die Menschenarten, mit denen man zu verkehren hat, einigermaßen kennen muß. Über die Entstehung dieser Arten Vermutungen aufzustellen, ist erlaubt und dem Denkenden Bedürfnis, und dem Forscher zeigen sich Spuren, die seine mitgebrachten Vermutungen bestätigen und ihn zu neuen anregen, aber die Vermutungen werden niemals zur Gewißheit erhoben werden können; von der Wahrheit werden sie sich desto weniger entfernen, je weniger sich der Forscher darauf versteift, alle Erscheinungen aus einer einzigen Ursache ableiten und seine Lieblingsmeinung als die allein geltungsberechtigte nachweisen zu wollen.

Die Darstellung der römischen Geschichte wird vielen als das Interessanteste in Gobineaus Werke erscheinen; jedenfalls ist sie das Paradoxeste, und eben deswegen fertigen wir sie mit wenigen Worten ab. Die Italiker waren ein Gemisch von Völkern, deren Unterschiede darauf beruhten, daß ihr arisches Blut in verschiednen Graden mit finnischem gemischt war, und zwar gilt das von den Sabellern und Latinern so gut wie von den „slawischen“ Rasenern. Die Hauptmasse ist keltischen Ursprungs; mit den „semitisierten Pelasgern,“ die Tarquinii gründen, beginnt die Einimpfung orientalischen Bluts. Rom ist eine etruskische Gründung. Daraus leitet Gobineau u. a. die römische Ehrfurcht vor den obrigkeitlichen Personen ab und spricht darüber sehr hübsch. Es sei eine den Knechtsvölkern und den Demagogien gemeinsame Vorstellung, daß man die Person vom Amte trennen müsse, und daß man den Träger des Amts beschimpfen dürfe, wodurch die Pflicht gegen die Obrigkeit nicht verletzt werde. Dem Etrusker sei auch die Person des Beamten heilig, und diese Ehrfurcht vor den obrigkeitlichen Personen sei die Quelle der römischen Tugend gewesen. Im übrigen hätten es die Römer, als Sprößlinge des italischen Völkergemischs, zur Begründung einer eigentlichen Nationalität, die Rassenreinheit voraussetze, nicht bringen können und hätten keine originelle Leistung aufzuweisen. Von einer römischen Zivilisation zu reden, sei man demnach nicht berechtigt. „Wie Rom nie eine originale Rasse besessen, so hat es auch nie einen Gedanken ausgearbeitet, der dieses gewesen wäre. Assyrien hatte ein

Digitized by Google

besondres Gepräge, Ägypten, Griechenland, Indien, China ebenso. Die Kelten, die italischen Aboriginer, die Etrusker besaßen ebenfalls ihr Erbgut, das freilich wenig glänzend, wenig geeignet, Bewunderung hervorzurufen, aber echt, gediegen, praktisch und scharf ausgeprägt war. Rom zog von ihrer aller Schöpfungen ein wenig, einen Zipfel, einen Fetzen an sich, und das in Zeitpunkten, wo sie schon alt geworden, beschmutzt, verbraucht, nahezu abgelegt waren. In seinen Mauern richtete es nicht etwa eine Werkstätte der Zivilisation ein, worin es je mit überlegnem Geiste Werke von eigentümlichem Gepräge ausgearbeitet hätte, sondern ein Lager von Flitterstaat, worin es ohne Wahl alles aufhäufte, was es dem ohnmächtigen Alter der Völker seiner Zeit mühelos entwendete. Imponierend wie die Schwäche seiner Umgebung es erscheinen ließ, war es dies doch nie genug, um etwas allgemeines zustande zu bringen, wäre es auch nur ein alle seine Bestandteile verschmelzender Kompromiß gewesen." Merkwürdig, daß diese Trödelbude noch anderthalbtausend Jahre nach ihrem Einsturz gewaltigen Einfluß ausüben und die Deutschen zwingen kann, mit wenig Aussicht auf baldigen Erfolg „los von Rom!" zu rufen!

Die Konfusiusse

Eine Plauderei

Es ist ein altes Wort: die Gelehrten, die Verkehrten! Mit diesem Reimchen liebt der Geschäftsmann den Studierten, der Praktikus den Theoretiker abzutun. Wer möchte das darin steckende Körnlein Wahrheit leugnen? Wenn die Bemerkung auch heutzutage nicht mehr in dem Maße zutrifft wie noch vor hundert Jahren, indem nachgerade, dank dem Reisen und dem Dienen, das ganze Volk etwas weltklug und weltmännisch geworden ist: Originale, die eine ungeordnete Bibliothek im Kopfe herumtragen, aber sich dabei keine Lampe anzünden, keine Kravatte binden können, giebt es doch immer noch, besonders an kleinen Orten. Nur ist es nicht gerade die Verkehrtheit, was die Guten charakterisiert und oftmals an ihrem Fortkommen hindert, vielmehr eine gewisse liebenswürdige Einfalt, eine kindliche Unbeholfenheit in den gewöhnlichen Dingen des Lebens, wie sie höhern Menschen, eben ihrer Vorzüglichkeit wegen, eigentümlich ist — die Unklugheit der sogenannten reinen Thoren. Nein nein, die Gelehrten sind die Verkehrten nicht.

Warum nicht lieber: die Fremden, die Verdrehten! Denn in der Fremde wird nach landläufiger Meinung alles dumm und verkehrt gemacht, sofern es sich nämlich um verschiedne Rassen und Religionen handelt, eine Ansicht, die

Digitized by Google

natürlich auf Gegenseitigkeit beruht. In einem solchen Gegensatze stehn zum Beispiel Morgen- und Abendland. Schon im Altertum fanden die Griechen, daß sich die Ägypter ganz anders gehabten als die übrigen Menschen, und zwar bis zu den einfachsten, natürlichsten Verrichtungen hinunter; jetzt behaupten das die Franken von den Orientalen überhaupt. Wirklich ist es wunderbar, wie sich die Sitte umkehrt, wenn man über das Mittelmeer ist; das eine Land das Widerspiel vom andern. Der Araber schreibt nicht nur von rechts nach links, er ist überhaupt vollständig links. Er zieht seine Schuhe aus, wenn er die Moschee betritt, und behält seinen Turban auf; wenn wir in die Kirche gehn, nehmen wir den Hut ab und behalten die Schuhe an. Er reitet auf einem Esel durch die Straßen von Kairo; wir fahren in einer Droschke. Er kauert, um auszuruhn; wir setzen uns auf eine Bank. Er schläft in seinen Kleidern auf dem Sofa; wir legen uns zu Bett. Von dem Zeremoniell und den gesellschaftlichen Pflichten gar nicht zu reden. Im Abendlande macht der Gast den Antrittsbesuch; im Orient der Wirt. Der orientalische Kaufmann empfängt den Kunden, der seinen Laden betritt, wie einen Besuch, er bietet ihm Kaffee und eine Pfeife an, das Geschäft ist Nebensache, man braucht gar nichts zu kaufen. Mirza und Jussuf treiben sich in Paris umher; sie sprechen vom Präsidenten. Ein schöner Mann, der fränkische Emir! bemerkt der eine. Reich kann er aber nicht sein, entgegnet der andre, wir haben ihn doch immer mit einer und derselben Frau gesehen!

Ja, warum nicht lieber: die Konfutsen, die Konfusen! In China scheint doch die Konfusion und die verkehrte Welt nun vollends anzugehn, es fehlt nicht viel, wir halten dieses alte Kulturvolk geradezu für dumm, ja in Spanien heißt es, wenn man jemand zu verstehn geben will, daß man sich nicht betrügen lasse, und daß man helle sei: Sind wir etwa Chinesen? Somos Chinos? als ob eben die Chinesen Dummköpfe und Gelbschnäbel wären. Das macht, daß im weiten Morgenlande niemand so eigen, so ganz und gar umgekehrt und links ist wie der weizengelbe Mann. Er sitzt zwar, abweichend von den übrigen Asiaten, beim Essen auf einem Stuhle; aber sein Stuhl ist wie ein Mokierstuhl, auf dem er Europa seine tausend Wunderlichkeiten vormacht. Er gilt für einen Oberkonfusionsrat, für einen Erzkonfusionarius, der Bekenner des Konfutsianismus.

Die Chinesen spielen in vieler Beziehung eine Rolle wie die Ägypter im Altertum: ihre Kultur ist ebenso alt, und sie ist ebenso rein und unvermischt geblieben. Bis in die sechziger Jahre konnte man auch die Japaner zu ihnen rechnen, die zwar keine nahen Verwandten, aber in Schrift, Litteratur, Kunst, Tracht, Staatseinrichtungen und Religion jahrhundertelang bei den Chinesen in die Schule gegangen sind. Auch in Japan wundert sich ja der Reisende über vieles — daß der Japaner kein Taschentuch führt, sondern ein Papier, das er nach dem Gebrauche fortwirft — daß er beim Entkorken einer Flasche nicht den Pfropfenzieher in den Kork, sondern den Kork in den Pfropfenzieher hineindreht — daß der Tischler auf sich zuhobelt, statt von sich fort — daß

Digitized by Google

die Frauen den Männern aufheben, wenn sie etwas fallen lassen, den Männern die Hand küssen usw. Indessen die Japaner sind doch gegenwärtig viel zu gebildet, viel zu europäisch, als daß man dergleichen kleine Absonderlichkeiten, die ihnen noch anhängen, groß bemerkte. Die Chinesen stehn uns heute noch so fremd gegenüber wie vor Jahrtausenden. Sie haben, seitdem man überhaupt etwas von ihnen weiß, nicht einen Schritt vorwärts gethan, nichts angenommen und nichts abgelegt. Sie waren von jeher Sonderlinge und sind die Sonderlinge der Welt geblieben.

Es ist freilich nicht alles Gold, was glänzt, und nicht alles chinesisch, was dem oberflächlichen Beobachter gerade so erscheint. Gar vieles wird als Marotte und Sonderbarkeit verschrieen, bloß weil es dem Reisenden in China zu Gesicht kommt, nachdem er daheim nicht darauf geachtet hat. Wie mancher wird die Notiz, daß in China mit Steinen gewaschen werde, und daß darum die Schlafanzüge des Grafen Waldersee aus Flanell, nicht aus Seide gearbeitet worden seien, weil Seide bei dem Verfahren nicht lange halten würde, mit Kopfschütteln gelesen haben! Mit Steinen waschen! Nun, in vielen Gegenden Frankreichs und Italiens wird mit Steinen gewaschen. Die Frauen stehn am Ufer eines Flusses und reiben die Wäsche auf Steinplatten, spülen sie und schlagen sie mit dem Waschbleuel. Oder aber man liest: in China werde die Verunreinigung der Plätze nicht wie bei uns verboten, sondern es würde im Gegenteil durch ausgestellte Gefäße dazu eingeladen. Nun ist es allerdings richtig, daß der Chinese, der wenig Viehzucht treibt, nicht bloß die tierischen, sondern auch die menschlichen Exkremente braucht, um den Boden damit zu düngen. In Peking wie auf den Landstraßen trifft man eigne Düngersammler, die so dahinter her sind wie unsre Naturforscher und Lumpensammler, den Landleuten zuführen, was sie können, und deren Gewerbe nicht verachtet ist. Aber die unbegrenzte Hochachtung dieser Stoffe charakterisiert doch den europäischen Landwirt ebensogut wie den Chinesen, sie findet sich in allen ackerbautreibenden Ländern. Ich habe einen alten preußischen General gekannt, der allmorgendlich mit einer kleinen Schippe auf seinem Gut herumging und jeden Pferdeapfel aufhob. Und was die obige Einladung betrifft, so ergeht sie in Südfrankreich häufig an die Touristen, oft in spaßhafter Form (Ici on est bien. Einige Schritte weiter: Ici on est mieux).

Wer hätte noch nichts von dem chinesischen Kindermord gehört? Die neugebornen chinesischen Mädchen werden ertränkt oder ausgesetzt, in den Kleinkinderturm geworfen wie in den Rachen eines Moloch, in den untern und mittlern Ständen soll das geradezu Regel sein. In Wirklichkeit wird die Maßregel nur ergriffen, wenn die Eltern zu arm sind, als daß sie eine größere Anzahl Kinder ernähren könnten; ebensogut könnte man sagen, daß in Europa die Tötung der unehelichen Kinder durch die Mutter Regel sei. Die Armut, die Armut drückt in Europa, sie drückt in Ostasien. Und was die Ratten, die Hunde und Katzen, die Schlangen anbelangt, zu denen im Proletariat gegriffen wird, weiß man denn, was bei uns die Armen im Ostend alles

Digitized by Google

essen! Die reichen Chinesen, die alte Eier, Insektenlarven, Haifischflossen und einen gewissen Wurm, der im Zuckerrohr lebt, genießen, sie könnten uns Grauen einflößen, wenn sich nicht über den Geschmack streiten ließe, und wenn es nicht auch auf unsern Tafeln Schnepfendreck und einen Käse gäbe, der mit verschimmeltem Brot gemischt ist, den bekannten Roquefort.

Ein andermal besteht die angebliche Verkehrtheit nur in einer Abänderung der Form; unzählige chinesische Sitten und Marotten, von den Franzosen kurzweg als Chinoiseries bezeichnet, sind auch von unserm Standpunkte nichts weniger als konträr, sie laufen vielmehr unsern Gewohnheiten parallel. Ländlich, sittlich. Es ist zum Beispiel männiglich bekannt, daß die Chinesen keine Gabeln haben. Sie helfen sich mit zwei Stäbchen von Holz oder Elfenbein; mit diesen Eßstäbchen fischen sie das Fleisch aus der Suppe, das Vogelnest aus dem Ragout geschickt heraus. Läuft das nicht auf eins hinaus? Ob man den Fisch sticht oder fängt, ist am Ende einerlei, wenn man ihn nur bekommt. In China und auch in Japan läßt man sich nicht Feder und Tinte, sondern Pinsel und Tusche geben; der Chinese schreibt nicht, er malt, wie denn auch die chinesische Schrift keine Buchstabenschrift, sondern eine Bilderschrift ist. Kaiserliche Anordnungen und Bemerkungen werden mit roter Tusche gemalt, wie einst in Europa die Kaiser und die Könige mit rotem Wachse siegelten; darum ist der Purpurpinsel in China Symbol des kaiserlichen Willens. Auch das thut gar nichts zur Sache; ganz abgesehen davon, daß auch die Buchstabenschrift auf eine uralte Malerei zurückgeht: der Pinsel ist doch nur ein andres Mittel zur Erreichung desselben Zwecks, und zwar ein ähnliches Mittel, ein Gerät, das der Feder nur zufällig vorgezogen wird, und das wir am Ende ebensogut brauchen könnten, ja bei der Miniaturmalerei auch wirklich angewandt haben. Eben die chinesische Schrift aber bietet eine gute Gelegenheit, sich auf eine wirkliche Umkehrung der Landesart und Sitte zu besinnen. Die Chinesen schreiben nicht von links nach rechts, sondern, wie man auf jeder Theekiste sieht, von oben nach unten, das heißt, nicht in Zeilen, sondern in Säulen, und diese Säulen reihen sich von rechts nach links aneinander. Es hängt damit zusammen, daß in den chinesischen Büchern und Zeitungen mit der letzten Seite begonnen wird: die Leitartikel stehn hinten, die Reklamen und die Inserate vorn. Übrigens ist das schon die Anordnung der antiken Bücher, der sogenannten Volumina gewesen, die man aufrollte, um zu lesen, und bei denen demgemäß das Titelblatt am Ende sein mußte. Eine Umkehrung liegt vor; ob sie aber auch als eine Verkehrtheit aufzufassen ist, darüber läßt sich streiten. Es hat ebensoviel für sich von rechts nach links, wie von links nach rechts zu schreiben; die Gewohnheit thut alles. Eine ostasiatische Eigentümlichkeit scheint mir sogar zur Nachachtung empfehlenswert zu sein. Man pflegt dort zu Lande bei der Angabe des Datums und der Adresse eines Briefs mit dem Allgemeinen zu beginnen und mit dem Besondern aufzuhören, also (ins Deutsche übersetzt) zu schreiben: 1900 August 24 und etwa so zu adressieren: Deutschland, Sachsen, Leipzig, Gohlis, Äußere Hallische

Digitized by Google

Straße, 5, Kleinpaul, Rudolf. Das halte ich, wie gesagt, nicht nur nicht für verkehrt, sondern im Gegenteil für zweckmäßig, weil es der Post, die zunächst nur wissen will, wo der Brief überhaupt hin soll, die Übersicht erleichtert. Das Wichtige ist dabei nicht, daß das Bestimmungsland an der Spitze, der Name des Empfängers unten steht — die Reihenfolge könnte ebensogut die umgekehrte sein. Darauf kommt es an, daß überhaupt Ordnung und Logik in der Sache ist. Wir haben in dieser Beziehung keine Logik; auf unsern Adressen, sogar auf den amtlich vorgezeichneten, steht der Name des Empfängers an der Spitze, dann folgt die Stadt, in der er wohnt, und unter der Stadt kommt wieder die Straße und die Hausnummer zu stehn, eine ganz verfehlte und unpraktische Einrichtung, die das Sortieren und die Beförderung der Briefe wesentlich erschwert.

Dagegen finde ich es nicht hübsch, daß man in China keine Engrospreise kennt. Wenn man bei uns von einer Ware viel, zum Beispiel tausend Stück Cigarren auf einmal kauft, bekommt man sie etwas billiger. In China ist es gerade umgekehrt; man muß dann mehr bezahlen. Ganz unlogisch ist auch das nicht.

Die sogenannte verkehrte Welt hat etwas Relatives: nach unsrer Meinung wird ein Ding beim verkehrten Ende angefangen, aber wir müssen uns nicht einbilden, daß wir alles besser machen. Wie der Chinese anders liest und schreibt, so besteigt er auch sein Pferd nicht von der linken, sondern von der rechten Seite, was man bei uns vom Schinder sagt; dem entsprechend hält er die Zügel nicht mit der linken, sondern mit der rechten Hand. Dasselbe thun die Japaner. Gerade solche kleinen Handgriffe sind kennzeichnend: durch die Jahrtausende fortgeerbt, beweisen sie, daß sich die Rasse mit ihren Merkmalen rein erhalten und niemals eine Vermischung stattgefunden hat. Aber für eine Verkehrtheit sprechen sie so wenig wie etwa die abweichenden Triebe einer verschiednen Tierart. Wenn der Chinese nicht mit seinem Hunde, sondern mit einem Vogelbauer in der Hand spazieren geht, wenn er keinen Stock, sondern einen Fächer braucht, und der Kaiser um sieben Uhr morgens ins Theater geht; wenn er keinen Bart, sondern einen Zopf trägt, wenn er in Weiß trauert, darum auch keine weiße Wäsche und kein weißes Tischtuch liebt, nnd was man alles für Seltsamkeiten von ihm erzählt, so dürfen wir ihm doch keinen Vorwurf daraus machen: ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen.

Es giebt in China ein Prinzip, das bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt wird, das Prinzip der Verantwortlichkeit. Der Kaiser von China klagt sich an, die Leiden, die über sein Volk hereingebrochen seien, verschuldet zu haben, weil er verantwortlich für sein Volk ist. Der Hausarzt wird nicht bezahlt, wenn man krank ist, sondern nur wenn man gesund ist; der Adel ist nicht erblich, sondern rückwirkend, indem er sich auf die Vorfahren erstreckt, sodaß wenn einer geadelt wird, zugleich alle seine in Gott ruhenden Ahnen und Urahnen geadelt werden; und umgekehrt wenn einer etwas verbricht, so

Digitized by Google

werden die Gemeindevorſteher, in deren Bezirk das Verbrechen begangen worden iſt, wegen mangelhafter Überwachung zur Verantwortung gezogen, namentlich aber die Eltern des Verbrechers gerichtlich belangt. In Peking hat ein junger Menſch ſeinen Großvater ermordet, was bei dem ausgeprägten Familienſinn im Himmliſchen Reiche der allerſchlimmſte Mord iſt, ſo ſchlimm wie Vatermord, ſtrafbarer als Hochverrat. Der Mörder wird in einem ſolchen Falle langſam in zehntauſend Stücke zerhauen, wie der chineſiſche Ausdruck lautet. Lebt nun der Vater des Großvatermörders noch, ſo geht der Unglückliche auch nicht ſtraflos aus. Denn die chineſiſche Auffaſſung iſt: dieſer Vater muß ſeinen Sohn nicht ordentlich erzogen, nicht genügend in ſeinen Pflichten unterrichtet haben, ſonſt wäre ein ſolcher Frevel nicht vorgekommen. Der Vater iſt verantwortlich für ſeinen Sohn und verdient eine Strafe für ſeine Nachläſſigkeit. Er wird alſo nicht nur gezwungen, der Hinrichtung ſeines Sohnes beizuwohnen, ſondern er bekommt auch nachher noch vierzig Hiebe mit dem Bambus. Dieſelbe Strafe trifft den Mann, deſſen Frau ihren Schwiegervater oder ihre Schwiegermutter ermordet hat. Auch hier gehn die Behörden von der Anſicht aus, daß es Pflicht des Mannes geweſen ſei, ſich ſeine Frau zu einer liebenden Tochter zu erziehn, und daß er dieſe Pflicht gröblich vernachläſſigt habe. Es ſcheint alſo, daß man in China bei jedem Verbrechen die Hauptſchuld auf eine verkehrte Erziehung ſchiebt. Werden die Chineſen erſt einmal einſehen, daß ſie überhaupt etwas verkehrt erzogen ſind, indem ſie mitten unter dem Zeichen des Verkehrs mit niemand verkehren wollen, und wird ſich ihr Kaiſer deshalb Vorwürfe machen, ſo wird ſich die gegenwärtige ſchwere Kriſis des Reichs in eine beſſere Zeit verkehren, und man wird fürderhin nicht mehr ſpotten: die Konfutſen, die Konfuſen! Rudolf Kleinpaul

Biographiſche Litteratur

1. The Life of Prince Bismarck by William Jacks. Glasgow, James Maclehose and Sons 1899. XVI und 512 Seiten.

Der Verfaſſer, ein Schotte von Geburt, iſt kein Gelehrter von Beruf, ſondern ein Geſchäftsmann, der ſich, ähnlich wie ſeiner Zeit George Grote, nach ertragreicher Arbeit wiſſenſchaftlichen Studien zugewandt und ſich als trefflicher Kenner der deutſchen Litteratur und Sprache ſchon durch eine anerkannte Überſetzung von Leſſings Nathan dem Weiſen ins Engliſche bewährt hat. Das vorliegende ſtattliche Buch zeigt ihn auch als guten Kenner der neuſten deutſchen Geſchichte. Es iſt durchaus Biographie; den zeitgeſchichtlichen Hintergrund zeichnet er nur, ſoweit es zum Verſtändnis ſeines Helden unbedingt notwendig iſt; nur ein Kapitel, das zweite, giebt eine zuſammenhängende Schilderung deutſcher Zuſtände (Germany before 1847). Jacks erzählt friſch, flott und anſchaulich, ſodaß auch der deutſche

Digitized by Google

Leser die bekannten Dinge gern in diesem fremden Sprachgewande und in der Auffassung eines Fremden an sich vorüberziehn sieht; er fügt oft längere Stellen aus Bismarcks Reden und Briefen ein, was für seine englischen Leser wesentlich dazu beitragen wird, ihnen die Persönlichkeit des großen Staatsmanns näher zu bringen, und er ist, was nun sein Buch wieder für Deutsche besonders angenehm macht, von warmer Sympathie nicht nur für seinen Helden, sondern auch für Preußen und Deutschland erfüllt. Die Ereignisse von 1806 bis 1815 schildert er so warm, wie irgend ein deutscher Historiker (nur Waterloo erscheint in der üblichen britischen Beleuchtung), ja er stellt sich sogar in der schleswig-holsteinischen Frage auf den deutschen Standpunkt, wie später 1866 und 1870/71. Daß trotz sorgfältiger und eindringender Studien manches schief beurteilt wird oder nicht genügend hervortritt, ist verzeihlich. Mangel an Entschlußfähigkeit z. B. war es nicht, was Friedrich Wilhelm III. abhielt, sein Verfassungsversprechen von 1815 zu erfüllen, sondern der Widerspruch in seiner nächsten Umgebung. Die Armeereorganisation Wilhelms I. wird weder in ihrem Wesen noch in ihrer Begründung deutlich, sogar der entscheidende Anteil Roons tritt nicht hervor; der schleswig-holsteinische Feldzug von 1864 wird in seinem Verlaufe nicht klar, und in der Erzählung vom Ausbruche des deutsch-französischen Kriegs 1870 beachtet der Verfasser die ganze Lage der europäischen Politik, wie sie die neuern Forschungen zeigen, zu wenig. Doch das sind Einzelheiten. Die Ausstattung ist, wie gewöhnlich bei englischen Büchern, vorzüglich, die Bilder (unter ihnen auch ein paar Karikaturen aus dem Punch) sind meist gut. Die beigegebne Karte (Germany from 1815 to 1866) entspricht dagegen deutschen Ansprüchen nicht. Recht zweckmäßig ist das Register.

2. Bismarck and the Foundation of the German Empire, by James Wycliffe Headlam. G. P. Putnam's Sons, New York & London 1899. X und 472 Seiten.

Dieses Buch ist ein Band aus einer großen Sammlung, die Evelyn Abbott, Professor in Oxford, unter dem Titel: Heroes of the Nations herausgiebt, und die bis jetzt in neunundzwanzig schönen, handlichen Oktavbänden (zu fünf Schilling in Leinwandband) ebensoviele Helden aller Geschichtsperioden und aller Völker vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart im Zusammenhange mit ihrer Zeit, nicht streng biographisch, vorgeführt hat (darunter Pericles and the Golden Age of Athens, von Evelyn Abbott; Hannibal, Soldier, Statesman and Patriot, and the Crisis of the Struggle between Carthage and Rome, von W. O'Connor Morris, Cicero and the Fall of the Roman Republic, von J. L. Strachan-Davidson, Julius Caesar and the Organisation of the Roman Empire, von W. Ward Fowler; Theodoric the Goth, the barbarian Champion of Civilisation, von Thomas Hodgkin; Charlemagne, the Hero of two Nations, von H. W. Carleß David; Robert the Bruce, and the Scottish Independence, von Herbert Maxwell; Lorenzo de' Medici, and Florence in the 15th Century, von Edward Armstrong; Christopher Columbus, von Washington Irving; Gustavus Adolphus and the Struggle of Protestantism for Existence, von C. R. L. Fletcher; Napoleon, Warrior and Ruler, and the Military Supremacy of Revolutionary France, von W. O'Connor Morris; Nelson, and the Naval Supremacy of England, von W. Clarke Russell; Abraham Lincoln and the Downfall of American Slavery, von Noah Brooks u. a. m.). In dieser schon recht langen Reihe ist diese Biographie Bismarcks die erste (abgesehen von Karl dem Großen), die einen Gegenstand der deutschen Geschichte behandelt. Sie ist kürzer gefaßt als die von W. Jacks, im Urteil zurückhaltender, im Ton kühler als diese, aber sie beruht auf guten Quellenstudien und giebt einen klaren Überblick über die für fremde Leser zuweilen schwer verständlichen politischen Verhältnisse

Digitized by Google

Deutschlands, so z. B. die Gegensätze in der deutschen Frage 1848 bis 1852. Die Verwicklungen, die zum Kriege von 1870 führten, werden durchaus der modernen Kenntnis entsprechend behandelt, nicht nach Sybel, und das Urteil darüber ist ebenso billig und gerecht wie über das Wesen des „Konflikts," wo der Verfasser englischen Vorurteilen sogar sehr scharf entgegentritt, und über den oft erhobnen Vorwurf, Preußen trage die Schuld an dem bewaffneten Frieden seit 1866. Sehr lesenswert ist am Schlusse das Urteil über Bismarcks Sturz und über seine Haltung nach seinem Rücktritt, denn es ist immer interessant, was ein wohlunterrichteter und verständiger Ausländer über diese Fragen denkt, über die bei uns die Auffassungen noch immer unklar hin- und herwogen. — Die beigegebnen Bilder sind im ganzen gut, die Karte von Deutschland dagegen taugt ganz und gar nichts.

3. Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk, von Johannes Kreutzer. Zwei Bände mit zwei Bildnissen von J. B. Cissarz. Leipzig 1900, R. Voigtländers Verlag. 428 und 382 Seiten.

Auch dieses Buch gehört zu einer größern Sammlung unter dem Titel „Biographische Volksbücher, Lebensbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert," von der bis jetzt im ganzen achtzehn Teile erschienen sind (König Albert von Sachsen, von K. Sturmhöfel, Werner von Siemens, von Franz Pahl, Alfred Krupp, von Fr. Blencke, Heinrich von Treitschke, von H. Eckerlin, Elisabeth, Königin von Rumänien, von B. Diederich, Charles Darwin, von W. Bölsche, Albrecht von Roon, von Immelmann u. a. m.). Der Verfasser hat gründliche Quellenstudien gemacht, versteht gut und fließend zu erzählen und ist in seinem Urteil durchweg maßvoll und billig. Daß er einen sehr großen Teil seines Buches, fast den ganzen zweiten Band, der Zeit nach 1871 gewidmet hat, ist ein besondrer Vorzug. Denn von dieser verwickelten und im einzelnen noch vielfach unklaren, jedenfalls noch sehr verschiedner Auffassung unterliegenden Periode ist es schwer, ein einigermaßen befriedigendes und abgerundetes Bild zu gewinnen, und doch ist ihre Kenntnis für das Verständnis der Zeit seit 1890, also der unmittelbaren Vergangenheit und Gegenwart, ganz unentbehrlich.

Die übrigens solide Ausstattung ist nicht ganz nach unserm Geschmack; wir vermögen weder die Schriftgattung noch den etwas gedrängten Satz besonders schön zu finden, noch können wir uns mit der primitiven Holzschnittmanier des sechzehnten Jahrhunderts befreunden, die in den beiden Bismarckbildnissen von Cissarz wieder aufiebt. Doch andre werden darüber anders denken.

4. Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 bis 1897, herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band. VI und 162 Seiten. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Der Band bietet eine wesentliche Ergänzung des im Jahre 1895 erschienenen ersten Bandes, indem er zunächst Nachträge zu der dort zusammengefaßten Periode (1848 bis 1894), sodann die Ansprachen 1894 bis 1897 bringt. Die letzte stammt von Anfang Juni 1897.

5. Kaiser- und Kanzlerbriefe. Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck. Gesammelt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen von Johannes Penzler. Leipzig 1900, W. Fiedler. VIII und 302 Seiten.

Der stattliche Band enthält zunächst den Text der (bisher bekannt gewordnen) Briefe, im ganzen 134 Stücke von 1852 bis 1887, darunter einige besonders wichtige amtliche Schriftstücke, dann folgen die historischen Erläuterungen. Obwohl die Briefe alle schon anderwärts veröffentlicht sind, so ist doch ihre Zusammenstellung und Erläuterung eine recht verdienstliche Arbeit, der wir noch manche Nachfolge wünschen.

Digitized by Google

6. Margaretha von Poschinger, Kaiser Friedrich. Band I, 1831 bis 1862. Berlin 1899, R. Schröder. VI und 432 Seiten.

M. von Poschinger will eine doppelte Aufgabe lösen, eine wirkliche Lebensbeschreibung und eine Materialiensammlung dazu geben. In der That wiegt die zweite vor, denn es werden eine Menge Briefe und andre Schriftstücke im Wortlaut mitgeteilt, die zum Teil noch ungedruckt, also schon dadurch wertvoll sind und dem Buche den Charakter einer Quellensammlung verleihen. Vielleicht ist das auch das Beste, denn für eine wirklich geschichtliche Darstellung ist das Urteil der Verfasserin aus begreiflichen Rücksichten zu befangen, die Färbung zu wenig schattiert. Das wird sich bei der Fortsetzung noch viel mehr bemerkbar machen, als bei dem zunächst vorliegenden ersten Bande, der mit 1862, also mit dem Amtsantritte Bismarcks schließt und somit eine Zeit behandelt, in der der Kronprinz politisch noch wenig hervortritt, obwohl seine künftige Parteistellung schon erkennbar ist. Aber die Verfasserin wird durch eine zuverlässige und möglichst vollständige Quellensammlung der Geschichte einen größern Dienst leisten, als durch jede Darstellung, zu der die Zeit schwerlich schon gekommen ist, und sie würde sich ein ganz besondres Verdienst erwerben, wenn sie Briefe an und von dem Kronprinzen aus den Jahren 1866 und 1870/71, die allein manche Rätsel lösen könnten, in jeder ihr irgendwie erreichbaren Zahl mitzuteilen imstande wäre.

7. Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Vierter Band. Stuttgart 1900, J. G. Cotta. 474 Seiten.

Dieser vierte und letzte Band des großen Werks, das in seinen frühern Teilen so viele unerwartete Aufschlüsse auch über die deutsche Politik, namentlich im Jahre 1870, gebracht und dadurch unsre Auffassung wesentlich umgestaltet hat, behandelt in den tagebuchartigen „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" nur die drei Jahre 1878 bis 1881, vom Frieden von St. Stefano, durch den die Unabhängigkeit Rumäniens anerkannt wurde, bis zur Königskrönung am 22./10. Mai 1881, die sie feierlich besiegelte. Demgemäß stehn die auswärtigen Verhältnisse noch stark im Vordergrunde, aber sie wirken auch auf die innern Zustände des jungen Staats entscheidend ein. Besonders merkwürdig zeigt sich das in der bürgerlich-rechtlichen Gleichstellung der Juden (Artikel 7 der rumänischen Verfassung), die der Berliner Kongreß beschlossen hatte, und die Fürst Bismarck mit allem Nachdruck betrieb, aber nur, um die Anerkennung der gefährdeten Rechte der deutschen Eisenbahngläubiger zu erzwingen, eines der merkwürdigsten Beispiele seiner alles berechnenden und die deutschen Interessen immer vor allem kraftvoll fördernden Politik. Ein „Nachwort" schildert in großen Zügen die innere Entwicklung Rumäniens und das Wirken König Karls. Ein Register über alle vier Bände ist zugefügt und erhöht die Brauchbarkeit des Werks ganz wesentlich. Es ist eins der merkwürdigsten Bücher der Gegenwart, gleich interessant für die Deutschen wie für die Rumänen, für die Deutschen, die wir darin mit Bewundrung, Stolz und Sympathie die Thätigkeit eines deutschen Fürsten beobachten, der, wie einst sein Ahnherr, der Große Kurfürst von Brandenburg, ein jahrhundertelang mißhandeltes, barbarisches, aber begabtes Volk durch deutsche selbstverleugnende Pflichttreue zur Unabhängigkeit und Kultur emporhebt, für die Rumänen, die in diesen Bänden die Geschichte ihrer politischen und nationalen Wiedergeburt, wenn nicht von ihrem König selbst, so doch von einem seiner Vertrauten nach den Niederschriften und mit dem Willen des Monarchen authentisch aufgezeichnet finden. Wenn Rumänien heute höher, fester und geachteter dasteht als die übrigen Balkanstaaten, so verdankt es das vor allem seinem König, der die reichen Kräfte seines Volks, besonders seiner lange verwahrlosten Aristokratie, zu wecken und zu erziehn verstand. Wir denken auf das Ganze später noch zurückzukommen.

Digitized by Google

8. Reminiscences of the King of Roumania edited from the original with an introduction by Sidney Whitman, Leipzig, Tauchnitz, 1899. 320 Seiten.

S. Whitman, uns wohlbekannt als der Verfasser des Imperial Germany, hat sich zuerst bei Harper Brothers, London und Newyork, und jetzt in diesem hübschen kleinen Bande der Tauchnitzischen Sammlung das Verdienst erworben, das Wesentliche des großen Originalwerks herauszuheben und in zusammenhängender Darstellung zu geben, wobei er natürlich besonders wichtige Schriftstücke aus diesem im Wortlaut mitteilt. Er hat dabei auch schon den Inhalt des vierten, damals noch nicht erschienenen Bandes benutzen können, sodaß dieser in der englischen Form eher bekannt wurde als im deutschen Original. Das Buch ist feinsinnigerweise der verwitweten Mutter des Königs, der Fürstin Josephine von Hohenzollern-Sigmaringen, gewidmet.

9. Generalfeldmarschall von Steinmetz. Aus den Familienpapieren dargestellt von Hans von Krosigk, Major a. D. Mit einem Bildnis. Berlin 1900, E. S. Mittler u. Sohn. XIV u. 328 Seiten.

Karl von Steinmetz, der Löwe von Nachod und Skalitz, gehört zu der kleinen Zahl der Offiziere, die den ganzen Aufschwung Deutschlands von den Befreiungskriegen bis zum nationalen Kriege von 1870 im aktiven Dienst und als Mitkämpfer durchlebt haben. Um wenig Monate älter als Kaiser Wilhelm I. machte Steinmetz (geb. 27. Dezember 1796 in Erfurt) als blutjunger Leutnant die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, als Major den Krieg in Schleswig 1848, als kommandierender General des 5. Armeekorps den Feldzug in Böhmen 1866, wo er durch sein frisches, energisches Draufgehn und glänzende Erfolge einen populären Namen erwarb, als Führer der 1. Armee die ersten Monate des Kriegs gegen Frankreich. Aus seinen schon seit 1813 reichlich, obwohl nicht gleichmäßig für alle Zeiten vorhandnen und im Ruhestande seit 1871 noch vervollständigten Aufzeichnungen hat der Herausgeber das vorliegende Buch gestaltet, indem er fast nur das hinzufügt, was nötig war, die Schriftstücke untereinander zu verbinden, und sich des eignen Urteils dabei fast gänzlich enthält. Aber gerade dadurch tritt das Bild des Feldmarschalls sehr lebendig heraus als eines energischen, zuweilen schroffen, sich seines Wertes vollbewußten, stolzen, dabei aber innerlich bescheidnen, gemütvollen und frommen Mannes, der mit ganzer Seele seiner Pflicht und seinem König gelebt hat und sich auch durch manche Kränkung nicht hat verbittern lassen. Aber die Aufzeichnungen geben auch über dieses persönliche Interesse hinaus manche wichtige Aufschlüsse über bedeutende geschichtliche Vorgänge, an denen Steinmetz in leitender Stellung teilnahm. Dies gilt nicht von dem Feldzuge von 1866, über den vielmehr das Buch leider ganz kurz hinweggeht, weil hier Aufzeichnungen von Steinmetz nicht vorlagen, wohl aber vom 1870er Kriege, aus dem der General an seine (zweite) Frau Elsa von Krosigk (seit 1867) fleißig und ausführlich berichtet hat. Sein Zwist mit dem großen Hauptquartier datiert seit der Schlacht von Spichern am 6. August, obwohl er diese gar nicht gewollt und nur in ihrem allerletzten Teile mitgemacht hat. Es kam darüber zu einer erregten persönlichen Auseinandersetzung mit Roon. Auch die Schlacht von Courcelles vor Metz am 14. August wurde gegen die Ansichten des Generals von seinen Untergebnen eigenmächtig und, wie er meinte, unnützerweise begonnen. Daß dann der König durch Kabinettsordre vom 19. August Steinmetz dem Prinzen Friedrich Karl unterstellte, legte den Grund zu einem unhaltbaren Verhältnis. Von der Ansicht ausgehend, daß Steinmetz ungern gehorche, forderte der Prinz gleich bei der ersten Begegnung am 20. August in schroffem, fast drohendem Tone für die Zukunft strikten Gehorsam und verletzte dadurch den alten Herrn so tief, daß dieser sich beim König beschwerte und fortan jeden persönlichen Verkehr mit dem Prinzen vermied. Daraus

Digitized by Google

entsprang sehr bald der Konflikt, der den Bruch herbeiführte: bei einem zufälligen Zusammentreffen am 7. September unterließ der General die vorschriftsmäßige dienstliche Meldung bei dem fürstlichen Oberbefehlshaber und veranlaßte dadurch die königliche Kabinettsordre vom 12. September, die in ungewöhnlich scharfem Tone Steinmetz seines Kommandos enthob und ihm das Generalgouvernement in Posen übertrug. Indessen glaubte der General nach der Übergabe von Metz wieder Verwendung im Felde zu finden; als sich diese Hoffnung nicht erfüllte, forderte er am 12. November seinen Abschied. Der König lehnte dieses Gesuch in einem Handschreiben (vom 20. November), wie nur er es verfassen konnte, ab und genehmigte es erst am 8. April 1871 mit der gleichzeitigen Ernennung zum Generalfeldmarschall. Seitdem hat der alte Herr in Görlitz gelebt, eine stadtbekannte Erscheinung, wenn er, ein kleiner, untersetzter Mann in aufrechter Haltung mit schneeweißem, aufwärts strebendem Haar und dickem Schnurrbart, die Hände auf dem Rücken, behaglich durch die Straßen ging, und auf schlesischem Boden, im anmutigen Bad Landeck bei Glatz, ist er in der Nacht vom 3. zum 4. August 1877 an einem Herzschlag plötzlich gestorben, fast einundachtzig Jahre alt. Bestattet wurde er auf dem Garnisonfriedhofe in Potsdam.

10. Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben von D. Bernhard Rogge. Zweiter Band: von 1862 bis 1899. Mit dem Porträt des Verfassers und einem faksimilierten Briefe Kaiser Wilhelms I. Hannover und Berlin, 1899, Carl Meyer (Gustav Prior). VI u. 500 Seiten.

Der zweite Band dieses Memoirenwerks führt uns in eine wichtige und ereignisvolle Zeit, an der der Verfasser zwar keinen eigentlich leitenden, aber doch sehr thätigen Anteil an hervorragender und vielfach einflußreicher Stellung genommen hat, erst seit 1862 als Hofprediger an der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam und Divisionsprediger beim Gardekorps, sodann seit 1889 als Hofprediger an der Zivilgemeinde derselben Kirche. In seinem Amte kam er mit den leitenden Persönlichkeiten, vor allem mit Kaiser Wilhelm I. und seinem Schwager Roon in häufige nähere Berührung und machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit. Über die Erlebnisse in Frankreich hat er schon früher in einer besondern Schrift: Bei der Garde (1895) ausführlicher berichtet und giebt darum hier aus dieser nur eine Art von Auszug. In der nun folgenden Friedenszeit arbeitete Rogge eifrig am Synodalleben und am Gustav-Adolf-Verein mit und war dabei als Haupt einer kirchlichen Mittelpartei den unerfreulichen Angriffen der orthodoxen „Hofpredigerpartei“ (Kögel und Stöcker) nicht selten ausgesetzt. Zuletzt schildert er eine Reise nach Jerusalem, Ägypten und Griechenland zu Ostern 1895 und nach Oberitalien 1898 im Auftrage des Gustav-Adolf-Vereins zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Chiesa evangelica italiana. Die Ereignisse eines glücklichen und reichen Familienlebens verflechten sich ungezwungen mit den Berichten aus der Zeitgeschichte, und das Ganze ist frisch, lebendig und warm erzählt, mit der ganz persönlichen Färbung, zu der eine Selbstbiographie das gute Recht giebt.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Dreimal gefunden

Novelle von Magdalene Thoresen

(Schluß)

Es folgten schwere Tage und Nächte für Ragna, denn die Kräfte des Kindes nahmen ab. Und schon meldete sich der Herbst mit seinen Regenschauern und unwirschen Seewinden, und danach kam noch der lange, dunkle Winter; und wenn dieser den Tod mit sich brachte, wie sollte sie dann jemals wieder glücklich werden?

Darüber nachzugrübeln, das war Ragnas trauriger Zeitvertreib in der Einsamkeit. Aber sie verstand auch recht wohl, daß ihr größtes Unglück in dem Mißverhältnis zum Vater lag. Das war es, was Asmunds Herz verbitterte, und das war es auch, was Gottes Strafgericht auf sie und ihre Kinder herabrief.

So verlor sie sich tief in die Wüste, wo der Trübsinn nach und nach das Licht der Hoffnung verschlingt, wo die dunkeln Wolken die Sterne am Himmel verdecken.

Aber endlich brach nach vielen Regentagen doch wieder ein heller Morgen an. Die Sonne warf flimmernde Strahlen schräg in die Kajüte herein und über das magere Gesichtchen des Kindes. Da erhob sich Ragna, um ihm Schatten zu geben, aber was bekam sie zu sehen — das Kind lächelte! Lächelte das spielende Sonnenlicht an, das durch den Widerschein des Meeres wie ein Irrlicht hin und her tanzte, und die kleinen Kinderaugen leuchteten mit. Das kleine bleiche Kindergesichtchen hatte zum erstenmal ein Zeichen der Freude kundgegeben.

Ergriffen blieb Ragna stehn und schaute zu. Wollte Gott ihr damit einen Wink geben? Und hell wurde es plötzlich in ihren Gedanken, und der Mut kam zurück. Sie war immer schnell entschlossen gewesen, jetzt faßte sie sich langsamer — sie hatte ja jetzt auch viel mehr zu überlegen als sonst. Aber allmählich wurde sie sich doch klar, sie richtete ihr Gesicht nach oben im Gedanken an Gott und rief ihn zum Zeugen für ihren Entschluß an. Ja, sie wollte ihr Kind nehmen und zu Asmunds Vater gehn, sie wollte ihm sagen, was er wissen mußte — für alles andre wollte sie dann Gott sorgen lassen.

Sie war fest entschlossen. Keine Angst drückte sie, keine Sorge deswegen, daß das, was geschehn mußte, auch auf die rechte Weise geschehn werde. Um zwölf Uhr legte ein südwärts gehender Dampfer an einer anderthalb Meilen entfernten Haltestelle an. Wenn sie selbst mitruderte, konnte sie mit des Schiffsjungen treuer Hilfe zur rechten Zeit dort sein. Mit ihm besprach sie dann das Nötigste wegen der Beaufsichtigung des Schiffs, nur das Ziel ihrer Reise teilte sie ihm nicht mit. Niemand sollte es wissen, ehe es sich gezeigt hatte, wie ihr Unternehmen ausfiel.

Als sie zur rechten Zeit an der Haltestelle ankam und mit ihrem Kinde im Arm auf dem Schiffsdeck stand, wo ihr nach dem langen Aufenthalt in den kleinen Räumen der Jacht alles so unnatürlich groß vorkam, da ergriff sie wohl einen

Digitized by Google

Augenblick ein Gefühl der Unsicherheit, aber das verging bald, und mit gutem Mute sah sie dem Kommenden entgegen.

Erst bei Sonnenuntergang erreichten sie den Wohnort des alten Bjerke, und hier wurde Ragna in einem seiner eignen Boote an das Land gerudert. Als sie sich dann mit eiligen Schritten dem Hause näherte, und es aussah, als flöge sie einem frohen Willkomm entgegen, da war ihre Eile doch mehr eine Flucht vor der Angst, die ihren Körper zu lähmen drohte. Aber es mußte geschehn.

Da draußen auf der Flur steht eine, die mit Euch reden will! rief ein kleines buckliges Frauenzimmer durch die geöffnete Thür zu Bjerke hinein.

Ist es die Vogelscheuche, die vom Strande her kam? fragte er giftig.

Das Mädchen antwortete nicht, und Ragna trat ohne weiteres durch die halbgeöffnete Thür hinein. Sie hatte ihr großes wollnes Tuch abgenommen und stand nun gut gekleidet, groß und sicher vor ihm. Eine Weile sahen sie sich forschend an; er hatte sofort ein Gesicht gemacht wie eine bissige Bulldogge, womit er die Leute abzuschrecken pflegte, aber daran kehrte sich Ragna nicht im geringsten. Jetzt war sie so fest, daß das Schlimmste auf der Welt sie nicht mehr wankend machen konnte.

Was wollt Ihr? fragte er und schielte nach dem Kinde.

Ich bin Asmunds Frau, und dieses ist sein Kind.

Meines Sohnes Frau? Mein Sohn hat keine Frau — hinaus mit euch — Lumpenpack! schrie er und schlug mit seinem Stocke auf die Tischplatte vor ihm, daß das Mädchen, das die Thür angelehnt hielt, einen Schrei ausstieß und die Klinke losließ.

Ihr müßt Euch nicht mehr Sünde aufladen, als Ihr wieder gut machen könnt; bedenkt, Ihr seid ein alter Mann! sagte Ragna sanft.

Der Teufel ist alt, aber ich nicht! schnaubte er. Dann gab er dem Mädchen an der Thür einen Wink und sagte: Ruf den Elias herein, daß er mir das Weibsbild hier zur Thür hinausschafft! — Ich will der Sache schon ein Ende machen! sagte er wieder zu Ragna.

Ja, Ihr könnt schon ein Ende machen, aber zuerst müßt Ihr mich anhören, antwortete sie fest. Und als jetzt das Dienstmädchen und der Knecht zur Thür hereinkamen, trat sie ihnen befehlend entgegen: Ihr habt hier nichts zu suchen, wo die Schwiegertochter mit dem Vater ihres Mannes allein zu reden hat, sagte sie. Alsdann schob sie die beiden gelinde hinaus und machte die Thür zu.

Und nun wandte sie sich wieder an den Alten. Aber wenn er vorher einem bissigen Hunde geglichen hatte, dann sah er jetzt aus wie einer, der den Schwanz hängen läßt. Es war, als sei er vom Kopf bis zu den Füßen vollständig kraftlos geworden — doch saß er noch immer da wie ein Hund, der darauf lauert, daß man ihm den Rücken kehre.

Aber Ragna kehrte ihm nicht den Rücken. Leichenblaß zwar, aber sicher und fest stand sie vor ihm, ihr Kindlein noch immer an der Brust wie einen heiligen Schutz gegen das Unrecht.

Asmund und ich sind nun seit drei und einem halben Jahre verheiratet, begann sie leise. Wir sind von einem Diener Gottes gesetzlich getraut und haben seither miteinander auf dem Schiffe gelebt. Da gebar ich mit Gottes und meines Mannes Hilfe mein erstes Kind. Es galt mein Leben, aber wir hatten ja einander das Gelübde gegeben, im Leben und Sterben zusammenzuhalten. Das war ein großer schöner Junge, und wie gedieh er! Da kam der Frühling, der Frühling, wo das Schiff auf den Grund lief — wir wollten südwärts fahren, um das Kind taufen zu lassen — Holger sollte es heißen —, aber die See entriß es meinen Armen, und wir sahen es nie wieder.

Digitized by Google

Sie hob ihr Kind einen Augenblick an ihr Gesicht, und ein Schluchzen entrang sich ihrer gepreßten Brust. Doch schnell überwand sie ihre Schwäche und fuhr fort:

Aber zum Unglück trat Sünde hinzu. Denn wir dachten, wenn Ihr so gewesen wäret, wie Ihr hättet sein sollen, dann wäre der Junge am Leben geblieben — er hätte mit dem Großvater gespielt und einmal, als ein prächtiger Jüngling, seinem Namen Ehre gemacht. Statt dessen kam ein Fluch über ihn wie über uns auch. Das möge Euch Gott verzeihn.

Der alte Bjerke drückte die Augen zusammen, als ob er das Tageslicht nicht ertragen könnte.

Es vergingen fünfviertel Jahre, und dann kam das arme Würmchen zur Welt, das ich hier auf dem Arme habe. Wir haben es gepflegt, so gut wir konnten, aber auf der Jacht war wenig Platz und wenig Licht — und das Kind wurde immer kränker und kränker. Da war das Unglück wieder da mitsamt der Sünde — wir setzten Fluch gegen Fluch: Warum mußte er weiter leben, der an allem Unglück schuld war?

Still! schrie der Greis und blickte entsetzt auf.

Ja — so ist es; aber wessen Schuld war es? Dann reiste Asmund nach Christiansfund. Da war es gestern früh, daß die Sonne einen kleinen Strahl in die Kajüte warf, und da lächelte das arme Würmchen. Gott und Vater! Und es wandte seine Äuglein der Sonne zu. Ich dachte an das große Haus, wo Ihr wohntet, und an die Pflege, die dem Kinde hier zu teil werden könnte — und da kam es über mich, daß ich nicht mehr an das Böse glauben wollte und zu mir sagte: Wir sind es nicht, die dem alten Vater das Leben mißgönnen, sondern das Unglück ist es, denn dieses denkt sich immer so viel Böses aus. Ich will zu ihm gehn und ihm dieses kleine Leben bringen, und wenn er es aufnimmt, dann nimmt er wohl Vater und Mutter auch auf. So, nun müßt Ihr so handeln, wie Ihr es über das Herz bringt. Aber wenn Ihr mich mit dem kranken Kinde vom Hofe jagt, dann jagt Ihr uns beide in den Tod und vielleicht Euern Sohn dazu.

Der alte Bjerke wiegte sich unruhig hin und her. Es war, als brenne der Sitz unter ihm, und er sah Ragna fast ängstlich an. Plötzlich faßte er sich, schlug aufs neue mit dem Stock auf den Tisch und räusperte sich wie ein heiserer Kommandeur. Ragna schwankte zurück, und es dunkelte ihr vor den Augen. Aber zugleich erschien das verschüchterte Gesicht der Buckligen unter der Thür.

Der Elias soll anspannen und den Doktor holen! donnerte der Alte. Und du machst Feuer im Ofen und bringst Asmund seine Zimmer in Ordnung. Aber Tod und Teufel! das soll gehn wie das Wetter! Verstehst du mich?

Ja! Sie verstand ihn, sie traute nur ihren eignen Ohren nicht. Aber nun flog sie mit dem Befehl zur Thür hinaus, und er wurde in aller Eile ausgeführt, denn des alten Bjerkes Leute hatten gelernt zu gehorchen.

Jetzt verstand auch Ragna den Sinn seiner Worte. Aber dieser Erfolg ergriff sie so heftig, daß sie plötzlich meinte, auf den Boden sinken zu müssen. Hätte der harte Mann sie vom Hofe gejagt, so hätte sie ihn mit festen Schritten verlassen, aber jetzt, wo sie den Sieg gewonnen hatte, war an ihrem ganzen Körper kein Glied, das nicht vor Schwäche gebebt hätte. Sie taumelte auf einen Stuhl, und das Kind an ihr thränenüberströmtes Gesicht drückend, gab sie sich einer Gemütsbewegung hin, die ihren ganzen Körper erschütterte.

Währenddem saß der alte Bjerke in seinem Lehnstuhl und beobachtete sie; er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, als wolle er sich das, was er sah, genau aufzeichnen. Das Bullenbeißergesicht aber war verschwunden, nur ein wenig von einem alten Filou war wieder da — seinen ganzen geistigen Anzug zu wechseln,

Digitized by Google

das ging nicht nur so im Handumdrehn! — Und nun kam das Mädchen mit dem Bescheid, daß alles bereit sei.

Das gab Ragna die Besinnung zurück. Sie erhob sich und sah sich mit einem zärtlichen Blick im Zimmer um. Das sollte nun also ihre Heimat werden, die Heimat ihres Kindes. Dann schritt sie langsam vor über die Dielen — noch zitterten ihr die Kniee, wie jemand, der sich nach einer kurzen Ruhe wieder erhebt —, bis sie vor dem alten Manne stand. Da nahm sie dem Kinde alle Umhüllungen ab und hielt es ihm entgegen, während er ganz überwältigt dasaß und zusah und gar nicht wußte, was er thun sollte.

Seht, sagte Ragna mit leiser Stimme, das sieht nicht aus wie Leben. Aber nun nenne ich es hier Holger Bjerke im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Legt ihm nun die Hand auf, damit es mit Euerm Segen sterben kann.

Der alte Mann zuckte zusammen. So nahe war ihm Gott noch nie gekommen. Aber er verstand die Handlung und beschrieb schnell eine Art Kreuz über der kleinen Brust. Danach verbeugte sich die Mutter demütig vor ihm und wandte sich der Thür zu.

Aber nun war der alte Bjerke auf eine Höhe gestiegen, auf der er in seinem ganzen Leben noch nie gestanden hatte — er war sozusagen ein Stück über sich selbst hinausgewachsen. Mühsam erhob er sich und winkte ihr mit der Hand zu: Ich habe die Ehre, dich in meinem Hause willkommen zu heißen, Schwiegertochter! Darauf machte er ihr ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle. Und glücklicherweise ging sie nicht dem Tode entgegen, sondern dem Leben und der Gesundheit für sich und ihr Kind.

* * *

Unterdessen entledigte sich der Sohn so gut er konnte seines Auftrags, aber die Sache zog sich in die Länge. Ein paar mal hatte er an seine Frau geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Das machte ihn besorgt, und nach Verlauf eines Monats gab er die ganze Sache auf und reiste heim. Aber das Herz hatte sein Heim, und die Rechnungsablegung ein andres; kein Wunder, daß er zuerst der Richtung seines Herzens folgte.

Hier erfuhr er indes eine bittere Enttäuschung. Wohl hatte der Schiffsjunge alle bewegliche Habe in gutem Stande erhalten, aber die Kajüte war leer, und auf die verzweiflungsvollen Fragen des Mannes konnte der Junge immer nur die eine Antwort geben, daß er die Hausfrau auf das Dampfschiff begleitet habe, und nichts weiter. Von dort aus aber gab es viele Wege, und Asmund grübelte über alle nach. Schließlich blieb er in seinem Zweifel und seinem Trübsinn an einem stehn — gerade dem schlimmsten von allen —, sie hatte ihn freiwillig verlassen. Sie hatte das unstete Leben nicht länger ertragen können, und deshalb hatte sie nicht an ihn geschrieben.

Aber er wollte, er mußte sie wiederfinden! Und dann — ob nun der Vater ja oder nein dazu sagte — mußte das unruhige Leben auf der See aufhören. — Vielleicht waren auch die Briefe fehl gegangen! Vielleicht war sie krank — vielleicht war das Kind tot! Es stiegen so viele Vermutungen in ihm auf, daß er am nächsten Tage im Hause des Vaters wie ein vom Schicksal gehetzter Mann eintraf. Ohne sich aufzuhalten trat er in die Stube, wo der Alte saß — und merkwürdig vergnügt aussah, worauf aber Asmund in seiner trüben Stimmung wenig achtete.

Er gab nun dem Vater eine kurze Aufklärung über die Geldangelegenheit. Aber dieser schien der Sache wenig Wichtigkeit beizulegen.

Digitized by Google

Du kommst mir nicht besonders gut aufgelegt vor, sagte der Vater barsch.

Ich bin auch nicht gut aufgelegt, antwortete der Sohn kurz.

Das ist schlimm für dich.

Nun, es kommt darauf an, sagte Asmund; vielleicht wird es eben so schlimm für dich. — Kurz und gut, Vater — ich habe mich verheiratet — und ich habe im Sinn, mit meiner Frau zusammen zu leben.

So, du hast dich verheiratet? wiederholte der Alte mit einem listigen Zug um den Mund. Wo hast du denn da dein Weib?

Asmund strich sich mit der Hand über die Augen und schwieg eine Weile. Dann aber faßte er sich schnell und übergab dem Vater die Brieftasche. Hier hast du die Papiere über die Geldangelegenheit, das übrige erfährst du vom Anwalt. Ich muß gleich wieder fort. Das Boot ist bestellt — leb wohl, Vater!

Nein, halt — wart ein wenig, Junge! brach der Alte los. Fahr doch nicht zu wie eine Windsbraut! Geh in deine Stube, dort ist noch verschiedner Plunder, den du zurückgelassen hast.

Den kann ich ja ein andermal mitnehmen.

Nein, zum Henker, du sollst ihn jetzt im Augenblick holen! Ein Andermal ist ein Schelm!

Der Sohn warf ihm einen zornigen Blick zu — und ging über die Flur nach seinem Zimmer. Aber der alte Bjerke lachte für sich, bis er seinen Hustenanfall bekam, und auf den fluchte er, bis es half.

Mittlerweile erlebten Mann und Frau drinnen in Asmunds Stube einen glücklichen Augenblick. Was vorausgegangen war, brauchte keine lange Erklärung — die Wirklichkeit sprach für sich selbst.

Gleich darauf standen die beiden glücklichen Menschenkinder vor dem Greise, und was nie vorher geschehen war, das geschah nun: als Asmund den Vater küßte, brach dieser in Thränen aus. Er weinte, bis der Husten wieder kam; damit hatte er einen Ausweg, auf dem er vor sich selbst flüchten konnte, denn nun konnte er diesen wieder in die Hölle verfluchen. Aber entweder wußte der den Weg nicht dorthin, oder er verirrte sich unterwegs, denn er setzte sich so hartnäckig fest im Halse, daß der Sohn den Alten auf den Rücken klopfen mußte.

Jetzt hole ich das Kind! rief Ragna und eilte hinaus.

Ja — das ist ein Frauenzimmer! sagte der Alte erleichtert, als ob Ragna eine Erfindung von ihm selbst wäre. Sie drückt sich nicht in die Winkel und hinter die Thüren. Geh aus dem Weg, Vater! heißt es. Recht soll Recht bleiben!

So, hier haben wir den kleinen Holger Bjerke! sagte Ragna strahlend und hielt ihm das Kind hin.

Ist er denn schon getauft? fragte Asmund und nahm ihr den Jungen ab.

Ja, gewissermaßen, antwortete der Vater, aber es muß wohl noch einmal gethan werden.

Ich glaubte ja, er sei am Sterben, sagte Ragna, und da wollte ich nicht, daß er wie das andre arme Wesen ungetauft zum lieben Gott kommen sollte!

Und da taufte sie ihn selbst! setzte der Greis stolz hinzu. Gerade hier vor mir — und ich war Zeuge, jawohl! Und das muß ich sagen, nie vorher hatte ich in diesem Hause etwas von der Nähe Gottes gespürt, aber an dem Tage war er da, das ist ganz gewiß. Und seither hat er immer einmal hereingeschaut — aber das ist Ragnas Verdienst, ja, ihr Verdienst ganz allein.

Ach du, Ragna! rief Asmund und zog seine Frau innig an sich. Du bist stark! Und ich konnte den feigen Gedanken fassen, daß du mich verlassen hättest. Da wäre ich ja mein ganzes Leben lang ein heimatloser Mann geworden!

Heimatlos war ich, als ich dich traf, Asmund, sagte sie und schmiegte sich zärtlich an ihn an.

Digitized by Google

Nun, eine Heimat sollt ihr bekommen, und zwar eine schöne! sagte der Alte. Niemand soll mir deswegen fluchen dürfen, nein. Übrigens mußt du wissen, mein Sohn, daß ich überhaupt über niemand mehr fluche — nur über den Husten da — denn den hat der Teufel erfunden!

Die jungen Leute lachten einander an, sie begriffen es wohl, daß es nicht so leicht sei, ein so altes Laster los zu werden.

Und nun kam die Sherryflasche auf den Tisch — denn dieser Tag verlangte absolut, daß man anstieß. Und so richtete sich der alte Bjerke mühselig auf seinen wackligen Beinen auf und nahm das Glas in die Hand. Ja — so heiße ich also meine Kinder willkommen! sagte er würdig, während er zur Zimmerdecke hinaufschaute. Und dann wurde angestoßen und getrunken.

Nun haben wir uns zum drittenmal gefunden! sagte Ragna.

Ja, und nun sind wir daheim! jubelte Asmund und umarmte Gattin und Kind.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Offner Brief. Der Aufsatz in Nr. 39 der Grenzboten: „Gegen den Strom" hat mich mit wahrer Freude erfüllt. Endlich einmal ein mannhaftes Wort gegen das Genörgle und Geraune. Schon lange habe ich mich mit dem Gedanken getragen, in demselben Sinne auch einmal „gegen den Strom" zu schwimmen. Aber die leicht begreifliche Scheu des Gelehrten, in die Arena politischer Tagesstreitigkeiten hinabzusteigen, hat mich bisher davon abgehalten. Jetzt, da in dem Aufsatze Ihrer geschätzten Zeitschrift das Wesentliche über die politischen Tagesstreitigkeiten in so treffender Weise gesagt ist, erlauben Sie vielleicht dem „stillen" Stubengelehrten, noch einige Anmerkungen dazu zu machen und sich freudig und gern der kleinen Zahl der gegen den Strom Schwimmenden anzuschließen.

Die Grenzboten sprechen von einer „gehässigen, feindseligen, hämischen Kritik der antikaiserlichen Fronde."

Ich stimme von Herzen bei, wenn die Antikaiserlichen mit dem Epitheton ornans der Gehässigkeit, Feindseligkeit und des Hämischen belegt werden. Nach meinem Gefühle hätte ruhig noch mehr gesagt werden können. Es durfte gesagt werden, die Gehässigkeit sei blind, weil sie so weit geht, alles, was vom Kaiser ausgeht, anzufeinden, bloß deshalb, weil es von ihm ausgeht. Es hätte hinzugefügt werden können, die Feindseligkeit sei unpatriotisch und deshalb der großen Zahl der „Frondeure," die den Patriotismus gepachtet zu haben meinen, unwürdig. Endlich: hämisch zu sein sei ein Zeichen mangelhafter Erziehung und eines Defekts an Gemütsbildung.

Aber ich stoße mich an dem Wort „Fronde." Die „Antikaiserlichen" von heute sind etwas andres. Das ist keine „Partei." Sie sind ein zusammengewürfeltes Etwas, das sich nicht nennen und nicht greifen läßt. Sie sind nicht etwa antikaiserlich, weil sie einer bestimmten Gruppe von Maximen huldigten, die nicht die Ansichten des Kaisers sind. Ich weiß sie wirklich nur als die „Nörgler" (les mécontents, ein ziemlich unbekanntes Theaterstück von Prosper Mérimée, schildert diese Klasse Menschen prächtig!) zu bezeichnen. Um nun die Nörgelei gegen den Kaiser zu verstehn, muß man sich vor allem klar machen, daß

Digitized by Google

das viel mehr ist als ein Parteistandpunkt. Man kann es eine Mode, eine Krankheit, meinetwegen einen Bazillus nennen. Und das merkwürdigste dabei ist: diese Mode, diese Krankheit herrscht progressiv um so stärker, je höher die Schichten der Gesellschaft sind, und eben das finde ich in dem Aufsatze Ihres Blattes nicht hervorgehoben. In der sogenannten „guten Gesellschaft" ist die Nörgelei weit stärker als im Bürgertum, bei den „obern Zehntausend" noch viel stärker als in der guten Gesellschaft. Dagegen fand ich die verabschiedeten Offiziere, die bekanntlich sehr oft und ganz natürlich ein „Gekränktsein" mit in das otium cum dignitate hinüber nehmen, fast ganz frei davon. Sozusagen ganz frei davon sind auch alle Schichten der Gesellschaft in Hamburg, Lübeck und Bremen.

Tief im Schlamme der Nörgelei (ich weiß keinen bessern Ausdruck zu finden) stecken dagegen, mir ganz unbegreiflicherweise, meine politischen Freunde: die Konservativen. Bei alledem kann es nicht Wunder nehmen, daß man sogar in der Berliner Hofgesellschaft unliebsam oft der „gehässigen, feindseligen und hämischen Kritik der antikaiserlichen Fronde" begegnet.

Gegen alles das scheint mir ein noch viel kräftigeres Mahnwort als das in dem Aufsatz „Gegen den Strom" gesprochne dringend geboten. Ich bekämpfe die „sachliche, sich in den geziemenden Schranken haltende Kritik" — treffender weiß ich das auch nicht zu sagen — durchaus nicht. Aber das boshafte Verbreiten sich an die Person des Kaisers hängenden Klatsches, das Insohrtuscheln der neusten hämischen Kaiseranekdote, das planlos-blinde Verkennen der von dem reinsten Streben für das Wohl des Volks beseelten Absichten des hohen Herrn, das muß endlich einmal gebrandmarkt werden als ekelhaft und nichtswürdig. Es muß in das Bewußtsein aller gebracht werden, die darauf Anspruch erheben, gentlemen zu sein, daß es eines gentleman unwürdig ist, sich an die Person des Kaisers hängenden boshaften Klatsch, hämische Anekdoten, ätzende Bonmots weiter zu verbreiten. Der gentleman muß sich zur Pflicht machen, nie derartiges, wenn es ihm zugetragen wird, weiter zu verbreiten und den, der es zuträgt, mit gemessenen Worten zurückzuweisen. Jeder, der ein „überzeugungstreuer" Monarchist sein will, muß sich klar werden, daß er gegen sein Grundprinzip verstößt, wenn er anders handelt. Jeder vor allem, der sich konservativ nennt, müßte sich klar sein, daß hämische Feindseligkeit gegen den Träger der Krone mit wahrem Konservativismus unvereinbar ist. Dann wäre schon vieles besser.

Wir Deutschen sollten Gott täglich auf den Knieen dafür danken, daß wir ein persönliches Regiment des Kaisers haben, wir Preußen, daß unser Königtum kein Schattenkönigtum ist.

Und nun sehe man sich einmal gehörig im Auslande um. Belgier, Franzosen, Engländer, Italiener, Schweizer sind ganz gewiß keine Freunde eines persönlichen Regiments des Trägers der Staatsgewalt. Und siehe da: trotzdem begegnet man in diesen Ländern durchweg nicht nur einer viel gerechtern Würdigung Wilhelms II., sondern vielfach geradezu einer freimütigen, wenn auch oft ungern eingestandnen Bewunderung. Man mißgönnt uns geradezu diesen Herrn. Wer das Ausland so genau kennt wie ich, der im letzten Jahrzehnt halb Europa durchwandert hat und dabei immer Fühlung mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft, bis zu den höchsten, hatte, wird das nicht bestreiten können. Der bekannte Figaroartikel: Le lion d'Europe ist ein beredtes Zeugnis dafür.

Das sollte doch den Nörglern daheim zu denken geben und sie an die Thatsache erinnern, daß dem, der die Gegenstände aus zu großer Nähe besieht, diese in getrübtem Bilde erscheinen.

Es kann nun nicht meine Absicht sein, zu dem trefflichen Überblick über die Politik der letzten Jahre, wie ihn die Grenzboten gaben, noch etwas hinzufügen

Digitized by Google

zu wollen. Und doch kann ich mir nicht versagen, vier Schlagworte besonders hervorzuheben und an sie einige Bemerkungen zu knüpfen. Diese Schlagworte sind: Weltpolitik, Flotte, Kanalvorlage, „Zickzackkurs."

Wer nicht einsieht, daß es für Deutschland jetzt heißt: Sein oder Nichtsein, daß jetzt Deutschland Weltpolitik zu treiben anfangen mußte oder unfehlbar den Großmächten gegenüber, die sie treiben, zu einer Macht zweiten Ranges hinabsinken, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Und wer meint, daß das für das Wohlbefinden des einzelnen Deutschen jetzt und für alle Zukunft ganz einerlei sei, den muß man auf die Geschichte verweisen.

Daß eine starke Flotte für die Weltpolitik ein unentbehrliches Requisit ist, bedarf keiner weitern Erörterung.

Und nun der Kanal! Ich bin der festen Überzeugung, daß die Nachwelt über die Kanalgegner genau ebenso zu Gericht sitzen wird, wie die Gegenwart über die ehemaligen Feinde der Eisenbahnen Berlin-Potsdam und Nürnberg-Fürth, und ich habe meinen konservativen Freunden gegenüber nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Haltung der Konservativen in der Kanalfrage für den verhängnisvollsten Fehler ansehe, den diese Partei in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat. Ich habe das sogar einmal einem der sehr einflußreichen konservativen Parteiführer ins Gesicht gesagt. Ich merkte sogleich, daß er mich als einen Abtrünnigen ansah.

Endlich zum Zickzackkurs! Wer dem Kaiser vorwirft, er wisse nicht, was er wolle, er halte nicht immer und unverrückt an dem, was er für richtig erkannt hat, fest, er steure nicht immer denselben Kurs, der weiß einfach nicht, was sich seit 1888 hinter den Kulissen abgespielt hat. Der sogenannte „Zickzackkurs" ist, wie immer, ein Ergebnis von Kompromissen. Wer besonders daran Schuld ist, das läßt sich heute so ohne weiteres nicht sagen. Zum Teil ganz gewiß die Zusammensetzung des Reichstags. Zum großen Teil ohne Zweifel auch die „Partei der Nörgler." Daß die kaiserlichen Ratgeber recht oft viel mehr, als gut ist, in ihrem Handeln durch Scheu vor der Presse und vor der angeblich in ihr zum Ausdruck kommenden öffentlichen Meinung bestimmt werden, kann jeder bezeugen, der die innern Vorgänge der letzten Jahre kennt. Also man mache für den angeblichen Zickzackkurs alle andern, nur nicht den Kaiser verantwortlich!

Was vor allem not thut, das ist Vertrauen. Vertrauen zu dem kaiserlichen Herrn, das er in vollstem Maße verdient, Vertrauen in sein ehrliches und reines Streben, zum Besten Deutschlands nach innen und nach außen zu wirken, Vertrauen auch darein, daß ein Monarch doch in einem konstitutionellen Staate kein andres Interesse haben kann, als die Größe und das Wohl seines Volks, Vertrauen, daß ein begabter und unterrichteter Monarch, wie Kaiser Wilhelm II. ohne Zweifel einer ist, namentlich deshalb, weil des Monarchen Blick durch kein Parteiinteresse getrübt ist, sehr viel leichter das Richtige trifft, als der „beschränkte Unterthanenverstand," der wirklich manchmal beschränkt ist, weil Vorgänge der hohen Politik sich seiner Kenntnis entziehn. Wenn ich den Kaiser richtig verstehe, so ist es das, was er mit dem bekannten Mahnwort meinte, man solle ihm „durch Dick und Dünn" folgen.

Dieses Vertrauen, das darin gipfelt, a priori, bis zum Beweise des Gegenteils, anzunehmen, daß der Kaiser wohl das Richtige treffen werde, das ist es, was den guten Deutschen durch „Philisterei und Thorheit," durch „Querköpfigkeit und Nörgelsucht" ganz abhanden zu kommen droht.

Ich schließe mit den Worten der Grenzboten: Gott bessere es!

Wenn ich Ihnen anheim gebe, diese Zeilen in Ihrer Zeitschrift abzudrucken und sogar meinen Namen darunter zu setzen, so bin ich mir bewußt, daß zu dieser Bitte kein geringer Mut gehört. Einmal deshalb, weil der Unberufne, der „un-

Digitized by Google

praktische Gelehrte" zum Worte kommen will. Ich tröste mich aber damit, daß meinem Spezialfach, dem Staatsrecht, die „Politik" nicht so ganz fern liegt. Sodann aber deshalb, weil ich jedenfalls nicht davon kommen werde, ohne das Brandmal des „Byzantinismus" davonzutragen. Das ist auch so ein Zeichen der Zeit! Wer für die Politik des Kaisers eintritt, ist ein Liebediener oder ein Streber.

Ihr stets sehr ergebner

Großlichterfelde,
den 5. Oktober 1900

Stephan Kekule von Stradonitz
Dr. jur. utr. et phil., Fürstl. Schaumburg-Lippischer Kammerherr

Zur Statistik der landwirtschaftlichen Reinerträge. Es giebt in Deutschland keine wichtigere volkswirtschaftliche Frage, als die nach den landwirtschaftlichen Reinerträgen, und es ist deshalb auch in den Grenzboten mehrfach über Untersuchungen, die sich damit beschäftigt haben, berichtet worden. Namentlich gab eine Reihe tüchtiger Arbeiten in den als Archiv des Königlich Preußischen Landesökonomiekollegiums erscheinenden „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" Veranlassung dazu. Danach stellt sich die Frage nicht nur als eine der schwierigsten heraus, sondern vor allem auch als eine, deren Beantwortung ganz besonders von den Interessen und Parteiströmungen der Gegenwart beeinflußt zu werden in Gefahr ist. Es wäre deshalb eine streng amtliche, solchen Einflüssen möglichst entzogne Untersuchung der Verhältnisse mit Freuden zu begrüßen gewesen.

Von den im Jahre 1898 vom Reichsamt des Innern angeordneten Erhebungen über die Rentabilität der Landwirtschaft sind nun schon einige Ergebnisse veröffentlicht worden. Namentlich hat der Landwirtschaftliche Verein für Rheinpreußen in seinem Jahresbericht für 1899 eingehende Mitteilungen davon in der Form einer statistischen Zusammenstellung der Hauptergebnisse für seinen Vereinsbezirk gemacht, aus denen man sich über das Wesen der Enquete überhaupt orientieren kann, und auf die sich die nachfolgenden Betrachtungen hauptsächlich stützen. Leider erkennt man daraus, daß man es an der Vorsicht, die die eigentümliche Natur der Sache dringend erforderte, hat fehlen lassen.

Zunächst hat das Reichsamt des Innern nach allem, was bekannt geworden ist, die für solche Arbeiten — wenigstens zu ihrer Leitung und Kontrolle — berufne Reichsbehörde, das Kaiserliche statistische Amt, gar nicht an der Sache beteiligt, und auch die statistischen Landesämter haben nicht dabei mitzuwirken gehabt. Der schon erwähnte Bericht des Landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen schließt aber jeden Zweifel darüber aus, daß es sich um wirkliche Statistik, um eine Arbeit handelt, die in das Arbeitsgebiet der statistischen Reichs- und Staatsämter fiel, wenn auch natürlich, wie das fast immer bei solchen Erhebungen der Fall ist, eine beratende und ausführende Mitwirkung von Sachverständigen und Lokalbehörden nicht entbehrt werden konnte. Dagegen ist die Enquete vollständig in die Hand des „Deutschen Landwirtschaftsrats" gelegt worden, der sie mit Hilfe der Landwirtschaftskammern und der landwirtschaftlichen Vereine durchgeführt hat. So ist an die Stelle der amtlichen Statistik die Statistik der Interessenvertretungen gesetzt worden, und wenn man auch anstatt dieser Bezeichnung das Wort „Selbstverwaltungskörper" zu brauchen pflegt, so konnte sich doch wohl im Reichsamt des Innern selbst niemand darüber täuschen, daß man damit die so wichtige Frage von vornherein der Gefahr aussetzte, thatsächlich Gegenstand der Interessen-, Tendenz- und Parteistatistik zu werden. Der Mißbrauch der Statistik zu agitatorischen Zwecken hat ohnedies leider in der neusten Zeit einen unheimlichen Umfang angenommen. Gar nicht dringend genug können deshalb die leitenden Behörden davor

Digitized by Google

gewarnt werden, auch ihrerseits Tendenzstatistik zu treiben oder auch nur zu benutzen. Nicht einmal zur Agitation für an sich gute Zwecke dürfen sie zu diesem Mittel greifen. So lange wir keine Parteiregierung haben, darf die Regierungsstatistik nicht Parteistatistik werden, mit der man sich den Parlamentsmajoritäten und Wählermassen gefällig zeigt, sich selbst und der Krone aber Sand in die Augen streut. Die zunehmende Hintansetzung der statistischen Ämter zu Gunsten der Interessenvertretungen muß gerade ehrlich konservativen Politikern ernste Bedenken einflößen. Der Verdacht, daß das wegen ihrer bisher, Gott sei Dank, intakt erhaltnen Unparteilichkeit geschehen könnte, liegt leider in der Luft und wird durch einfaches Bestreiten nicht zerstreut werden. Wer Ohren hat und hören will, muß das wissen; die Spatzen schwatzens ja von den Dächern.

Der „Deutsche Landwirtschaftsrat" — eine reine Interessenvertretung ohne jeden amtlichen Charakter und nicht einmal als Selbstverwaltungskörper, dem durch Gesetz die Ausübung staatlicher Funktionen übertragen wäre, anzuerkennen — hat durch die Landwirtschaftskammern, Zentralvereine u. dergl. Formulare zu Ertragsberechnungen mit erläuternden Bemerkungen an die Inhaber von Landwirtschaftsbetrieben, die von den örtlichen Vereinen als „typisch" ausgewählt werden sollten, verteilen lassen. Im ganzen Reich sind 9000 Landwirte zu Angaben aufgefordert worden, von denen 2007 brauchbare Antworten eingegangen sind, während doch, abgesehen von Betrieben unter zwei Hektaren, die deutsche Landwirtschaft über zwei Millionen Betriebe aufweist. In der Rheinprovinz waren überhaupt 351 Fragebogen verschickt worden, wovon 125 brauchbar beantwortet wurden; ein sehr günstiges Verhältnis also, obgleich hier weitaus der Kleinbetrieb vorherrscht. Es liegt auf der Hand, wie viel da auf die richtige Auswahl der „Typen" ankam, wenn die Ergebnisse ein annähernd der Gesamtheit entsprechendes Bild geben sollten, was doch beabsichtigt war, und was natürlich auch von den vorliegenden Zahlen behauptet werden wird. Sagt man doch schon, daß die Wirklichkeit noch schlechter sei, als die schon grundschlechten Zahlen ausweisen, weil doch immer nur die intelligentern Betriebsinhaber geantwortet hätten, die auch verhältnismäßig höhere Reinerträge erzielt haben als die andern. Und wer hat denn die Typen ausgesucht? Ist da irgend welche Garantie für Objektivität und Tendenzlosigkeit geboten worden? Die örtlichen Interessenvertretungen werden das am besten wissen. Jedenfalls war es toll, ihnen dieses Geschäft einfach zu überlassen.

Über die Fragebogen mit den Erläuterungen, ebenso wie über die Methode der Kontrolle und der Aufbereitung des Urmaterials bei den Landwirtschaftskammern und schließlich beim Landwirtschaftsrat verlautet bisher gar nichts. Es muß erwartet werden, daß darüber noch klare Veröffentlichungen folgen, wie dies von den statistischen Ämtern nach richtigem Grundsatz immer geschieht. Die Zusammenstellung der Ergebnisse für das Rheinland zeigt, welche Hauptfragen gestellt worden sind, und wie sehr bei ihrer Beantwortung der Willkür und dem Unverstand Raum gegeben war, und daß sich auch bei der Bearbeitung an den Zentralstellen der erdenklichste Hokuspokus machen ließ, wenn man wollte. Wer nur eine Ahnung von solchen statistischen Arbeiten hat, wird das einsehen. Ohne peinlich genaue Darlegung der Methode, sowohl der Erhebung wie der Aufarbeitung müssen deshalb die Zahlen für gänzlich wertlos erklärt werden.

Da ist zuerst für jeden Betrieb das „Grundkapital (Verkehrswert des Bodens und der Gebäude)" angegeben, bekanntlich der wundeste Punkt in den ganzen Agrarquerelen von heute. Wer hat die Taxe gemacht? Nach welchen Grundsätzen? Wenn man mit diesen Güterpreisen die winzigen Reinerträge, die man herauszurechnen für gut gefunden hat, vergleicht, muß man den rheinischen Grundstücksmarkt für rein verrückt erklären. Für nichts zahlt doch sonst kein Mensch

Digitized by Google

so exorbitante Preise. Dann ist angegeben das Betriebskapital (stehendes und umlaufendes). Wie ist da taxiert worden? Jedermann weiß, wie willkürlich hier die Besitzer, zumal die kleinen, die keinerlei Buchführung haben, zu schätzen pflegen. Die Unterschiede im Verhältnis von Betriebskapital zu Grundkapital sind dabei so ungeheuer groß, daß ohne eingehende Erläuterungen mit den Zahlen gar nichts gemacht werden kann. Hier muß man durchaus an Professor von der Goltz, der doch wohl zu Rate gezogen sein wird, appellieren, ehe überhaupt weiter darüber gesprochen werden kann. Nach unsern Erfahrungen ist die Wirklichkeit total anders.

Die wichtigsten Punkte sind natürlich: die „Summe der Betriebseinnahme" und die „Summe der Betriebsausgaben (inklusive Amortisation und Arbeitsentschädigung für den Besitzer und seine Familie)." Zunächst kann man nicht sehen, ob das, was der Besitzer mit seiner Familie aus dem Betriebe in natura selbst verzehrt — einschließlich der Wohnung —, immer in die Einnahme gestellt ist. Soviel wir von Landwirten erfahren haben, ist das nicht oder nicht immer geschehn, wodurch die ganze Rechnung unrichtig wird, zumal bei vorherrschendem Kleinbetrieb. Obdach und die notdürftigste Nahrung (Getreide, Kartoffeln, Gemüse, Milch, Butter, Schweinefleisch und Schmalz) für die Familie — auch wohl für die ständig oder zeitweise in fremden Betrieben oder im Gewerbe arbeitenden Angehörigen —, das ist es ja, was dem Kleinbesitz vielfach seinen Wert verleiht und die Leute an die Scholle fesselt, viel mehr als der Reinertrag durch Verkauf von Produkten. Man darf da namentlich an die einseitigen Klagelieder über die jämmerliche Lage der kleinen Landwirte in Württemberg erinnern, die unlängst ein augenscheinlich geschulter Sozialstatistiker im „Schwäbischen Merkur" auf Grund der dort ermittelten Reinerträge anstimmt. Gewiß ist in den übervölkerten Agrarbezirken Württembergs die Not groß. Die winzigen Besitztümer können das nicht leisten, was man von ihnen verlangt. Hier kann nur Abwandrung der Leute und Zusammenschlagen der Wirtschaften helfen. Aber ein Vergleich der kleinen Wirte mit den Industriearbeitern, wobei diese als die hoch gelohnten erscheinen, ist grundfalsch, wenn nicht Unterschlupf und Naturalverpflegung und doch auch das Bewußtsein, Herr in Haus und Hof zu sein, beim Zwergwirt in Rechnung gestellt wird. Aber auch beim Klein-, Mittel- und Großbauern macht das, was die Familie aus dem Gute nimmt, sehr viel aus; je schlechter die Zeiten, umso mehr. Doch abgesehen davon, wie sind solche minimalen Reinerträge mit der doch oft und laut genug von agrarischer Seite betonten und in gewissem Grade auch unzweifelhaft vorhandnen Überschuldung der Güter vereinbar? Man wird doch nicht etwa nur unverschuldete Besitzer ausgewählt haben, oder gar reiche Leute, die nur zum Vergnügen die unrentable Landwirtschaft treiben? Sieht man die Zahlen an, so möchte man das fast glauben, jedenfalls können nur sehr wenige der Wirte, die geantwortet haben, nennenswerte Schulden auf ihren so hochwertigen Besitzungen haben, denn ganz auf Zinsen verzichtet das böse „Kapital" heutzutage doch sehr selten. Hier müssen die klarsten Erläuterungen, namentlich der jeder Willkür preisgegebnen Berechnung der Betriebsausgaben, bald nachfolgen, wenn die Zahlen nicht komisch wirken sollen. Bekanntlich hat der „deutsche Landwirtschaftsrat" die Ablösung der sogenannten Nachhypotheken sogar bis zum sechsten Sechstel des Werts zum niedrigsten Zinsfuß durch die korporativen Kreditinstitute und natürlich unter Staatshilfe oder Staatsgarantie verlangt. Wenn es aber so um die Landwirtschaft stünde, wie diese „Typen" besagen, dann ist schon die Beleihung bis zur Hälfte des Werts so riskant, daß 6 Prozent Zinsen zu niedrig wären und die landschaftlichen Pfandbriefe um 50 Prozent im Kurse fallen müßten.

Wer zu viel beweisen will, beweist nichts! Das scheint sich auch bei dieser

Digitized by Google

Enquete des Reichsamts des Innern wieder bewahrheiten zu sollen. Aber wirkungslos wird auch hier die Übertreibung des Notstands nicht bleiben. Geradeso wie unsre Kathedersozialisten und Sozialdemokraten jahrelang den Industriearbeitern vorgepredigt und vorgerechnet haben und es heute noch thun, daß sie mit ihren Löhnen nicht menschenwürdig, ja überhaupt nicht leben könnten, ebenso macht man es agrarischerseits jetzt mit den „Bauern." Die Reichen darunter, die von den höhern Zöllen etwas haben, lachen darüber und lassen sichs gefallen und werden natürlich trotzdem nichts weniger als Sozialisten. Aber die Masse der Kleinbauern mit ihren Familien, die sich, wie die Masse des handarbeitenden Volks überhaupt, jetzt wie früher gerade schlecht und recht durchschlagen können, in schlechten Zeiten auch wohl durchhungern müssen, und denen die höhern Getreidezölle unter gar keinen Umständen eine spürbare Besserung ihrer Lage bringen können, muß durch solche tendenziösen Übertreibungen der Sozialdemokratie unfehlbar in die Arme getrieben werden, in Süd- und Westdeutschland zuerst und unmittelbar. Im Osten werden die Landflucht und die Polonisierung für eine etwas andre, aber kaum weniger traurige Entwicklung sorgen. β

Entgegnung. Der in den Grenzboten vom 3. Mai dieses Jahres erschienene kurze Artikel „Pädagogische Prätentionen" hat Herrn Professor Bernheim in Greifswald zu einer Erwiderung veranlaßt (Beilage zu Nummer 199 der Preußischen Lehrerzeitung). Er sucht darin die Zweckmäßigkeit der von ihm begründeten Vereinigung aller Lehrenden Greifswalds, die in dem Artikel angezweifelt war, zu verteidigen durch die allgemeine Erwägung, „daß der Unterricht einer Nation ein großes zusammenhängendes Ganzes sei, dem jede Lehrstufe als ein lebendiges Glied angehört"; es müsse daher „ein einheitliches, allseitiges Interesse für die Unterrichtsfragen im großen Stil erweckt, die nationale Bedeutung eines einheitlichen Unterrichtswesens allgemein erkannt werden." Das ist eine Anschauungsweise, der man den guten alten Spruch: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" nicht laut genug entgegenrufen kann. Für die Gestaltung des Unterrichts der Nation ist es das beste, wenn jeder in seiner Stellung das Höchste zu leisten sucht, der Dozent in der Hochschule, der akademisch gebildete Lehrer im Gymnasium, der Elementarlehrer in der Volksschule. Das geschieht zum Glück auch bei uns, und diesem Umstande haben wir es zu danken, wenn unser Unterrichtswesen alles in allem auf einer erfreulichen Höhe steht.

Dagegen kann vor unberufner Einmischung in allgemeine pädagogische Fragen nicht dringend genug gewarnt werden; es ist ein arger, leider kaum abzustellender Übelstand, daß, wer einmal auf der Schulbank gesessen hat, auch über Schulfragen mitreden zu dürfen glaubt (könnte man doch alle unbefugte pädagogische Schreiberei bei schwerer Strafe auf zehn Jahre verbieten!). Wenn der Verfasser des Grenzbotenartikels diesen Standpunkt mit Entschiedenheit vertritt, so ist das kein „Standespartikularismus," wie Bernheim meint, sondern ein Ausfluß der Überzeugung, daß der einzelne meistens nur Etwas ordentlich kann und nicht in andern Dingen herumpfuschen soll. Und wenn Universitäts- und Gymnasiallehrer sich wirklich in die Reform der Volksschule einmischen wollten, so würden sich die Volksschullehrer sehr dafür bedanken, und mit Recht: Bernheim würde das auch Standespartikularismus nennen. Solche Fragen vom höhern Standpunkt aus anzufassen, giebt es eine Instanz, die sich Unterrichtsministerium nennt, und die, wo sie freie Hand hatte, immer den besten Willen gezeigt hat, sie eingehend zu prüfen und sachlich zu entscheiden. Wer wirklich fruchtbare Ideen für die Umgestaltung unsers Schulwesens im Kopfe hat, wird gut thun, sie dieser Instanz vorzulegen, statt sie vor einem bunt gemischten pädagogischen Publikum zu erörtern.

Digitized by Google

Bernheim macht weiter einen Schluß, dessen Logik nicht ganz verständlich ist. Die zu erwartende nächste Schulreform (man wird sie bald numerieren wie die Kreuzzüge) wird den Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen dieselbe Berechtigung erteilen, also den Universitäten Leute mit ganz verschiedner Vorbildung zuführen; zur Ausgleichung dieser Verschiedenheit werden Vorkurse eingerichtet werden müssen, wie sie die Universität bisher kaum kannte: „Sind aber erst einmal solche Vorkurse eingerichtet, hat man erst einmal auf den Universitäten allgemein mit verschieden Vorgebildeten zu rechnen, die je nach ihren Vorkenntnissen zu einem Teil der Studien Zutritt haben, zu einem andern nicht, so ist damit zugleich die Frage nach einem ergänzenden Universitätsstudium der Volks- und Mittelschullehrer offenbar (?) in ein neues Stadium getreten, und es sind wesentliche Voraussetzungen zu ihrer Lösung gegeben." Man bedauert hier nicht mitzukönnen. Die zu erwartende Reform wird doch zweifellos nicht daran rütteln, daß die Universität für die Studenten da ist, mit deren Ausbildung sie wahrlich genug zu thun hat, nicht für alle möglichen Leute, die über dieses oder jenes Gebiet gern ein bischen mehr wüßten, als sie in der Schule oder auf dem Seminar gelernt haben. Wenn sich unter den Volksschullehrern solche finden, die wirklich Studenten werden wollen und können, so wird man denen die Pforten der Hochschule gern öffnen, sie werden dann freilich aufhören, Volksschullehrer zu sein; für die große Masse aber ist die Universität nicht da und wird sie nicht da sein, so lange sie sich ihrer wahren Aufgabe bewußt ist. Etwas ganz andres ist es, wenn einzelne Dozenten Zeit und Lust dazu haben, besondre Vorträge für Volksschullehrer zu halten, die dann besonders auf sie zugeschnitten sein müssen; solche Vortragskurse, die an verschiednen Orten bestehn, sind gewiß nützlich und lobenswert, aber sie sind Sache der einzelnen, nicht der Universität.

Bernheim führt endlich für seine Auffassung die Reformen in Amerika an, bei denen Lehrer aller Kategorien mitgewirkt haben. Gesetzt, daß sich diese Reformen in Wirklichkeit ebenso schön ausnehmen wie auf dem Papier, so muß man doch sagen, daß Deutschland es vor der Hand gar nicht nötig hat, sein Heil in Amerika (oder anderswo im Auslande) zu suchen. Denn überall im Auslande bewundert und beneidet man unsre Schulverhältnisse, gerade Amerikaner kommen alljährlich in großer Zahl nach Deutschland, um auf unsern Hochschulen zu studieren, und kehren mit der größten Hochachtung vor deutscher Wissenschaft und deutschen Universitätseinrichtungen wieder heim. Wir werden also abwarten, welche Erfolge die vielgepriesene amerikanische Reform zeitigt, und wenn sie befriedigend sind, so wird schon jemand — aber sicher nicht die Vereinigung aller Lehrenden in Greifswald — dafür sorgen, daß wir, wenn es möglich ist, etwas davon lernen.

Gedichte. Es ist nicht jedermanns Sache, andrer Leute Gedichte zu lesen, viel lieber lesen die meisten ihre eignen sich und — noch besser — andern vor, sodaß man nicht begreift, wie es rein buchhändlerisch möglich ist, daß so viel Verse gedruckt werden. Die meisten haben gar keinen Inhalt, der andre interessieren könnte, höchstens interessieren sie solche, die selbst dichten und drucken lassen möchten, und die sich dann teilnehmend selbst im Spiegel betrachten. Genügen aber diese als Käufer, wenn man zu ihnen etwa noch die Enttäuschten hinzurechnet, die sich vielleicht durch eine Rezension verlocken ließen? Dann kaufen und erhalten sich also im Grunde genommen die dichtenden Kollegen einander gegenseitig. Oder wer rechnet mir das Exempel anders aus? Ich habe wörtlich und aufrichtig einen ganzen Stoß von Gedichtsammlungen gelesen, längere Zeit liegen lassen, dann wieder durchgeblättert und gelesen, immer mit dem besten Bemühen, darin etwas zu finden, was einen Leser freuen oder anregen könnte, aber die Auswahl

Digitized by Google

wurde immer kleiner, und schließlich sind nur ein paar Sachen zurückgeblieben, die uns nicht bloß Formen zeigen, sondern auch eine Person, die andern etwas zu sagen weiß. Cäsar Flaischlens Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens, gesammelte Gedichte aus den Jahren 1884 bis 1899 (Berlin, Fontane und Komp.) und Gustav Falkes Mit dem Leben, neue Gedichte (Hamburg, Alfred Janssen) haben beide, was ihr Titel ausspricht, einen lebendigen Inhalt und nichts von Wortgetändel. Bei Falke scheint die Situation mehr erdichtet zu sein: Jugendtage, allerlei Lieben, Abschiednehmen, Scheiden und ein neues Liebesleben im Alter; bei Flaischlen hat man mehr den Eindruck des innern Erlebnisses. Jenen könnte man sich ferner trotz dem manchmal tiefen Ernst seiner Verse als einen wohlhabenden und wohllebenden Mann, sogar von einer gewissen Behaglichkeit, vorstellen; bei diesem klingt bei sehr viel Resignation immer das Motiv vom geretteten Boot so durch, daß man leichter wenigstens etwas davon für Wirklichkeit nehmen wird. Flaischlen, der als Schriftsteller nicht gerade sehr produktiv gewesen ist, zeigt sich in diesem Buche als der vielseitigere Dichter und der tiefer denkende Lebenskenner, der in seiner Spruchweisheit mit Glück Goethe und Rückert fortsetzt; bei Falke ist die weniger komplizierte Natur, in der die Eindrücke leichter arbeiten und die Töne immer mit Vollklang, mit einem Überschuß von Kraft hervordringen, auch wenn das Ganze auf Moll abgestimmt ist. Falkes Ausdruck ist einfach, gewinnend, musikalisch, bei Flaischlen erinnert vieles an den Prosaiker, aber es paßt immer in die Form seiner viel mehr reflektierenden Dichtung. Beide Bücher sind geeignet, Menschen auf ihrem Lebenswege eine Weile zu begleiten, das Flaischlensche noch eine gute Strecke länger, weil es gehaltvoller ist, beide sind durchaus modern, was hervorzuheben überflüssig wäre, wenn es nicht geschähe, um hinzuzusetzen, daß sie in keiner Weise unanständig sind und nirgends einen Stich ins Frivole haben; man sieht also, es geht auch so. Bei beiden ist viel Naturmalerei, denn die uns umgebende Natur ist nun einmal unsre tägliche Begleiterin, aber die Schilderung geht nicht in zwecklose Melancholie aus, die Wirkung auf das Gemüt ist namentlich bei Flaischlen am letzten Ende versöhnend, optimistisch; bei Falke kommt das Nordische, bisweilen auch das Lokal-Hamburgische zum Ausdruck, Nebel, Meer, Sturm, häuslicher Komfort; Flaischlen merkt man den Süddeutschen an, sein Naturbild ist abgeklärter. Nach dem ganzen Eindrucke sollte man meinen, Flaischlen wäre der ältere, während er doch zehn Jahre jünger ist als Falke. Diesem giebt seine Muse „goldnen Tag und Traum, des Glücks eine blühende Ranke um seinen Lebensbaum," das Ernste und Schwere nimmt sich dagegen bei ihm mehr wie erdichtet aus; hinter Flaischlens Dichtung liegen innere Kämpfe, Konflikte, die auf Ausgleich dringen und sich zur Klarheit durchgerungen haben. Flaischlen ist man vielfach als Verteidiger der Modernen begegnet, z. B. im Pan, wo er Widerspruch hervorrief; hier dagegen kann man ihm zustimmen als Litteraturkritiker oder als Kunstrichter: „Male, wie du, brauchst du Geld, wünschen wirst gemalt zu haben usw." Seine Kinderträume sind dahin und tausend Hoffnungen unerfüllt geblieben, aber das Erreichte hält er um so fester. Das platte Genießen der Philister und Gecken verschmäht er, nicht weil er es nicht haben kann, sondern weil es ihn anekelt, überall dringt eine echte, edle Idealität durch, die auf dem besten ruht, was wir haben, so in dem schönen langen Gedicht „Meine Mutter." Er wird oft satirisch, aber nicht bitter, denn er ist zufrieden: „Ich nehme mir, was ich vom Leben will, ich will vielleicht soviel nicht mehr wie früher, doch lachend steht es und hält still und blüht mir seinen Überfluß entgegen in reichrer Fülle, als ich je geträumt." Er will nicht Lyriker sein, sondern Dichter: „Es führen alle Wege so zur Kunst, doch immer mitten nur durchs Leben, durch Kampf und Schmerz, und nicht abseits verlorne Felder entlang, und immer mitten nur durchs eigne

Digitized by Google

Herz.“ Aus seiner Vorrede spricht Selbstgefühl, aber er ist dazu berechtigt. Er „kann“ etwas, das ist keine Frage, davon zeugt beinahe jede Seite seines kleinen Buchs; ich habe darin nichts Verfehltes und nichts Gleichgiltiges gefunden. Seine beste Leistung ist die Spruchdichtung, er giebt uns aber auch reine Naturstimmungen ohne Tendenz, von echter, klarer Schönheit („Bleistiftskizzen“ Nr. 1 und 3), schwermütig wie Verlaine, von dem er auch einige Gedichte übertragen hat (sehr viel besser als Otto Hauser, der ein ganzes Buch mit solchen Übersetzungen gefüllt hat, Berlin, Verlag der Concordia). Wozu übersetzt man überhaupt Verlaine! Wer ihn nicht französisch lesen kann, braucht ihn wahrlich nicht. Flaischlen aber hat vollends nicht nötig, ihn zu übersetzen, denn seine eignen Sachen sind als Poesien mindestens nicht schlechter und dabei gesund und natürlich, während an Verlaine alles krank und gekünstelt ist. Nach meinem Geschmack enthält Flaischlens Buch die besten subjektiven Gedichte, die seit langer Zeit geschrieben worden sind, und ich verstehe, daß er Schüler anziehn konnte. Als solchen bekennt sich Adolf Grabowsky in seinem Gedichtbande Sehnsucht, ein Menschenbuch (Berlin, Fischer und Franke): „Dies Buch möge gelesen werden wie eine Geschichte, Cäsar Flaischlen sei es in Dankbarkeit gewidmet.“ Feine Ausstattung mit Buchschmuck, gute edle Sprache und ernste Gedanken, aber noch zuviel Worte und zu wenig Erlebnis, das Ganze recht jugendlich. Nach welcher Seite der Fortschritt gehn müßte, wird der Verfasser am besten selbst aus Flaischlens Buch sehen, es wird sich dabei aber nicht um einen rein litterarischen Prozeß handeln können.

Zu den beiden Berufspoeten, die mit dem Herzen in ernster Absicht dichten, stelle sich nun ein feiner, auch als Dichter schon vielfach hervorgetretner Mann der Wissenschaft mit einem scherzhaften dramatischen „Reimspiel,“ nicht um des Gegensatzes willen, sondern weil dieses, die Silvesternacht von Theodor Birt (Marburg, Elwert), wirklich in seiner Art etwas an Geist und Erfindung und Form so vollkommnes ist, daß die meisten Berufsdichter darum den Marburger Professor zu beneiden alle Ursache hätten. Das Ganze ist ein Scherz, die Handlung — um 1780 in einer kleinen deutschen Residenz — hat die Wahrheit oder Unwahrscheinlichkeit eines Gozzi oder Goldoni. Ein Prinz als Nachtwächter, dieser als Prinz verkleidet, spielen ihre Rollen so, daß nach vielen Verwicklungen und Attrappen jeder Teil zu seinem Rechte kommt; der Prinz heiratet die bis dahin von ihm verschmähte Prinzessin, der andre seinen von dem Prinzen umworbnen Schatz und wird prinzlicher Hofgärtner. Der Reiz liegt in dem täuschend durchgeführten Milieu des Rokoko und einer eminent gewandten Diktion, für deren Zwecke alle erdenklichen Feinheiten früherer Litteraturen bis zu den spanischen Dramatikern zurück in freier, zwangloser Anwendung aufgeboten werden. Daß diese große Kunst nur einem Spiele dient, wird mancher bedauernd empfinden, ihre Grazie und ihre heitere Frische muß jeder bewundern; Watteau und Lancret haben ihre Sache mit dem Pinsel kaum besser gemacht. Aufgeführt müßte das Stück reizend wirken.

A. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Kanzlerwechsel

Fürst Chlodwig von Hohenlohe ist vom Reichskanzleramt zurückgetreten. Als er vor sechs Jahren in einem Alter, wo nur wenig Auserwählte noch die Verantwortlichkeit hoher Staatsämter zu tragen vermögen, des Kaisers Ruf auf den verantwortlichsten Posten im ganzen Reiche folgte, er, den kein Ehrgeiz nach Macht und Ansehen, nach Titel und Orden leitete, und dem materielle Beweggründe ferner lagen als irgend einem, da sagte sich jedermann, der die Verhältnisse kannte, daß er ein schweres Opfer bringe dem jungen Kaiser und dem noch jüngern Reich, die einen Kanzler brauchten und nur ihn brauchen konnten. Es war eine unendlich schwere Entscheidung, die der Kaiser damals treffen mußte, und wie er sie traf, gereicht ihm zu hohem Ruhme. Der junge Kaiser berief den ältesten, vornehmsten Staatsmann deutschen Stammes zu seinem ersten Berater, nicht einen Streber ohne Grundsätze und Würde, der einer Willkürherrschaft am bequemsten gewesen wäre, und wie sie zu Dutzenden bereitwilligst zur Verfügung standen. Und der greise fürstliche Staatsmann hat dem Vertrauen seines Kaisers weit über menschliches Erwarten bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte entsprochen. Er scheidet von seinem Posten in einem Alter, wo auch ein Riese wie Fürst Bismarck schon ein Greis war, der der Ruhe bedurfte, und er scheidet erst, nachdem der Kaiser und er selbst den neuen Kanzler unter den Staatsmännern gefunden hatten, mit so reicher Lebens- und Arbeitskraft, wie sie das Amt und die Zeit immer dringender forderte. Nur wenn er sich das vor Augen hält, wird der Geschichtschreiber der Wirksamkeit des Fürsten Hohenlohe gerecht werden können. Um so lauter sei schon heute sein Verdienst von uns Deutschen anerkannt, dieses leuchtende Beispiel deutscher Treue gegen den Kaiser und das Vaterland, und wahrhaft vornehmer und taktvoller Aufopferung den endlosen Widerwärtigkeiten gegenüber, die seine eigentümliche Stellung im Amt mit sich brachte.

Seine Reichskanzlerzeit bedeutet für den Fürsten Hohenlohe nur eine kurze Episode in einer langen verdienstvollen Laufbahn als Staatsmann. Erinnert

Digitized by Google

sei heute nur daran, daß er schon vor mehr als dreißig Jahren, 1866 bis 1870, bayrischer Ministerpräsident gewesen ist und als solcher es für seine patriotische Pflicht hielt, der großen deutschen Politik seines großen preußischen Kollegen in dem dafür noch am wenigsten zugänglichen Staate Süddeutschlands den Boden vorzubereiten. Nicht vergessen sei ihm namentlich sein Rundschreiben vom 9. April 1869, worin die deutschen Regierungen in weiser Voraussicht vor den Gefahren gewarnt wurden, die aus den im Vatikanischen Konzil verfolgten jesuitischen Plänen für die deutsche Politik zu erwachsen drohten. Zum Dank für seinen deutschen Patriotismus stürzte ihn dann die bayrische „Patriotenpartei," die in diesem „frommen" Werk auch von der protestantischen Orthodoxie Bayerns warm unterstützt wurde.

Bekanntlich hat die junkerliche reaktionäre Fronde gegen den „neuen Kurs" noch in den letzten Jahren den königlich preußischen Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe als den „süddeutschen Liberalen" bezeichnet, den zu stürzen ihre Aufgabe sei, die rücksichtslos verfolgt werden müsse. Alle die hämischen, niederträchtigen Nörgeleien und Hetzereien, die diese Fronde in der bekannten „Bismarckpresse" jahrelang gegen die Politik und die Person des Kaisers zu richten für „preußisch-konservativ" hielt, mußte in verschärfter Form Fürst Hohenlohe aushalten. Was in dieser Beziehung der ostdeutsche Adel geleistet hat, wird für immer ein unerbauliches Blatt in seiner Geschichte bleiben, die doch an rühmlichen so reich ist. Möge die Verirrung der Gemüter, die sich hier zeigt, bald einer bessern Gesinnung Platz machen, und der Hohenlohische „Liberalismus," der Hohenlohische Patriotismus, die Hohenlohische wahrhaft ritterliche Vornehmheit den adlichen und bürgerlichen Junkern in Preußen als leuchtendes Vorbild dienen, an dem sie sich in gehöriger Selbstzucht und männlicher Bescheidenheit zu der modernen gebildeten Aristokratie erziehn, die wir so dringend bedürfen.

Die Versuche, den Fürsten Hohenlohe zu „stürzen," sind Gott sei Dank an des Kaisers klarer Erkenntnis und seinem festen Willen gescheitert: Graf Bülow ist sein Nachfolger geworden.

Mit aufrichtigster Freude muß Deutschland auch diese Entscheidung des Kaisers begrüßen. Wo immer bisher Graf Bülow in die Öffentlichkeit getreten ist, was immer von ihm an thatsächlichen Erfolgen bekannt geworden ist, das hat in uns und in den gebildeten Kreisen, die uns nahe stehn, die Überzeugung zur Reife bringen müssen, daß er der rechte Mann für das Amt des obersten Beraters des Kaisers sei. Wenn auch er von der „Fronde" — die freilich keine Partei ist, aber Parteien in wichtigen Fragen beherrscht — wiederholt höchst unglimpflich angefaßt, und wo er nicht gehorchen wollte, sogar gelegentlich mit dem Sturz bedroht worden ist, so spricht das für ihn, nicht gegen ihn. Unzweideutig hat der Kaiser durch seine Wahl den frondierenden Herren gezeigt, daß er durch die Opposition aufgewiegelter preußischer Junker ebensowenig in die Irre geführt wird, wie durch die Scheiterhaufenpolitik von Hofpredigern. Das wird heilsam wirken, und wie wir die Leute kennen, wird die konservative Opposition zunächst wohl sehr viel liebenswürdigere

Digitized by Google

Töne gegen Graf Bülow als Reichskanzler anschlagen, als sie gegen den Staatssekretär des Auswärtigen Grafen Bülow für angebracht hielt. Schon daß die noch jüngst in den „Bismarckblättern“ versuchten Ausstreuungen über „Differenzen“ zwischen dem Kaiser und dem Auswärtigen Amt so eklatant Lügen gestraft worden sind, wird manchen unsrer verrannten Junker zur Besinnung bringen.

Graf Bülow hat Gelegenheit gehabt, sich in der äußern Politik zu bewähren, auf einem Gebiet, auf das sich auch der bisherige Reichskanzler aus naheliegenden Gründen in der Hauptsache beschränken mußte. Der neue Reichskanzler wird darin voraussichtlich zu einer wesentlich andern Stellung veranlaßt werden. Einmal ist die auswärtige Politik Deutschlands jetzt schon durch das Vorwiegen wirtschaftspolitischer Rücksichten genötigt, viel engere Beziehung mit dem „Innern“ zu pflegen als früher. Die bevorstehende Neuregelung unsrer Zoll- und Handelspolitik spricht darüber deutlich. Dann ist aber Graf Bülow jetzt dem Kaiser auch für das richtige Arbeiten des Riesenapparats, zu dem sich das Reichsamt des Innern ausgewachsen hat, unmittelbar verantwortlich, und er ist außerdem auch preußischer Ministerpräsident geworden. Als solcher hatte sein Vorgänger besonders wenig einzugreifen, viel weniger durchzugreifen Veranlassung genommen. Hier wird sich Graf Bülow unter allen Umständen um das „System,“ das herrschen soll, nicht nur zu bekümmern, sondern es auch zu bestimmen haben, soweit er es vor dem Kaiser zu vertreten hat. Es kann nicht geleugnet werden, und es war auch ganz natürlich, daß im letzten Jahrzehnt verschiedne Verwaltungsstellen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerpräsidenten mehr aus der Hand gekommen worden sind, als gut ist. Die Folgen davon machen sich an allen Ecken und Enden bemerkbar. Es ist eine sehr große Aufgabe, die in dieser Beziehung dem Grafen erwächst. Viele Widerstände werden überwunden werden müssen, denn so wie bisher geht es nicht weiter. Aber dazu scheint der neue „Chef“ ja gerade der rechte Mann zu sein: suaviter in modo, fortiter in re.

Die gewaltigen Aufgaben und Wandlungen, die das Reich in dem begonnenen Jahrzehnt wird lösen und durchmachen müssen, stehn uns allen vor Augen. Je weniger das politische Parteileben und die Parlamente uns Vertrauen einflößen können, um so höher muß es veranschlagt werden, daß wir volles Vertrauen zum Kaiser und zu den verbündeten Regierungen haben dürfen. Es wird eine der schönsten und um das Vaterland verdienstlichsten Aufgaben des neuen Kanzlers sein, im deutschen Volk das Vertrauen zu der kaiserlichen Politik, wie sie es verdient und braucht, um dem Reich eine herrliche Zukunft zu sichern, überall zu wecken und zu praktischer Bethätigung zu erziehn. Dann wird er auch die Parteien und die Parlamente wieder zu gesunder Wirksamkeit erzogen haben.

Digitized by Google

Getreidezölle und Handelsverträge

Bei der Behandlung der wirtschaftspolitischen Fragen macht sich in den unmittelbar an der Gesetzgebung beteiligten Kreisen, sowohl bei der Regierung wie bei den Parlamentariern und sonstigen Beratern aus Landwirtschaft, Handel und Industrie, noch immer eine sehr starke Abneigung gegen die Erörterung prinzipieller und allgemeiner Fragen, wie sie die nationalökonomische Wissenschaft aufzustellen und zu beantworten hat, bemerkbar. Die Erscheinung begann in den letzten siebziger Jahren, als Fürst Bismarck in schroffem Bruch mit der einseitigen Freihandelsdoktrin den Übergang zum allgemeinen Schutzzollsystem durchsetzte. Sie war die natürliche Reaktion gegen die die Gesetzgebung beherrschende Prinzipienreiterei, an der übrigens damals schon die Vertreter der Wissenschaft nur noch in wenig Ausnahmen beteiligt waren. Wenn sich heute die Abneigung gegen Prinzipien und Wissenschaft noch ebenso stark oder noch stärker geltend macht, so wird man doch fragen dürfen, ob das ganz gerechtfertigt ist. Je näher die Entscheidung über die Neureglung unsrer Zoll- und Handelspolitik rückt, um so mehr muß sich die Notwendigkeit fühlbar machen, daß man über die großen grundsätzlichen Fragen, die dabei in Betracht kommen, klar wird und die Erfahrungen, die in den letzten Jahren gemacht worden sind, von einer höhern, über den Sonderinteressen der Gegenwart stehenden Warte prüft, wie sie die Wissenschaft einnimmt. Das der herrschenden Neigung entsprechende Sammeln von Thatsachen und immer wieder Thatsachen durch Befragen der materiell interessierten Praktiker, die Aufstellung immer neuer und detaillierterer Interessenstatistiken, die Veranstaltung immer speziellerer Spezialforschungen mag ja ganz verdienstlich sein, aber es führt schließlich dazu, daß das Wort wahr wird: „Dann hat er die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Darauf deutet es doch hin, wenn neuerdings von einem seit Jahren ausschließlich mit den Vorbereitungen der neuen Handelsverträge beschäftigten Wirtschaftspolitiker*) offen eingestanden wird, daß die Einzelthätigkeit, die bisher von allen beteiligten Stellen entwickelt worden sei, wenig mehr bedeutete, „als die Beschaffung von Material für die Lösung der gestellten Frage.“ Ob ein einzelner Zollsatz so oder so festgesetzt werde, sei an sich und für seinen Interessentenkreis zwar wichtig, aber es verschwinde hinter den Fragen: „Welches System ist anzuwenden? Welche Grundsätze müssen uns leiten? Ist unsre Entwicklung auf dem rechten Wege, und welche Mittel

*) Dr. Rosberg-Rekow, Die Handelsverträge des Jahres 1903. Berlin, J. Guttentag, 1900.

Digitized by Google

sind zu ergreifen, sie darauf zu erhalten und vorwärts zu bringen?“ Die nationalökonomische Wissenschaft hat in den letzten zwanzig Jahren große Fortschritte gemacht, gerade auch in der Methode der Forschung, zur Vermeidung der alten Einseitigkeit und Prinzipienreiterei. Das Manchestertum ist vollständig verschwunden. Die Professoren haben mit vollem Verständnis und ohne ungünstiges Vorurteil das Schutzsystem zwei Jahrzehnte lang studiert und seine politischen Wirkungen zu ermitteln gesucht. Es hieße die Bedeutung der deutschen Nationalökonomie doch arg verkennen, sollten es die verbündeten Regierungen und als ihr Organ der Bundesrat gerade bei dem heutigen Stande der Frage für überflüssig halten, die berufnen, staatlich bestellten Vertreter der Staatswissenschaft über das „geistige Band“ ebenso zu konsultieren, wie sie sich bisher von den Interessenten aus der Praxis die „Teile“ haben in die Hand geben lassen. Die Professoren sind natürlich nicht ganz einig in der Sache. Ein sehr großer Teil hat gegen die Vorstellungen, die man sich nach allem, was bisher in die Öffentlichkeit gedrungen ist, an den zunächst verantwortlichen Stellen der Regierung und in den Mehrheitsparteien des Reichstags über die neue Gestaltung unsrer Zollpolitik macht, ernste Bedenken geäußert. Vielleicht werden diese Bedenken durch Kenntnis und Prüfung des von den Interessenten beigebrachten Thatsachenmaterials in wesentlichen Punkten gemildert werden, vielleicht auch teilweise verschärft. Die große Mehrzahl der wissenschaftlichen Nationalökonomen tritt dabei unsers Wissens überzeugt für die Weltpolitik, für die Politik des größern Deutschlands ein, wie der Kaiser sie als gebotnes Ziel erkannt und Graf Bülow sie wiederholt formuliert hat, und von diesem Standpunkt aus beurteilen sie auch die heute brennende zollpolitische Frage. Schon deshalb werden es die Regierungsmänner schwer verantworten können, über die Professoren einfach zur Tagesordnung überzugehen, oder nur die wenigen Allerneusten von ihnen zu hören, die grundsätzlich jede Grundsätzlichkeit und sogenannte „Doktrin“ in der Wissenschaft perhorreszieren.*) Es steht doch dem gar nichts entgegen, daß man die deutsche Staatswissenschaft noch jetzt in aller Form über das aufgestapelte Thatsachenmaterial und die Grundsätze verantwortlich vernimmt. Thut man das nicht, so wird vielleicht die Kritik der Folgen einer unbedachten Zollreform später den Gesetzgebern ein recht unrühmliches Denkmal setzen.

Wenn man im besondern das Verhältnis der Getreidezölle zu den Handelsverträgen richtig beurteilen will, so ist am allerwenigsten ohne Wissenschaftlichkeit und Grundsätzlichkeit auszukommen. Unsre Agrarier sind auch klug genug, für ihre zum Teil einseitigen und übertriebnen Forderungen allerhand wissenschaftliche Argumente ins Treffen zu führen. Sie werden dabei sogar zuweilen sehr arge Theoretiker, Prinzipienreiter und Doktrinäre. Die Grundsatzfeinde sind hauptsächlich die industriellen Schutzzöllner, die zum Teil selbst nicht zu wissen scheinen oder es andre nicht wissen lassen möchten, was sie wollen.

*) Wie Van der Borght, Handel und Handelspolitik (Leipzig, L. C. Hirschfeld, 1900) und Richard Ehrenberg, Handelspolitik (Jena, Gustav Fischer, 1900).

Digitized by Google

Jedenfalls hat vor ihrem Verhalten das der Agrarier an Klarheit, an logischer Korrektheit und an Offenheit sehr viel voraus.

Bei dem Beginn der Handelsvertragsära in den sechziger Jahren spielten die Getreidezölle in der Handelspolitik der bedeutendern europäischen Staaten so gut wie gar keine Rolle. Außer England, Belgien und Holland, die mit der Handelsfreiheit am besten zu fahren glaubten, importierte niemand Getreide, und der Getreideexport, den man brauchte, wurde von niemand behindert. Er war mit den genannten drei Freihandelsstaaten ganz zufrieden. In der Hauptsache bewegten sich die Handelsvertragsverhandlungen also auf dem Gebiet von Industrie und Handel. Die Landwirtschaft hatte von hohen Zöllen im allgemeinen nur Nachteil, und die deutschen Landwirte waren deshalb bis in die zweite Hälfte der siebziger Jahre hinein freihändlerisch „bis in die Knochen." Ganz anders wurde die Stellung der Landwirtschaft zur Zoll- und Handelsvertragspolitik mit dem Überhandnehmen des Getreideimports.

Schon die Bismarckische Zolltarifreform von 1879 wurde wesentlich beherrscht vom Agrarschutz, namentlich von dem Bedürfnis nach Getreideschutzzöllen. Die Tarifgesetze der achtziger Jahre brachten den agrarischen Schwerpunkt in unsrer Zollpolitik vollends zur Geltung, und er beherrschte dann auch die Handelsvertragspolitik der neunziger Jahre ebenso wie die der Gegenwart. Gegenstand von Handelsverträgen ist der Getreidezoll bis jetzt überhaupt nur einmal gewesen, und die Erfahrungen, die man dabei gemacht hat, sind nicht gerade verlockend. Die Landwirte haben allen Grund, der Wiederholung des Experiments mit schweren Bedenken entgegen zu sehen.

Werfen wir zunächst einen Rückblick auf unsre zwanzigjährige Getreidezollpolitik.

Der Zoll betrug für die Tonne:

	Weizen Mark	Roggen Mark	Hafer Mark	Gerste Mark
vor 1880	—	—	—	—
1880/84	10	10	10	5
1885/86	30	30	15	15
1887/91	50	50	40	22,5
1892/1900	35	35	28	20

Der Preis betrug in Preußen alten Bestandes für die Tonne bei

	Weizen Mark	Roggen Mark	Hafer Mark	Gerste Mark
1861/70	204,6	154,6	140,2	146,0
1871/75	235,2	179,2	163,2	170,8
1876/80	211,2	166,4	152,6	162,0
1881/85	189,0	160,0	145,8	154,8
1886/90	173,9	143,0	135,2	138,4
1891/95	165,5	148,5	143,4	142,5
1896	152,1	119,6	121,5	128,3
1897	164,7	123,7	134,3	133,3
1898	181,0	147,4	146,9	144,3

Digitized by Google

Der Weizenpreis war — um auch das gleich hier zu bemerken — in Preußen niedriger (—) oder höher (+) als in England um

	Mark		Mark
1861/70	— 43,4	1891/95	+ 37,3
1871/75	— 11,2	1896	+ 29,1
1876/80	+ 4,4	1897	+ 23,2
1881/85	+ 8,6	1898	+ 25,0
1886/90	+ 31,1		

Nachdem die Getreidezölle zum erstenmal die zweifelhafte Ehre gehabt hatten, als Kompensationsobjekt bei Handelsverträgen zu dienen, trat, wie man sieht, ein Preissturz ein, fast schlimmer als der, der überhaupt zur Einführung von Getreidezöllen geführt hatte. Hätte man den Preisstand von 1895 und 1896 voraussehen können, so würden weder Bundesrat noch Reichstag die Zollherabsetzungen der sogenannten Caprivischen Handelsverträge angenommen haben. Freilich hatte Bismarck selbst die unglückliche Idee gehabt,*) die sehr starke Zollerhöhung von 1887 unter andern auch damit zu begründen, daß man sich dadurch ein Kompensationsobjekt für die doch auch von ihm schon in Aussicht genommnen neuen Handelsvertragsverhandlungen schaffen müßte. Ob er das so ganz ernst gemeint hat, mag bezweifelt werden. Thatsache ist, daß es ausdrücklich ausgesprochen wurde und die vielleicht viel besser ganz unterlassene Zollerhöhung von 30 auf 50 Mark (Weizen und Roggen) mit deshalb die Reichstagsmehrheit gewann. Natürlich konnte niemand bei dem Abschluß der neuen Handelsverträge voraussehen, daß der Preissturz 1892 kommen würde. Die Handelsverträge waren nicht schuld daran, aber die Benutzung der Getreidezölle als Kompensationsobjekt war schuld daran, daß unsre Landwirtschaft weniger geschützt war, als sie größern Schutz bedurfte, und daß dieses Mißverhältnis für die ganze Vertragsdauer festgelegt worden war. Man weiß, was das für Schmerzen gemacht hat. Die Notstandsblüte des Antrags Kanitz giebt beredtes Zeugnis.

Betrachtet man die Preisbewegung von 1861 bis 1898 näher, so gewinnt man den Eindruck, daß die Getreidezölle darauf nur sehr wenig Einfluß geübt haben können. Die Zollerhöhungen haben den Preisfall, und die Zollermäßigung hat eine neue Preissteigerung nicht verhindert. Viel lehrt auch der Preisstand vor der Zollära. Der verhängnisvolle Kulminationspunkt in den siebziger Jahren nach einer ununterbrochnen Aufwärtsbewegung seit den Fünfzigern hatte zunächst das Unglück zu wege gebracht, daß die Bodenpreise und die Bodenspekulation übermäßig ins Kraut schossen, und daß sich unsre Landwirte, zumal die größern im Osten, leider zu sehr der konservativen Wirtschaftsweise entwöhnten, die nun einmal zu diesem Gewerbe, wenn es das vornehmste bleiben soll, gehört. Die Zahlen erinnern aber auch daran, wie

*) Vergl. Buchenberger, Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. 1. Auflage. Berlin, Paul Parey, 1897.

Digitized by Google

es kommen mußte, daß nach so langem und starkem Steigen der Preise das immer dichter bevölkerte und immer industrieller werdende Mitteleuropa schließlich den Getreideüberfluß des europäischen Ostens und Amerikas zu seiner Verproviantierung heranzog. Die hohen Preise mußten naturnotwendig die Erschließung des jungfräulichen Getreidebodens Amerikas provozieren.

Konnten die Getreidezölle den Preisfall nicht verhindern, so haben sie doch, wie die Vergleichung der preußischen und der englischen Weizenpreise zeigt, insofern zunächst ihre Schuldigkeit gethan, daß sie den Preis auf dem deutschen Markt viel höher hielten, als er auf dem Weltmarkt stand. Es ist ganz richtig und sagt durchaus nichts gegen den Agrarzollschutz an sich, wenn Professor Conrad in Halle in seiner neusten vortrefflichen Arbeit über Getreidezölle schreibt,*) daß „ein dauernd auferlegter Getreidezoll die Preise des Inlands im großen Durchschnitt entsprechend erhöht," und daß davon „die Landwirte einen entsprechenden Vorteil, die Konsumenten den Nachteil haben."

In gewissen Grenzen gilt das freilich für alle wirksam eingerichteten, ihren Zweck erfüllenden Schutzzölle. Aber es besteht doch ein wesentlicher, in der Natur der Sache begründeter Unterschied zwischen den Wirkungen des Getreideschutzzolls und des Industriezolls, der für die Beurteilung des Verhältnisses der Landwirtschaft zu den Handelsverträgen von hoher Bedeutung ist. Conrad spricht sich darüber etwa folgendermaßen aus. Ist der Vorteil des Schutzzolls für den Industriellen groß, so steigert er alsbald im Inland selbst die Konkurrenz in dem betreffenden Industriezweige, wodurch in einiger Zeit der Nachteil des Konsumenten wieder verschwindet. Ja, für Industriezölle ist es ganz richtig, und sogar der zur Zeit schutzzöllnerische Professor Van der Borght erkennt es an, „daß jeder wirksame Schutzzoll sich selbst schließlich entbehrlich machen muß." Ganz anders, sagt Conrad, stehe die Sache in der Landwirtschaft. Seien durch den Zoll die Preise in die Höhe gegangen, so gehe auch die Pacht in die Höhe, der Wert des Grund und Bodens steige, der Besitzer, der in dem Augenblick der Auflegung des Zolls das Gut in der Hand habe, mache dem entsprechend Gewinn, er erhalte eine Kapitalschenkung. Ein neuer Pächter oder Käufer, der auf Grund der Zollerhöhung und der durch sie bewirkten Kornpreissteigerung mehr Pacht oder einen größern Kaufpreis zahle, habe dann keinen entsprechenden Vorteil mehr von dem Zoll. Dazu hänge die Herabsetzung des Zolls, die für ihn eine Kapitalkonfiskation bedeute, wie ein Damoklesschwert über ihm.

Wörtlich sagt dieser alte Freund und Kenner der ostdeutschen Landwirtschaft dann noch weiter: „Das hat sich auch in Deutschland in hohem Maße gezeigt. Die Hoffnung auf die Wirkung der Zölle hat die Landwirte fast anderthalb Jahrzehnte, 1880 bis 1895, veranlaßt, zu hohe Pacht, zu hohe Kaufpreise zu bieten. Beide sind dadurch in der unnatürlichen Höhe erhalten,

*) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Auflage.

Digitized by Google

auf die sie durch die hohen Getreidepreise Anfang der siebziger Jahre hinaufgeschraubt waren. Da nun allgemein zugestanden wird, daß eine Hauptursache der neuern Agrarkrisis auf die übertrieben hohen Preise des Grundwerts wie der Pacht zurückzuführen ist, so muß man sagen, daß die Gesundung der Verhältnisse wesentlich durch die Getreidezölle zurückgehalten ist. . . . Die landwirtschaftliche Produktion kann durch Zölle nicht so gefördert werden wie die der Industrie. Die Emanzipation vom Ausland wird dadurch überhaupt nicht erheblich und bei weitem nicht so zu erwarten sein wie in der Industrie, weil die Ackerfläche nur wenig vermehrt werden kann, und die Steigerung der Ernteerträge nur langsam und nicht allein durch mehr Kapitalaufwand, sondern vor allem durch höhere Intelligenz und überhaupt nur innerhalb enger Grenzen möglich ist."

Die Ernteflächen waren übrigens — was hier eingeschaltet sein möge — im Deutschen Reiche folgende (in Hektar):

	Weizen u. Spelz	Roggen	Hafer	Gerste
1878	2217090	5934927	3743070	1620483
1885	2293831	5841841	3786827	1742386
1890	2327026	5820317	3904020	1664188
1897	2247287	5966776	3999052	1666014
1898	2097389	5945191	3996521	1660196

und die Ernteerträge im Durchschnitt der Jahre (in Tonnen):

	Weizen u. Spelz	Roggen	Hafer	Gerste
1878/80	2878517	5817797	4515702	2177411
1881/85	2876672	5763934	4176592	2194743
1886/90	3051765	5844565	4583110	2205030
1891/95	3281312	6548335	4759486	2345940
1896	3331203	7232320	4968272	2317334
1897	3259996	6932506	4841446	2242015
1898	3714479	7532706	5780699	2514024
Durchschnitt 1880/98	3115881	6181737	4586788	2260610

Danach sind die Ernteflächen so ziemlich gleich groß geblieben, während es die deutsche Landwirtschaft verstanden hat, in den neunziger Jahren die Ernteerträge erfreulich zu steigern, ohne daß dadurch bekanntlich der thatsächliche Bedarf gedeckt und die Getreideeinfuhr eingeschränkt worden ist.

Conrad gelangt durch diese Betrachtungen, die uns im ganzen trotz der Möglichkeit gewisser Einwände im einzelnen unanfechtbar erscheinen, keineswegs etwa zu einer Verurteilung der Getreidezölle an sich. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß ihre Einführung nötig gewesen wäre, und daß ihre Aufrechterhaltung heute noch nötig sei. Das, was sich für die hier behandelte Frage daraus ergiebt, ist eben die wesentliche Verschiedenheit der Getreide- und der Industriezölle im Verhältnis zur Handelsvertragspolitik, oder bestimmter gesagt: daß die Getreidezölle, wenn und solange sie nötig sind, überhaupt nicht zum Gegenstand von Handelsverträgen gemacht werden sollten. Unsre Landwirte haben deshalb ganz recht, wenn sie Feinde einer Handelsvertragspolitik sind,

Digitized by Google

die das nicht anerkennen will; sie fordern mit Recht die autonome Regelung des Agrarschutzes, soweit es sich um Getreidezölle handelt. Sie haben aber nicht den geringsten Grund, müßten vielmehr sehr unverständig sein, wenn sie eine Handelsvertragspolitik bekämpfen wollten, die die Getreidezollfrage möglichst ganz unberührt läßt und sich wieder hauptsächlich auf dem Gebiet von Handel und Industrie abspielt. Wo die gleitende Skala für den Getreideschutzzoll galt, und wenn heute von mancher Seite an diese Tarifform gedacht wird, so hatte und hat das immer eine ziemlich vollständige Ausschaltung der Getreidezollfrage aus den Handelsverträgen zur Voraussetzung, und es lohnte sich schon, statt des unausgesetzten und ausschließlichen Feilschens um hohe und niedrige Kornzollsätze in den zukünftigen Handelsverträgen, einmal ernstlich darüber nachzudenken, ob und wie diese Ausschaltung, ohne eine ersprießliche Handelsvertragspolitik überhaupt unmöglich zu machen, anzubahnen wäre.

Am Schluß der oben schon zitierten Arbeit Conrads heißt es: „Die Wirkung der (Getreide-) Zölle wird aber nur eine angemessene sein, wenn sie von vornherein als eine Übergangsmaßregel hingestellt werde, die Landwirte mithin auf die Beseitigung derselben stets rechnen müssen, und deshalb der Grundwert dadurch nicht künstlich gesteigert wird. Es muß zweckmäßig erscheinen, dieselben nur für eine bestimmte Zeit aufzulegen, und nach einer vorher festgesetzten Frist eine allmähliche Verminderung von Monat zu Monat in ganz geringen Beträgen anzusetzen, damit sich die ganzen Produktions- und Handelsverhältnisse danach einrichten können."

Damit spricht doch eigentlich auch Conrad selbst das Verlangen aus: Los von den Handelsverträgen! Dasselbe thun aber auch die Volkswirte, die sich unter Vermeidung der „mechanisch"*) gleitenden Skala einem Eingreifen der Gesetzgebung oder des gesetzlich einer bestimmten Stelle beizulegenden Verordnungsrechts von Fall zu Fall zuneigen. Schmoller hat 1885 angesichts der starken Zollerhöhung von damals geschrieben: „Ich hätte es für das heilsamste gehalten, wenn dem Bundesrat nicht für immer, aber versuchsweise auf drei bis vier Jahre die Getreidezölle ganz nach seinem freien Ermessen innerhalb eines Maximal- und Minimalbetrags zu normieren aufgetragen worden wäre." Dadurch würde, meint er wohl stark optimistisch, hauptsächlich auch der dunkelste Punkt unsrer parlamentarischen Debatten und Abstimmungen, der Klassenkampf, der Kampf der nackten wirtschaftlichen Sonderinteressen miteinander, vermieden. Es hätten der preußische Staatsrat vor 1848 und die Zollvereinskonferenz wegen der Tariffragen mit unendlich mehr Sachlichkeit, Sachkenntnis, Ruhe und Mäßigkeit verhandelt als unsre heutigen parlamentarischen Vertretungen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit sich heute die Ausübung derartiger Befugnisse durch den Bundesrat von den parlamentarischen Mehrheiten unabhängig halten würde. Dem Kuhhandel bliebe der Weg immer offen, die

*) A. Humann, Der deutsch-russische Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 20. März 1894. Leipzig, Duncker und Humblot, 1900.

Digitized by Google

parlamentarische Bewilligung einer dringend notwendigen Flottenverstärkung oder dergleichen von einer bestimmten Höhe der Getreidezölle abhängig zu machen. Richtig ist aber auch hier das Gefühl: die Getreidezollpolitik muß ganz in der freien Hand des Reichs erhalten bleiben.

Das Verlangen der Landwirte, die Getreidezollfrage womöglich durch einen besondern Akt der Gesetzgebung vor dem Eintritt in die Handelsvertragsverhandlungen zu lösen, verdient deshalb am allerwenigsten, ohne weiteres als das non plus ultra agrarischer Rücksichtslosigkeit verschrieen zu werden. Es entspricht einfach der von der Wissenschaft anerkannten besondern Natur der Getreidezölle, die von der der Industrieschutzzölle scharf unterschieden werden müssen. Wenn sich dieses Verlangen in die Form eines Minimaltarifs kleidet und dafür sehr hohe Zollsätze festgelegt sehen will, so erklärt sich das daraus, daß man dem Gedanken der völligen Ausschaltung der Getreidezölle aus der Handelsvertragspolitik noch fern steht. Man hat es von agrarischer Seite ausgesprochen, der Minimalzollsatz müsse so hoch gegriffen werden, daß er „allen Eventualitäten" für alle Zeiten oder doch für die Vertragsperiode vorzubeugen vermöge. Das hat guten Sinn, wenn man an den Preissturz von 1892 denkt. Es wird aber heller Unsinn, sobald dadurch überhaupt der Abschluß günstiger Handelsverträge verhindert wird.

Nichts ist bedauerlicher, als daß in dieser Beziehung den Wortführern der Landwirtschaft die erwünschte Vorsicht, das nötige Maßhalten verloren gegangen zu sein scheint. Wollen sie die Getreidezölle aus der unerträglichen Abhängigkeit von den Handelsverträgen los haben, so müssen sie sich vor allem mit einem mäßigen Getreidezoll, der auf eine kurze Zeit — etwa auf fünf Jahre — festgelegt werden könnte, begnügen. Dann würde, wie Conrad will, vielleicht an den langsamen Abbau des Zollschutzes gedacht werden können, immer unter der Voraussetzung, daß sowohl in den ersten fünf Jahren wie nach Eintritt der Abbauperiode in neueintretenden akuten, durch jähen Preissturz auf dem Weltmarkt herbeigeführten Notstandsfällen von geeigneter Stelle sofort eine Erhöhung des Getreidezolls auf bestimmte Zeit eingeführt wird. Selbstverständlich würde bei einem eintretenden Teuerungsnotstand auch die Herabsetzung oder völlige Aufhebung des Zolls auf Zeit zu verfügen sein. Die zum Teil ganz unleidlichen Zustände, die die Meistbegünstigungsverträge für die Landwirtschaft im Gefolge haben, würden damit natürlich ganz verschwinden. Die Benutzung des Getreidezolls als Kampfzoll wäre nicht ganz auszuschließen, dürfte aber immer nur als zweischneidige ultima ratio gegen renitente Staaten angewandt werden. Würden wir z. B. gegen die Vereinigten Staaten einmal zu Getreidekampfzöllen gezwungen, so würden sie jedenfalls so eingerichtet werden müssen, daß sie ihren Zweck in verhältnismäßig kurzer Zeit sicher erreichten, wahrscheinlich von vornherein prohibitiv. Aber sie dürften womöglich der deutschen Landwirtschaft gar keinen Gewinn bringen, damit nicht wieder die Preistreiberei der Bodenpreise Nahrung bekäme. Sie würden deshalb wohl sofort mit einer Aufhebung des Zolls gegen-

Digitized by Google

über allen übrigen Staaten verbunden werden. Daß das nichts Ideales wäre, leuchtet ein, aber eine ultima ratio ist das niemals.

Freilich setzt das auch die Einsicht voraus, daß die Getreidezölle als dauernde Institution, ohne einen wenn auch noch so langsamen und vorsichtigen Abbau, nicht haltbar sind. Sie müssen Notstandszölle sein und bleiben, im schärfsten Sinne des Worts. Die künstliche Hochhaltung der Bodenpreise müßte sonst ein Ende mit Schrecken nehmen, wie sie bisher die Gesundung aufgehalten hat. Die Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel für die Masse des Volks kann nur von Narren als gleichgiltig behandelt werden. Der Vergleich der Weizenpreise in England mit denen in Preußen ist ein gewichtiges Memento. Dazu haben wirs nicht, so viel teureres Brot zu essen, wie die Engländer. Das wird in Zeiten blühender Industrie nicht so bemerkbar, aber in Niedergangszeiten um so mehr, so sehr, daß kein Reichstag und Bundesrat dem Verlangen nach Herabsetzung der Zölle zu widerstehn wagen würde. Dann fällt das Damoklesschwert den Landwirten auf den Kopf.

Diese Fragen, über die die deutschen Nationalökonomen so ziemlich einig sind, können hier natürlich nur flüchtig angedeutet werden. Aber beachtet sollten sie endlich werden, und nicht mit agitatorischen Schlagworten in den Wind geschlagen werden.

Die Höhe des zur Zeit erforderlichen Getreidezolls lassen wir vorläufig außer Betracht. Es würde viel zu weit führen, die dabei einflußreichen Gründe auch nur flüchtig zu würdigen. An eine Herabsetzung denkt zur Zeit niemand, auch im Ausland und sogar in Rußland nicht. Die Beibehaltung des heutigen Satzes, die selbst Kühn unter der auch von uns bezeichneten Voraussetzung späterer Erhöhung im Notfall einmal für zulässig erklärt hat, würde deshalb dem Abschluß günstiger Handelsverträge nicht im Wege stehn. Auch der Vorbehalt einer mäßigen vorübergehenden Erhöhung, wenn ein besondrer Notstand, dem in kurzer Frist dadurch abgeholfen werden könnte, vorläge, und wenn die Erhöhung nur für eine kurze Frist geschähe, würde wohl auch das Ausland, sogar Rußland, nicht einem Vertragsschluß allzu abgeneigt machen. Buchenberger und Goltz haben schon vor einiger Zeit die Rückkehr zu den Sätzen von 1887 als das Maximum bezeichnet, bis zu dem man wahrscheinlich werde gehn können. Natürlich ganz beweislos; denn heute kann noch nicht gesagt werden, welcher Satz 1903 nötig erscheint. Vielleicht wird sich später einmal Gelegenheit geben, diese Frage eingehender zu besprechen.

Hier muß aber noch kurz des Bündnisses der Landwirte mit den hochschutzzöllnerischen Industriellen in der viel genannten „Sammelpolitik" gedacht werden. Die Herren Industriellen hüllen sich in geheimnisvolles Dunkel. Die Landwirte scheinen am wenigsten zu wissen, was diese Bundesgenossen eigentlich für sich herausschlagen wollen. Wenn sie wieder einmal ruhiger und von der Agitation unabhängiger denken werden, so werden sie wohl einsehen, daß die Wünsche unsrer Industrie jedenfalls nicht auf einen Zustand abzielen, der die größte Not, die heute die Landwirtschaft bedrückt, die „Leutenot" zu lindern

Digitized by Google

geeignet wäre. Diese Leutenot ist vor allem in den letzten fünf Jahren durch die ungeheure, übermäßige, fast schwindelhafte Ausdehnung der industriellen Betriebe hervorgerufen oder doch bis zu ihrer heutigen Unerträglichkeit gesteigert worden. Die Landwirte haben Recht, diese Erscheinung als unnatürlich und ungesund zu verdammen. Aber wie wollen sie ihr denn durch die Bundesgenossenschaft mit der Industrie auf dem Wege der Zollgesetzgebung steuern? Daß etwa gerade die industrielle Produktion für den Export an dem Unglück schuld trage, ist ja ein hinten und vorn hundertmal widerlegtes Märchen. Die höhern Zahlen der Exportwerte seit 1895 beweisen gar nichts, denn erstens sind sie hauptsächlich veranlaßt durch die starke Steigung des Preises fast aller industriellen Produkte, und zweitens ist die Produktion für den inneren Markt erst recht forciert worden, namentlich die Produktion, die in der Steigerung der einheimischen Produktions- und Verkehrsmittel besteht. Wenn, wie wir erwarten und — Gott verzeih uns die Sünde — fast wünschen, ein ganz kräftiger Krach dem schwindelhaften „Aufschwung" der Industrie bald ein Ende machen sollte und massenhaft Arbeiter, die der Schwindel vom Lande weg in die Fabriken, Gruben, in den großstädtischen Handel und Verkehr gelockt hat, arbeitslos werden, da werden die Herren Industriellen wie vor fünfundzwanzig Jahren natürlich Zeter schreien und das Verlangen nach hohen Schutzzöllen mit der Rücksicht auf ihre übermäßig vermehrte Arbeiterschaft begründen. Sollen ihnen dann die Landwirte Vorspanndienste leisten? Wie die Sachen jetzt liegen, wäre es wahrhaftig kein Unglück, sondern ein großes Glück, wenn recht viele Arbeiter recht bald durch Arbeitslosigkeit in der Industrie und in den Städten gezwungen würden, daran zu denken und darüber von ganzem Herzen erfreut zu sein, daß auf dem Lande Arbeitermangel herrscht, daß es sich hier auch leben läßt, in vielen Beziehungen besser als in der Stadt und in dem Fabrikort. Daß die Agrarier jetzt auch versuchen, die Forderung nach exorbitanten Zollerhöhungen im Rahmen der Zollvertragspolitik damit zu begründen, daß sie das nur im Interesse der Landarbeiterschaft, der sie dann höhere Löhne geben würden, verlangten, zeugt von einer bedauerlichen Verblendung jedem halbwegs plausibeln Schlagwort gegenüber, und von einem ganz ungeheuerlichen Doktrinarismus bei denen, die das wirklich glauben. In praxi wird unsre Landwirtschaft in den nächsten Jahrzehnten froh sein müssen, wenn sie sich einer weitern Steigerung der ohnedies so schnell und stark gestiegnen Löhne möglichst entziehn kann. Die Zollpolitik kann in absehbarer Zeit der Leutenot absolut nicht steuern. Wenn die Zollerhöhung, was sie, in alter Weise gestaltet, unfehlbar thun wird, die Landwirte an der unerläßlichen Herabsetzung des Grundwerts und an der ebenso wichtigen Einschränkung der Kostspieligkeit des Betriebs, Intensität genannt, weiter hindert, und wenn die industrielle Schutzzollpolitik die Großindustrien weiter zu künstlichem „Aufschwung" bringen sollte, so wird die Leutenot nicht kleiner, sondern größer werden.

Wer könnte bei einer so komplizierten Lage, wie die ist, in die das ur-

Digitized by Google

kräftige deutſche Wirtſchaftsleben natürlich durch ein zwanzigjähriges Protektionsſyſtem gebracht werden müßte, unfehlbare Rezepte in wenig Worten zu geben wagen? Aber wenn wir kurz den Eindruck, den wir von der Lage der Landwirtſchaft gegenüber den Handelsverträgen in den letzten Jahren gewonnen haben, ausdrücken ſollen, ſo ſagen wir eben: Los davon, ſobald als möglich!

B

Lernjahre eines Theologen

Erlebniſſe und Beobachtungen

Es iſt ein Zeichen der großen Zerklüftung in unſerm Volksleben, daß ſich die einzelnen Berufskreiſe in ihrem innerſten Streben kaum noch verſtehn. Innere Einheit der Kultur iſt das Zeichen für die Geſundheit des geiſtigen Lebens in einem Volke. Vor hundert Jahren war dieſe Einheit annähernd erreicht. Heute iſt unſer Volk mehr als je in beſondre Berufsklaſſen und Intereſſengemeinſchaften zerſplittert. Es wäre oberflächlich, wenn wir dabei nur an die große Kluft denken wollten, die Beſitzende und Beſitzloſe ſcheidet. Auch Handwerker und Fabrikarbeiter ſind innerlich von einander getrennt. Ebenſo haben die Induſtriellen und die Kaufleute wenig mehr mit den Gelehrten zu thun, ſodaß die „Hamburger Nachrichten“ die Gelehrten für die Drohnen im Organismus des Staats erklären konnten. Auch innerhalb der Univerſität ſtehn ſich die vier Fakultäten oft fremd, bisweilen feindlich gegenüber. Die Philoſophie, die etwa bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als das verbindende Band der Einzelwiſſenſchaften galt und des Intereſſes aller denkenden Männer ſicher war, iſt ihres ſtolzen Herrſcherſitzes entthront; und weder Politik noch Sozialwiſſenſchaft noch Litteratur und Kunſt haben den verwaiſten Thron einzunehmen vermocht.

1

Kein Wunder, daß ſich für das innere Ringen, das heute faſt jeder Theologe durchzumachen hat, wenig Verſtändnis findet. Ja gewöhnlich iſt bei außerhalb ſtehenden Leuten keine Kenntnis davon vorhanden. Und doch ſind dieſe ſchweren Geiſteskämpfe von ſo allgemeiner Bedeutung, daß ſelbſt ein Mann, der der Theologie entſchloſſen den Rücken gekehrt hat, der berühmte Äſthetiker Fr. Viſcher,*) im Rückblick auf jene Zeit von ſich ſagen kann: „Ich habe durch das Studium der Theologie hinter die Kuliſſen, ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten geſehen; dies iſt ein Vorteil, der durch keine

*) Altes und Neues, 3. Heft, Stuttgart, 1882, Seite 268.

Digitized by Google

andre Art wissenschaftlicher oder weltmäßiger Befreiung des Denkens ganz ersetzt wird." Mag auch die Meinung des Bauern vereinzelt sein, der junge Theologe habe auf der Universität so viel Predigten anzufertigen, bis er einen Vorrat hat, von dem er einige Zeit im Amte zehren kann, so ist doch wohl noch am verbreitetsten die Meinung: Er muß alles das auswendig lernen, was „die Kirche" ihm zu glauben und zu wissen befiehlt. Einige Wohlwollende denken wohl auch, daß ihm mit dem feierlichen Amtsantritt übernatürlich alles das zufliegt, was er als geheiligte und unverbrüchliche Wahrheit im Amte an Gottes Stelle zu vertreten und zu verkündigen hat. Denn die Ansicht ist noch heute durchaus die herrschende: der Geistliche darf nicht mehr zweifeln, er darf nicht mehr innerlich um die Wahrheit ringen, ja er braucht auch nicht mehr weiter zu arbeiten. Er muß ja als Pfarrer die göttliche Wahrheit bis auf das Kleinste genau wissen. Wie wäre er sonst berechtigt, feierlich von der Kanzel zu verkündigen, „was einem jeden zu wissen und zu glauben zur Seligkeit notwendig ist"? Das Heil der ihm anvertrauten Seelen wäre ja unsicher gemacht, wenn der Geistliche in dem, was er von der Kanzel sagt, dem Irrtum ausgesetzt wäre.

Übertreibungen rufen immer starke Gegenschläge hervor. Dieselben Menschen, die diese Meinungen haben, werden sich wahrscheinlich entschieden von der Kirche abwenden, sobald die tiefsten Lebensfragen gebieterisch an ihre Thür klopfen, sobald es deutlich wird: Eignes Denken und Erleben läßt sich nicht dadurch ersparen, daß man Unterschlupf bei einer fremden, wenn auch noch so gebieterischen Macht, der Kirche, sucht. Das Mißtrauen, das ganz allgemein dem Pfarrer entgegengebracht wird, wo ein in die tiefsten Denk- und Lebensrätsel verstrickter Mensch einen Ausweg sucht und nicht findet, wäre nicht so groß, wenn die Meinung herrschte: Der Geistliche ist ein aufrichtig, ehrlich suchender Mensch wie wir; er kann auch irren; er kann frühere Irrtümer abstoßen. Auch von ihm gilt das Wort Rückerts: „Das sind die Weisen, die vom Irrtum zur Wahrheit reisen." Er trägt das vor, was er sich bis jetzt erarbeitet und was er erlebt hat. Er darf nicht nur, sondern er muß weiter ringen, soll weiter arbeiten, er darf auch weiter zweifeln. Denn es stünde ja um die Wahrheit des Christentums schlecht, wenn wir nicht die Zuversicht haben dürften: jeder ehrlich Zweifelnde, aufrichtig Suchende wird doch schließlich zur Wahrheit und zum Frieden gelangen. Und was in der Kirche nicht aus der Wahrheit ist, muß eben verschwinden, mag es auch durch eine jahrhundertelange Tradition geheiligt sein. Jeder Zweifel an einzelnen Dingen kann nicht durch gewaltsames Unterdrücken des Denkens, sondern nur durch kühnes, ehrliches Weiterdenken gelöst werden. Das künstliche System, durch das der Pfarrer zu einer unerhörten Höhe hinaufgeschraubt wird, pflegt gewöhnlich vollständig zusammenzufallen, sobald auch nur ein Stein in dem Gebäude gelockert wird, sobald z. B. deutlich wird, was jeder Gebildete weiß, was aber die Kirche noch nicht offen und ehrlich zu sagen wagt: Auch die Bibel enthält sagenhafte Bestandteile, ja positive Irrtümer; die Schöpfungsgeschichte des ersten

Digitized by Google

Buchs Mosis ist mit der neuern Naturwissenschaft nicht zu vereinigen. Sobald der Bildungsphilister diese Binsenwahrheiten, die die Kirche und die Schule ihm aus Angst verschwiegen haben, erfährt, pflegt er gewöhnlich zu folgern: Man hat uns betrogen und getäuscht; „die Wissenschaft" hat das Christentum widerlegt. Mag die Religion für das Volk gut genug sein — „wir Gebildeten" können nicht mehr daran glauben.

2

Ein Beispiel möge es zeigen, wie weit es schon unser Volk in dem unehrlichen Verschweigen gebracht hat. Meine Religionslehrer hielten es selbst in den obern Klassen des Gymnasiums nicht für nötig, uns mitzuteilen, daß es ernsthafte Einwände gegen die Echtheit des Johannesevangeliums, eines Teils der paulinischen Briefe, der sogenannten katholischen Briefe und der Offenbarung Johannis giebt, daß die meisten neuern Gelehrten die Patriarchenerzählungen für Stammessagen, die Erzählungen über die wunderbare Geburt Jesu für Mythen halten. Ebensowenig hielten sie es für gut, uns Primanern die modernen, das Christentum befehdenden Weltanschauungen darzulegen. Die Folge war natürlich, daß, soweit nicht schon auf der Schule viele den ganzen Religionsunterricht für Unsinn hielten, sie nachher auf der Universität rettungslos den auf sie einstürmenden modernen Weltanschauungen in die Hände gefallen sind. Die Schule hatte eben ihre Pflicht versäumt und uns die Waffen für den großen Geisterkampf in die Hände zu drücken vergessen. Den meisten kam jedenfalls der Religionsunterricht, in dem meist überflüssiges und ziemlich gleichgiltiges Zeug getrieben wurde, sehr langweilig vor. Von einem Mitschüler hörte ich schon damals die Meinung: Der Religionsunterricht sollte mit der Obertertia aufhören; da wisse man schon genug. So sehr ich damals diese Ansicht zu bestreiten suchte — heute muß ich meinem Kameraden Recht geben: Besser als ein solcher Religionsunterricht, wie wir ihn erhalten haben, wäre vielleicht gar keiner gewesen. Es mag sein, daß auf unserm Gymnasium das unehrliche Verschweigen und Verheimlichen zur denkbar höchsten Höhe ausgebildet war. Später haben mir andre Kommilitonen erzählt, daß ihnen schon auf der Schule alles das bekannt und geläufig war, was mir auf der Universität wie eine neue, unerhörte Offenbarung entgegentrat. Doch giebt es immer noch eine große Anzahl höherer Schulen, die im Religionsunterricht die höchste Tugend erreicht zu haben glauben, wenn sie sich in geistiger Hinsicht auf den Standpunkt von Kleinkinderbewahranstalten stellen: Nur ja keinen Anstoß geben, nur ja die jungen Leute vor jedem gefährlichen Luftzug modernen Denkens bewahren und sie in der stickigen Atmosphäre vergangner Jahrhunderte zurückhalten. Angst vor den etwaigen radikalen Folgerungen, die manche Schüler aus der Kritik ehrwürdiger, alter Traditionen zu ziehn geneigt sind, Angst vor den Vorurteilen mancher Eltern mag oft der Grund für das Aufrechterhalten überlebter Anschauungen sein. Es pflegt hinzuzukommen die mangelnde theologisch-wissenschaftliche Bildung der meisten Religionslehrer,

Digitized by Google

worin ich den Hauptschaden sehe; ein pädagogisches Ungeschick, Bahnen zu betreten, die noch nicht so ausgefahren sind wie die alten Wege; die fehlende persönliche Stellung zur Religion, die allein den Mut und die Überzeugungskraft verleiht, offen und ehrlich über Dinge zu reden, die längst kein Geheimnis mehr sind. Orthodoxer Überglaube und radikaler Unglaube gehn auch hier Hand in Hand. Beide sind die besten Stützen des veralteten Verschweigens. Der Religionslehrer, der sich innerlich über all das erhaben fühlt, was er an religiösem Stoff den Lehrplänen gemäß seinen Schülern mitzuteilen hat, kommt ja am bequemsten damit durch, wenn er ganz objektiv die alte Leier herbetet, ohne je einen Zweifel einfließen zu lassen. Vielleicht kommt ihm die Unehrlichkeit seines Verfahrens gar nicht deutlich zum Bewußtsein. Er teilt ja genau der Vorschrift gemäß alles das seinen Schülern mit, „was zu wissen und zu glauben zur Seligkeit notwendig ist," und hütet sich streng davor, durch Mitteilung seiner Zweifel irgend jemand irre zu machen.*) Bei mir war die Folge des Verschweigens, daß die ganze Weltanschauung der Orthodoxie, der ich bis dahin kindlich naiv ergeben war, ohne je daran zu zweifeln, durch einige Kollegstunden über neutestamentliche Einleitungswissenschaft wie weggeblasen war. Noch jetzt ist es meine Überzeugung, daß die stärksten Stützen des überlieferten Systems einerseits in der Macht der Erziehung und Gewöhnung, in der Wirkungskraft alter, überlieferter Vorurteile bestehn, andrerseits aber gerade in dem herrschenden Verschweigen. Die modernen Anschauungen würden weit allgemeiner herrschen, wenn sie bekannter wären, wenn sie nicht so oft verschwiegen, verheimlicht und vertuscht würden. Mit Recht hat einst Harnack**) gesagt, eine Großmacht in den theologischen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart sei die Unwissenheit. Ebenso urteilt neuerdings Eduard von Hartmann:***) „Das heutige Publikum ist in vieler Hinsicht gebildeter und kenntnisreicher als das irgend einer frühern Zeit, aber in Bezug auf religiöse und philosophische Einsicht ist es von einer erschreckenden Oberflächlichkeit und Unbildung, weil beide zu lange unter der Mißachtung des Zeitgeistes gestanden haben, als daß der Laie sich hätte veranlaßt fühlen können, sich um geschichtliche und wissenschaftliche Erkenntnis auf diesen Gebieten zu bemühn. Die Folge ist ein trauriger Dilettantismus derer, die sich zur Belehrung der übrigen berufen glauben, und eine verblüffende Urteilslosigkeit der Masse, nicht nur in ungebildeten und halbgebildeten, sondern auch in den höchstgebildeten Volksschichten. Je trivialer und abgestandner die von Wanderrednern und Schriftstellern verzapfte Weisheit ist, desto eher scheint sie

*) Auch Th. Ziegler macht in seiner Rektoratsrede „Glauben und Wissen" (Straßburg, 1900, 2. Auflage, S. 18) besonders den Religionsunterricht auf unsern höhern Schulen verantwortlich für die unnötige Verschärfung des Gegensatzes von religiösem Glauben und weltlichem Wissen, sowie „für die damit zusammenhängende Verständnislosigkeit, mit der unsre Zeit und namentlich auch viele Gebildete unsrer Zeit allem Religiösen gegenüberstehn."

**) Vorrede zum 3. Bande seiner Dogmengeschichte.

***) In der Wochenschrift „Die Gegenwart" 1900, Nr. 9, Sp. 133 f.

Digitized by Google

den Hörern und Lesern verständlich und beifallswürdig, unbekümmert darum, ob ihnen oft genug dageweſene und längſt überwundne Irrtümer neu aufgewärmt oder ſentimentaler Phraſenbrei und verwirrter Gedankenmiſchmaſch vorgeſetzt wird. Dieſen Übelſtänden abzuhelfen, giebt es nur ein Mittel: das Publikum muß ſich unter Vortritt der Gebildeten wieder mehr Bildung auch auf religiöſem Gebiet aneignen, damit es ſeine Urteilsfähigkeit ſteigert und Seichtes und Unhaltbares durchſchaut und zurückweiſt."

3

Natürlich können die Leute, die die geiſtige Athletenſchule der Univerſität nicht ſelbſt durchgemacht haben, das Wort Fr. Nietzſches*) nicht verſtehn: „Die Wiſſenſchaft giebt dem, welcher in ihr arbeitet und ſucht, viel Vergnügen, dem, welcher ihre Ergebniſſe lernt, ſehr wenig." Daß aber dieſer Satz auch auf das Studium der Theologie angewandt werden muß, davon findet ſich nur bei wenigen eine Ahnung. Es ſcheint, als ob hier die Ergebniſſe des Forſchens durch die geſetzlich giltigen Bekenntnisſchriften der jeweiligen Kirchengemeinſchaften ſchon ein für allemal feſtgelegt ſind. Es könne daher nur auf ein Lernen dieſer Ergebniſſe ankommen. Thatſächlich fühlt ſich kein theologiſcher Dozent an deutſchen Hochſchulen an den Buchſtaben der Bekenntniſſe ernſtlich gebunden. Größere oder geringere Freiheit nimmt ein jeder für ſich in Anſpruch. Meiſt wird zwiſchen Form und Inhalt, zwiſchen Weſentlichem und Unweſentlichem an den Bekenntniſſen unterſchieden. Kurz, jeder Dozent nimmt die individuelle Freiheit, die er für notwendig hält, den Bekenntniſſen gegenüber ein. Sogar das ſtarre lutheriſche Kirchenregiment Hannovers hat trotz thatſächlicher Verleugnung der evangeliſchen Freiheit den Gedanken der Neuzeit ſeinen Tribut entrichten müſſen, indem es erklärte: „Es ſei niemals daran gedacht worden, unſre Geiſtlichen an den Buchſtaben des Bekenntniſſes zu binden, wenn es ſich aber um eine fundamentale Heilsthatſache handle, ſo werde das Landeskonſiſtorium jede Abweichung vom Bekenntnis in Betracht ziehn müſſen." Was nun aber eine fundamentale und was eine nicht-fundamentale Heilsthatſache iſt, das ſagt uns kein Konſiſtorium, wohlweislich. Denn dann würde es ſich zeigen: Jedes Landeskonſiſtorium hat hierüber ſeine beſondre Anſicht, vermutlich denkt auch jeder einzige Konſiſtorialrat und Generalſuperintendent hierüber anders als ſein Kollege. Der eine zieht engere Grenzen, der andre weitere; der eine erlaubt an dem „niedergefahren zur Hölle" zu zweifeln, auch an der „Auferſtehung des Fleiſches," dagegen hält er das „geboren von der Jungfrau" für einen Fels, auf dem die Kirche gegründet iſt, und mit dem alles hinfallen würde. Ein andrer denkt hierin weitherziger, verbietet aber, an der leiblichen Auferſtehung Jeſu zu zweifeln. Dieſelbe und oft noch eine größere Freiheit nimmt der einzelne Geiſtliche und erſt recht jeder

*) Menſchliches, Allzumenſchliches. Ein Buch für freie Geiſter, 1878, Seite 210.

Digitized by Google

theologische Dozent und jeder Student der Theologie für sich in Anspruch. Am treffendsten ist die Sachlage von Geibel*) ausgedrückt:

So dauernd läßt sich kein Bekenntnis prägen,
Den gleichen Inhalt wandellos zu hegen,
Indes die Welt sich wandelt fort und fort;
Unmerklich wie die Schlange Zeit sich häutet,
Erscheint der Buchstab sinnvoll umgedeutet,
Und neuer Geist beseelt das alte Wort.

So sind die Bekenntnisse thatsächlich keine Schranke des Forschens. Das angeführte Wort Nietzsches gilt ganz besonders auch für das Studium der Theologie. Das eigne Suchen ist schon darum notwendig, weil es fast ebenso viel verschiedne Theologien als bedeutende Theologen giebt. Der Neuling wird zwar oft damit beginnen, nur einen zu hören und auf des Meisters Worte zu schwören. Die meisten Schüler pflegt nicht der zu haben, der methodisch am strengsten verfährt, sondern wer am meisten mit Affekt und Wärme redet. Es mag auch für viele ein guter Durchgangspunkt sein, zuerst im Nachdenken der Gedanken eines andern die eigne Denkkraft zu üben. Ein Schade ist es nur, daß bei einer großen Menge die Weiterentwicklung zu frühzeitig abgebrochen wird. Die Studienzeit ist kurz, das Examen droht. Viele suchen sich aus Bequemlichkeit eine Überzeugung anzueignen, wie sie den prüfenden Konsistorialräten genehm ist. Nach dem Examen ist die gewöhnliche Meinung: Die Zeit des Prüfens und Forschens ist vorüber. Die meisten stagnieren in dem Entwicklungsstadium, das sie zufällig gerade erreicht haben. Immerhin merken doch viele schon nach wenigen Semestern: Von dem, was dein Professor sagt, wird auf derselben oder einer benachbarten Hochschule von einem andern das Gegenteil gelehrt. Zunächst übt der Neuling seine Kraft in hochmütigem Absprechen über die Gegner seines Professors. Wieder beharren einige ihr Leben lang auf dieser Entwicklungsstufe. Der Weg, über dieses Stadium hinauszukommen, ist wohl am einfachsten der: Man werfe sich mit Energie auf eine Einzelarbeit, wozu etwa die Übungen eines Seminars anleiten, und arbeite die entgegengesetzten Meinungen durch. Viele finden hier keinen Ausweg. Ein wahrer Schauder vor den vielen sich widersprechenden Meinungen ergreift sie. Wieder tritt die Versuchung des Mephistopheles an die Seelen heran:

Am besten ists, wenn ihr nur einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört.

Es kommt hinzu ein Schauder vor dem ausgedehnten Wissensstoff, oft sogar ein wahrer Horror vor allzu dicken Büchern. Dazu die Lockungen: das Alte, Hergebrachte ist viel bequemer. Oder: viele Richtungen brauchen oder dürfen von vornherein nicht gehört oder gelesen werden, denn sie sind seelengefährlich,

*) Gedichte aus dem Nachlaß, Seite 261.

Digitized by Google

sie gehn zu weit; was bleibt dann noch Festes? Da nun die meisten konsistorialrätlichen Examinatoren ihr Wissen aus dem Stande der Wissenschaften vor drei bis vier Jahrzehnten her bezogen haben, so heißt es: Wozu sich mit neuern Fragen quälen? Dazu klingt der Sirenengesang: Die Hypothesen der Wissenschaft ändern sich ja jedes Jahrzehnt. Was heute gilt, wird morgen schon wieder bestritten. Ist es da nicht einfacher, beim Alten zu bleiben? Nur wird dabei übersehen, daß dieses Alte auch einmal neu war, und daß verfestigte Irrtümer den Nimbus des Unveränderlichen, Stabilen, ja des ewigen, göttlichen Rechts erhalten.*) Dazu wird in dem Neuen der allmähliche, langsame Fortschritt zum Bessern, das ernente Abstoßen der Irrtümer, die oft nicht geradlinige, sondern spiralförmige Entwicklung zur Wahrheit hin übersehen und verkannt.

Eine andre Gefahr droht bei vielen, die des Skeptizismus. Es giebt so viele sich widersprechende Meinungen. Darf da noch jemand behaupten: Ich habe die Wahrheit? Diese Skepsis, die schließlich den objektiven Wahrheitsbegriff überhaupt aufhebt, die keinen Mut eigner Meinung mehr hat und schließlich jede Thatkraft lähmt, ist eine Stütze der herrschenden Überlieferung, die nicht übersehen werden darf. Wenn die verschiednen Meinungen in der Kirche gleichberechtigt sind, eine so wahr und so falsch wie die andre, so braucht man doch zum täglichen Leben gewisse Meinungen, die man gelegentlich auch wie „Überzeugungen“ handhabt. Da nun die Skepsis jede Energie im Denken und Handeln ertötet hat, so verfällt man natürlich in den alten Schlendrian, in die ausgefahrnen Geleise kirchlicher Durchschnittsmeinungen. Die alte Orthodoxie mit ihren Ecken und Kanten, ihrer Starrheit und Massivität hatte noch Wucht und Energie, brachte es oft zum Fanatismus. Das bequeme neumodische Kleben an der Tradition ist eine Folge der Schlaffheit im Denken und Handeln und schließlich der Verzweiflung an objektiver, allgemeingiltiger Wahrheit.

Vor vier Jahrzehnten lag eine andre Gefahr als die der Skepsis nahe. Die Theologen meinten: Es kommt vor allem darauf an, den Strömen der bewegten, veränderlichen Zeit mit ihren verkehrten Zeitmeinungen etwas Festes, Massives entgegenzuhalten. Ein solches fanden viele im lutherischen Kirchentum. Dies gab ihnen oft eine gewaltige, imponierende Willenskraft, der gegenüber das heutige jüngere Theologengeschlecht schwächlich und zweifelsüchtig erscheint. Aber ihr Verstand, einmal abgeschlossen und sich nicht mehr weiter bildend, blieb dem Fortschritt der Zeit gegenüber geradezu borniert verschlossen.

Oft fragte ich Gleichaltrige: Werden wir auch einst nach Jahrzehnten so verständnislos der neuen Zeit gegenüberstehn wie jetzt die Alten? Meist hörte

*) Vgl. die kostbare Satire Fritz Reuters über die angeblich göttlichen und menschlichen Rechte in der „Urgeschicht von Mecklenborg.“ Der liebe Gott fährt dazwischen und sagt: Das mit den menschlichen Rechten war schon schlimm genug, aber bei dem göttlichen Recht habe ich schließlich auch noch ein Wort mitzureden.

Digitized by Google

ich die Antwort: Dem Schicksal werden wir nicht entgehn können; das ist das Los der Alten. Doch nein! und abermals nein! rief ich dazwischen. Wir sind zu sehr von der Wahrheit des modernen Entwicklungsbegriffs durchdrungen. Der Gedanke des Fortschreitens, die Gewißheit, daß neue Strömungen aufkommen, neue Wahrheiten gefunden, neue führende Geister erstehn werden, ist uns zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen. Wir wissen: Es gilt nicht, stehn zu bleiben und alte Wahrheiten unermüdlich zu wiederholen, wenn auch die Welt anders geworden ist, sondern das bewährte Alte mit dem guten Neuen zu verbinden. Es gilt von vornherein der Gefahr des Stagnierens, des Einrostens zu begegnen, Herz und Sinne, Kopf und Gedanken den neuen Strömungen offen zu halten und dem Pulsschlag der Zeit still und andächtig zu lauschen.

Eine wichtige Entdeckung machte ich im Laufe der Jahre: die Theologen, die nach Ablauf der Studiensemester am Althergebrachten hingen, hatten kein großes wissenschaftliches Interesse mehr. Ich glaube, daß es nur wenige Ausnahmen giebt. Bei fast allen überwog die Stimmung: Die Zeit des „wissenschaftlichen" Arbeitens ist vorüber. Jetzt kommt das Pfarramt mit seinen andersartigen Aufgaben und Erfordernissen. Die Eifrigen unter ihnen warfen sich auf praktische Fragen, studierten die Leistungen der innern Mission, legten sich auf die praktische Auslegung der biblischen Schriften, auf das Studium gedruckter Predigten, nicht bloß um sie auszuschlachten, sondern auch um wirklich Predigtkunst an ihnen zu lernen. Manche von ihnen sind tüchtige und rührige Verkünder des Evangeliums geworden und werden von ihren Gemeinden geliebt und verehrt. Aber die Stimmung herrscht in ihnen vor: Ein Weiterarbeiten und Forschen, ein Durchdenken der höchsten Wahrheitsfragen ist nicht mehr nötig. Du hast ja den Besitz des Heils, die Zweifel sind überwunden. Es gilt nur noch, in der Technik der Mitteilung dieser Wahrheit sich weiter zu vervollkommnen. Wieder bei andern wird die durch Amtsthätigkeit nicht in Anspruch genommne Zeit durch Liebhabereien ausgefüllt, im besten Falle durch edle Kunst, Musik, Geselligkeit. In den Gegenden Deutschlands, wo das Wort „liberal" einen guten Klang hat, lobt man solche Pfarrhäuser als liberale. Andre treiben lieber Gartenbau und Bienenzucht; ja von manchen wird eine mit dem geistigen Leben des Theologen innerlich nicht zusammenhängende Wissenschaft als eine Art Liebhaberei betrieben.

Gering ist dagegen die Zahl derer, die die höchsten Wahrheitsfragen auch im Pfarramte noch von neuem durchkämpfen. Daß ein Geistlicher noch im Pfarramte seine theologische Richtung ändert, kommt zuweilen vor. Teils ist der persönliche Verkehr mit Andersgerichteten der Anlaß, teils ein zufällig gelesenes Buch, das ihm Meinungen kund that, an denen er bisher achtlos vorübergegangen war. Doch dies sind nur Ausnahmen. Nur wenige, wie z. B. Robertson,*) wissen es, daß nur der aus der Wahrheit ist, der sein

*) Religiöse Reden I, S. 131.

Digitized by Google

ganzes Leben an die Erforschung der Wahrheit setzt. Die meisten glauben, Forschen, Suchen, Fragen, Zweifeln sei für den im Pfarramt stehenden Theologen eine Sünde. Mag es in Deutschland kaum einen evangelischen Geistlichen geben, der diese Zweifel wie Newcome in Wards „Robert Elsmere“ mit körperlicher Askese bekämpft: intellektuelle Askese, erquälter Glaube, Flucht vor dem Denken sind bei uns die gebräuchlichen Mittel, diesen Gefahren zu begegnen. Mit dem Verschwinden des Wahrheitsuchens verschwinden meist alle höhern Ideale. Die platte Alltäglichkeit gewinnt Macht über Sinnen und Denken. Der Typus des verbauerten Pastors wie des Salongeistlichen entsteht. Mit dem Anlegen des Priesterrocks werden in vielen Fällen zugleich Scheuklappen angelegt, die verhindern, daß alles außerhalb der vier Kirchenmauern sich regende Geistesleben bemerkt werde. Nun bewegt sich alles geistige Wachstum in Deutschland, seitdem die Reformation in kirchlichen Formen erstarrt ist, außerhalb der engen Kirchenpfähle. Es giebt nicht bloß eine Wissenschaft und Philosophie, eine schöne Litteratur und Kunst, die der Kirche feindlich oder, was noch schlimmer ist, gegen sie gleichgiltig ist — denn jede Befehdung bedeutet Achtung vor dem Gegner —, vor allem giebt es eine sittliche Kultur und Religion, die unabhängig von der Kirche ist und immermehr erstarkt. Das ist bei vielen die schlimmste Wirkung der geistlichen Scheuklappen, daß von diesen Großmächten nichts bemerkt wird. Und wo man sie sehen muß, da werden sie oft genug bekämpft, weil sie nicht kirchliche Prägung haben und nicht bei den kirchlichen Behörden vorher um einen Existenzberechtigungsschein nachgesucht haben. Von dem geistigen Leben der Nation abgesperrt, verkümmern aber die Kirchen immer mehr und mehr. Nur durch fruchtbare Wechselwirkung könnte beiden geholfen werden.

An Stelle dieser Wechselwirkung wird heutzutage die künstliche Absperrung beider Gebiete, des geistlichen und des weltlichen, als höchste Tugend angepriesen. Manche Geistliche führen ein Doppelleben: als Prediger und Seelsorger einerseits, als Mensch andrerseits. Beides hat nichts miteinander zu thun. Einige suchen auch den Menschen zu Gunsten des Predigers ganz zu erwürgen, was doch nur in seltnen Fällen gelingt.

Es ist auffallend, wie wenig von den Kämpfen in die Öffentlichkeit dringt, die die meisten Theologen in der Zeit ihrer Entwicklung durchmachen müssen. Im allgemeinen wollen die Gemeinden ja nicht suchende und kämpfende, weiter arbeitende Pastoren haben. Etwas schroff, aber doch wohl noch heute für viele zutreffend, hat Paul de Lagarde*) das Bild des Geistlichen gezeichnet, das in den Köpfen vieler lebt: „Was ist denn bei dem deutschen Mittelstande das Ideal eines Pfarrers? Der würdige Vater von Vossens Luise ist es, in welchem man Geistliches nicht allzuviel finden wird. Frische grüne Erbsen mit selbstgemachter Schlackwurst, auf dem eignen Hofe erzogenen Brathähnchen, selbstbereitetem Johannisbeerwein — wer so viel Gutes besitzt, wie der treff-

*) Deutsche Schriften, S. 12.

Digitized by Google

liche Geistliche von Grünau vermutlich besessen haben wird, thut allerdings wohl, nicht auch eine selbstgemachte Theologie aufzuschüsseln: die Güter sind im Leben gleich verteilt, und einer kann nicht alles haben. Aber weil er auf selbstgemachte Theologie verzichtet, hat er noch nicht das Recht, gar keine Theologie zu haben und ein Meßpfaffe ohne Messe, ein bequem vegetierender Zungendrescher zu sein, der im besten Falle beim Erbauen von Schweineställen guten Rat erteilt." — Es scheint, daß sich die meisten Geistlichen unbewußt nach dem Bilde richten, das man von ihnen hat, und allmählich so werden, wie es von oben und von unten her von ihnen verlangt wird. Vor allem verlangt man scharfe Trennung von Geistlichem und Weltlichem. Als Prediger und Seelsorger soll er reden, was ihm von der „Kirche" befohlen ist. Sobald es sich aber darum handelt, die Folgerungen für das tägliche Leben zu ziehn, sofort heißt es: Mischt euch nicht ein in Dinge, die euch nichts angehn, sintemalen ihr nichts davon versteht. Trotz der gesetzlich durchgeführten Sonntagsruhe gilt z. B. nicht bloß in den Kasernen der Sonntagvormittag als die Zeit, wo alle Putz- und Flickarbeit besorgt wird, für die an den Wochentagen keine Zeit ist; nicht bloß für die Tagelöhner auf dem Lande ist der Sonntag der einzige Tag, an dem sie ihre eigne Feldarbeit bestellen können, sondern es wird auch in den Städten wenig Lehrlinge geben, die nicht am Sonntage von früh bis nachmittags zwei Uhr mit dem Aufräumen und Reinigen der Werkstatt und sonstigen Arbeiten und Gängen beschäftigt werden. Alles dies geht natürlich die Geistlichen nichts an: sie haben ja Predigt und Seelsorge zu treiben und sich sonst um nichts zu kümmern. Daß auch die Geistlichen berufen sind, an der religiösen und sozialen Reformation unsrer Tage mitzuarbeiten, davon ahnen meist weder sie selbst noch die Gemeinden etwas.

Bei einigen Geistlichen dauert es vielleicht etwas lange, bis sie die Ideale ihrer Jugend vergessen und mit beiden Füßen in das hergebrachte Wesen springen. Jedenfalls scheuen sie sich, von ihrem Entwicklungsgange irgend etwas vor ihren Gemeinden laut werden zu lassen. Es könnte ja dann herauskommen, daß auch sie Menschen sind, Menschen mit Zweifeln und Anfechtungen, die auch auf Irrgänge zurückschaun. Viele mögen auch selbst auf die Kämpfe ihrer Jugend von dem hohen Throne des Kirchentums hochmütig hinabsehen. Und doch wäre die Aufhebung des Gegensatzes von Klerus und Laien gerade in diesem Punkte von höchster Wichtigkeit. Ein gegenseitiges Aussprechen über ihre religiösen Bedenken würde beide Teile ungemein fördern. Denn die Nichttheologen, sobald sie zum eignen Denken erwacht sind, haben im letzten Grunde dieselben Bedenken gegen die auf uns lastende Schwere der religiösen Überlieferung. Aber diese Zweifel pflegen bei den Laien in einfacherer, natürlicher, mehr urwüchsiger Gestalt zu verlaufen als bei den Theologen, die meist durch die mannigfachen Abschwächungs- und Umdeutungsversuche ihrer Lehrer den Sinn für das Gerade, Natürliche verloren haben. Die Laien wiederum würden ein größeres Maß geschichtlicher Kenntnis und Würdigung der Überlieferung gewinnen, wenn die Geistlichen es wagen würden, nicht bloß in er-

Digitized by Google

baulichem Kirchenstil zu ihnen zu reden, sondern auch offen und natürlich ihnen das mitzuteilen, was von den Resultaten moderner Wissenschaft und Bibelforschung jedem Gebildeten zu wissen Pflicht ist. Bei dem Theologen pflegt sich gewöhnlich langsam Stück für Stück ein Punkt der Überlieferung nach dem andern loszureißen. Anders bei dem Laien. Ihm ist ja vorgeredet worden: An dem unfehlbaren Bibelbuch oder der unfehlbaren Kirche oder der unfehlbaren Kanzelrede hängt die ganze kirchliche Lehre. Sobald nun irgend eine Einzelheit erschüttert, z. B. die Unmöglichkeit irgend eines biblischen Wunders begriffen ist, pflegt der Laie der Kirche und Geistlichkeit, oft auch der Religion überhaupt den Rücken zu kehren. Es gilt meist die Alternative: Entweder ist die Bibel unfehlbar, übernatürlich offenbart, oder sie enthält Priesterbetrug, ist erdichtet und erlogen. Unser Volk steht noch auf dem Standpunkte der Kinder, die nur einen Unterschied kennen: Es giebt gute und es giebt böse Menschen; sie fragen: Ist die Geschichte auch wahr? und wenn sie dies nicht ist, so ist sie erlogen. Mögen nun die Vorurteile der Vergangenheit noch so lastend auf die Unterrichtstradition unsrer Volksschulen und höhern Schulen drücken, es ist nicht allzu schwer, den Kindern der Volksschule ein gesundes Verständnis der Bibel beizubringen.*) Freilich müßte dann der gegenwärtige Zustand aufhören, daß unsre liberalen, meist auf den kirchlichen Dogmenzwang scheltenden Volksschullehrer selber orthodox unterrichten. Sie haben es ja auf ihren Seminaren nicht anders gehabt. Dort werden die Seminaristen auf einen populär und pädagogisch zurecht gemachten Extrakt orthodoxer Theologie hin abgerichtet, während die fleißigern und strebsamen unter ihnen aus Büchern wie dem natürlich verbotnen aber darum um so fleißiger gelesenen Büchner, Kraft und Stoff, moderne Bildung zu schöpfen suchen.

(Schluß folgt)

Bessere Erzählungen

Im Verlag von Zwißler in Wolfenbüttel, der schon manches gute, ernste Buch auf den Markt gebracht hat, ist vor einem Jahre herausgekommen: „Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn," von Elisabeth Stuart-Phelps, aus dem Amerikanischen von W. Enchler, Pastor, das allerdings recht „eigenartig" ist. Echt amerikanisch zunächst in Äußerlichkeiten des Lebens, des Kirchentums und der Frömmigkeit, sodaß man sich bisweilen an den Kopf faßt und denkt: Giebts

*) Vgl. Wimmer, Die biblischen Wundergeschichten. Freiburg i. B. 1 Mark.

Digitized by Google

das wirklich da drüben, oder sollen wir uns nur erbauen an den Erfindungen einer anschaulich schildernden Phantasie mit sehr vielen, echt weiblichen Längen in der Darstellung? Der Held dieses Lebens ist ein feiner junger Mann, der unter armen Schluckern auf der Universität (Seminar, würden wir höchstens sagen) Cäsarea aus Herzensbedürfnis Theologie studiert und dafür von seinem reichen Onkel in Boston verstoßen wird, zart und kränklich von seiner früh verstorbnen Mutter her, aber energisch und heldenhaft, von wunderbaren Körperkräften, mit denen er bald auf seiner ersten und einzigen Pfarre den verkommensten Säufern und Raufbolden imponierend entgegentritt. Leider ist dies keine wirkliche Pfarre im Sinne der wohlgestellten, dogmatisch befestigten Rechtgläubigkeit, der sein Onkel und auch sein Hauptprofessor, ein reichlich karikierter, pedantischer Schulmeister, angehören, sondern nur eine freie Gemeinde von Fischern und Schiffern in einer armseligen Kapelle, von denen das bessere Windover, das in die schöne Hauptkirche geht, sich lieber fern hält. Aber die Kirche verödet, und die Kapelle wächst, der schmale blasse Bayard thut Wunder von Bekehrung, er bezwingt die Bösewichter erst mit der Faust, dann mit dem Worte und dem Vorbild seines Wandels. Die Hauptfiguren sind Hiob Schlipp, der bisher immer nur seine Frau geprügelt hat, sodann die liederliche Lene, die ihren Namen passend nach der großen Sünderin bekommen hat, Bayards Hauswirtin und deren Tochter, die ihn pflegen, so oft er krank ist, endlich dieser Tochter Bräutigam, der ihn schließlich aus Eifersucht ermordet. Alles, was geschieht, hat den Charakter des Außerordentlichen, es verzehrt Kräfte, und man ahnt bald, daß ein solcher Held nicht irdisch glücklich werden kann. Die Szenen beim Gottesdienst sind bei großer Derbheit ergreifend schön. Als der Professor auch einmal auf der Kanzel seines frühern Schülers zu predigen oder vielmehr seine Dogmatik vorzulesen unternimmt, wird er sich seiner Kleinheit bewußt, und nur die Liebe, die diese Menagerie von Menschen zu ihrem Herzensbändiger hat, schützt ihn, sonst wäre er ausgelacht worden. Daß der neue junge Pastor den verrufnen Ort bekehrt und sich selbst dieser Aufgabe opfert, ist das Thema des Buchs. Ein Roman wird daraus durch sein Verhältnis zu der Professorstochter von Cäsarea, für die er schon als Seminarist Neigung gewonnen hat, und die nun immer und immer wieder seinen Weg kreuzt, ohne daß es zu der entscheidenden Wendung kommen will. Sie ist ein einziges Kind, ein verwöhnter, etwas unklarer Fisch, der unsre Teilnahme nicht zu verdienen scheint, um so weniger, als wir oft in Zweifel geraten, ob die zwei denn überhaupt nach dem Rate der Verfasserin zusammenkommen sollen oder nicht. Dann aber ganz zuletzt heiratet Helene den kranken, schon dem Tode verfallnen Mann, ganz kurz vor seiner Ermordung. In diesen wenigen letzten Tagen gewinnt sie für uns, und das Ganze bekommt einen beruhigenden Abschluß. Das wäre etwa die Fabel in den Hauptzügen, ernst, bewegend, manchmal erbaulich, durchweg mit sehr starken Mitteln wirkend, sodaß die Langweiligkeiten, die sich vorzugsweise im Seminarhof von Cäsarea zutragen, zum Ausruhen für den Leser eingelegt scheinen.

Digitized by Google

Immer möchte man so ein bald einschläferndes, bald aufregendes Buch, das vor allem nichts von einem Kunstwerk an sich hat, nicht genießen, und der in Amerika lebende Übersetzer ist des bessern deutschen Ausdrucks nicht mehr mächtig, wahrscheinlich auch des Englischen nicht hinreichend kundig. Bei uns sitzt man nicht in einem Platze, hat auch keine Dienste, sondern Dienstboten, keine Ulmer Bäume und keine fein geschmückten Taschenuhren, der Lloyddampfer Scythia heißt auf deutsch nicht Scythin usw. Wenn er ferner seinem „Herrn" Vater seine Übersetzung „als ein Gruß aus der neuen Heimat" widmet, so ist das ein schlimmer grammatikalischer Fehler, und daß dieser Vater erblindet ist, geht keinen Leser etwas an. Hier sollte ein taktvoller Verleger eingreifen.

„Beckenfridli" von Pfarrer A. Altherr, zwei Bände (Basel, Benno Schwabe) ist ebensowenig ein Kunstwerk, aber es erwartet auch keiner, denn es ist eine schlichte, anmutige, schweizerisch natürliche Erzählung, die den Eindruck einer Biographie macht und offenbar auch viel Erlebtes enthält. Ein betrübtes Herz vertrocknet das Gebein, und ein sonniges Gemüt stählt die Glieder für alles tägliche Ungemach. Fridolins Vater, das Bäckerlein von Kaienbühl, hat mit seiner geplagten Frau und seinem Kinderhaufen ein Leben, das kaum lebenswert scheint, und Fridli hat, seit er laufen kann, als Ältester alle diese Lasten redlich mit zu tragen gehabt, aber das ganze Haus weiß, daß es nicht anders sein kann, und aus Abend und Morgen weben Geduld, Heiterkeit und Gottvertrauen doch im Laufe der Jahre ein bescheidnes, stilles Glück zusammen. Fridli kommt mit elf Jahren, weil der Vater nicht mehr alle Kinder ernähren kann, ins Waisenhaus nach Kappeln, dann in ein nach Pestalozzis Grundsätzen geleitetes Institut als Gratisschüler, Aufwärter und Aufseher über die zum Teil ältern Zöglinge aus bessern Häusern, deren Freundschaft ihm Ferienaufenthalte und kleine Unterstützungen einträgt, sodaß er den Entschluß fassen kann, zu studieren. So weit reicht der erste Teil, die „Geschichte eines armen Knaben," die von Anfang bis zu Ende wohlthuend und unterhaltend ist, bei starkem Realismus idyllisch abgestimmt. Der zweite Teil, die Geschichte des Züricher Studenten, ist nicht so harmonisch, und er geht uns auch menschlich nicht so nahe. Die wachsenden Jahre nehmen einem Jungen das Privileg seiner Kindheit, die allgemeine Nachsicht, und zu sehen, wie einer emporsteigt, der überall mit seinen Ecken anstößt, hat nichts poetisches mehr, und von den allzu breit geschilderten eigentümlichen Freuden des schweizerischen Studentenlebens, den Zofingersuiten und Turner- und Sangesbrudervereinigungen hätte sich Fridel, der keinen Groschen zu verlieren hatte und für seine Lernstufe doch eigentlich schon ein recht langer Kerl geworden war, wohl ein wenig mehr zurückhalten können. Viel lieber hören wir, mit welchem Feuer er Griechisch lernt, und wie ihm die trocknen Vokabelnlisten seine Weltanschauung erweitern, sodaß er nicht begreift, wie er früher ohne Griechisch hat leben können, ohne sich ganz erbärmlich dumm vorzukommen. Oder wie er ein gebildeter Mensch wird in den Deutschübungen des Ästhetikers Vischer, und wie er sich in der Theologie

Digitized by Google

zurecht findet bei Pfarrer Lang und Professor Alexander Schweizer. Zuletzt wird er Vikar im Elsaß und heiratet seines Pfarrherrn Tochter, wie es in einem rechtschaffnen Roman zu gehn pflegt. Dieser Teil ist eigentlich mehr ein pädagogisches Buch, das Menschenkenntnis und auch Humor enthält, aber eine Fortsetzung, wie sie sich ein Leser des ersten Teils wünschen möchte, ist es nicht. Man hat das Gefühl, Beckenfridli hätte seinen Ursprungsverhältnissen etwas näher bleiben müssen. Wo sind die Eltern geblieben? Man denke z. B. an Quintus Fixleins Mutter, die dem Schulakt ihres Sohnes beiwohnt voller Seligkeit, daß er die vornehmsten jungen Herren in seidnen Westen beordern und regieren kann und samt ihnen lauter hohe Sachen sagt „und auch versteht." Ich hätte Beckenfridli als Schulmeister von Kaienbühl enden lassen.

Unsre Leser kennen die Bücher der Gräfin Edith Salburg, die das vornehme Österreich vor seinem Zusammenbruch schildern: „Die Exklusiven," „Papa Durchlaucht," „Die Inklusiven," aus dem Verlage von Grübel und Sommerlatte in Leipzig. Von einem neuen dreibändigen Cyklus: „Was die Wirklichkeit erzählt" liegt uns ein Band vor, dessen Titel „Golgatha" uns schon sagt, daß es sich hier um etwas ernstes und leidvolles handelt. Man könnte meinen, die Verfasserin wäre bei Rosegger in die Schule gegangen und habe auch einmal einen sozialen und dabei frei gerichteten Pfarrer darstellen wollen, den die Kirche verschwinden lassen muß, weil sie ihn nicht beugen kann, aber ihre Art ist ganz anders, wenn auch der Geist derselbe ist. Bei Rosegger, z. B. in dem „Ewigen Licht," fühlen wir immer zuerst den Dichter und das vorherrschende Kontemplative, dann erst dringt die Realistik in Einzelheiten und erst allmählich voller durch. Die Gräfin Salburg stellt dagegen das wirkliche Leben ganz vorne hin und läßt die Betrachtung nur leise mitgehn; sie will keine Dichterin sein, wie es scheint, könnte es aber vielleicht, denn sie hat ein starkes Talent. Das zeigt dieses von den frühern Büchern so verschiedne Golgatha aufs neue. Wenn z. B. Ferdinand von Saar dasselbe Österreich behandelt, so merken seine Leser ebenfalls, daß er es für morsch und verfallen hält, aber er nimmt die Sache nach Möglichkeit elegisch, er sammelt Eindrücke und giebt viel Kontemplation, keine Belsazarnächte mit Menetekels, wie in den Büchern der Gräfin Salburg. Ihre Schriftstellerei steht ganz allein. Man fühlt bei ihr, daß sich die Dinge so zugetragen haben, und sie sind so der Beachtung wert, daß man die theoretischen Fragen nach dem Kunstmäßigen und Romanartigen darüber vergißt. Dabei keinerlei Übertreibung, nichts von Karikatur, nur volle Deutlichkeit. Der Verfasserin kommt zu statten, daß sie in den höhern Kreisen, in deren Darstellung entschieden ihre Stärke liegt, durchaus zu Hause ist: hoher Adel, Damen von sagenhaft altem Stammbaum, aber subsistenzlos, und Offiziere, natürlich nur von der Kavallerie und verschuldet, alte Reklameexzellenzen neben Rivieragräfinnen von nicht ganz durchsichtigen Verhältnissen, jüdische Hochfinanz, die auf ehemals gräflichen Schlössern sitzt, amerikanische Millionärsfamilien, die

Digitized by Google

in Wien Dialekt und österreichischen Schliff lernen wollen, alles das und noch viel mehr ist köstlich unterhaltend und ganz echt in der Farbe. Neben diesem weltlichen finden wir noch ein geistliches Theater, auf dem der hohe Klerus spielt mit dem Bischof, der in goldner Kutsche durch die dunkeln Quartiere der Armut fährt, während sein Vikar von Haus zu Haus geht und zu helfen sucht, bis er in sein Heimatsdorf geschickt wird, wo er zu Grunde geht. Einst hatte ihn seine Mutter der Kirche gelobt, der Vater ist darüber mit ihm zerfallen, nun ist der selbständige Mann seinen Obern eine Gefahr geworden; mag er fallen, sein „Golgatha" finden, das ihm hier nicht die Juden bereiten, sondern die gegen ihn aufgehetzten Klerikalen. So ist der Titel gemeint, der also nur auf die eine Person paßt. Auch diese Szenen haben volle Wahrheit, und die Verfasserin setzt darin ihre Kraft für etwas noch ernsteres ein als auf der weltlichen Bühne, aber hier sind uns dennoch ihre Leistungen einstweilen lieber. Wie sie das angefaulte, genießende, lustige Österreich schildert, das ist einfach nicht nachzuahmen, und es ist doch von Wichtigkeit, daß wir es nach seinem wahren Werte kennen lernen. Sie erfüllt eine Aufgabe, und wir möchten ihr darin noch recht oft begegnen.

Etwas ganz modernes und ebenfalls weiblichen Ursprungs ist „Der Meisterfahrer" von E. E. Ries (München, Beck). Die Geschichte trägt sich in einer großen elsässischen Stadt, etwa Mülhausen, zu. Die Industrieschullehrerin Hortense van Meulen aus Brüssel, die sich bei Frau Jungmann in Pension gegeben hat, liebt einen reichen jungen Mann aus einer einheimischen Fabrikantenfamilie, den Meisterfahrer Ernest Chuquet, einen anständigen biedern Kerl, der sie auch heiraten will, nur nicht gleich, weil seine Familie es nicht zugeben würde. Diese hat gegen ein „Verhältnis" nichts einzuwenden und wird sich mit der Zeit auch in eine Mesalliance finden müssen, aber es kann noch lange dauern, und der junge Elefant, der ganz in seiner Radelei aufgeht, fängt es möglichst ungeschickt an, seiner Geliebten das klar zu machen. Nun glaubt sie, er spiele mit ihr, und so erschießt sie ihn auf dem Rennplatze bei einem Fest, was doch um solches Mißverständnisses willen ein wenig grausam ist und mit einem Miniaturrevolver nebenbei auch recht gewagt, um nicht zu sagen unmöglich sein dürfte. Sie hätten sich, wenn die Verfasserin nur ein wenig gewollt hätte, ebensogut kriegen können. Zweierlei ist gut, das Elsässische im Gegensatz zu dem Deutschtum der Eingewanderten in Anschauung, äußerer Sitte und Dialekt, sodann alles, was mit der Radelei zusammenhängt, auch die enorme Wichtigkeit, mit der diese Leute sich der Sache hingeben, sodaß sogar ein ernsthafter praktischer Arzt großen norddeutschen Zeitungen, mit denen er „in schriftstellerischen Beziehungen stand," einen Gefallen thun und ihrem Leserkreis eine Abwechslung bieten zu können meint, wenn er über ein Rennfest aus Mülhausen berichtet. Alles andre ist Nebensache, vor allem Frau Jungmann und ihre Töchter, deren eine sich inzwischen verheiratet, die andre sich verlobt, natürlich auch mit einem Radfahrer, Chuquets Freund — sie vertreten das deutsche Element —, nichts als Hintergrundstaffage für

Digitized by Google

die beiden Hauptpersonen, die doch lange nicht interessant genug sind, ein ganzes Buch zu füllen. Das ist ein künstlerischer Fehler, ein „Roman" durfte es überhaupt nicht genannt sein, es ist ein sehr geschicktes, treffendes Sittenbild aus der elsässischen Gesellschaft mit einem romanhaften Schluß: der angeschossene Meisterfahrer bekennt sich in seinen letzten Zügen schuldig und bittet die Geliebte von der irdischen Gerechtigkeit los. Sehr rührend, namentlich für Radfahrer. Das „nicht gewöhnliche Talent," das wir früher der Verfasserin der „Märchen" zugeschrieben haben, finden wir hier nicht wieder.

„Der Mann im Nebel" von Gustav Falke (Hamburg, Janssen) ist schon eher ein Roman. Die eine Person, die der Titel andeutet, tritt ebenfalls wie das Liebespaar der Ries fast ganz allein hervor, aber sie hat mehr in sich und erlebt auch mehr, was uns interessieren kann, als die Lehrerin und ihr Radler. Henning Randers ist ein Litterat aus Kiel, etwa ein Pangelehrter, der nicht viel arbeiten kann und überall Sommerfrische macht, erst bei einem Schulmeister, dann in einem Schloß bei der Komtesse Fides, mit der er sich verlobt, dann bricht er sein Wort und lebt in einem einsamen Blockhaus auf Sylt, und über ihm in seinem Fremdenzimmer wohnt Helga, die Tochter eines Bremer Tabakkaufmanns, die eigentlich nur für eine Nacht bei ihm hatte Schutz suchen wollen, als sie sich im Nebel verirrt hatte. Henning hat eine Weltanschauung, in deren Mitte die Auswahl und das Edelmenschentum stehn, er schwärmt für das Aristokratische, und trotzdem hat er eine wirkliche Gräfin, die sich ganz gegen alles Erwarten in ihn verliebte, schnöde verlassen, um nun mit Helga Gedanken zu tauschen über Böcklin und Klinger, über Schumann und Chopin, Macterlinck und d'Annunzio, auch mit Einschränkung über Nietzsche, nicht zu vergessen Ibsen, den Helga gern zitiert (Fides niemals, die war eine Realistin und allem Träumen abgeneigt), aber alles das kann doch kein Leben bauen. Früher hat er immer nur gefragt, ob er wollte, und dann hat er jedesmal nicht gewollt. Jetzt muß er erleben, daß ihn Helga nicht will, weil er in einem Fiebertraum seine Untreue gegen Fides verraten hat; Helga rächt also ihr Geschlecht, und Henning hat keine Kraft mehr, durch wirkliche Leistung etwas aus sich zu machen. Beinahe wäre er im Nebel in der wachsenden Flut ertrunken, und das wäre noch das beste gewesen, nun erschießt er sich. Der Form nach haben wir teils Erzählung, teils Tagebuch, teils Briefwechsel mit einem ältern Freunde, der doppelt hat, was Henning vergebens begehrt, nämlich Weib und Kind und noch eine junge Musikschülerin, in die er sich mit Maßen verliebt, sodaß er glückliche Verse macht und eine zweite Jugend lebt. Das Ganze ist äußerst geschickt gemacht, auch nicht frivol, höchstens hin und wieder unwirklich phantastisch, aber es verläuft nicht im Sande; es wirkt und spricht an und lehrt auch etwas, freilich durch ein trauriges Exempel.

Das ist anders in einer Sammlung von kleinen Novellen von Kurt Martens, die auch in einem Nebellande vor sich gehn, noch höher im Norden, in Dänemark (Berlin, Fontane und Komp.). Der Verfasser hat sich durch seinen Dekadentenroman einen Namen gemacht, er versteht zu schreiben, wenn

Digitized by Google

auch mancher wünschen wird, er möchte über bessere Dinge schreiben. Hier in diesen sogenannten Novellen ist alles nur skizziert, es geschieht eigentlich nichts, lauter Eindrücke und Stimmungen huschen hin und her. Doch, in einer prügeln sich zwei vornehme Alumnatsknaben im Schnee, am Sonntag, und dafür werden sie bestraft. Eine Baronin beherbergt auf ihrem Schloß Einquartierung, Reiteroffiziere, darunter einen königlichen Prinzen, in den sie sich verliebt, aber der Prinz kann nicht lieben, denn Prinzen verehren nur. Ein vornehmes Ehepaar reitet spazieren an einem andern Paar vorbei, das in freier Liebe glücklich ist und über die pflichtmäßig verbundnen, blasierten und gelangweilten Herrschaften seinen derben und drastischen Spott ergießt. Ein adeliches altes Fräulein findet ihren Liebhaber von ehemals in einer Gesellschaft in den Banden einer andern. Eine unglückliche junge Königin liebt ihren Leibarzt. Lauter Dekadenz, nichts erfreuliches, viel Schwermut und Lebensmattigkeit. Aber kunstvolle Schilderung, etwas von dem Schimmer alter, verblaßter Bilder, Rokoko, stille Wasser mit Schwänen, verwilderte Parklandschaft mit umgeworfnen Statuen und dergleichen. Schade, daß soviel gute Malerei an so traurige Gegenstände verschwendet worden ist.

Dieses Traumhafte, nicht völlig Wirkliche geht auch durch Rudolf Schäfers „Tragische Novellen" (Dresden und Leipzig, Pierson), drei Geschichten von einer Kunstreiterin, einem Musiker und einem Maler, die letzte in Versen. Sie sind ernst und gut, nicht so apart in der Schilderung wie die von Martens, aber gesünder, leicht und angenehm zu lesen. Der Verfasser hat ein Talent, das gewiß zu bedeutenden Aufgaben reichen würde. A. P.

Der Kongreß im Göpfersbacher Thal

Von H. Denarius

Göpfersbach ist ein stilles, weltfernes Wiesenthälchen mitten im meilenweiten Forst; es zieht sich in sanfter Steigung vom Kamm des Gebirgs herab, und zwar an der Stelle, wo demnächst eine neue, die vierte Eisenbahnlinie den Thüringer Wald überschreiten wird. Ein starker Bach rauscht hindurch, mitten auf der Wiese steht eine uralte Buche, unter der es nach der Meinung der umwohnenden Waldleute nicht geheuer ist. Holzmacher, die sich dort zum Schlafen niedergelegt hatten, sollen sich beim Erwachen in einer wildfremden Gegend gefunden haben und erst nach tagelangem Umherirren nach Hause gekommen sein. Auch eine Nixe soll sich manchmal dort oben sehen lassen, und der unsichtbar machende Fahrsame, der nur in der Johannisnacht reift, gedeiht da herum besonders gut.

An diesem lieblichen Ort nun war es in der Johannisnacht des Jahres 1900 kurz vor Mitternacht wieder einmal nicht geheuer. Eine Menge spukhafter Gestalten

Digitized by Google

belebte den Platz, und noch immer kam neuer Zuzug. Da rasselten zwei gläserne Kutschen an, im Galopp über Stock und Stein, und alles wunderte sich, daß sie nicht in tausend Stücke zerschellten; die eine war mit sechs schwarzen Böcken, die andre mit sechs Rappen ohne Köpfe bespannt, und darin saßen die Hexen von Steinbach beim Inselsberg, das im Volksmund Hexen-Steinbach genannt wird. Und dann kam mit gräßlichem Getöse geradeswegs vom Hörselberg der wilde Jäger auf einem kohlschwarzen, sich wild bäumenden Roß, mit seinem Gefolge, kläffenden Hunden und Jägern, von denen einige den Kopf unter dem Arm trugen, andre gar keinen hatten, voraus ging der treue Eckhardt mit weißem Bart und langem Wanderstab; er hieß die Holzmännel und Holzweibel, die Moosleute in graugrünen, zottigen Gewändern, die Erdzwerge, Wichtelmännchen, Hütchen, Zinselchen und dergleichen kleines Volk, das sich in wimmelnden Scharen neugierig herzudrängte, aus dem Wege gehn. Sie wichen aber nur wenig zur Seite, denn sie wußten, daß sie heute vor ihrem Todfeind Frieden hatten.

Langsam trottete der Viereisel von Ruhla heran, der sich in mitternächtiger Stunde bierseligen heimkehrenden Zechern aufhockelt zur Freude aller ordnungliebenden Hausfrauen; er warf sich ins Gras und wälzte sich mit behaglichem Geschrei auf dem Rücken, und der Schmied von Ruhla, der seinerzeit den Landgrafen hart schmiedete, stieß ihn mit seinem Hammer scherzhaft zwischen die Rippen. In einer altmodischen Kutsche fuhren die Jungfrauen aus dem Salzunger See vor, ein Wassernix in grüner Livree sprang vom Bock und öffnete ihnen den Wagenschlag.

Irrlichter flackerten in Menge durch die Luft, der riesenhafte Feuermann von Breitungen stolzte einher, fuchtelte mit den lodernden Armen und verbreitete eine angenehme Helligkeit um sich; feurige Hunde und Schlangen und andre Schatzhüter, ein Ochse mit einer Laterne am Horn und der umgehende Mönch von der Lorenze bei Suhl, in der Hand die ewige Lampe, die er einst pflichtvergessen hatte verlöschen lassen, mühten sich, zur allgemeinen Erleuchtung beizutragen. Weiße und schwarze Jungfrauen und Frauen, Nonnen und Mönche, gespenstische Wildschützen und Zigeuner, goldsuchende Venetianer, Frau Holle mit ihrem Gefolge, spukende Gänse und andres Getier kamen herbei.

Nach und nach kam Ordnung und Ruhe in das Gewimmel, Erdzwerge mit Grubenlichtern wiesen jedem seinen Platz an. Am Bach hatten sich die Wassergeister gelagert, die Ilm- und die Saalenixen, die Nixe aus der Totenlache bei Schleusingen und andre; der hennebergische Wassergeist Hackelmärz, lang, hager, mit großen Schlappohren, graugrünem Bart und langen Krallenfingern, mit denen er die badenden Kinder unter das Wasser zieht, hockte auf einem Stein und plätscherte mit seinen Froschfüßen im Wasser. Der Wässermann von Unterneubrunn, mit einer silbernen Haube, aber ohne Kopf, ging auch hier seiner gewohnten Beschäftigung nach und hackte mit dem Grabenbeil Wassergräben auf.

Etwas abseits saß die Nixe vom Göpfersbach und schluchzte; es that ihr leid, daß sie durch die Eisenbahn aus ihrem Revier vertrieben werden sollte. Auf einem Felsblock thronte der Ritter Tannhäuser aus dem Hörselberg, sehr schön in Blau mit Silber gekleidet und mit feuervergoldetem Wehrgehänge; er klimperte leise auf einer kleinen Harfe und plauderte mit Doktor Faust, der, an sein Reitfaß gelehnt, neben ihm stand. Unter der Buche stand der Rotmantel vom Teufelskreis auf dem benachbarten Beerberg, überschaute das Ganze mit Herrschermiene und teilte an umherschwirrende Fledermäuse leise Befehle aus. Zwerge huschten hin und wieder und boten Erfrischungen an, Froschkaviar, gedämpfte Tannzapfen mit Glühwürmern gespickt, Schierlingswurzeln mit Sargnägeln garniert, Stechapfelgelee und Tollkirschenschnaps.

Digitized by Google

Da ging mit einemmal eine Bewegung durch die Versammlung, ein mächtiger Uhu erhob sich aus dem Wipfel der Buche, umkreiste mit langsamen Flügelschlägen den Platz und stieß zwölfmal seinen schauerlichen Ruf aus. Alles wurde ruhig, nur die Nixe vom Göpfersbach schluchzte noch einmal auf, und der Fenermann von Breitungen prasselte leise weiter.

Der Rotmantel vom Teufelskreis aber trat einen Schritt vor, zog seinen Jägerhut mit der roten Hahnenfeder ab, scharrte höflich mit dem Pferdefuß nach hinten aus und sprach: Meine Damen, Herren und Spukbiecher! Als diabolus loci habe ich die angenehme Pflicht, den hundertjährigen Kongreß der Thüringer Spukgeister zu eröffnen, der satzungsgemäß in der Johannisnacht des letzten Jahres in jedem Jahrhundert stattzufinden hat. Ich begrüße Sie alle mit teufelsmäßiger Freude und hoffe, daß auch die heutigen Verhandlungen dazu beitragen werden, unsre Interessen zu fördern, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den verschiednen Sagenkreisen zu vertiefen und der zunehmenden Zivilisation, die unsre Existenz mehr und mehr bedroht, endlich einmal Einhalt zu thun. Sie wissen, daß als Versammlungsort ein für allemal der Hörselberg vorgeschrieben ist, jedoch hat der Vorstand geglaubt, von der ihm eingeräumten Befugnis, ausnahmsweise auch ein andres Lokal zu bestimmen, diesmal Gebrauch machen zu müssen, weil der Thüringer Waldverein auf dem Hörselberg ein Wirtshaus gebaut hat und Venus in die Wochen gekommen ist, was beides störend wirkt. (Hier kuffte Doktor Fanst Tannhäuser in die Seite, und dieser wurde rot und warf dem Redner einen bösen Blick zu.) Von dieser Befugnis ist nur selten Gebrauch gemacht worden, zum erstenmal am Ausgang der neolithischen Periode, um in der Gegend von Erfurt gegen die Einführung von bronzenen Waffen und Geräten zu demonstrieren, was aber nichts geholfen hat, zum letztenmal im Jahre 1700, als es sich darum handelte, Schritte gegen den Verfall der Hexenprozesse zu thun. Bei der Wahl des heutigen Versammlungsorts war ausschlaggebend ein Gesuch der Nixe vom Göpfersbach, die um Maßregeln gegen die im Bau begriffne Eisenbahn Ilmenau-Schleusingen bittet. Wenn Sie bedenken, wie sehr uns die Eisenbahnen schon geschädigt haben, und wie viele Spukgeister gegenwärtig wegen Obdachlosigkeit der Verbandskasse zur Last fallen, werden Sie das Vorgehn des Vorstands gewiß gutheißen. Ich ersuche nun den Schriftführer, das Protokoll der vorigen Sitzung zu verlesen.

Der Schriftführer, ein uralter, langbärtiger Zwerg, der vor einem Baumstumpf auf der Erde saß, breitete einige schweinslederne Schriftstücke vor sich aus, zog sich das linke Bein aus der Hüfte und klopfte damit dreimal auf den Stumpf, und das klapperte sehr laut, denn das Bein war sehr dürr. Dann steckte er es wieder an seinen Ort und schickte sich an, mit der Verlesung zu beginnen, aber da wurde er durch einen Zwischenfall unterbrochen. Ein Holzmännel aus dem Vogtland hatte sich hinter den wilden Jäger geschlichen und dessen ersten Vorstehhund in den Schwanz gekneipt; der Hund wandte sich darauf heulend um, packte das Holzmännel, das jämmerlich zu quäken begann, um den Leib und fuhr mit ihm in die Luft. Da stieß der wilde Jäger einen Fluch aus, riß dem Oberjägermeister, der in respektvoller Haltung hinter ihm stand, den Kopf ab und schleuderte ihn mit einem wohlgezielten Wurf dem Hund in die Weichen, sodaß es einen dumpfen, hohlen Klang gab, denn der Hund hatte lange nichts gefressen. Dieser ließ sein Opfer fahren, klemmte den Schwanz ein und apportierte den Kopf dem Oberjägermeister, der ihn ruhig, als ob nichts geschehn wäre, wieder aufsetzte, wobei er dem Hund einen kräftigen Fußtritt verabreichte.

Der Rotmantel schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte: Aber, meine Herren, Sie wissen doch, geistlose Scherze sind unter uns nicht üblich, namentlich nicht in der Johannisnacht. Und dann nehmen Sie doch, bitte, die Hunde an die Leine.

Digitized by Google

Dann winkte er dem Schriftführer, und dieser verlas nun ohne weitere Störung mit tiefer Grabesstimme sein Protokoll. Nachdem es genehmigt und vollzogen war, fuhr der Rotmantel fort: Indem wir nunmehr in die Verhandlungen eintreten, erteile ich zu Punkt 1 der Tagesordnung: „Gründung von Genossenschaften zur Bekämpfung des Eisenbahnwesens“ Herrn Professor Doktor Faust das Wort.

Dieser stieg auf sein Faß und begann:

Commilitones carissimi! Spucatores clarissimi et obscurissimi! In meiner frühern Stellung als Professor der schwarzen Magie an der Universität Erfurt habe ich mannigfache Gelegenheit gehabt, mich mit der Vervollkommnung des Verkehrswesens zu befassen. Sie wissen, daß ich mit einem zweispännigen Fuder Heu durch das engste Gäßchen Erfurts gefahren bin, das davon noch heute meinen Namen trägt; aus späterer Zeit ist mein Faßritt in Auerbachs Keller noch in Erinnerung. Gleichwohl war ich schon damals nicht im Zweifel darüber, daß eine noch weitergehende Erleichterung des Verkehrs, wie sie im verflossenen Jahrhundert die Eisenbahnen gezeitigt haben, die größten Gefahren für uns mit sich bringen würde. Wir brauchen aber deswegen noch nicht mutlos zu sein, denn wir haben schon auf andern Gebieten schöne Erfolge erzielt. Die Erdzwerge haben die Silbergruben bei Saalfeld versetzt, die Goldquellen des Lautergebiets bei Suhl sind verstopft, auch in der Schwarza ist die Goldwäscherei unrentabel geworden, die Eisengruben und Hüttenwerke des Waldes sind zum größten Teil zum Erliegen gekommen, worüber Sie bei meinem Kollegen Richtschnur in Würzburg Genaueres nachlesen können. Auch die Ausrottung der Eisenbahnen wird uns gelingen, wenn wir uns entschließen können, die überall im Gebiet zerstreuten schätzbaren, aber planlos thätigen Kräfte zusammenzufassen und einheitlich zu organisieren. Demgemäß empfehle ich die Gründung von Spukgenossenschaften nach dem folgenden Schema.

Er zog ein Pergament aus der Brusttasche seines Talars und entfaltete es; während dessen ging eine Bewegung durch die Versammlung, und die ferner Stehenden drängten sich näher heran. Doktor Faust bemerkte dies mit Befriedigung und fuhr fort:

a) Wetterhexengenossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht. Sie haben den Zweck, zahlreiche Gewitter zu brauen, Wolkenbrüche, Dammrutschungen und Brückeneinstürze herbeizuführen, durch starke atmosphärische Elektrizität die Telegraphenleitungen unbrauchbar zu machen, die Bahnhöfe durch Blitzschläge zu zerstören; die jungen und hübschen Genossenschaftsdamen machen die Stationsbeamten verrückt. (Hier nickten die Hexen von Steinbach alle mit den Köpfen, obgleich sie sämtlich uralt und grundhäßlich waren.)

b) Grubenzwerggenossenschaften. Sie unterwühlen den Unterbau der Eisenbahnen, leiten die Tagewässer an die bedrohten Stellen, löschen den Tunnelarbeitern die Lampen aus und drehen ihnen die Hälse um.

c) Genossenschaften weißer Frauen. Diese Damen spuken in den Schlössern der regierenden Fürsten, gewinnen dadurch Einfluß auf den Gang der hohen Politik und stürzen die Eisenbahnminister.

Dies sind ungefähr die Grundlagen, auf denen sich das Genossenschaftswesen meiner Meinung nach aufzubauen hat. Die einzelnen Genossenschaften wären dann zu Provinzialverbänden zusammenzuschließen, die aber von der Zentralleitung möglichst unabhängig zu machen wären, denn die Gefahren, die eine schablonenmäßige Zentralisation mit sich bringt, haben sich an den Mißerfolgen des Verbandes Raiffeisenscher Darlehnskassen deutlich gezeigt; vielmehr muß immer das föderalistische Prinzip —

Hier wurde der Redner unterbrochen, es entstand ein dumpfer Lärm, eine Menge Gestalten drängte sich um die Buche zusammen, der Rotmantel warf die

Digitized by Google

Arme in die Luft und schrie zornrot: Es ist einer zu viel da! griff hinter den Stamm der Buche und zog einen schreckensbleichen jungen Mann hervor, der einen seiner Schuhe in der Hand hielt. Es war ein Eisenbahningenieur, der in der dortigen Gegend seit einigen Wochen Vermessungen ausführte und auf dem Nachhausewege von Schmiedefeld in der Nacht zufällig an diesen Hexenort gekommen war. Er war an einem goldnen Sonntag geboren und konnte deshalb mehr sehen als andre Leute; so war er denn Zeuge aller dieser Vorgänge geworden, und außerdem war ihm beim Umherirren im Walde etwas Fahrsame in den Schuh gefallen, ohne daß er es wußte. Nun aber hatte ihn etwas am Fuße gedrückt, und er hatte den Schuh ausgezogen und ausgeklopft; da war der Fahrsame herausgefallen und der Zauber geschwunden, und er war den Geistern sichtbar geworden.

Ein grauenhaftes Getöse brach los. Der wilde Jäger sprang fluchend in den Sattel, die Hunde heulten, Eulen schrieen, Spukgänse schnatterten, Holzweibel quiekten, der Protokollführer trommelte mit seinem Bein wie verrückt, der Biereisel von Ruhla brüllte. Im Nu hatten sich zehn, zwanzig Zwerge an Arme und Beine des unglücklichen jungen Mannes gehängt und zerrten ihn zu Boden. Da stieß der Uhu einen langgezognen Ruf aus, ein schwefelgelber Blitz zuckte auf, gefolgt von einem prasselnden Donnerschlag — dann lag das Göpfersbacher Thal in tiefer Finsternis da. Die Geisterstunde war zu Ende. Von ferner klang noch einmal schauerlich, wie aus Lachen und Heulen gemischt, der Ruf eines Waldkauzes; dann war alles totenstill.

Holzmacher, die im Morgengrauen zur Arbeit gingen, haben den Ingenieur unter der Buche gefunden. Er lebte noch, lag aber in todähnlichem Schlaf und war nur schwer zu ermuntern. Verstört sah er um sich und erzählte in abgerissenen Sätzen, er habe am Tage vorher das Sommerfest des Thüringer Waldvereins, Sektion Schmiedefeld, mitgemacht, dabei ziemlich lange gefrühstückt, sei dann auf dem Nachhausewege in der Nacht irre gegangen und hier eingeschlafen. Es sei irgend etwas mit ihm geschehn, er wisse aber nicht mehr was, weil ihm der Kopf so sehr brumme. Nach einer halben Stunde hatte sich der Unglückliche soweit erholt, daß er imstande war, nach Stützerbach hinunterzugehn, den Oberingenieur für diesen Tag wegen nervöser Dyspepsie um Urlaub zu bitten und im Wirtshaus zur wilden Katz einen Frühschoppen einzunehmen. Dort kam ihm allmählich das Gedächtnis wieder, und dort hat er mir, dem Schreiber dieser Zeilen, so ungefähr gegen sechs Uhr abends, seine Erlebnisse erzählt, und da er ein Goldsonntagskind ist, so habe ich nicht den geringsten Grund, an der Wahrheit der Geschichte zu zweifeln.

Biographische Litteratur

(Schluß)

11. Zur Erinnerung an Julius Jolly von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel, 1899. VI u. 326 Seiten.

Als langjähriger Freund J. Jollys hat der Heidelberger Theolog seine eignen Erinnerungen an den bedeutendsten nationalen Staatsmann, den Süddeutschland in

Digitized by Google

der Zeit der Reichsgründung neben Karl Mathy gehabt hat, zuerst in der Deutschen Rundschau 1898 im Anschluß an die Besprechung der Biographie von H. Baumgarten und L. Jolly, dann in erweiterter Gestalt in diesem Bändchen zusammengefaßt. Auch viele Briefe Jollys sind mit aufgenommen, vor allem die aus Frankreich 1870/71, die ein so lebendiges Bild Bismarcks und der damaligen Verhandlungen geben, nach Hausraths Versicherung freilich immer nur ein schwaches Abbild dessen, das Jollys mündliche Erzählungen bei seinen Zuhörern hervorriefen. Ein scharfes Licht fällt nebenher auf badische Persönlichkeiten wie Blumschli, der dadurch gar nicht gewinnt, und Mathy, dessen charaktervolle, eckige und kantige Gestalt hier besser zur Geltung kommt als in der etwas zu sehr abgeschliffnen Form in G. Freytags Biographie. „Diese meerumschlungnen ungedeckten Schmerzenskinder, äußerte er einmal scharf über die Schleswig-Holsteiner, sind die größten Chikaneure der Welt. Da sitzen sie auf ihren alten Urkunden und lassen es auf einen Krieg zwischen Preußen und Österreich ankommen. Lieber mögen in Deutschland die Wölfe hausen, als daß sie etwas von ihren alten Scharteken nachließen," und den österreichisch gesinnten Minister des Auswärtigen von Edelsheim, dem man 1866 die Besetzung von Hohenzollern übertragen wollte, fuhr er im Staatsministerium grimmig an: „Da lassen Sie die Finger davon, das könnte dem Lande eine schöne Kriegskostenentschädigung eintragen." Denn an dem endlichen Siege Preußens zweifelte in diesem kleinen Kreise, der „preußischen Clique," wie die Karlsruher sagten, von Anfang an niemand. Daß sie trotzdem Baden von dem Eintritt in den Krieg für die so oft verhöhnte Bundesverfassung nicht abhalten konnte, erklärt sich nicht nur aus der preußenfeindlichen Strömung im Lande, sondern vor allem aus der sehr begründeten Furcht, sonst würden im Falle des Sieges, den in Süddeutschland ja sonst jedermann bestimmt erwartete, Österreich und Bayern einfach Baden unter sich teilen. Für diesen Sieg freilich wurde in den protestantischen Kirchen Badens nicht gebetet, sondern nach Hausraths Entwurf auf Anordnung des Oberkirchenrats nur „für Wiederherstellung des Friedens und ein baldiges Ende des traurigen Bruderkriegs," und dieses Gebet wurde erhört.

12. Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846 bis 1848 mit Erläuterungen herausgegeben von Ludwig Mathy. Leipzig, S. Hirzel, 1898. VIII und 524 Seiten.

Die Aufzeichnungen, Briefe u. a. m., die aus Mathys Nachlaß (1807 bis 1868) an die Kinder seines schon 1855 verstorbnen Bruders Heinrich in Mannheim übergingen, reichen von 1819 bis 1868. Aus ihnen hat ein Neffe, Ludwig Mathy, die Schriftstücke aus den Jahren 1846 bis 1848 zusammengestellt, also von dem Zeitpunkte an, wo sich Karl Mathy an der Begründung der „Deutschen Zeitung," des gemeinsamen Organs der süddeutschen und der norddeutschen nationalgesinnten Liberalen, beteiligte, bis zu dem Augenblick, wo im Frankfurter Parlament die Entscheidung darüber gefallen war, daß Österreich in den deutschen Bundesstaat nicht eintreten, sondern nur durch einen weitern, völkerrechtlichen Bund mit ihm in Verbindung gebracht werden könne. Den Briefen Mathys sind Briefe und tagebuchartige Aufzeichnungen andrer, sowie Berichte über wichtige Sitzungen des Parlaments und bedeutungsvolle Zeitungsartikel zur Ergänzung beigefügt, außerdem erklärende Anmerkungen und sehr sorgfältige Register. Das Buch ist also eine sehr wertvolle Quellenpublikation zur Geschichte dieser bewegten Jahre, und wir können nur wünschen, daß es bald eine Fortsetzung finde. Für diesen Fall aber bitten wir dringend um die Beigabe eines guten Bildnisses von Mathy.

13. Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Leipzig, S. Hirzel, 1900. XXII und 208 Seiten.

Zu dem Kreise, worin Mathy verkehrte, gehörten schon in Leipzig Freytag

Digitized by Google

und Treitschke (beiläufig, was manchem Leser dieser Blätter nicht bekannt sein wird, auch der vielverketzerte Moritz Busch). Da beide sehr bald (schon im Herbst 1863) örtlich getrennt waren, so hat sich zwischen beiden ein freundschaftlicher, wenngleich ziemlich unregelmäßiger Briefwechsel entwickelt, der zu den lesenswertesten Denkmälern deutscher Männerfreundschaft und zugleich der politischen Entwicklungsgeschichte dieser Jahrzehnte gehört. Er beginnt mit dem Februar 1863 und endet im Februar 1894, reicht also in zweiundsechzig Stücken (einige Ansprachen und Widmungen mit inbegriffen) über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten und ist natürlich am interessantesten und regsten in den Jahren, wo sich unter schweren Kämpfen die Einheit Deutschlands herausrang. Sind beide Briefschreiber gleich warmherzige Patrioten, so übertrifft doch Treitschke den Freund bei weitem an Energie des politischen Willens und an politischem Scharfblick. Manche Urteile Freytags über Menschen und Dinge wird man heute nicht ohne Kopfschütteln lesen, sie stammen wohl zum Teil aus Gotha (vergl. z. B. Seite 55. 75. 94. 96). Mit einem feinsinnigen Vergleich der eigentümlichen Art beider Männer hat der Herausgeber, Alfred Dove, den Briefwechsel eingeleitet.

14. Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, G. Reimer, 1899. X und 542 Seiten.

Das Buch schildert den Entwicklungs- und Lebensgang eines der einflußreichsten deutschen Parlamentarier liberaler Richtung in seinen eignen Aufzeichnungen von den Knabenjahren in Mainz, wo er 1823 geboren wurde, bis 1864, also bis ziemlich zu seiner Rückkehr aus Paris nach Deutschland. Die Aufzeichnungen hat Bamberger erst nachträglich im höhern Alter zu seiner Erholung gemacht, aber er hat sich dabei auf gleichzeitige Briefe und Niederschriften gestützt, sodaß an der Zuverlässigkeit der lebendig und geistreich geschriebnen Selbstbiographie kaum ein Zweifel bestehn kann. Ein recht gutes Bildnis des Verfassers ist beigegeben.

15. Der rote Becker. Ein deutsches Lebensbild aus dem neunzehnten Jahrhundert von Karl E. Hackenberg. Mit Porträt. Leipzig, J. Bädeker (1900). 316 Seiten.

Das Leben eines wackern Vorkämpfers der deutschen Einheit, deren Märtyrer, wie Fritz Reuter, er jahrelang gewesen war, des Oberbürgermeisters erst von Dortmund (1871), dann von Köln (1875) Hermann Becker, hat hier sein Schwiegersohn nach Familienpapieren und eignen Erinnerungen geschildert, ein Denkmal zugleich der schweren und leidvollen innern Kämpfe der Elemente, aus denen sie mühseliger und langsamer als bei allen andern europäischen Völkern erwachsen ist. Die Versöhnung kommt in diesem Lebenslaufe darin zum Ausdruck, daß der 1852 wegen revolutionärer Umtriebe („Vorbereitung zum Hochverrat") mit fünfjähriger Festungshaft bestrafte Demokrat, der „rote Becker," schließlich Oberhaupt einer der größten deutschen Städte und Mitglied des preußischen Herrenhauses wurde (1872), nachdem er schon 1861 in das Abgeordnetenhaus, 1867 in den norddeutschen Reichstag gewählt worden war. Geboren am 15. September 1820 in Elberfeld, starb Becker am 9. Dezember 1885 in Köln.

16. Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild von J. Knopp. Dresden und Leipzig, C. Reißner, 1898 (mit Bildnis). VIII und 294 Seiten. (Aus der Sammlung: Männer der Zeit, herausgegeben von Gustav Diercks.)

Zu einer wirklich unbefangnen, historischen Würdigung Windthorsts, der den einen als welfisch-ultramontaner Intrigant, den andern als der große Vorkämpfer der katholischen Kirche in Deutschland gilt, ist die Zeit schwerlich schon gekommen, und sie wird auch nicht sobald kommen, da die Gegensätze an sich prinzipiell und auch praktisch noch viel zu schroff sind. Eine solche Lebensbeschreibung hat auch Knopp nicht geliefert, er ist ultramontan wie sein Held, und die Hoffnung, die er

Digitized by Google

am Schlusse ausspricht, jeder Deutsche werde vor dem Grabe Windthorsts in der Marienkirche zu Hannover sagen: „Hier liegt ein großer, guter deutscher Mann begraben," ist eitel. Soweit sind wir noch lange nicht.

17. Karl von Hase, ein deutscher Professor, von Richard Bürkner. Mit einem Bildnis in Heliogravüre und acht Vignetten. 182 Seiten. Leipzig, 1900, Breitkopf und Härtel.

Karl von Hase gehört durch seine Kirchengeschichte zu den bekanntesten deutschen Theologen und hat durch seine nahezu sechzigjährige Lehrthätigkeit (1830 bis 1890) den Charakter der theologischen Fakultät in Jena, ja der ganzen Universität, deren Hauptzierde er war, wesentlich bestimmt. Als alter Burschenschafter ein warmer deutscher Patriot, der das ganze große Vaterland mit seiner Liebe umfaßte und dafür noch als junger Tübinger Dozent mit fast einjähriger Haft auf dem Hohenasperg zu büßen hatte (1824/25), von jedem Extrem fern, Gegner des Rationalismus, den er in seiner Jugend niederkämpfte, wie der neu auftauchenden unduldsamen lutherischen Orthodoxie und der radikalen Tübinger Schule, hat er Zeit seines Lebens ein schlichtes Christentum des Gemüts und der praktischen Bethätigung verkündigt und seine Entwicklung immer vor allem vom historischen Standpunkt aus betrachtet. Wie sich dies aus seiner umfassenden allgemeinen Bildung erklärt, der kaum ein Gebiet menschlichen Interesses fernblieb, so vermittelte es ihm auch ein besseres Verständnis der römischen Kirche, als den meisten lutherischen Theologen beschieden zu sein pflegt; bei seinen zahlreichen Romfahrten — er ist sechzehnmal in der ewigen Stadt eingezogen, auch zum Konzil von 1870 — trat er mit katholischen Theologen, u. a. auch mit dem Kardinal Hohenlohe, in freundschaftliche Beziehungen und hieß in ihren Kreisen scherzhaft der Kardinal von Jena. Vielleicht darf man in seiner ganzen Weise auch den Charakter des mitteldeutschen, speziell des thüringisch-sächsischen Stammes wiederfinden, dem er durch seine Geburt im Pfarrhause zu Nieder-Steinbach nicht weit von Pegau (25. August 1800) und die Abkunft seiner Familie wie durch die Stätte seiner Lehrthätigkeit angehörte: die klug und wohlwollend vermittelnde und doch warmherzige, innerlich entschiedne, darum auch vor dem Kampfe nicht zurückscheuende Art. So einfach sein Leben äußerlich verflossen ist, innerlich ist es doch durch seine Wissenschaft wie durch den Segen, den er in seinem 1831 mit Pauline Härtel begründeten Hausstande fand, überaus reich gewesen. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, im hundertsten Jahre seiner Geburt, zur Feier der Einweihung seines Denkmals in Jena, dieses Leben eines echten deutschen Professors zum Gegenstande einer Biographie zu machen. Sie giebt in acht Kapiteln ein höchst anziehendes Bild des Lebensganges, der Arbeit und des Charakters. Daß sie den Stoff nicht streng chronologisch, sondern in der Jenaischen Zeit, die keine äußerlichen Veränderungen brachte, mehr sachlich gliedert (Der Jenaische Professor, Streitschriften, Lehrbücher, Der Romfahrer, Vaterländisches, Ruhm und Ende), entspricht den Verhältnissen und erleichtert wesentlich die Übersicht. Die Darstellung würde angenehmer wirken, wenn sie nicht die sonderbare Marotte hätte, in der Erzählung das Perfekt auch da anzuwenden, wo es schlechterdings nicht hingehört. Die Ausstattung ist der Verlagshandlung würdig; warum aber diese veraltete, häßliche Schriftgattung?

18. Unsre Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten von D. Karl Alfred von Hase. Mit 135 Abbildungen und einer Stammtafel. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1898. 4°. 342 Seiten.

Je seltner es einer bürgerlichen Familie möglich ist, ihren Stammbaum durch mehrere Jahrhunderte zurückzuverfolgen, desto interessanter ist es, wenn es einmal geschehn kann. Es setzt das freilich ein sehr lebendiges, von Geschlecht zu

Digitized by Google

Geschlecht vererbtes Familienbewußtsein voraus, und dieses wieder ist ohne besondre Tüchtigkeit wenigstens einer Reihe von Familienmitgliedern, also ohne ein gewisses aristokratisches Bewußtsein von der Eigentümlichkeit und dem Werte der Familie nicht möglich. Das alles trifft nun bei der Familie Hase, deren Geschichte hier einer der Söhne des Kirchenhistorikers, der Professor Dr. th. Karl von Hase in Breslau, mit Unterstützung seiner beiden Brüder Paul und Oskar für die Familie geschrieben hat, reichlich zu. Das Stammhaus der jetzt blühenden Familie stand zu Auma im Vogtlande, der älteste urkundlich dort nachweisbare Träger ihres Namens war der Pfarrer Paul Hase in Auma um 1470, doch reicht der nachweisbare ununterbrochne Familienzusammenhang nur bis zu Georg Hase, Ratsherrn in Auma, der dort 1577 starb. Seitdem verzweigte sich die Familie in sehr verschiednen, aber fast immer gelehrten Berufen über Thüringen und Sachsen; eines ihrer bedeutendsten Glieder, der Philolog Karl Benedikt Hase (1780 bis 1864), wurde nach Paris geführt, dort Mitglied des Instituts und Bibliothekar an der Nationalbibliothek. Den hervorragendern Mitgliedern der Familie sind ausführlichere Biographien gewidmet, so außer dem ebengenannten Karl Benedikt vor allem dem Jenaischen Theologen Karl August (S. 184 bis 241, mehr in chronologischer Folge, als die oben besprochne selbständige Biographie). Bildnisse, Ansichten wichtiger Örtlichkeiten und Gebäude, Handschriften und dergleichen sind reichlich beigegeben. Mit dem frohen Gefühle, daß die alte Familientüchtigkeit nicht erloschen sei — die drei Söhne Karl Hases, Angehörige dreier Fakultäten, kehrten aus dem Kriege 1871 alle mit dem Eisernen Kreuze geschmückt zurück —, und daß sie auch in der blühenden Nachkommenschaft fortdauern werde, darf das vornehm ausgestattete Buch schließen.

19. General Enrico della Rocca 1807 bis 1870. Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. von Bodenhausen, mit einem Titelbilde und zwei Übersichtskarten. Berlin, 1899, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. X und 264 Seiten.

Kenner der neuern italienischen Litteratur werden bei diesem Buche vielleicht an die Selbstbiographie eines piemontesischen Landsmanns, Standes- und Zeitgenossen della Roccas denken, an I miei ricordi des Marchese Massimo d'Azeglio. Aber diese umfassen nur die Zeit bis 1848, das vorliegende Werk reicht bis 1870; dafür ist das Leben d'Azeglios ungleich vielseitiger und mannigfaltiger, seine Darstellungsgabe weit größer als die della Roccas. Die Bedeutung dieser Aufzeichnungen, die der greise General in seinen letzten Jahren auf seinem Landsitze Luserna niederschrieb († 1897), liegt darin, daß der Verfasser zwei Königen, Karl Albert und Viktor Emanuel II., persönlich und amtlich sehr nahe stand und die ganze Zeitgeschichte als Zeuge und Mithandelnder an überaus günstiger Stelle erlebte. So begleiten wir die politischen und kriegerischen Kämpfe um die Einheit und Unabhängigkeit Italiens, über die man neuerdings in Deutschland wieder die Achseln zu zucken liebt, in allen ihren Wendungen, von den ersten Vorbereitungen unter dem unglücklichen Karl Albert, der heroisch seine Krone aufs Spiel setzte, bis zum triumphierenden Einzuge der italienischen Truppen in Rom am 20. September 1870. Sehr lebendig tritt uns vor allem das Bild Viktor Emanuels entgegen, dessen ganzes freundschaftliches Vertrauen „Macigno“ (d. i. der Mühlstein, Roccas Spitzname beim König) der General genoß; der Mann war bei manchen Unarten doch viel bedeutender, als man gemeinhin annimmt, und keineswegs ein bloßes Werkzeug in der Hand Cavours, sondern ein ganzer König. Denselben Eindruck von seiner Persönlichkeit hatte beiläufig Wilhelm Roßmann, der ihn 1869 in Neapel sah: „man fühlte sich von seinen mächtigen Augen wie an die Wand geheftet. Auch

Digitized by Google

wenn er nicht König und der Begründer des neuen Italiens wäre, würden die Leute stehn bleiben, diesen Mann anzusehen." (Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen, 2. Auflage, S. 262.) Della Rocca schildert ohne alles Pathos und ohne die den Italienern so natürliche Rhetorik sachlich und schlicht, als ein Soldat und Edelmann, der mit der Ruhe des vielerfahrnen, von dem Weltgetriebe zurückgezognen Greises auf eine reiche und bewegte, aber glücklich abgeschlossene Vergangenheit zurückblickt.

20. Napoleon I., von Gustav Roloff. Berlin, Georg Bondi, 1900. VIII und 216 Seiten. (Aus der Sammlung: Vorkämpfer des Jahrhunderts.) Eine übersichtliche, flottgeschriebne Biographie des gewaltigen Organisators und Eroberers für einen weitern Leserkreis von berufner Feder.

21. Napoleon I. Tagebuch von St. Helena, geführt von Las Cases. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 2 Bände, XII und 298, 294 Seiten. Leipzig, Schmidt und Günther, 1899.

Graf Las Cases, ein Mitglied des alten französischen Adels, hat den stürzten Weltherrscher nach St. Helena begleitet, wurde aber schon im November 1816 von der Insel entfernt, weil er verbotne Verbindungen unterhalten habe. Sein Tagebuch (zum erstenmale kurz nach Napoleons Tode, im August 1822 veröffentlicht) giebt außer den äußern Erlebnissen vor allem Erzählungen und Betrachtungen des Kaisers über seine Laufbahn und seine Regierung, die ebenso glaubwürdig sind, wie Erinnerungen dieser Art zu sein pflegen und jedenfalls sehr interessant als Denkmal seiner Auffassung. Das Ganze bringt den unter allen Umständen gewaltigen Mann dem Leser menschlich nahe und erweckt sogar Teilnahme für das Schicksal dieses an den öden Felsen geschmiedeten Titanen. Die Übersetzung liest sich gut.

22. Moritz von Sachsen von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation 1547. Mit Titelbild (Jugendbildnis des Herzogs). Leipzig, B. G. Teubner, 1898. VIII u. 558 Seiten.

Zu den interessantesten und rätselvollsten Fürstengestalten der deutschen Geschichte gehört der Held dieses Buchs. Eine wirklich genügende, wissenschaftlich begründete Darstellung seines Lebens und Wirkens hat es bis jetzt nicht gegeben. Das Buch von A. von Langenn (1841) war nur der etwas verfrühte Versuch zu einer solchen; Georg Voigt (1876) ist nicht über 1547 hinausgekommen, Wilhelm Maurenbrecher hat nur eine geistvolle Skizze geliefert (Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, 1874), Simon Issleib seine wertvollen archivalischen Einzelstudien leider niemals zu einem Gesamtbilde vereinigt. Ein solches versucht nun ein jüngerer Leipziger Historiker auf Grund umfassender archivalischer Forschung zu zeichnen. Selbstverständlich geht er weit über den Rahmen einer Biographie hinaus, er umspannt vielmehr die ganze Zeit, soweit Moritz von ihr beeinflußt worden ist und sie beeinflußt hat, und er geht dabei aufs sorgfältigste auch auf die innern Zustände Sachsens ein. Das Ergebnis ist: Moritz wird uns menschlich näher gebracht, weil er uns in seinem Wesen und in seinen von jeher so verschiedenartig beurteilten Handlungen verständlich wird. Wir sehen ihn als Erben unglücklicher Verhältnisse, hineingestellt in den unseligen Gegensatz der Albertiner und Ernestiner, des schwachen Vaters Heinrich (des Frommen) von Freiberg und des energischen harten Oheims Georg des Bärtigen, in der Zeit, wo sich der Charakter entwickelt, von einem Hofe zum andern umhergeworfen, früh selbständig und ohne besondre religiöse Wärme, von Anfang an wesentlich Politiker, da er, 1521 geboren, das Luthertum schon als etwas Gegebnes, Fertiges in sich aufnahm, nicht sich seine religiöse Überzeugung erst erkämpfen mußte, wie die ältere Generation. So trennt er sich, kaum zur Regierung gelangt (1541), vom Schmalkaldischen Bunde und sucht unter der Leitung des kirchlich neutralen

Digitized by Google

Georg von Carlowitz eine selbständigere Stellung zu gewinnen; als der Schmalkaldische Krieg herannaht, will er die Neutralität behaupten, da zwar die Bürgerschaften seines kleinen Landes lutherisch, der Adel aber größtenteils noch katholisch und durch die Säkularisation der Kirchengüter tief erbittert ist. Nicht aus eignem Willen, nicht in verschlagner Berechnung nimmt er dann doch am Schmalkaldischen Kriege teil, sondern er wird erst von den überlegnen Künsten der kaiserlichen Diplomatie hineingezogen, und er hat dabei zunächst verhüten wollen, daß im Falle eines kaiserlichen Sieges der Besitz des geächteten ernestinischen Kurfürsten dem ganzen Wettinischen Hause entfremdet würde, wie es mit dem Vogtlande dann doch geschah. Den Sieg des Kaisers in Süddeutschland 1546 hat nicht sein Einfall in Kursachsen herbeigeführt, sondern die elende Kriegführung und die Geldnot der Schmalkaldner. Den Schimpfnamen eines „Judas von Meißen," den ihm damals das protestantische Volk anheftete, hat also Moritz nicht verdient. Mit der Erwerbung der Kurwürde und des Kurlandes, und erst mit dieser, begründete Moritz ein geschlossenes, haltbares wettinisches Staatswesen, was die aus der Leipziger Teilung von 1485 hervorgegangnen Länderfetzen niemals gewesen waren, und er hat als Ordner einer straff monarchischen, die Stände möglichst beiseite schiebenden Verwaltung, als Vollender der kursächsischen Landeskirche und als Gründer des kursächsischen Gelehrtenschulwesens nicht weniger geleistet als als Diplomat und Soldat. Die ansehnliche, ja leitende Stellung, die nachmals Kursachsen in Norddeutschland eingenommen hat, beruht auf Moritz. Da Brandenburg es verstanden hat, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eine sehr lesbare Darstellung zu vereinigen, so ist sein Buch für jeden Gebildeten eine anziehende Lektüre. Mit Zitaten, die manchen abschrecken, ist er sehr sparsam, und er konnte es sein, denn er hat einen großen Teil des Quellenmaterials, auf dem er fußt, in einem besondern Werke streng wissenschaftlichen Charakters veröffentlicht:

23. Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen, herausgegeben von Erich Brandenburg. Erster Band (1529 bis 1543). Leipzig, B. G. Teubner, 1900. XXIV u. 762 Seiten.

Dieses auf vier Bände berechnete vorzüglich ausgestattete Werk gehört zu den Publikationen der neu gebildeten Königlich sächsischen Kommission für Geschichte. Der vorliegende Band enthält 556 Stücke, jedes mit kurzer Inhaltsangabe, manches auch mit erläuternden Bemerkungen versehen, eine Anzahl auch nur im Auszuge mitgeteilt, wo es ohne Schaden für den Inhalt geschehen konnte. Die Orthographie und die Interpunktion sind soweit modernisiert, daß zwar die Vokalisation, nicht aber die oft ganz willkürliche und schwankende Schreibung der Konsonanten beibehalten worden ist. Beigegeben ist ein Namenregister.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weltpolitik und Börse. In Heft 24 der Grenzboten vom 14. Juni dieses Jahres haben wir in einem Artikel: „Großkapital und größeres Deutschland“ im Interesse der deutschen Weltpolitik vor der in Mode gekommnen Hetze gegen das „mobile Großkapital“ nachdrücklichst gewarnt. Veranlassung dazu gab unmittelbar die unerfreuliche Erscheinung, daß sich zu der wirtschaftlichen Erschließung unsrer eignen Kolonien deutsches Kapital nicht hinreichend findet, während sich fremdes dazu drängt, und daß man nun unsrer Kolonialverwaltung die Zulassung des fremden Kapitals zum Vorwurf macht und ein Monopol für das deutsche verlangt. Als ob das deutsche Kapital nicht ganz selbstverständlich von der Kolonialverwaltung bevorzugt werden würde, wenn es nur das Geschäft machen wollte, und als ob es nicht das Geschäft ganz selbstverständlich ebenso gern wie das fremde Kapital machen würde, wenn es nur dazu imstande und überhaupt vorhanden wäre? Mit immobilem Kapital, mit den, wie wir glauben, im Übermaß in Industrie und in Grund und Boden festgelegten Kapitalien, auch mit Sparkassen- und Mündelgeldern läßt sich keine großangelegte, nachhaltige Kolonialpolitik machen. Aber auch für die Weltpolitik überhaupt, zu der wir nolens volens gezwungen sind, und die wir erfolgreich durchführen müssen, wenn wir den Verfall nicht riskieren wollen, ist ein starkes „mobiles Großkapital,“ meinten wir, ebenso nötig wie eine starke Flotte.

Nun hat man uns freilich durch allerhand sogenannte Statistiken davon zu überzeugen gesucht, daß wir eigentlich schon heillos reiche Kerle wären, daß wir die Engländer fast erreicht und die Franzosen schon überholt hätten. Zum Teil hat diese Renommierstatistik sogar die Protektion hoher Reichsämter gefunden, und wie es scheint, soll ihre agitatorische Windmacherei noch weiter fortgehn. Was man damit eigentlich bezweckt, ist nicht ganz klar, nachdem das Flottengesetz unter Dach gebracht ist. Will man die Deckung der Kosten des chinesischen Kriegs dadurch dem Reichstag als spielend leicht darstellen? Das hieße doch eine gute Sache wieder einmal mit Kunst am unrechten Ende anfangen und unverantwortlich ins Unrecht setzen. Man würde damit der an sich, Gott sei Dank, ohnmächtigen Opposition nur willkommne Waffen in die Hand geben. Oder will man etwa gar die liebe „öffentliche Meinung,“ die sich so oft hat was weismachen lassen, durch das Gerede von dem riesigen Vorrat an „mobilem Kapital,“ der sich in Deutschland durch die jahrzehntelange ausschließliche Begünstigung der Exportindustrie und des Großhandels, wie man den Leuten vorerzählt, angesammelt habe, für die neuen Millionenopfer gewinnen, die Herr von Miquel für seine Agrarreform verlangen zu müssen schon angekündigt hat? Man lasse doch endlich den Unsinn einmal bleiben, oder man fördere ihn wenigstens von Amts wegen nicht weiter! Man korrumpiert damit schließlich nicht nur die Statistik in Grund und Boden, sondern man reitet unsre ganze Wirtschaftspolitik damit so gründlich in den Sumpf, daß von einer deutschen Weltpolitik zu reden der reine Hohn wird. Wir sind an „mobilem Kapital“ im Verhältnis zum Bedarf noch sehr arm. Das müssen wir uns immer wieder sagen. Und wenn die fixe Idee, das „mobile Kapital“ sei die Wurzel alles Übels und müsse gefesselt, gelähmt, geschröpft werden im Interesse der Gesamtheit, wie wir im Juni sagten, unsre gebildeten Kreise immer noch beherrscht, und das ist in der That der Fall, so müssen wir in den Grenzboten nur um so dringender betonen, daß nicht Kampf und Chikane gegen das mobile Großkapital, nicht Lähmung und Unterbindung seines Anwachsens und seiner

Digitized by Google

Konzentration, sondern seine angemessene Pflege, Förderung und Erziehung bei uns heute die richtige Politik ist, der ohne Gefährdung unsrer nationalen Machtstellung und Existenz nicht mehr zuwider gehandelt werden darf.

Wir begrüßen es deshalb mit großer Freude, daß in den sonst recht öden Spalten der früher orthodox manchesterlichen, jetzt einer krankhaften Mauserung im Interesse der Bundesbrüderschaft mit der „gemauserten Sozialdemokratie" verfallnen Wochenschrift: „Die Nation" Dr. Georg von Siemens, der Leiter der Deutschen Bank, in einem „Die nationale Bedeutung der Börse" überschriebnen Aufsatz in überzeugender Weise auf den Schaden hinweist, den die gegen die Börse als „eine der prägnantesten Vertretungsformen des mobilen Kapitals" seit langer Zeit unausgesetzt ausgeübten, leider nur zu erfolgreichen, übermäßigen, gehässigen und verständnislosen Anfeindungen unsrer Fähigkeit zur Weltpolitik zugefügt haben und weiter zuzufügen drohen.

Dr. von Siemens sagt selbst, daß die Gegner der Börse ihren Erfolg der geschickten Benutzung des „an sich berechtigten moralischen Widerwillens gegen den Börsenschwindel" verdanken. Daß der nützliche Handel die „gleichen Formen" nicht entbehren könne, sei ihnen gleichgiltig. Es erscheine ihnen im Interesse der Aufrechterhaltung ihres politischen und sozialen Einflusses unerwünscht, daß Klassen, die bisher unter ihrer Vorherrschaft gestanden hätten, durch die Entwicklung der Neuzeit in die Lage gebracht worden wären, „der Allgemeinheit Dienste zu leisten," für die ihre eignen wirtschaftlichen Kräfte nie ausgereicht hätten und nie ausreichen würden. Schon das ist in gewissem Sinne ganz richtig, nur sollte Herr von Siemens selbst und seinesgleichen es sich wohl etwas mehr angelegen sein lassen, den an sich berechtigten moralischen Widerwillen gegen den Börsenschwindel auch an der Börse und der Moral auch im Geschäft mehr Geltung zu verschaffen; gerade wenn der nützliche Handel dieselben Formen, die dem Schwindler dienen, nicht entbehren kann. Bis jetzt sind die Grenzen zwischen Moral und Unmoral im Geschäft an der Börse denn doch etwas stark verwischt gehalten worden, und das Non olet ist immer noch Trumpf. Wer ihn nicht ausspielt, gilt als „Schafskopf," und wer ihn unmoralisch benutzt nur dann als „Schwindler," wenn er so „dumm" war, Schaden dabei zu haben. Diese ausgesprochne Konsequenz der Manchestermoral energisch zu bekämpfen würde für Leute wie Siemens sicher eine sehr verdienstliche Aufgabe sein, schon weil sie damit der unvernünftigen Hetze gegen die Börse und das von ihr vertretne mobile Kapital am allerwirksamsten die Spitze abbrechen würden. In der Börsenpraxis ist von ihrem darauf gerichteten Streben noch nichts zu spüren, da sind sie die alten, strammen Prinzipienreiter des Laisser-aller.

Der genannte, sehr verdiente Weltfinanzmann sagt dann weiter, die in dem Streite zur Entscheidung stehende prinzipielle Frage sei die, ob die Vermehrung des mobilen Vermögens in seinem Verhältnis zum immobilen Vermögen einen Fortschritt oder dessen Gegenteil darstelle. In Deutschland schätze man gegenwärtig das immobile Vermögen auf drei Fünftel, das mobile auf zwei Fünftel des Gesamtvermögens der Nation. Das mobile Vermögen habe den Vorzug der größern Teilbarkeit und der leichtern Konzentration, es sei leichter erlangbar und leichter verlierbar, es spornе zu größerer Thätigkeit an und könne ein wertvoller Kulturträger werden, und vor allem: „ohne genügenden Vorrat an mobilem Kapital ist eine expansive Weltpolitik unmöglich." Darin hat der Herr ganz entschieden Recht, und darin wirft er seine kaum von einem in Deutschland zu übertreffende sachverständige Urteilsfähigkeit so sehr mit Recht in die Wagschale, daß seine politische Parteistellung gar nichts daran ändern kann. Auch wenn er es sich z. B. nicht versagen kann, zum Schluß zu bemerken, es handle sich auch auf diesem Gebiet „um den alten Gegensatz zwischen gefesseltem und freiem Willen, zwischen Vormund-

Digitized by Google

schaft und freier Initiative," und je „nach seiner Weltanschauung" werde jeder einzelne in diesem Streit, der so alt sei wie die Menschheit, „sich einer oder der andern Partei anzuschließen haben," so können diese Phrasen uns die Freude über sein Urteil in dem, was er versteht, nicht beeinträchtigen. Als „freisinniger" Parteimann nimmt er natürlich jeden guten Gedanken, den er hat, als Monopol des Parteifreisinns in Anspruch, obwohl ein gut konservativer Mann genau derselben Überzeugung sein muß, wenn er nur unbefangen urteilt. Mit der „Weltanschauung" soll man so etwas überhaupt nicht in Verbindung bringen, wenn man vernünftige, praktische und patriotische Politik treibt, was Herr von Siemens doch will.

Thatsächlich hat die von dem blinden Haß gegen das mobile Kapital beeinflußte Gesetzgebung im letzten Jahrzehnt viel dazu beigetragen, die nationale Bedeutung der deutschen Börsen und namentlich der Berliner Börse zu schädigen. Die Regierung hat sich damit eines für die Weltpolitik, die man vor hat, ganz unentbehrlichen Organs zur Beobachtung und Einwirkung nach allen Richtungen hin teilweise beraubt und der Bildung und Konzentration unnötige Erschwerungen bereitet. Sie hat den Wert der Börse in einer Phase unsrer wirtschaftlichen Entwicklung unverantwortlich mißachtet, wo er ganz besonders geschätzt werden mußte. Und sie hat das, wie die Geschichte der letzten Jahre auf jeder Seite beweist, zum großen Teil wider besseres Wissen gethan, aus Schwäche gegen die agrarische, mittelstandspolitische, antisemitische „Bewegung," an deren trauriger Ausartung sie die Schuld trägt, und von deren Anhängern sie statt Dank natürlich nur Hohn und Spott erntet. Nur eine starke Regierung kann die Weltpolitik des Kaisers vor Schaden bewahren. Sie ist dazu ebenso nötig, wie eine starke Flotte und ein starkes mobiles Kapital. Hoffentlich wird Graf Bülow darin das Steuer geschickter und kräftiger führen, als es bisher geführt worden ist. *β*

Billig und schlecht. Schanghai, Anfang September. Wieviel Thränen und welchen unsagbaren Jammer haben gewissenlose Berichterstatter für europäische Zeitungen in diesem schicksalsschweren Sommer verursacht! Es ist ja gar nicht auszudenken. Man versetze sich nur einmal in die Lage von Menschen, die liebe Angehörige in Peking hatten und nun lesen mußten, daß ihre Töchter vergewaltigt und die Köpfe ihrer Enkel von der bestialischen Horde, die chinesisches Militär heißt, im Triumph umhergetragen worden wären: erst dann wird man die ganze Größe der Verruchtheit ermessen, die darin lag, solche Gerüchte als Thatsachen nach Europa zu telegraphieren. Zeitweilig schien ja allerdings die Lage der in Peking eingeschlossenen Ausländer so verzweifelt zu sein, daß auch Optimisten nur noch sehr geringe Hoffnung hatten. Die Berichterstatter werden sich also wohl gesagt haben: Es ist so gut wie sicher, daß kein einziger Fremder in der Hauptstadt mit dem Leben davongekommen ist; also nun nur nicht länger damit gewartet, grausige Einzelheiten nach Hause zu telegraphieren, deren Unrichtigkeit uns nachher niemand nachweisen kann. Begreiflich ist ein solches Verhalten schon, aber es ist gleichwohl nicht zu entschuldigen. Je sichrer es war, daß es bei einer Überwältigung der Ausländer in Peking an schrecklichen Auftritten nicht fehlen würde, desto gebieterischer war die Pflicht, solange mit der Verbreitung trauriger Nachrichten zu warten, bis unumstößliche Gewißheit über deren Wahrheit vorlag.

Der deutschen Presse wird man im allgemeinen nicht vorwerfen können, sie wolle es in der Sucht, Sensation zu erregen, mit den englischen oder gar den amerikanischen Blättern aufnehmen. Wie kam es nun, daß unsre Zeitungen während der vergangnen Monate alles abdruckten, was sie an Einzelheiten über das furchtbare Schicksal der in Peking eingeschlossenen Europäer nur finden konnten? Auf

Digitized by Google

diese Frage giebt der Ostasiatische Lloyd in einem „Billig und schlecht“ überschriebnen Artikel die beschämende Antwort: „Weil sich die deutsche Presse nicht entschließen kann, das Geld für eigne telegraphische Informationen aufzuwenden. Wir wissen, daß bei Beginn der Unruhen in Nordchina einer Reihe von großen deutschen Blättern der Vorschlag gemacht worden ist, ihnen gemeinsam über die wichtigsten Ereignisse zuverlässige telegraphische Berichte zu senden; der Vorschlag ist damals nicht angenommen worden; es hieß einfach, daß man alles aus London sehr viel billiger erhalten könne. Billiger mögen die Übersetzungen der Depeschen englischer Sensationsblätter wohl sein; was sie aber wert sind, haben wir jetzt gesehen. Wir haben doch auf so manchem andern Felde in Deutschland schon die Erfahrung gemacht, daß »Billig und schlecht« nicht der Wahlspruch ist, mit dem Erfolge im Wettkampfe der Völker errungen werden. Deshalb wundert es uns, daß sich die in Bezug auf den einheimischen Dienst so gründlich und gut organisierte deutsche Presse noch immer nicht entschließen kann, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik den alten, nicht mehr gangbaren Weg zu verlassen und den Ansprüchen gerecht zu werden, die veränderte Zeiten und Verhältnisse an sie zu stellen berechtigt sind.“

Diesen Ausführungen wird man unbedingt beistimmen müssen. Dem gebildeten Deutschen ist Sensation durchaus zuwider. Schon während des Kriegs zwischen China und Japan konnte man entrüstete Urteile darüber hören, daß so viel unglaublich dummes Zeug aus fremden Blättern in deutsche überginge. In diesem Sommer war das noch in verstärktem Maße der Fall. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Mitte Juli meldeten alle europäischen Zeitungen, Schanghai schwebe in der größten Gefahr, weil 100000 Chinesen im Anmarsch auf diesen Hafen wären. Das feindliche Heer konnte nur von Norden kommen, weil sich die Südprovinzen immer ruhig verhielten. Nun ist es aber dem Kerl, der eine so unsinnige Depesche in die Welt schickte, gar nicht eingefallen, wie denn wohl die Feinde über den nördlich von Schanghai vorbeifließenden mächtigen Yangtsekiang kommen sollten, der nirgends eine Brücke hat und in seinem Unterlaufe mehrere tausend Meter breit ist! Ein paar fremde Kriegsschiffe würden jede chinesische Truppenmacht am Überschreiten des Stromes verhindern können.

Je bereitwilliger jeder einsichtige Deutsche einer maßvollen Weltpolitik zustimmen wird, desto mehr muß er hoffen, daß unsre Presse die Lehren der letzten Monate beherzigen und sich bald den neuen, ihr durch die Weltpolitik gestellten Aufgaben gewachsen zeigen möge.

Nochmals die Zukunft des Baltentums. Ein Balte schreibt uns: Krumings Urteile über die Balten bedürfen einer Berichtigung, weil sie subjektive Eindrücke verallgemeinern und nicht auf den großen Zug der Zeit achten. Es ist falsch, wenn er es für eine Schuld der Balten ansieht, daß die Letten und die Esthen noch nicht germanisiert sind. Die Masuren, die Kaschuben und die Litauer, die in Ost- und Westpreußen hausen, sind auch immer noch nicht germanisiert worden, trotz des besten Willens der preußischen Regierung. Der große Strom deutscher Bauern, der im Mittelalter Ostelbien germanisiert hat, ist nur einem Teile Preußens zu gute gekommen. Er versiegte, weil die Expansionskraft der ganzen Nation nachließ, und eben weil er versiegte, bestehn diese Völker noch heute, und nur sehr allmählich wird die deutsche Kultur sie absorbieren. Wäre dieser Strom stärker und andauernder gewesen, so wären die Esthen und die Letten ebenso von der deutschen Nation aufgesogen worden wie einst die Obotriten und die Wilzen. Daß die Esthen und die Letten das Mittelalter überdauert haben, ist also nicht die Schuld der Balten, sondern die der ganzen deutschen Nation, wenn überhaupt von

Digitized by Google

einer Schuld geredet werden kann. Daß die Kulturkraft der Balten allein hernach nicht mehr geleistet hat, ist bedauerlich, aber auch das preußische Deutschtum ist mit den Litauern noch nicht fertig geworden.

In der Polen- und Schwedenzeit konnte in den Ostseeprovinzen nicht germanisiert werden, das wird Kruming wohl zugeben. Aber auch im achtzehnten Jahrhundert ging es nicht. Das Deutschtum im Baltenland war nach dem Nordischen Kriege so geschwächt, daß es erst zu Kräften kommen mußte, bevor es an größere Kulturaufgaben gehn konnte. Das ist erst im neunzehnten Jahrhundert geschehn, und daß damals die Germanisierung auch in Gang kam, kann nicht geleugnet werden.

Kruming hält das Deutschtum Livlands für rettungslos verloren. Das ist eine sehr kühne Behauptung. Das Land ist wohl von russischen Beamten überflutet, aber diese hält nur das Gebot des Staats im fremden Lande, das sie fast ausnahmlos gern verlassen würden. Eine wirkliche Einwandrung von Russen in Livland findet nicht statt. Russische Landwirte und Kaufleute meiden das Baltenland. Die „Schwarzarbeiter," die kommen und gehn, zählen nicht, und ebenso wenig die paar russischen Händler, die sich dort noch haben halten können. Bräche Rußlands Herrschaft an der Ostsee zusammen, so wäre es mit dem wurzellosen Russentum in den Ostseeprovinzen im Handumdrehn vorbei.

Viel besser steht es mit dem bedrängten Deutschtum. Wohl haben die Deutschen an Zahl spürbar eingebüßt — die Regierung hat die vielen deutschen Beamtenfamilien fortgeschickt, und reichsdeutsche Handwerker meiden das unwirtliche Land —, aber die Kraft ihrer Wurzeln ist nicht zerstört worden. Der deutsche Adel und das deutsche Großbürgertum behaupten sich und entfalten eine erstaunliche Regsamkeit auf wirtschaftlichem Gebiet. Junker, Grafen und Barone, die früher in den russischen Staatsdienst oder in die Armee zu treten pflegten, werden jetzt Gutsverwalter oder Fabrikchemiker. Sie wählen einen solchen Beruf, weil sie als Protestanten in Rußland keine Karriere machen können, und weil sie im Lande bleiben müssen.

Dazu arbeitet Berliner Kapital in Riga und Reval und bringt manche Kraft aus dem Reiche in die Reihen der Balten. Wer einen Blick in das Wirtschaftsleben des baltischen Deutschtums gethan hat, der wird trotz der furchtbaren Erziehungs- und Schulnot noch nicht an der Zukunft der Balten verzweifeln und es nicht verwunderlich finden, wenn die Stärkern und Bessern unter ihnen ruhig den Sturm durchzuwettern entschlossen sind. Daß jugendlich schwärmende Balten über die reichsdeutschen Zustände enttäuscht sind, kann nur den Unkundigen wunder nehmen. Nüchterne Männer aber achten Deutschland hoch, obgleich sie wissen, daß auch in Berlin mit Wasser gekocht wird. Die Balten als echte Niederdeutsche waren und sind noch zum Teil heute Partikularisten. Preußen mochten sie nicht werden, ebenso wenig wie die Holsten vor der Zeit der Dänennot. Aber der Partikularismus nimmt ab — sogar die Kurländer beginnen zu glauben, daß Livländer und Esthländer Verstand haben —, und das starre Festhalten an den Sonderrechten schwindet auch.

Ob Leon Hardt (L. von Stryck), auf den sich Kruming beruft, wirklich genau die Meinung aller Balten wiedergegeben hat, will ich nicht untersuchen. Nur Unkundige werden aber daran zweifeln, daß die Russennot den Balten die Ablegung des Partikularismus erleichtert hat; und daß sie sich jetzt in ein „preußisches Regiment" leichter als vor zwanzig Jahren fügen würden, darf als sicher angenommen werden. Daß nur wenig Balten nach Deutschland auswandern, ist ganz verständlich. Das übervölkerte Deutschland könnte sie ja doch nicht brauchen. Wenn sie in zu großer Zahl kämen, würden sie als Eindringlinge und Konkurrenten übel angesehen werden.

Digitized by Google

Kruming hält die Sache der Balten für verloren, weil ihn die staatsmännischen Reden Bismarcks irre führen. Praktische Politiker leben in der Gegenwart und überlassen es Gelehrten, in die Zukunft zu schauen. Und doch können beide Recht haben.

Friedrich Wilhelms III. Staatsmänner schufen das neue Preußen und den Zollverein. Preußens Feinde und Freunde erwarteten mehr. Wer die klugen Männer, die damals Preußen regierten, gefragt hätte, was von einem preußischen Reiche deutscher Nation zu halten sei, dem würden sie einstimmig gesagt haben: Gar nichts! Sie würden — Motz vielleicht ausgenommen — so geredet haben, als sei der Deutsche Bund für die Ewigkeit geschaffen, und als gedenke Preußen in alle Ewigkeit ein Torso zu bleiben. Und doch haben die Leute, die Preußens Größe erhofften und fürchteten, Recht behalten. Das Deutsche Reich ist doch unter Preußens Führung geschaffen worden.

Sofort erwachten neue Hoffnungen und Befürchtungen. Graf Peter Schuwalow sah es nur für eine Frage der Zeit an, daß Livland und Polen Deutschland zufallen würden, Frankreich zitterte für Holland und die Schweiz, die Dänen sahen sich schon als zukünftige Reichsdeutsche an. Bismarck dagegen predigte das Evangelium vom saturierten Deutschland. Er that recht daran, denn das Reich brauchte Zeit, sich zu konsolidieren. Daß das offizielle Deutschland dieses Evangelium weiter verkündigt und wahrscheinlich auch glaubt, ist ganz in der Ordnung. Das gehört zum Gewerbe. Wer aber nicht Diplomat oder Minister ist, der braucht es nicht zu glauben und wäre sehr unschuldig, wenn er es glaubte. Jetzt kann man ruhig sagen, es ist nur eine Frage der Zeit, daß Holland ein deutscher Bundesstaat wird, und daß die in der deutschen Machtsphäre liegenden Klein- und Mittelstaaten demselben Schicksal und zwar volens volens verfallen werden. Deutschland kann warten und wird warten. Mag die Diplomatie es ableugnen, und das politische Philistertum an die „Saturiertheit" Deutschlands weiter glauben, das Deutsche Reich wird doch größer werden und sich auf dem Kontinent so oder so ausdehnen müssen.

Ein russischer Offizier hat gesagt, das eigentliche Element der Unruhe in Europa sei die deutsche Nation trotz der Friedlichkeit der deutschen Politik, denn die deutsche Nation habe ein zu kleines Haus. Die Russen, die Engländer und die Franzosen brauchten nicht zu erobern, denn sie hätten Raum genug und könnten deshalb Frieden halten, wenn sie wollten. Deutschland könne aber nicht Frieden halten, obgleich es wolle, denn das Reich sei für das riesenhaft emporstrebende Volk zu klein. Er sah als natürliches deutsches Kolonisationsgebiet Westrußland an. Der Mann, der so sprach, war kein Balte, sondern ein Nationalrusse. Er sprach nur das aus, was die klügsten Russen denken. Sie alle kennen den deutschen Drang nach Osten und fürchten ihn. Sie sehen deutsche Bauernschaften und deutsche Unternehmer in Rußland um sich greifen als Vorposten der kommenden deutschen Hochflut, die Westrußland erfüllen wird, und suchen durch die Defensivmaßregel der Russifizierung der drohenden Gefahr vorzubeugen.

Daß die deutsche Diplomatie den Drang nach Osten ableugnet, ist in der Ordnung. Wer aber nicht Diplomat ist und doch leugnet, was die klügern Russen sehen und fürchten, der macht sich einfach lächerlich. Wenn Peter Schuwalow an Deutschlands unvermeidliche Expansion nach Osten geglaubt hat, so glaube ich ihm mehr als den gegenteiligen Beteuerungen Bismarcks. Will das offizielle Deutschland die Herrschaft über die Ostsee in alle Ewigkeit mit den Russen teilen, so ist das gut und recht, wenn aber die Russen und die Dänen an der Ewigkeit dieses Entschlusses zweifeln, so haben sie noch mehr Recht. Das zukünftige Deutschland wird doch Herr über die Ostsee und alle ihre Küsten sein wollen und sein müssen. Das ist der unabänderliche Gang der Weltgeschichte. Freilich liegt es noch in weiter

Digitized by Google

Ferne, aber nur der praktische deutsche Staatsmann hat das Recht, das nicht zu sehen, was die Dänen und die Russen voraussehen und nicht ändern können.

In Krumings finis Livoniae kann ich nicht einstimmen. Livland wird leben, wenn Deutschland leben wird. Die Totenscheine, die die Diplomatie — mit oder ohne Augurenlächeln — ausstellt, gelten nicht für die Geschichte, sondern nur für das politische Philistertum.

Litteratur

Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden, begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max von Heckel. 1. Abteilung: Volkswirtschaftslehre, 16. Band: Handel und Handelspolitik von Dr. R. van der Borght, Professor der Nationalökonomie an der königlichen technischen Hochschule zu Aachen. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1900

Keiner der zahlreichen Bände des seit 1893 erscheinenden verdienstlichen Sammelwerks ist so zu rechter Zeit erschienen wie dieser, wo die Handelsfragen im Augenblick am lebhaftesten brennen. Der Verfasser behandelt alle Teile des weitschichtigen Gegenstands: die Gliederung und die Technik des Handels, seine volkswirtschaftliche Bedeutung, das Handelsrecht und die neuere Gesetzgebung in Handelssachen, die Handelspolitik so gründlich und vollständig, als es der gegebne Rahmen erlaubte, und mit der Unparteilichkeit, die in streitigen Fragen meist den Mittelweg einschlägt. Er erkennt die Produktivität und Unentbehrlichkeit des Kaufmannshandels, den seine Gegner Zwischenhandel schelten, vollauf an, ist aber weit entfernt davon, eine Handelspolitik zu empfehlen, die einseitig auf die Begünstigung des Handels zugeschnitten wäre. Er hebt die große, den Verbrauchern zu gute kommende Kostenersparnis der Warenhäuser hervor, gesteht zu, daß es theoretisch möglich sei, den ganzen Bedarf einer Großstadt durch einen einzigen Zentralbazar zu befriedigen, glaubt aber, daß es in Wirklichkeit nie dahin kommen werde, weil die Bequemlichkeit der Käufer viele über die Stadt zerstreute kleine Verkaufsstellen fordert. Ebensowenig glaubt er, daß jemals die Konsumvereine den Krämer ganz verdrängen werden, obwohl er deren größtes Verdienst, daß sie den kleinen Mann an Barzahlung gewöhnen und Ordnung in seine Finanzen bringen, sehr hoch schätzt. Er leugnet nicht die Berechtigung der Krämer zu Klagen, verwirft aber entschieden die Verhängung von Erdrosselungssteuern über die Großbazare, schon aus dem Grunde, weil das Vernichtungsstreben nicht sowohl gegen die Vereinigung verschiedner Warengattungen in einem Geschäft als vielmehr gegen den Großbetrieb gerichtet ist, die gefährlichen Folgen aber auf der Hand liegen, die es nach sich ziehen müßte, wenn der Staat auch nur in einem einzigen Falle anerkennen wollte, daß die Inhaber von Kleinbetrieben die Vernichtung der konkurrierenden Großbetriebe zu fordern hätten. Die Behauptung auf Seite 198, „daß die Reklame im ganzen nützlich wirkt und volkswirtschaftlich berechtigt ist," möchten wir nicht uneingeschränkt gelten lassen. Ebenso wie die Krämer verweist er das ganze Volk den Schädigungen durch die Börse gegenüber der Hauptsache nach auf Selbsthilfe; Maßregeln gegen die Ausschreitungen des Spekulantentums seien gerechtfertigt, aber die Spielsucht werde sich bei jeder Gestaltung des nun einmal unentbehrlichen Börsenhandels Befriedigung zu verschaffen verstehn. Auch die Bestrebungen der Land-

Digitized by Google

wirte, durch eine andre Einrichtung des Getreidehandels höhere Preise zu erzielen, erklärt Borght für berechtigt, warnt aber davor, von den Kornhäusern große Erwartungen zu hegen. Die einzelnen Zweige des Handels, z. B. der Buchhandel, ferner das kaufmännische Bildungswesen, der Schutz der Angestellten usw. werden mit hinreichender Ausführlichkeit behandelt; in der Frage des Ladenschlusses wird davon abgeraten, mechanische Gleichförmigkeit erzwingen zu wollen, da doch nun einmal ganze Volksklassen erst des Abends Zeit zum Einkaufen hätten, und da der Staat zwar berechtigt sei, die Angestellten vor dem Ladeninhaber, nicht aber diesen vor sich selbst zu schützen; wolle der am Feierabend die Kunden eigenhändig bedienen, so müsse es ihm unverwehrt bleiben. In der Schutzzollfrage nimmt Borght den Standpunkt Lists ein: der Freihandel sei das Ideal, jede einzelne Zollfrage aber eine reine Zweckmäßigkeitsfrage, die nur nach dem augenblicklichen Bedürfnis beantwortet werden könne. Ebenso bleibe für jeden Großstaat ein Zustand, wo er sich wirtschaftlich selbst genüge, Ideal; ein unbedingt wünschenswertes schon darum nicht, weil gänzlicher Verzicht auf den Handelsverkehr mit andern Nationen den Zugang zur höchsten Kultur versperren würde, aber immerhin ein Ideal, dem zuzustreben jeder Staat sich durch die Natur gezwungen fühle. Weil nun aber solches Selbstgenügen nur bei gewaltiger Größe des Gebiets möglich sei, müßten solche Staaten, die sich auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt sähen, nach dem Beispiele Englands die Unzulänglichkeit des unmittelbaren Staatsgebiets durch den Erwerb von Kolonien auszugleichen suchen. Hier hätte hinzugefügt werden müssen, daß England mit all seinen Kolonien den Grad von Unabhängigkeit nicht erreichen kann, dessen sich China, Rußland und die Vereinigten Staaten erfreuen, weil es seine Nahrungsmittel nur zu einem sehr kleinen Teil aus seinen Kolonien, zum größten Teil aus fremden Ländern bezieht, von denen es demnach mit der Befriedigung des wichtigsten Volksbedürfnisses abhängig bleibt, was doch ein unnatürlicher und gefährlicher Zustand ist. Das Buch schließt mit dem Hinweis auf eine andre Gefahr, die uns Deutschen drohe; da ein großer Teil unsrer Bevölkerung auf den Erwerb aus überseeischem Handel angewiesen sei, so bedeute es ein arges Mißverhältnis, daß Deutschlands Kriegsflotte erst an der siebenten Stelle unter den Kulturstaaten stehe, während es in Beziehung auf Volkszahl die dritte, mit seinem Handel und seiner Handelsflotte aber die zweite Stelle einnehme, sodaß seine Wehrkraft zur See durchaus ungenügend erscheine, seine überseeischen Interessen zu schützen. — Am Schluß des Inhaltsverzeichnisses wird bemerkt: „Eine annähernd vollständige Handelsbibliographie würde eine Stärke von mindestens sechzig Druckbogen bedingen [fordern!]; da für vorliegende bibliographische Zusammenstellung nur ein Raum von sechs Druckbogen vorgesehen war, kann keine ihrer Abteilungen den entferntesten Anspruch auf Vollständigkeit erheben.“ In der That umfaßt das Bücherverzeichnis vierundneunzig kleingedruckte Seiten groß Oktav. Arme Studenten! Arme Professoren! Aber wäre es nicht vorteilhafter für den Studiosus, wenn ihm statt der ungefähr dreitausend Bände, die er doch selbst bei gänzlichem Verzicht auf Früh- und Dämmerschoppen unmöglich lesen kann, nur dreißig genannt würden, die gelesen zu werden verdienen?

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident

Der Rücktritt des Fürsten Hohenlohe von seinen Ämtern als Reichskanzler und Präsident des preußischen Staatsministeriums ist, wenn auch längst erwartet und geweissagt, doch überraschend plötzlich gekommen. Erwogen mag der greise Staatsmann den folgenschweren Schritt, seine Entlassung zu erbitten, seit längerer Zeit gehabt haben. Neigung zur Abgabe der Geschäfte hatte er nicht, oder er hat sie wenigstens nicht gezeigt. Immer und bis zuletzt folgte er den schwebenden Fragen im Reiche und in Preußen mit Interesse, ja er machte kein Hehl daraus, daß er sich, abweichend von manchen seiner Ministerkollegen und Mitarbeiter, mit einer gewissen Passion als den Mittelpunkt der Geschäfte ansah. Das Verbleiben im Amt wurde ihm auch mannigfach erleichtert. Zuverlässige und ihres Geschäftsbereichs mächtige Mitarbeiter hielten unnötige Belästigungen mit Einzelheiten geflissentlich von ihm fern. Die auswärtige Politik leitete Graf Bülow als Staatssekretär des Auswärtigen Amts und als preußischer Staatsminister, formell freilich ohne Portefeuille, so gut wie völlig selbständig, ohne es doch an der rücksichtsvollen, laufenden Information und an der Form fehlen zu lassen, auf die der Reichskanzler kraft seiner autoritativen Stellung Anspruch hatte. Dabei hatte sich in den Fragen der auswärtigen Politik zwischen beiden eine so große, auch auf persönlichen Sympathien beruhende Übereinstimmung ergeben, daß in der ganzen Zeit ihres kollegialen Zusammenwirkens nicht ein einziges mal auch nur der Schatten einer irgend ins Gewicht fallenden Differenz aufgetaucht ist. Graf Bülow nahm dem Kanzler alle und jede geschäftliche Belastung auf diesem Gebiete und ebenso die Vertretung der auswärtigen Dinge im Reichstage ab. Man wird kaum fehl greifen mit der Annahme, daß die Notwendigkeit, dann und wann eine persönliche Erklärung im Parlament abgeben zu müssen, dem Reichskanzler als der ihm lästigste und am wenigsten erwünschte Teil seiner amtlichen Obliegenheiten erschien. Er war kein Redner. Die Gabe, die

Digitized by Google

Disposition für eine mündlich zu entwickelnde, längere Gedankenreihe im Gedächtnis zu behalten, ging dem Fürsten Hohenlohe ab. Alles, was er — selbst bei weniger formellen Gelegenheiten — zu sagen hatte, pflegte er in kurzen, meist sehr geschickt pointierten Sätzen aufzuschreiben und dann vorzulesen. In frühern Jahren, als er noch bayrischer Ministerpräsident war, soll ihm die Gabe der Rede in höherm Grade zu Gebote gestanden haben. Aber schon als Statthalter von Elsaß-Lothringen enthielt er sich im Gegensatz zu seinem dortigen Amtsvorgänger, dem Feldmarschall Freiherrn von Manteuffel, soweit es irgend anging, des öffentlichen Redens. Im Reichstage sowohl wie in den beiden Häusern des preußischen Landtags hat er nur äußerst selten und immer nur dann gesprochen, wenn seine Stellung es ganz unabweislich gebot. Dafür, ob eine solche Notwendigkeit vorlag, hatte er ein ungemein feines Gefühl. Er hatte für solche Dinge einen sichern Takt. Er ist überhaupt nach Anlage und Erziehung ein durchaus vornehmer Mann. Das zeigte sich namentlich in seiner unerschütterlichen Ruhe, die er auch in heikeln Lagen und vor Entschlüssen von der größten Tragweite bewahrte. Man hatte im nähern persönlichen und geschäftlichen Verkehr mit ihm immer den Eindruck, daß ihn nichts aus seiner vornehmen, sichern Ruhe zu bringen vermochte. Kein Telegramm, keine Depesche, keine auch noch so überraschende freudige oder besorgliche Nachricht schien ihn aufzuregen oder gar zu erschüttern. Seine Umgebungen, auch seine Mitarbeiter haben diese unerschütterliche Ruhe oft angestaunt, und anfangs ist sie oft genug mißdeutet worden. Man legte sie ihm als Gleichgiltigkeit, Interesselosigkeit, Mangel an Mitgefühl oder wohl gar als Mangel an Verständnis für die Bedeutung und Tragweite der Dinge aus, um die es sich handelte. Man hat ihm damit oft Unrecht gethan. Auf diese Gelassenheit ist ohne Zweifel auch sein langes Verbleiben im Amt nicht zum geringsten Teil zurückzuführen. Freilich nicht darauf allein. Fürst Hohenlohe hatte ein stark ausgeprägtes Beamtenpflichtgefühl. Er ließ die amtlichen Dinge an sich herankommen. Er suchte sie nicht auf, und er hatte keine Neigung, sie zu beschleunigen. Aber wenn sie kamen, erledigte er sie nach dem Maße seiner Kraft mit treuer, fast peinlicher Gewissenhaftigkeit. Er war zu Anfang seiner staatsdienstlichen Laufbahn im preußischen Justizdienste vorgebildet. Das lag weit zurück; aber der Einfluß der preußischen Beamtenerziehung zu dienstlicher Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit war bei ihm auch im hohen Alter unverkennbar.

Als Statthalter von Elsaß-Lothringen hat er den Reichslanden und dem Deutschen Reiche ersprießliche und sehr wertvolle Dienste geleistet. Sie werden unvergessen bleiben. Denn der Feldmarschall von Manteuffel, sein Amtsvorgänger, hatte in der Regierung der Reichslande keine glückliche Hand gehabt. Schon die unablässigen finanziellen Nöte, in denen Manteuffel ungeachtet der ihm gewährten, ungewöhnlich hohen amtlichen Bezüge steckte, sowie die wenig glücklichen Verhältnisse in seiner Familie warfen manchen trüben Schatten, der sich auch politisch bemerkbar machte. Der alte Kaiser Wilhelm war sein un-

Digitized by Google

erschütterlicher Freund, und Eingeweihte wußten davon zu erzählen, wie oft er ihm mit königlicher Freigebigkeit aus bedenklicher Klemme geholfen hatte. Auch Fürst Bismarck schätzte den hochbegabten Mann und hielt bei jeder Gelegenheit vertrauensvoll seine mächtige Hand über ihn. Und doch ging es unter ihm in Straßburg nicht vorwärts, sondern rückwärts. Das ganze Manteuffelsche Regiment fußte auf einem falschen Prinzip. Manteuffel wollte die Protestler und die französisch gesinnte Bevölkerung durch Liebenswürdigkeit und weitgehendes Entgegenkommen gewinnen. Sicherlich waren Liebenswürdigkeit und eine gewisse Weitherzigkeit unter den dortigen überaus schwierigen Verhältnissen nötig und nützlich. Nur nicht in der Art, wie Manteuffel sie handhabte. Er ging darin viel zu weit. Und was das Übelste war, er ließ es an dem ganz unentbehrlichen Gegengewicht fehlen. Er versagte dem sprossenden und nach Geltung ringenden Deutschtum seinen Schutz. Anstatt die offen deutschfeindlichen Elemente mit starker Hand in Zaum und Zügel zu halten, sah er ihnen ihre maßlosen, anspruchsvollen, ja unverschämten Allüren nicht nur nach, sondern er förderte ihr protziges und unbotmäßiges Auftreten, immer in der Meinung, endlich müsse er sie doch gewinnen. Einflußreichen Männern, deren Beziehungen zu Paris offen vor Augen lagen, und die sich zu den ins Land gekommenen altdeutschen Beamten und Offizieren auf einen trotzigen, jeden gesellschaftlichen Verkehr durch Unarten aller Art ausschließenden Fuß gestellt hatten, öffnete er sein Haus, gab ihnen glänzende Feste mit schön gefärbten Reden und verhalf ihnen zu Ehrentiteln, Orden und Auszeichnungen, während er die deutschen Elemente der Gesellschaft entweder wie Luft behandelte oder auch direkt vor den Kopf stieß. Das gab in den Kreisen, auf die sich die Regierung allein mit Erfolg hätte stützen können und sollen, ein mißmutiges Knirschen, und statt vorwärts zu kommen ging das Deutschtum im Elsaß rückwärts. Man erzählte sich damals in Straßburg, Kolmar, Mülhausen und Hagenau die unglaublichsten Dinge über derartige Mißgriffe und die unbegreifliche Blindheit des Statthalters. Diese Mißwirtschaft hat Fürst Hohenlohe, als er Statthalter wurde, mit weiser und milder, aber fester und thatkräftiger Hand beseitigt. An die Stelle einer nur zu oft willkürlichen und nach Sympathien und Antipathien ungerecht und verletzend handelnden Verwaltung setzte er ein gerechtes, streng geordnetes, wohlwollendes, aber — wo es sein mußte — auch stramm durchgreifendes Regiment. An die Stelle des glänzenden, aber unordentlichen Manteuffelschen Haushalts trat ein wohl eingerichtetes, reich fundiertes, vornehmes, fürstliches Haus. Das Deutschtum kam wieder zu dem ihm gebührenden Ansehen, die liederlichen, französisch agitierenden Elemente wurden im Zaum gehalten, das deutsche Beamtentum wurde gehoben und gestärkt. So geschah es, daß die Statthalterschaft des Fürsten Chlodwig Hohenlohe ein Wendepunkt zum bessern wurde. Elsaß-Lothringen ist unter der Hohenlohischen Verwaltung gut vorwärts gekommen. Die ruhige, besonnene Festigkeit des Fürsten hat das politische Terrain, das durch Manteuffels wohlgemeinte, aber grundverkehrte Art verloren gegangen

Digitized by Google

war, reichlich wiedergewonnen und beträchtlich ausgedehnt. Deutschland und jeder Deutsche muß dem Fürsten Chlodwig dafür dankbar sein. Die Jahre vom Juli 1885 bis zum November 1894 sind ein Ruhmesblatt in seinem Leben, und nach den glücklichen Erfolgen, die er in den Reichslanden erreicht hatte, erscheint es vollkommen begreiflich, wie schwer es ihm wurde, in den letzten Oktobertagen 1894 nach Potsdam zu gehn, wohin ihn der Kaiser zugleich mit dem damaligen Unterstaatssekretär von Köller durch ein Telegramm berufen hatte, um nach dem Rücktritte des Reichskanzlers Grafen Caprivi und des Ministerpräsidenten Grafen Botho zu Eulenburg die Würde und Bürde der beiden verantwortungsvollen Ämter ihm, dem sechsundsiebzigjährigen Manne, auf die immerhin schon gebeugten Schultern zu legen.

Auch für einen jüngern Mann in der Vollkraft seiner Jahre ist es ein gewaltiger Entschluß, Reichskanzler und zugleich preußischer Ministerpräsident zu werden. Nicht wegen der Vereinigung beider Ämter in derselben Hand. Sie ist eine politische und geschäftliche Notwendigkeit. Zweimal ist der Versuch gemacht worden, sie zu trennen, das einemal unter dem Fürsten Bismarck, als Graf Roon, das andremal unter Graf Caprivi, als Graf Eulenburg das Präsidium des Staatsministeriums übernahm. In beiden Fällen lag der Grund zur Trennung der beiden Ämter in dem sehr berechtigten Wunsche, den Reichskanzler zu entlasten. Aber beidemal ist der Versuch jämmerlich gescheitert. Die Trennung hat sich als unmöglich erwiesen. Auch bei Männern, die sich durch langjährige, gemeinsame, politische Arbeit, durch gemeinsame Erfolge im größten Stil und durch persönliche Freundschaft so nahe standen wie Bismarck und Roon, zeigte sich bald, daß die Vereinigung der beiden Ämter in einer Hand durch das Verhältnis Preußens zum Reiche und durch den in der Reichsverfassung gegebnen Einfluß der preußischen Stimme im Bundesrat unabweislich geboten ist. An dieser Stelle kann es nicht zwei maßgebende Willen, auch nicht zwei maßgebende Ratgeber beim Kaiser und beim Könige von Preußen geben, es müßte denn der eine eine Null sein. Und dann wäre das Unglück nur noch größer. Mit Recht bezeichnete man damals in den preußischen Ministerialkreisen die Trennung der beiden Gewalten als die Quelle alles Übels. Das hat offenbar auch das scharfe Auge des Kaisers erkannt, und aller Voraussicht nach wird das verhängnisvolle Experiment niemals wiederkehren. Die Schultern des Reichskanzlers *müssen* stark genug sein, daß sie coûte que coûte das preußische Ministerpräsidium mittragen können. Der Blick des Fürsten Hohenlohe war durch seine politische Vergangenheit geschärft genug, das zu erkennen. Die Fortdauer einer Trennung der beiden Ämter ist deshalb im November des Jahres 1894 auch gar nicht wieder in Frage gekommen.

Also nur um beide Ämter zusammen handelte es sich damals, nicht um eins. Aber welche Riesenlast an Arbeit und Verantwortung mußte ihr Träger auf sich nehmen! Wenn es in der Welt überhaupt einen Menschen giebt, der eine größere Last zu tragen hat, so ist es bei aller Verschiedenheit sowohl der Verantwortung wie der Arbeit unser Kaiser. Ihm aber wird die Bürde seiner

Digitized by Google

Regierung unmittelbar durch Gottes Hand aufgelegt, durch Geburt und zu seiner Zeit durch die den Regierungsantritt veranlassenden Fügungen. Fürst Hohenlohe aber war in seinem sechsundsiebzigsten Jahre vor die Entscheidung gestellt, ob er die gewaltigen Ansprüche, die diese vom Kaiser ihm angetragne Stellung an ihn machte, auf sich nehmen wollte und durfte oder nicht. Das erforderte einen Entschluß, bei dem auch ein jüngerer Staatsmann, sogar ein ehrgeiziger und selbstbewußter, wohl zittern und zagen darf. Daß Fürst Hohenlohe, der sich in Straßburg an seinem Platze und sehr wohl gefühlt hatte, diesen Entschluß ohne Zaudern und mit voller Erkenntnis seiner Tragweite gefaßt hat, war eine That. Eine That, die vollen Respekt verdient und auch gefunden hat. Allerdings wird man zugeben müssen, daß auch die Ablehnung schwer gewesen sein würde. Hat der Kaiser einmal eine Persönlichkeit für ein hohes Staatsamt ausersehen, so ist es schwer, ihm zu entrinnen. Er fordert die Annahme als selbstverständlich. Gründe der Bequemlichkeit, der Zaghaftigkeit, der Bescheidenheit läßt der Kaiser nicht gelten. Er zwingt die von ihm Berufnen mit eiserner Klammer, mit unbeugsamem Willen in das Joch des ihnen zugedachten Amts hinein, und ein Ringen mit dem Kaiser ist in solchem Falle eine schwere Sache, bei der es um Sein oder Nichtsein geht. Caprivi hatte sich seiner Zeit bis aufs Blut gewehrt, Bismarcks Nachfolger zu werden. Es half ihm nichts, der Kaiser befahl ihm direkt, das Amt zu übernehmen, und er mußte gehorchen, schon weil er Soldat war. Aber wenn auch Fürst Hohenlohe nicht Soldat war, so war er doch Beamter. Auch das Beamtenverhältnis bindet dem Kaiser gegenüber bis zu dem Punkte, wo der Gehorsam direkt gegen Ehre und Gewissen geht. Genug, Fürst Hohenlohe besann sich nicht lange. Er nahm an und wurde Reichskanzler und Ministerpräsident. Das hat ihm der Kaiser allezeit hoch angerechnet. Auch die Geschichte wird dem Fürsten Hohenlohe dieses tapfere Pflichtbewußtsein ins Kredit schreiben.

Damals war der Minister von Boetticher Staatssekretär des Innern und zugleich Vizepräsident des Staatsministeriums. Seine Geschäftsgewandtheit und Arbeitskraft haben dem Fürsten Hohenlohe auf beiden Gebieten der diesem aufgehalsten neuen Wirksamkeit große Dienste geleistet und ihm seine Aufgabe wesentlich erleichtert. Allein in dem vollen Umfange, wie Herr von Bülow die auswärtigen Angelegenheiten auf seine Schultern nahm, konnte Herr von Boetticher weder die innere Reichspolitik noch die Leitung des Staatsministeriums dem greisen Vorgesetzten abnehmen. Das ergab sich aus der Natur dieser Geschäfte, und das entsprach auch keineswegs den Wünschen des Fürsten. Dazu hatte er in Bayern, als Botschafter in Paris und als Statthalter zuviel bedeutet, zuviel selbständig gewirkt, verwaltet, regiert.

Fürst Hohenlohe griff also in die Geschäfte ein. Er hatte in dem Geheimrat von Wilmowski einen seiner Aufgabe gewachsenen vortragenden Rat gefunden, der ihm die einzelnen Sachen, in denen der Kanzler eine Entscheidung zu treffen hatte, mit Fleiß, Sorgfalt, Sachkenntnis und Takt vortrug und ihn

Digitized by Google

mit entsprechender Information versah. So nahmen die Geschäfte in den innern Reichsangelegenheiten einen ganz geordneten und im großen und ganzen auch befriedigenden Verlauf. Fürst Hohenlohe machte den Staatssekretären wenig Schwierigkeiten. Wo seine Entscheidung verlangt wurde, gab er sie auf Grund der ihm gehaltnen Vorträge sachgemäß, schnell, ohne eine eigne Initiative zu begehren oder vorzutäuschen. Er war überhaupt kein Mann des bloßen Scheins, und er ließ den Staatssekretären des Innern, der Justiz, der Post und dem Schatzsekretär ein reiches Maß von Selbständigkeit. Er hatte dabei das Glück, daß an der Spitze der einzelnen Ressorts tüchtige, aktionslustige, thätige und hervorragend befähigte Staatssekretäre standen, die in der vom Reichskanzler ihnen gewährten Aktionsfreiheit nicht einen Anlaß zur Lässigkeit, sondern einen Antrieb zu desto eifrigerer Arbeit und zu desto frischerer, eigner Initiative sahen. So erklärt es sich, daß der Kanzler auch bei der zunehmenden Last seiner Jahre das Maß der ihm persönlich obliegenden Arbeit ertragen und dabei das Bewußtsein behalten konnte, immerhin der Mittelpunkt der Geschäfte zu sein und dem Kaiser wie dem Lande durch sein persönliches Ansehen nützliche und wichtige Dienste zu leisten. In einzelnen wichtigen, wenn auch nur seltnen Fällen trat er auch dem Reichstage gegenüber mit seiner Person ein. Wo das geschah, ist es ihm auch geglückt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, mag daran erinnert werden, daß das endliche Zustandekommen der Militärstrafprozeßordnung und die Lösung der ungemein heikeln Schwierigkeiten, die sich dabei in Bezug auf die Öffentlichkeit und auf die Endgiltigkeit der höchstinstanzlichen Entscheidungen erhoben hatten, wesentlich seiner ruhigen und besonnenen Zähigkeit gegenüber dem Widerstande hoher und einflußreicher Militärs zu verdanken ist. Er und der Kriegsminister von Goßler haben diesen glücklichen Abschluß herbeigeführt, der militärisch nichts schadet, politisch aber von der allergrößten Tragweite ist. Wenn die innere Geschichte dieser Gesetzgebung klarer, als es heute möglich ist, in das Licht der Öffentlichkeit gestellt werden wird, dann wird neben Goßlers Klugheit auch Hohenlohes charaktervolle Festigkeit in dieser Sache die wohlverdiente, allgemeine Anerkennung finden.

An Herrn von Boetticher's Stelle war an die Spitze des sich immer umfangreicher auswachsenden Reichsamts des Innern Graf Posadowsky, der bisherige Schatzsekretär, getreten. Mit bewundernswertem Fleiße hatte er sich in die großen und vielspältigen Aufgaben der innern Reichspolitik hineingearbeitet, und mit Erfolg vertrat er im Bundesrat und Reichstage seine zahlreichen und tief in die politische Entwicklung hineingreifenden gesetzgeberischen Vorlagen. Der Reichskanzler hatte dazu sein Fiat zu geben; sich mit den Einzelheiten zu befassen hat er keinen Anlaß gehabt. Es war ihm auch nicht zuzumuten, und es ist ihm nicht zugemutet worden. Immerhin aber gehört das Zustandekommen so großer, für die innere Reichspolitik wichtiger Gesetze, wie die neuerlichen Abänderungen der Gewerbeordnung und die Revision der Unfallversicherungsgesetze, sowie des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes zu einem

Digitized by Google

Teile auch mit auf das Konto des verantwortlichen Reichskanzlers. Wenn die Geschichte einmal die Summe dessen ziehn wird, was Fürst Hohenlohe dem Reiche geleistet hat, wird auch dieses Kapitel nicht fehlen. Mag seine persönliche Beteiligung daran noch so gering sein, er hat diese reiche Ernte an wichtigen gesetzgeberischen Fortschritten nicht nur nicht gehindert, sondern gefördert. Unter ihm und mit ihm ist sie unter Dach und Fach gebracht worden.

An Stelle des Grafen Posadowsky war Herr von Thielmann, der bisherige Botschafter in Washington, Schatzsekretär geworden. Auch dieser Griff war mindestens nicht unglücklich. Wenn auch die Reichsfinanzpolitik bisher nicht gerade neue, bahnbrechende Thaten unter ihm zu verzeichnen hat, so zeigte sich doch bald, daß er genügend Herr des Ressorts war, daß er den Reichsetat nicht gefährdete. In Einzelheiten ist er auch vorwärts gekommen. Jedenfalls konnte Fürst Hohenlohe ihm so weit vertrauen, daß er im großen und ganzen auch diesem Ressort eine gewisse freie Bewegung lassen konnte, ohne sich in die Verwaltung selbst einzumischen.

Das Reichspostamt war von jeher ein etwas verwöhntes Ressort gewesen. Es zehrte von dem verdienten Ruhme seines Schöpfers, des Staatssekretärs von Stephan. Dieser hatte den Weltpostverein geschaffen, hatte das Ressort zu Ansehen und Ehren gebracht, hatte überall im Reiche die großen und schönen Postpaläste gebaut — zuweilen wohl auch zu große und zu schöne —, hatte für seine Beamten eine eigne, auf technischer Vorbildung beruhende Laufbahn eröffnet, die dem einfachen Postsekretär in die wichtigsten und einflußreichsten Stellungen seines Berufszweiges aufzusteigen ermöglichte, kurz, Stephan hatte die Post populär gemacht und sie mit einer Art von Nimbus umgeben. Jahrelang war sie bei den Etatsberatungen des Reichstags ein noli me tangere gewesen. In Stephans letzten Lebensjahren hatte dieser Nimbus angefangen zu verblassen. Im Publikum und im Reichstage regten sich Wünsche und Beschwerden, deren Berechtigung nicht zu bestreiten war. Und je eigensinniger Stephan mit seinen Kommissaren sie gleichwohl bestritt, desto lebhafter äußerte sich der Wunsch nach Verbesserungen. Namentlich aber klagten die Finanzverwaltungen der Bundesstaaten, Preußen nicht ausgenommen, mit Recht darüber, daß die Erträge der Postverwaltung nicht im richtigen Verhältnis zu den von ihr und für sie gemachten Aufwendungen stünden. Nach Stephans Tode wurde der Generalleutnant z. D. von Podbielski, ein Mann, der sich als Reichstagsabgeordneter und als Aufsichtsratsmitglied des Offiziervereins den Ruf einer ungewöhnlichen geschäftlichen Begabung und Einsicht erworben hatte, zum Staatssekretär des Reichspostamts ernannt. Ein ungemein glücklicher Griff. Es stellte sich bald heraus, daß der neue Staatssekretär ein Verwaltungstalent ersten Ranges sei. Er gewann schnell das allgemeine Vertrauen und die Achtung des Reichstags und setzte die längst ersehnten Änderungen der Tarife für Postsendungen und Telegramme durch. Namentlich aber griff er mit wohlwollender, jedoch straffer Disziplin in die Personalverhältnisse des unter ihn gestellten Heeres von Beamten ein, beseitigte den

Digitized by Google

unter der Stephanschen Verwaltung weit über den Bedarf angewachsenen, überflüssigen Zuwachs an Aspiranten und jungen Postbeamten, bahnte sehr zweckmäßige Änderungen der dienstlichen Laufbahn in seinem Ressort an und war mit steigendem Erfolge bemüht, die Überschüsse, unbeschadet der Leistungen der Post, zu steigern. Auch dieses Ressort machte darum dem Reichskanzler weder Mühe noch Sorge. Es war in sehr guter Hand, zum Eingreifen von oben her überhaupt nicht angethan und konnte dem Reichskanzler nur Ehre machen, während er, wenn er hier hätte persönlich eingreifen wollen, schon an der Technik des Ressorts hätte scheitern müssen.

Ähnlich lag es im Reichsjustizamt. An dessen Spitze war nach dem Tode des Staatssekretärs Hanauer der Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern Nieberding berufen worden. Hier lag eine besondre Schwierigkeit in der zweiten, zur Revision des ersten Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs berufnen Kommission, in der bis dahin der Staatssekretär des Justizamts den Vorsitz geführt hatte, eine ganz enorme Arbeitsbelastung, unter der entweder die Justizverwaltung mit ihren ohnehin höchst wichtigen Gesetzgebungsaufgaben oder das Bürgerliche Gesetzbuch oder beides leiden mußte. Der neue Justizsekretär fand gleich bei seinem Eintritt einen Ausweg, der sich bei seiner Einfachheit wie das Ei des Kolumbus ausnahm. Er ließ sich den Vorsitz in der Kommission zwar übertragen, erhielt aber zugleich die Befugnis, diesen Vorsitz regelmäßig durch den stellvertretenden Vorsitzenden, Präsidenten Künzel, wahrnehmen zu lassen und nur dann persönlich einzutreten, wenn er es für nötig oder angemessen fand. Dadurch erreichte er für sich die Möglichkeit, sich über die bei seinem Eintritt schon ziemlich weit vorgeschrittnen Arbeiten der Kommission gründlich zu orientieren, ohne doch die laufenden Geschäfte des Justizamts zu vernachlässigen. Er löste seine Aufgabe brillant, und als der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs in den Reichstag kam, übernahm er bei vollkommner Beherrschung des Gegenstands die Führung in der parlamentarischen Vertretung des Entwurfs, und zwar so sachlich, so präzis, so umsichtig und zugleich mit so sicherm politischem Takt in der Behandlung der Parteien, daß der günstige Erfolg in der Hauptsache ihm zu verdanken ist. Diese vielleicht noch nicht hinlänglich in der Öffentlichkeit gewürdigte Leistung des Staatssekretärs Nieberding ist um so anerkennenswerter, als er von Haus aus gar kein technisch durchgebildeter Jurist, sondern Verwaltungsbeamter war, das Regierungsassessorexamen gemacht hatte und in seiner gesamten amtlichen Laufbahn ausschließlich in der Verwaltung, niemals in der Justiz thätig gewesen war. An ihm hatte Fürst Hohenlohe nicht nur in den Geschäften des Justizamts einen ausgezeichneten Vertreter, sondern auch einen erfahrnen, hellen, nüchternen und zuverlässigen Berater für mancherlei Angelegenheiten allgemeiner Natur. In das Ressort des Justizamts persönlich einzugreifen ist ihm unter diesen Umständen sicher nie in den Sinn gekommen.

Die militärischen Angelegenheiten entzogen sich ohnehin ihrer Natur nach einer speziellern Einwirkung des nicht soldatisch geschulten Kanzlers. Sie kamen für ihn eigentlich nur nach ihrer finanziellen Seite in Betracht, und in

Digitized by Google

dieser Beziehung lag der Schwerpunkt bei dem Schatzsekretär. Noch weniger war an ein persönliches tieferes Eindringen des Reichskanzlers in das Marineressort zu denken, das überdies noch in ganz besonderm Sinne die Lieblingsdomäne des Kaisers ist. Hier walteten die Marinesekretäre Hollmann und nach dessen Rücktritt Tirpitz in engster Fühlung mit den Absichten Seiner Majestät vollkommen selbständig, ohne den Kanzler mit mehr als höchstens der notwendigsten Information zu behelligen.

Von diesen Gesichtspunkten aus muß man die Wirksamkeit des Fürsten Hohenlohe in den Reichsangelegenheiten messen, um die Möglichkeit zu erkennen, daß er bei seinem zunehmenden Alter imstande war, solange an der Spitze der Geschäfte zu bleiben. In gewissen Reichstagskreisen, in denen man diese Verhältnisse kannte und einigermaßen begriff, konnte man wohl der Ansicht begegnen, daß für den Reichskanzler bei der freien Bewegung, die er den Staatssekretären einräumte, überhaupt nichts mehr zu thun übrig geblieben sei. Oberflächlich angesehen spricht der Schein für diese Auffassung. Sie besticht umsomehr, wenn man hinzunimmt, daß wir einen Kaiser haben, der es sich — Gott sei Dank — nicht nehmen läßt, in großen Fragen mit sehr bestimmten Direktiven persönlich einzugreifen. Wer aber den Gang der Geschäfte genauer kennt, weiß, daß bei alledem und alledem ein vollgerüttelt und geschütteltes Maß an täglicher Arbeit für den Fürsten Hohenlohe zu erledigen blieb. Kein Staatssekretär, und wenn er noch so viel selbständige Initiative hat, kann ohne Fühlung mit dem verantwortlichen Träger der Reichsverwaltung, dem Kanzler, bleiben. Er muß seiner formellen Zustimmung sicher sein. Diese aber ist ohne persönlichen Vortrag, ohne Besprechung der grundsätzlichen Fragen mit dem Reichskanzler nicht zu erlangen. Daraus ergeben sich für diesen tägliche Vorträge und Rücksprachen, und in diesen lag ungeachtet der grundsätzlich den Staatssekretären eingeräumten Stellung der Schwerpunkt der Thätigkeit des Fürsten Hohenlohe. Hier machte er denn auch ohne Zweifel seine persönlichen Auffassungen geltend, milde, mit einer gewissen Zurückhaltung, aber zuweilen doch auch mit dem Gewicht, das sich aus seiner Stellung und aus den Erfahrungen, die er in frühern Jahren gemacht hatte, von selbst ergab. Wenn es dabei nicht zu Konflikten gekommen ist, so lag das an den guten Formen des Fürsten einerseits und an dem praktischen Milieu der Staatsraison andrerseits, auf dem er sich mit den Ressortchefs begegnete und, wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, fast in allen wichtigern Fragen begegnen mußte. Seine Führung der Geschäfte hat unter diesen Umständen kein starkes persönliches Gepräge haben können; immerhin aber kam ihm die Autorität, mit der die Stellung des Kanzlers bei uns bekleidet ist, zu statten, und die Parteien im Reichstag wußten in gewissen Dingen recht gut, wessen sie sich zu dem schweigsamen Kanzler zu versehen hatten, und was sie seinem ihnen genehmen oder nicht genehmen Einflusse zu verdanken hatten.

Die Stellung des Fürsten Hohenlohe nach parteipolitischem Standpunkte zu bemessen und zu präzisieren ist schwer, ja kaum möglich. Doch ist, wieviel

Digitized by Google

Phantasien in dieser Beziehung auch in der Tagespresse ausgekramt worden sind, so viel richtig, daß er aus der Zeit seiner bayrischen Ministerpräsidentschaft einen mildliberalen Anstrich mitgebracht hatte. Mit einer gewissen begreiflichen Genugthuung sah er auf seine bayrische Ministerthätigkeit zurück, und er war sich vollkommen bewußt, daß er nicht in dem Rufe eines hochkonservativen Staatsmanns stand, sondern daß man ihm Verständnis für eine besonnene, liberale oder doch zum Liberalismus neigende politische Auffassung zuschrieb. Und diesen seinen alten politischen Ruf preiszugeben war er durchaus nicht willens oder geneigt. Das hinderte ihn nicht, sich sehr oft, vielleicht sogar meistens in konkreten Fällen auch mit Auffassungen zu begegnen und abzufinden, die heute von den konservativ genannten Parteien vertreten werden. Denn die heutigen Parteibezeichnungen, das bedarf ja keiner weitern Ausführung, erschöpfen in keiner Weise mehr die Begriffe konservativ oder liberal. Unsre Konservativen sind in manchen Dingen liberal, sehr liberal geworden, zuweilen sogar liberaler als die Liberalen, und — cum grano salis verstanden — gilt das Gleiche von den Liberalen, die manchmal konservativer operieren als ihre konservativen Gegner. Unsre am Ruder stehenden Staatsmänner, sie mögen aus einem Lager kommen, welches es sei, müssen mit Ideen regieren, die den alten Parteibezeichnungen nicht mehr entsprechen. Sie müssen überdies mit den Stimmen der parlamentarischen Fraktionen rechnen. Eklektiker sind sie alle, wo auch ihre Ideale liegen mögen, und sie müssen es, wohl oder übel, bis zu einem gewissen Grade sein, wenn sie politisch durchkommen und dem Vaterlande Ersprießliches schaffen und durchsetzen wollen. Eins aber müssen sie sein, um Erfolg zu haben, geschlossene Persönlichkeiten und ganze Männer, die wissen, was sie wollen, Männer, die nicht nur ihr Bestes, sondern sich selbst einsetzen für das, was sie wollen, und die rechtschaffen wollen, was sie wissen, d. h. was sie im gegebnen Falle als heilsam und nötig für das Gemeinwesen erkannt haben.

Daß Fürst Hohenlohe den ernsten Willen hatte, als Staatsmann dem Rechnung zu tragen, und daß er danach zu handeln bestrebt war, unterliegt keinem Zweifel.

Nicht ganz außer Betracht lassen darf man bei der Beurteilung seiner Wirksamkeit seine kirchliche Stellung. Er ist Katholik. Seine Stellung zum Vatikanum ist bekannt. Er ist seiner Zeit damit nicht durchgedrungen. Das ist zu bedauern. Wir würden, wenn man ihm gefolgt wäre, heute anders und im Interesse des Reichs und Staats besser stehn. Es ist aber anders gekommen. Auch Fürst Hohenlohe hat sich mit dem römischen Stuhle, wie er heute ist, abfinden müssen, und er hat sich abgefunden. Er ist kein fanatischer, aber immerhin ein ziemlich korrekter Katholik. Man braucht nur an das Hinscheiden seiner Gemahlin zu denken, deren Exequien im Reichskanzlerpalais von dem Kardinal Kopp mit allem kirchlichen Glanze zelebriert wurden. Der Fürst erfüllt seine kirchlichen Pflichten. Dementsprechend war sein Verhältnis zum Zentrum mindestens kein unfreundliches, und das Zentrum wußte das auch zu würdigen und empfand es als einen ihm günstigen Umstand, daß ein Katholik an der Spitze der Reichsverwaltung stand. Im übrigen stand

Digitized by Google

Fürst Hohenlohe den kirchlichen Prätensionen an den Staat innerlich frei gegenüber, und nie hat er in dieser Beziehung dem Staat etwas vergeben. Er würde damit, auch wenn er in der Wahrung der staatlichen Rechte weniger gewissenhaft gewesen wäre, als er es war, weder bei dem Kaiser noch bei der Mehrheit seiner preußischen Ministerkollegen Glück gehabt haben. Man hat aber niemals vernommen, daß er in dieser Richtung zu wirken auch nur den Versuch gemacht hätte. Allerdings ist unter seinen Auspizien das Jesuitengesetz geändert und in Bezug auf einige Orden, die früher als den Jesuiten verwandt galten, abgeschwächt worden. Für das Jesuitengesetz selbst, dessen unglückliche Fassung ohnehin auf allen Seiten, auch von den Evangelischen anerkannt wird, bedeutet diese Abschwächung sehr wenig oder nichts. Wenn sie zu ihrer Zeit eine Konzession war, so ließ sie sich doch einigermaßen damit motivieren, daß dadurch in den Kolonien gewisse praktische Schwierigkeiten beseitigt wurden, die bei der löblichen Missionsthätigkeit der damals wieder zugelassenen Orden in den deutschen afrikanischen Koloniegebieten auch von der Kolonialverwaltung als unbillig und in hohem Grade unerwünscht bezeichnet worden waren. Wenn also Fürst Hohenlohe für diese Konzession eingetreten ist, so eignet sich diese seine Stellungnahme nicht dazu, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Der Staat hat keinen Nachteil davon gehabt und wird ihn nicht haben, da die Bundesregierungen nach wie vor die Zulassung neuer Niederlassungen dieser Orden in ihren Gebieten versagen können. Ebensowenig wird die evangelische Kirche von der Einschränkung des Ordensverbots betroffen. Sie ist stark genug, daß sie eine Hand voll Redemptoristen oder Väter vom heiligen Geiste nicht zu fürchten braucht, und es wäre ein testimonium paupertatis ohne gleichen, wenn sie wirklich Furcht vor ihnen hätte. Anders wäre es mit der völligen Beseitigung des Jesuitengesetzes. Die evangelische Mehrheit der Nation würde darin mit vollem Recht einen Schlag ins Gesicht sehen. Durch dieses kaudinische Joch dürfen wir nicht gehn und werden wir nicht gehn. Aber diese vom Reichstage leider wiederholt beschlossene Aufhebung ist gerade unter dem Regime des Fürsten Hohenlohe bis auf den heutigen Tag unausgeführt geblieben. Man erzählte sich in Reichstagskreisen, daß Fürst Hohenlohe auch die Wiederzulassung des Ordens der Schwestern vom heiligen Herzen Jesu gewünscht und befürwortet habe. Als Grund habe er angegeben, daß alle Töchter der vornehmen Häuser des katholischen hohen Adels von den Sacrécoeur-Schwestern erzogen würden, und daß, wenn sie nicht in einem Kloster dieser Schwestern ihre Erziehung bekommen hätten, die jungen Damen keine Männer bekämen. Wohl glaublich; aber im Grunde doch harmlos, wenn es nicht bloßer Scherz war. Bezeichnend ist diese Anekdote aber insofern, als Fürst Chlodwig an den Traditionen seines Hauses als eines der vornehmsten des vormals reichsunmittelbaren hohen Adels mit einem sehr lebhaften Standesgefühl festhält, was ihm auch nur ein ganz waschechter, liberaler Doktrinär verargen wird. In diesem Punkte ist Fürst Hohenlohe nicht liberal, so wenig, wie irgend ein andrer Hohenlohe den Liberalismus in der Verleugnung der alten Familientradition seines Hauses suchen wird.

Digitized by Google

Fürst Hohenlohe war aber nicht bloß Reichskanzler. Er war auch Präsident des preußischen Staatsministeriums, und auch aus diesem Amte erwuchs ihm eine nicht geringe Verantwortung und geschäftliche Belastung.

Auch wenn er Neigung gehabt hätte, sich in die Ressorts der einzelnen Minister einzumischen, würde er außerordentlich wenig Gelegenheit dazu gehabt haben. Denn der Ministerpräsident in Preußen ist kein Premierminister oder Kabinettschef im Sinne parlamentarischer Verfassungsformen. Er ist de jure zweifellos, wie Fürst Bismarck dies so oft betont hat, nur primus inter pares. Das schließt nicht aus, daß Fürst Bismarck oft genug den „gleichberechtigten" Kollegen sein Quos ego zugerufen, sie auch in internen Ressortfragen auf die Wege genötigt hat, die er für die rechten hielt, und daß er, wenn sie nicht mit ihm gehn wollten, sie zu beseitigen wußte. Dergleichen erscheint bei dem Fürsten Bismarck fast selbstverständlich. Nicht so bei dem Fürsten Hohenlohe. Auch wenn er ein stärkeres Bedürfnis gehabt hätte, sich geltend zu machen, als der Fall war, würde er voraussichtlich auf starken Widerstand gestoßen sein. Die preußischen Minister stehn ganz natürlich dem Ministerpräsidenten anders, freier, weit mehr auf sich selbst gestellt gegenüber, als die Staatssekretäre der Reichsämter dem Reichskanzler. Es entspricht deshalb ganz sowohl den hergebrachten Ressortverhältnissen, wie der Persönlichkeit des Fürsten Hohenlohe, daß er, soviel bekannt geworden ist, niemals auch nur einen Versuch gemacht hat, in ein preußisches Ressort einzugreifen.

Immerhin war er als Ministerpräsident genötigt, in den Sitzungen des Staatsministeriums den Vorsitz zu führen. Thatsache ist, daß diese Sitzungen, solange es ein Staatsministerium in Preußen giebt, noch niemals solange gedauert haben, wie unter dem Fürsten Hohenlohe. Die Minister gingen mittags in ihre Sitzung und kamen fast niemals vor sieben Uhr, oft erst um acht Uhr zurück. Diese Sitzungen des Staatsministeriums sind, wie es sich gehört, mit undurchdringlichem Geheimnis umgeben, und man muß den Ministern und ihren Beamten das Zeugnis ausstellen, daß sie tadellos verschwiegen sind. Nur soviel hörte man dann und wann, daß Fürst Hohenlohe von Einschränkungen der Diskussion, kurz von einer geschäftlichen Einengung der Beratung niemals Gebrauch gemacht hat, sondern jeden Minister und dessen Kommissare solange hat reden lassen, als es ihnen gefiel. Bekanntlich ist das preußische Staatsministerium die entscheidende oberste Spruchinstanz in den Beamtendisziplinarsachen. Von diesen Disziplinarentscheidungen soll sich Fürst Hohenlohe regelmäßig haben dispensieren lassen, was ganz in der Ordnung ist, denn minima non curat praetor. Nicht als ob diese Entscheidungen unwichtig wären — es hängt meist Sein oder Nichtsein des in Untersuchung geratnen Beamten und seiner Familie davon ab —, aber der Reichskanzler und Ministerpräsident hat in der That mehr und besseres zu thun, als sich mit diesen Dingen abzugeben. Übrigens hat in den letzten Jahren Herr von Miquel als Vizepräsident des Staatsministeriums alles nur mögliche gethan, den Fürsten Hohenlohe zu entlasten. Für diesen blieben eigentlich nur noch die Sitzungen übrig. Diese

Digitized by Google

aber mögen ihn in der letzten Zeit sauer genug angekommen sein, da einesteils seine Stimme die Kraft verloren hatte — er sprach auch für einen Mann seines Alters ungewöhnlich leise und unverständlich —, andernteils sein Gehör mehr und mehr nachließ.

Immerhin mag es in diesen Sitzungen des Staatsministeriums dann und wann auch unter Hohenlohes Vorsitz lebhaft genug hergegangen sein. Wir wollen nur an einen Fall erinnern, den Abgang des Herrn von Köller. In dieser Angelegenheit stand, wie damals glaubhaft versichert wurde, die ganze, wohl überlegte, planvolle und mannhafte Aktion des Staatsministeriums unter der Führung des Fürsten Hohenlohe, der mit dem ganzen Ministerium Amt und Person für seine Auffassung eingesetzt haben soll.

Was Graf Bülow dem Kaiser und dem Reiche auf dem Gebiete der auswärtigen Politik leistet, ist bekannt. Seit Bismarck haben wir eine so glückliche, leichte und sichre Hand in unsrer diplomatischen Aktion niemals gehabt. Das erkennen Deutschland und die Welt an. Unsre Nörgler, Klugsprecher und Besserwisser hatten für den Fall, daß Hohenlohe gehn würde, ein angebliches Programm des Kaisers fertig, das unter dem Siegel des Geheimnisses jedem zugeflüstert wurde, der es hören wollte. In diesem Programm spielten natürlich verwandtschaftliche Beziehungen und Geldzuwendungen eine Rolle, um die Leute mit den angeblichen Willkürlichkeiten des Kaisers bange zu machen und zu verhetzen. Das Ganze war eine mit hundsföttischer Gemeinheit erfundne Verleumdung des Kaisers. Im Publikum bleibt aber von solchen Gerüchten immer etwas hängen. Deshalb ging ein Aufatmen und ein warmer Ton herzlicher Freude durch das Land, als am 17. Oktober d. J. die Depesche bekannt wurde, wonach Graf Bülow zum Reichskanzler und Ministerpräsidenten ernannt worden war. Gewiß wird dieser sich in der Leitung der innern Politik im Reiche und in Preußen erst noch zu bewähren haben. Er ist gleich von vornherein vor zwei kolossal schwierige Aufgaben gestellt, vor die Erneuerung der Handelsverträge und vor die geschickte Behandlung der Kanalfrage. Aber nach allem, was er bisher geleistet hat, darf man mit dem Kaiser die gute Zuversicht hegen, daß er sich zur gegebnen Zeit für uns als der rechte Mann an der rechten Stelle erweisen wird. Den Philistern, die auch heute noch unsers Kaisers Welt- und Flottenpolitik nicht begriffen haben, ist nicht zu helfen. Uns aber würde noch weniger zu helfen sein, wenn unsre Politik von Männern dieser Art geleitet würde. Graf Bülow ist noch verhältnismäßig jung an einen exponierten Platz gestellt worden, zur Zeit vielleicht den exponiertesten, gefährlichsten und schwersten in der Welt. Aber die große Mehrheit des deutschen Volks ist zu ihm guter Zuversicht. Gott helfe ihm! **Forsan et haec olim meminisse juvabit.**

Digitized by Google

Die Einrichtung eines öffentlichen Arbeitsnachweises durch die Postanstalten

Von C. Dankwort

Die Postanstalten sind schon vielfach zu Zwecken nutzbar gemacht worden, die mit ihrer ursprünglichen Bestimmung als Verkehrsanstalten in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehn. Hierher gehören die weit verbreiteten Postsparkasseneinrichtungen, die Auszahlung von Unfallrenten und Altersrenten, der Verkauf von Wertzeichen der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten in Deutschland, der Verkauf von Salzscheinen und von Chinin in Britisch-Ostindien und die Vermittlung des Buchhandels, wie sie die chilenische Postverwaltung betreibt. Die Benutzung der vorhandnen Organisation der Postverwaltungen mit ihrem dichten Netz der über das ganze Land verbreiteten Postanstalten hat auf allen diesen Gebieten Erfolge ermöglicht, die man sonst nur unter großen Unkosten und mit großen Schwierigkeiten hätte erzielen können. Es liegt deshalb nahe, auf demselben Wege die Lösung eines Problems zu versuchen, das uns in hohem Grade beschäftigt, und von dessen glücklicher Lösung zum nicht geringen Teil eine befriedigende Entwicklung unsrer sozialen Verhältnisse abhängt. Dieses Problem ist der unparteiische öffentliche Arbeitsnachweis.

Bis jetzt liegt der Arbeitsnachweis noch hauptsächlich in den Händen gewerbsmäßiger Stellenvermittler. Die Schäden und Nachteile, die die private Stellenvermittlung besonders für die Arbeitsuchenden, weniger für die Personen, die offne Stellen zu vergeben haben, im Gefolge hat, sind zur Genüge bekannt. Die Vorwürfe, die gegen die Inhaber von Stellenvermittlungs- und Gesindevermietungsbureaus erhoben werden, mangelhafte moralische Qualifikation, Forderung unberechtigt hoher Gebühren usw., sind nur zu sehr gerechtfertigt. Der Arbeitsnachweis ist aber ganz abgesehen hiervon eine viel zu wichtige Sache in dem Leben des sozialen Körpers, als daß er auf die Dauer Personen überlassen werden darf, die ihn lediglich zu Erwerbszwecken betreiben.

Die bisherigen Versuche, öffentliche Stätten für Arbeitsnachweise einzurichten, sind nur von Kommunen gemacht worden. Die Erfolge, die man hiermit an verschiednen größern Orten erzielt hat, sind aber schon recht ermutigend, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß diese Arbeitsnachweisanstalten den Ausgleich zwischen Arbeitsangebot und Nachfrage nur innerhalb der engen Wirtschaftsgebiete der einzelnen Städte bewirken. Weit nachhaltiger müßte die Wirksamkeit solcher öffentlichen Einrichtungen werden, wenn die einzelnen Anstalten unter sich durch eine feste Organisation verbunden würden

Digitized by Google

und ihre Thätigkeit sich nicht nur auf die großen Städte beschränkte, sondern das ganze Land umfaßte.

Eine solche Organisation bietet die Post mit ihrem sich bis in das letzte Dorf erstreckenden Netz von Verkehrsanstalten. Die Post kann aber auch sonst in jeder Beziehung den Anforderungen genügen, die an einen öffentlichen unparteiischen Arbeitsnachweis gestellt werden müssen.

Zunächst giebt die Übertragung des Arbeitsnachweises auf die Postanstalten das beste Mittel, Angebot und Nachfrage für das ganze Land nach Belieben zu zentralisieren. Die Zentralisation des Arbeitsnachweises ist aber in erster Linie zu erstreben, denn hierdurch allein ist es möglich, den Arbeitsmarkt zu übersehen und zu regeln. Dem Mangel an Arbeit wie dem Mangel an Arbeitskräften läßt sich auf diesem Wege am besten steuern. Mit der Einrichtung eines zentralisierten über das ganze Land verbreiteten Arbeitsnachweises wird ferner ein Ausgleich der jetzt vorhandnen ungerechtfertigt hohen Differenzen der Lohnsätze in den verschiednen Gegenden Deutschlands eintreten. Nach den letzten amtlichen Feststellungen schwankt jetzt z. B. der ortsübliche Tagelohn für erwachsene männliche Personen zwischen 3 Mark 25 Pfennigen in Helgoland und 85 Pfennigen im Kreise Militsch! Eine bessere Kenntnis der Lage des Arbeitsmarkts, wie sie die Zentralisation des Arbeitsnachweises herbeiführen muß, würde aber nicht nur lohnausgleichend, sondern zugleich auch streikverhütend wirken. Die streitenden Teile würden dann das voraussichtliche Ergebnis eines Kampfes viel besser zu beurteilen imstande sein, und jede Partei würde auf ihren Forderungen nur dann hartnäckig bestehn, wenn sie ihres Siegs ganz sicher sein könnte. Die Gegenpartei würde unter diesen Umständen den Kampf aufzunehmen aber wohl kaum geneigt sein, und es würde infolge dessen das schließliche Ergebnis, das der Kampf gehabt haben würde, im Wege der Berechnung vorweg genommen werden, so wie es im Warenhandel schon lange allgemein üblich ist.

Die zu einer genauen Kenntnis des Arbeitsmarkts erforderlichen statistischen Ermittlungen würden bei der Einrichtung eines zentralisierten Arbeitsnachweises durch die Postanstalten jedenfalls in der zuverlässigsten Weise vorgenommen werden können. Gerade auf diesem Gebiete fehlt es heute noch völlig an Material. Die Vorgänge auf dem Arbeitsmarkt lassen sich bei der jetzigen Regelung des Arbeitsnachweises fast gar nicht kontrollieren.

Der öffentliche Arbeitsnachweis müßte sowohl für den Arbeitgeber wie für den Arbeiter unentgeltlich arbeiten, da nur auf diese Weise den für das Gemeinwohl schädlichen gewerbsmäßig betriebnen privaten Vermittlungsanstalten wirksam entgegengetreten werden könnte. Die Aufwendungen, die der Post durch den Betrieb der öffentlichen Arbeitsnachweisanstalten erwachsen würden, müßten zweckmäßig von den beteiligten Stadtgemeinden getragen werden; die Stadtgemeinden sind an der Errichtung solcher öffentlichen Arbeitsnachweise am meisten interessiert, z. B. aus Gründen der öffentlichen Armenpflege, es ist deshalb auch in der Ordnung, daß sie die Kosten dieser Einrichtung tragen, und zwar in dem Maße, wie die Einwohnerschaft davon Gebrauch macht. Die

Digitized by Google

Kosten für Personal, Räumlichkeiten, Beleuchtung, Heizung, Schreibmaterialien usw. könnten der Post jährlich in Bauschvergütungen erstattet werden, ebenso die entstehenden Unkosten für Porto, Fernsprech- und Telegraphengebühren. Ähnliche Bauschvergütungen werden schon jetzt von verschiednen Staatsbehörden der Postverwaltung an Stelle des Portos für jede einzelne Sendung gezahlt, und zwar auf Grund regelmäßiger statistischer Ermittlungen über den Versendungsverkehr der beteiligten Behörden.

Bei der technischen Einrichtung der postalischen Arbeitsnachweise würden, solange noch keine eignen Erfahrungen gesammelt sind, die bestehenden städtischen Anstalten zu Grunde gelegt werden können. In den Städten, wo öffentliche Arbeitsnachweise schon von den Gemeinden unterhalten werden, könnten sie zum großen Teil ohne weiteres oder mit geringen Änderungen in den Betrieb der Post übernommen werden. Auch würde es technisch zweckmäßig sein, den Arbeitsnachweis zunächst auf die größern Städte und vielleicht auf einzelne Berufsklassen zu beschränken.

In kleinen Verhältnissen ist ein solcher Arbeitsnachweis durch die Postanstalten schon vorhanden, nämlich in Luxemburg. Hier besteht ein Hauptarbeitsnachweis (bourse générale) für das ganze Land und örtliche Arbeitsnachweise (bourses particulières), die nur den Geschäftsbereich der einzelnen Postanstalten umfassen. An dem Dienst nehmen zweiundfünfzig Postanstalten teil. Die Arbeitsangebote und die Arbeitsgesuche sind mittels frankierter Postkarten, die einen besondern Vordruck tragen, an das Postamt Luxemburg Stadt oder an die betreffende Ortspostanstalt zu richten; eine weitere Gebühr wird nicht erhoben. Die auf Grund der Anmeldungen aufgestellten Listen der bourse générale werden nicht bloß bei den 52 Postanstalten, sondern auch bei den 101 Eisenbahnstationen des Landes veröffentlicht. Ferner werden die Listen an jedem Sonnabend in einer Auflage von 2180 Exemplaren an die Hotels, Restaurants, Gastwirtschaften und Cafés des Landes verteilt. Die Postanstalten erhalten täglich Berichtigungsbogen zu den Wochenlisten. Im Jahre 1897 wurden 420 Arbeitsgesuche und 2261 Angebote für 3420 Arbeiter aufgenommen. Erledigt wurden 474 Arbeitsgesuche und 2390 Angebote für 3444 Arbeiter. Die Anmeldungen werden so lange veröffentlicht, bis sie mittels (portofreier) Postkarte als erledigt bezeichnet werden.

Weshalb sollte eine Einrichtung, die sich in dem kleinen Lande offenbar bewährt, nicht unter entsprechenden Änderungen unsern Verhältnissen angepaßt werden können! Die Verbindung der Arbeitsnachweisanstalten, deren Geschäftsbetrieb im weitesten Umfange auf den Gebrauch unsrer modernen Verkehrseinrichtungen angewiesen ist, mit den Verkehrsanstalten selbst erscheint in jedem Falle glücklich gewählt, und ein Versuch damit kann nur empfohlen werden.

Digitized by Google

Bücher über Ibsen

Siemlich unbekannt mit der schönen Litteratur der letzten fünfzig Jahre und ganz unbekannt mit dem Theater habe ich Ibsens Dramen nur darum gelesen und besprochen, weil darin nach vieler Meinung eine neue Weltanschauung und eine neue Moral verkündigt werden soll. Von Schriften über Ibsen kannte ich nichts. Nachdem meine Aufsätze schon gedruckt waren, wurden mir zwei Bücher zugeschickt: Henrik Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien von Dr. Emil Reich, dritte, vermehrte Auflage (Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1900), und Henrik Ibsen von Roman Woerner. In zwei Bänden. Erster Band 1828 bis 1873 (München, C. H. Beck, 1900). Das erste der beiden Werke will es nur mit den Werken zu thun haben und zieht die Person des Verfassers nur zur Erklärung heran, das zweite ist Biographie, sein vorliegender erster Band reicht bis Kaiser und Galiläer einschließlich und behandelt auch die Gedichte (in seinem spätern Leben hat Ibsen keine Verse mehr geschrieben). Da beide Bücher meiner Ansicht nach gut sind, will ich teils zur Ergänzung, teils zur Berichtigung, teils zur Bestätigung meiner Darstellung einiges daraus mitteilen.

Es versteht sich, daß die dicken Bücher zweier Litteraturprofessoren mehr und gründlicheres über den Gegenstand zu sagen vermögen als einer, der, für gewöhnlich mit andern Dingen beschäftigt, nur einen Blick darauf geworfen hat. Zunächst wird die Verbitterung des Mannes durch seine Lebensschicksale begreiflich gemacht. Sein Vater war wohlhabend, lebenslustig und gastfrei, verarmte, als der Knabe acht Jahre alt war, und die Familie sah sich nicht allein zu harten Entbehrungen verurteilt, sondern bekam auch die veränderte Schätzung der „Gesellschaft“ zu kosten. „Damals senkte sich jene verbitterte, oft geradezu menschenfeindliche Stimmung in sein Herz, die ihm heitern, unbekümmerten Lebensgenuß verwehrte, ihn vielmehr rauhe, steile Bahnen nach aufwärts wandeln ließ, fern von den Menschen, ihr Leben und Treiben oft nur als Fremdling aus der Ferne nach dem malerischen Effekt hin beurteilend“ (R.). Wie kümmerlich er sich in der Jugend durchschlagen mußte, liest man bei Woerner. Von Neujahr 1851 an gab Ibsen mit einigen Freunden zusammen ein Wochenblatt, „Andhrimner,“ heraus. Weder sein Anteil an dessen Ertrag noch das Honorar für sein zweites Drama, Das Hünengrab, hätte für seinen Lebensunterhalt hingereicht, „wenn nicht Schulerud, der Verleger des Catilina, sein geringes Monatsgeld getreulich mit ihm geteilt

Digitized by Google

hätte. So manchesmal gingen die beiden vorsichtig zur Mittagszeit aus, um die Hausleute nicht merken zu lassen, daß sie sich keine Mahlzeit gönnen konnten, und sättigten sich nach ihrer Rückkehr mit Brot und Kaffee." Dazu kam dann die Behandlung, die er von seinen lieben Landsleuten zu erleiden hatte. Als er z. B. so kühn war, dem Christianiatheater die „Nordische Heerfahrt" einzusenden, wurde ihm „Unehrlichkeit und grenzenlose Eitelkeit vorgeworfen. Sein Stück — das noch nicht gedruckt vorlag! — war, nach den frühern zu schließen, jedenfalls eine mittelmäßige Arbeit. Ausdrücke fielen wie norwegisches Unkraut, norwegischer Plunder. »Herr Ibsen ist als dramatischer Dichter eine große Unbedeutendheit«, seine Herrin von Östrot »ist in erstaunlichem Grade aller Idealität und Poesie bar; jeder einzelne Charakter in diesem Stück trägt den Stempel der Niedrigkeit«." Als er in höchster Not (das Christianiatheater, bei dem er 1862 Anstellung fand, konnte den ausbedungnen Gehalt nicht zahlen) um ein Stipendium einkam, wie es Björnson und Vinje bekommen hatten, meinte ein Mitglied der Universitätskommission, der Mann, der die Komödie der Liebe geschrieben habe, verdiene Stockprügel, aber keine Unterstützung, und die große Mehrheit des Publikums urteilte ebenso. Trotz alledem scheint doch auch nach den Darstellungen von Reich und Woerner erst die Erkenntnis, die ich für die Hauptursache seines Pessimismus halte, daß ihm sein enges Vaterland keinen seiner Schaffenskraft entsprechenden Wirkungskreis gewähren konnte, der keimenden Verbitterung, von der ja in den ältern Stücken nichts zu merken ist, zum Siege über die mildern Empfindungen verholfen zu haben. Reich hebt den Druck der kleinlichen Verhältnisse hervor, die Kleinheit der Städte, des Publikums, die Dürftigkeit der norwegischen Geschichte, in der nach der Sagenzeit eigentlich nichts mehr geschieht. Im Jahre 1863, da hofften die wenigen hochgestimmten Seelen unter den Norwegern, daß etwas geschehn werde, daß Norwegen und Schweden dem bedrohten Dänemarck zu Hilfe kommen und ein Großskandinavien gründen würden, das sich auch Großgeister als Vaterland gefallen lassen könnten. Sie wurden bitter enttäuscht. Auf Skandinavier mußte der Krieg von 1864 „etwa so wirken, wie bei uns das Scheitern der Erhebung von 1848" (R.). „Zu allem, was der Dichter der Komödie der Liebe und der Kronprätendenten persönlich erlitten hatte, kam nun der Schmerz, die Norweger so gleichgiltig und unthätig zu sehen, als Dänemark ihrer oft versprochnen und feierlich zugeschwornen Hilfe bedurfte. Die Bundesgelöbnisse erwiesen sich als eitel Worte, jetzt, da der Bruder in Not war. [»Ein Bruder in Not« betitelt sich Ibsens poetischer Kriegsruf.] Nicht die Überzeugung vom Unrecht Dänemarks, die bare Selbstsucht hielt Norwegens Schwert in der Scheide. Wie von verfluchtem Grund und Boden floh der bitter enttäuschte Fürsprecher skandinavischer Einigung aus der Heimat hinweg." Ein Jugendgedicht, aus dem Allgemeinen ins Persönliche umgearbeitet, malt den Seelenzustand des Flüchtlings. Der Eidervogel „pflückt aus der Brust sich den weichen Flaum, sein Nest zu bauen am Klippensaum." Der grausame Fischer raubt diese Federn. Dreimal erleidet

Digitized by Google

das der Vogel. „Doch dreimal beraubt, da spreitet er sacht die Schwingen in einer Frühlingsnacht, und mit blutender Brust durch den Nebel hinzieht er zu sonnigen Küsten — gen Süd, gen Süd.“ Den Haß, in den sich die Liebe zum Vaterland gewandelt hat, speit er im Peer Gynt aus. Dreierlei, sagt Reich, stecke im Helden dieser Dichtung: „Er stellt zunächst eine Personifikation des norwegischen Volkes mit seinen Fehlern und Vorzügen dar, sodann das Bild eines Phantasiemenschen überhaupt mit seinen Verirrungen und Extravaganzen, endlich ist er der Repräsentant aller schwachen, halben Charaktere, die weder im Guten noch im Schlechten bis ans Ende zu gehn wagen, die nie ganz sie selbst sind.“ Da aber an dem wunderlichen Burschen keine Vorzüge zu sehen sind, so wird wohl Woerner das Richtige getroffen haben, wenn er meint, Ibsen habe, ohne dabei die zweite und die dritte Absicht auszuschließen, sein Volk einfach schlecht machen, dem Idealbilde, das Björnson gezeichnet hatte, die schlechte Wirklichkeit gegenüberstellen wollen, wie er sie sah. Wenn Björnsons Thorbjörn (in Synnöve Solbakken) als Sieger im Kampfspiel glänze, so sei Gynt ein gemeiner Raufbold, wenn Thorbjörn nach gethaner Arbeit träume, so träume Gynt den ganzen Tag ohne zu arbeiten usw. Und im spätern Alter, das deutet Reich an, ist dann auch vollends der in der Jugend eingesogne Haß durchgebrochen: der Haß des Deklassierten gegen die Gesellschaft, die ihn verachtet.

Wenn Woerner den Brand als die Tragödie des Idealismus bezeichnet, so kann man sich das gefallen lassen, vorausgesetzt, daß der falsche Idealismus gemeint ist. Gynts Wahlspruch sei: Lebe dir selbst! Brands dagegen: Sei du selbst! Versteht man diesen Imperativ so, daß der Mensch seinen Willen gegen alle andern Willen durchsetzen soll, so haben wir den Titanen, der an den Schranken der Geschöpflichkeit zerschellen muß. Bedeutet der Wahlspruch, daß der Mensch in seiner Seele kein fremdes Element dulden soll, so ist er damit zum Nichtsein, in gewöhnlicher Sprache zum Tode verurteilt; denn leiblich wie geistig leben wir von dem Stoff, den uns andre liefern, den wir im Lebensprozeß assimilieren, in unser eignes Sein verwandeln, und den wir durch eigne Leistungen vergelten. Jeder Lebensprozeß, auch der geistige, ist ein Stoffwechselprozeß, und der große Geist nur darum groß, weil er mehr andre Geister gegessen und verdaut hat als der kleine. Freilich, zum großen *Manne* gehört außer dem reichen Inhalt auch der starke, feste und reine Wille, der angeboren und diesem Individuum eigentümlich ist, aber ohne Inhalt, ohne den Prozeß des fortwährenden Gebens und Nehmens, des Aufnehmens andrer und des Sichhingebens an andre könnte der Wille gar nicht in Wirksamkeit treten. So ist denn diese Forderung Brands leer, wie Kants kategorischer Imperativ, an den sie erinnert; eine menschliche Gesellschaft, in der jeder rein nur er selbst wäre und kein Bruchstückchen von einem andern an und in sich hätte, ist nicht denkbar, nicht vorstellbar, es wäre ein Museum steinerner Bildsäulen, und nicht einmal das, da das Individuum nur durch die Einwirkung andrer seine Gestalt erhält, und Bildsäulen, wenn auch kein Leben, so

Digitized by Google

doch Gestalt haben. Brands Gesellschaftsbau endet denn auch ganz folgerichtig im ewigen Eise, d. h. im Tode, im Nichts. Reich sagt ganz gut: „Dem Brand mangelt wohl das, woran es seinem Schöpfer gebrach, der selbst in Gefahr schwebte, ein Dichter der Eiskirche zu werden; er stellt, auch hierin Kantianer, die sittliche Forderung als drohendes Schreckgespenst hin und bewirkt dadurch Zittern statt Hinneigung." Das ist richtig, trifft aber den Kernpunkt nicht: die gänzliche Inhaltlosigkeit, Unmöglichkeit und Undenkbarkeit dieser sogenannten sittlichen Forderung. Nach Woerner soll der fünfte Akt nichts andres vorstellen, als eine symbolische Wiederholung dessen, was Brand in den ersten vier Akten gethan und gelitten hat. Ob es erlaubt ist, an vier Akte, die wirkliche Geschehnisse darstellen, einen symbolischen anzuhängen, mögen die Ästhetiker entscheiden; wenigstens kommt man mit dieser Erklärung um die Notwendigkeit herum, Brand für vollkommen wahnsinnig und die ihm folgende Gemeinde für unzurechnungsfähig halten zu müssen. So verstanden befriedigt das Stück auch als Lehrgedicht; es zeigt, daß ein Mensch von außerordentlicher Willensstärke und kühnem Schwung untergeht, ohne eine Frucht seines Strebens zu hinterlassen, wenn es ihm an menschlicher Empfindung und vernünftigen Zielen fehlt. Übrigens erfahren wir aus Woerner, daß Ibsen nach seinem eignen Geständnis den Charakter und die Schicksale eines Pfarrers Lammers, der sein einträgliches Amt aufgegeben und eine „freie apostolisch-christliche Gemeinde" gegründet hatte, als Modell für seinen Brand benutzt hat. Den Julianus Apostata deutet Reich günstig, Woerner ungünstig für das Christentum. Reich schreibt: „Julians welthistorische Mission bestand darin, das in Verfall geratne Christentum zu regenerieren. Diese Sendung muß er erfüllen, sei es nun, daß er seiner eigentlichen Bestimmung gemäß als Verkünder des reinen Gotteswortes, sei es, daß er als christlich gesinnter Herrscher die Kirche von ihren Ausartungen reinigt, sei es endlich, wie dies thatsächlich geschieht, indem er, wider den Stachel löckend, als Verfolger des Glaubens auftritt und die Kirche wider Willen reinigt." Er ist also untergegangen als die Verkörperung eines Teils von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, als einer von denen, die des Schöpfers Pläne widerstrebend oder vielmehr durch ihr Widerstreben ausführen. Reich fügt hinzu, Kaiser und Galiläer sei „das am größten gedachte, jedoch am schwächsten ausgeführte Werk der Vollreife Ibsens." Nach Woerner dagegen ist Julian „kein Unentschlossener aus Willensschwäche, das bezeugen seine Kriegsthaten; kein Feiger aus Schuldbewußtsein wie Konstantius — vielmehr eine heidnische Seele von des christlichen Gedankens Blässe angekränkelt, in ihrem freien natürlichen Streben geknickt, der Wahrhaftigkeit des Willens beraubt." Doch nähert sich Woerner insofern dem Standpunkte Reichs, als er das Stück als Schicksalstragödie auffaßt, nicht im Sinne der Alten, denen das Schicksal eine den Menschen von außen fassende und zermalmende Macht war, sondern im Sinne des Schopenhauerischen Weltwillens, der den einzelnen zwingt, das in den Weltplan passende zu wollen und so sich selbst den Untergang zu bereiten.

Digitized by Google

Bei der Nachlese zu den Gesellschaftsstücken haben wir es nur mit Reich zu thun, da Woerners zweiter Band noch nicht erschienen ist. Von Reich aufmerksam gemacht, habe ich mich zunächst einer Nachlässigkeit anzuklagen: von der Martha in den Stützen der Gesellschaft, die ich gar nicht genannt habe, hätte ich wenigstens sagen müssen, daß sie eine der edelsten Frauengestalten ist, die je von einem Dichter geschaffen worden sind. Nora und Ellida werden damit zu rechtfertigen gesucht, daß beider Männer sie nur sinnlich begehrt und auch in der Ehe nur als Geliebte behandelt hätten. Allein angenommen, das sei der Fall, so würde es Nora noch nicht von den Pflichten gegen ihre Kinder entbinden. Dann aber ist es schwer glaublich, daß Männer, die zwar keine idealen Helden, jedoch verständig und im gewöhnlichen Sinne rechtschaffen sind, wenn sie auch die Ehe bloß aus sinnlicher Leidenschaft geschlossen haben, ihr nicht im Verlauf der Jahre einen edlern Inhalt sollten gegeben haben. Und endlich: zugestanden, daß eine sehr feinfühlige Individualität ein gesetzwidriges Verhalten entschuldigen und sogar rechtfertigen kann, darf doch eine solche Individualität nicht als Typus dargestellt und in ihrem Namen ein neues Eherecht gefordert werden. Die Gesetze muß man für den Durchschnitt zuschneiden, der Durchschnitt aber zeichnet sich glücklicherweise nicht durch einen Grad von Feinfühligkeit aus, der die Ehe unerträglich macht, wenn sie keine Idealehe ist. Es giebt doch genug Frauen, bei denen so gut wie bei den Männern das sinnliche Element die Hauptrolle spielt. Mögen nun auch die Frauen durchschnittlich edler und zartsinniger sein als die Männer, und mögen es darum viele schmerzlich empfinden, daß der Mann die Ehe roher auffaßt als sie, so wird dadurch dem Durchschnitt das Zusammenleben noch nicht so unerträglich, daß die Verletzung heiliger Pflichten entschuldbar erschiene, und die Erfüllung der Ehe mit einem edlern Inhalt bleibt ja in den meisten Fällen nicht aus. Wo die Ehe unerträglich wird und die Lösung gerechtfertigt erscheint, da sind gewöhnlich andre Ursachen schuld als die von Nora und Ellida geltend gemachten: vom Manne verschuldeter wirtschaftlicher Ruin der Familie, wozu in den untern Ständen grobe Mißhandlungen kommen, oder Unverträglichkeit der beiderseitigen Charaktereigenschaften.

Daß es, wie mit der Mehrzahl auch ich glaube, die Meisterschaft Ibsens in der Bühnentechnik sei, was ihm den großartigen Erfolg verschafft habe, bestreitet Reich ganz entschieden; seine Technik sei durchaus nicht untadelhaft; in der Kunst, Bühneneffekte zu erzielen, seien ihm viele zeitgenössische Dramatiker überlegen, an Gedankentiefe stünden sie alle unter ihm. Beides zugegeben — sollte es wirklich die Gedankentiefe sein, was ihm so große Scharen glühender Verehrer zugeführt hat? Sollte es nicht vielmehr ein einziger, ganz bestimmter Gedanke sein, der Gedanke, daß die bestehende Gesellschaftsordnung auf konventionellen Lügen beruhe, darum unsittlich und wert sei, umgestürzt zu werden? Und werden sich nicht die Reihen der Verehrer Ibsens stark lichten, wenn sie von ihm selbst durch Reichs Vermittlung erfahren, daß Ibsen diesen Gedanken gar nicht hegt? Am entschiedensten spricht ihn nämlich Frau Alving in den

Digitized by Google

Gespenstern aus. Über dieses Stück aber hat Ibsen am 6. Januar 1882 in einem Briefe geschrieben, es finde sich darin „nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Verfassers zu setzen wäre. Ich hütete mich wohl davor. In keinem meiner Schauspiele steht der Verfasser so ganz außerhalb, ist er so absolut abwesend wie in diesem." Er habe nur zeigen wollen, wie sich eine Frau in solchen Verhältnissen — nicht benimmt, denn Frau Alving hat ja seit ihrer einmaligen Flucht zum Pastor die Grenzen der Konvenienz nie auch nur um einen Zoll überschritten — sondern innerlich entwickelt. „Gerade weil sie eine Frau ist, schreibt Ibsen, wird sie, wenn sie einmal im Zuge ist, bis zur äußersten Grenze gehn." Freilich, im Volksfeind soll nach Reich Ibsen selber sprechen, hier soll alles klar und deutlich sein. „Ibsen tritt mit unverhüllter Sympathie an Thomas Stockmanns Seite, er fühlt, liebt und haßt mit ihm, aber er geht doch nicht restlos in ihm auf, er übersieht ihn und seine Schwächen." Die letzten Worte sollen offenbar bedeuten, Ibsen stehe hoch über Stockmann. Aber bei diesem handelt es sich doch nicht bloß um Schwächen, um seinen „Leichtsinn in Geldsachen," der nötig sei, „um sein mangelndes Verständnis für die an sich nicht so unbegreifliche Haltung der Kleinbürger zu motivieren." Stockmann ist, wie ich bewiesen zu haben glaube, ein Narr, noch dazu ein unangenehmer und gefährlicher Narr, sodaß sich verständige Ibsenverehrer nichts nachdrücklicher verbitten müßten, als die Identifizierung ihres Heros mit diesem überspannten Charlatan. Sollte ihn Ibsen wirklich als Mundstück seiner eignen Gedanken und Empfindungen geschaffen haben, so müßte es in einem Wutanfall geschehn sein, der ihm die Besinnung geraubt hätte. Was die Wildente betrifft, so ist sie freilich nach Reich eine Satire auf die jämmerliche Gesellschaft, es sei aber „der dramatische Hauptfehler des Werks, für eine Satire zu tragisch zu verlaufen und für eine Tragödie das Thema zu satirisch zu behandeln." Ich hatte gesagt, in einer Komödie könne man sich, die angemessene Behandlung vorausgesetzt, die Lumpen dieses Stücks gefallen lassen, in ein Trauerspiel gehörten sie nicht.

Lassen wir nun die Frage, die nur Ibsen selbst beantworten könnte, ob er mit der Wildente den Kern der Gesellschaft oder nur ihren Auswurf zu porträtieren glaubte, beiseite, und folgen wir der Darstellung Reichs, so finden wir, daß Ibsen den oben erwähnten Gedanken nicht bloß durch einfache Verneinung abgelehnt, sondern ihm ein Ideal entgegengestellt hat, das im Grunde genommen unser altes, das unsrer alten Religion, Philosophie und Poesie ist. In Rosmersholm soll Ibsen den Moralgrundsatz predigen, den Reich fälschlich neu nennt: „Wer sich als Selbstzweck erscheint, ist unsittlich und wird so handeln." Beide in dem Stück einander gegenüberstehenden Weltanschauungen werden verworfen. „Das unbedingte Festhalten am Althergebrachten, das Fußen auf der Autorität, die Ablehnung der Emanzipationsbestrebungen der untern Stände, die Kroll vertritt, bedeutet die Herrschaft der Beamten des Staats und der Kirche, die künstliche Unmündigkeit des Volks als Ganzen und jedes Einzelnen, die Vernichtung der freien und selbstbewußten

Digitized by Google

Persönlichkeit. Daß Ibsen den konservativen Standpunkt Krolls verwirft, kann nicht überraschen. Doch mit ebenso schonungsloser Hand zieht der Dichter von den Auswüchsen des individualistischen Freiheitsstrebens den bergenden Schleier. Er wagt es unbeirrt durch das Geschrei des »hohen Klerus des Atheismus,« wie Heine so treffend sagt, entschlossen die Wahrheit darzuthun, Wissen allein verleihe noch keine Sittlichkeit, im Gegenteil, der von Vorurteilen freigewordne sinke, in dem Maß als seine positiven Kenntnisse sich steigern, nur zu leicht zum negativen Standpunkt der Moral, zum sittlichen Nihilisten und Cyniker hinab.“ Rosmer ist durch Rebekka von seinen Vorurteilen befreit worden, hat aber dafür diese mit seiner edeln Menschenliebe und zarten Gewissenhaftigkeit erfüllt, jedes hat das andre in sich aufgenommen, und wie sie miteinander sterben, sind sie in ihrer neugewonnenen Religion vereint. Daraus, daß sie sich den Tod geben, sobald sie in den Besitz der Wahrheit gelangt sind, dürfe man, sagt Reich, nicht folgern, daß ihre Wahrheit Illusion und ihr Ideal nicht zu verwirklichen sei. „Johannes und Rebekka hätten »Adelsmenschen« werden können, das starre Dogma auf der einen, die selbstische Aufklärung auf der andern Seite verderben und vernichten ihr Leben. Ibsen zeigt uns, indem er zwei tüchtige, hochveranlagte Naturen an den Nachwirkungen der beiden Prinzipien des Konservatismus und Liberalismus zu Grunde gehn läßt, am eindringlichsten die Notwendigkeit, uns von diesen Parteischablonen zu befreien, uns zu einer neuen[?], höhern Ansicht durchzuringen.“ Wenn das nur klar genug in dem Stücke selbst hervortreten möchte! Nicht einmal die Ablehnung von Rosmers Heiratsantrag versteht man, wenn man übersieht, was, wie Reich sagt, Ibsen nur dunkel andeutet, daß Rebekka Wests Tochter und Maitresse gewesen ist; mit einer solchen Vergangenheit konnte die durch den Umgang mit Rosmer Gereinigte allerdings nicht wagen, einem solchen Manne ihre Hand zu reichen. In Klein Eyolf soll nach Reich die „neue“ Lehre Ibsens vollendet werden: Rita und Allmers büßen ihre Sünden, indem sie den voraussichtlich langen Rest ihres Lebens den armen Kindern ihres Dorfs widmen. „Zwischen Nietzsches ruchloser Weltbejahung der Gewissenlosen und Tolstois altchristlicher Weltverneinung der Angekelten, zwischen Max Stirner und Arthur Schopenhauer, all diesen falschen Wegweisern deutet Ibsen hin auf sein drittes Reich freudig bewußter Pflichterfüllung, die das Glück nicht aus der Welt verbannt, die es jedoch keineswegs auf fremden Jammer gründen möchte. Wie Dr. Stockmann werden auch Alfred und Rita schließlich Armenlehrer, denn auf diesen Felsen soll die Kirche der Zukunft gebaut werden.“ Leider sagt das Ibsen nicht gerade heraus, sondern läßt es höchstens erraten; Allmers und Rita glauben nicht, eine neue Religion oder vielmehr die richtige alte und damit den richtigen Weg für die ganze Menschheit gefunden zu haben, sondern sie wollen nur ihr seines Inhalts beraubtes Leben ausfüllen, das sonst unerträglich sein würde. Und außerdem: neben der aus nur zwei Stücken bestehenden Reihe: Rosmersholm — Klein Eyolf läuft die andre: Wildente — Solneß — Wenn wir Toten erwachen. Und wenn Ibsen in der Wildente

Digitized by Google

die ganze Gesellschaft verdammt, so scheint er in den andern beiden Stücken sein eignes Lebenswerk zu verurteilen, und das letzte ist doch nach Klein Eyolf geschrieben, das Reich als Ibsens Vermächtnis bezeichnet. „Baumeister Solneß ist eine Tragödie der Unbefriedigung. Unbefriedigt ist der Held des Stücks von allem Erreichten, ebenso wie der Dichter, unbefriedigt läßt sie auch den Leser.“ Wer glaubt, der Menschheit den rechten Weg gewiesen zu haben, der kann nicht unzufrieden sein mit seinem Lebenswerk. Ein Gericht über sich selbst nennt Reich das Stück an einer andern Stelle. Den Bildhauer Rubek, der den Moment, wo er sich und Irene hätte glücklich machen können, verpaßt hat, ekelt der eigne Erfolg an, der Erfolg seines verpfuschten Werks, und die Menschheit ekelt ihn an: statt menschlicher Antlitze sieht er nur Tierfratzen. Es sind das Anwandlungen, die jeder edle, scharf und tiefsehende Mensch erleidet, das Schlimme ist nur, daß es in diesem Falle bei Anwandlungen nicht geblieben ist, daß Ibsen darin stecken bleibt und seine Leser darin stecken läßt.

Den Widerspruch zwischen dem aus Rosmersholm und Klein Eyolf destillierten Ibsen und dem, den wir schließlich mit dem Bildhauer Rubek in der Hand behalten, hat ja Reich selbst unstreitig gefühlt, und um nicht gestehn zu müssen, daß der zweite der wahre Ibsen ist und das „dritte Reich,“ das Reich der freudigen Pflichterfüllung, leider nur eine Anwandlung war, hilft er sich mit zwei Redensarten, die unter dem Niveau seines sonst gediegnen Buches stehn. Gleich im Anfang nennt er Ibsen den „Dichter des innern Zwiespalts in einer selbst zwiespältigen Zeit.“ Aber unsre Zeit ist nicht zwiespältiger als irgend eine der frühern Zeiten. Vielspältiger ist sie, weil das Leben mannigfacher geworden ist, aber die großen Gegensätze, die zum Wesen des Menschen gehören, wie Geist und Fleisch, Selbstsucht und Liebe, Autoritätsgefühl und Freiheitsdrang haben sich zu allen Zeiten gleich feindlich gegenübergestanden, und gerade der Dichter ist berufen, die Gegensätze, die er darstellt, zu versöhnen. Reichs Schlußworte aber lauten: „Seine Größe lag im unerbittlichen Zweifel, er ist der Skeptiker unter den Dichtern. Er hat zerstört, wir sollen aufbauen. An die Arbeit!“ Der erste Satz drückt die Sache sehr schief aus. Ibsen ist ein großer Skeptiker und ein großer Dichter, aber wo er zweifelt, ist er kein großer Dichter, und wo er sein Dichtergenie entfaltet, da ist er kein Skeptiker, denn die Skepsis ist der Tod der Poiäsis, des künstlerischen und alles andern Schaffens. Ibsen erweist sich als großer Dichter z. B. in den Kronprätendenten, wo er das zweifelnde Stiefkind Gottes am Widerstand gegen den seines Ziels und des Wegs dahin gewissen echten Gottessohn untergehn läßt, und wenn er nun selbst nicht als Hakon, sondern als Skule endigt, so ist er nicht allein für seine Person zu bedauern, sondern es ist auch ein Verlust und Schaden für die Kunst. Von Zerstören und Aufbauen aber kann bei Ibsen keine Rede sein. Ibsen hat nichts zerstört; weder hat er, gleich den Encyklopädisten, eine politische Revolution vorbereitet, noch hat er in irgend einem Lande die Ehegesetzgebung und Ehesitte erschüttert.

Digitized by Google

Und was hätte er denn in seiner Kritik der Gesellschaft und der Ehe vorgebracht, was nicht unzähligemal gesagt worden wäre und unablässig gesagt würde? Daß die Gesellschaft nichts taugt und ihre Tugend eitel Heuchelei ist, haben die Spötter gesagt von Aristophanes bis Juvenal, von Boccaccio bis Sebastian Brant, von Rabelais bis Voltaire, von Lord Byron und Heine bis zum Kladderadatsch, und haben die positiven Geister, die großen Reformatoren gesagt von Jesaja und Sokrates bis auf Christus, von Peter Damian und Bernard von Clairvaux bis Savonarola, von Luther bis Carlyle. Und wie Ibsen nichts einzureißen gefunden hat, so finden wir nichts aufzubauen in dem Sinne, daß es sich um die Herstellung eines Neuen, nie Dagewesenen handelte. Das dritte Reich, das so viel Glück und Schönheit, als die Menschenkinder auf Erden zu erlangen und zu ertragen vermögen, mit Liebe, Gerechtigkeit und Pflichterfüllung vereinigen soll, dieses Reich ist weder etwas Zukünftiges noch etwas Äußerliches, denn, sagt Christus, das Himmelreich kommt nicht so, daß man es äußerlich wahrnehmen könnte (*μετὰ παρατηρήσεως*) und sagen könnte: siehe hier, siehe dort ist es, sondern es ist in euerm Innern (*ἐντὸς ὑμῶν*). Freilich muß es von einem jeden täglich gebaut werden, und weil es niemals fertig ist, bittet die Christenheit darum in der zweiten und dritten Bitte des Vaterunsers, aber anders wie es von jeher gekommen ist, nämlich durch den guten Willen und die Anstrengungen jedes Einzelnen, kann es auch in Zukunft nicht kommen: es ist etwas Individuelles, Subjektives. Nun hängt ja freilich seine Verwirklichung zu einem guten, ja zum größern Teil von den äußern Umständen ab, da wir Menschen keine Pfarrer Brand, sondern auf Gemeinschaft angewiesen sind, und insofern kann man von einem äußern Bau des dritten Reichs — Jesus nennt es das Himmelreich — sprechen, als jede Zeit die Gesellschaftsverfassung zu reformieren, und was darin das Himmelreich beeinträchtigt oder sein Kommen zu den Menschen hindert, zu beseitigen hat, und den Kampf für die gerade in seiner Zeit notwendige Revolution oder Reform darzustellen und durch seine Darstellung zu fördern kann eine lohnende Aufgabe für den Dichter sein. Gerade diese Aufgabe hat jedoch Ibsen ausdrücklich abgelehnt: „Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußerlichen, im Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, das ist das Revoltieren des Menschengeistes“ (Woerner S. 358 bis 359). Womit doch hoffentlich das Reformieren gemeint ist, und das wird seit den Zeiten der alten Propheten unablässig betrieben.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über einen einzelnen Punkt. Hedda Gabler und John Gabriel Borkmann gehören in keine der beiden entgegengesetzten Reihen, in die sich die letzten Stücke Ibsens ordnen lassen, sie stehn jedes für sich allein. Die Hedda nun bezeichnet Reich als den Lazarettgaul, an dem alle Gebrechen der höhern Tochter demonstriert würden, und das Stück als die Tragödie der höhern Tochter. Das darf man doch nicht unwidersprochen hingehn lassen. Die höhere Töchtererziehung mag so jämmerlich sein,

Digitized by Google

wie sie will, und noch so viel Eheelend verschulden, dieses allgemeine Elend ist doch nicht das Charakteristische an Hedda, sondern ihre tückische, gemeine und feige Grausamkeit, und daß ihr Herz jeder edeln Empfindung schlechthin unzugänglich ist; wie kann man eine solche Bestie als den Typus der höhern Tochter hinstellen wollen! Lobend anzuerkennen ist jedoch, daß Reich Seite 287 die „fanatischen Ibsenverehrer" zurückweist, „die sofort bereit sind, mit dem Meister durch dick und dünn zu gehn, noch ehe sie wissen, wohin er schreitet," und die „in der Heldin dieser neusten Offenbarung ein Wesen erblickten, dem die Welt Unrecht thue und das an der Jämmerlichkeit seiner Umgebung zu Grunde gehe." *) C. J.

Pans Abschied

Unlängst ist das vierte Heft des fünften Jahrgangs der Zeitschrift Pan ausgegeben worden, das letzte, denn mit ihm hat der Pan zu erscheinen aufgehört, wie die Redaktion in einem Nachwort einfach und würdig, mit Selbstgefühl, aber ohne alle Überhebung bekannt macht. Man sah das schon lange voraus: viel Freunde über den Kreis hinaus, aus dem er hervorging, hat der Pan wohl nicht mehr gehabt. Sogar Zeitschriften, die gleich rückhaltlos das Neue pflegen und vorwärts drängen, schienen ihm nicht oder wenigstens nicht mehr gewogen zu sein. War das bloß der Neid auf alles Exzeptionelle, der Masseninstinkt gegen das Mehrseinwollen, oder war es auch das Gefühl, daß hier wirklich mit dem Gelde ein wenig herumgeworfen wurde, wenn man z. B. die wertlosen Reimereien so manches armen Schluckers mit breiter Platzverschwendung auf den starken Karton druckte, ohne den ja nun einmal kein Panheft mehr zu denken war? Den Panabonnenten machte wahrscheinlich der hohe Preis nichts aus, aber es ist von jeher Menschenart gewesen, über seines Nächsten Vergeudung zu murren und auf die Armen zu verweisen, denen solches Geld besser hätte gegeben werden können, wobei man ja freilich mit der Armut auch sich selbst meinen kann. Nach Erschöpfung sieht dieser fünfte Jahrgang nicht aus, er ist so gut wie ein früherer, und nur hin und wieder schimmert so etwas vom hippokratischen Gesicht oder vom geretteten Boot durch die Zeilen einiger

*) Nach Nr. 233 der Deutschen Zeitung teilt der Münchner Hofschauspieler W. Schneider, ein Ibsenit, folgende Geschichte mit. Der Hofschauspieler Keppler, der am Münchner Residenztheater Hedda Gabler inszenierte, fragte bei einer Szene, deren Motivierung ihm nicht klar werden wollte: „Was will denn die Kanaille hier eigentlich?" Darauf erwiderte Ibsen in seinem leisen, ruhigen Tone: „Das ist gar keine Kanaille; ich habe nur zeigen wollen, in welche Exzentrizitäten eine lebhaft veranlagte Frau, die sich in gesegneten Umständen befindet, in einem vorgerückten Stadium ihres Zustandes verfallen kann. Suchen Sie gar nicht nach andern Motiven."

Digitized by Google

Aufsätze, eine Art Rechnungslegung, einsichtig und offenherzig. Doch davon später.

Was den Litteraturinhalt dieses Jahrgangs betrifft, so hat den Preis Fontane mit einigen kleinen, aus seinem Nachlaß veröffentlichten Gedichten, und darunter sind wieder zwei am schönsten: „Die Mark und die Märker, anno 390 und 1890“ mit dem Schlußvers „Gott, ist die Gegend runtergekommen,“ nämlich durch „dieselbe Rasse,“ die sich überall vom Mühlendamm bis zum Tiergartenviertel angesiedelt hat, und der poetische Bericht über den fünfundsiebzigsten Geburtstag, wo die Itzenplitze als Gratulanten ausgeblieben und dafür die Pollacks und Cohns desto reichlicher gekommen sind. Gerade bei diesen zwei Gedichten wird der Nachdruck auch mit Quellenangabe untersagt. Warum? Geholfen hat es nichts, denn man konnte sie in vielen Tagesblättern lesen, und sie sind köstlich trotz Pollack und Cohn. Viele andre Dichter des Pan haben sich auch diesesmal wieder eingefunden, und daß Frau Förster-Nietzsche von den Ahnen ihres Bruders handelt mit beigegebnen Familienbildern, ist recht und billig, denn Friedrich Nietzsche hielt etwas auf seine Vorfahren, er meinte ja, wenn ich nicht irre, weiter hinauf von einem polnischen Grafen abzustammen, wie sich das für einen Edelmenschen ziemt, und der Pan hat sich ja immer redlich um die Förderung von Nietzsches Ruhm bemüht.

In der Kunst stehn im Vordergrunde Klinger, Adolf Hildebrand, Ludwig von Hofmann und Graf Leopold von Kalckreuth, die letzten zwei mit Bildern, die ersten sind auch mit Aufsätzen bedacht. Zu Hildebrand gehört Hans von Marées, ein Aufsatz über diesen wird vielen erwünscht sein; sie sehen nun, daß dieser begabte und auf Ideales gerichtete Maler eigentlich so gut wie nichts erreicht hat, und können auch zwischen den Zeilen lesen, warum das so hat kommen müssen. Hildebrand ist nach meinem Gefühl der lebende Bildhauer, der am besten gezeigt hat, wie weit ein moderner Künstler antik oder überhaupt retrospektiv sein darf; ich habe seine ersten Werke im Anfang der siebziger Jahre mit derselben Freude kennen gelernt, die mir manches seiner letzten gemacht hat, aber in Bezug auf die Reichstagswahlruhen mit den nackten Männerfiguren („Rekrutenbesichtigung“ lautete ja wohl ein Agrarierwitz) muß ich allerdings bekennen, daß ich Herrn Doktor Lieber näher stehe als Herrn Karl Schuchhardt, der sie uns hier beschreibt und erklärt. Hildebrand selbst hat dem Text eine Darlegung vorausgeschickt, in der er klar und scharf sein Verfahren begründet, indessen was hilfts? Sollte Voltaire nicht doch recht haben mit seinem faire et ensuite se taire? In einem besondern Aufsatze spricht Hildebrand einleuchtend über Größenverhältnisse in der Architektur, über die Bedeutung des Maßstabes bei Gebäuden und Möbeln, woraus sich ergiebt, daß die architektonische Leistung nicht an einen bestimmten Stil gebunden, sondern nach dem Eindrucke, den sie als Größe, als Raumbild macht, abzuschätzen ist. Schicks Tagebuchaufzeichnungen über Böcklin werden vorgesetzt mit vielen für Böcklins Kunst bezeichnenden Äußerungen. Der Maler muß einseitig sein und nur an sein Bild denken. Es kommt auf seine Gedanken an und auf das Verhältnis seiner Figuren zum Bilde, nicht auf „Linienkomposition,“ die die

Digitized by Google

wahre, plastische Entwicklung nur hindert (Komponieren ist Unterordnen der Nebensachen); Raum und Rahmen muß jedes, auch das kleinste Bild bestimmen, nicht umgekehrt, und jede neue Beschränkung ergiebt Schöneres. Sodann soll der Maler allemal erst Hell und Dunkel, dann Warm und Kalt und zuletzt die Lokalfarben erledigen; er darf immer nur relative Farben-, Licht- und Schattenstärken, also Gegensätze geben wollen, denn jedes Bild ist eine Harmonie in sich, und den Vergleich mit der Natur hält keins aus. Härtere Gegenstände machen, daß benachbarte weicher erscheinen, und Lichter wirken auf benachbarte Halbtöne und Schatten so, daß der Maler sich hier viel Ausführung ersparen kann. Vergoldung mit Muschelgold giebt etwas Märchenhaftes, denn das versetzt die andern Farben ins Dämmerige, da im Lichte unsre Farben nicht ausreichen. Verkürzung bei menschlichen Formen ist viel schwerer als bei Baumzweigen und Pflanzen, bei großen Blättern (Kürbis, Wein) schwerer als bei Blättchen. Skizziert einer, so ruft die Kritik: Was könnte der, wenn er wollte! Führt er aus, so bekennt er: Mehr kann ich nicht. Warum ist die römische Campagnalandschaft so schön? Weil die Baumgruppen einzeln stehn, das Grün mäßig, die Fülle der grauen Töne aber unendlich ist; in der Schweiz findet sich blutwenig, was einen zum Malen anregt. Bei der Vegetation soll man nicht auf botanische Genauigkeit sehen, sondern daß „etwas Schönes“ herauskommt; trifft der Maler dergleichen in der Natur, so soll er sich fragen, warum es „so schön“ auf ihn wirke, und er wird immer eine Antwort finden. Im Fresko soll man immer „Großheit der Form“ anstreben, sich auch vorstellen, man habe bei der geringen Farbenskala alles mit Licht und Schatten zu erreichen, dann kommt Farbenwirkung von selbst. Allzugetreue Naturkopien sind hier bei allgemein gedachten Gestalten störend, zuviel auf den Beschauer gerichtete Augen machen ein Bild unruhig, und Putten müssen immer drollig und ungeschickt sein, herangewachsen und klug sind sie langweilig. — Stellen wir dazu noch einige für Böcklin charakteristische Urteile. Tizian und Paolo haben die Heiterkeit der dekorativen Erscheinung, aber keinen Humor, diesen hat Raffael; er und Correggio dachten vielleicht allein immer rein künstlerisch und ohne Pedanterie, wogegen Michelangelo in seinem Streben nach dem Handwerklichen fast schon den Pedanten beizuzählen ist. Auch das ist echt Böcklinisch! Ebenfalls was über die Technik berühmter Bilder (Tizians himmlische und irdische Liebe, Rubens Amazonenschlacht und Familienbildnis in München) vorgetragen wird, wozu es dann noch heißt, der sogenannte Goldton sei eine Folge des Vergilbens früher und gequälter Bilder, alle spätern und sicher gemalten hätten ihren ursprünglichen Ton besser gehalten, und von „schönem“ Goldton zu reden sei nur eine Dummheit der Kunstgelehrten. Vielleicht werden diese das wiederum für eine — Malerklugheit erklären und trotz ihrer bei ihrer Meinung bleiben. Aber alles, was ein Mann wie Böcklin gedacht hat, ist doch der Erwägung wert. Vielleicht giebt der Verlag des Pan das ganze Tagebuch besonders heraus, etwa mit einigen Abbildungen zu den beigegebnen Skizzen; es wäre ein nützliches, hübsches Buch.

Daß Thoma in diesem Jahre, wo er seinen sechzigsten Geburtstag feierte,

Digitized by Google

nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich. Zeitgemäß ist auch ein temperamentvoller Aufsatz Adolf Venturis über den großen Barockkünstler Bernini, denn der Barock lebt immer noch, zum Glück möchte man sagen, weil er wirklich mehr an und in sich hat als der neuzeitliche Baustil. Von Interesse ist auch eine Notiz über einen Hamburger Porträtmaler Wasmann, der 1886 in hohem Alter in Meran gestorben ist, nach einem kürzlich erschienenen Werke, mit einigen vortrefflichen Abbildungen. Das ist aber noch lange nicht alles, sondern nur das hauptsächlichste, was der Pan seinen Lesern an moderner Kunst zum Abschied dargebracht hat.

Am wichtigsten sind diesesmal die vielen Aufsätze über Kunst und Kunstfragen, sehr viel Theorie aller Art. Zwar meint Freiherr von Bodenhausen, es sei ein Zeichen gesunden Sinnes, jede Abhandlung über Schönheit ungelesen beiseite zu legen, aber wozu schreibt er denn selbst acht Spalten über „Entwicklungslehre und Ästhetik," auf denen immerwährend von Schönheit und Schönheiten die Rede ist? Um zu zeigen, daß jedem seine Kunst etwas andres bedeutet, und hinter ihr allemal ein eignes Leben steht. Vielleicht ist das nicht ganz der richtige Sinn, und wenn er es wäre, so wäre er nicht einmal sehr tief oder gar neu, aber ganz gewiß ist es nicht richtig und zweckmäßig, Belehrungen, die möglichst weit greifen sollen, und die mit Darwin beginnen und mit Ibsen enden, anstatt in ungekünsteltem Deutsch im Kirchenglockenton zu geben, wobei dann der eine dies, der andre das gehört zu haben meinen kann. Daß es keine absolute Schönheit gebe, gesteht wohl fast jeder zu; wozu also feierlich offne Thüren einrennen? Aber das Wort kann man nicht entbehren, auch wenn sich jeder dabei etwas andres denkt. Sogar der berühmte Nutzkünstler Henry van de Velde findet seine Möbel „schön" und spricht hier in einem Aufsatz sehr geistreich über ein Leben auf Erden zwischen den zwei Polen Glück und Schönheit. Wem das eine versagt ist, der findet einen Ersatz in dem andern; die Kunst zeigt uns ein Bild dessen, was die Wirklichkeit nicht voll gewährt. Aber nur die ganze Kunst, die „angewandte," die Ornamentationskunst, die das ganze Leben schmückt und für jedermann ist, nicht die Teilkünste Plastik und Malerei, die sich selbständig gemacht haben, realistisch oder naturalistisch werden, etwas enthalten und erzählen und nur für die wenigen sind, die sie verstehn und — bezahlen können. Eine Statue oder ein Gemälde sind Produkte des Verfalls. Als die Gotik blühte, gab es noch keine gegen ihre Mutter, die Architektur, so undankbaren Kinder, sondern nur eine einzige große Kunst, die alles umfaßte.

Doch genug hiervon. Bei Henry van de Velde hängt alles fest zusammen, sowohl was er mit der Hand schafft, als was er in Gedanken konstruiert, ihm ist z. B. Puvis de Chavannes der wahre Künstler, weil seine Bilder am wenigsten bezeichnend sind und dem Ornament am nächsten kommen. Manchem von uns aber würde in dieser zweckgemäß ornamentierten Welt Henry van de Veldes so öde und abstrakt zu Mute werden, wie in den Musterzimmern des Jugendstils auf unsern Ausstellungen, wo man unter lauter Linien und Schlingen einen rechtschaffnen Neuruppiner Bilderbogen als Er-

Digitized by Google

holung empfinden und zur Not sogar als Kunstwerk gelten lassen könnte. Von dem Kunstgewerbe der modernen Bewegung ist mehrfach in diesen Heften die Rede. Woldemar von Seidlitz rechnet mit Julius Lessing ab, der in der Hauptsache auf dem Boden der historischen Stile steht: er sei nicht kalt und nicht warm in einem Vortrage „über das Moderne in der Kunst" von 1898. Kürzlich aber hat Lessing deutlicher gesprochen in einem Vortrag über die Pariser Ausstellung: das Alte sei noch lange nicht tot, und die Moderne habe in Paris keineswegs Lorbeeren gepflückt. Seidlitz vertritt die neue Bewegung, aber, wie es scheint, nicht mit allzu großer Zuversicht. Das Bedürfnis nach einem neuen Ausdruck für den veränderten Geschmack gehe zwar nicht von den breiten Massen aus, sondern von einzelnen Künstlern, es komme aber nicht darauf an, von wo es ausgehe, sondern die Hauptsache sei, daß irgendwo das Bedürfnis nach einem Wandel empfunden werde, dann müsse sich dieser schon Bahn brechen. Ich meine umgekehrt, daß entweder das Alte sich ausgelebt haben oder das Neue mehr Kraft zeigen muß, wenn es sich durchsetzen will, und daß sich die Schwäche der Bewegung darin kundgiebt, daß sie nur auf einzelnen beruht. Hier greift nun Bode mit einem prächtigen Aufsatz ein: Die bildenden Künste beim Eintritt in das neue Jahrhundert. „Der neue Kurs hätte in erster Linie vorhandne Bedürfnisse berücksichtigen und deren Entwicklung in jeder Weise fördern müssen; seine Jünger, fast ausnahmlos junge Maler, Kinder aus dem Volke, die bedürfnislos aufgewachsen sind, kennen dagegen den Komfort und seine mannigfachen Anforderungen nicht und haben ihren architektonischen und dekorativen Sinn nur zu häufig in den Bierstuben und Cafés ausgebildet. Den Möbeln, Vorhängen, Geräten aller Art, die sich heute bei uns auf den Ausstellungen breit machen, sieht man es leider nur zu sehr an, daß sie der ungezügelten Phantasie von Naturburschen entsprungen sind, die sich durch barocke Absonderlichkeiten einander zu überbieten suchen." Das ist ein erlösendes Wort an rechter Stelle, und daß es von Bode kommt, wird ihm seine Wirkung sichern; unus Cato est pro centum milibus. Bode ist viel zu klug und zu historisch gebildet, als daß er sich vor den Wagen des Pan für das Neue um jeden Preis hätte einspannen lassen, er hat sich immer seine Kritik gewahrt und seine Einwendungen vorbehalten (in einem dieser Hefte spricht er z. B. wieder über den Tiefstand der künstlerischen Buchillustration), und der andre Aufsatz, der viel zu gehaltvoll ist, als daß er hier ausgezogen werden könnte, kommt schlecht und recht zu dem Ergebnis, daß die neue Stilbewegung bei uns in Deutschland bis jetzt so gut wie nichts erreicht hat. Zuletzt setzt dann der strenge Richter als guter Schriftsteller noch einige rosige Lichter auf.

Trotz diesem Rechnungsabschluß mit der starken Unterbilanz auf einem Gebiete, das die Genossenschaft Pan in besondre Pflege genommen hat, spricht sich die Schriftleitung mit Genugthuung über den Erfolg ihrer Bestrebungen aus, und sie darf es auch, denn sie hat angeregt und gefördert und vieles geklärt, wenn auch nicht immer in dem Sinne ihrer eignen Meinung. Den Dank aber, den sie am Schluß ihren Künstlern und Dichtern abstattet, hat

Digitized by Google

ſie reichlich ſelbſt verdient, denn mindeſtens in vielen Fällen liegt das Schuldverhältnis wohl umgekehrt, und namentlich die Dichter werden lange warten müſſen, bis ſich ihnen wieder ein ſo nachſichtiger und weitherziger Verlag zur Verfügung ſtellt. A. P.

Frau Potiphar

Eine wahre Geſchichte von Auguſt Krüger

Nee, Lauchſen, laß dèr nör niſcht weismachn. A ſchlachts Menſch iſt de Leunern nich, un dr Pforr ſillt ſei ſu wos vullens nich ſo'n.

Du bleibſt ottr*) ooch dei Labtog a Kind, Körnern. Wenn de nich willſt, do is kee Hörn und Sahn. 'S muß dr doch ſalber ſchu aufgfolln ſein, wie ſe in em furt mit dem Jagr z'ſammenhockt.

Do is ottr niſcht weitr drbei: har hot heuch**) a luſes Maul, un ſie hot ihre Freed an luſtigen Geſchichtn.

Dos mog ſchu ſei, Körnern, ottr doderfür hättn ſe Zeit gnug bei Tog, do braucht ſ'ch dr Jagr nich nächtens ins Haus z' ſtahln.

Überleg dr ſei, wos de ſaſt, Lauchſen; ſe könnten dich uffm G'richt fro'n.

Da ſein gnug Leit do, dies beſchwörn künn'n.

Die möcht'ch emol ſahn.

Dornoch brauchſt de nich weit ze looſn. Wos meine Gruße is, die konn drſch erzähln. Weil ſe dan dicken Bock'n g'hott hot un keen Schloſ, is ſe ſu ufft haußen rimgerannt, und da langt dr kee Dutzend mol, daß ſe's mit ihrn eegnen Dogen g'ſahn hot, wie ſ'ch dr lange Haring zer Hinnerthür raus und rein gſchlichen hot. 'S wor ottr ollemol wenn d'r Leuner mitzamſten***) Knachten noch Kummetau gfohrn wor, un dr Mohnd dorft ſei aa nich haußen ſei. 'S hons otter aa noch annere gſahn: de Burſche, die d' Mühl z' ſtelln hotten, un 'n Bratſchneider ſei Bus, un emol is aa dr Stolljung ſchun uffgwaſt, wie dr Jagr wieder furtgmocht is. Har is ollemol vun d'r Dorfſeit runnerg'kumm'n un uff dr böhmſchen Seit weiter, gleich über de Brück in'n Wald nei un in de Höh. Se hon ſ'ch nör gwunnert, daß 'r ollemol außr dr Flint aa 'n grußen Ruckſack getro'n hot. Obr a Irrtum konn do nich ſei, weiln dr kee anner Monnsbild ſittn†) Gang hot wie dr Haring.

Na, Lauchſen, was ho'n ſe dee††) nuch weiter gſahn?

Ich döcht buch, dos wör gnug.

Dos ko'ch dr buch nich zugabn. Muß har grode zer Leunern ganga ſei? Har konn ju aa deine Gruße gſucht ho'n — udr war weeß wos. Du, Lauchſen, worüm is dee bei Mabel nich mehr uff dr Mühl?

Se is ſelbr gangn, weil ſe'n Reſchpekt vur dr Leunern verlurn hot.

Su? Weeßt de, wos de Leit ſo'n? Der Müller hätt ſe fortgſchickt, weil ſe'm olln Leuner immr olles geklotſcht hot, wos uff dr Mühl paſſiert wor.

Dos hett'ch ottr aa nich von dir erwort't, Körnern, daß de meinen eegnen Kinnern gorſtge Sochen nachſo'ſt. Da will'ch doch liebr machn, daß'ch wagkumm.

Mit dieſen Worten erhob ſich die kleinere der beiden Frauen, die eines Dienstags morgens am Waldrand geraſtet hatten, griff erregt und haſtig nach

*) aber. — **) eben. — ***) ſamt den. — †) ſolch einen. — ††) denn.

Digitized by Google

ihrem Stock, ließ es sich aber gewohnheitsmäßig gefallen, daß ihr die Körnern den schweren Tragkorb auf dem Rücken befestigte, und erwies dann der Kamerabin den gleichen Dienst. Nur Abschied wurde nicht genommen. Rasch schritt die Lauchsen rechts dem Grunde zu, aus dem mit Schindeln gedeckte Häuser hervorguckten; bedächtigen Ganges wandte sich die Körnern nach der andern Richtung, wo am Ende des Bergrückens der Weg gleichfalls nach Rothenthal, dem stattlichen Hauptort des Flöhathals, hinabführte. Seit Jahren zogen die beiden Frauen dreimal in der Woche bei jedem Wetter die beschwerlichen Waldespfade hin und her, um den wohlhabendern Rothenthalern neubacknes Brot aus der Naschlitzer Lochmühle, das dem einheimischen bei weitem vorzuziehn war, zuzutragen. Seit etlichen Monaten vergrößerte sich die Kundschaft der beiden „Naschlitzer Brotweiber," wie sie genannt wurden, dermaßen, daß sie es kaum noch allein bewältigen konnten. Änderungen in der diesseitigen und jenseitigen Bäckerei hatten das nicht veranlaßt, sondern der Grund lag auf geistigem Gebiete: Naschlitz hatte in Edwin Stetter einen neuen Pastor erhalten, und die Sonntagspredigten dieses neuen Pastors waren zu Ereignissen geworden, die die ganze Umgegend in Aufregung versetzten.

In seiner Kandidatenzeit hatte sich Stetter der deutsch-katholischen Bewegung angeschlossen, war aber dann wieder in die Landeskirche zurückgekehrt und von der Behörde versuchsweise nach Naschlitz geschickt worden. Dieses einsame, hart an der Grenze gelegne Walddorf konnte wohl als eine Art Strafstelle gelten; es war vielen Vorgängern Stetters zur Hölle geworden. Sie hatten es unmöglich gefunden, auf die aus Nagelschmieden, Pferdehändlern, Hausierern und Kohlenbrennern bestehende Bevölkerung einzuwirken. Stettern war das schnell und einfach dadurch gelungen, daß er sich in den Glauben seiner Naschlitzer möglichst wenig mengte, aber sich mit äußerstem Eifer und Geschick ihres Wandels annahm. Die Naschlitzer leisteten in Glaubenssachen entschieden zu viel: protestantische und katholische Lehre ging in ihren Köpfen bunt durcheinander, Geistliches und Heidnisches war ihnen gleich heilig, und als Stetter in Privatgesprächen abgeraten hatte, sich vor nächtlichen Begegnungen mit schwarzen Katzen, vor Kreuzwegen zu fürchten, als er die Macht des Beschwörungsverfahrens bei Zahnleiden, bei blutenden Wunden und andern leichten chirurgischen Fällen bezweifelt hatte, war von dem Wirt der Oberschenke laut und öffentlich erklärt worden: „Enn sitten Paster, der gor nischt glöbt, könn mer nich brauchn." Stetter hatte jedoch die gefährdete Autorität schnell zurückgewonnen durch die eindringliche und eigne Art, in der er das sittliche Leben in seiner Gemeinde überwachte. Während seine Amtsbrüder die Todsünden zu angebrachter Zeit in abstracto abhandelten, hatte Stetter als vorzüglicher Menschenkenner eingesehen, daß man den Leuten von Naschlitz handgreiflicher kommen müßte, und schon an seinem dritten Sonntag einen Wucherfall, der sich eben in der Gemeinde ereignet hatte, so auf die Kanzel gebracht, daß der alte Sünder, dem es galt, sich am Schluß des Gottesdienstes mit Verzicht auf den üblichen Kirchenschnaps auf Seitenwegen nach Hause schlich. Stoff, dieses Verfahren fortzusetzen, gab es genug, denn die Naschlitzer waren nicht bloß wie alle Erzgebirgler etwas leichtsinnig, sondern durch Gewerbe und Gelegenheit war eine gewisse Verwilderung bei ihnen eingerissen. Auch der Fremde, der durchs Dorf zog, konnte es merken, daß hier freiere und ungewöhnlichere Sitten herrschten, er traf alte Weiber mit qualmenden Tabakpfeifen, Kinder, die Branntwein tranken, und kam selten ungehänselt davon. Gegen diese Unarten setzte nun Stetter, eine nach der andern, ein. Das Evangelium vom Knaben Jesu im Tempel brachte ihn auf die Kinderzucht, ein andres auf Frauenwürde, an einem weitern Sonntag ging er der Lust am Prellen und Betrügen und so im Laufe des Kirchenjahrs allen den kleinen und großen Teufeln zu Leibe, die in den Seelen seiner Gemeindebefohlnen hausten, aber immer

Digitized by Google

so, daß er Porträts gab, bei denen jeder, der da war, wußte, wer damit gemeint war. Bestimmte Personennamen vermied er, das Haus, die Straße und Ecke im Dorfe, um die es sich handelte, frank und frei zu bezeichnen nahm er keinen Anstand. Die Wirkung war ungeheuer. Die Prahlhänse wurden kleinlaut, und Verstöße gegen das siebente, achte, auch sechste Gebot, die früher als Heldenthaten bewundert, als große Späße belacht worden waren, sahen sich jetzt ins Heimliche und Dunkle verwiesen; in der Öffentlichkeit verurteilte sie jeder. Jedermann fürchtete das sonntägliche Strafgericht und den kleinen schwarzen Pastor mit den funkelnden Augen und der leidenschaftlichen Stimme. Selbst der eingewurzelte Aberglaube kam ins Wanken, als Stetter eine passende Gelegenheit gefunden hatte, ihn anzugreifen. Man hatte dem alten pensionierten Schweineschneider Kreher, einem geizigen und menschenscheuen Sonderling, auf das Gerücht hin, daß er das sechste Buch Mosis besäße und zum Schaden des Dorfs mißbrauche, das Haus angezündet; Kreher aber war mit verbrannt. Aus der Furcht vor Stetter wurde Verehrung, als man sah, daß er nicht Stand und Besitz schonte, sondern mit evangelischer Gerechtigkeit von denen, denen mehr gegeben war, ein höheres Maß von Reinheit und Nächstenliebe forderte. Den ersten Anlaß hatte ihm der Chausseegeldeinnehmer Brauer geboten, der an der Kalicher Straße den Schlagbaum nach Dunkelwerden schloß und öffnete, bei Tage den Fuhrwerken aus dem Fenster heraus die lange Stange mit dem Geldbecken entgegenhielt. Rief ihn das Schlittengeläut der armen Holzknechte, die frei durchgingen, aus der Ruhe, so schimpfte er in der gröblichsten Weise; vor den großen Herren im Pelz dienerte er und schnitt Grimassen wie ein Chinese, sodaß das Chausseehaus immer von Kindern und Neugierigen umlagert war. Dann kam der Oberförster daran wegen seines Jähzorns und wegen seiner Härte und Roheit gegen die Holzleserinnen, bald darauf die Frau Meier vom Eisenhammer mit ihrer Putzsucht und Verschwendung.

Wie überall in der rationalistischen Zeit war bis dahin am Sonntag vormittag auch in Naschlitz keiner, der gesund war und ein anständiges Kleid besaß, dem Gotteshause fern geblieben. Stetter brauchte also den Kirchenbesuch in seiner Gemeinde nicht zu steigern. Wohl aber zog der Freimut seiner Predigten Gäste aus benachbarten Kirchspielen heran, und in der ganzen Ephorie wurden sie besprochen; die Wißbegierigsten konnten kaum schnell genug den Inhalt der letztgehaltnen erfahren.

So waren auch die Lauchsen und die Körnern nach ihrem Frühstück nicht weit gekommen, als ihnen schon Rothenthalerinnen mit der Frage entgegenliefen: „Wos hot'r gesa't?“ Sie erfuhren, daß sich der neuste Ausfall Stetters gegen die Frau Lenner gerichtet hatte; das obere Rothenthal erhielt aber von dem Fall Lenner eine andre Lesart als das untere. Es war das erste mal, daß Stetters Angriff auf Meinungsverschiedenheiten gestoßen war, die Lauchsen stellte sich auf die Seite des Pastors, die Körnern auf die der Frau Lenner.

Frau Lenner stammte vom Einholzer Sensenhammer, einem großen Pachthof an der Natzschung, auf dem seit hundert Jahren die Familie Fritzsch saß. Der Sensenhammer lag von Naschlitz über eine Stunde weg, mit den nähern böhmischen Orten bestand nur geringer Verkehr. Wer hier aufwuchs, war auf sich gestellt, Fritzschens Zettel um so mehr, als sie außer einem sechs Jahre ältern Bruder keine Geschwister hatte. Da es keine passenden Gespielen hatte, las das muntre Kind sehr viel, verschlang alles, was mündliche Berichte nach dem Sensenhammer brachten, und entwickelte auf diese Weise Phantasie und Geist zu einer Regsamkeit, die mit der Stille ihres äußern Lebens in Widerspruch stand. Sie hätte eigentlich in eine große Stadt müssen, an die heimatliche Scholle gefesselt suchte sie, ins mündige Alter gekommen, Ersatz, so gut es ging, und war bald wegen ihrer Tanzlust, ihrer Unterhaltungs-

Digitized by Google

gabe und auch wegen ihrer Schönheit eine Berühmtheit in der Gegend. Von den zahlreichen jungen Männern, die sich mit Heiratsabsichten näherten, fand keiner Gnade; sie waren ihr alle zu dumm. Bald galt sie als stolz und hochfahrend, und man sagte ihr nach, daß sie nach einem der böhmischen Barone und Grafen trachte, die ab und zu im Sensenhammer vorsprachen. Groß war daher die Verwundrung, als eines Tags Jettchen dem schlichtesten und einfachsten aller Naschlitzer Heiratskandidaten, dem jungen Leuner, das Jawort gegeben hatte. Der alte Leuner war in des Lebens Blütezeit Salzfuhrmann gewesen. Die böse Welt behauptete, daß er im Salz versteckt und auf eigne Gefahr von Giebichenstein und Dürrenberg regelmäßig wertvollere Waren mit nach Böhmen gebracht habe. Jedenfalls war er zu ansehnlichem Vermögen gelangt und hatte damit die Lochmühle im Natzschunggrund erworben und ihren Betrieb wesentlich erweitert. Die gute Wasserkraft auszunützen wurden drei Sägemühlen angelegt, sie mit Holz zu versehen einige Bauernwälder gekauft, tagaus tagein waren Leunersche Geschirre unterwegs, die die geschnittnen Bretter auf der Freiberger und der Chemnitzer Straße den großen Städten und den Lagerplätzen zuführten, die ebenfalls Leuners Eigentum waren. Kurz: der alte Leuner war für Naschlitz und Umgegend ein Krösus und fühlte sich als solcher. Darum war ihm die Wahl, die sein Sohn, das einzige Kind, getroffen, nicht recht. Die Fritzsch Jettel hatte nichts, wie er sich ausdrückte, und war in seinen Augen ein Bettelkind; er warf einen großen Haß auf sie, übergab Mühle und sämtlichen Besitz dem Sohn und zog noch vor der Hochzeit hinauf ins Dorf, wo er, im Gegensatz zu seinem früher oft wüsten Treiben, eine Art Einsiedlerleben begann. Der junge Leuner war nach der früh verstorbnen Mutter geraten. Ruhig, sanft, anspruchslos und wortkarg konnte er einfältig erscheinen; nur die treuherzigen Augen ließen etwas von der innern Tüchtigkeit merken, die er den großen Geschäftsaufgaben entgegenbrachte, die plötzlich auf ihn gefallen waren. Seine junge Frau ging ihm dabei mit neuen Ideen zur Hand. Ihr verdankte das Brot der Lochmühle den Ruf und die Exportfähigkeit, sie hatte darauf gedrungen, daß böhmisches Korn dazu verwandt wurde. Mit zwei großen vierspännigen Wagen wurde es zweimal wöchentlich vom Kommotauer Markt herangeholt. Leuner besorgte den Einkauf persönlich, und die Frau fuhr gern, war sie zu Hause abkömmlich, mit. Ein Töchterchen befestigte das Glück der Ehe, alles ging gut und erfreulich auf der Lochmühle. Auch der Verkehr in dem abgelegnen Hause ward reger. Namentlich Forstbeamte, die in den kolossalen Wäldern, in deren Mitte die Mühle lag, beschäftigt waren, sprachen zahlreicher und häufiger ein, die einen von der guten Bewirtung, die andern von dem interessanten Wesen der Frau Leuner angezogen. Sogar der Oberforstmeister gehörte bald zu den Hausfreunden. Er führte seine Damen ein und zog damit die Lochmühle in einen neuen und höhern Kreis gesellschaftlicher Beziehungen. Auch in ihm behauptete sich Frau Leuner mit Auszeichnung, ihre Empfänglichkeit und ihr Verständnis überstieg alle Erwartungen.

Der alte Leuner sah dem sehr scheel zu; seinem sparsamen Sinn waren die ewigen Besuche und die großartige Gastfreundschaft höchst bedenklich, die Lobreden auf seine Schwiegertochter aber brachten ihn auf, er spähte nach einem wunden Punkt und bezahlte Leute, die ihm Nachteiliges zutrugen. Leider bot Frau Leuner dazu Anlaß. In ihrer raschen, auffahrenden Art hatte sie sich in fortgeschickten Dienstboten, in Leuten, denen sie „die Wahrheit gesagt“ hatte, bald eine Reihe offner und heimlicher Feinde geschaffen, und es dauerte nicht lange, da war von diesen auch eine wirkliche Schlechtigkeit, ein straffälliges Verhältnis zwischen ihr und dem königlichen Forstgehilfen Hering entdeckt.

Hering hatte seine Laufbahn als sächsischer Offizier begonnen, in Österreich fortgesetzt, war aber im Feldzug unter Radetzky durch einen Schuß ins Knie zu

Digitized by Google

einem steifen Bein und außer Dienst gekommen. Die Zeit der Genesung verleitete ihn zu müßigen, abenteuerlichen Irrfahrten durch aller Herren Länder. Seine Familie erwog schon die Verschickung nach Amerika, da nahm sich ein früherer Regimentskamerad seiner an und verschaffte ihm Anstellung im Forstdienste der Heimat. Bei seiner Abneigung gegen Schreibtisch und Examen kam Hering nicht recht von der Stelle, machte sich aber überall als Gesellschafter außerordentlich beliebt. Auch Leuner hatte ihn aus Gutmütigkeit und Mitleid aufgefordert, vorzusprechen, so oft ihn sein Weg in die Nähe der Lochmühle führe, und Hering hatte sich mit der Zeit gewöhnt, von dieser Aufforderung den ausgedehntesten Gebrauch und die Lochmühle zu seinem zweiten Heim zu machen. Beide Eheleute behandelten ihn als Familienmitglied, und der Frau Leuner war er unentbehrlich geworden. Stundenlang hörte sie ihm zu, wenn er von Wien, von Mailand, von Paris, London und Petersburg, wo er überall wie zu Hause war, erzählte und fabulierte. Jedem, den sie traf, sprach sie von der Bedeutung und den außerordentlichen Eigenschaften des liebenswürdigen und gewandten Schmarotzers. „Den Hering müßten Sie kennen lernen, der is gescheit, was der alles weiß! — Der Hering, der müßte Forstmeister sein." Das oder so etwas ähnliches bekamen alle zu hören, und „der Hering" war ihr drittes Wort. Das Gerede, das diese Heringschwärmerei natürlich erregen mußte, diente dem alten Leuner zur Schadenfreude und zum willkommnen Mittel, seiner Schwiegertochter einen Leumund zu machen, wie er wünschte. Als aber schließlich auch Posten kamen, daß Hering der Lochmühle zur Nachtzeit, bei der Abwesenheit Leuners Besuche abstattete, stutzte er und beschloß zuerst mit dem Sohne zu reden. Doch siegte das Gefühl des Hasses: der beim weitern Gang der Dinge zu erwartende Skandal mußte nach seiner Berechnung die von Haus aus unwürdige Schwiegertochter vernichten und zur Lösung der Ehe führen. Für den eignen Sohn würde die Operation schmerzvoll aber heilsam sein.

So standen die Dinge, als Stetter in Naschlitz das Amt antrat. Der alte Leuner aber hatte, nachdem er von der Lochmühle grollend abgezogen war, seine Frömmigkeit entdeckt und war im nächsten Jahre darauf zum Kirchenvater gewählt worden. Als solcher kam er auch mit dem neuen Pastor intimer zusammen und wurde dessen Vertrauensmann. Auf seinen Rat ging zum Teil die Predigtmethode Stetters zurück, die sich so vorzüglich bewährt hatte. Der alte Leuner gefiel dem Pfarrer in jeder Beziehung, es bekümmerte ihn infolgedessen, daß er plötzlich Zeichen betrübten Gemüts an dem sonst gesprächigen Greis bemerken mußte. Eines Sonntags sprach er ihn darauf an:

Nun, mein lieber Leuner, wo fehlts denn?

Ach, Herr Pforr, dos läßt f'ch nich so derzehln; s' sein Soch'n, die mer besser fer sich behält.

Aber nach und nach ließ sich der alte Leuner die Geheimnisse doch abfragen, und Stetter stand entrüstet vor einem der dreistesten Sündenfälle in den obern Schichten. An der Glaubwürdigkeit des alten ehrwürdigen Mannes zu zweifeln kam ihm kein Gedanke, umso weniger, als dieser alle seine Zeugen benannte und sich erbot, sie dem Pastor zuzuschicken. Dagegen hatte sich Stetter über das Ehepaar Leuner in der Lochmühle schon selbst Gedanken gemacht. Warum kamen sie, die einzigen in der Parochie, nicht zur Kirche? Daß sie zum Gottesdienst nach Rothenthal oder Kühnheide fuhren und in die Naschlitzer Kirche nur wegen ihres Zerwürfnisses mit dem alten Leuner nicht gingen, wußte er nicht, hielt es auch nicht für angebracht, sich einmal persönlich auf die Mühle zu begeben und Klarheit über die Gottlosigkeit im allgemeinen und über den Fall Hering im besondern zu verschaffen. Wie es ihm bisher immer gut geraten war, wenn er die Seelsorge für

Digitized by Google

besondre Gelegenheiten auf die Kanzel verlegte, so war er seiner Sache auch diesmal sicher, und als die Reihe der vorgeschriebnen Texte das Evangelium von der Ehebrecherin traf, da führte er, wie es ihm schien, pflichtgemäß den notwendigen Schlag aus:

Ja, sagte er, dieser einen Sünderin hat unser Herr Jesus um ihrer Liebe willen verziehn, aber, irret euch nicht, ihr Sünderinnen von heute, er hat keinen Generalpardon gegeben. Der Gott der Strafe findet alle, die nach fremden Männern schielen, keine bleibt verborgen, keine, ohne Unterschied von Rang und Gut. Auch über unsre Gemeinde wacht sein strenges Auge. Wehe den schamlosen Mägden, die ihre Schande auf die Gasse tragen, wehe auch der reichen Frau Potiphar, die dort abseits in der Waldmühle Ärgernis giebt.

Die Anspielung auf Frau Leuner war von den meisten sofort verstanden worden, und auch die wenigen, die Potiphars Frau aus dem Alten Testament längst vergessen hatten, merkten doch, daß von der Frau in der Waldmühle die Rede war. Außer der Lochmühle gabs aber keine andre Waldmühle in Naschlitz.

Stetters neuste That war im Laufe der Woche überall im Bezirk bekannt, nur Leuners wußten nichts davon und erfuhren erst am nächsten Sonntag, was geschehn war. Das war der Kirmessonntag. Wie gewöhnlich hatte Leuner dazu aus Kommotau Ungarwein und Doppelbier in schweren Mengen angeschafft, es war gebacken und gebraten worden, neben Forellen, frisch aus der Natzschung gefangen, standen Delikatessen der Großstadt zur Verfügung, aus Hausgetier, Wild und Geflügel hatte Frau Leuner Meisterstücke der Kochkunst bereitet. Das Fest nahm am Sonnabend seinen regelrechten Anfang: die „Kuchensänger" hatten sich sogar zahlreicher als je eingefunden. Aber während andre Jahre am Sonntag die Lochmühle von Gästen zum Brechen voll war, hatte sich diesesmal nur ein kleiner Kreis versammelt. Die Spitzen der Gesellschaft fehlten vollständig. Als Frau Leuner beim Mittag ihre Verwunderung darüber äußerte, brach ihr Bruder los:

So — un dos begreifst de ooch noch nich emol? Eegentlich wärs ooch für unsar eenen besser gewasen, wag zu bleibn.

Na, aber Fritz, was meenst dee du? Was soll dee das heeßen?

So kams zur Aufklärung. Frau Leuner geriet in einen Sturm der Entrüstung, aber auch ihr Mann fand die Sache arg und unerhört. Die Kirmes, die sonst auf der Mühle bis zum Donnerstag wenigstens dauerte, ward aufgehoben, noch am zweiten Feiertag vor Tische begab sich Leuner hinauf nach Naschlitz zu Stetter.

Herr Pfarr — begann er ohne Umschweife —, ich möcht mer nör Auskunft ausbitten, worum Sie d' annere Woch meine Frau off de Kanzel gebrocht hon?

Mein lieber Herr Leuner, leider habe ich das thun müssen; es hat mich einen schweren Kampf gekostet, namentlich mit Rücksicht auf Ihren Herrn Vater und auch auf Sie. Ich kann Ihnen auch nicht verschweigen, mein lieber Herr Leuner, daß Sie als Eheherr, meiner Ansicht nach, Ihre Frau besser hätten überwachen und hüten sollen. Da wäre es nicht soweit gekommen.

Herr Pfarr, was ich ze thun un ze lassen ho — dos brauchen Sie mer nich ze lernen; ich will otter nischt weiter erfohrn, als wie Sie derzu kumm, meine Frau an den Prauger ze stelln.

Stetter mußte jetzt wohl oder übel sein Belastungsmaterial vorlegen und wurde ziemlich betroffen, als Leuner das Zeugnis des eignen Vaters schroff verwarf und auseinandersetzte, wie er und seine Frau zu diesem standen. Trotzdem lehnte er die Aufforderung Leuners, öffentlich Widerruf und Abbitte zu leisten, ohne Zögern und entschieden ab. Noch am selben Nachmittag fuhr Leuner nach Rothenthal zu einem Rechtsanwalt, dem alten Gerichtsdirektor Endler. Dem war der Vorfall

Digitized by Google

längst bekannt geworden und als eine Rücksichtslosigkeit Stetters erschienen. Die Klage gegen ihn einzureichen verstand er sich jedoch nicht ohne weiteres, da er grundsätzlich nur da eintrat, wo er selbst vom Recht der Sache bis auf jeden Rest überzeugt war. Er bat deshalb Leuner, ihm reinen Wein wegen der nächtlichen Besuche Herings einzuschenken.

Herr Gerichtsdirektor, erwiderte ihm Leuner, dos is uns sälber ä Rätsel, de Unnersuchung wirds wohl rausstelln, wie de Leit uff su was kumma sin.

Und Sie sind Ihrer Frau ganz sicher? Nehmen Sie mir die Frage nicht übel, Herr Leuner.

Nee, dos nähm ich Ihna nich übel, Herr Gerichtsdirektor! Ich hob meine Frau sälbr dornoch fro'n müssn. Nu is es su: enne Dummheet kinnt mer ihr am Enn zutraun, otter enne Lüg brächt se nich übers Harz. Wenn se jo oder nee so't, do konn ich meinen Kopp dorfür einsetzen, un se hot nee geso't.

Darauf hin ging denn die Klage wegen grober Beleidigung und Verleumdung an das Gerichtsamt Steinitz ab, Stetter wurde davon verständigt und versprach durch seinen Advokaten, den Justitiar Zange, den Wahrheitsbeweis. Trotz des in den fünfziger Jahren noch üblichen schriftlichen Verfahrens nahm der Prozeß einen für damals außergewöhnlich schnellen Gang. Auch der Amtmann war von der Spannung ergriffen, in die die Angelegenheit die ganze Gegend versetzt hatte. Nach drei Monaten schon kam das Urteil und wies Leuner ab. Die unterlegne Partei trug an diesem Ausgang große Schuld, Frau Leuner hatte eine Vernehmung empört abgewiesen, Hering aber dem Gerichtsamt mit einem Schreiben geantwortet, das ihm eine beträchtliche Ordnungsstrafe zuzog. Leuner appellierte, und das Bezirksgericht, an das die Sache nun verwiesen wurde, verfuhr wesentlich gründlicher als die erste Instanz und machte sich vor allem die Idee zu eigen, die seiner Zeit von der Körnern ausgesprochen worden war: Gesetzt, es ist wahr, daß der Hering nachts, wenn Leuner sich in Kommotau befand, wirklich zur Hinterthür der Mühle hereingegangen und wieder herausgegangen ist, so muß immer noch bewiesen werden, daß ihn Frau Leuner empfangen hat. Zange fühlte, daß hier die Schwäche des Stetterschen Wahrheitsbeweises lag, und fing an, durch Instruktionen den Zeugen erfolgreich nachzuhelfen. Die örtlichen Verhältnisse erleichterten das. Die vielerwähnte Hinterthür lag im ersten Stock, das Haus war in den Berg hineingebaut und hatte für das Erdgeschoß keinen Ausgang und kaum ein Fenster; es war also für einen Beobachter kein sehr großer Raum zu beherrschen. Zuerst fragte Zange die Tochter der Lauchsen, ob sie in den Nächten, wo Hering gekommen war, nicht auch die Frau Leuner gesehen hätte. Das konnte sie mit gutem Gewissen bejahen, denn eines späten Abends war sie von der Frau getroffen und für ihr Herumtreiben ausgescholten worden. Damit lag also für Zange ein Beweisstück vor, daß Frau Leuner den Jäger erwartet hatte. Als die übrigen Zeugen merkten, was der Herr Justitiar gern hören wollte, ward ihre Erinnerung auf einmal lebendig; bei jeder neuen Frage tauchten weitere Einzelheiten auf, und immer wiederholtes Abfragen durch den Justitiar befestigte sie dermaßen in der Einbildung der einfältigen Dienstleute, daß sie zu jedem Schwure bereit waren. Die Stettersche Partei konnte hiernach für den zweiten Gang des Prozesses mit Belegen nicht bloß für die nächtlichen Besuche des Jägers dienen, sondern auch feststellen, daß ihn Frau Leuner erwartet hatte, daß das Paar zusammen gesehen und gehört worden war. Das Bild der Schuld war vollständig geworden bis aufs Lachen und Weinen des Liebespaares, und bis auf die nach und vom Fenster geworfnen Kußhände. Der Untersuchungsrichter des Bezirksgerichts, ein ziemlich ungläubiger Thomas, fand es jedoch nötig, die Zeugen an Ort und Stelle in genaues Verhör zu nehmen. Für jeden einzelnen reiste er die acht Stunden nach Naschlitz, wenn nötig mehrmals,

Digitized by Google

fragte die Burschen und Mägde, die ausgesagt hatten, nach wie, wo und wann, trieb sie in die Enge und in Widersprüche unter einander und mit sich. Dadurch zog sich der Prozeß ziemlich in die Länge und verlor für die Unbeteiligten an Interesse. Bald verdrängten ihn neue wichtigere Dinge fast gänzlich aus dem Gesichtskreis der Öffentlichkeit.

Der Winter des Jahres 1857 war ein schwerer für die armen Leute des Erzgebirges. Am politischen Himmel schienen sich Kriegsanzeichen zu melden, die amerikanischen und französischen Bestellungen blieben aus, alle Geschäfte gingen schlecht, die Strumpfwirker und die Spielwarendreher wurden auf halben Lohn gesetzt und allmählich gar brotlos. Dazu war die Ernte schlecht gewesen, das Brot wurde teurer, an den wichtigen Kartoffeln war Mangel. Es kam zu einer kleinen Hungersnot, in den bevölkertern Orten wurden Suppenanstalten errichtet, in den Häusern der verschämten Armen und in den entlegnen Dörfern fand man oft ein Mittagsmahl, das aus gebratnen Kartoffelschalen bestand.

In solchen harten Zeiten wird überall in Grenzgebirgen stärker gewildert und geschmuggelt. So geschah es auch diesmal im Flöha- und Natzschungthal. Insbesondre erreichte das Schmugglergewerbe wieder eine Ausdehnung und eine Keckheit, wie es die Zollgelehrten seit den Jahren der Kontinentalsperre nicht erlebt hatten. Damals hatten die Paschen den Grenzjägern bei hellem lichten Tage auf dem Rothenthaler Marktplatz förmliche, zuweilen siegreiche Treffen geliefert. Kam es jetzt auch nicht so weit, so scheuten sich doch die Schmuggler nicht, den Ort truppweise zu betreten. Zu jeder Stunde konnte man die breiten, starken Gestalten mit den halb verhüllten Gesichtern, in lange, zerlumpte Sackröcke gekleidet, in den Händen wahre Herkuleskeulen tragend, die böhmische Straße hereinziehn sehen. Hören kaum, denn ihr Schuhwerk war dick mit Wolle und Strümpfen umwickelt. Die Zollwachen wurden verstärkt und entwickelten eine fieberhafte aber fruchtlose Thätigkeit. Nach wochenlangem Lauern und Patrouillieren war kein Zweifel mehr darüber, daß von Rothenthal her nichts nach Böhmen eingeführt wurde. Die Schmuggler hatten das Haus des Materialienhändlers Goldammer zwar täglich betreten, aber nur die Destillation; Zucker und Kaffee war nachweislich nicht gekauft worden. Den Zollbehörden wurde es klar, daß der Aufmarsch der Schmuggler in Rothenthal nur eine Finte war, bestimmt, abzulenken und zu verdecken. Das eigentliche Geschäft wurde mit Spitzen gemacht, die von Österreich weiter hinunter nach dem Orient gingen, und die Stelle, an der sie von Sachsen nach Böhmen übergeführt wurden, mußte im Natzschungthale, in der Nähe von Gabrielshütten liegen. Aus den Waldwegen, die von dortther nach Eisenberg, nach Rothenhaus und nach Görkau führten, tauchten in den Morgenstunden der Kommotauer Markttage die der österreichischen Finanzwache bekannten Schwärzer auf. Man hielt sie nicht an, sondern traf Vorkehrungen zu einem Hauptschlag, der die ganze Bande samt Helfershelfern und Abnehmern dingfest machen mußte. Die Pfadspuren auf der böhmischen Seite, von den drei genannten Stellen aus zurückverfolgt, liefen alle auf eine kleine Waldwiese aus, auf der eine Bretterhütte stand, die am Anfang des Winters zur Wildfütterung gedient hatte und jetzt leer war. Es war wichtig, daß sich dort kein Zollwächter sehen ließ, aber ein Forstmann, der unauffällig an der Bude vorbeiging, sah mit einem Blick, daß da neuerdings Menschen aus und ein gegangen waren. In aller Stille wurde nun ein Kesseltreiben vorbereitet, österreichisches Militär aus Kommotau, sächsisches aus Marienberg herangezogen, in unscheinbare Zivilanzüge gesteckt, statt der langen Flinten mit leicht verberglichen Revolvern versehen, in die Schenken und auf die Straßen zerstreut und in der ersten stockfinstern Nacht auf dicken Strohschuhen in vier Kolonnen an die Waldwiese herangeführt. Und siehe da: die lange Ruhe hatte die Schmuggler dermaßen in Sicherheit gewiegt,

Digitized by Google

daß ihre Wache, betrunken und eingeschlafen und ohne einen Laut zu geben, geknebelt werden konnte. In der Hütte brannte sogar Licht. Der kommandierende Zolljäger schlich sich hin und sah durch einen Spalt über ein Dutzend Pascher, in ihrer Mitte aber zu seinem Erstaunen einen Mann in sächsischer Forstuniform, der aus einem Rucksack Spitzen verteilte. Ein Pfiff, eine Gewehrsalve von allen vier Kolonnen a tempo, die Schmuggler vom Schreck gelähmt, in der nächsten Minute sämtlich widerstandslos gefangen! In der sächsischen Forstuniform aber erkannte man — Hering! Die Nachricht von dem Fang verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Grenzgebiet, noch vor dem Frühstück erfuhr auch der Rothenthaler Forstmeister, was sich mit seinem Gehilfen begeben habe. Er ging sofort nach dessen Zimmer, um es mit Beschlag zu belegen. Wars möglich? Hering lag im Bett und schlief wie ein Gerechter. Auch das schärfste Examen ergab nur, daß Hering mit der Schmugglerbande nichts zu thun hatte, und dasselbe Ergebnis hatte sich mittlerweile auch in Görkau, wo man die Pascher einlieferte, herausgestellt. Der vermeintliche Hering, der mit gefangen worden war, war nicht echt. Es war der ehemalige Waldwärter Uhlig, dem Hering für allerhand kleine Dienste seine abgetragnen Uniformen geschenkt hatte. In der schweren Zeit war dieser Mann auf unrechte Wege geraten und allmählich die Hauptstütze der Schmuggelei geworden. Einen Forstbeamten, hatte er sich gesagt, bringt überhaupt niemand so leicht mit dem Schmuggel in Verbindung; damit war es beschlossen, die alten Heringschen Uniformen auf den Paschergängen zu tragen. Das war auch eine Zeit lang ganz gut gegangen. In der Satzunger Gegend wurden die Spitzen geholt, bei Reitzenhain ins Böhmische gebracht. Aber eines Tages hatte sich die Umbacher Finanzwache doch aufgemacht, den Jäger genauer zu besehen, der so häufig bei Nacht die Grenze wechselte. Uhlig entkam zwar, hielt es aber für geraten, die Uniform wieder außer Dienst zu stellen. Da hörte auch er, was über Frau Leuner und Hering erzählt wurde, und sofort machte er sich dieses Gerede zu Nutzen. Wissen die Leute schon so viel von den beiden, werden sie ihnen auch noch mehr zutrauen, rechnete er, und diese Rechnung war richtig. Hatte er früher nur im allgemeinen einen Jäger gespielt, so übernahm er nun die besondre Rolle Herings. In der Figur glich er ihm, das leise Hinken des Originals war leicht nachgemacht. Uhlig nahm also den Spitzenschmuggel von neuem auf und blieb diesesmal ungestört. Die Lochmühle kannte er aus seiner Waldwärterzeit her sehr genau, wußte also auch, daß da die Hinterthür nachts für die Müllergesellen, die sich ablösten oder nach dem Mühlbach sehen mußten, und für die Fuhrleute, die nach Kommotau gingen oder von da kamen, offen blieb. So war es auch für ihn leicht, aus und einzugehn. Hätte ihn Frau Leuner einmal dabei getroffen, wäre es fatal geworden. Die pflegte aber um Mitternacht fest zu schlafen. Dagegen vom Dienstvolk bemerkt zu werden, das wars, was er wollte; daß die der Sache nicht auf den Grund gingen, dessen konnte er sicher sein. Nicht einmal ihm nachzulaufen trauten sie sich, sonst würden sie bemerkt haben, daß Uhlig von der Hinterthür aus nicht nach den Zimmern der Herrschaft, sondern links hinein in den Kornboden ging, wo er sich hinter den Säcken ungesehen ausruhte. Im Verhör stellte sich denn auch heraus, daß Uhlig der erste gewesen war, der das Gerücht von den nächtlichen Zusammenkünften Herings mit der Müllersfrau im Umlauf gesetzt hatte.

Nach dieser Aufklärung des Sachverhalts nahm der Prozeß natürlich ein schnelles Ende. Noch ehe das Gericht für Leuners entschieden hatte, kam Stetter um seine Entlassung ein und erhielt sie, obgleich sich die Raschlitzer durch ein halbes Dutzend Gnadengesuche für ihn verwandten. In der Lochmühle war schon bis zur nächsten Kirmes alles wieder im alten Gang. Mittlerweile sind die Müllersleute und ihre Tochter wie alle an der Geschichte Beteiligten gestorben. Daß auch Stetter

Digitized by Google

die irdische Bühne und doch noch als Pastor verlassen hat, war vor zwei Jahren aus der Leipziger Zeitung zu sehen. Eine reiche Gemeinde der Lommatzscher Gegend hatte ihm da einen prachtvollen Nachruf gewidmet.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Polentum und Volksschule. Der Verfasser des Grenzbotenaufsatzes über den Posener Schulstreit vergleicht die Maßregeln der preußischen Schulverwaltung gegen das überwuchernde Polentum mit dem Verfahren des Mannes, der seinem Hunde, um ihn zu schonen, den Schwanz stückweise stutzte. Das Bild ist nur zur Veranschaulichung gewählt und kehrt seine Spitze — es wäre sonst auch eine verwerfliche Beleidigung — lediglich gegen die Verkehrtheit der Methode. In diesem Sinne ist es treffend. Aber der Patient hat zwar die verschiednen Operationen mit Grimm gefühlt, ist jedoch nicht verstümmelt worden, sondern hat daraus immer neue Kraft gewonnen: das Polentum hat als Stamm das Beschneiden seiner Äste verwunden und das deutsche Pfropfreis verschlungen. Wie jede Energie auf ihrem Gebiete Erfolg hat, so ist er auch den Polen zu teil geworden, und wenn nicht Anerkennung, so sind wir ihnen doch dafür Achtung schuldig. Welches Bild von Kraftvergeudung, Inkonsequenz und Zerfahrenheit dagegen ergeben die Darlegungen des Verfassers auf unsrer Seite! Seine Kritik trifft jede Einzelmaßregel, auch die, deren Verteidigung seinen Aufsatz veranlaßt. Wird sich außer mir nicht vielen andern Lesern der Schluß aufgedrängt haben, daß die Zeit des Stückwerks dahin ist, daß nunmehr ganze Arbeit geleistet werden muß?

Wenn wirklich der Erzbischof von Stablewski klagenden deutschen Eltern zur Antwort gegeben hat: „die Kirchensprache ist nun einmal polnisch," so zeigt er uns den Weg. Die Staatssprache in jedem Teil des Deutschen Reichs ist nun einmal deutsch. Die Staatssprache, also auch die Schulsprache, denn die Schule ist eine Staatsanstalt. Da die Polen jede Zulassung des Polnischen in der Schule dazu benutzen, die Kenntnis und den Gebrauch unsrer Sprache zu hintertreiben, so wird ihre Sprache als Unterrichtsgegenstand verbannt, auch die Lehrerseminarien lehren kein Polnisch mehr, und den Lehrern wird als Beamten verboten, polnischen Privatunterricht zu erteilen. Die polnischen Pröpste mögen ihre Kirchensprache lehren: in der Kirche und im Pfarrhaus, aber nicht in Schulräumen, sie selber, aber keine Hilfskräfte. Und wenn der Primas von Polen den Religionsunterricht mit katholisch approbierten Lehrmitteln in deutscher Sprache nicht leiten lassen will, so verhindert eben er die Ausführung der Verfassungsbestimmung, die ihm diese Leitung zugesteht. Biblische Geschichte, den Kindern von einem katholischen Lehrer aus einem kirchlich approbierten Lehrbuch gelehrt, ist kein Kulturkampf; den weitern Inhalt des religiösen Unterrichts, den eigentlichen Religionsunterricht, mag der Geistliche in der „Kirchensprache" vortragen, mit oder ohne Buch, und er wird dafür unter den Kindern nicht auf mehr polnische Analphabeten stoßen, als sein Vorgänger vor der ersten Teilung Polens zu unterrichten hatte, denn damals gab es keine Schulen oder so gut wie keine. Den Herren wird dadurch nur die Kehrseite der Medaille zu Gemüte geführt, nach deren Aufschrift Danzig von Rechts wegen noch heute eine polnische Stadt ist. Polnische „Possen" sind es ja nicht, die im Namen von Religion und Freiheit in einem Teil des deutschen Reichsgebiets gespielt werden,

Digitized by Google

aber polnische Hetzereien sind auf der Tagesordnung, und abgebrochen, nicht bloß abgeschwächt muß eine Entwicklung werden, in deren Verlauf wir es erlebt haben, daß in einem deutschen Landtag behauptet wurde, in Preußen sei auch das Polnische Staatssprache. Wer nicht hören will, muß fühlen, und wer seine Rechte mißbräuchlich überspannt, die entsprechenden Pflichten mit Füßen tritt, muß sich gefallen lassen, daß ihm der Herr im Lande die Wege weist, die Rechte schmälert.

Kein Land, das sich fühlt und seiner Einheit bewußt ist, weiß es anders, als daß die Staatssprache herrscht, und daß andre Idiome, Sprachen und Mundarten, nur als Verständigungsmittel und nur dann, wenn sie sich mit dieser untergeordneten Stellung begnügen, geduldet werden dürfen. Staatlich gepflegt darf nur die Staatssprache werden. Die Polen selbst wissen es am besten: man schaue darauf, welche Pflege sie dem Ruthenischen oder Kleinrussischen, der Sprache der meisten Einwohner Galiziens, gönnen oder nur erlauben. Wenn England gegen Irland keine andre Sünde begangen hätte, als daß das Keltische vom Englischen verdrängt worden ist, so hätte es ein ruhiges Gewissen. Wenn von Frankreich in dieser Hinsicht gesprochen wird, so vergißt man, daß es außer $1^1/_4$ Millionen Bretonen, $^1/_2$ Million Italiener, 100000 Basken und 200000 Blämen, auf zwei Fünfteln seines Gebiets viele Millionen Einwohner hat, die Provenzalisch sprechen, eine selbständige Sprache von stolzer Vergangenheit und lebendiger Gegenwart. Französisch müssen diese vielen Franzosen erst lernen, sie thuns auch in der Schule, aber keine Schule unterrichtet sie in ihrer Sprache, und kein Stück des öffentlichen Lebens weiß etwas davon. Kein Gericht kennt offiziell das Provenzalische, kein Gemeindeprotokoll und keine Zivilstandsurkunde ist darin abgefaßt oder übersetzt, und wenn der französische Steuerzettel nicht bezahlt wird, so wird unweigerlich gepfändet; die Bretonen sind die treusten Söhne der katholischen Kirche, aber eine bretonische „Kirchensprache“ würde ihren Geistlichen als ein Unding erscheinen. Und in Spanien ist es mit dem Katalonischen, in Italien mit den sehr selbständigen Dialekten nicht anders. Was bekümmert sich das offizielle Nordamerika um unsre Sprache, trotz der vielen Millionen Deutschamerikaner? Und in Rußland und Ungarn wird von Staats wegen die höhere Kultursprache zu Gunsten der tieferstehenden Staatssprache mit brutaler Energie unterdrückt: die Brutalität und Unterdrückung wollen wir ihnen lassen, die energische Bevorzugung der Staatssprache ist ihnen nicht zu verdenken. Die Schweiz ist ein abnormes Staatsgebilde, und der wärmste Freund Österreichs wird die österreichische Sprachenpolitik nicht nachahmungswürdig finden. Sonst überall sehen wir als selbstverständliches Staatsgebot am Werke, was nur in Deutschland mißachtet wird. Wir ernten in den polnisch gemischten Landesteilen Preußens nur, was wir gesät haben. Nicht das ist der Fehler, daß wir die Masse der Polen zu einer höhern Stufe erhoben, die Landbevölkerung mit menschenwürdigem Dasein erst bekannt gemacht haben, sondern außer dem ewigen Wechsel in der Art, Vorsehung zu spielen, das Übersehen der sich immer erneuernden Erfahrung, daß Dankbarkeit keine Münze fürs praktische Leben ist, und daß Kraft, die durch thatsächliche und rechtliche Begünstigung großgezogen wird, ihr eignes Gesetz hat: wächst sie dem, der sie großgezogen hat, nicht zu, verschmilzt sie sich nicht mit ihm, so kehrt sie sich gegen ihn. Es ist ja nur ein Teil dessen, was versäumt wurde, wieder gut zu machen, aber der Sukkurs, den polnische Kraft aus der Pflege des Polnischen in der Schule zieht, kann für die Zukunft abgeschnitten werden. Und es kann dies zum Glück auf administrativem Wege geschehn, ohne Parlamentsstaub aufzurühren. Daß der Verfasser des Aufsatzes über den Posener Schulstreit mit einer solchen Lösung einverstanden ist, scheint mir nicht zweifelhaft, politisch wirken und werben kann sie jedoch nur als fest formulierte Forderung. Deshalb ist hier eine solche aufgestellt worden. x

Digitized by Google

Rußland und Tibet. Die englischen Zeitungen haben sich jüngst und nicht ohne Grund darüber aufgeregt, daß der Dalai Lama von Tibet, das Oberhaupt des geistlichen Mongolenstaats, eine Gesandtschaft und Geschenke zum Zaren von Rußland geschickt hat, und daß somit dieser chinesische Tributstaat in direkten Verkehr mit einer auswärtigen Macht getreten ist. Diese Gesandtschaft soll in Erwiderung einer geheimen russischen Mission erfolgt sein, die unter einem Herrn Badmajew, Professor der chinesischen Sprache an der Universität St. Petersburg, vor anderthalb Jahren nach Tibet und der Mongolei ging. Aber die direkten und indirekten Beziehungen Rußlands und Tibets sind älter; wer das jüngst erschienene ausgezeichnete Buch Albert Grünwedels: „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei" aufmerksam liest, zu dem der in der tibetischen Angelegenheit eine große Rolle spielende Fürst Uchtomskij die Einleitung geschrieben hat, derselbe, der auch seinerzeit Zar Nikolaus auf seiner Weltreise begleitete, der wird erkennen, wie geschickt es die Russen schon längst angefangen haben, ihre Größe im Innersten Asiens verkünden zu lassen, und wie trefflich Rußland heidnischen Boden zu präparieren verstanden hat. Missionare, die den einzig wahren griechisch-katholischen Glauben in Tibet verkünden sollten, hat das christliche Rußland nicht hingeschickt. Hat man überhaupt auch in China von der Ermordung oder Schädigung griechisch-katholischer Missionare gehört? Katholische und protestantische Verkündiger des Christentums haben für die Propaganda des Glaubens leiden müssen und ihre Ursprungsländer dadurch in Ungelegenheiten gebracht. Aus diesem Grunde hat Rußland keine Streitigkeiten mit China. Missionsthätigkeit, wenn man das religiöse Ukaswesen des heiligen Synod damit bezeichnen kann, spart sich die russische Kirche auf, bis die Völker klein gemacht sind. Und da sich die den Russen unterworfnen Muhammedaner, Buddhisten und Götzendiener in religiös-geistiger Beziehung nicht klein machen lassen, so gelingen die Missionskäse nur bei zivilisierten Völkern des großen russischen Reichs. Die katholischen Polen und die deutschen Evangelischen der Ostseeprovinzen, denen sich als dritte im Bunde die Finnländer bald anschließen werden, wissen davon zu erzählen. Auch bei den Juden Rußlands hat die religiöse Propaganda noch nicht viel ausgeführt, da die orthodoxen russischen Juden an Überzeugungstreue oder auch Starrköpfigkeit in Glaubenssachen es mit Muhammedanern und Buddhisten wohl aufnehmen. Wie aus zahlreichen Stellen bei Grünwedel und Uchtomskij hervorgeht, macht aber Rußland nicht allein keine Propaganda für sein Christentum; im Gegenteil, es protegiert den tibetischen Buddhismus sowohl seiner Unterthanen wie in Tibet selbst auf jede mögliche Weise. Uchtomskij schreibt: „Hunderte von Buräten (russische Unterthanen) gehn jährlich auf die Wallfahrt durch die Mongolei nach den Zentren der tibetischen Gelehrsamkeit. Die Wegweiser und Pioniere des russischen Handels und des guten Rufs, den wir genießen, die Vertreter des russischen Namens im Herzen der gelben Welt, sind bescheidne Leute in kläglichen Langröcken, auf unansehnlichen Pferdchen oder auf Kamelen. Diese unsre halbwilden Heiden gehn dorthin an den den europäischen Forschungsreisenden mühsam zugänglichen Kuknor, nach Amdo und Zaidam, in das geheimnisvolle Daschilhunbo und die an Indien anstoßenden Gebirgsländer mit einer Beherztheit und Leichtigkeit, wie man aus großen Städten Ausflüge ins Grüne unternimmt. Dieses Element trägt unbemerkt tief in die innersten Wildnisse Asiens hinein, mitten in halbunbekannte Einöden, lebensvolle Vorstellungen vom weißen Zaren und vom „weißsteinigen Moskau," aus dem das riesenhafteste Reich erwachsen ist, das Moskau, das die kleinern orientalischen Völker an sich zu fesseln suchte, nicht durch Kampf allein, nicht durch Härte, sondern durch Wohlwollen. In Rußland hat augenblicklich fast noch kein Mensch auch nur eine Ahnung davon, was für eine für das Gesamtreich nutzbringende Arbeit die bescheidnen russischen Lamaisten vollbringen, viele hundert Kilometer weit von der

Digitized by Google

sibirischen Grenze. Diese Wirksamkeit werden erst die künftigen Generationen wahrnehmen und nach ihrem vollen Umfange schätzen lernen." Hier sind die Ereignisse den Worten des Fürsten Uchtomskij vorausgeeilt, wenn der Dalai-Lama trotz seiner Abhängigkeit von China mit Rußland offiziell in Verbindung tritt. Aus Grünwedels Buch habe ich aber noch mehr und schon sehr alte Beziehungen von Rußland und Tibet herausgelesen. Da ist die buddhistische Göttin Tárá, das weibliche Gegenstück des Buddhabegriffs, die Cakti par excellence, die Erlöserin. Von der Zeit her, als Katharina und Elisabeth auf dem russischen Throne saßen, ist in den russischen Selbstherrschern die Göttin Tárá inkarniert. Daß die russische Regierung dieses buddhistisch-tibetische Dogma protegiert, ist klar. Angenehmer, als daß auch Zar Nikolaus ein wieder fleischgewordner mongolischer Gottesbegriff ist, kann dem heiligen Synod nichts sein.

Die Erbfolge der lamaistischen Hierarchen wird gewöhnlich als die khubilganische bezeichnet. Khubilgan ist die körperliche Manifestation eines Bodhisatva, einer, dessen Wesenheit (satva) die Erkenntnis (Bodhi) ist, das heißt das Wesen, das durch eine besondre Heilsthat mit dem ausgesprochnen Wunsche, Buddha zu werden, seine Qualifikation dazu erlangt hat. Für den Khubilgan geht die Wiedergeburt, ähnlich der des Dalai Lama, auf folgende Weise vor sich: sobald ein Großlama stirbt, geht die Seele des Bodhisatva auf ein unbekanntes Kind über, das neunundvierzig Tage, nachdem der Geist die Hülle des Verstorbnen verlassen hat, oder länger danach geboren sein muß. Orakel bestimmen den Ort, wo das Kind gefunden werden soll usw. Es tritt später in ein Kloster ein; Studium und Askese sind sein Los. Alt werden die Dalai Lamas meist auch nicht; die chinesische Regierung läßt sie gern aus dem Wege räumen. So viele Bodhisatvas es giebt, so viele Khubilgans giebt es auch. Ein solcher in höchster Verehrung stehender tibetischer Heiliger hat aber schon vor einigen Jahren Rußland, d. h. Transbaikalien besucht: der tibetische Khubilgan aus kKu-'bum, ein junger, hübscher, intelligenter Kerl, wie er bei Grünwedel Seite 78 abgebildet ist.

Der weiße Zar, die Inkarnation der Tárá, und der Dalai Lama, die Inkarnation des großen Bodhisatvas, kommen schon zusammen; und dies Bündnis ist ein ganz natürliches. Rußland ist sehr rücksichtsvoll gegen seinen heidnischen Bruder und läßt ihn nach seiner Façon so selig werden, als er will. Aber die andern europäischen Völker lernen nicht von diesem klugen, beharrlich auf sein Ziel hinarbeitenden Staate, der die Leute in Glaubenssachen erst hängt, wenn er sie hat, und auch beim „Haben" unterscheidet, ob physische und moralische Macht dazu vorhanden sind. Rußland hat längst eingesehen, daß gegenüber Muhammedanern und Buddhisten die christliche Moral nicht wirken kann. Die Anhänger des Konfuse gehören auch dazu. Drum läßt es auch seine Hand von der christlichen Mission in China.

Bestätigt wird das durch eine Notiz der Frankfurter Zeitung vom 16. Oktober. Ein Petersburger Korrespondent schreibt ihr, daß es in China nur vier griechisch-orthodoxe Kirchen gebe, zwei in Peking, je eine in Urga und in Hankau. So sage ein kirchliches Organ in Irkutsk. Eine fünfte Kirche in Dun-Din-On wurde von den Aufrührern eingeäschert. Hierin liegt der Beweis dafür, wie vorsichtig die Russen es vermeiden, den heidnischen Völkern mit ihrem Glauben zu imponieren.

Ein Verteidiger Haeckels. Der Verlag von Emil Strauß in Bonn schickt mir die Broschüre zu: „Der Kampf um die »Welträtsel«. Ernst Haeckel, die »Welträtsel« und die Kritik. Von Heinrich Schmidt (Jena)." Der Verfasser bespricht die erschienenen Kritiken der „Welträtsel" und sucht dabei Haeckels eigentliche Meinung klar zu machen. Von einer gründlichen Antikritik kann keine Rede sein, da auf 64 Seiten nicht weniger als 72 Broschüren und Zeitschriftenaufsätze abgefertigt werden. Meinen Aufsatz: „Haeckels Schwanengesang" im 27. Heft

Digitized by Google

schlachtet er in dem Kapitel „Litterarischer Unfug“ mit dem Satze ab: „Am dicksten wird der litterarische Unfug in den Grenzboten getrieben.“ Er teilt daraus drei kurze Stellen mit und setzt zu jeder eine kleine spöttische Glosse. Das nehme ich ihm nicht übel. Er ist ein begeisterter Apostel Haeckels, es schmerzt ihn tief, zu sehen, wie wenig sein Messias der bösen und dummen Welt imponiert, und so schreibt er denn aus unwirscher Laune heraus. Ich würde deshalb auch kein Wort dazu sagen, wenn er mir nicht einen Irrtum oder vielmehr einen Mangel an Wissen nachgewiesen hätte, den ich zu bekennen verpflichtet bin. Nicht in der zweiten und der dritten der von ihm angeführten Stellen. Von meiner Behauptung, daß der Mensch nur das begreife, was er, die erforderlichen Hilfsmittel und technischen Fertigkeiten vorausgesetzt, selbst machen könne, schreibt er nur: „Der Vater dieses konfusen Gedankens ist übrigens nicht Carl Jentsch, sondern Professor Otto Liebmann. Derselbe sagt in seiner Analysis der Wirklichkeit usw.“ Schon möglich, daß ich den Gedanken, der nicht im mindesten konfus, sondern sehr klar und einfach ist, anderswoher empfangen habe, aber von Otto Liebmann habe ich ihn sicherlich nicht, denn dessen Analysis der Wirklichkeit habe ich nicht gelesen, und den Gedanken hege ich schon seit vielen Jahren, mag ihn wohl auch schon gelegentlich ausgesprochen haben, vielleicht sogar öfter. Übrigens kommt es nicht selten vor, daß mehrere Denker unabhängig voneinander denselben Einfall haben. Und die Thatsache, daß die Bienen ihr Flugloch nicht wiederfinden, wenn der Stock von der Stelle gerückt wird, habe ich der Frankfurter Zeitung entnommen, deren Leitung dem Darwinismus sehr freundlich gesinnt ist, und deren Feuilleton in naturwissenschaftlichen wie in andern Dingen von Fachmännern bedient wird. Wenn Schmidt die Sache äußerst lächerlich findet, so trifft sein Spott nicht mich, sondern den Bienenkundigen der Frankfurter Zeitung. Aber in der ersten der von ihm aufgegriffnen Stellen spreche ich von den schönen Panzern der Radiolarien und sage: „Herr Haeckel soll sich . . . das einfachste und kleinste Kalkpanzerchen wachsen lassen,“ und Herr Schmidt belehrt mich nun, daß sich die Radiolarien ihre Panzerchen von Kieselerde oder Acanthin wachsen lassen. Darauf könnte ich erwidern: Ich habe ja gar nicht gesagt, daß die Panzer der Radiolarien aus Kalk bestehn, ich habe nur gesagt, Haeckel sei nicht imstande, sich einen Kalkpanzer wachsen zu lassen, und habe hier das Wort Kalk hinzugefügt, weil das menschliche Knochengerüst aus phosphorsauerm Kalk besteht und für eine feste Schutzhülle, wenn uns eine wüchse, wahrscheinlich dasselbe Material verwandt werden würde. Doch ich will offen bekennen, daß ich nicht gewußt habe, woraus die Panzer der Radiolarien bestehn, deshalb auch, wo ich von diesen rede, das Wort Kalk nicht hinzugefügt habe, obwohl ich allerdings vermutete, daß es Kalk sein möge, da dieser Stoff auch für die Schutzhüllen der Schaltiere verwandt wird. Aber um den Gedanken auszusprechen, daß ein Meertierchen sicherlich nicht vermöge, was nicht einmal ein Haeckel vermag, und daß daher ein Höherer jenem seinen Panzer und diesem seine Knochen gebildet haben müsse, war es schlechterdings nicht nötig, zu wissen, daß die Panzer der Radiolarien aus Silicium bestehn, und wenn Herr Schmidt schreibt: „Jentsch mag sich erst einmal etwas in einem Lehrbuch der Zoologie umsehen, dann wird er — vielleicht — mitsprechen können über ein Buch, dessen Inhalt zum größten Teil eine zoologische Philosophie ist,“ so müssen die Grenzboten diese Forderung als eine unverschämte Anmaßung zurückweisen. Wenn die Grenzboten einmal bei der Entscheidung einer zoologischen Frage mitwirken wollen, werden sie einen Zoologen einladen; die Frage, ob die organischen Geschöpfe ohne eine planvoll schaffende Intelligenz entstanden sein können, ist schlechterdings keine zoologische Frage, sondern eine Frage der Philosophie, wo nicht des gesunden Menschenverstands. Der römische Papst nimmt doch die Unfehlbarkeit bloß in Sachen der Kirchenlehre in Anspruch, und als er sich 1887 in die Septennatswahlen einmischte, haben ihm

Digitized by Google

die deutschen Katholiken rund heraus erklärt: Unsre Wahlangelegenheiten gehn dich gar nichts an, davon verstehst du nichts! Der Papst von Jena aber entscheidet philosophische, exegetische, kirchengeschichtliche, psychologische, pädagogische Fragen, reformiert die Vorbildung der Juristen, und das alles soll nun jeder Mensch, der nicht auf einer zoologischen Station gearbeitet hat, ohne Widerrede gläubig hinnehmen! Nach Schmidt „muß" Haeckels monistisches Bekenntnis von allen Naturforschern geteilt werden, die vier Bedingungen erfüllen. Die erste Bedingung lautet: „genügend Kenntnisse im Gesamtgebiet der Naturwissenschaft, vor allem in der Entwicklungslehre," und Herr Schmidt ist so freundlich beizufügen: „wer, wie z. B. Jentsch, der Laie*) in den Grenzboten, nicht einmal die erste dieser Bedingungen zu erfüllen vermag, dem muß die Befähigung zu einem Urteil über Welträtselding a priori abgesprochen werden." Nun, ich habe, um — nicht über die Zoologie sondern — über die Philosophie einiger Zoologen mitsprechen zu können, den ganzen Darwin, die allermeisten Schriften Haeckels, die Werke Weismanns, ein Dutzend Bücher von weniger bekannten Autoren durchstudiert und unzählige naturphilosophische Schriften gelesen; hat Haeckel, ehe er über das Konzil von Nicäa schrieb, wenigstens Hefeles Konziliengeschichte studiert, oder hat er sich mit seinem Saladin begnügt?

Da ich mich nun doch noch einmal mit der Haeckelei befassen muß, will ich auch über die Sache noch etwas sagen. Schmidt schließt sein Vorwort mit dem Ausruf: „Hie Dualismus! Hie Monismus!" O nein, das ist nicht das Feldgeschrei. Die Frage, ob Monismus, ob Dualismus, ist von geringer theoretischer und praktischer Bedeutung und hat nichts Aufregendes. Den Dualismus der Erscheinungen erkennt auch Haeckel an; daß ein Gedankenbau oder eine Empfindung anders aussieht und in eine andre Reihe von Erscheinungen gehört als ein Holzklotz oder ein Stein oder eine mechanische Bewegung, stellt er nicht in Abrede. Wie aber die zwei Erscheinungsreihen metaphysisch zusammenhängen, ob sie auf eine oder auf zwei Grundursachen zurückgehn, und ob sie mit der Grundursache eines Wesens sind, das ist theoretisch unerforschlich — wir haben nur Vermutungen darüber — und praktisch ohne Bedeutnng. Wenn Schmidt dekretiert, der spinozistische Substanzbegriff, den auch Haeckel annehme, sei nichts Metaphysisches, die Substanz liege „in ihren Daseinsformen durchaus diesseits der Erfahrnng," so verweigert die Mehrzahl der Denker diesem Dekret die Unterwerfung; sie können nun einmal nicht finden, daß die Erscheinungen den zureichenden Grund ihres Daseins in sich selbst trügen. Die Dualismusfrage würde nur dann praktische Wichtigkeit gewinnen, wenn die parsische oder die manichäische Form des Dualismus noch einmal um sich griffe. Vielmehr handelt es sich in dem großen Geisterkampf unsrer Zeit um zwei andre Fragen. Die erste lautet: Ist es denkbar, daß die Welt der Erscheinungen einschließlich der geistigen auf rein physikalischem Wege, durch mechanische Bewegung von körperlichen Massenteilchen, ohne eine schaffende und ordnende Intelligenz entstanden sei? Die Undenkbarkeit leuchtet nun nicht bloß von vornherein dem gesunden Menschenverstande ein, sondern sie ist auch von Naturforschern wie Baer und Lotze und von Philosophen wie Eduard von Hartmann so sonnenklar bewiesen worden, daß die Jenenser Dekrete ex cathedra gegen die klare und feste Überzeugung der Mehrzahl der Denker nichts ausrichten. Die zweite Frage lautet: Ist die intelligente Grundursache der Welt persönlich und bewußt oder unpersönlich und unbewußt zu denken? In dieser Frage ist die Entscheidung schwieriger, eine klare wissenschaftliche Überzeugung kaum zu erlangen, und die Mehrzahl der Denker

*) Er fragt, warum ich mich nicht auch in diesem Aufsatze ausdrücklich als Laien vorgestellt habe? Weil, wenn man dem Publikum so etwas bei der ersten Vorstellung gesagt hat, man es nicht bei jeder Gelegenheit zu wiederholen braucht.

Digitized by Google

neigt der zweiten Alternative zu, in der Schulsprache ausgedrückt: sie sind Pantheisten oder Atheisten und lehnen den reinen wie den semipantheistischen Theismus ab. Ich wiederhole, daß ich keinem einen Vorwurf daraus mache, wenn er sich zum Pantheismus oder zum Atheismus bekennt. Aber der Theismus in der Form des Christentums ist der Glaube der Mehrzahl der Menschen des europäischen Kulturkreises, und im Deutschen Reiche leben allermindestens zehn Millionen Erwachsene, denen ihre Religion heiliger ist, als Herrn Haeckel und seinen vielleicht zehntausend Anhängern ihr Darwinismus. Jene Religion mit Redensarten, die weder zur Zoologie noch zu irgend einer andern Wissenschaft gehören, in rohester Weise zu beschimpfen, war eine Ungezogenheit, die auch dann durch nichts entschuldigt werden könnte, wenn der, der diese Schimpfereien niedergeschrieben hat, nicht Hochschullehrer und Doktor in vier Fakultäten wäre, und das mußte in allen anständigen Zeitungen gesagt werden. Zum Schluß wiederhole ich, um Mißverständnissen und Verdrehungen vorzubeugen, noch einmal, daß ich selbst semipantheistischer Theist und als solcher Monist bin und gegen die Entwicklungslehre in der Form, wie sie Edward von Hartmann versteht, nicht das mindeste einzuwenden habe, wofern sie nicht den Anspruch erhebt, als Dogma anerkannt zu werden, denn Gewißheit läßt sich auf diesem Gebiete, das jenseits der Grenzen der menschlichen Erfahrung liegt, nicht erlangen. C. J.

Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche. Die Grenzboten haben kaum Anlaß, nochmals auf Friedrich Nietzsche zurückzukommen. Auch wir bedauern, daß in diesem Manne eine ungewöhnlich feine Natur durch maßlose Begeisterung vorzeitig zu Grunde gerichtet worden ist, wir schätzen seine scharfe Beobachtungsgabe für das Kleine, seine Virtuosität im epigrammatischen Stil und gönnen ihm auch einen Platz in der Geschichte der Cyniker. Wir lehnen es aber immer und immer wieder ab, ihn unter die großen Originaldenker einzureihen. Nietzsche fuhr mit größerm Hallo als andre Trabanten in fremden Kutschen, aber abhängig und unselbständig war er doch. Seine ersten Werke entstanden auf Stichworte, die in Bayreuth gegeben wurden, dann machte er aus dem horazischen Odi profanum vulgus die berühmte Herrenmoral, und geendet hat er damit, daß er die „Offenbarung Johannis“ nachäffte. Geistvolle Übertreibung wars, wodurch er auf die heutige Halbbildung so mächtig gewirkt hat; durch sie wurde er das Sprachrohr einer Generation, die im unmittelbaren Gegensatz zu dem Goethischen Zeitalter die tobenden Stimmen liebt. Aus dieser Thatsache ergiebt sich, daß wir werden mit einer Nietzschischen Schule zu rechnen haben, und weil sie ein Lebenszeichen dieser Schule ist, nehmen wir von der Gedächtnisrede Notiz, die Ernst Horneffer am Sarge des Verstorbnen am 27. August gehalten und dann im Druck veröffentlicht hat.*) Statt der Kritik geben wir einen ihrer Sätze:

„Das ist keine Nacht, die mit diesem Tode hereinbricht, wie bei andern Menschen; das ist ein Morgen, ein neuer Tag. Unendliche Morgenröten sehen wir aufleuchten. Wie alles in ihrem Lichte gebadet liegt! Spüren wir es nicht? Ich glaube zu sehen, wie der Tote sich aufrichtet, wie er hoch aufsteht — und zu seinen Füßen stürzt sich eine Welt.“

Nebensächliches zum Griechischen und Lateinischen. Die Leser der Grenzboten haben durch die trefflichen Aufsätze von Carl Jentsch, die jetzt als „Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum“ in Buchform erschienen sind, eine vorzügliche Übersicht über das gewinnen können, was das Studium des klassischen Altertums dem Menschen des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts noch immer bieten kann. Darauf verweisend will ich auch nicht von den Reformgymnasien

*) Göttingen, Franz Wunder.

Digitized by Google

und dem Vorteil sprechen, den das Lernen des Französischen vor dem Latein (wohlverstanden bei ausgesuchten Lehrern und Schülern) in Frankfurt a. M. bieten soll. Nur ein paar kleine Lesefrüchte möchte ich geben. In der letzten Zeit sind mir öfter kritische Berichte vorgekommen, in denen die Wirkung der Meisterwerke des klassischen Altertums auf ein großes Publikum als außerordentlich geschildert worden ist. Und das war nicht bei der idealen deutschen Nation, sondern bei den praktischen Engländern, den Amerikanern, ja bei den Australiern der Fall. Die englischen Colleges zu Oxford und Cambridge und das zu Harvard in Amerika und andre mehr führen jährlich griechische Tragödien in der Ursprache auf; hier ist das Publikum hochgebildet. In das stehende griechische Theater zu Bradfield, wo dieses Jahr der Agamemnon des Äschylus auf dem Repertoire ist, kommt schon eine gemischtere Zuhörerschar. Im vorigen Jahre hat man aber die Alkestis des Euripides in griechischer Sprache in Melbourne in Australien aufgeführt vor „gewöhnlichem" Publikum, das sich durch ganz besondern Skeptizismus gegenüber dem klassischen Altertum auszeichnen soll. Und wie wirkte das 2300 Jahre alte Stück, dem die Zuhörerschaft nur an der Hand gedruckter englischer Übersetzungen folgen konnte? Es war ein ungeheuchelter tiefer Eindruck, wie wir der von dem Trinity College in Dublin herausgegebnen philologischen Zeitschrift Hermathena entnehmen: atemloses Stillschweigen am Schluß, dann fanatischer nicht endenwollender Beifall. Dr. Alexander Leeper, der Direktor vom Trinity College in Melbourne, hatte die glänzende Einrichtung und Ausstattung besorgt, die ohne Kothurn und Masken allerdings nicht genau nach klassischen Mustern war. Auch bestand der Chor aus sechsundsiebzig Sängern; die Musik war von Marshall-Hall, Professor an der Melbourne University, dazu komponiert worden. — Eine amerikanische Statistik weist nach, daß sich an den amerikanischen Colleges die Zahl derer, die Latein und Griechisch studieren, in fünf Jahren verdreifacht und verdoppelt hat, während die für das praktische Leben, für das nach unsrer Ansicht der Amerikaner erzogen werden soll, notwendigern Doktrinen als Physik, Chemie, Mathematik 1898 kaum mehr Studierende aufwiesen als fünf Jahre vorher. Sollen wir jetzt zur praktischen Nation gemacht werden? — Karl Spitteler, der eine sogenannte Selbstanzeige seines „Olympischen Frühlings" im Kunstwart von Avenarius (1. Juli) schreibt (es ist eigentlich eine in Neuveville in der französischen Schweiz gehaltne Rede), sagt: „Wenn in Frankreich unter den gelben 3,50 Franken-Büchern etwas erscheint, das vom Olymp und vom klassischen Altertum handelt, sieht man es an, freut sich, wenn es schön ist, und bedauert, wenn es nichts wert ist. Erscheint so etwas in Deutschland unter den 6 Mark-Büchern, so verlangt man sofort nach dem Arzt, um den Schriftsteller oder Dichter (auch den Verleger) auf seinen geistigen Zustand untersuchen zu lassen. Ist vielleicht Mythologie keine Mode mehr? Walküre in Berlin, München, Paris, London, Zürich, Mailand, Rom; Wotan, Fricka, Freya, Loge auf allen Brettern. Darf man sagen: Quid nobis Hecuba? Hekuba ist Fafner noch wert." Richard Wagner hat ja seine Verdienste um die Wiederbelebung der deutschen mythologischen Studien, aber der reine selige Schönheitsglanz des Olymp ist bei Walhalls Göttern nicht zu finden. — Daß auch den Koryphäen der klassischen Altertumswissenschaft „weltliche" Ehren im Auslande zu teil werden, zeigt die Erhebung von R. C. Jebb, dem hervorragenden englischen Gräcisten, in den Ritterstand durch die Königin von England. Dies wird allgemein in England, wo man die bei uns übliche Hofrat-, Geheime Hofrat- und persönliche Adelwirtschaft — nach Dienstalter wohlverstanden, nicht nach Verdienst — nicht kennt, als eine Huldigung für den Wert der klassischen Studien angesehen. — Zum Schluß noch eine hübsche Verwertung des Lateins: das Juniheft der Classical Review bringt eine Notiz der Great Eastern Railway Company — über Abfahrtszeiten ihrer Züge und die Verbindlichkeiten der Kompagnie zur Beförderung der Reisenden — in lateinische Distichen übersetzt. Diese Notiz ist in

Digitized by Google

der präzisen Sprache der Alten trotz des Verszwangs viel verständlicher als in der schwülstigen Juristensprache Englands, während man doch im allgemeinen der englischen Sprache knappe Ausdrucksweise nicht absprechen kann. M.

Berichtigung. In dem Aufsatze „Der Posener Schulstreit" der Nummer 41 ist auf Seite 70 im zweiten Absatze versehentlich eine falsche Jahreszahl stehn geblieben. Die Wiederzulassung des Unterrichts im Schreiben und Lesen der polnischen Sprache ist nicht, wie dort angegeben ist, im Jahre 1893, sondern erst im Jahre 1894 erfolgt. Der betreffende Ministerialerlaß ist im März 1894 ergangen.

Bei dieser Gelegenheit sei eine Erläuterung zu einer andern Stelle des genannten Aufsatzes erlaubt. Auf Seite 73 ist im Absatz 2 über den Mangel organisierter deutscher Pfarrgemeinden in der Provinz Posen geklagt. Die betreffende Äußerung: „Zwar giebt es hier und da, wo deutsche Katholiken in größerer Zahl leben ... eine deutsche Pfarrgemeinde ..." könnte leicht so gedeutet werden, als sollte das Bestehn deutscher Pfarrgemeinden in größerer Zahl überhaupt in Abrede gestellt werden. Dem gegenüber sei ausdrücklich betont, daß in den ganz oder überwiegend deutschen Kreisen im Westen und Nordwesten der Provinz überall deutsche katholische Pfarrgemeinden bestehn. Das Erzbischöfliche Ordinariat zu Posen hat die Zahl der deutsch-katholischen Parochialkirchen in der Provinz Posen kürzlich auf mehr als fünfzig angegeben. Aber in den Kreisen, wo deutsche Katholiken in größerer Zahl unter einer überwiegend polnischen katholischen Bevölkerung leben, scheint kaum eine selbständige deutsche Pfarrkirche für sie vorhanden zu sein, nicht einmal in den Hauptorten Posen und Bromberg hat die erwähnte Kundgebung des Erzbischöflichen Ordinariats eine deutsche Parochialkirche genannt.

Litteratur

Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flottenlieder und Meerespoesien, für Haus und Schule, vaterländische Vereine und Feste gesammelt von Julius Lohmeyer. Im Auftrage der Freien Vereinigung für Flottenvorträge herausgegeben. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1900

Das meiste, was in Prosa über deutsche Flotte und Seegeltung gesagt ist, fliegt man einmal durch und hat genug davon. Es ist ja dafür gesorgt, daß die Gedanken, die da ausgesprochen werden, uns immer wieder ins Ohr klingen; sie machen ihre langen Wege und Umwege in den Zeitungen und in den Reden der Parlamentarier. Was aber die deutsche Litteratur an Meerespoesien enthält, das liegt zum Teil tief begraben, und es ist dankenswert, daß man diese Schätze hebt und in Umlauf setzt. In vortrefflichen, warmen Worten hat der Herausgeber des Buchs die Notwendigkeit geschildert, auch der Phantasie, dem Gemüt der Deutschen den Zauber der Schönheit, der Unermeßlichkeit und Freiheit des Meeres mehr und mehr zu eröffnen. „Einsicht und Erkenntnis allein wecken noch nicht jene begeisterte Stimmung, die ein Volk zu großen Opfern und Thaten hinreißt." Das gilt vor allem von der Jugend, auf die dieses Bändchen sicherlich den tiefsten Eindruck machen wird. Aber auch der reife Mann wird gern einmal die Spiegelungen des Meeres in der Seele der Dichter an sich vorüberziehn lassen, und er wird neue Töne vernehmen. Seltsam, wie wenig „der Geist, der über den Wassern schwebt," in diesen Gedichten zur Geltung kommt; ist der religiöse Gedanke wirklich so schwach in der deutschen Meerespoesie vertreten? Auch wundert uns das Fehlen Lenauischer Seedichtungen, die doch zu den tiefsten gehören.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Ethik und Politik

Sogar in Kreisen, die es ernst meinen mit der Erhaltung des humanistischen Bildungsgangs für unsre führenden Gesellschaftsschichten, scheint der Materialismus das Urteil zu beherrschen, sobald die internationale Politik in Frage kommt. Man risiert als ein zu Thaten unfähiger Schwächling, wenn nicht gar als schlechter Patriot und vaterlandsloser Geselle kurzer Hand abgethan zu werden, wenn man es wagt, das Problem: Ethik und internationale Politik des Nachdenkens überhaupt für wert zu halten und den Krieg nicht schlechthin als etwas Gutes, Gott Wohlgefälliges zu preisen, sofern nur Aussicht ist, dabei etwas für die Nation, der man angehört, zu profitieren. Dieses Verhalten steht mit der ethischen und idealern Lebensauffassung, die wir Freunde der humanistischen Bildung dem Volk erhalten wollen, doch in schroffem Widerspruch, worüber wir uns auch dadurch nicht hinwegtäuschen lassen sollten, daß sich im protestantischen Deutschland, von dem ich hauptsächlich rede, seit Jahren eine äußerliche Religiosität breit macht, die sich nach englischem Muster in gedankenloser, ganz unprotestantischer Rechtgläubigkeit gefällt und sich mit der materialistischen Moral in Politicis ganz vortrefflich verträgt. Auch mit dem deutschen Volkscharakter steht dieser Materialismus in der Politik im Widerspruch. Das deutsche Volk „bedenkt“ die Politik, und vollends die Weltpolitik, die es zu treiben veranlaßt wird, und die von andern Völkern getrieben wird. Diese Bedenklichkeit unsers Volks ist eine Tugend, auf die wir stolz sein müssen gegenüber der Unbedenklichkeit, durch die sich andre Völker ausgezeichnet haben, wenn wir auch deshalb scheinbar von den Skrupellosen übers Ohr gehauen worden sind. Man sollte sich hüten, den Nachwuchs der gebildeten Klassen auch in dieser Beziehung zu anglisieren und ihn für das leuchtende Vorbild der Engländer in Transvaal zu begeistern, wie es Einzelne schon versuchen. Das deutsche Volk wird so am wenigsten für die Weltpolitik, die wir brauchen und der Kaiser will, erwärmt werden. Und das ist doch dringend nötig.

Digitized by Google

Der im Juni in Karlsruhe abgehaltne elfte Evangelisch-soziale Kongreß hat als dritten Gegenstand seiner Tagesordnung die Frage behandelt: „Welche sittlichen und sozialen Aufgaben stellt die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht unserm Volke?“ Damit war die Frage nach der Berechtigung der Weltpolitik nicht gestellt, vielmehr als bejaht vorausgesetzt. Die Verhandlungen entgleisten also eigentlich, wenn sie sich hauptsächlich darum drehten, aber sie haben an Interesse dadurch nur gewonnen. Das Problem Ethik und Weltpolitik lag in der Luft und auf den Herzen. Mit Gewalt drängte es sich auf die Lippen.

Professor Rathgen, der das erste Referat hatte, sprach viel Gutes streng zum Thema, Betrachtungen darüber, wie wir uns den wilden und halbwilden Völkern gegenüber als Herren zu benehmen hätten usw. Das Recht, die Herren zu spielen, behandelte er nur kurz in der bekannten angelsächsischen Weise: Erschließung der Tropen und dergleichen fruchtbaren Gebieten durch Unterwerfen, Beherrschen und Erziehen ihrer Bewohner zur Arbeit, weil sie die Schätze ohne uns zu heben, und wir die dazu nötige körperliche Arbeit dort zu leisten unfähig sind. Daß der Anspruch auf die Herrschaft über die noch nicht gehörig ausgenutzten fruchtbaren Landgebiete auch die Kulturstaaten untereinander leicht in die allergefährlichsten Konflikte bringen kann, und sie z. B. jetzt in eine bis aufs äußerste gespannte gehässige Kampfstellung zu einander gebracht hat, fordert eine ethische Beurteilung besonders scharf heraus, wird aber von Rathgen gar nicht berührt. Nach frühern Auslassungen scheint er ganz im Banne des englischen Imperialismus zu stehn, und Chamberlain scheint für ihn Autorität zu sein. Wenn er die „großen Gedanken“ dieses Herrn, „deren stolzer patriotischer Klang ihn wohlthätiger berührt als die utilitaristische Denkweise der alten Freihändler,“ als Journalist ausspielt, so ist das seine Sache. Wenn er die Chamberlainschen Phrasen aber in die deutsche Wissenschaft importiert,*) so muß dagegen energisch Einspruch erhoben werden.

Unmittelbar zu Leibe ging der zweite Referent, ein Pfarrer Dr. Lepsius, dem Problem Ethik und Weltpolitik. Bismarck habe einmal gesagt, eine Großmacht bedürfe zu ihrer Anerkennung vor allen Dingen der Überzeugung und des Muts, eine solche zu sein. Das gelte erst recht von dem Anspruch auf Weltmachtstellung. Wir hätten uns zu fragen: Woher entnehmen wir die Überzeugung von dem Beruf zur Weltmacht und den Mut, eine solche zu sein? Und die Antwort laute: Wenn wir auch für die Berechtigung und die Pflicht Deutschlands — trotz der Ungunst seiner geographischen und politischen Lage, eine Weltmachtstellung zu erringen — den Überschuß unsrer nationalen Kraft, wie er sich in dem rapiden Wachstum der Bevölkerung, der überseeischen Ausbreitung des Deutschtums und dem welterobernden Aufschwung der deutschen Industrie erweist, geltend machen könnten, so wurzle doch unser letztes Recht,

*) Schmollers Jahrbücher 1897, IV, 1. Die Kündigung des englischen Handelsvertrags usw.

Digitized by Google

dem Deutschtum in der Welt Raum zu schaffen, in den geistigen und sittlichen Werten unsers Volks, in der Thatsache, „daß wir Deutschen die erstberufnen Träger des Evangeliums in der gegenwärtigen Kulturwelt“ seien.

Auch diese „Kreuzzugsidee,“ die uns als den Auserwählten Recht und Pflicht beimißt, mit Blut und Eisen, wenns nicht anders geht, das „Reich Gottes“ auf der ganzen Erde aufzurichten, ist angelsächsischer Import. Lepsius selbst weist auf ihre „englische Form“ hin, die die größten Triumphe in der über alle Weltteile ausgedehnten englisch-amerikanischen Weltmacht gefeiert habe, wobei ihm freilich noch eingehende Ermittlungen darüber nötig erscheinen, wie viel der Gedanke, dem Christentum die Welt zu erobern, bei der Erschaffung des britischen Kolonialreichs mitgewirkt habe. Vor der Chamberlainschen Praxis zieht auch er den Hut, indem er meint, eine besonnene politische Erwägung könne England das „moralische Recht“ nicht bestreiten, „seine Vorherrschaft über Südafrika gegenüber der holländischen Rasse und die Durchführung seiner großartig angelegten Afrikapolitik sicher zu stellen.“ Er schloß diese Anerkennung des Chamberlainismus mit dem im Munde eines deutschen Pfarrers nicht gerade anmutigen, zum imperialistischen Schlagwort aber vorzüglich berufnen Satze: „Die Politik der Vorsehung ist nicht sentimental.“

Der Satz hat wahrscheinlich Herrn Naumann sehr gefallen, aber die Kreuzzugsidee des Dr. Lepsius fertigte er mit gewohnter „Schneid“ ab. Das war nicht schwer und ganz berechtigt, aber wie es geschah, kennzeichnete den Naumannschen Standpunkt denn doch als einen so ausgesprochen materialistischen, so grobrealistischen, daß auf ihm von christlicher Ethik, deutscher Gemüts- und Verstandstiefe oder gar Wissenschaftlichkeit schlechterdings nicht mehr die Rede sein kann. „Wie kommen nun, fragte er, die Mächte, die auf dem Wege der Auslese (Zuchtwahl) entstanden sind, dazu, bis zu dem allgemeinen Endpunkt zu gelangen, in den die Auslese mündet? Es scheint doch wohl dadurch, daß jede einzelne davon die größte Lebensfähigkeit zu bethätigen sucht, und das bedeutet die Politik, worin der Einzelne zunächst sehen muß, daß er eine Macht ist. Was aus der Weltgeschichte am Ende wird, scheint mir Gottes Sache zu sein. Aber was aus der Weltgeschichte unsers Volks wird, scheint mir Sache unsers Volks zu sein. Und wir sind nicht imstande, eine Philosophie zu machen, die alle Welt so überschaut, daß wir unsre Politik danach einrichten können, sondern wir können nur fragen: Wie erhalten wir die Lebenskraft, die uns jetzt gegeben ist? Und über diese praktische Gegenwärtigkeit hinaus können wir reell politisch kaum etwas leisten.“

Giebt es wohl ein traurigeres Beispiel der auch für gebildete Leute leider immer noch so bestechenden Sophistereien à la mode, mit denen in dem als Axiom hingestellten Darwinischen „Kampf ums Dasein“ auch zwischen den menschlichen Klassen, Rassen und Völkern jede Sittlichkeit und alles Ideale wegdisputiert werden kann und, wie bekannt, auch wegdisputiert wird, sodaß nur noch der nackte tierische Egoismus als causa movens übrig bleibt? Man kann sich doch nicht verheimlichen, daß, was zwischen Nationen, Rassen und

Digitized by Google

Klassen gilt in diesem Kampf ums Dasein, auch plausibel erscheinen muß für den Kampf zwischen den Personen. Es ist dieselbe materialistische Sophisterei, die dem Imperialismus dient und den Anarchismus begründet. Wer die materialistische Weltanschauung ablehnt, der muß auch diesen Imperialismus verabscheuen.

„Warum, fragt Naumann weiter, hat man bei uns in Deutschland die Empfindung, daß die englische Politik unehrlich ist? Nicht deshalb, antwortet er, weil die englische Politik »Machtpolitik« ist, sondern weil sie, indem sie Machtpolitik ist, behauptet, daß sie das thue im Dienste der Humanität und des Christentums. Nicht das ist es, was wir den Engländern übelnehmen, daß sie gewinnen wollen und schießen. Das thun wir ja auch. Das haben wir in Kiautschou gethan und thun es, Gott weiß wo, sonst noch in der Welt. Und wenn wir morgen die Delagoabai haben könnten, würden wir sie nehmen. Besser als die Engländer sind wir auch nicht. Wir wollen so gut auf der Erdkarte haben, was wir haben können, wie sie es wollen."

Man könnte ja hier den Beweis antreten, daß das zum großen Teil falsch ist und im übrigen ganz verschoben und übertrieben; daß wir durchaus nicht dieselbe Politik treiben und sie nie getrieben haben wie die Engländer; daß, wenn wir einmal gewinnen wollen und schießen, das auch noch lange nicht immer dasselbe sein muß, wie wenn die Engländer gewinnen wollen und schießen; daß, wenn wir Kiautschou besetzt haben, oder wenn wir in präventiver (s. v. v.) Notwehr einmal die Delagoabai nähmen, das ganz was andres ist oder sein könnte, als die Unterjochung der Buren durch die Engländer, und daß überhaupt die Vorstellungen, die sich Herr Naumann von der deutschen Weltpolitik macht, wie der Kaiser sie will und sie als deutscher Kaiser nur wollen kann, ganz falsch sind, daß von der Brutalität, von der Naumanns imperialistische Phantasie strotzt, bei unsern leitenden Politikern gar keine Rede ist. Aber Sophistereien thäte man damit zu viel Ehre an. Nur das idealistische Mäntelchen muß ihnen ganz abgestreift werden, damit auch unkritische Leute sehen, was der Kern und das Wesen ist, nämlich die Ableugnung jeder göttlichen, sittlichen Weltordnung, die Vernichtung alles Humanen und Idealen in der Menschheit. Ist schon der Satz: „Macht ist Recht" im Munde der Modevölkerrechtslehrer eine Verirrung, so ist er doch tausendmal berechtigter und vernünftiger als das, worauf Naumanns Sophismen hinauslaufen: in der Politik giebts ebensowenig einen sittlichen Maßstab wie im Tierreich.

Dem gegenüber muß man den Ausdruck ehrlicher Entrüstung, den Professor D. Weiffenbach fand, freudig begrüßen, der über die „Parteinahme für die thatkräftigen, machtentwickelnden und die Kultur fördernden Engländer" in Transvaal mit großem Nachdruck sagte: „Daß die Herren, die im Augenblick, wo die Burenfahne blutbefleckt im Staube liegt, wo das tapfre Volk einen nur dem Kampf der Ostgoten am Vesuv vergleichbaren Heldentodeskampf führte, daß die Herren, sage ich, die in solchem Augenblick sich »kühl bis ans Herz hinan« zu Fürsprechern der brutalen englischen Gewaltpolitik machen, gewiß

Digitized by Google

nicht aus dem tiefsten Empfinden des deutschen Volks heraus reden." Und ganz vortrefflich war auch der kurze Satz, mit dem er sich zu der allgemeinen Frage ausließ: „Gerade diese Parteinahme (des deutschen Volks für die Buren) ist die Probe auf die Rechnung, und sie beweist, wie grundfalsch diese ist. Denn wenn auch die Sätze und Gebote der christlichen Moral bei der Politik nicht die unmittelbare Anwendung erfahren wie in der Individualethik, so müssen doch auch über der Politik, wenn sie nicht zum Appell an die rohe Gewalt und die Macht der Stärkern ausarten soll, die großen sittlichen Gedanken des Christentums als Regulatoren, als Richt- und Zielpunkte schweben."

In besondrer Art beachtenswert waren auch die Bemerkungen, die der Heidelberger Professor der Theologie D. Deißmann zur Sache machte, der sich als „politischer Anhänger und Schüler Naumanns" bekannte, das Problem Ethik und Politik aber als das ernsteste und wichtigste, das der neuen ethischen Wissenschaft gestellt sei, bezeichnete, das zu lösen er sich jedoch nicht berufen fühle. Mit seinem „praktischen Menschen" stelle er sich „auch" (d. h. wohl wie Naumann) auf den Standpunkt, „daß zur Zeit, in dieser Welt der Sünde, in dieser Welt der Niedertracht, eine andre als eine Kampfesstellung der Völker gegeneinander nicht möglich ist." Das heißt, möchte man fast glauben, soviel, als daß er das ganze Problem überhaupt nicht verstand. Denn was kann es sonst heißen? Mit der Sünde und der Niedertracht der Welt hat auch die Individualethik immerfort zu rechnen. Sie und das Christentum und die christliche Kirche — und die nicht einmal allein — sind ihrem Wesen und Zweck nach immerfort im Kampfe gegen die sündhafte und niederträchtige Kampfstellung und Kampfsucht der Individuen, die sie sowohl die geltenden Sittengesetze zu respektieren anhalten wie zu höherer Sittlichkeit erziehn sollen. Wie man ihnen in der Politik, d. h. zwischen Staaten und Völkern, nicht das gleiche Recht und die gleiche Aufgabe zuweisen kann, ist mir ganz unverständlich, da doch die Geschichte der Menschenkultur trotz aller noch vorhandnen und nie ausrottbaren Sünde und Niedertracht auf jeder Seite beweist, daß sie das schon mit Erfolg besorgt haben seit unvordenklichen Zeiten. Und was kann denn Professor Deißmann unter der „Kampfesstellung der Völker" anders meinen, als was Naumann meint, nämlich nicht etwa die Defensive, sondern die Offensive, die Schnapphahnstellung der Nationen zu einander, die mit Gewalt nimmt, was sie kriegt, und schießt, wo Gewinn lockt? Dagegen müssen Ethik, Christentum und christliche Kirche kämpfen ohne Unterlaß, wenn sie nicht selbst der Sünde und Niedertracht dienstbar werden wollen. Mit den Suttner-Hirschischen Marotten vom „ewigen Frieden," der jetzt eingerichtet werden soll, oder mit dem Abrüstungsschwindel hat das gar nichts zu thun. Aber schämen müßten sich die Ethiker, auch die nichtzünftigen, d. h. die Pfarrer und die Theologen denn doch, wenn sie praktisch, durch Lehre in Wort und Schrift, gerade heutzutage, bei dieser überspannten Kampfstellung der Völker statt zum Frieden zu mahnen, den akuten Ausbrüchen der Sünde und Niedertracht in

Digitized by Google

der Form von Kriegen geradezu das Wort reden und vernünftige Bemühungen, den Frieden zu wahren, wohl gar verspotten wollten. Weder die Kreuzzugsidee noch die Nichtsalsmachttheorie, die auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß vertreten wurden, könnten ihnen irgendwie zur Entschuldigung dienen.

Professor Deißmann bemerkte übrigens mit Recht, das Problem Ethik und Politik sei von den „zünftigen" Ethikern bis jetzt so gut wie ignoriert worden, wenn man mehr als Kasuistik verlange. Aber erinnern darf man immerhin daran, daß einer seiner Vorgänger an der alma mater Ruperto-Carola, der Heidelberger Professor der Theologie Dr. Richard Rothe in seiner „Theologischen Ethik" schon vor fünfzig Jahren zu dem Hauptpunkt des Problems, d. h. zu der Frage Ethik und Krieg, ganz Vortreffliches gesagt hat, wenn auch nur in kasuistischer Form. Die Ansichten dieses „liberalen" Theologen und Mannes sind viel mehr berufen, auch heute noch den Volkskreisen, die unsrer Weltpolitik um ihrer im Notfall kriegerischen Konsequenzen willen noch ablehnend gegenüberstehn, die Gewissen zu beruhigen, als alle Sophistereien der säbelrasselnden „politischen Pastoren" neuster Mode.

Rothe war der letzte, der in der internationalen Politik die Ethik außer Dienst gestellt wissen wollte. Er ging soweit, vom sittlichen Standpunkt schlechterdings zu fordern, daß die Wahrung und die Pflege des Volkstums und der Nationalität doch zugleich „allen Nationalegoismus, namentlich schon allen Nationalstolz und alle Nationaleitelkeit" von sich fern halte und wesentlich verbunden sei „mit der ausdrücklichen und rücksichtslosen Unterordnung des einzelnen besondern Volkstums und seiner Interessen unter die allgemeine Idee und den allgemeinen Zweck der Menschheit als solcher — daß der einzelne Staat, indem er sich in seiner eigentümlichen Nationalität erfaßt, zugleich sich und seine nationalen Zwecke aufrichtig der Totalität des menschlichen Geschlechts und ihrem Interesse subordiniere." Er zitiert dabei Schleiermacher (Christliche Sitte), der Jahrzehnte vorher geschrieben hat, es sei lange die herrschende Ansicht gewesen, und sei sie vielleicht noch, daß keine Unterordnung des Staats unter die Gesamtheit des Menschengeschlechts gefordert werden könne, sondern des Staats Sittlichkeit allein darin bestehe, „seinen eignen Vorteil zu suchen und als letzten Zielpunkt des von ihm ausgehenden Bildungsprozesses sich selbst in seiner besondern Persönlichkeit aufzustellen." Das wäre aber „gänzliche Trennung der Politik von der Moral, also ein Widerspruch gegen das Christentum." Praktisch führte diese Auffassung Rothe zur Hochhaltung des Völkerrechts als sittlichem Postulat und bewahrte ihn vor der oberflächlichen Verspottung des Ideals vom sogenannten „ewigen Frieden," die jetzt Mode ist, so wenig er wie Schleiermacher das Abenteuerliche verkannte, das in der Art liege, wie man ihn realisieren wolle, denn in der Form eines buchstäblichen Vertrags und einer materiellen Garantie werde er nie zustande kommen.

„Unser dermaliger völkerrechtlicher Zustand ist übrigens — führt dann Rothe wörtlich aus — noch weit davon entfernt, die Möglichkeit nicht nur, sondern

Digitized by Google

auch die Notwendigkeit und die sittliche Rechtmäßigkeit einer Lösung der Konflikte zwischen den Staaten durch materielle Gewalt, also des Kriegs schlechthin auszuschließen. An sich oder in abstracto betrachtet ist der Krieg freilich immer eine sittliche Abnormität, aber innerhalb des Gebiets des bloßen Pflichtverhältnisses kann er im konkreten Falle durchaus gerechtfertigt sein. Bei der jetzigen Lage der Dinge kann sogar im einzelnen Falle ein Krieg entstehn, ohne daß einem von beiden kriegführenden Teilen eine bestimmte Ungerechtigkeit und überhaupt Verschuldung direkt zur Last fällt. Am allerwenigsten sind auf unserm gegenwärtigen geschichtlichen Standpunkt die Prinzipienkriege unbedingt zu vermeiden. Denn bei ihnen ist eine völkerrechtliche Schlichtung des Streits durch den schiedsrichterlichen Dazwischentritt dritter Staaten ihrem Begriffe selbst zufolge unmöglich, da jeder Dritte hier als Partei erscheinen muß. Solche Kriege, wie sie die allerintensivsten sind, sind eben tief erschütternde Krisen, durch die die geschichtliche Fortentwicklung der menschlichen Gemeinschaft notgedrungen hindurchgeht und die großen politischen Neugestaltungen zum vollständigen Durchbruch bringt. Hier ist das einzig Pflichtgemäße, daß jeder Staat für das, was mit unerschütterlicher Gewißheit den Inhalt seines politischen und sittlichen Bewußtseins ausmacht, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft den andern, die es ihm antasten wollen, gegenüber einsteht und mit jenem seinem sittlichen Heiligtum lebt und stirbt. Überhaupt aber, wird ein Staat durch einen andern an den wirklichen Bedingungen seiner physischen oder seiner moralischen Existenz verletzt, und sind alle in der Möglichkeit liegenden Versuche, diese Verletzung gütlich abzuwehren, erfolglos von ihm gemacht worden: so bleibt ihm zuletzt nichts weiter übrig, als dieselben mit Gewalt abzutreiben, und dies ist dann, wenn anders er sich das Vermögen dazu zutrauen darf, geradezu seine Pflicht. Der Krieg ist dann nichts andres als die Notwehr eines Volks wider das andre, und wie bei der Notwehr, wenn es nicht zu vermeiden ist, auch das sinnliche Leben des Angreifers ohne Bedenken gefährdet wird, so auch im Kriege."

Hiernach erscheine, heißt es weiter, zunächst nur der Verteidigungskrieg als sittlich statthaft. Aber den rechtmäßigen Krieg lediglich auf den Verteidigungskrieg zu beschränken, sei nichtsdestoweniger unmöglich. Denn einmal sei es schon häufig im einzelnen Falle gar nicht festzustellen, ob ein Krieg ein Verteidigungskrieg sei oder ein Angriffskrieg, wie denn namentlich „ein Züchtigungskrieg gegen solche Völker, die dem Völkerrecht Hohn sprechen oder durch ihre Eroberungssucht die Ruhe ihrer Nachbarn fortwährend gefährden, in der That nur ein Verteidigungskrieg und schon als solcher vollkommen gerechtfertigt" sei.

Aber auch der eigentliche Eroberungskrieg lasse sich nicht unbedingt verurteilen. „In Zeiten eines großen weltgeschichtlichen Neubaus wenigstens, in Perioden, wo die Zivilisation erst frisch und von vorn an auf noch ganz unangebaute weite Völkergebiete im großen gepflanzt werden soll — und solche Zeitläufte mögen sich leicht noch oft wiederholen —, können Eroberungskriege

Digitized by Google

völlig pflichtmäßig sein. Ja selbst da, wo die Kultur bereits fest begründet ist, kann ein Volk so sehr in sich sittlich abgeschwächt sein und alle Haltung verloren haben, daß es einerseits in sich selbst der Möglichkeit seines Fortbestands als selbständiger Staat entbehrt und andrerseits die politische Entwicklung der angrenzenden Staaten unablässig stört; und dann ist seine Eroberung durch diese letztern sittlich völlig gerechtfertigt, zumal da sie, als Verschmelzung desselben mit einer sittlich gesündern und lebenskräftigern Nation, zugleich der Weg zu seiner sittlichen Wiederbelebung werden kann. Oder es kann auch ein Volk zur Sicherung seiner politischen Existenz schlechterdings eine Erweiterung seines Gebiets bedürfen und so, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, zu Eroberungen genötigt sein."

Scharf weist Rothe den Gedanken zurück, daß etwa gar der einzelne Bürger, wenn die rechtmäßige Obrigkeit einen Krieg beschlossen habe, deshalb, weil er ein Angriffskrieg oder sonst ungerecht sei, die Teilnahme daran verweigern dürfe. Dadurch würde er sich geradezu der Pflicht des Unterthanengehorsams entziehn und gegen seine Obrigkeit auflehnen. Sei der Krieg wirklich ein ungerechter, so habe diese das zu verantworten.

Der Zweck des Kriegs müsse der Frieden sein, und schon während der Kriegführung müsse sich immer die aufrichtige Bereitwilligkeit zeigen, von der Entscheidung der Waffengewalt abzustehn und auf den Weg der Verhandlungen zurückzukehren, ganz besonders nach Erlangung von Vorteilen über den Gegner. Der Krieg dürfe nicht mit persönlicher Feindseligkeit geführt werden, und nie gegen die Privatpersonen. Er dürfe nie auf Zerstörung der sittlichen Errungenschaften (im weitesten Sinne des Worts) des befehdeten Volks ausgehn, und alle Zerstörung sei bei ihm nur insoweit gerechtfertigt, als sie entweder zur Verteidigung oder zur möglichst schnellen und sichern Wiederherstellung des Friedens unumgänglich sei. Jede eigentliche Grausamkeit müsse verbannt bleiben. Werde der Krieg so mit Menschlichkeit geführt, so sei er, sittlich betrachtet, „durchaus nicht lediglich ein Übel." Es hänge sich zwar an ihn unvermeidlich viel Unheil nicht nur, sondern auch Verwilderung und sittliches Verderben. Aber er sei auch nicht minder ein Schauplatz und eine Schule hoher menschlicher Tugenden und ein sehr wichtiges Mittel zur Reinigung der verdumpften, ungesunden sittlichen Atmosphäre, zur Erhebung des sittlichen Gemeinbewußtseins und zur Erfrischung und Erstarkung der Völker. Oft genug sei er auch gerade ein wirksames Verbreitungsmittel der Kultur gewesen.

So hat vor fünfzig Jahren ein protestantischer Theologe in Heidelberg geschrieben. Auch vom ausgesprochen kriegspolitischen und militärischen Standpunkt aus wird man noch heute fast durchaus damit einverstanden sein können. Und doch, welch ungeheurer Unterschied zwischen Rothes Auffassung und dem Gewaltgeschrei der Imperialisten! Es ist klar, dieser Unterschied ist wesentlich begründet in dem Unterschied zwischen der ethischen, humanistischen Welt- und Lebensanschauung, für die wir wieder die Bahn freier machen wollen, und der extrem realistischen und materialistischen, die das Denken der Gebildeten unsrer

Digitized by Google

Tage zu sehr beherrscht. Darauf sollten diese Zeilen wieder einmal hinweisen, nicht etwa das ungeheure Problem: Ethik und Weltpolitik erschöpfend lösen. Das mögen, wie Deißmann sagt, die zünftigen Ethiker versuchen, aber Erfolg werden sie nur haben als Humanisten, nicht als Materialisten. β

Latifundien und Bauerngut

Unsre heutigen agrarischen Zustände sind im wesentlichen festgelegt worden durch die Gesetzgebungen ans dem Ende des achtzehnten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, also aus einer Zeit, die trotz alles Aufbäumens gegen den französischen Umsturz durchtränkt war von dem Glauben an die erlösenden politischen und andre Doktrinen. So kam denn auch die wahnwitzige Gleichheitstheorie in unsern agrarischen Reformen zur Geltung, indem man nichts mehr von spezifischer, von ständischer Unterscheidung zwischen Großgrundbesitz und Kleingrundbesitz, zwischen Rittergut und Bauerngut, zwischen Adelsrecht und Bauernrecht hören wollte. Wurden die Privilegien des Adels abgeschafft, so konnte man nun doch nicht Privilegien des Bauern schaffen! Das wäre nicht konsequent gewesen, und vor der Forderung konsequenter Systematik beugte man sich wie vor einem sinaitischen Dekalog. So wurde alles befreit, der Bauer und auch der Grund, auf dem er saß, und von dem er gefront hatte, und das gemeine Recht fand in den Landrechten denselben Ausdruck für Edelmann, Bürger, Bauern. Der Bauer erlangte die Freiheit von Robot und Frone, auch die Freiheit, seinen Hof zu zerschlagen und an zehn Kinder zu verteilen, oder ihn an den benachbarten Edelmann zu verkaufen. Und der Edelmann begann zu kaufen und kauft noch heute einen Bauernhof nach dem andern auf; und ist an die Stelle des Edelmanns der bürgerliche Millionär getreten, der bei solchen Belustigungen, wie das Edelmannspielen es ist, weniger auf die Zinsen sieht, dann geht das Auskaufen des Bauern noch flotter von statten. Von der andern Seite hilft der Jude mit, indem er dem Bauern mit Borgen von der Scholle hilft, das Bauerngut zerstückelt oder dem Großbesitzer weiter verhandelt. So ist durch diese heilige Freiheit und Gleichheit der Bauernstand in manchen Teilen von Deutschland in seinem Grundbesitz stark geschmälert worden. In dem ostelbischen Lande sind Dörfer um Dörfer vom Erdboden verschwunden, und nun klagt man dort längst über Arbeitermangel.

Der Staat ist an allem schuld, der Staat muß helfen! Das ist das ewige Lied. Ja freilich, an dem Arbeitermangel ist zum Teil der Staat schuld, nämlich insoweit er die Industrie groß hat werden lassen, und insoweit er die

Digitized by Google

allgemeine Dienstpflicht eingeführt hat. Aber den Vorwurf mit der Industrie wird auch der ärgste Schreier kaum laut werden lassen. Im stillen mag mancher wohl alle Industrie zum Teufel wünschen und der Meinung sein, daß es am besten wäre, Berlin und alle diese Großstädte zu „legen," wie er sein Bauerndorf vor Jahren allmählich gelegt hat. Doch sagt man so etwas nicht laut, meint es im letzten Grunde auch wohl nicht ganz ernst. Ein wenig realern Gehalt hat schon der Vorwurf, daß durch den Kriegsdienst der Bauer dem Landbau entfremdet werde. Der Dorfbursche, der ein Tölpel, aber ein rüstiger Ackersmann ist, wird eingezogen, kommt nach zwei Jahren zurück, und im Dorfe wie auf dem Herrenhof wundert und freut man sich, was aus dem Tölpel geworden ist: ein anstelliger, geweckter Kerl. Aber der Kerl ist leider auch selbst dieser Meinung, und außerdem meint er noch, daß er zu gut für das Dorf oder den Hofesacker sei und eben geschaffen für das Leben in der Stadt, wo man etwas ganz besondres werden und besonders angenehm leben könne. Es zieht ihn zur Stadt, wo er das Gold und das Bier hat fließen sehen; was soll ihm der dürftige Sold als Ackerknecht und das dünne Dorfbier! Hin also nach Görlitz oder gar nach Berlin, auch wenn der Gutsherr oder der Hofbauer ihm fast einen ebenso hohen Lohn böten, wie er in der Stadt bekommen wird — was übrigens weder der Gutsherr noch der Hofbauer bei den knappen Kornpreisen wagen darf. Und war er erst ein paar Jahre in der Stadt, in dem bunten Treiben der industriellen Ameisenhaufen, dann ist er moralisch und oft auch körperlich kaum mehr fähig, zu dem einförmigen Landleben zurückzukehren; war er erst zwei Jahre in der Kaserne, dann fühlt er sich nur zu leicht der Scholle und dem derben, einfachen Landleben entwachsen. Er will „Mensch" werden, wie die Frankfurter Zeitung einmal geschmackvoll gesagt hat, d. h. er wird städtischer Arbeiter und liest die Frankfurter Zeitung zu seiner und der Herren Zeitungsbesitzer und Zeitungsschreiber Erbauung.

Unsre Junker sehen diesen Prozeß in nächster Nähe, denn sie drillen und formen ja als Leutnants den Dorftölpel selbst zum fixen Kerl, wie es ihre Pflicht ist. Sie helfen ihm aus dem Bauernkittel in den Stadtrock hinein, können sich also weder wundern noch beklagen über den guten Erfolg ihrer Mühe. Als Gutsherren aber beklagen sie sich doch, weil sie unter dem Arbeitermangel leiden; nur wäre es bedenklich, die Wirkung des Kasernenlebens hier richtig zu betonen, denn bei ihnen selbst zeigt sich eine ganz analoge Erscheinung. Der Junker — ich meine diese Bezeichnung als einen Ehrentitel — sehnt sich von der Kinderstube an nach dem bunten Rock wie das Mädchen nach dem Ballkleide: hat der Tanz einmal begonnen, dann wird es schwer, aufs Land zurückzukehren. Unsre Junker sind für Landleben und Ackerbau geboren; aber nach der Meinung vieler sind sie weit mehr zum Kriegshandwerk geboren. Das Mädchen, das fünf Jahre lang allwinterlich in Berlin das Parkett gefegt hat, der Junker, der zehn Jahre lang in Königsberg Wein, Weib, Gesang und Kaserne, Pferde und Bälle kultiviert hat, sie halten nicht mehr viel von der heimatlichen „Klitsche." Mag der Vater oder der Inspektor dort nur

Digitized by Google

wirtschaften und Geld schicken — im übrigen soll sie ein gütiger Himmel davor bewahren, das Dienen aufgeben und das Herrschen auf eignem oder gepachtetem Boden beginnen zu müssen. Und so bleiben unsre Junker, und zwar gerade die besten und tüchtigsten Kräfte unter ihnen, nur zu gern und zu oft im Dienst und in der Stadt, bis der blaue Brief sie endlich nach Hause treibt auf die väterliche Scholle oder in ein Pensionslogis. Verloren sind sie für den Beruf, zu dem ihre Geburt sie doch bestimmt hatte. Ist das nun etwa kein „Abwandern" in die Stadt? Ist das etwa nicht sehr ähnlich dem Lebensgang des Bauernburschen aus dem Dorf durch die Kaserne in die Stadt? Man hat Arbeitermangel in Ostelbien, und man hat auch Herrenmangel; denn mit Inspektorwirtschaft, mit solchen widerwillig und kenntnisarm an die Klitsche gefesselten Herren, mit Herren, denen die väterliche Scholle nicht heiliger Boden ist, denen der sittliche Segen des Landbaus fremd ist, die nicht ernste Pflichten, sondern nur Geld in dem Großgrundbesitz suchen — mit solchen Junkern ist es nicht gethan.

Ich weiß wohl, man kann den Einzelnen nicht immer auch durchaus verantwortlich machen für das, was die Wirkung einer langen historischen Entwicklung ist. Der preußische Adel besonders trägt heute den Charakter, den ihm die Geschichte des Hohenzollernstaats aufgedrückt hat. Es ist eine ehrenreiche Geschichte, und dieser Adel darf stolz darauf sein, als tüchtiges Instrument in der Hand seiner Fürsten für den Ausbau dieser deutschen Kolonie zu einem festen Bergfried des neuen Deutschlands Großes geleistet zu haben. Aber dieser Adel war doch nur Instrument, er lebte und schaffte nicht frei nach selbstgewiesener Bahn, sondern von jeher für den König und durch ihn für den Staat; er ist Königsadel geworden, er denkt, fühlt, handelt für und durch den König, er hat seine Rechte wie seine Pflichten durch den König, er giebt alles für den König, er erwartet alles von dem Könige.

Diese Art von Königstreue ist der Stolz des preußischen Adels, und mit Recht. Aber sie hat auch ihre Kehrseite.

Vor fünfhundert Jahren waren die Köckeritze und die Quitzows der Mark Brandenburg wilde Gesellen, aber sie standen auf eignen Füßen und wollten nur auf eignen Füßen stehn; und in Preußen trieben es die Junker damals nicht anders, als der stolze Orden, der Preußen schuf, von dem Eidechsenbunde untergraben wurde. Von der trotzigen Kraft der Ahnen steckt auch heute noch etwas in den Muskeln des preußischen Edelmanns. Aber es hat sich manches geändert, er steht nicht mehr auf eignen Füßen und will nicht darauf stehn; er will von dem Könige, dem er von jeher gedient hat, gestützt sein. So ehrenhaft der Dienst sein mag — er bleibt Unfreiheit. So ruhmvoll die Geschichte des preußischen Adels ist — er hat nicht bloß Gut und Blut dem Könige geopfert, sondern auch seine beste ständische Kraft, die Selbständigkeit. Er hat allmählich den Charakter des Dienstadels angenommen, ihm ist das Bewußtsein geschwunden, auf eignem Recht zu stehn, und er kam kaum zu dem Bewußtsein, noch andre Pflichten als dem Könige gegenüber zu haben. Echte

Digitized by Google

ständische Kraft aber lebt nur in dem Bewußtsein, als Stand zu eignem Recht und zu selbst gewollter Pflicht neben den andern Ständen, auch neben dem Fürsten zu stehn. Das hat England groß gemacht, seit guter germanischer Trotz im Jahre 1215 dem Könige die Schranke wies, die Königsrecht von Volksrecht scheidet. Ein Adel, der sich nur dem Könige verpflichtet fühlt, der kein staatliches Selbstgefühl außer dem feudalen Treugefühl hat, wird immer in ständischen Eigennutz und kleinlichen Geschäftssinn verfallen; denn er fühlt keine Verantwortung als gegenüber dem Fürsten, er sieht in seinen Mitständen nur Nebenbuhler oder wirtschaftliche Gegner, nicht die Genossen, mit denen er Rechte und Interessen des Volkes gemeinsam zu vertreten hat; er steht nicht an der Spitze des Volkes, sondern hinter dem Fürsten. Das ist aber eine falsche Stellung.

Der englische Adel hat seine Bedeutung erlangt nicht durch den König, sondern trotz des Königs, indem er von Anfang an, nachdem er dem Könige für sich die Selbständigkeit in der Magna charta abgerungen hatte, alsbald für die Interessen der Städte eintrat und sich mit ihnen zur Erhaltung ihrer Rechte gegenüber der Krone verband. Er hat seine glänzendsten Thaten und Zeiten erlebt an der Spitze des Volks und seine bösen Zeiten, als er sich unter die Willkür der Stuarts beugte. Der französische Adel ging zu Grunde, als Richelieu und Ludwig XIV. ihn zu einem Hofadel entwürdigten, als er in Versailles allein den seiner würdigen Platz sah, als er keine andern Pflichten mehr kannte, als die ihm der König zuwies, und die er für den König erfüllen konnte, als er nichts mehr nach eignem Recht, als er alles nur von Königs Gnaden war. Als dann der König fiel, mußte natürlich dieser Hofadel mit in die Grube; er stand ja nicht auf eignen Füßen, er war nur das fürstliche Gefolge, die Dienerschaft, die bis in den Tod an den Herrn gebunden war. Es ist ihm nur sein Recht geworden, als er als Stand vertilgt wurde, denn indem der reichste und einflußreichste Teil den organischen Zusammenhang mit dem Volke verloren hatte, hatte er aufgehört, seine Pflicht zu erfüllen, die Pflicht, an der Spitze der andern Stände die gemeinsamen Interessen gegen die Krone zu wahren; er hatte sich längst vom Volke gelöst, seine Güter verlassen, zu arbeiten verlernt. Dieser französische Adel, der später das Emigrantenheer des Prinzen Condé füllte, gab sich selbst auf, indem er sich Ludwig XIV. und dessen Nachfolgern überlieferte; er wurde von seinen Königen zu Grunde gerichtet. Als sich so mancher von diesem Adel um 1789 daran erinnerte, daß er denn doch eigentlich nicht zu dem Gefolge des Königs, sondern an die Spitze des Volks gehöre; als gerade der Adel die Führer für die erste Bewegung gegen die Krone lieferte; als ein Montmorency, ein Mirabeau, ein Lafayette versuchten, die Stellung zu erringen, die der Adel als Stand aufgegeben, zu seinem Verderben an den König verkauft hatte um einigen gleißenden Bettel, um einen Tisch an der königlichen Tafel und ein Lächeln des Sonnenkönigs — da war es zu spät. Wie sehr man auch die persönlichen Leiden und Härten seines Untergangs bedauern und den revolutionären Wahnsinn verurteilen mag:

Digitized by Google

diesem Adel als Stand ist doch nur nach seinem Verdienst, nach dem Verschulden seiner vornehmsten Vertreter geschehn.

Wenn ich auf die so verschiednen Rollen hinweise, die der englische und der französische Adel gespielt haben, so will ich damit nur deutlicher die Stelle in der staatlichen Rangordnung des Volks betonen, an der jeder Adel stehn muß, um seinen Platz richtig auszufüllen, und um ein gesundes Glied des Volks zu sein. Sein Platz ist vor allem auf dem platten Lande, seine Pflichten wurzeln in der Scholle, sein in sozialem Sinne Nächster ist der Bauer. Die Führung des Bauern, die Sorge um das Wohlergehn des Bauern, das ist die gesunde Politik des Landadels.

Hat nun der ostelbische Adel diesen Platz im Gefüge der politischen Ordnung festgehalten? Hat er dem Volk ebenso die Treue gehalten wie dem Könige? Ist es insbesondre immer seine Sorge gewesen, einen kräftigen Bauernstand zu schaffen und zu erhalten? Trifft ihn keine Schuld an der Entvölkerung des platten Landes?

Ich erlaube mir, hier auf einen Adel hinzuweisen, der, in engern Grenzen zwar, doch, wie mir scheint, besser als der französische, als der englische, auch als der ostelbische Adel seine Aufgabe verstanden und erfüllt hat. Die deutschen Ritterschaften der russischen Ostseeprovinzen, namentlich Livlands und Esthlands, haben seit ihrer Unterwerfung unter die russische Krone dieser jederzeit die Treue gewahrt. Die russische Krone hat bis vor einem Menschenalter auch ihrerseits die verbrieften und unverbrieften Rechte dieser Ritterschaften geachtet und sie dadurch befähigt, ihre Pflichten als Stand gegenüber andern Ständen mit solchem Erfolge zu erfüllen, wie es geschehn ist. Diese Ritterschaften haben dem Staat eine Menge seiner besten Diener geliefert, aber sie haben innerhalb der Grenzen ihres Landes zugleich nicht nur ihren ritterschaftlichen, sondern den Interessen des ganzen Landes, der ganzen Provinz, vor allem des ihnen nächststehenden Standes der Bauern gedient. Die agrarischen Zustände der baltischen Provinzen, wie sie sich in der Hand des Adels und unter der Kontrolle der russischen Staatsregierung entwickelt haben, verdienen die Beachtung aller, die sich mit agrarischen Dingen zu befassen haben. Ich beschränke mich hier auf wenige Andeutungen über die Zustände, wie sie in Livland durch den sogenannten „roten Strich" für das Verhältnis von Rittergut zu Bauerngut festgelegt worden sind.*)

Im Jahre 1803 begann der livländische Landtag, eine fast nur aus dem grundbesitzenden Adel bestehende Versammlung, die Reform der bäuerlichen Agrarverhältnisse mit einer Beratung und Verabschiedung der im folgenden Jahre durch die Sanktion der Regierung zum Gesetz erhobnen Bauernverordnung von 1804.**) Dieses Gesetz setzte vor allem an die Stelle der Leibeigenschaft eine

*) Esthland und Kurland haben ähnliche Verhältnisse, die wenn auch nicht genau auf denselben Wegen wie in Livland erreicht worden sind.

**) Ich halte mich an das neuste, vortreffliche Werk von A. Tobien, Die Agrargesetzgebung Livlands im neunzehnten Jahrhundert Bd. I. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1899.

Digitized by Google

gesetzlich beschränkte Hörigkeit. Aber es bestimmte außerdem, „daß der einzelne Bauernwirt ein unentziehbares, vererbbares, öffentliches Nutzungsrecht an dem ihm angewiesenen Bauernhofe genießen solle.“ Mit der Annahme dieses Prinzips, daß trotz des rechtlich anerkannten Eigentums des Gutsherrn an dem Boden, den er bis dahin durch den gleichfalls ihm gehörenden Leibeignen hatte bewirtschaften lassen, und obgleich dieser Bauer nicht die persönliche Freiheit erlangte, dem Bauern dennoch das Nutzungsrecht an dem bewirtschafteten Boden zustehn sollte — durch die Annahme dieses Prinzips wurde der Grund gelegt für die fernere agrarische Entwicklung des Landes, ein Grund, der diese Entwicklung auf völlig andre Wege brachte als die um dieselbe Zeit in Europa üblichen. Denn in dem Europa des römischen Stadtrechts und der gallischen Freiheitsidee forderte man Gleichstellung der Person für alle, ohne sich viel darum zu kümmern, was aus den befreiten Personen werden würde, und gab dem Bauern dann sein Bauerngut meist auf Kosten des Edelmanns zu eigen nach demselben Recht, wie der Edelmann sein Gut besaß.

Dieser theoretische Liberalismus kam dann von Frankreich und Preußen her unter dem schwärmerischen Zaren Alexander I. nach Rußland, wo dieser Herrscher nicht hinter den Reformatoren des Westens zurückstehn wollte. Die Agrargesetze Preußens und die von Napoleon für Polen dekretierte Bauernbefreiung haben wohl den Anlaß und das Vorbild für die zwischen 1816 und 1819 in den drei baltischen Provinzen durchgeführte Abschaffung der persönlichen Unfreiheit des Bauern abgegeben. Die Hörigkeit wurde nun auch abgeschafft wie 1804 die Leibeigenschaft, der Bauer wurde persönlich frei — und das wurde dann als eine Großthat eines aufgeklärten Adels und eines gleich aufgeklärten Herrschers gehörig gepriesen. Aber dieser doktrinäre Liberalismus glaubte damit alles gethan zu haben: jenes Recht des Bauern auf die Nutzung des Bodens stand weder im napoleonischen noch in einem andern Kodex Europas, und der Landtag von 1818, von der Regierung in diese liberal-doktrinäre Richtung mit guten und bösen Mitteln hineingedrängt, schaffte in Livland durch die Bauernverordnung von 1819 dieses Recht ab, das der Adel Livlands im Jahre 1803 anerkannt oder geschaffen hatte.

Sehr bald aber merkte die livländische Ritterschaft, daß sie auf einen für sie und besonders für den Bauern falschen Weg geraten war; es brach sich unter dem Adel die Überzeugung Bahn, daß die Verkehrsfreiheit beiden Teilen gefahrbringend zu werden drohe, und es entstand eine Reformbewegung, die mit der Errichtung eines weitgehenden Bauernschutzes in Gestalt einer Art bäuerlichen Gesamtfideikommisses abschloß.*)

Ich kann hier nicht auf eine Schilderung dieser Reformbewegung eingehn, die seit den dreißiger Jahren unter dem livländischen Adel Platz griff und ihn

*) Tobien a. a. O. S. 440. Leider endet dieser erste Band schon hier, doch nicht ohne das Versprechen des Verfassers, seine Arbeit bis zur heutigen Ausgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse Livlands fortzusetzen.

Digitized by Google

in den Stand setzte, unter einer wohlwollenden Regierung die Bauernverordnung von 1849 zu schaffen, der 1860 eine Ergänzung folgte. Es seien hier nur die Ergebnisse angedeutet, wie sie heute vorliegen. Es sind folgende:

Nachdem die Bauernverordnung von 1819 den Schutz des Bauernlandes gegen das Legen oder Sprengen von Bauernhöfen aufgehoben hatte, waren manche Bauernhöfe eingegangen. Um einer weitern Aufsaugung der Bauernhöfe vorzubeugen, griff man wieder auf die alte Abgrenzung zurück, indem man auf Grund der Regulierung von 1804 Hofesland von Bauernland, Rittergut von Bauerngut schied. Die Bauernverordnung von 1849 sagt (§ 126): „Das Gehorchsland (Bauernland) bleibt nach wie vor Gutsareal und Eigentum dessen jedesmaligen Gutsbesitzers; indessen ist das Dispositionsrecht dieses letztern, hinsichtlich des Gehorchslandes, in der Art gesetzlich beschränkt, daß er keinen Teil desselben jemals und unter irgend welchen Umständen direkt oder anders als durch Verpachtung oder Verkauf an Bauer-Gemeindemitglieder in Nutzung nehmen darf." Dieses Verbot der direkten Nutzung des Bauernlandes durch den Gutsherrn ging so weit, daß, wenn sich für einen Bauernhof weder ein Käufer noch ein Pächter fand, der Gutsherr zwar den Hof während der nächsten sechs Jahre direkt nutzen durfte, nach Ablauf der sechs Jahre aber ihn völlig unbenutzt lassen mußte, bis sich ein Bauer zu Pacht oder Kauf fand (§ 132). Die Verpachtung durfte nicht für weniger als sechs Jahre geschehn (§ 143); sie konnte auf Geld oder Frondienst gestellt sein. Der Frondienst war als bloß transitorische Form erlaubt und wurde durch die Bauernverordnung von 1860 völlig verboten.

Diese Gesetze schufen den „roten Strich," der seitdem das Bauernland vor jedem Auffangen durch Gutsherrn oder Kapitalismus schützt. Alles Land scheidet sich in zwei, genauer drei Kategorien. Erstens das Bauernland; es ist heute zu etwa 85 Prozent in volles Eigentum des Bauern durch Kauf übergegangen. Der Bauernhof darf nicht unter ein bestimmtes Minimum hinab, das auf den Unterhalt einer Familie berechnet ist, zerstückelt werden; er darf ebensowenig über ein bestimmtes Maximum hinaus durch Landkauf oder Pachtung vergrößert werden. Das Maximum entspricht heute einem Geldwert von etwa 40000 Mark.

Eine zweite Kategorie des Landes stellt die Quote dar. Als man 1849 das Bauernland nach der Regulierung von 1804 abgrenzte, war ein Teil des Bauernlandes schon in der Nutzung der Gutsherren und sollte ihnen nun wieder entzogen werden; auch bedurfte die nach Aufhebung der Frone notwendige Änderung der gutsherrlichen Landwirtschaft einer Erweiterung der Grenzen, innerhalb deren sie sich frei einrichten konnte. Deshalb wurde ein Teil des von Bauern genutzten Landes nicht zum eigentlichen Bauernlande geschlagen, sondern dem Gutsherrn zur freien Benutzung überlassen, der dieses Land verkaufen, verpachten, aber auch zur Abrundung der Hofeswirtschaft ganz einziehn durfte. Das war die Quote, die heute noch fast ganz als Pachtland oder als Eigentum durch Kauf in bäuerlicher Nutzung ist.

Digitized by Google

Die dritte Kategorie ist das Hofesland, also der Rest des Gutslandes nach Abzug von Bauernland und Quote. Der Gutsherr hat die freie Verfügung über das Hofesland; sie ist nur eingeschränkt durch die Bestimmung, daß das Rittergut nicht zerstückelt werden darf unter ein Minimum von etwa 300 Hektar hinab. Zu der Zeit der bäuerlichen Leibeigenschaft, dann der Hörigkeit und des Frondienstes bestand die Landwirtschaft des Gutsherrn in den Provinzen des alten Livlands hauptsächlich in der Verwaltung, der Regierung der Bauern, die die Hofesländereien zu bestellen hatten und andre Frondienste verrichteten. Als dann die Geldpacht eintrat, war das Interesse des Gutsherrn noch stärker auf den Bauern und seinen Hof gerichtet, denn von dort kam das meiste Geld, nicht vom Gutsacker. Noch vor fünfzig Jahren hielt man es kaum für möglich, daß der Gutsherr von seinem Hofeslande mehr als seine Naturalien, Brot, Lein, Milch usw. erarbeiten könne: die Bauernpachten waren der Kern des Guts neben den Einnahmen von Krügen, Mühlen und dergleichen. So schätzte man den Wert des Rittergutes hauptsächlich nach den Pachten der Bauern, und da von dorther das meiste Geld kam, so war das Bauernland auch die zunächst liegende Steuerquelle für alle öffentlichen Lasten des Rittergutes. Das Bauernland wurde denn auch durch die Bauernverordnungen von 1849 und 1860 zu dem spezifischen Steuerobjekt gemacht, es wurde das „steuerpflichtige Land" gegenüber dem „schatzfreien Hofeslande." Der Gutsbesitzer haftet für alle öffentlichen Steuern und Lasten, aber umgelegt werden sie nicht nach Umfang oder Wert des Rittergutes, sondern nach dem Wert der dem Rittergut eignen Bauernländereien, des steuerpflichtigen Landes. Die Verteilung geschieht so, daß der Gutsherr die meiste Geldsteuer, der Bauer die meisten Naturallasten zu tragen hat.

Das Rittergut giebt das Material, wie Bauholz, Kalk usw. her, der Bauer stellt Hand- und Spanndienst, und soweit er Eigentümer des Bauernlandes geworden ist, zahlte er bis vor etwa zehn Jahren entsprechend seinem Lande die Geldleistungen für Brückenbau und ähnliche öffentliche Lasten. Vor etwa zehn Jahren beschloß die Ritterschaft, diese Geldabgaben gleichmäßig zu verteilen, indem sie auf das Hofesland einen der Größe entsprechenden Anteil übernahm. Seitdem ruht die Geldsteuer für öffentliche Landesbedürfnisse (nicht Staatszwecke) gleichmäßig auf allem, bäuerlichem wie gutsherrlichem, Kulturlande, die Naturallast (Wege- und Brückenbau) nur auf Bauernland und Quotenland. Wie freiwillig, ja gegen die Neigung der Staatsregierung diese Steuerreformen zu Gunsten des Bauern von seiten der Ritterschaft durchgeführt wurden und werden, zeigt der Umstand, daß die Staatsregierung diese Reform für ihre etwa 300000 Hektar umfassenden Domänengüter bis heute nicht angenommen hat, sondern den auf diese Güter fallenden Anteil an den Geldleistungen nur von dem Bauernlande der Domänen erheben läßt, das Hofesland aber davon frei erhält. Überdies bestreitet die Ritterschaft freiwillig von ihrem Hofesland die Ausgaben für die Landeskirche und einen geringen Teil der Ausgaben für die Volksschule.

Digitized by Google

Aber die livländische Ritterschaft ist hierbei nicht stehn geblieben. Sie hat seit Jahren einen vollkommnen Ausgleich der Steuerverhältnisse zwischen Hofesland und Bauernland angestrebt und vorbereitet. Sie ist eben am Werke, eine Steuerreform bei der Staatsregierung durchzusetzen, die Geldlasten und Naturallasten gleichmäßig verteilt und den letzten Unterschied von schatzfreiem Hofeslande und steuerpflichtigem Bauernlande aufhebt. Diese Reform soll auch den Wald, der den größern Teil der Hofesländereien ausmacht, aber bisher steuerfrei war, zur Besteuerung heranziehn. Da das Bauernland fast gar keinen Wald hat, so trifft diese Steuer nur das Rittergut, und da auch die Naturalleistungen für Wegebau usw. auf das Hofesland ausgedehnt werden sollen, so bedeutet diese Reform eine Entlastung des bäuerlichen Eigentümers zu Lasten des Ritterguts.

Werfen wir nun einen Blick auf die heutige Verteilung des Landes nach der Art der Nutzung und nach der sozialen Ordnung. Das Gesamtareal Livlands umfaßt 3137215 Dessätinen (1 Dessätine = 1,0925 Hektar) = etwa 701 Quadratmeilen, darunter Domänen des Staats 292000 Dessätinen. Hiervon sind:

Hofesland	1650829	Dessätinen,
Quote	250573	„
Bauernland	1245813	„

Da von der Quote etwa 50000 Dessätinen schon an Bauern verkauft sind, so steht ein gutsherrlicher Besitz von 1800000 Dessätinen einem bäuerlichen Besitz von 1300000 Dessätinen gegenüber. Nun besteht aber das Bauernland fast nur aus Kulturland (Acker, Wiese, Weide), das Hofesland zum großen Teil aus Wald und sogenannten Impedimenten, nämlich Moor, Wasser, Wegen usw., und zwar beträgt der Wald 746000 Dessätinen, Moore usw. 327000 Dessätinen, zusammen 1073000 Dessätinen, sodaß dem Hofesland an eigentlichem Kulturland nur etwa 778000 Dessätinen verbleiben, und das Hauptgewicht des Hofeslandes immer mehr auf den Wald übergeht, dessen Wert gegenüber dem Kulturlande stetig wächst. Von dem gesamten Kulturareal waren nach der Zählung vom Jahre 1881 in der Nutzung selbständiger Mittel- und Kleinwirtschaften 81,4 Prozent, in der Nutzung des Großgrundbesitzes 18,6 Prozent. Diese 81,4 Prozent sind heute etwa bis zu 85 Prozent in bäuerliches Eigentum übergegangen; von den 18,6 Prozent wurden etwa 250000 Dessätinen in Großbetrieb bewirtschaftet, doch ist die Anbaufläche seitdem sehr gewachsen. Daneben gab es 1881 kleine Häuslereien, mit Knechtsfamilien besetzt, die etwa 29000 Dessätinen Land hatten.

Diese agrarische Verfassung hat nun eine große soziale Bedeutung. Sie sichert gegen allzu schnellen Besitzwechsel, sie schafft einen lebensfähigen Großbesitz, einen lebensfähigen Mittelbesitz und giebt den Boden für einen Kleinbesitz als Stütze einer seßhaften Arbeitermasse. Sie sichert den Bauernstand gegen das Zerstäuben durch das Kapital, das Legen oder Sprengen des Bauernhofes. Freilich nur bis zu der Grenze des Minimums, aber doch immer als

Digitized by Google

selbständigen, dem bäuerlichen Stande vorbehaltnen Hof. Der Nichtbauer, auch der Gutsherr, darf zwar einen Hof im Bauernlande erwerben, aber er darf ihn nicht selbst bewirtschaften oder gar in die Hofesäcker ziehn, mit der Hofeswirtschaft verschmelzen. Will er zu wirtschaftlicher Abrundung ein Stück Bauernland oder einen ganzen Bauernhof zu uneingeschränktem Besitz erwerben, so muß er von seinem Hofeslande ein im Werte gleiches Stück ausscheiden, das dann die Qualität des Bauernlandes annimmt, mit andern Worten: was vom Bauernlande genommen wird, muß ihm vom Hofeslande ersetzt werden. Zu solchem Austausch ist die Zustimmung der Bauerngemeinde erforderlich.

Dieser Agrarordnung ist sehr zu statten gekommen, daß sie in einer Zeit geschaffen wurde, wo noch keine Landenge der praktischen Verteilung des Bodens hindernd, wie in Deutschland, im Wege stand. Nirgends liegt der Gutshof in diesen Provinzen inmitten des Bauerndorfs, wie so oft in Deutschland und in Frankreich. Deshalb besteht nur selten das Bedürfnis des Gutsherrn, den einengenden bäuerlichen Acker zum Gutsacker zu ziehn. Wie der Gutshof frei inmitten seiner Ländereien, ohne Gemenglage mit bäuerlichem Lande abgegrenzt ist, so liegt wenigstens im lettischen Teil der Provinzen der Einzelhof des Bauern immer inmitten seiner Flur. Im esthnischen Teil von Livland herrschte ehedem das Dorf vor, wie in allen von Esthen und Finnen bewohnten Ländern. In den letzten fünfzig Jahren aber haben die Gutsherren in Nordlivland die meisten Dörfer niedergelegt und mit sehr bedeutenden Kosten die Bewohner in die Dorfflur hinaus auf Einzelhöfe gesetzt, und zwar weil der Bauer gelernt hatte, diese Wirtschaftsordnung der Dorfordnung vorzuziehn, sodaß die Kosten der „Streulegung" dem Gutsherrn durch erhöhte Pacht oder höhern Verkaufspreis zum großen Teil ersetzt wurden. In Kurland findet sich nirgends Dorfwirtschaft, während der esthnische Bauer noch meist in Dorfschaften mit ihren Gewannen, ihrer Gemeinweide, kurz ihren großen Mißständen wohnt. Überall aber war zu der Zeit der Abgrenzung von Bauernland und Hofesland noch genug freier Boden vorhanden, jede Wirtschaft einheitlich auszustatten, abzurunden. Eine richtige Bodenverteilung hat Gutshof wie Bauernhof auf eine möglichst zweckmäßige wirtschaftliche Grundlage gestellt, die weder zur Latifundienbildung noch zur Zersplitterung drängt.

Ich kenne keine gesündre agrarische Verfassung als die, die heute in Livland und den beiden Schwesterprovinzen besteht. Sie giebt dem Volksleben die so wertvolle und anderwärts leider so erschütterte Festigkeit, und sie gewährt zugleich dem Volke allen Spielraum zu regem Leben und Streben. Was fehlt, ist ein bäuerliches Erbrecht mit starker Betonung des Anerbenrechts. Die russische Staatsregierung hat leider bisher den Bemühungen der Ritterschaften, ein solches Erbrecht zu schaffen, kein Verständnis entgegengebracht. Auch hier stehn sich gesunder Sinn eines pflichtbewußten Standes und bureaukratisches Schematisieren, Besserwissen, Formelwesen gegenüber. Was aber bisher auf dem Gebiet agrarischer Organisation geschaffen ist, kann als Muster

Digitized by Google

dienen auch für westeuropäische Verhältnisse und zeigt, welche segensreiche Verbindung das aristokratische Prinzip mit der liberalen Gesinnung eingehn kann.

Die Ritterschaften sind heute in ihrem besten Streben vielfach gehemmt. Der livländische Landtag beschloß schon im Jahre 1803, zugleich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft eine energische Organisation des Volksschulwesens in seine Hand zu nehmen. Als die Russifizierung zu Anfang der siebziger Jahre einsetzte, fand sie in den drei Provinzen eine vortreffliche, von den Ritterschaften geleitete und zum größten Teil von ihnen bezahlte Volksschule und gute Lehrerseminare vor. Die Ritterschaften wurden seitdem auf diesem Felde wie auf so vielen andern beiseite geschoben. Wenn hier Staatspolitik die provinziell-ständische Arbeit gestört hat, wenn hier wie anderwärts, wie nur zu oft auch in deutschen Landen, die selbstzufriedne Hand des Beamtentums die ständisch-provinzielle Thätigkeit lähmt, so ist das oft die Schuld eines übermächtigen oder unverständigen Kanzleimechanismus. Oft aber trägt auch der Staat die Schuld.

Die Not hat den Adel und den Großgrundbesitz in Ostelbien und andern Teilen Deutschlands in der letzten Zeit dazu getrieben, dem Bauern zur Verteidigung gemeinsamer Interessen die Hand zu reichen. Aber man dürfte sich nicht wundern, wenn der Agrarier oder der Bund der Landwirte nicht überall das volle Vertrauen des Bauern in die Führung des Großbesitzes diesen Bestrebungen entgegenbrächte. Die Erfahrung dürfte keine sehr eindringliche Lehrmeisterin für den Bauern von heute sein, da der Bauer von gestern nicht gar viel zu erzählen wußte von einer Sorge des adlichen Standes um das Wohl des bäuerlichen Standes, von einer Verteidigung bäuerlicher Interessen durch den Adel auch dort, wo bäuerliche und adliche Interessen verschiedne Wege gingen. Der Trieb des Eigennutzes drängt heute den Großbesitz zum Bauern. Ein recht verstandner Eigennutz aber dürfte den bäuerlichen Stand nach seiner Loslösung vom Adel nicht zu der vollen Trennung vom Adel forttreiben lassen. Hätte sich der ostelbische Adel als Vertreter nicht nur eigner, sondern allgemeiner Interessen des Volkes gefühlt und sich demgemäß seine Stellung geschaffen, so wäre sein Gewicht im Lande heute wahrscheinlich größer, als es ist, und vielleicht seine Leutenot geringer. Wie die Dinge heute liegen, würde jede Agrarreform, die auf eine Stärkung des Bauernstandes ausginge, sofern sie dem Großbesitz nicht Gewalt anthun will, gar bald auf die Sandbank der „Landenge“ laufen, die von manchen sogenannten Volkswirten so hoch geschätzt wird, weil sie den Arbeiter vom Land in die Stadt treibt. Indessen wäre es auch heute noch nicht zu spät, zu erwägen, ob es nicht geboten wäre, der Verstärkung der Landenge dadurch vorzubeugen, daß man der weitern Aufsaugung des bäuerlichen Bodens durch den Großbesitz einen gesetzlichen Riegel vorschöbe, und daß man die wucherische Zerstücklung von Bauernhöfen verhinderte.

Solche Fesselung des bäuerlichen Landes wäre natürlich nicht nach dem

Digitized by Google

Geschmack vieler Professoren der Volkswirtschaft, und wohl ebensowenig nach dem Geschmack vieler Gutsbesitzer, die ihre Wirtschaft auszudehnen wünschen. Aber sie wäre ganz im Interesse eines Adels, der nicht nur öde Junkerei treiben, eines Bundes der Landwirte, der nicht nur von heute auf morgen bessere Geschäfte machen, sondern der wirklich staatlich und sozial sein und arbeiten will. Es kommt vielleicht, und vielleicht eher als wir ahnen, die Zeit, wo unsre Industrie nicht mehr in der glücklichen Lage ist, den jährlichen, nach Hunderttausenden zählenden natürlichen Zuschuß der Bevölkerung aufzunehmen und zu fesseln: ein Aufhören der Abwandrung vom Lande, eine Rückwandrung zum Lande kann eintreten und die Leutenot zeitweilig heben. Wird der Großbesitz, der Agrarier dann zufrieden sein mit dem Augenblick, oder wird er die gute Stunde nützen, um für wiederkehrende böse Tage gewappnet zu sein? So lange die Agrarier und der Bund der Landwirte nur Geschäftsgenossenschaften bleiben, werden sie viel Feinde, viel Mißtrauen um sich, wenig dauernde Kraft und Bedeutung in sich finden. Erst wenn es ihnen gelänge, organisierend die landwirtschaftliche Bevölkerung zusammen zu fassen und das landwirtschaftliche Gewerbe überall gegenüber dem Staat zu vertreten, werden sie sich das Bürgerrecht erringen. So groß dieser Bund heute sein mag, so wird seine künftige Stärke doch nur von der Größe der Aufgaben abhängen, die er sich stellt.

E. von der Brüggen

Lernjahre eines Theologen

Erlebnisse und Beobachtungen

(Schluß)

4

Die meisten jungen Leute pflegen in der Zeit ihrer Entwicklung eine Periode radikalen Bruchs mit der Religion durchzumachen. Gewöhnlich tritt diese Entwicklnng bald nach der Konfirmation ein. Durch die bei uns übliche Praxis der Einsegnung unerwachsener Kinder beweist die Kirche, daß sie es sich wohl zutraut, Kinder zu leiten, aber vor dem erwachenden Selbständigkeitsdrange im Denken und Wollen streckt sie mutlos die Waffen. Sie überläßt die Jünglinge in den entscheidendsten Kämpfen ihres Lebens ganz sich selbst. Kein Wnnder, daß die Gedankenwelt unsrer Jünglinge und Männer unkirchlich oder wenigstens — was in vielen Fällen noch besser ist — antikirchlich ist. Der Kampf gegen die Kirche könnte doch noch zur Achtung des Gegners führen, wenn die Kirche in ihrem Gegenkampfe achtenswerte Saiten aufziehn würde. Aber hieran fehlt es so oft. Sie hat gewöhnlich für die Abtrünnigen

Digitized by Google

nur Worte der Verdammnis oder — was noch beleidigender ist — des Mitleids. Es fehlt ihr vollkommen die Anerkennung des männlichen Ideals der Arbeit im Denken und Schaffen*); das Vorwärtsstreben des Mannes, sein Kampf, sich durchzusetzen und bleibende Kulturwerte zu schaffen, wird als etwas angesehen, um das die Kirche sich nicht zu kümmern habe. Die Gedanken der Demut, des Duldens, der Unterwürfigkeit sind in so einseitiger Weise betont worden, daß das Christentum vielen achtenswerten Männern als eine feige, weichliche Religion erschienen ist, aus der man sich in den Heldensinn echten Germanentums oder in die klassischen Kunstideale zu retten habe.

Diese Kämpfe um den Glauben, die bei jungen Männern schon früh zu beginnen pflegen und in immer wechselnden Gestalten ausgefochten werden, waren durch das unehrliche Verschweigen des Gymnasiums in mir aufgeschoben worden. Vielleicht ist es ein seltner Fall, wenn ein junger Mann die Universität bezieht, ohne je an der kindlich-naiven Wunderwelt der Bibel- und Kirchenlehre Zweifel gehabt zu haben. Wenn die Schule sich das Ziel gestellt hatte, ihre Schüler in kindlicher Unwissenheit über die wichtigsten und drückendsten Fragen zu erhalten — bei mir hatte sie es erreicht. Da die Schule ihre Pflicht versäumt hatte, geistigen Schwimmunterricht zu erteilen, so versank ich bald in dem Meer einer ziemlich oberflächlichen Weltanschauung, die mich doch nicht befriedigen konnte. Einen Führer hatte ich nicht. Selbst die bedeutendsten theologischen Dozenten reden nach ihren eignen Erklärungen meist nur für solche, die schon im allgemeinen überzeugt sind. Sogar eine bedeutende moderne Dogmatik erklärt ausdrücklich, es liege „jenseit ihrer Aufgabe, das Recht der christlich-religiösen Grundanschauung selbst erst zu prüfen. Sie nimmt ihren Standpunkt in, nicht außer oder über dem christlichen Glauben." Mögen solche Erklärungen gläubig klingen — den Zweifelnden stoßen sie direkt zurück. Er sieht sich vor andre Thüren gewiesen, wenn die christlichen Dogmatiker ihn unbarmherzig fortweisen.

Freilich das schwerste Ringen blieb mir erspart. Die Forderungen des Sittlichen in ihrer absoluten Bedeutung sind mir nie zweifelhaft geworden. So hatte ich doch hier einen festen Grund, von dem aus es mir gelingen konnte, ein neues Gebäude aufzurichten. Nur aus der modernen Litteratur kenne ich solche Menschen, die in der geflissentlichen Loslösung von dem Gesetz des Guten ihre geistige Befreiung zu erleben glauben und den Durchgang durch die Sünde für förderlich zur Geistesfreiheit erachten. Immerhin waren die geistigen Kämpfe, die ich durchzumachen hatte, schon schwer genug. Am meisten förderlich zum Aufbau einer Weltanschauung, die das bewährte Alte mit dem guten Neuen zu verbinden wußte, war mir ein Dozent, der unter der Ungunst der Zeiten besonders schwer zu leiden hatte Natürlich war er als radikal

*) Vgl. auch Lagarde, Deutsche Schriften, Seite 235: „Es ist höchst charakteristisch, daß die ausdrückliche Männlichkeit in der Kirche niemals zur Geltung gekommen ist"; „weil das eigentliche Gebiet des Mannes, die Arbeit in der Welt gegen die Welt, von der Kirche nicht begriffen und darum auch nicht gewürdigt wurde."

Digitized by Google

und als Zerstörer verrufen, weil er den Zwiespalt der mittelalterlichen Form des Christentums mit dem modernen Denken besonders scharf gefühlt hatte und von der beliebten unwahrhaftigen Art der Verheimlichung und Umdeutung möglichst weit entfernt war. Seine Religionsphilosophie bot mir das, was ich bei andern Dozenten vergeblich gesucht hatte, ein klares Eingehn auf die Gedankenwelt des modernen Menschen, ein scharfes Herausstellen des christlichen Prinzips der Gotteskindschaft, ein ehrfürchtiges Durchwandern durch die Religionsgeschichte in der Grundstimmung: Gott hat sich nicht bloß am Sinai und in Galiläa offenbart, sondern überall, wo Menschen nach oben schauen und von dorther Heil und Hilfe erwarten, schließt sich ihnen Gott auf, am vollkommensten in Jesus von Nazareth, dessen Leben ganz göttlich und menschlich zugleich war.

Freilich sich eine den Menschen befriedigende Weltanschauung aufbauen heißt noch nicht in ihr leben. Die Welt richtig anfassen ist noch etwas Höheres, als sie richtig auffassen. Das letzte lernt man doch schließlich nur in einem praktischen, thätigen Lebensberuf. Während viele meiner Altersgenossen frühzeitig die Welt des Denkens, der Wissenschaft verzagend oder resignierend verließen, beschritt ich zunächst den entgegengesetzten Weg. Ich verachtete die Welt des praktischen Handelns, die thätige Einwirkung auf Menschenseelen. Ich suchte ausschließlich und einseitig im Denken, im wissenschaftlichen Forschen mein Lebenselement. Ich lernte die Freuden und Leiden des wissenschaftlichen Arbeiters kennen; jede gefundne Wahrheit, jede neue Erkenntnis gab mir ein unendliches Gefühl der Freude, einen Zuwachs an innerer Kraft. Aber daneben fehlten auch nicht die Stunden des Ermattens, des Verzagens, das Gefühl des Ausgedörrtseins an Leib und Seele. Ich lernte nicht bloß die großen, die anregenden Gedanken der Denker kennen, sondern auch ihre kleinen; ich lernte die Methode des Forschens, die minutiöse Kleinarbeit, die Maulwurfsarbeit des Gelehrten kennen. Bücher schienen mir eine Zeit lang mehr Lebensweisheit zu geben als Menschen. Doch kamen auch wieder Stunden, wo ich zu mir selber sagte, was Faust von Wagner sagt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Ich lernte die Mängel des wissenschaftlichen Handwerks kennen, wie sie Nietzsche*) beschreibt: „Der wissenschaftliche Mensch ist nun neuerdings in Deutschland in eine Hast geraten. ... Jetzt arbeitet er so hart wie der vierte Stand, der Sklavenstand, arbeitet, sein Studium ist nicht mehr eine Beschäftigung, sondern eine Not." „Was soll da aus einer Kultur werden, die verurteilt ist, gerade angesichts einer solchen aufgeregten, atemlosen, hin- und herrennenden, ja zappelnden Wissenschaftlichkeit auf die Stunde ihrer Geburt

*) Unzeitgemäße Betrachtungen I, 1873, S. 54 f.

Digitized by Google

und Erlösung zu warten?" Immerhin war dieser Zustand doch nur ein Durchgangsstadium, und wenn es auch ein unnatürliches Leben war, das mich ganz der Wirklichkeit entfremdete, so hatte es doch durch die gewaltsame Anspannung des Denkens seine guten Folgen. Gerade als die Zeit der Abspannung, der Ermüdung, des Verzagens an der Kraft, die höchsten Welträtsel selber zu lösen, am stärksten in mir war, wurde ich aus dieser Welt der Abstraktion herausgerissen und in das thätige Leben hineingestellt. Bisher hatte ich geglaubt, daß der im Leben am besten zu brauchen wäre, der die Weltanschauungsfragen am gründlichsten gelöst habe. Jetzt sah ich, wie die Welt von ganz andern Dingen regiert werde, wie es Schiller so unübertrefflich sagt:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Ich lernte das Heer der wilden Leidenschaften kennen, die Sinnlichkeit, den Ehrgeiz, das Strebertum. Ich lernte Menschen kennen, Menschen von Fleisch und Blut, nicht zurechtphantasierte, die keine Weltanschauungsfragen im Kopf trugen. Alle Lebensberufe haben das Gute, daß sie den Menschen zwingen, die Welt nicht bloß in seinem Verstande, sondern sie mit lebendigem Herzen und Willen anzufassen.

5

Jeder, der am Ende seiner theologischen Studienzeit steht, wird jetzt noch einmal vor die ernste Frage gestellt: Willst du wirklich den heiligen Beruf übernehmen, Geistlicher einer Gemeinde zu sein? Es sind oft nicht die schlechtesten Theologen, die für das geistliche Amt verloren gehn. Denn das Universitätsstudium führt durchaus nicht geradeswegs zum geistlichen Amt als seinem natürlichen Zielpunkt hin. Alle Wissenschaft, auch die theologische, will nur wissen, um zu wissen. Die Erforschung der Wahrheit und nichts andres ist ihr einziges Ziel. Sehr viele Wahrheiten, die sich der Theologe durch sein Studium erarbeitet, sind nun nicht derart, daß sie geeignet wären, im praktischen Wirken des Geistlichen die Grundlagen zu sein. Drei Gründe für diese Diskrepanz von theologischem Studium und geistlichem Amt lassen sich finden, ein allgemeiner, der sich auch in andern Lebensberufen findet, und zwei mit der Eigentümlichkeit des theologisch-kirchlichen Berufs zusammenhängende. Zunächst ist es der Ruhm und die Art der Universität überhaupt, daß sie die Stätte ist, in der reine Wissenschaft gepflegt wird, auch abgesehen von ihrer praktischen Verwendbarkeit. Sie sucht ihre Zöglinge nicht handwerksmäßig zu besondern Berufen abzurichten. Sie bedarf darum vielleicht zu ihrer Ergänzung praktischer Seminare. Es ist in der Theologie wie in der Philologie: Ein tüchtiger Philologe ist noch kein tüchtiger Pädagog und Lehrer. Mitunter ist er sogar durch sein Studium dazu verdorben. So ist auch ein wissenschaftlich hervorragender Theolog noch nicht geeignet, ein wirksamer,

Digitized by Google

fähiger Geistlicher zu sein. Wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit und die Fähigkeit, die Wahrheit wirksam mitzuteilen und zu vertreten, fallen oft auseinander.

In der Theologie sind es jedoch noch zwei besondre Gründe, die eine große Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis aufgethan haben. In den Pfarrhäusern weht meist eine vollkommen andre Luft als in Universitätskreisen. Ein jüngerer Dozent äußerte sich einst zu mir: Wer einmal Geistlicher gewesen ist, ist für die Wissenschaft verloren. Andrerseits sind die Anklagen, die auf kirchlichen Synoden und Pastoralkonferenzen gegen die Universitätstheologie erhoben werden, bekannt genug: sie entfremde ihre Jünger dem Glauben der Kirche, sie erziehe sie in einem Geist des Kritizismus, sie suche ihre Ehre darin, die altheiligen Urkunden des Glaubens in ihrer Glaubwürdigkeit zu verdächtigen, kurz sie erreiche alles andre eher, als daß sie geeignete praktische Geistliche erziehe.

Für viele Theologen ist dieser Gegensatz der fortgeschrittnen Universitätstheologie zu der stagnierenden, in der Kirche herrschenden Durchschnittsmeinung der Grund, warum sie dem kirchlichen Amt den Rücken kehren. Und sehr viele, sowohl orthodoxe wie der Kirche entfremdete Menschen, die auch hier in der Beurteilung Hand in Hand gehn, loben solche Leute, daß sie ehrlich dem kirchlichen Amt den Rücken kehren, anstatt unwahr zu werden und ihren Geist in drückende Fesseln schlagen zu lassen. Ich halte diese Ansicht für unrichtig. Denn kirchenrechtlich ist in der Gegenwart nicht festgelegt, was die geltende Kirchenlehre ist. An den alten Symbolen wird dem Buchstaben nach nicht mehr festgehalten, und der in ihnen lebende Geist läßt sich nicht in Paragraphen fassen. Infolgedessen herrscht heutzutage vollkommne Rechtsunsicherheit. Die Behörden der Kirche haben die Macht, je nach Gutdünken die Bekenntnisse strenger oder weiter als Norm für den Geistlichen zu fassen. Glücklicherweise sind die Konsistorien nun auch nicht unabhängig von dem in die Kirche eindringenden neuen Geist, der die Schale der alten Dogmen gern hingiebt, wenn sie brüchig geworden ist. Zwar pflegen die Konsistorien im Durchschnitt dreißig bis vierzig Jahre hinter der Entwicklung der Zeit zurückzubleiben, aber sie sind doch keine starre, unveränderliche Größe; auch haben sie die Wahrheit und den heiligen Geist nicht für sich gepachtet; sondern der Geist weht, wo er will, auch in der für abtrünnig angesehenen Universitätstheologie.

Weit wichtiger jedoch als die gegenwärtige rechtliche Lage ist die religiöse Frage. Hier ist es der Grundfehler der mit dem radikalen Unglauben einigen Orthodoxie, daß sie das religiöse Leben etwa wie das Leben der Schmarotzerpflanzen und -Tiere betrachtet: Der religiöse Mensch lebe, indem er sich von den religiösen Gedanken der Überlieferung nähre. Er eigne sich, sei es mit gewaltsamer Unterdrückung seines Ichs, seines gesunden Denkens, Fühlens und Wollens, sei es mit ehrfürchtiger Demut die Gedanken an, die die religiösen Genien in ihrem innersten Selbst erlebt haben. Das religiöse Leben ist nach dieser Meinung kein selbständiger Organismus, sondern es sucht Unterschlupf,

Digitized by Google

Deckung und Halt bei fremden Organismen. Das eigne religiöse Erleben ist damit zum größern Teil erspart. Das Erleben andrer tritt stellvertretend dafür ein. Man hat nur nötig, sich die Gedanken andrer anzueignen. Wer aber schon etwas von Religion erlebt hat, der weiß, daß der Mensch in ihr rücksichtslos wahr sein muß. Zu der Unwahrheit, die er zuerst ablegen muß, wenn er Gott finden will, gehören auch alle die angelernten oder angequälten fremden Glaubensgedanken. Mit ihnen darf er nicht seine jämmerliche Blöße zu verhüllen suchen, sondern Auge in Auge soll er vor Gott treten und nichts andres als wahr gelten lassen, als was im tiefsten Innern ihm als göttliche Wahrheit kund wird. Nur so gelangen wir zu den uns heute so besonders notwendigen religiösen Persönlichkeiten, die nur in eigentümlicher, scharfgeschnittner Originalität zu wirken vermögen. Besser daß ein solcher Charakter nur eine Seite der Religion vertritt, als daß in dem heute üblichen sentimentalen Phrasenbrei des religiösen Parasitentums jedes selbständige religiöse Leben erstickt wird.

Also wichtiger als daß ein Geistlicher in übertriebner Pietät gegen ehrwürdige Traditionen seine persönliche Art verliert, ist, daß er ein selbständiges religiöses Leben hat und es nährt. Die Hauptfrage für einen Theologen, der vor dem Eintritt in das Pfarramt steht, ist nicht: Ist die Masse des überlieferten Stoffs, den ich für richtig halte, auch groß genug? Denn Religion besteht nicht im Markten und Feilschen um ein Mehr oder Weniger von Lehrsätzen der Überlieferung, sondern in ernstem, wahrhaftigem Leben in Gott. Ich werde nicht frommer, wenn ich mich quäle, das „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria" zu glauben oder mich von der Echtheit möglichst vieler neutestamentlicher Schriften zu überzeugen. Die eigentliche Grundfrage für einen Theologen, der ein Pfarramt übernehmen will, ist vielmehr: Bist du selbst ein Mensch, der in Gott lebt, oder ist dir die Religion nur etwas äußerlich Angelerntes, etwas Ererbtes oder Angequältes? Nietzsche, der scharfe Psychologe menschlicher Schwächen, hat in einer auf viele zutreffenden Weise den menschlichen Selbstbetrug aufgedeckt:

„Verlobte, die die Konvenienz zusammengefügt hat, bemühen sich häufig verliebt zu werden, um über den Vorwurf der kalten, berechnenden Nützlichkeit hinweg zu kommen. Ebenso bemühen sich viele, die ihres Vorteils wegen zum Christentum umlenken, wirklich fromm zu werden, denn so wird das religiöse Mienenspiel ihnen leichter." „Wenn einer sehr lange und hartnäckig etwas scheinen will, so wird es ihm zuletzt schwer, etwas andres zu sein." „Priester, die als junge Männer gewöhnlich bewußt oder unbewußt Heuchler werden, werden zuletzt natürlich und sind ohne alle Affektation — eben Priester."*) Wenn man auch gegen ungerechte Verallgemeinerung solcher Sätze protestieren muß, so muß doch zugegeben werden, daß Nietzsche hier scharfsinnig die Gefahr, sich unwahrhaftig in die Religion hineinzuleben, durchschaut hat. Darum sollte

*) Menschliches, Allzumenschliches, S. 256, S. 57.

Digitized by Google

sich jeder Theologe die Frage vorlegen: Bist du gewiß, daß diese sichtbare Welt nicht das Letzte und Höchste ist, sondern daß hinter ihr die wahre, jenseitige Welt liegt, die unsers Geistes Heimat ist? Lebst du selbst in jener Welt, die sich am deutlichsten hienieden in den ewigen, sittlichen Gottesgesetzen kund thut? Und ist es auch dein erstes Streben in dieser Welt, selbst den Weg zu Gott zu gehn und andre diesen Weg zu führen, der für uns Christen mit dem Streben nach dem Guten zusammenfällt? Diese Frage führt schließlich in das tiefste Innere der Persönlichkeit hinein. Wer sie mit Ja beantworten kann, ist geeignet, ein Priester des Höchsten zu sein. Er braucht sich nicht mehr um größere oder geringere Pietät gegen die Überlieferung zu bekümmern. Er ist ein freier Herr aller Dinge, auch der Bekenntnisschriften der Kirche und der heiligen Bücher der Christenheit. Er nimmt aus ihnen, was er braucht für sich und sein Leben, ohne sich damit in jedem Falle ihnen unterzuordnen.

Doch verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Wort: Wer einmal Geistlicher geworden ist, ist für die unbefangne Wissenschaft damit verloren. Dieses Wort offenbart tiefer als irgend ein andres die thatsächliche Kluft zwischen der gegenwärtigen Theologie und Kirche, die sich wohl noch lange nicht schließen wird. In Wirklichkeit mag es auch so sein: Die meisten Geistlichen verlieren, wenn sie ins Amt gekommen sind, die Unbefangenheit des Blicks für die tiefsten Wahrheitsfragen. Sie fragen meist nur: Kann ich diese Ansicht auf der Kanzel gebrauchen? Daß die Predigt sich heute thatsächlich in eine künstliche Isoliertheit von dem Strome des allgemein geistigen Lebens gebracht hat, wird dabei übersehen. Ferner wird das unbefangne, freie Denken, das sich auch nicht vor dem Verfolgen gefährlicher oder grundstürzender Ansichten scheut, gewöhnlich von vornherein abgeschnitten. Man fragt nicht mehr nach der Wahrheit, sondern nach der praktischen Verwendbarkeit. So wird der Wahrheitssinn durch den Blick auf die praktischen Verhältnisse oft genug getrübt, ganz abgesehen davon, daß neben dem Wirken nach außen hin für ein Leben in Gedanken oft genug keine Zeit, noch öfter kein Sinn mehr vorhanden ist. So macht sich gewöhnlich das Pfarramt, wie gut es auch sein mag, den Geist aus unfruchtbaren Abstraktionen zu befreien, doch thatsächlich als lästige Fessel des Denkens geltend. Doch muß es denn notwendig so sein? Kann nicht ein Mensch zugleich ein thätiger Geistlicher und ein rührig und unbefangen in der Wissenschaft forschender Gelehrter sein?

Man soll nur nicht der Ansicht sein, als ob die Wissenschaft in jedem Falle direkt und unvermittelt der kirchlichen Praxis dienen könne. Oft genug ist das für die wissenschaftliche Forschung Wichtigste nicht auf der Kanzel, im Unterricht und in der Seelsorge zu verwerten. Dagegen Wahrheiten, die für die theologische Wissenschaft wie selbstverständlich und trivial erscheinen, sind für das praktisch-kirchliche Wirken die Hauptsache. Man soll der Wissenschaft nicht vorschreiben, daß sie nur für die Praxis arbeiten solle; man soll ihren Adlerflug nicht hemmen, damit sie nur dem Alltagsbedürfnisse diene. So soll in gewisser Weise der wissenschaftlich arbeitende Geistliche zwei Welten haben,

Digitized by Google

in denen er lebt. Beide fallen nicht zusammen, aber sie befruchten sich doch gegenseitig. Die Theologie wird ihm viel fruchtbringende Ideen für sein Wirken als Prediger, Katechet und Seelsorger geben. Und wieder seine Erfahrungen an den Herzen und Seelen der Menschen werden ihm deutlicher als alle Bücher die empirische Grundlage seiner Wissenschaft, die Kenntnis der wirklichen Welt und wirklichen Religion geben. Gewiß können sich die beiden Welten auch gegenseitig stören und beeinträchtigen. Die Zeit, die die wissenschaftliche Arbeit beansprucht, kann die Seelsorge und Liebesthätigkeit stören. Oder der Pfarrer kann durch voreiliges, unvorsichtiges Vortragen wissenschaftlicher Theorien fehlen — obwohl ich dies für nicht so gefährlich halte, wie viele meinen: er wird weniger verwirren als vielmehr unverstanden bleiben und über die Köpfe hinweg reden. Größere Menschenkenntnis wird ihn dazu bringen, das Wesentliche, praktisch Wichtige zu lehren. So ist es meine Überzeugung, daß sich wissenschaftliche Theologie und Kirche unberechtigterweise befehden. Jede soll anerkennen, daß die andre einen selbständigen Wert hat, daß die Theologie nicht immer direkt der Kirche dienen kann, und dennoch in gegenseitiger Befruchtung das Heil für beide liegt.

Die wissenschaftliche Theologie aber wird nur dann gesundes Leben haben, wenn sie noch mehr als bisher in fruchtbare Berührung und Wechselwirkung mit dem allgemein geistigen Leben der Nation, mit Philosophie, Wissenschaft und Kunst tritt. Sie soll sich nicht scheuen, auf die von der Gegenwart ihr aufgedrungnen Fragestellungen einzugehn. Denn darin besteht ihre eigentümliche Aufgabe, zwischen dem überweltlichen Leben der Religion und dem sich in den verschiednen Kulturgebieten auswirkenden weltlichen Leben der Nation zu vermitteln. Sie darf sich darum nicht hoffärtig in einer besondern theologischen Methode von dem Weltwissen abschließen. Sie soll auf die Zweifel und Bedenken des modernen Menschen eingehn, nicht hochmütig von ihrer Glaubensgewißheit aus die Auseinandersetzung mit den der Religion Entfremdeten verschmähen. Nur so ist sie Nachfolgerin des sünderliebenden Heilands. Bis jetzt fehlt noch viel daran, daß dieses Ziel erreicht wäre. Die Schwerfälligkeit des deutschen Gelehrtentums weiß oft genug noch nicht den Weg zum Herzen des Volks zu finden, noch nicht den rechten Ton zu treffen, der auch außerhalb der Grenzen der Fachgenossen gehört wird. Verheißungsvolle Anfänge sind da. Wenn diese Bahnen weiter beschritten werden, dann wird sich auch die Theologie allgemeinerer Achtung erfreuen; sie wird an ihrem Teile dazu beigetragen haben, daß die Zerklüftung unsers Volkslebens, von der wir ausgingen, überwunden werde. Freilich ein neues religiöses Leben kann nur Gott selbst geben. Wir aber haben die Arbeit zu thun, den Boden zu bereiten, wo die Keime neuen Lebens gedeihen können.

Digitized by Google

Die großen Kunstausstellungen in Berlin

Von Adolf Rosenberg

2

Die Malerei großen Stils, die längst totgesagte, die in den Bildern Hugo Vogels für Merseburg ein neues Zeichen ihrer unverwüstlichen, immer neue Keime treibenden Lebenskraft gegeben hat, steht zwar auch auf dem Programm der „Modernen"; aber sie wird nur sehr selten von ihnen gepflegt, vermutlich, weil das Wagnis im Verhältnis zu der Mühe, die am Ende doch aufgewandt werden muß, zu groß ist. Das Publikum, das den Hauptbestandteil unter den Käufern auf den großen und den kleinen Kunstausstellungen ausmacht, hat für Bilder großen Umfangs keinen Sinn, und die wenigen Kunstfreunde, die noch ein Verständnis für Bilder großen Stils haben, haben wieder keinen Raum für sie. So bleibt der Ankauf eines solchen Bildes durch die Vorstände der öffentlichen Sammlungen des Staats und der Städte die einzige Hoffnung der Künstler, die sich noch auf eigne Gefahr an solche Aufgaben heranwagen. Viel geringer ist diese Gefahr bei der Beteiligung an öffentlichen Wettbewerben, die jetzt auch häufig von Staatsregierungen und Gemeinden für Werke der Malerei ausgeschrieben werden. Dabei wird freilich in der Regel etwas Gegenständliches verlangt, entweder figürliche Darstellungen, die mit der Orts- oder Landesgeschichte zusammenhängen, oder etwas Sinnbildliches oder doch Gemeinverständliches, auf das sich auch der Laie einen Vers machen kann. Das Verlangen nach etwas Zweckmäßigem hat bei diesen Aufgaben immer noch die Oberhand, und diese Forderung, die als unbequemer Zwang empfunden wird, wird von den Modernen als unberechtigt verworfen. Sie haben sich längst die monumentale Malerei alten Stils, die doch von jeher etwas Gegenständliches als Mittel- und Angelpunkt geboten hat, nach ihrem Sinn umgedeutet und an ihre Stelle das rein Dekorative gesetzt, etwas noch ganz Unfaßbares, jedenfalls etwas ganz Willkürliches, bei dem nur soviel festzustehn scheint, daß eine dekorative Wandmalerei ungefähr den Eindruck eines orientalischen Teppichs machen soll, gleichviel was sie darstellt, oder ob sie überhaupt einen figürlichen oder auch nur symbolischen Inhalt hat.

Wer solche Ansichten bis zur äußersten Konsequenz verfolgt, der muß sich natürlich von öffentlichen Wettbewerben, die die Behandlung bestimmter Stoffe verlangen, fern halten. Einstweilen muß sich diese Art von dekorativer Malerei,

Digitized by Google

der wir grundsätzlich keineswegs ihre Berechtigung versagen wollen, mit der Ausschmückung von Räumen in Privathäusern begnügen, und es fehlt ihr auch nicht an Mäcenen, die ihr diese Räume zur Verfügung stellen. Der begabteste unter ihren Vertretern ist unzweifelhaft Ludwig von Hofmann, der sich allmählich aus einem Farbentaumel, der sich anfangs etwas wüst gebärdete, zu einer Läuterung seines Farbensinns und seines Geschmacks emporgearbeitet hat und auch gegen die formale Durchbildung seiner Figuren in Zeichnung und Modellierung nicht mehr die gründliche Verachtung hegt, die seine Arbeiten lange Zeit für jeden unerträglich gemacht hat, der auch von einer dekorativen Malerei mehr verlangte als ein formloses und gedankenleeres Schwelgen in Farben. Die Ausstellung der Berliner Sezession führte eine Reihe von Bildern Ludwig von Hofmanns vor, die, zum Teil wohl der ältern Periode seiner Entwicklung angehörig, eine günstige Vorstellung von seinem reich ausgebildeten Farbensinn, nicht aber von seinem jetzt größer gewordnen Respekt vor der menschlichen Körperform gaben. Eine Ausnahme machte eine Eva, die sich, von Licht umflossen, noch in der paradiesischen Landschaft ihres Lebens freut. Das dekorative Ideal des Künstlers scheint darin zu gipfeln, daß er das Höchste erreicht zu haben glaubt, wenn er mit seinen Bildern die Wirkung von alten Wandteppichen (Gobelins) erzielt, aber in der Farbenpracht, die sie ursprünglich gehabt haben, nicht in dem verblaßten und verstaubten Zustande, worin wohl die meisten der alten Wandteppiche auf uns gekommen sind. Oder hatten sie von vornherein die gedämpften Farben, in denen sie uns heute erscheinen? Ist vielleicht in der Anwendung einer matten Tönung das feine und sichere Stilgefühl der Alten zu erkennen, die einen Unterschied zwischen dem gewebten und dem gemalten Bilde haben wollten? Diese Frage bedarf noch der Aufklärung. Jedenfalls ist das Streben der modernen Künstler darauf gerichtet, mit ihren dekorativen Malereien eine teppichartige Wirkung hervorzurufen, zugleich aber eine Farbenpracht zu entwickeln, die mit der der orientalischen Teppiche wetteifert. Diese kommen mit ihrem rein ornamentalen Charakter auch ihrem Ideal viel näher als die alten Gobelins mit ihren heroischen, historischen, idyllischen und Genredarstellungen und Landschaften, und Ludwig von Hofmann hat dieser Anschauung auch dadurch Ausdruck gegeben, daß er einem seiner Bilder den Titel „Ornamentale Landschaft“ gegeben hat. Figuren und Landschaft sollen also nur rein ornamental wirken, und danach würde das Gegenständliche, d. h. Figuren, die durch ihr Zusammensein etwas bedeuten, in dem Beschauer eine bestimmte, in Worten auszudrückende Vorstellung erwecken sollen, in dieser Art von dekorativer Malerei keinen Platz haben.

Ganz und gar steht Ludwig von Hofmann auf diesem Standpunkt nichtssagender Malerei übrigens nicht mehr. Er mag doch eingesehen haben, daß die Farbe allein nicht die genügende Symbolik hat, daß sich der Künstler durch sie allein auch dem Volke verständlich machen könnte. Und auf das Volk muß auch die moderne deutsche Kunst spekulieren, da sie von den „obern Zehntausend,“ denen die Kunsthändler auch noch mit der ausländischen Masseneinfuhr

Digitized by Google

von fragwürdigem Kunstgut jeglicher Art keine Ruhe lassen, nicht leben kann. So hat Hofmann im vorigen Jahre eine Szene aus dem Paradiese gemalt, in der Gottvater dem ersten Elternpaar seine Verheißungen und Warnungen erteilt. Während Adam in demütigem Gehorsam eifrig zuhört, hat sich Eva schon von dem Mahner abgewandt, und aus der Art, wie sie neugierig die Umgebung mustert, läßt sich leicht vorausahnen, daß sie bei der nächsten Gelegenheit die Mahnung des alten würdigen Herrn in den Wind schlagen wird. Es lebt ein naiver Humor in diesem Bilde, das jetzt im städtischen Museum zu Magdeburg zu sehen ist, nichts Frivoles oder von absichtlichem Witz. So ursprünglich und einfältig war Dürers Humor, und an die alten italienischen und deutschen Meister knüpft auch Hofmann wie viele der Modernen an. Aber er ist selbständiger als die meisten unter ihnen, und seine Art der Naturauffassung, die etwas vom Schönheitsgefühl der italienischen Renaissance mit einer der besten Eigenschaften des deutschen Wesens, dem Humor, verbindet, jedenfalls entwicklungsfähiger als z. B. die gezwungne Altertümelei Hans Thomas, der seine Art der Darstellung gewaltsam auf die unbeholfne und befangne der altdeutschen Meister zurückgeschraubt hat, ohne ein Fünkchen Humors zu haben.

Wie man im übrigen über die noch unfertige Kunst Ludwig von Hofmanns denken mag — das eine muß man von ihm rühmen, daß er seine Kunst bis jetzt noch nicht überschätzt hat. Es ist ihm wenigstens noch nicht eingefallen, sich an Wettbewerben um monumentale Malereien zu beteiligen, bei denen ausdrücklich Inhalt — geschichtlicher oder sinnbildlicher — verlangt worden war. Ein gleiches Maß von Selbsterkenntnis scheint der Führer der Berliner Sezessionisten, Max Liebermann, nicht zu haben, der seine Art naturalistischer Kleinkrämerei für so bedeutend hält, daß er, anscheinend in vollem Ernst, an dem Wettbewerb um die Wandgemälde für den Rathaussaal in Altona teilgenommen hat. Seine Entwürfe waren nicht einmal dekorativ in dem jetzt üblichen Sinne des Wortes, sondern nur für die Ausführung im großen berechnet, nicht etwa auch groß gedachte Wiederholungen seiner bekannten Abschriften platter Wirklichkeit (Holzfäller und Holzsammler im Walde, Feldarbeiter u. dergl. m.). Aber seine blinden Bewundrer, namentlich die, die in der Presse das Wort führen, haben so oft an seinen im Grunde genommen doch immer kleinlichen, ängstlich am Modell haftenden und darum unfreien Bildern die Größe und Einfachheit der Naturauffassung gepriesen, daß Liebermann am Ende daraus die Zuversicht geschöpft hat, daß seine Kunst zu allem berufen sei. In Wirklichkeit bewegt sie sich aber in sehr engen Grenzen. Er ist nicht einmal findig innerhalb dieser Grenzen, es fehlt ihm die rechte Entdeckerfreude, und so begnügt er sich seit zehn Jahren damit, immer dieselben Motive abzuwandeln oder, wie es in der Atelierspräche heißt, zu Tode zu hetzen. Der Schauplatz ist immer ein Wäldchen mit weit voneinanderstehenden Bäumen oder eine sich tief in das Bild erstreckende, von vorn gesehene Allee von Linden oder Buchen, durch deren Laubkronen die Sonnenstrahlen hindurchdringen, um auf den Köpfen und Kleidern der unten wandelnden Menschen

Digitized by Google

gelbe Tupfen zu malen. Nur die Staffage wechselt. Bald sind es holländische Waisenmädchen bei der Arbeit oder bei der Erholung, bald Frauen und Mädchen auf dem Kirchgang, bald Kinder, die zur Schule gehn. Diese hin und her hüpfenden Sonnenflecke sind allmählich zum Schibboleth geworden, an dem man einen echten Liebermann erkennt. Vor zwei Jahren hat er endlich wieder ein neues Motiv gefunden, das er seitdem auch schon mehreremale in Öl und Aquarell behandelt hat: badende Jungen, die sich am flachen Meeresstrande unter Aufsicht eines Badewärters tummeln. Ein alltäglicher Gegenstand, der vor Liebermann unzähligemale dargestellt worden ist, viel humorvoller, kecker und vor allem liebenswürdiger, als es Liebermann gelungen ist. Das hat aber seine Anhänger nicht gehindert, frohlockend auszurufen, daß jetzt erst — Manet wird über Liebermann ganz vergessen — die rechte Höhe der Freilichtmalerei erreicht worden sei. Daß die einzelnen Figuren der badenden Knaben noch deutlich die gesuchte, ausgeklügelte Modellstellung erkennen lassen, wird, mit Absicht oder wegen mangelnden Scharfblicks, übersehen. Überhaupt wurzelt die ganze Liebermannsche Kunst in reiner Verstandesarbeit. Auch das anscheinend rein Malerische auf seinen Bildern ist das Erzeugnis kluger Berechnung, nicht naiver Empfindung, und wie die Phantasie hat auch das seelische Element in der Charakteristik seiner Figuren keinen Platz. Über die allgemeine, fast typische Darstellung empfindungslosen Stumpfsinns geht er selten hinaus, darin steht er noch unter dem Grafen Leopold von Kalckreuth, von dem man wenigstens sagen kann, daß er in den Gesichtern seiner alten Bauern und Bäuerinnen eine ganze Leidensgeschichte von Mühsal und Arbeit lesen läßt. Wenn Liebermann gelegentlich dazu kommt, Bildnisse geistig bedeutender Personen zu malen, verfällt er in das entgegengesetzte Extrem. Er will dann wieder zu geistreich werden, und dadurch erhalten die Köpfe einen gezwungnen Ausdruck, der etwas grimassenhaftes hat.

Was Liebermann an freier Erfindungskraft und an Phantasie zu wenig hat, hat Hans Thoma zu viel. Er sollte in diesem Jahre, wie im vorigen Leibl, der eigentliche Held der Berliner Sezessionsausstellung werden, aber zur Übernahme dieser Heldenrolle ist seine Kunst nicht stark und urwüchsig genug, und was die Hauptsache ist, er ist kein Maler im eigentlichen Sinne des Worts. Die Modernen haben ihn auf ihren Schild gehoben, weil er jahrzehntelang zu den Einsamen und Verkannten gehört hat. Ein Bahnbrecher auf den Pfaden der vorwärtsschreitenden Kunst ist er aber nicht. Wenn man ein aus der Politik geläufiges Wort auf ihn anwenden darf, so giebt es in der Kunst der Gegenwart kaum einen ärgern Reaktionär als Hans Thoma. Bis in den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reichen die Bilder zurück, die in der Ausstellung zu sehen waren. Auch wenn man sein ganzes übriges Lebenswerk hinzuzieht, wird man nichts andres sagen können, als daß sich der jetzt siebzigjährige Künstler während der ganzen Zeit seines Schaffens jederzeit willig fremden Einflüssen hingegeben hat, und daß dabei eigentlich nicht mehr Persönliches herausgekommen ist, als ein träumerischer Zug, als eine stille,

Digitized by Google

genügsame Einkehr in den Frieden der Natur, die aber leider fast immer — einige wenige Schwarzwald- und Taunuslandschaften abgerechnet — mit unvollkommnen Mitteln zur Anschauung gebracht ist. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob die Art der Darstellung Thomas, namentlich die unsäglich steife und hölzerne Zeichnung und Modellierung seiner nackten Figuren, die auf der Berliner Ausstellung besonders in einer „Engelswolke," einer Schar in den Wolken schwebender Kindergestalten, mißfällig und die im übrigen poetische Auffassung geradezu zerstörend auftrat, aus einer wirklich naiven Naturanschauung, wie sie etwa die Holzschnitzer des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hatten, erwachsen ist, oder ob nur eine absichtliche Altertümelei, die sich interessant machen will, vorliegt. Aber auch im ersten Falle wird jeder, der es mit dem Fortschritt der Kunst ernst meint, und sich nicht bloß mit dem Glauben an Autoritäten begnügt, das gewaltsame Zurückschrauben unsers jetzigen Könnens auf eine Kunststufe des Mittelalters als ein unkünstlerisches Verfahren ablehnen müssen. Ein Künstler, der sich mit Absicht über das bessere Können seiner Zeit hinwegsetzt und die wirkliche Unbeholfenheit früherer Jahrhunderte, vielleicht gar mit einem großen Aufwand von Geschicklichkeit, künstlich nachahmt, schließt sich damit selbst aus dem lebendigen Fluß der Kunstbewegung seiner Zeit aus. Heute wird er noch von der Gunst seiner Gemeinde, die er sich, wie jeder Sonderling in unsrer Zeit, gesammelt hat, getragen, er ist wohl auch etwas in die Mode gekommen, soweit sie durch die Einwirkung des Kunsthandels auf gewisse öffentliche Galerien und private Sammlungen, auch auf die Salons der Finanzaristokratie in den Großstädten gemacht wird; aber in der Kunstgeschichte wird er nur unter den Nachahmern genannt werden können, die nicht stark genug waren, ihre eigne Seele gegen andre, mächtigere Seelen zu schützen. Thoma hat nicht bloß nach den alten Meistern geschaut, nach den deutschen und italienischen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sondern auch nach Böcklin, und in dem Dorfgeiger von 1873, einem Bilde, worin sich seine Persönlichkeit noch am deutlichsten kundgiebt, glaubt man sogar die Einwirkung der romantischen Weise des Frankfurter Meisters Eduard von Steinle zu erkennen. Was Thoma selbst an persönlichem Eigentum seiner Kunst mitbrachte, läßt sich auch jetzt noch an seinen Landschaften ermessen. Danach hätte er vielleicht ein wirklich bedeutender Künstler werden können, wenn er sich nur um die Natur, nicht um die Künstler um ihn herum gekümmert hätte. Einen völlig reinen Genuß gewähren auch seine Landschaften nicht. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht reine Naturabschriften, sondern komponiert und stilisiert sind. Das dabei gezeigte Stilgefühl hindert den Künstler aber nicht, an der Bildkante einen Baum oder eine Staffagefigur von oben nach unten durchzuschneiden, sodaß man nur die eine Hälfte sieht.

Solche Schrullen werden erst besonders auffällig, wenn man sie im Spiegel der Karikatur sieht, wenn sich erst das Heer spekulativer, aber sonst denkfauler Nachahmer an die Fersen eines sogenannten Bahnbrechers heftet, der im Grunde

Digitized by Google

genommen selbst nur Nachahmer ist. Auch Thoma hat schon eine ansehnliche Zahl solcher Nachäffer im Gefolge. Es fehlt ihm aber auch nicht an Nachfolgern, die sich die gesunde Grundlage seiner Kunst, die naive Naturanschauung der altdeutschen Meister, angeeignet haben, damit aber die volle Freiheit der modernen Darstellungsweise verbinden. Die Bekanntschaft eines solchen, klug berechnenden und doch poetisch empfindenden Künstlers haben wir erst im Oktober in der Schultischen Ausstellung in Berlin gemacht. Es ist der Maler Edmund Steppes in München, der in seinen Wald- und Wiesenlandschaften strenge, aber naturwahre Zeichnung aller Einzelheiten bis auf die am blauen Himmel dahinsegelnden Wölkchen mit genauer Beobachtung der Gesetze der Linearperspektive verbindet. Die Luftperspektive berücksichtigt er freilich nicht, und wer ehrlich sein will, der muß bekennen, daß die sogenannte Luftperspektive, die uns die modernen Maler so trügerisch zur Beschönigung ihrer Abneigung gegen detaillierende Zeichnung vorgaukeln, in Wirklichkeit für ein normal gebildetes Auge bei ruhiger Tagesbeleuchtung nicht vorhanden ist. Sie zeigt sich nur bei bewölktem Himmel oder bei der Abenddämmerung und auch dann nur in Gegenden, wo des Abends Dünste aus der Erde steigen und die Umrisse aller Gegenstände undeutlich und mit der Umgebung verschwimmen machen. Bei gleichmäßiger Tages- oder gar bei greller Sonnenbeleuchtung wird ein gesundes Auge nichts von der Luftperspektive gewahr; nur vielleicht wenn es die Wimpern schließt und durch den Spalt hindurchblinzelt, und auch dann ist das Flimmern der Luft nur eine Augentäuschung, die freilich eine neue Richtung der Malerei, die impressionistische, begründet hat.

Da diese Malerei für kranke Augen neuerdings an ihrem schnell errungnen Glanz stark verloren hat, wollen wir bei ihr nicht weiter verweilen. Weder die große Kunstausstellung noch die der Sezession hatten neue Offenbarungen dieser Gattung von Malerei aufzuweisen. Daß auf der der Sezession die Führer der Impressionisten, Monet und Pissarro, vertreten waren, ist wohl nur der Beteiligung des Kunsthandels verdankt worden, der bei der Ausstellung der Sezessionisten noch stärker mitzusprechen scheint als bei der großen Kunstausstellung. Die fremden Künstlernamen dienen nur dazu, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. In Wirklichkeit kümmern sich die ausländischen Künstler blitzwenig um die deutschen Ausstellungen. Die Vermittler zwischen ihnen und dem deutschen Publikum sind immer die Kunsthändler, und nur in größern Zwischenräumen, wenn in Deutschland internationale Kunstausstellungen unternommen werden, spinnt sich durch die Abgesandten der deutschen Künstlervereine ein Verkehr zwischen deutschen und ausländischen Künstlern an, dessen Früchte dann auf den Ausstellungen zu Tage treten — nicht immer zur Freude der deutschen Unternehmer, die in ihrem hellen Idealismus den Ausstellungsbesuchern etwas ganz besondres bieten wollten und dann zu ihrem Schaden sehen mußten, daß dieses ganz besondre auch stark gekauft wurde.

Diese Erfahrung ist in diesem Jahre auch der Leitung der großen Kunstausstellung nicht erspart geblieben, und sie wird sie vielleicht noch öfter machen,

Digitized by Google

da eine jährliche Ausstellung in dem einmal gegebnen Rahmen nur durch die Mitwirkung des Auslands zugkräftig erhalten werden kann. Dasselbe gilt von der Jahresausstellung im Münchner Glaspalast. Für kleine Eliteausstellungen wie die der Münchner und der Berliner Sezession kann die Mitwirkung des Auslands auf die Dauer geradezu gefährlich werden, und diese Gefahr ist auch schon von der Leitung der Münchner Sezessionsausstellung erkannt worden. Von Jahr zu Jahr ist die Beteiligung des Auslands geringer geworden, ob durch einen unerklärlichen Zufall oder durch absichtliche Beschränkung, das mögen die Diplomaten entscheiden, die mit den innern Angelegenheiten der Münchner Kunstpolitik besser vertraut sind als wir.

Auch die zweite Ausstellung der Berliner Sezession, die im Gegensatz zur ersten die Heranziehung des Auslands auf ihr Programm gesetzt hatte, hat nicht viel ausländische Kunst gebracht. Es hat zwar nicht an den berühmten Namen gefehlt, die jetzt so ziemlich auf jeder größern Kunstausstellung zu finden sind; aber die Werke, die die Namen Whistler, Lavery, Brangwyn, Raffaelli, Segantini, Andreas Zorn usw. trugen, waren keineswegs geeignet, diesen Namen in den Augen der Kenner moderner Kunst neuen Glanz zu verleihen. Man konnte vor diesen und andern Werken ausländischer Künstler die fatale Empfindung nicht los werden, als ob hier armselige Brocken von den wohlbesetzten Tafeln der Reichen gefallen wären, als ob für uns Deutsche die geringste Kunstware des Auslands immer noch gut genug wäre. Eine dieser vielumworbnen Auslandsgrößen, der Pariser Maler Jacques Emile Blanche, hatte seine Gunst ziemlich gleichmäßig auf die beiden rivalisierenden Ausstellungen verteilt. Der Leitung der „großen“ war es nämlich gelungen, eine stattliche Anzahl französischer Künstler zu einer Sammelausstellung zu bewegen, und da Blanche sich weder dieser versagen noch den Sezessionisten einen Korb geben wollte, erschien er auf beiden Ausstellungen. Offenbar wird ihm das Malen sehr leicht, da er sich nicht viel mit vorbereitender Denkarbeit abgiebt. Er malt immer dieselbe Dame — er nennt sie „Lucie“ —, die, in weißem oder lichtfarbigem Kleide, entweder mit einer Handarbeit oder mit Blumenpflege beschäftigt, meist aber in süßes Nichtsthun, in sanfte Melancholie versunken ist. Nur der Raum, wo diese Lucie ihr Wesen treibt, ist immer ein andrer. Je nachdem der Salon oder das Boudoir oder das Vorzimmer, wo sie sich gerade aufhält, auf blau, grün oder violett gestimmt ist, erstrahlt auch die Dame in den entsprechenden Farbenreflexen. Dieser Mann gilt in Paris und somit auch in Frankreich für einen großen Künstler! Wie stolz dürfen wir sein, daß wir in dem Münchner Hans Borchardt einen Künstler haben, der dieselbe Gattung der Malerei pflegt wie der Franzose und diesem mindestens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist. Denn er belebt seine nicht weniger fein beleuchteten Innenräume mit zwei, auch drei Figuren, die ihre stille Beschaulichkeit bisweilen sogar durch wichtige Handlungen, wie Kaffee- oder Theetrinken, unterbrechen. Wer die Lehren der Kunstgeschichte nicht vergessen hat, wird bemerken, daß diese durch und durch Modernen wieder an die altniederländischen Innen-

Digitized by Google

raummaler, an Terborch, Pieter de Hooch, Jan Steen, Adriaen van Ostade usw. angeknüpft haben. Nur daß sie das Dämmerlicht, unter dem sich flüchtige Zeichnung und schlaffe Modellierung bequem verbergen lassen, viel eifriger pflegen als jene fleißigen Alten, die sich auch bei schlechter Bezahlung keine Mühe verdrießen ließen.

Auch die französischen Maler, die sich an der großen Berliner Kunstausstellung beteiligt haben, haben nicht das Beste, was sie gerade hatten, nach Berlin geschickt. Dazu war die Zeit so schlecht wie möglich gewählt. Aber einige, wie z. B. Jules Lefebvre und Benjamin Constant, haben sich doch der Verpflichtung erinnert, die ihnen ihr Name auferlegt, und ein paar vortreffliche Bildnisse geschickt. Vor zwanzig Jahren hätten sie vielleicht in Berlin noch einen Sturm der Bewundrung erregt; aber heute stehn sie fast auf einer Höhe mit den Leistungen unsrer Bildnismaler mittlern Ranges. An die Genialität eines Lenbach, wie unbändig er sich auch gebärden, wie sehr er sich auch in der Vernachlässigung der Zeichnung und Modellierung und der bisweilen geradezu barbarischen Behandlung der Hände und Arme seiner Opfer versündigen mag, reicht doch keiner von den Franzosen, auch keiner von den Engländern und Amerikanern, Whistler, Sargent, auch Herkomer mit einbegriffen, heran. Sogar der an Temperament und künstlerischer Individualität schwächere Friedrich August Kaulbach hat sich von jenen Eigenschaften eines Bildnismalers, die früher als spezifisch französisch galten, so viele angeeignet, daß er als Frauenmaler auf gleicher Höhe mit den besten Franzosen steht. Das bedeutet, mit dem höchsten Maßstabe gemessen, nicht viel. Aber es muß hervorgehoben werden, solange noch nicht die Legende von der absoluten Überlegenheit der französischen Kunst unter unsern Landsleuten völlig beseitigt ist.

Einen gewaltigen Schritt dazu hat der Massenbesuch der Pariser Weltausstellung gethan, vielleicht am meisten die Beobachtung, daß die aus der Ferne kritiklos angestaunte „Hauptstadt der Welt“ in ihrer gesamten Kultur während der letzten zwanzig Jahre stehn geblieben ist, daß die dritte Republik das Erbe der napoleonischen Herrschaft, soweit es der äußern Gestaltung der Stadt Paris zum Segen gereicht hat, sehr schlecht verwaltet hat, und daß Paris namentlich in seinen umständlichen und unvollkommnen Verkehrsverhältnissen hinter denen der meisten deutschen Mittelstädte zurücksteht. Diese Beobachtung hat zu einer Ernüchterung geführt, die auch auf die Beurteilung der Werke der bildenden Künste herabstimmend eingewirkt hat. Im lärmenden Pathos sind uns die französischen Baukünstler, Bildner und Maler immer noch überlegen. Aber unsre Kunst hat längst den Ehrgeiz aufgegeben, sich mit den Franzosen gerade auf diesem Gebiete zu messen. Sie hat erkannt, daß die große theatralische Gebärde etwas spezifisch gallisches ist, und daß der germanische Kunstgeist sein höchstes Ideal in der stillen Größe sieht, die sozusagen von innerm Feuer durchleuchtet wird. Das ungeheure Aufgebot von plastischem Zierat, mit dem die Schöpfer der Pariser Weltausstellungsbauten, auch der

Digitized by Google

zu dauernder Erhaltung bestimmten beiden Kunstpaläste, ihre Armut an Erfindung bekleidet haben, hat den Deutschen nicht mehr imponiert, nachdem in Deutschland eine gesunde Gegenbewegung gegen diese Art lügnerischer Scheinarchitektur aufgekommen ist. Was die Deutschen an der französischen Architektur immer am meisten bewundert haben, die monumentale Größe und Strenge im Verein mit vollkommner Zweckmäßigkeit, scheint den französischen Architekten des jetzigen Geschlechts verloren gegangen zu sein. Die französische Architektur hat sich damit in dieselbe Reihe mit ihren Schwestern, der Malerei und der Plastik, gestellt, die immer in der pathetischen Phrase und der berückenden Sinnlichkeit die beiden Pole gesehen haben, zwischen denen sie sich hin und her bewegen.

Es fehlt natürlich auch in Frankreich oder vielmehr in Paris — denn die Kunst außerhalb von Paris spielt in der französischen Kunstbewegung keine Rolle — nicht an Künstlern, die als grimmige Gegner der Phrase und des theatralischen Pathos ihre Freude an den einfachsten, oft auch einfältigsten Ausdrucksmitteln suchen. Sie glauben damit der Natur viel näher zu kommen als alle ihre Vorgänger, sie glauben auch in dem ewigen Kampf zwischen Luft und Licht feinere Nüancen und Übergänge wahrgenommen zu haben, die sogar den erleuchteten Geistern der frühern Jahrhunderte entgangen sind. Es braucht eigentlich nicht mehr gesagt zu werden, daß es sich dabei nur um Landschaftsmaler handelt. Die moderne Malerei glaubt nämlich ihre Farbenprobleme nur an der Landschaft lösen zu können, und aus diesen Bestrebungen sind uns allmählich die Offenbarungen geworden, als deren höchste immer noch der Impressionismus gilt. In Deutschland wenigstens. Denn in Paris ist der Impressionismus, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hat, das Pariser Publikum ein paar Jahre lang zu unterhalten oder zu ärgern, längst aus der Mode gekommen. Er scheint nur noch ein dankbares Publikum in Deutschland zu finden, wo einige spekulative Kunsthändler, die mit dem Pariser Vertrauensmann der Impressionisten in geschäftlicher Verbindung stehn, die Begeisterung ihrer Kunden für diese Abart französischer Kunst zu entflammen suchen. Sie finden dabei sogar eine freiwillige Unterstützung in deutschen Kritikern, die auch Ruisdael und Hobbema für geringe Maler erklären, weil ihrem Scharfblick die flimmernde Pracht des Himmels entgangen ist, der sich den Impressionisten des neunzehnten Jahrhunderts aufgethan hat.

Bisher scheint sich dieser Enthusiasmus für die französischen Impressionisten in Deutschland nur auf die Kunsthändler und einen Teil der Kunstkritiker erstreckt zu haben. Unsre Künstler scheinen dagegen noch so wenig Zutrauen zu dieser Ausdrucksweise zu haben, daß sie lieber alle andern Moden mitmachen als diese. Auch die zweite Ausstellung der Berliner Sezession hat keine Zeugnisse dafür beigebracht, daß der Impressionismus trotz der eifrigen Propaganda der Kunstausstellungen in Deutschland Boden gefunden habe. Sogar ein so vielgewandter und allen fremden Einflüssen zugänglicher Künstler wie Franz Skarbina, der in dieser Ausstellung mit zehn seiner neusten Werke

Digitized by Google

vertreten war, hat bisher für die vielgepriesenen Vorteile dieser Darstellungsweise noch kein Verständnis gezeigt. Er war einer der ersten unter den deutschen Malern, die den Spuren der Franzosen nachgegangen sind, der sich mit der Wiedergabe der kompliziertesten natürlichen und künstlichen Lichtwirkungen durch die Mittel der Malerei abmühten, und es ist ihm auch gelungen, in seinen Straßenbildern aus Paris, Berlin und andern Großstädten bei Tageslicht, Abenddämmerung und nächtlichem Dunkel den besten Franzosen gleichzukommen. Damit war, wie es scheint, das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Vor der Nachäffung ausländischer Marotten hat er sich gehütet, und einige seiner neusten Arbeiten, ein paar Architekturbilder aus Berlin und der Mark und eine höchst sorgfältig in der energischen Art seines frühern Vorbildes Menzel durchgeführte Kreidezeichnung, zwei Grenadiere aus der friderizianischen Zeit auf Schildwache, lassen sogar darauf schließen, daß der Künstler der Beschäftigung mit rein koloristischen Problemen müde geworden ist, und daß er dem Gegenständlichen in seinen Bildern wieder mehr Raum gewähren will. Auch darin mag man ein Anzeichen dafür erkennen, daß der französische Einfluß, der in den achtziger und neunziger Jahren unsrer deutschen Kunst fast verhängnisvoll zu werden drohte, wieder im Schwinden begriffen ist, zumal da Skarbina unter seinen sezessionistischen Kunstgenossen nicht vereinzelt dasteht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die „Anekdotenmalerei," d. h. die möglichst breite Erzählung einer rührenden oder lustigen Geschichte das rein künstlerische Interesse an einem Bilde in der deutschen Malerei allmählich so stark in den Hintergrund gedrängt hatte, daß eine kräftige Gegenbewegung unausbleiblich war. Sie ist freilich insoweit über das Ziel hinausgeschossen, als sie mit einem fast allgemeinen Kehraus endigte, und ihr zuletzt nichts weiter übrig blieb als das rein Malerische. Nachdem dieses aber nach allen Richtungen hin gründlich ausgeprobt war, begann sich doch wieder die echt deutsche Sehnsucht nach dem Inhalt eines Kunstwerks einzustellen. Sie macht sich jetzt noch erst in den wunderlichsten Sprüngen bemerkbar; daß sie aber rege geworden ist, ist eine der wenigen erfreulichen Beobachtungen, die wir in der Ausstellung der Berliner Sezessionisten gemacht haben, die ja wohl zusammen mit ihren Münchner Gesinnungsgenossen als die „Wettermacher" in der deutschen Kunst angesehen werden.

Digitized by Google

Zur Präsidentschaftswahl

Die Präsidentschaft William Mac Kinleys nähert sich ihrem Ende: am 6. November wird das amerikanische Volk einen neuen Präsidenten wählen. Dieselben Kandidaten wie bei der letzten werden sich auch bei dieser Wahl gegenüberstehn, indem der seitherige Präsident von seiner, der republikanischen, Partei als Kandidat aufgestellt worden ist, und die Demokraten dem Manne wiederum ihre Stimme gegeben haben, der vor vier Jahren in Chicago, vorher beinahe unbekannt, durch seine hinreißende Beredsamkeit die Versammlung gefangen genommen hatte, William J. Bryan.

Bei der vorigen Wahl schon war eine Spaltung der demokratischen Partei eingetreten. Weil sich ihr Wahlaufruf zur Silberwährung bekannte, schlug sich die Hochfinanz, ja man darf sagen der ganze Großkaufmannstand, soweit er demokratisch war, auf die Seite des republikanischen Kandidaten, von dem man zwar wußte, daß er früher auch, wie so viele innerhalb seiner Partei, Anhänger der Silberwährung gewesen war, der sich aber vor der Wahl in bestimmten Worten für die Erhaltung der Goldwährung erklärt hatte.

Die Amtszeit Mac Kinleys ist für allezeit mit dem „Humanitätskriege" gegen Spanien zur Befreiung der westindischen Inseln von spanischer Herrschaft verknüpft. Über die Gründe, die zu diesem Kriege führten, zu reden, ist hier nicht der Ort. Veranlaßt wurde er durch die Zerstörung der Maine im Hafen von Havana. Die furchtbare That, weit entfernt von Spanien angestiftet zu sein, konnte nur einen willkommnen Kriegsvorwand für die Vereinigten Staaten bieten, und so neigt man sich auch heute der Ansicht zu, daß die Insurgenten irgendwie mit der Explosion im Zusammenhang standen, oder daß diese nur die That eines einzelnen fanatischen Spaniers gewesen sein könne. Jedenfalls schrieb das amerikanische Volk damals die Verantwortung für sie Spanien zu und begann den Krieg, der auf zwei, Tausende von Meilen voneinander entfernten Schauplätzen geführt wurde, den westindischen Inseln und den Philippinen. Das Volk war zuerst für den Krieg wenig begeistert, auch wohl um seinen Ausgang nicht ganz unbesorgt. Aber als die Losung: „Meines Landes Sache, ob recht oder unrecht, ist auch die meine," allgemein wurde, war auch Amerika für den Machtgedanken gewonnen, und waren sittliche und geschichtliche Erwägungen unterdrückt. Der Krieg war begonnen, er mußte nach der Meinung aller Patrioten zu Ende geführt werden, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht. Damit war eine neue Bahn betreten. Der ur-

Digitized by Google

sprüngliche Anlaß verschwand im Bewußtsein der Nation, der es bis jetzt im Unabhängigkeits- sowohl wie im Bürgerkriege vergönnt oder gelungen war, für politische oder soziale Notwendigkeiten oder Wünsche einen idealen Standpunkt zu finden. Diesen ließ man diesesmal fallen. Die Rechtsfrage wird auch in der amerikanischen Politik nicht mehr gestellt. Zugleich aber fiel auch noch etwas andres. War im Aufstande der dreizehn Kolonien laut der Unabhängigkeitserklärung von 1776 der Grundsatz maßgebend gewesen, daß bei der Freiheit und Gleichheit aller Menschen ein Souverän ein Unding sei, so endigte der Humanitätskrieg mit der Erwerbung zweier Kolonien, Portoricos und der Philippineninseln, so wurde der Staat, der sich seither als die Verkörperung der Ideen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts von der alten Welt mit ihren Herrschern und Beherrschten zu unterscheiden liebte, nun selber Souverän und schickte sich an, das Maß der Rechte seiner Unterthanen, ohne diese zu befragen, selbstherrlich zu bestimmen.

Die Mobilmachung war eine Farce gewesen, die Verpflegung der Soldaten, zumal in der Lieferung von Büchsenfleisch, vielfach unmenschlich. Es war dafür gesorgt, daß dem Humanitätskriege die Ironie nicht fehle. Dabei sprachen die Zahl der Fieberkranken und die Sterblichkeit in den Kriegslagern auch auf dem Festlande allen Fortschritten moderner Hygiene Hohn.

Zwei glänzende Waffenthaten hatten das Schicksal des Kriegs entschieden: Dewey bohrte die spanische Flotte in der Bucht von Manila in den Grund, und Schley — aus einer alten Maryländer Familie pfälzischer Abkunft — vernichtete in Abwesenheit des Oberbefehlshabers Sampson die Flotte Cerveras am Ausgange der Bucht von Santiago de Cuba. Spanien verlor im Pariser Frieden seine letzten Kolonien. Die Philippinen wurden gekauft, Portorico für eine amerikanische Kolonie erklärt, auf Kuba wurde amerikanische Verwaltung eingesetzt. Aber während sich die Portorikaner augenscheinlich dem neuen Rechtszustande fügten, und die kubanischen Aufständischen schließlich ihren offnen Widerstand aufgaben, entstand den Vereinigten Staaten in ihrem ehemaligen Bundesgenossen Aguinaldo ein anfangs unterschätzter furchtbarer Gegner, der bis zur Stunde den Kriegszustand zu unterhalten gewußt hat, ja der augenblicklich auf die chinesische Politik Amerikas bestimmend einwirkt, da die Zurückziehung der amerikanischen Truppen nicht bloß den Antiimperialisten zuliebe geschieht, sondern einfach, weil man einen starken Feind, dessen Mut durch die Bewegungen des demokratischen Kandidaten neu belebt ist, nicht im Rücken lassen durfte. Die Lage, die durch den Befehl an Dewey, das ostasiatische Geschwader zu vernichten, und durch dessen Ausführung geschaffen war, brachte der Regierung Mac Kinleys die größten Schwierigkeiten, und noch läßt sich nicht bestimmen, um wievielmal die Opfer an Blut und Geld die für die Inseln bezahlte Kaufsumme übertreffen werden. Eine Art Ratlosigkeit hat sich der Nation bemächtigt. Auf der andern Seite hat in diesem stolzen Volke der Grundsatz Wurzel gefaßt: Wo die Flagge einmal weht, da soll sie nicht heruntergeholt werden, und von diesem Grundsatz aus wird es die Politik

Digitized by Google

der Expansion Mac Kinleys, gegen die es sonst eingenommen sein, oder die es in ihrer Tragweite nicht verstehn mag, doch unterstützen gegen Bryan, den antiimperialistischen Kandidaten, der bis jetzt noch die Antwort auf die Frage: Was soll denn mit den Philippinen geschehn? schuldig geblieben ist. Greifbarer lautet diese Frage für den Amerikaner: Sollen wir sie Deutschland überlassen? Man hat auch schon versucht, den führenden Geist der Antiimperialistenliga, Herrn Karl Schurz, in den Blättern durch die Anschuldigung, er besorge Deutschlands Geschäfte, tot zu machen.

Allerlei häßliche Skandale zogen sich durch diese Entwicklung der Dinge hindurch. Die Verderbnis zeigte sich in den höchsten Kreisen und trat nicht nur in den Verhandlungen zu Tage, die sich an die Manöver des Admirals Schley in der Santiagobai anknüpften, sondern in allen Fragen, die auftauchten. Unberührt blieb die Marine selber. Auf sie schaute die Nation mit erneutem Stolze und feierte in einem Feste, wie sies noch nie gesehen hatte, zu Newyork den Mann, der sie darstellte, Admiral Dewey. Diesem stand der Weg zu den höchsten Ehren offen. Man hatte ihm schon die Präsidentschaft angeboten, die er aber mit dem Bemerken, als Seemann verstehe er von der Sache nichts, ausgeschlagen haben soll. Nun aber, nachdem sein Ansehen schon durch die Überschreibung des ihm von der Nation geschenkten Hauses an seine kürzlich gechelichte Frau gelitten hatte, trat er plötzlich als Bewerber um das höchste Amt der Nation auf, indem er seine Dienste der Partei anbot, die sie wünschte; ein Hahn, der zu früh gekräht hatte. Die Antwort war Lachen der Gemeinen, Unwillen der Edeln. Das cherchez la femme mußte auch hier den gefallnen Adam retten. Aber von seinem Falle stand er nicht mehr auf. Den letzten Stoß gab ihm in diesen Tagen ein ebenfalls von der Höhe des Ruhms Gestürzter, Leutnant Hobson, der gesagt haben soll, die Spanier hätten ihre Schiffe vor Manila selber zum Sinken gebracht, da keine Schüsse unter die Wasserlinie gegangen seien.

Die Bedeutung aber der imperialistischen Politik Mac Kinleys und die Veränderung, die die Expansion geschaffen hatte, zeigten sich in auffälligster Weise während des Transvaalkriegs. Amerika mußte ihn geschehn lassen. Was wir auf der Schulbank staunend vernommen hatten, daß nämlich eine freie Republik die berufne Retterin aller Unterdrückten, sicher aber der gleichgearteten Staatswesen sei, erwies sich als ein Irrtum. Die Philippinen unterjochen und Transvaal befreien, das ging nicht an. Dazu hatte sich England in seiner Weise als Bundesgenosse im letzten Kriege aufgespielt und hatte in der Rede vom Angelsachsentum auch etwas für das Gemüt gegeben. Kurz, Amerika that nichts. Mac Kinley, sagte Bryan letzthin, kondoliert beim Königsmord und läßt zwei Republiken zu Grunde gehn. Daß freilich die Weltlage ein Eingreifen in Südafrika schwer oder unmöglich machte, wird im Parteitreiben nicht anerkannt. So etwas wie maritime Schwäche giebts für die Parteiwühler nicht. Der Gedanke, daß es unmöglich sein könnte, mit den Anschauungen, auf die die Väter der Republik diese gegründet haben, in der

Digitized by Google

Neuzeit durchzukommen, ist ihnen unzugänglich, geschweige denn, daß sie die Daseinsberechtigung der republikanischen Staatsform je in Frage ziehn könnten. Das Unlogische der Gesamtlage wird der gerade herrschenden Partei als Sünde angerechnet; die Notlage, die die Geschichte geschaffen hat, als Prinzipienverirrung der Regierenden gebrandmarkt. Natürlich ist die Masse ebensowenig fähig, der allzuschnellen Entwicklung der Dinge und der Gedanken zu folgen; sie ist als solche gegen die Expansion und hört gern auf die Rede der Besten des Volks, die im Namen der Väter der Revolution die Republik gegen das Imperium verteidigen wollen. Das Schreckgespenst des Militarismus gar hat die Deutschen, die ihre politische Logik dem Jahre achtundvierzig verdanken, auf die Seite der Opposition getrieben. Sie meinens gut, aber die Zeichen der Zeit verstehn sie nicht. Sie reden viel vom Fortschritt, aber sie sehen nicht, wo er sich vollzieht. Deutlich tritt das zu Tage in ihrer grundsätzlichen Verurteilung der Trusts, Monopole, Ringe, deren Bekämpfung die demokratische Partei zu ihrem zweiten Hauptpunkte gemacht hat. Sie verdammt den Imperialismus, den das Großkapital heraufbeschworen haben, sie verdammt die Konzentration der Produktion, die es geschaffen haben soll. Freilich was denn geschehn soll, erfährt man auch hier nicht. Wie man die Entwicklung der Dinge aufhalten will, wird nicht gesagt. Und der Deutsche hat jetzt wieder Gelegenheit zu seinem Rufe: Es muß annersch wern! Daß die Strömung gegen eine Regierung, die mit dem Großkapital in Verbindung steht, die breite Masse des Volks ergreifen mußte, versteht sich von selbst. Auch Republikaner sind Menschen. Und so wäre der Mann, der einer solchen Regierung entgegentritt, in der That der Mann des Volks, und der Wahlkampf wäre ein Kampf der Masse gegen das Kapital. Würde Bryan erwählt, so wäre der Beweis geliefert, wenigstens für diesesmal geliefert, daß das Volk den Staat regiere.

Aber so einfach liegen die Dinge auf dieser Erde nicht, und diesem Siege steht eins entgegen: der demokratische Kandidat hat die Silberfrage wieder in den Wahlkampf geworfen. Er stellt die frühere Forderung, die ihm bei der letzten Wahl die Niederlage bereitet hat: Freie Prägung des Silbers, Einführung der Silberbasis. Er hat die Annahme dieser Forderung durch die Macht seiner Person durchgesetzt. Darin liegt für den Zuschauer etwas Heroisches. Jedoch ist es auch hier menschlich zugegangen. Die Besitzer der Silberwerke des Westens haben Bryan gezwungen, entgegen der Stimmung der Partei, entgegen aller Aussicht auf Erfolg, den Silberparagraphen aufzunehmen. Der Mann des Volks steht im Dienste des Kapitals, wenn auch gewiß nicht des der Newyorker Börse. Aber auch ohne daß dieser Zusammenhang bestünde, muß die demokratische Partei die Stimmen aller derer wiederum entbehren, die den Kredit und die wirtschaftlich-geschäftliche Gesundheit des Landes an die Goldwährung gebunden sehen. Sie werden entweder für Mac Kinley, der ihnen als das kleinere von zwei Übeln erscheinen muß, stimmen, oder sich der Wahl enthalten.

Digitized by Google

Doch wird der deutsche Leser fragen: Hat denn in einer Republik ein einzelner soviel Gewalt, daß er gegen den gesetzgebenden Körper seine Maßnahmen durchzusetzen vermöchte, daß in diesem Falle Bryan die Währung des Landes bestimmen könnte? In dieser Frage stellt sich die neue Sachlage dar, die neue Stufe der Entwicklung, in die die Republik eingetreten ist. Das Imperium hat schon seinen Imperator gefunden. Wie er heißen wird, ist gleichgiltig. Die letzte Umgestaltung, die das Zeitalter der Industrie hervorbringt, wird die Umgestaltung der Staatsform sein. Die Republik ist nicht konkurrenzfähig. Die Wähler geben Stimmen ab, aber sie wählen nicht mehr. Andre Mächte als der Stimmzettel regieren auch hier die Welt.

Am 6. November werden sich mithin zwei Anschauungen, ja zwei Zeitalter gegenüberstehn. Die Republik von 1800 wird gegen das Imperium von 1900 kämpfen.

Baltimore J. Hofmann

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kalewipoeg noch einmal. Nr. 39 brachte eine Notiz über eine neue Übersetzung des esthnischen Volksepos Kalewipoeg. Als Poesie betrachtet ist es nicht gerade sehr eigentümlich, und als Litteraturdenkmal jedenfalls auch nur von beschränktem Interesse. Weil es aber für den Kreis, auf den die Ausgabe zunächst berechnet war, von Wert ist, so besprach ich es freundlich und so, daß wohl der Eindruck getroffen sein wird, den ein Durchschnittsleser bekommt, wenn er sich durch die zwanzig Gesänge durchgelesen hat. Zur Andeutung des politischen und sozialen Hintergrunds der Dichtung für unsre Leser hatte ich einige Sätze über Esthen, Russen und Balten vorausgeschickt in der Kürze, die mir der Bedeutung des Gegenstands angemessen schien. Sie haben inzwischen einen baltischen Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ zu einem durch zwei Nummern gehenden Aufsatz angeregt mit der Überschrift: Die Grenzboten und die Balten.

Nachdem den Grenzboten im allgemeinen ein Zeugnis ihres Wohlverhaltens ausgestellt worden ist, wird Klage geführt, daß sie neuerdings allerlei Mitarbeitern erlaubt hätten, auf die Balten zu „schießen“ in lettischer, esthnischer oder plumpdemokratischer Art. Eigentlich sei zwar für diese kenntnislosen und kurzsichtigen Leute eine Kritik seitens der Kreuzzeitung eine zu hohe Ehre, aber ein Herr A. P. (so zeichne ich meistens meine Grenzbotenbeiträge) müsse doch etwas näher untersucht werden. „Er schließt sich mit den Reichsdeutschen als Wir zusammen. Er wird also wohl in Deutschland leben. Daraus folgt noch nicht, daß er Deutscher von Herkunft und Geblüt ist. ... Der Ton, den er anschlägt, ist merkwürdig undeutsch, verrät aber doch indirekt deutsche Abkunft.“ — Jedenfalls also ein vielsagender Ton, und ein mysteriöser Mann, dieser A. P. Anstatt sich aber mit ihm näher einzulassen, trägt der Verfasser seinen Lesern ausführlich die Geschichte seines Landes vor in der korrekt baltischen Auffassung, die man öfters gehört hat, und die dadurch, daß sie möglichst oft wiederholt wird, wohl nicht gerade an Überzeugungskraft gewinnt. Er lehnt jede Verschuldung seiner Landsleute gegen die Esthen ab, obwohl

Digitized by Google

er nicht verschweigen kann, daß Leute, die keine „Baltenverleumder“ sind, hier von einer „furchtbaren Schuld“ sprechen. Hätte er etwas weniger gesagt, so hätte er jedenfalls mehr Eindruck gemacht. Zwischen hindurch regt er sich über die von A. P. gebrachten Ausdrücke auf und nennt ihn konfus, unlogisch, verblendet, haßerfüllt oder unwissend, je nachdem, und entläßt ihn zuletzt als einen Mann von ungewöhnlicher Unwissenheit, der das Abc der baltischen Geschichte nicht kennt.

Der solchermaßen beschämte Reichsdeutsche könnte hierzu vielleicht bemerken: Ja wenn euer Abc etwas so eigentümliches ist, daß es von dem einen so, von dem andern so gelesen wird, dann ist es doch gewiß unbillig, Sicherheit in dieser Kunst von jedem zu verlangen, der einmal über deutsch-russische Angelegenheiten das Wort nehmen will oder muß. Aber der Reichsdeutsche braucht diese Entschuldigung nicht, denn bei aller seiner Unwissenheit war er zum Glück wenigstens vorsichtig genug, andre Leute an seiner Stelle von so heikeln Sachen reden zu lassen. Das über die Esthen Gesagte steht nämlich alles in der Einleitung und in den Anmerkungen des „Kalewipoeg,“ manches sogar noch stärker, als es in meiner Anzeige lautet. Da werden als dritte Periode der Geschichte des Esthenvolks genannt „die Tage der Unterjochung (durch die Deutschen), die ungeachtet einzelner Lichtblicke z. B. unter schwedischer Herrschaft eine Zeit des Würgens und Leidens heißen,“ und als vierte „die Friedenszeit unter des Russenreichs Herrschaft, die 1710 mit der Unterwerfung Liv- und Kurlands anbrach.“ Die letzten Worte sind ein Kommentar zu folgenden Versen des Einleitungsgedichts, die ihrerseits auch wohl alles andre eher sind als ein Kompliment für die Balten:

Also war der Esthen Elend
Vor des Russenreiches Herrschaft,
Vor der Liebe Fittichschutze.

Ferner werden Äußerungen Fählmanns mitgeteilt, des Hauptsammlers der Kalewipoeglieder. Mancher wisse von dem Esthen nichts weiter, als daß er „undeutsch spräche und ein Mann sei, der im Linnéschen System so allenfalls die Lücke zwischen Menschen und Vieh füllen könnte.“ „Der Deutsche hat sich alle Mühe gegeben, siebenhundert Jahre lang den Esthen zum Vieh herabzuwürdigen — es ist ihm nicht gelungen.“

Wer ist nun unwissend? Der oder die, die das Buch geschrieben haben, oder der, der daraus zum Teil wörtlich berichtet, oder endlich der, der diesen beim Ohr nimmt und durchzaust, ohne das Buch selbst auch nur angesehen zu haben? Ich meine, ich darf den Tadel getrost an die Kalewipoeggelehrten weitergeben. Ich darf aber auch wohl noch ein Wort mehr sagen, ohne mich auf die sogenannte baltische Frage einzulassen, nämlich daß es eigentlich doch eine große — Naivität ist, zu meinen, daß „wir Reichsdeutschen“ unsre Ansichten und Äußerungen über deutsch-russische politische Dinge nach den Wünschen und Interessen der baltischen Schriftsteller einrichten müßten, die hinter dieser und jener deutschen Zeitung stehn und im Redaktionsbureau ihre Schnäbel wetzen gegen die Regierung des Zaren, als dessen loyale und korrekte Unterthanen sie sich draußen mit Nachdruck hinstellen. — Wem übrigens die Grenzboten ihre Spalten, und wem sie ihren Papierkorb zur Verfügung stellen, das pflegen sie sich in der Regel selbst zu überlegen und bedürfen dazu keines fremden Rats. In der Kreuzzeitungsredaktion scheint es aber an dieser Überlegung diesesmal gefehlt zu haben. Adolf Philippi

Zur jüngsten deutschen Polarfahrt. In Petermanns Mitteilungen Nr. VIII vom 18. August bespricht H. Wichmann die kühne Polarunternehmung meines alten Schiffsgenossen, des Kapitänleutnants a. D. Bauendahl in einem Tone,

Digitized by Google

der den bisherigen Überlieferungen dieses hochgeschätzten und vornehmen Fachblatts durchaus zuwiderläuft. Die schlimmste Beschuldigung liegt dabei in dem Satze: „Wenn der Herr Kapitänleutnant aus Unverstand und Verachtung aller bisherigen Erfahrungen seine eigne Haut zu Markte tragen will, so hat er das mit sich selbst abzumachen; daß er aber durch seine Autorität unerfahrne Leute mit ins Verderben lockt, kann nicht entschieden genug verurteilt werden." Mit keinem Worte begründet Herr Wichmann diese schwere Verdächtigung, die er einem Manne nachschleudert, der abgereist ist, um für die Lösung eines geographischen Problems allerdings sein Leben und das seiner Mannschaft zu wagen. Als Freund dieses neusten deutschen Polarfahrers kann ich die sonderbaren Ausführungen des Herrn Wichmann nicht ohne Entgegnung bestehn lassen.

Bauendahl faßte meines Erachtens sein Unternehmen sehr richtig, sehr ernst und sehr verständig auf, als er uns bei seiner Abfahrt zurief: „Auch wir ziehn in einen Kampf auf Leben und Tod, wie die Kameraden, die kürzlich nach China abfuhren; auch wir wollen für deutsche Ehre einen schweren Kampf kämpfen, nicht gegen menschliche Feinde, aber gegen nicht minder gefährliche Gewalten und gegen Entbehrungen aller Art." Völlige Unkenntnis der Seemannsnatur zeigt nun die Behauptung Wichmanns, Bauendahl locke unerfahrne Leute mit ins Verderben. Er hatte die Auswahl unter vielen tüchtigen Leuten; als sein Unternehmen in den Tageblättern besprochen wurde, liefen fortwährend Anmeldungen früherer Maate (Unteroffiziere) und Matrosen bei ihm ein. Darin liegt schon ein Beweis, ein wie großes Zutrauen Leute, die unter ihm gedient hatten, ihn also kennen, zu Bauendahls Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit haben. Er hat sich hier ganz vorzügliche Leute aussuchen können; mit guter Überlegung hat er nur erfahrne Seeleute gewählt, Männer, die an schwere Gefahren längst gewöhnt sind. Er hat sie alle ausdrücklich und genau, das läßt sich durch Zeugen erhärten, auf die besondern Gefahren seines Plans aufmerksam gemacht, und doch ist keiner von ihnen zurückgetreten. Und wer den Seemannsberuf kennt, wird sich nicht darüber wundern; der Seemann, der überall und jederzeit auf dem Meere „seine Haut zu Markte tragen" muß, rechnet es sich selber gar nicht als eine so ganz außergewöhnliche That an, einmal zur Abwechslung nach dem Nordpol zu fahren, denn er denkt: viel schlimmer als im chinesischen Taifun oder im westindischen Orkan oder im Neufundlandnebel oder auf einem brennenden Schiff im Stillen Ozean oder als Schiffbrüchiger auf einem australischen Korallenriff kann die Sache ja doch nicht werden. Auch den einfachen Seemann kennt Herr Wichmann sehr schlecht, wenn er ihn unerfahren nennt. Trotz der zuweilen recht gruselig-romantischen Geschichtchen Nansens weiß Jan Maat ganz genau, daß er auch auf großen Schiffen und in eisfreiem Wasser jederzeit ähnlichen Gefahren ausgesetzt sein kann, wie jeder Nordpolfahrer. Sein Leben steht eben hier wie da oft genug auf dem Spiele — genau wie beim Krieger im Felde. Aber was will Herr Wichmann denn mit diesem häßlichen Satze sagen? Giebt es überhaupt gefahrlose Polarunternehmungen? Möge er doch einmal die Polarfahrer nennen, die auf ihren Reisen weder ihre eigne noch ihrer Leute Haut zu Markte getragen haben — wir kennen keine!

Sehr unwissenschaftlich und undeutsch überhaupt finde ich die Methode, einen Mann, der eine kühne That unternommen hat, zu bekritteln und abzukanzeln, ohne über seine Persönlichkeit und über seine Reisevorbereitungen zuverlässige und gründliche Nachrichten zu haben. Herr Wichmann hat eben keine Ahnung davon, daß Bauendahl sich drei Jahre lang, freilich in aller Stille und ohne irgend welche Reklame für sich zu machen, ohne den Nansen ante expeditionem zu spielen — auf seine Reise praktisch und theoretisch vorbereitet hat. Thatsächlich hat er sich alle Erfahrungen glücklicher und unglücklicher Vorgänger zu nutze gemacht, hat alle wichtigen

Digitized by Google

Polarwerke gründlich studiert. Als praktischer Kopf ist er auf Grund seiner Studien zu dem Schlusse gekommen, daß die Frage des Vordringens bis zum Pol in der Hauptsache eine Magenfrage ist; denn bekanntlich hat Proviantmangel alle Schlittenreisenden der letzten Jahrzehnte zur Umkehr gezwungen. Darum hat er den Schwerpunkt seiner Vorbereitungen darauf gelegt, eine Methode zu ersinnen, wie eine genügende Proviantmenge bequem, sicher und möglichst schnell über das Eis, und zwar auch über die ungünstigsten Gebilde der nordischen Gebiete hinweg polwärts geschafft werden könnte. Mit einer sehr sinnreichen und doch ziemlich einfachen Erfindung ist ihm dies gelungen; was darüber in die Öffentlichkeit gedrungen ist, ist nicht genau, weil Bauendahl seine Erfindung aus gutem Grunde geheim gehalten und nur wenigen den praktischen Kniff der Einrichtung ausführlich erklärt hat. Als umsichtiger und vorsichtiger Seemann hat Bauendahl seine Einrichtung vorher gründlich erprobt. Ich habe von seiner Erklärung die feste Überzeugung gewonnen, daß noch nie ein Polarfahrer praktischere Transportmittel für seinen Proviant mitgehabt hat. Von einem „unreifen Projekt," wie Herr Wichmann sich auszudrücken beliebt, kann also wohl schon wegen der bisher angeführten Thatsachen keine Rede sein. Es scheint fast, als ob Herr Wichmann auch den „Matador," ein gutes starkes Holzschiff von vierunddierzig Tonnen, mit Eisenhautpanzerung und mit ausreichenden innern Verstärkungen, für zu klein hält; aber was hat es denn zu bedeuten, daß er seinen Lesern Björlings und Kallstenius' Schicksal als abschreckendes Beispiel, woran Bauendahl hätte lernen müssen, anführt? Die beiden Schweden haben das Unglück gehabt, mit ihrem Fahrzeug zu stranden; das passiert bekanntlich auch außerhalb der Polarmeere großen und kleinen Schiffen tagtäglich. Wenn auf dieser Erfahrung die Besegelung des nördlichen Eismeers mit Fahrzeugen ähnlicher Art, wie diese Schweden eins benutzten, nach Wichmann unterbleiben soll — denn anders ist seine Warnung doch nicht zu verstehn —, nun so darf man wohl Herrn Wichmann den dringenden Rat erteilen, sich nie auf die Eisenbahn zu setzen, und namentlich nicht andre Menschen zu einer Bahnfahrt zu verlocken, weil durch Entgleisungen usw. schon Menschen das Leben verloren haben. Begreift denn Herr Wichmann nicht, welche Steine er mit seinen Ausführungen auf seinen berühmten Meister wirft? War denn die erste kleine, von Petermann allein ins Leben gerufne Nordpolfahrt Koldeweys auf der Segeljacht von 33 Kommerzlast dann nicht erst recht ein gänzlich „unreifes Projekt"? Müssen denn unbedingt Millionen aufgewandt werden, um heutzutage einer Polarfahrt den gehörigen Nimbus zu verleihen? Muß man einem Geographen ins Gedächtnis rufen, daß John Davis auf einem Fischerfahrzeuge von fünfunddreißig Tonnen, „Moonshine," und sicherlich ohne Eisenhaut und innere Verstärkungen in den Jahren 1585, 1586 während der heftigsten Äquinoktialstürme bis in den Cumberlandsund vordrang; daß Barentz und Heemskerk 1596 gegen ihren Willen an der Nordspitze von Nowaja Semlja überwinterten, ohne mit modernen Konserven, und was heute alles dazu gehört, ausgerüstet zu sein? Wie viele Entdeckungsfahrten hätten wohl unterbleiben müssen, wenn man den Seefahrern Vorschriften über die Größe ihrer Fahrzeuge gemacht hätte?

An der wissenschaftlichen Befähigung Bauendahls zu zweifeln, auch dazu hat Herr Wichmann nicht die geringste Berechtigung; jedermann weiß, daß ein Seeoffizier, der fünfzehn Jahre oder mehr zur See gefahren ist, wie Bauendahl, jedenfalls zuverlässigere astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen liefern wird als irgend ein Fachgelehrter, der sich vorher von Berufs wegen mit derlei nicht befaßt hat, wie z. B. Nansen, der ja wohl Zoologe von Haus aus ist. Aber trotz seiner vielseitigen Kenntnisse hat Bauendahl doch nicht verfehlt, sich vor seiner Abreise noch in vielen praktischen und theoretischen Dingen, die sich auf die

Digitized by Google

wissenschaftliche Thätigkeit während seiner Reise beziehn, ausgiebigen Rat auf der Deutschen Seewarte zu holen, und zwar dort namentlich bei der ersten deutschen Autorität auf dem Gebiete der Polarforschung, bei meinem allgemein verehrten Direktor, dem Wirklichen Geheimen Admiralitätsrat, Professor Dr. G. von Neumayer und bei den einzigen beiden deutschen Kapitänen, die bisher ihre Haut auf dem Wege nach dem Pole zu Markte getragen haben, nämlich bei dem Admiralitätsrat Koldewey und bei dem durch seine Eisschollenfahrt in gefährlichen Erlebnissen besonders bewährten Kapitän Hegemann.

Traurig ist es, um keinen härtern Ausdruck zu gebrauchen, daß gerade die Zeitschrift Petermanns, dieses unermüdlichen Fürsprechers für deutsche Nordpolforschung, einen idealen und umsichtigen deutschen Polarforscher derart gehässig verabschiedet, einen Mann noch dazu, der sein Leben und sein Hab und Gut in die Schanze schlägt, weil er es sich in den Kopf gesetzt hat, Petermanns hypothetisches Polarland zu finden, an dessen Vorhandensein Bauendahl auf Grund seiner Studien ebenso fest und unerschütterlich glaubt, wie der große Gelehrte selbst.

Hand ans Herz, Herr Wichmann, wollen Sie behaupten, daß August Petermann, Ihr großer Meister, meinem tapfern Kameraden einen so häßlichen Abschiedsgruß nachgerufen haben würde, wenn er Zeuge dieser kühnen und selbstlosen deutschen Polarfahrt gewesen wäre?

Der Herausgeber von Petermanns Mitteilungen hat es mir abgelehnt, die hier gegebne Entgegnung in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen, und zwar mit der geradezu klassischen Begründung:

„Wer die Fortschritte in der Forschungs*methode* ignoriert, mag das auf eigne Gefahr thun, verdient aber kein Mitleid, wenn die Geschichte schief geht!“ — Nun, alle frühern Polarfahrten unterschieden sich voneinander in Ziel, Ausrüstung und Wahl des Wegs; ein Unbefangner mit natürlichem Verstand wird weder eine Forschungsmethode noch Fortschritte in ihr entdecken, aber die Methode der gelehrten geographischen Registratoren entlockt ihm ein Lächeln, weil sie allzusehr an ein Goethisches Wort erinnert.

Großflottbek, den 5. Oktober 1900 *Georg Wislicenus*

Zur Frage der „Aktenkassation“ in den Archiven. Der allgemeine deutsche Archivtag, der Ende September in Dresden seinen zweiten Kongreß abgehalten hat, hat die Frage diskutiert, welche Arten von Akten als der Aufbewahrung unwert zu kassieren seien; eine Einigung hierüber ist jedoch unter den zahlreich versammelt gewesenen Archivaren nicht erzielt.

Während — nach den Berichten in der Presse — der Referent Archivdirektor Dr. Hille in Schleswig die Archive nicht mit solchen Akten dauernd belastet sehen will, die nur deshalb Bedeutung haben, weil sie als Beweismaterial für Ansprüche oder Forderungen einer Privatperson dienen können, vertrat Geheimer Archivrat Dr. Grotefend den Standpunkt, daß überhaupt nur *gedrucktes* Aktenmaterial vernichtet werden dürfe, da man nicht wissen könne, was für Fragen nach fünfzig, sechzig Jahren aktuell würden; so werde jetzt der Kulturgeschichte allgemein ein besondrer Wert beigemessen, was vor fünfzig Jahren noch nicht der Fall gewesen sei. Nach längerer Diskussion ist dann eine Kommission ernannt worden, die sich eingehender mit der Angelegenheit beschäftigen und dem nächsten Archivtage Bericht erstatten soll.

Unzweifelhaft ist die aufgeworfne Frage von großer Bedeutung nicht bloß für die Staatsarchive, sondern ganz besonders auch für die Registraturen der Behörden, aus denen die Staatsarchive ihren Hauptzuwachs schöpfen, für die es darum nicht

Digitized by Google

gleichgiltig sein kann, nach welchen Grundsätzen die Registraturen bei einer Aktenaufräumung verfahren. Wo aber hierbei Sachkunde und äußerste Vorsicht fehlen, wo eine Ausscheidung von Akten ohne gründliche Untersuchung auf ihren archivalischen Wert erfolgt, können in der Ergänzung der Archivbestände bedenkliche Lücken entstehn. Ein Hand in Hand gehn der Staatsarchive mit denen der Behörden nicht allein wegen der Beseitigung wertlos gewordner Akten sondern auch wegen der innern Ordnung der bleibenden Bestände ist darum, wie jeder Fachmann zugeben wird, ein dringendes Erfordernis.

Ich habe die aufgeworfne Frage, mit der ich als langjähriger Registraturvorstand mich oft praktisch zu beschäftigen gehabt habe, in meinem Handbuch der Registraturwissenschaft*) berührt, und eine Reihe älterer Autoren, von denen hier nur Fladt und Spieß erwähnt sein mögen, hat sich eingehend damit beschäftigt; einige Sentenzen dieser Fachgelehrten wieder aufzufrischen dürfte angesichts der schwebenden Verhandlungen nicht überflüssig sein.

Wenn Fladt, kurpfälzischer Kirchen- und Oberappellationsgerichtsrat, Mitglied der kurbayrisch und pfälzischen Akademie der Wissenschaften, in seiner „Anleitung zur Registraturwissenschaft und von Registratoribus" (Frankfurt und Leipzig, 1764) bemerkt: „. . . Und man kann überhaupt mit gutem Grunde sagen, daß das Wohl der Unterthanen, ja des ganzen Landes auf einer wohleingerichteten Registratur beruht — — denn fehlet es an Besorgung, Erhaltung und richtiger Verwahrung der Akten, so ist der Kanzleikörper bald krank und ohne dieselbe gar tot," und wenn er sogar meint, „daß es eine sehr nützliche Verordnung sein würde, wenn allen Handelsleuten, besonders Spezereikrämern, durch ein allgemeines Ausschreiben ernstlich verboten werden möchte, ihre als Makulatur erkauften Papiere nicht eher zu verbrauchen, als bis solche einer gewissen, jedesmal hierzu aufgestellten obrigkeitlichen oder andern Person vorgezeiget und von solchen untersuchet worden wären"; und wenn Spieß, hochfürstlich Brandenburgischer wirklicher Regierungsrat und vorderster Geheimer Archivar zu Plessenburg, in seiner Schrift: „Von Archiven" (Halle, 1777) sich über den Nutzen geordneter Registraturen und Archive dahin ausspricht, „daß die Ruhe eines Staats sehr viel von diesem Kleinod, als der Brustwehr wider alle Ansprüche widrig gesinnter Nachbarn abhänge, und daß ein Land unglücklich zu schätzen sei, in welchem nicht auf beständige Ordnung der Registraturen und Archive gesehen werde," so hat dieser von unsern Altvordern, wenn auch in etwas übertriebnen Ausdrücken geschilderte Wert einer richtigen und vorsichtigen Behandlung der Akten nicht abgenommen, vielmehr ist ihre Bedeutung besonders für die historische Wissenschaft in stetem Steigen begriffen, seitdem durch die Fachgelehrten die Schätze der Archive regelmäßiger als früher für die Öffentlichkeit verwertet werden. Das sollte uns bei einer Ausscheidung anscheinend wertlosen Materials um so vorsichtiger machen, als unter diesem manches versteckt sein kann, dessen Vernichtung für den künftigen Geschichtschreiber einen empfindlichen Verlust bedeuten würde.

Es ist ja gewiß richtig, daß — besonders in unsrer rede- und schreibseligen Zeit — mancherlei Akten entstehn, deren Aufbewahrung durch ein öffentliches Interesse nicht geboten erscheint, aber es dürfte äußerst schwer sein, von vornherein bestimmte Gattungen von Akten für die Kassation zu bezeichnen, erstlich weil einzelne

*) Katechismus der Registratur- und Archivkunde, Handbuch für das Registratur- und Archivwesen bei den Reichs-, Staats-, Hof-, Kirchen-, Schul- und Gemeindebehörden, den Rechtsanwälten, sowie bei den Staatsarchiven. Von Georg Holzinger, Ministerialsekretär und Registraturvorstand im Großherzoglich Oldenburgischen Staatsministerium. Mit Beiträgen von Dr. Friedrich Leist, Accessist am Königlichen Allgemeinen Reichsarchiv in München. Leipzig, J. J. Weber, 1888.

Digitized by Google

davon, wie auch Geheimrat Grotefend bemerkt, für eine spätere Epoche Interesse erhalten können, und zweitens, weil ihre Zusammenlegung und Rubrizierung von unerfahrner Hand erfolgt sein kann, und der Inhalt eines Bündels sich mit dessen Aufschrift nicht völlig deckt, es also nicht ausgeschlossen ist, daß bei einer Ausscheidung bloß nach der Aufschrift neben Wertlosem auch wertvolles Material in die Papiermühle wandert. Diese Gefahr liegt besonders nahe bei den untern Verwaltungsbehörden, bei denen die Registraturgeschäfte nicht selten von jüngern Aktuargehilfen neben ihrem sonstigen Dienst so nebenher wahrgenommen werden. Wenn, um ein Beispiel anzuführen, ein solcher junger Beamter nicht auf den Gedanken kommt, daß eine Akte mit der Aufschrift „Schlosseramt" Material enthalten kann, das an das alte Zunftwesen anknüpft, also kulturhistorisch von Interesse und für den Geschichtschreiber von Wert ist, so wird man ihm daraus kaum einen Vorwurf machen können. Aber man wird Vorkehrungen treffen müssen, solcher Gefahr zu begegnen, und da würde es meines Erachtens richtiger sein, die Lösung der aufgeworfnen Frage in umgekehrter Richtung zu versuchen, also eine Einigung darüber herbeizuführen, welche Aktengruppen unbedingt nicht zu kassieren seien, und die Kassation von Materialien, die von dieser Kategorie auszuschließen sind, im konkreten Fall den einzelnen Archiven und Registraturen zu überlassen, damit nicht durch ein planmäßiges Vernichten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird.

Über die Materien, die von der Kassation ein- für allemal ausgeschlossen bleiben müssen, kann unter Fachmännern kaum ein Zweifel obwalten: daß dahin alles gehört, was den Charakter einer Urkunde trägt, ferner alles, was ein geschichtliches, ein kulturhistorisches, ein staats- und völkerrechtliches, ein volkswirtschaftliches oder sonst ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen kann, ist ja selbstverständlich. Nur der Begriff dieser Materien im einzelnen würde als Norm für weniger erfahrne Beamte festgestellt werden müssen, und es würde eine dankbare Aufgabe der eingesetzten Kommission sein, mit möglichster Genauigkeit alle die Sachen ihrer Natur nach zu verzeichnen, die unter die genannten Rubriken subsumiert werden müssen. Ich glaube kaum, daß nach einer solchen Feststellung viel für die Kassation übrig bleiben, und daß Geheimrat Grotefend Recht behalten wird, wenn er verlangt, daß nur gedrucktes Aktenmaterial kassiert werden soll. Bleibt aber dennoch einzelnes erhalten, was für eine dauernde Konservierung überflüssig erscheint, so möge man den Grundsatz: Superflua non nocent, den Dr. Leist (a. a. O.) bei einem Zweifel über die Aufbewahrungswürdigkeit von Privaturkunden in den Staatsarchiven vorangestellt sehen will, allgemeiner anwenden.

Oldenburg Georg Holtzinger

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Lehren des Burenkriegs

In kurzer Zeit wird der Präsident der Südafrikanischen Republik, Paul Krüger, auf einem Kriegsschiffe des niederländischen Mutterlandes in Europa eintreffen, der Held und der Märtyrer seines Volks zugleich. Wenn die englische Presse ihm gemeine Schimpfreden, die nur auf die Engländer selbst zurückfallen, anheftet, so wird er im gebildeten Europa mit tiefer Sympathie begrüßt werden, mag er nun als Flüchtling kommen oder als Unterhändler im Namen der beiden Republiken, die noch keineswegs geneigt zu sein scheinen, auf ihre völkerrechtliche Persönlichkeit zu verzichten. An dem Endergebnis des Kriegs wird aber Krügers Ankunft kaum etwas ändern, und auch der mit Kraft und Verwegenheit noch fortgeführte Kleinkrieg wird das schwerlich vermögen, es müßte denn noch irgend eine große auswärtige Verwicklung den Buren zu Hilfe kommen. So wird es nicht verfrüht sein, einmal die Lehren zu erörtern, die sich aus dem Burenkriege im allgemeinen und für Deutschland im besondern ergeben.

Das Tröstlichste ist dabei doch die Beobachtung, welche Macht auch heute noch in unsrer angeblich so materiellen Zeit ein großes einfaches politisches Ideal auf die Gemüter auszuüben vermag. Wäre es den Buren nur auf ihr materielles Wohlergehn angekommen, so hätten sie sich mit England leicht verständigen können; sie aber schlugen das alles in die Schanze und nahmen einen schweren Krieg auf sich, ein paarmalhunderttausend Bauern und Viehzüchter gegen die ungeheure Übermacht eines Weltreichs von 400 Millionen Menschen, nur um der Freiheit ihres Staatswesens und ihres Volkstums willen. Und dieser Kampf fand bei allen gebildeten Völkern, vornehmlich bei den Deutschen, eine so leidenschaftliche Teilnahme, daß sie alle andern Erwägungen kurzweg beiseite schob. In der Volksempfindung gab es hier wie immer in ähnlichen Fällen auf der einen Seite nur Recht, auf der andern nur Unrecht; der unschuldige Schwache sollte von dem brutalen, habgierigen Starken vergewaltigt werden. Man sah nicht oder wollte nicht sehen und will noch heute

Digitized by Google

nicht sehen, daß Unrecht und Recht, freilich zu ungleichen Teilen, auf beiden Seiten waren, daß sich hier zwei wirtschaftliche Kulturen, eine höhere und eine niedere gegenüberstanden, und daß in solchen Fällen die höhere zu siegen pflegt. Auch die Dietmarscher Bauern haben die Unabhängigkeit ihres uralten Geschlechterstaats gegenüber dem schleswig-holsteinischen und dänischen Feudalstaat zwar in der gefeierten Schlacht bei Hemmingstedt am 17. Februar 1500 tapfer behauptet, sie aber 1556 bei Heide doch verloren, und die Freiheitskämpfer der Schweizer Urkantone erscheinen uns nur in dem verklärenden Lichte der Schillerschen Dichtung ideal; vom Standpunkt einer größern Staatsordnung haben Geßler und Rudenz gar nicht so unrecht. Geradezu verwirrend und gefährlich für das Volksgefühl wird diese Auffassung des Burenkriegs, wenn, wie man es leider von theologischer Seite zuweilen hören konnte, der Ausgang zu einem Probierstein der göttlichen Gerechtigkeit gemacht wurde. Kein Zweifel, „jede Schuld rächt sich auf Erden," der Einzelnen wie der Völker, und so wird auch England einmal für seine Sünden in Südafrika büßen müssen; aber Wechsel auf so kurze Sicht, wie wir thörichten Menschenkinder ausstellen möchten, acceptiert der Himmel selten. Und werden nicht auch die Engländer von einem großen politischen Ideal beherrscht? Der Gedanke des Weltreichs ist der Nation bis in ihre untersten Schichten in Fleisch und Blut übergegangen; sie hat mit ihrem sichern Instinkt begriffen, daß sie ohne das Weltreich nicht mehr existieren kann, und daß es in Südafrika um Sein und Nichtsein geht. Alle Nichtswürdigkeiten englischer Kapitalistenkreise und alle Brutalitäten ihrer Kriegführung, die uns mit Recht empören, machen sie darin nicht irre, obwohl sie weiß und tagtäglich empfindet, daß heute auf dem europäischen Festlande nichts verhaßter ist als der Name Englands. Politischer Idealismus ist auch das.

Eine zweite recht empfindliche Lehre, die der Krieg namentlich uns Deutschen erteilt, ist die Wahrnehmung, wie ohnmächtig die öffentliche Meinung ist in Fällen, wo sie mit den großen Interessen des Staats oder mit der Lage nicht übereinstimmt, die Regierung also außer stande ist, nach ihr zu handeln. Wäre es nach der öffentlichen Meinung in Deutschland gegangen, so hätte das Reich eine große Koalition bilden und England gebieterisch in den Arm fallen müssen, bloß um der Gerechtigkeit willen, als wenn wir für die ganze Welt zu Sittenrichtern und Polizisten bestellt wären — eine Auffassung, vor der Fürst Bismarck immer aufs dringendste gewarnt hat —, und ohne jede Rücksicht darauf, ob wir denn für einen so ungeheuern Einsatz irgend einen entsprechenden Gewinn in Aussicht gehabt hätten. Alle Vorwürfe und Klagen, die, versteckt oder offen, mit thränenreichem Pathos oder mit giftigem Hohn gegen die kaiserliche Politik erhoben wurden und werden, mußten vergeblich bleiben und sind vergeblich geblieben. Die Volkspolitik kann eben nur äußerst selten zur Staatspolitik werden, weil sie immer viel mehr von Empfindungen als von Erwägungen abhängig sein wird und die Lage der Dinge zu wenig übersehen kann. In diesem Falle können wir uns darüber mit unsern Nachbarn trösten. In Frankreich und

Digitized by Google

Rußland sind die Sympathien für die Buren nicht geringer als bei uns, und beide Staaten stehen in einem viel schärfern Gegensatze zu England als Deutschland; gleichwohl ist es weder der russischen noch der französischen Regierung eingefallen, den Engländern in Südafrika ein Quos ego zuzurufen, und sie würden eine Anregung Deutschlands in diesem Sinne wahrscheinlich sehr kühl abgelehnt haben.

Die lebhafte Sympathie für die Buren hat nach ihren ersten überraschenden Erfolgen in Natal auch zu einer starken Überschätzung ihrer politischen und militärischen Leistungsfähigkeit verführt. Es ist jetzt bekannt, daß sie vor dem Ausbruche des Kriegs von Deutschland wohlmeinend davor gewarnt worden sind, die Sache auf die Spitze zu treiben, da eine Einmischung der Großmächte nicht zu erwarten sei. Wenn sie trotzdem in begreiflichem Mißtrauen gegen England losschlugen und einen Verzweiflungskampf der allmählichen Anglisierung ihres Staatswesens vorzogen, so zeugt das zwar von tapferm Mute und von dem festen Vertrauen in die Gerechtigkeit ihrer Sache, die diesen eifrigen Kalvinern die Sache Gottes war, aber von einer richtigen Beurteilung der Weltlage zeugt es nicht. Vielleicht hat auch die Erinnerung an den siegreichen Heldenkampf ihrer niederländischen Vorfahren gegen die Übermacht Spaniens dabei eine Rolle gespielt, aber die Parallele trifft nicht zu. Einmal fochten die Niederländer auch für ihre Glaubensfreiheit, also für das teuerste Gut gebildeter Menschen; sodann wären sie ganz sicher unterlegen, wenn ihnen die Engländer nicht zu Hilfe gekommen und nicht 1588 die spanische Armada geschlagen, die Kraft Spaniens gebrochen hätten. Die Buren aber waren und blieben isoliert, und ein fanatisierender Glaubensgegensatz zu den Engländern besteht nicht. Ihre militärische Leistungsfähigkeit war und ist bewundernswürdig, sie sind die beste Miliz, die in der neuern Geschichte jemals ins Feld gerückt ist, in ihrer Schießfertigkeit und Beweglichkeit unübertroffen, aber doch eben nur eine Miliz, ohne feste Verbände, ohne straffe Disziplin und deshalb für strategische wie für taktische Offensive gleich unfähig. Nicht einmal von den vielen tüchtigen europäischen Offizieren verstanden sie den richtigen Gebrauch zu machen, weil sie sich in ihrem Bauerntrotz nicht unterordnen wollten. In bloßer Verteidigung aber kann man wohl eine Schlacht gewinnen, aber ganz gewiß keinen Feldzug. Und doch beruhte ihre einzige Hoffnung auf Sieg in einer rücksichtslosen kühnen Offensive während der ersten Wochen, ehe die englischen Verstärkungen eintrafen. Wenn sie damals Natal überrannt und durch fortreißende Erfolge die freilich sehr bedächtigen Kapholländer zur Erhebung und zum Anschluß gebracht hätten, dann hätten die Dinge eine günstige Wendung für sie nehmen können; als diese kostbaren, entscheidenden Wochen ungenützt vorübergingen, als sie nicht einmal so oberflächlich befestigte Plätze wie Ladysmith, Mafeking und Kimberley, die doch gar keine wirklichen Festungen waren, bezwingen konnten, da war der Feldzug verloren. Vollends mit dem Kleinkriege allein werden sie ihr hartes Geschick nicht wenden können. Auch aus Spanien sind die Franzosen nicht durch die spanischen Guerilleros, sondern

Digitized by Google

durch die englischen Heere vertrieben worden, auch die Tiroler Bauern waren 1809 nur solange siegreich, als sie sich auf Österreich stützen konnten, und auch das nur in einem Hochgebirgslande. Kurz, der Glaube an die Kriegstüchtigkeit von Milizheeren gegenüber regulären Truppen hat einen schweren Stoß erlitten, eine herbe, aber heilsame Lehre für unsre Milizschwärmer!

Berichtigt worden ist auch unser Urteil über die Macht Englands. „Wo einst England lag, klafft heute eine ungeheure Lücke," konnte Treitschke 1870 emphatisch schreiben. Wir wissen heute nur zu gut, wo England liegt. Seine Rolle in der europäischen Politik war seit langer Zeit bescheiden, in der Weltpolitik — und nur von einer solchen kann heute die Rede sein — ist sie entscheidend. In dieser Beziehung ist es die stärkste Großmacht, weil es die beweglichste ist. Keine andre wäre imstande gewesen, in so kurzer Zeit eine Armee von 200000 Mann mit allem Zubehör nach Südafrika zu werfen, in eine Entfernung hinaus, für die ein Schnelldampfer drei Wochen braucht, und das konnte England auch nur, weil es mit seiner überlegnen Flotte die See unbedingt beherrscht, also weder eine Störung seiner Truppentransporte noch einen Angriff auf das entblößte Mutterland zu fürchten hatte. Wir Deutschen empfinden freilich leicht etwas wie Verachtung für ein Volk, bei dem das Pflichtbewußtsein gegen den Staat so wenig entwickelt ist, daß es die bewaffnete Vertretung seiner Lebensinteressen Söldnern und „Freiwilligen" zuschiebt, und das zu Anfang unter einer geradezu jämmerlichen Führung Schlappe auf Schlappe erleidet, auch schließlich nur mit fünffacher Übermacht den Gegner niederringt, aber dieses Urteil bedarf der Einschränkung. Auch wir Deutschen haben es nicht gewagt, ohne weiteres geschlossene, schon bestehende Truppenkörper nach China zu senden, sondern haben, obwohl die Verpflichtung des deutschen Fahneneides auf den Dienst „zu Wasser und Lande" ohne jede Einschränkung lautet, neue Verbände aus Freiwilligen des Landheeres geschaffen, und in einem so ausgedehnten, öden, dünnbevölkerten und wegearmen Lande wie Südafrika wäre auch eine Armee von besserer Führung und Disziplin als die englische nicht so rasch mit einem Gegner wie die Buren fertig geworden. Jedenfalls ist das Machtbewußtsein der Engländer durch ihre Erfolge in Afrika gewaltig gestiegen, und die imperialistische Politik steht seit dem Ausfall der letzten Parlamentswahlen fester als vorher.

Ohne unsern Zeitungsdiplomaten zu nahe zu treten, wird man annehmen dürfen, daß unser Auswärtiges Amt diese Dinge beinahe ebensogut übersieht, wie die Staatsweisen gewisser Redaktionsstuben es thun. Trotz aller Sympathien konnte Deutschland die Burenrepubliken in der allgemeinen Weltlage des Jahres 1900 freilich nicht retten. Aber nur politische Kinder und Narren können hier von einem Zickzackkurs reden und dem Kaiser daraus einen Vorwurf machen, daß er jetzt nicht für die Buren eingetreten ist, während er doch im Januar 1896 dem Präsidenten Krüger seinen Glückwunsch zur Abwehr von Jamesons Raubeinfall aussprach. Als wenn nicht auch ein großer Unterschied bestünde zwischen einem Freibeuterzug, für den die Regierung des Landes, von dem er aus-

Digitized by Google

gegangen ist, jede Verantwortung ablehnt, und einem regelmäßigen Kriege, der ihr erklärt wird. Mit der Depesche vom 3. Januar 1896 nahm der Kaiser nicht gegen das amtliche England Partei, mit einer Verwendung zu Gunsten der Buren im Jahre 1900 hätte er es gethan, und wie empfindlich ein stolzes Volk in solchen Dingen ist, darüber sollte doch die Erinnerung an den zornigen Unwillen belehren, mit dem die deutsche Presse 1870/71 jeden Gedanken an die Einmischung des Auslands in den deutsch-französischen Krieg zurückwies. Hat Deutschland Versäumnisse in Afrika begangen, so liegen sie weit zurück, weiter zurück noch als der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890, der die Vorherrschaft in Mittel-Ostafrika preisgab, und den man auf Caprivis Rechnung setzt, weil er seinen Namen trägt. Nun, Leo von Caprivi war vielleicht kein Löwe, aber die, die dem Toten, der unter allen Umständen ein Ehrenmann war und sich gegen die Übernahme des Reichskanzlerpostens „bis aufs Blut gewehrt" hatte, noch heute moralische Fußtritte versetzen, sind ganz sicherlich Esel. Schon in den achtziger Jahren hat England seine jetzige Vormachtstellung in Südafrika gewonnen. Es stellte 1884, ein Jahr nach der Errichtung der deutschen Schutzherrschaft über Südwestafrika, das Betschuanaland zwischen diesem und den Burenrepubliken unter sein Protektorat, schnitt diese durch die Besitzergreifung des Pondolandes 1885, des Sululandes mit der Santa Luciabai 1887 und des Tongalandes 1888 endgiltig vom Meere ab, nach dem sie hindrängten und hindrängen mußten, und sperrte ihnen zugleich jede Ausbreitung nach dem Lande nördlich vom Limpopo, wo nun die Chartered Company mit Eisenbahnbauten und Maximgeschützen ihr Zivilisationswerk begann. Dieser planmäßigen, ganz sichtlich auf die Erwürgung der Burenstaaten ausgehenden Politik ist Deutschland damals nirgends in den Weg getreten. Es hat keinen Versuch gemacht, Südwestafrika mit Transvaal und dem Oranjestaat in territoriale Verbindung zu setzen, es hat 1884 das Protektorat über beide abgelehnt, es hat die schon von den Gebrüdern Einwald erworbnen Rechte an der Luciabucht 1885 fallen lassen und in demselben Jahre die Möglichkeit, das Protektorat über das ganze Sultanat Sansibar zu erwerben, nicht in Wirklichkeit verwandelt. An dem Willen Fürst Bismarcks hat das viel weniger gelegen als an den Umständen, die auch er nicht immer meistern konnte, an der damals noch höchst mangelhaften kolonialen Energie in Deutschland und an dem Ungeschick einzelner Unterhändler, worüber Busch in seinen Tagebuchblättern ebenso Interessantes wie Unerbauliches berichtet (III, 195 f. 204). Dazu kam der verhängnisvolle Stillstand im Ausbau unsrer Schlachtflotte während der achtziger Jahre zu Gunsten der damals weit überschätzten Torpedoboote, der jedes energische Auftreten Deutschlands über See einfach ausschloß. Kurz, die kolonialpolitische Erbschaft, die Wilhelm II. übernahm, war keineswegs glänzend. Deshalb ist es eine gewissenlose Hetzerei gegen den Kaiser und eine politische Brunnenvergiftung schlimmster Art, wenn man ihm zum Vorwurf macht, daß er Englands Wachstum in Afrika nicht verhindre.

Gewiß, dieses Wachstum ist uns schon deshalb nicht bequem, weil wir

Digitized by Google

durchaus kein Interesse daran haben, die stärksten Weltmächte noch stärker werden zu sehen, und wie sehr den Engländern der Kamm geschwollen ist, zeigt unter anderm die dreiste Äußerung des kapländischen Premierministers Sir Gordon Sprigg: man müsse die Walfischbai schon deshalb festhalten, weil ihr (deutsches) Hinterland doch einmal englisch werden müsse. Natürlich, ein Jingo hält die ganze überseeische Welt für das Erbe John Bulls! Wie kann man solche Ruhmredigkeit, die uns nicht einmal etwas Neues sagt, für die Andeutung einer drohenden Gefahr nehmen! Das zeugt jedenfalls von wenig Selbstgefühl. Deutschland ist nicht Transvaal, und wir werden nicht einen Fußbreit unsers afrikanischen Besitzes verlieren, wenn wir ihn nicht selbst preisgeben, sondern verstehn, etwas daraus zu machen. Daran hängt es! Die Zurückhaltung des deutschen Kapitals und die jämmerliche Kurzsichtigkeit unsrer Reichstagsmehrheit, die für die Aufschließung unsrer Schutzgebiete durch Eisenbahnbauten trotz aller Vorstellungen der Sachverständigen zu wenig sorgt, während ringsum die Engländer mit ungeheuern Kosten, ohne krämerhaft nach der Verzinsung zu fragen, große Eisenbahnlinien bauen, die gefährden unsern Besitz; der Reichsregierung ist auch hierin kein Vorwurf zu machen.

Sie hat im Gegenteil die südafrikanischen Verlegenheiten Englands, die alle verfügbaren Streitkräfte des Reichs fesseln, offenbar sehr geschickt im Interesse unsrer Weltstellung zu benutzen verstanden. Ohne den Burenkrieg hätte England seine Ansprüche auf Samoa, die es so lange hartnäckig festgehalten hat, schwerlich fahren lassen, hätte es sich auch nicht aus der als sein selbstverständliches Recht betrachteten Vormachtstellung in China verdrängen lassen, hätte es nicht in das deutsche Oberkommando gewilligt, das keineswegs zu spät kam, wie boshafte Hohnreden deutscher Patrioten schadenfroh behaupteten, und das seine schwierige Aufgabe offenbar vortrefflich löst, hätte es endlich nicht das Abkommen vom 17. Oktober mit Deutschland geschlossen, worin es nicht nur auf jede weitere Gebietserwerbung in China verzichtet, sondern auch die Politik der offnen Thüren im ganzen Reiche anerkennt und damit jeden Anspruch auf die englische Vorherrschaft im Yantsethale, seiner bevorzugten „Einflußsphäre," aufgiebt. Die Großmächte haben diesen Grundsätzen zugestimmt und sich damit bis auf weiteres die Hände gebunden, die sachverständigen deutschen Interessentenkreise, die Reeder und Kaufleute in Hamburg und Bremen, in Schanghai, Hongkong und Tientsin haben dafür dem Grafen Bülow ihren Dank ausgesprochen, aber unsre „nationale" Nörglerpresse wittert dahinter mit ihrer so untrüglichen Spürnase eine abermalige Übervorteilung Deutschlands durch England und sieht darin einen abermaligen Beweis für den „Zickzackkurs" der kaiserlichen Politik. Ja, hat denn nicht gerade Fürst Bismarck den Satz aufgestellt, man müsse immer zwei Eisen im Feuer haben? Damals handelte es sich um das Verhältnis zu Österreich und Rußland, jetzt stehn wir zwischen Rußland und England; wir dürfen es mit keiner von beiden Mächten verderben, müssen aber beiden Respekt einflößen und ihnen zeigen, daß wir niemand nachlaufen. Doch natürlich, wenn Fürst Bismarck

Digitized by Google

1879 von dem engen Einvernehmen mit Rußland zum Bündnis mit Österreich übersprang, so war das die höchste staatsmännische Weisheit; wenn die heutige kaiserliche Politik in China 1895 mit Rußland und Frankreich ging, im Jahre 1900 zunächst den gelinde gesagt sonderbaren russischen Vorschlag, Peking zu räumen, ablehnte und zu Falle brachte, dann sich zunächst mit England verständigte, so nennt man das „Zickzackkurs“! Übrigens: wäre es denn nicht möglich, daß sich Graf Bülow schon vor dem Abschluß des Vertrags mit England unter der Hand mit Rußland verständigt hätte, und das Abkommen seine Spitze nicht sowohl gegen Rußland kehrte, dessen thatsächliche Herrschaft in der Mandschurei es gar nicht berührt, als vielmehr gegen England?

Am 14. November wird der Reichstag wieder zusammentreten und dann auch über China zu Worte kommen. Nach den bisherigen Proben deutsch-parlamentarischer Weisheit in großen Fragen der auswärtigen Politik, z. B. in der Samoafrage, ist die Hoffnung, daß er der Reichsregierung nachdrückliche Unterstützung gewähren werde, nur sehr schwach; wir werden zufrieden sein müssen, wenn er sich und uns vor Europa und den umliegenden Erdteilen nicht bloßstellt. Zum Glück vertritt der Reichstag die Nation nur der Form nach, nicht ihren Geist; ihre beste intellektuelle und sittliche Kraft liegt nicht in ihm, sondern in Kreisen, die sich nicht gewerbsmäßig mit Politik befassen, vielmehr ruhig und gewissenhaft ihre tägliche Berufsarbeit thun. Um so mehr kommt darauf an, daß sich diese Kreise das Verhältnis zu ihrem Kaiser nicht durch eine unverständige, sensationslüsterne Presse vergiften lassen. Was die Reichsregierung heute, bei einer so unendlich wichtigen Wendung unsrer Geschicke, dringender bedarf als je, das ist nicht eine meist sachunkundige und darum ganz wertlose Kritik, sondern Vertrauen und Unterstützung bei der großen Partei der vernünftigen Leute.

*

China

Die Frage, was der Yantsevertrag für uns und andre bedeute, kann am einfachsten durch die Gegenfrage beantwortet werden: Was wäre geschehn, wenn dieser Vertrag nicht geschlossen worden wäre? Und die Antwort müßte lauten: Der Yantse und der reichste Teil Chinas wären englisch geworden.

Hat man denn etwa schon vergessen, wie sich nach dem chinesisch-japanischen Kriege die Dinge in Ostasien gestaltet hatten? Japans Pläne waren abgewiesen, wir hatten Kiantschou genommen, aber England hatte die Yantseprovinzen für englische Interessensphäre erklärt. Was das heißt, wissen wir

Digitized by Google

aus vielen Erfahrungen. Wollten wir uns in Afrika irgendwo, in Pondoland, in der Luciabai, in Witu und Uganda, am Niger festsetzen, so brauchte England nur zu erklären, das sei englische Interessensphäre, und wir mußten alsbald abziehn. Weil die Burenstaaten zur englischen Interessen- oder gar Einflußsphäre gerechnet wurden, deshalb hielt sich England für berechtigt, die Buren vom Kaplande anfangend immer weiter nördlich zu treiben und zuletzt durch den noch währenden Krieg völlig zu unterjochen. Der Niger und der Benuë wurden zwar für frei erklärt, aber wir mußten die Grenze unsrer Einflußsphäre in Kamerun so ändern, daß wir nicht bei Ibi, wie bis 1885 angenommen war, sondern erst bei Jola an den Benuë kamen, und indem England durch Verträge mit den Negerfürsten auf beide Ufer die Hand legte, wurde die Freiheit von Niger und Benuë aus der Welt des Thatsächlichen hinaus geschafft. Dasselbe wäre sicher mit dem Yantse geschehn, wenn England bei seinem Anspruch auf diesen Fluß geblieben wäre, und es wäre dabei geblieben, wenn es nicht, durch den Burenkrieg zu stark in Afrika beschäftigt, außer stande gewesen wäre, allein seine Position am Yantse aufrecht zu halten und Schanghai zu sichern. Daß Deutschland die Gelegenheit nicht vorüber ließ, dem guten Vetter die Hand zu bieten, daß Graf Bülow die Thür zur Einflußsphäre öffnete, daß wir diesen Handel in größter Höflichkeit, und wie es scheint, als gute Freunde mit England abgeschlossen haben, dafür können wir dem Kaiser und dem neuen Kanzler nur dankbar sein. Es ist vielleicht das erste mal, daß wir, nämlich das neue Deutschland, bei einem Handel mit England ohne Schlappe, sogar recht vorteilhaft weggekommen sind.

Und alle übrigen Länder, die mit China Handel treiben, mögen sich gleichfalls bei dem Kaiser bedanken, denn sie haben jetzt sehr viel mehr Aussicht, die Thür am Yantse offen zu finden, als wenn es bei der bloß englischen Interessensphäre geblieben wäre. Sogar Rußland kann diesen Vertrag nur freudig begrüßen, der das Interessengebiet Deutschlands in Zukunft von der Provinz Schantung südwärts zu verschieben verheißt. Ein „Fu“ am Yantse ist für uns mehr wert als alle „Tschaus“ auf Schantung.

Man hat nun zwar in den Artikeln 3 und 4 des Vertrags Material finden wollen zu einer Warnung gegenüber Rußland, die dann auch eine Drohung enthielte. Mir erscheint die Sache nicht so. Rußland hat mehrmals erklärt, es wolle keine Eroberungen machen. Neben diesen offiziellen Erklärungen der russischen Regierung freilich standen öffentliche Erklärungen ihrer siegreichen Generale am Amur und Sungari, worin die Besitzergreifung verschiedner Orte am rechten chinesischen Flußufer für Rußland stolz verkündet wurde. Vielleicht nahmen die Generale den Mund zu voll; vielleicht aber auch nicht. Eroberungen, Annexionen könnten verwerflich, und Besetzung einiger zum Schutz der Flüsse und besonders der russischen Mandschureibahn nötigen Punkte — könnte erlaubt sein. Man wird die Mandschurei nicht annektieren, weil das ein sehr schlechtes Geschäft wäre, aber man wird einige feste Punkte auf chinesischem Boden nehmen und ausrüsten zur Sicherung der

Digitized by Google

Bahn und des Flußverkehrs. Dagegen dürfte Deutschland nichts einzuwenden haben, außer daß entsprechende Punkte am Yantse zur Sicherung des Flußverkehrs von deutscher oder deutsch-englischer Seite zu besetzen seien. Es scheint mir, daß diese Besetzung einiger Punkte am Yantse die notwendige Folge dieses Vertrags, aber zugleich auch alles sei, was Deutschland politisch von China vorläufig erwarten kann. Hiervon unabhängig bleibt natürlich die Forderung der Sühne für Mord und der Entschädigung für Krieg und Zerstörung von Eigentum deutscher Unterthanen. Ich sehe in Artikel 3 und 4 nicht eine Warnung, sondern eher eine Ermunterung Rußlands, die Okkupationen seiner Generale zu ratihabieren. Denn wie Rußland seinen Bahnverkehr sichern muß, der Hunderte von Millionen gekostet hat, so werden wir den Flußverkehr auf dem Yantse sichern müssen, sobald sich unser Handel dort in größerm Maßstabe ausbreitet. Und das kann nur durch militärische Posten geschehn, die in befestigten Forts unterzubringen wären, oder wenigstens durch feste Anlegeplätze für unsre Kanonenboote. Denn was bisher unserm Handel mit China am hinderlichsten war, das scheinen die Binnenzölle und Belästigungen zu sein, mit denen die Vizekönige und lokalen Mandarine willkürlich im Innern des Landes das Vordringen unsers Handelsverkehrs erschwert haben.

Es giebt wohl kein Land, über dessen innere Zustände, Volkswirtschaft, Volkscharakter ein Urteil abzugeben für uns Europäer so schwer wäre als China. Aber es liegen einige Erfahrungen und Thatsachen vor, die unsrer Politik gegenüber diesem Reiche doch zur Richtschnur dienen können. Eine solche Erfahrung ist, daß die Chinesen kein Volk sind, das wir wie Kaffern und andre Wilde behandeln dürfen; diese Erfahrung wird nur zu wenig beachtet. Unsre Händler und unsre Missionare reizen den vorhandnen starken Dünkel des Chinesen oft durch einen womöglich noch stärkern Dünkel; sie gehn hin mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, mit ihren Waren, ihren Lehren, ihrem Wissen ein elendes, niederes Volk beglücken zu können, beglücken zu müssen. Der Chinese ist nicht dieser Meinung, und er hat deshalb die aufdringlichen Beglücker schon oft verjagt oder umgebracht, weil sie gar zu herrisch in ihrem Beglückungseifer vorgingen. Der englische Opiumkrieg, die Unterstützung der Dynastie im Taipingaufstande durch England, anmaßendes Auftreten christlicher Kirchenherren wie andrer einzelner Europäer — das hat die Abneigung der Chinesen gegen uns gesteigert. Wäre es für uns möglich, weder Kaufleute noch Missionare nach China gehn zu lassen, so wäre wahrscheinlich den Chinesen und auch uns damit am besten gedient. Um so mehr, als keine Rasse, richtiger kein Volk der Welt nach Blut, Entwicklung, Sitten, Moral, Gesinnung, Charakter uns fremder und feindlicher gegenübersteht als das chinesische. Niemals kann uns der Chinese Freund sein, selbst die äußere Berührung im Zusammenwohnen der Städte ist uns unangenehm, ja schädlich. Das sehen wir in Amerika und in der Südsee.

Man hat ausgerechnet, daß jeder getaufte Chinese uns jährlich etwa 100 Mark koste. Wenn man sich der verbreiteten Vorliebe für recht Fernes

Digitized by Google

und Fremdes entschlüge, mit der man mit weit größerer Freude einen gleichgiltigen Brief aus Nanking als einen Freundesbrief aus Leipzig aus der Hand des Postboten empfängt, und wenn man Christenpflicht recht scharf von Abenteuerlust schiede, dann würde manches hundert Mark daheim besser verwandt werden, als um einen Chinesen für das Christentum zu gewinnen oder zu — kaufen. Denn der Chinese ist von Natur Rationalist, ja Materialist in schärfster Form, und die zehntausend, hunderttausend, vielleicht eine Million christlicher Chinesen, die es giebt oder einmal gab, können nur Märtyrer oder Abtrünnige werden unter den Millionen von Leuten, die im Grunde ohne Religion sind. Wenn diese Christen immer und immer wieder verfolgt und erwürgt wurden, so wird man deshalb den Chinesen doch nicht religiöse Unduldsamkeit vorwerfen können. Nicht das Christentum, sondern der Fremde, der Missionar wird gehaßt, und so erleidet der christliche Chinese für den deutschen Missionar den Tod. Sollen wir, müssen wir danach streben, immer neue Opfer zu schaffen, einen Missionar hinzuschicken, um vielleicht ein paar Dutzend Chinesen mehr eines kommenden Tages bluten zu sehen? Der Chinese ist religiös viel zu gleichgiltig, als daß er unduldsam sein könnte, und wir Christen sind sicher die letzten, die andern Bekenntnissen Unduldsamkeit vorwerfen dürfen. Wenn wir entrüstet und selbstzufrieden auf das von Chinesen vergossene Christenblut hinweisen, so ist das Heuchelei oder Thorheit, denn wir haben selbst in manchem Jahrhundert weit mehr Christen um ihres Bekenntnisses willen umgebracht, als die Chinesen seit dem ersten Auftreten des Christentums in ihrem Lande umgebracht haben. Intolerant sind wir, nicht die Chinesen. Dazu kommt, daß das Christentum dort uneinig erscheint, als Katholizismus, Luthertum, Kalvinismus usw., was offenbar dem sehr praktisch und vernunftmäßig denkenden Chinesen die Heilswahrheit des Christentums nicht eben erkennbarer macht.

Es wird erzählt,*) daß, als der Papst die chinesischen Zeremonien, die dem Chinesen großenteils die Moral ersetzen, durch Abgesandte und durch ein Breve als heidnisch und ketzerisch hatte verdammen lassen, der Kaiser von China die Christen mit Ausnahme derer, die sich am Hofe nützlich gemacht hatten, im Jahre 1723 des Landes verwiesen, und daß er zu den Missionaren gesagt habe: „Was würdet denn ihr wohl sagen, wenn ich einen Trupp Bonzen oder Lamas in euer Land schicken wollte, um ihre Lehre dorthin zu verbreiten und eure Sitten zu ändern?“ Nun, gerechterweise muß man anerkennen, daß diese Antwort auf päpstliche Flüche nicht unbillig war, und daß gegenüber dem immer aufdringlicher werdenden Europäer auch härtere Worte und Maßregeln recht wohl erklärlich sind. Das Beglücken ist eine schöne Sache, nur muß es jemand geben, der beglückt werden will, der sich unglücklich fühlt; wir aber überreden die Chinesen mit Kanonen, daß sie unglückliche Leute seien. Alexander der Große wird, wie ich vermute, einfach aus der

*) Käuffer, Überblick der Geschichte Ostasiens, Seite 114.

Digitized by Google

Sonne getreten sein, als Diogenes ihn darum bat, und so mancher von uns mag schon einen unerbetnen Gast zum Hause hinaus geworfen haben. Dürfte man hoffen, alle Chinesen oder doch die meisten von ihnen zum Christentum zu bekehren, so möchte allerdings auch die Hoffnung berechtigt sein, daß in China eine radikale Umwandlung, vielleicht in unserm Sinne und vielleicht sogar in unserm Interesse Platz greifen werde. Dies steht aber nach allen Wahrnehmungen und Wahrscheinlichkeiten durchaus nicht zu hoffen; wenigstens nicht auf dem bisher eingeschlagnen Wege, und solange als China so bleibt, wie es ist. Mit der religiösen Waffe ist das heutige China nicht zu überwinden, weshalb wir besser thäten, unser Geld daheim für unsre innern Bedürfnisse zu verwenden, die freilich weniger „interessant" sind. Anders steht es mit unserm chinesischen Warenverkehr. Wie die Dinge nun einmal liegen, können wir nicht plötzlich den Handel mit China abbrechen, müssen wir unsre Handelsleute und Handelsinteressen dort schützen.

Wären die Staaten europäischer Kultur untereinander einig, so ließe sich als zu erstrebendes Ziel denken, daß China uns freien Handel gewährte und im übrigen abgeschlossen bliebe, wie es bis vor etwa fünfzig Jahren war. So wäre China ein nützliches Absatzgebiet für unsre Erzeugnisse, und wäre keine Gefahr für unsre Industrie. Wird China geöffnet in dem Sinne, wie viele es heute bei uns wünschen, dann ersteht uns in der That eine Bedrohung durch die gelbe Rasse. Die Amerikaner haben sich längst gegen chinesische Einwandrung durch Gesetze geschützt. Bisher hinderte die chinesische Regierung die Auswandrung; bisher wurde sie dadurch auch gehindert, daß der Chinese auf heimischer Erde sterben oder wenigstens in ihr begraben sein wollte. Ein kaiserliches gegen diese Sitte gerichtetes Dekret, die Begünstigung der Auswandrung durch einen künftigen, reformeifrigen Kaiser kann den Strom so verstärken, daß unsre sozialen und wirtschaftlichen Zustände durch ihn in große Gefahr geraten würden. Wenn wir in Ostelbien keine Polen ertragen können, wenn der Berliner den „Schlesinger" nicht in den Fabriken dulden will, wie sollten wir chinesische Kulis dulden, auch wenn sie fünffach billiger wären als deutsche Arbeiter?

Aber die Kulis brauchen gar nicht erst zu uns zu kommen und uns dadurch lästig werden. Indien war eine Goldgrube für England, weil es das reiche Absatzgebiet der englischen Industrie war. Heute liefert die Goldgrube immer weniger, weil das Land ärmer geworden ist, aber auch weil der Engländer in Indien selbst eine Industrie ins Leben gerufen hat, die der englischen erfolgreich Konkurrenz macht. Und sie macht erfolgreich Konkurrenz, weil die indische Arbeitskraft billiger ist als die englische. Wenn nun so der indische Arbeiter den englischen, den europäischen schlägt, wie viel mehr der fleißigere, intelligente, zähe, bedürfnislose, gerade für technisch-mechanische Arbeit ausgezeichnet begabte Chinese? Wir sehen ja auch in Japan, wie dort ein Industriezweig nach dem andern die europäische Ware verdrängt und schon bis nach Europa hin konkurrierend und erfolgreich auftritt. In China sind am Kantonflusse,

Digitized by Google

bei Schanghai und an andern Orten ja auch schon die Fabriken in voller Thätigkeit, um das europäische, mühsam eroberte Absatzgebiet wieder für China zurückzuerobern. Vorläufig noch meist von Europäern geleitete Anlagen mit chinesischen Arbeitern. Aber der Chinese, zwar kein erfinderischer Geist, aber ein vortreffliches nachahmendes Talent, wird der Lehrer nicht lange bedürfen und wird dann den Spieß gegen uns umkehren. Indem wir, noch dazu mit blindem Stolz, der Verpflanzung europäischer Industrie nach China Vorschub leisten, statt sie mit allen, auch den gewaltsamsten Mitteln zu verhindern, sägen wir den Ast selbst ab, auf dem wir sitzen.

Wollen wir uns China als Absatzgebiet erhalten — und ein andres praktisches Interesse hat es ja vorläufig für uns nicht —, so müssen wir seine Abgeschlossenheit sowohl in Rücksicht auf die chinesische Auswandrung als in Rücksicht auf das Eindringen europäischer Industrie wünschen, und wir müssen vor allem möglichst verhindern, daß sich China unter europäischer Schulung und mit europäischen Waffen ein unsern Truppen ebenbürtiges Heer und eine ebenbürtige Flotte schafft. Von diesem Standpunkt aus haben wir ein Interesse an der Erhaltung des chinesischen Reichs in seinem gegenwärtigen Bestande und an der Erhaltung der gegenwärtig herrschenden Dynastie.

Die Herrschaft der Mandschu über China wurde bekanntlich im Jahre 1644 begründet, und es wird uns berichtet, daß der Stillstand der Kultur, der unsre Verwundrung hervorruft, hauptsächlich seit dem Emporkommen dieser Herrschaft eingetreten sei. Die Mandschu sind ein Herrscherstamm, der in verhältnismäßig geringer Zahl aus dem rauhen Norden vorbrechend die ungeheure Masse des weichern Volkes der Chinesen mit kräftiger Faust unter seine Gewalt beugte und durch ein fest geordnetes Beamtenheer unter mandschurischer Führung in seiner Gewalt erhielt. In der vortrefflichen Reisebeschreibung von Huc und Gabet*) wird immer wieder auf den Verfall des einst vorzüglich geordneten Reichs unter der Mandschudynastie hingewiesen. „Es verfällt — so schreibt Huc am Schluß der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts — immer mehr und geht vielleicht schon in naher Zukunft einem entsetzlichen Ruin entgegen. Wir haben den Ursachen dieser allgemeinen Zersetzung und Verderbnis nachgeforscht, und wir finden, daß sie vorzugsweise daher kommen, daß die Mandschudynastie das alte Regierungssystem in vielen wesentlichen Punkten sehr empfindlich beeinträchtigt hat. Sie hat angeordnet, daß ein Mandarin sein Amt an einem und demselben Ort nicht länger als drei Jahre bekleiden solle, und daß keiner in seiner Heimatprovinz Beamter werden und sein könne. Es liegt auf der flachen Hand, was damit bezweckt werden soll. Die Mandschu kamen als Eroberer nach China und erschraken über ihre geringe Zahl. . . . Die Zahl der Mandschu reichte nicht aus, alle Beamtenstellen zu besetzen, auch hätte eine solche Maßregel einen allzu gehässigen Charakter gehabt. Die Besiegten sollten also nach wie vor Beamtenstellen bekleiden. Die bei den höchsten

*) Wanderung durch das chinesische Reich, deutsch bearbeitet von Andree. Leipzig, 1855.

Digitized by Google

Kollegien in Peking wurden an Zahl verdoppelt und zur einen Hälfte mit Mandschu, zur andern mit Chinesen besetzt. Den Chinesen blieb auch die gesamte Provinzialverwaltung, mit Ausnahme der höhern Militärstellen und der Befehlshaber in den Festungen. Trotz alledem war es schwer, die neue Gewalt zu befestigen; denn die gestürzte Herrscherfamilie hatte unter den höhern Beamten viele Anhänger, und diese konnten ihren Einfluß geltend machen. . . . Dem begegnete man, indem der Mandarin seiner Heimat entfremdet wurde: in seinem neuen Wirkungskreise konnte er keinen festen Boden gewinnen, weil er eben nur drei Jahre lang an einem und demselben Orte blieb. Die Mandschudynastie gab allerdings für diese Neuerung eine Menge von Scheingründen an, die sie aus dem öffentlichen Nutzen und der Sorgfalt für das Wohlergehn des Volks herleitete; sie machte insbesondre geltend, daß die Beamten von allen Vorurteilen und Familieneinflüssen unabhängig seien, wenn sie außerhalb ihrer Heimat angestellt würden. Der Hauptgrund lag aber, wie schon gesagt worden ist, darin, daß man den Einfluß der Beamten brechen, sie selbst lediglich von der Regierung in Peking abhängig machen wollte. Die Dynastie hat in dieser Beziehung seit zwei Jahrhunderten ihre Absicht vollkommen erreicht: die höhern Beamten werden aus einer Provinz in die andre versetzt, können nirgends tiefe Wurzeln im Boden schlagen und treten in kein näheres Einvernehmen mit dem Volke; die Parteihäupter der national-chinesischen Richtung konnten sich nicht auf Beamte stützen, deren Amtsdauer nur kurze Zeit währte, und so brachen denn auch keine Verschwörungen aus. Aber diese Politik, die ganz geeignet war, eine noch neue Gewalt zu befestigen, mußte nach und nach überwiegend große Übelstände im Gefolge haben. . . . Beamte, die nur zeitweilig an einem Orte leben, bleiben dort eigentlich fremd und haben keine innern Beziehungen zur Einwohnerschaft; sie machen möglichst viel Geld, werden versetzt und treiben an jedem andern Orte dasselbe, bis sie so viel zusammengescharrt haben, daß sie in ihrer Heimat unabhängig leben können. Sie kümmern sich wenig um die Verwünschungen und den Haß der Bedrückten, denn heute sind sie hier, und in ein paar Wochen um einige hundert Meilen von hier entfernt.

„So ist es gekommen, daß die Mandarinen selbstsüchtig und gleichgiltig gegen das Gemeinwohl geworden sind. Das Grundprinzip der chinesischen Monarchie ist zerstört worden, seitdem der Beamte nicht mehr wie ein Familienvater unter seinen Kindern lebt, sondern wie ein Zugvogel wandert. Seit der Herrschaft der Mandschu ist alles im Reiche erschlafft, und vieles ist abgestorben. Große Arbeiten zum allgemeinen Nutzen, dergleichen die frühern Dynastien unternahmen, Kanäle, hohe Türme, prächtige Brücken, breite Straßen über die Gebirge, Eindeichungen der Ströme, das alles haben die Mandschu unbeachtet gelassen; was frühere Zeiten Großes geschaffen haben, zerfällt in Trümmer. Die Beamten wechseln so häufig, daß sie gar nicht Zeit haben, ihren Verwaltungsbezirk auch nur einigermaßen genau kennen zu lernen; oft verstehn sie nicht einmal die Volkssprache. Denn man darf nicht etwa glauben,

Digitized by Google

daß alle Chinesen eine gleichartige Masse seien; der Unterschied zwischen den verschiednen Provinzen ist vielleicht noch stärker als der zwischen den verschiednen europäischen Ländern. . . .

„In dieser Weise ist die chinesische Staatsgesellschaft seit Beginn der Mandschudynastie mehr und mehr von Verderbnis angefressen worden. Man hat in Europa eigentümliche Vorstellungen über die vermeintliche Unbeweglichkeit dieses Volks. Man glaubt, daß Neuerungen, die doch von den Eroberern eingeführt wurden, alte Einrichtungen und aus dem ganzen Wesen des chinesischen Volks entsprungen seien. Man glaubt ferner, daß der Chinese Abneigung gegen alles Ausländische habe. Und doch ist beides unrichtig. Der Geist der Ausschließlichkeit und das Fernhalten fremder Elemente ist mehr den Mandschumongolen eigen; erst sie wollten das Reich hermetisch abschließen. Denn früher standen die Chinesen mit den übrigen asiatischen Nationen in Verkehr. Araber, Perser und Inder durften ihre Häfen besuchen und dort Handel treiben; auch war ihnen keineswegs verboten, das Binnenland zu besuchen. . . . Missionare konnten ganz China durchwandern und unbehindert ihre Religion verkündigen. Marco Polo wurde mit seinem Vater und seinem Oheim zweimal sehr wohlwollend am kaiserlichen Hofe aufgenommen. Diese Venetianer bekleideten einflußreiche Ämter. Marco Polo war sogar Statthalter einer Provinz. Zu jener Zeit lebte in Peking ein Erzbischof, die Christen genossen freie Ausübung ihres Gottesdienstes. . . . Die Chinesen haben also keineswegs eine eingewurzelte Abneigung gegen die Ausländer. Viele Mandarinen, mit denen wir diesen Gegenstand besprachen, erklärten geradezu, daß die Ausschließungsmaßregeln lediglich ein Werk der Mandschu seien. Diese wollen um jeden Preis ihre Herrschaft behaupten; sie sind eine kleine Minderzahl und fürchten immer, daß Fremde ihnen eine Beute entreißen könnten, die ihnen so leicht geworden war. Deshalb schlossen sie alle Häfen, um die Fremden überhaupt fern zu halten, und im Innern suchten sie ihre Gegner zu verstreuen. Beide Mittel waren bis in die jüngste Zeit hinein durchaus wirksam: eine Handvoll Nomaden hat zwei Jahrhunderte lang ohne Anfechtung über das am stärksten bevölkerte Reich der Welt geherrscht. Aber dieselben Mittel sind nun auch wirksam, diese Herrschaft zu untergraben. Und eines Tages werden die Fremden, die Barbaren, alle Pforten, die der Eingang zu diesem Reich sind, in Trümmer schlagen und dann ein Volk ohne Zusammenhang finden.

„Der edle und ehrwürdige Beamte in Seng-tsche-hien, ein Chinese aus der guten alten Zeit, beklagte tief den Verfall seines Vaterlands. Er sagte: ›Seitdem wir von den geheiligten Überlieferungen unsrer Vorfahren abgewichen sind, hat uns der Himmel verlassen. Wer die Dinge in ihrem ganzen Gange verfolgt, wer da sieht, wie selbstsüchtig die Beamten sind, wie tief die Verderbnis des Volks ist, kann sich einer düstern Ahnung nicht erwehren; wir stehn am Vorabend eines ungeheuern Umsturzes. Was kommen wird, und welchen Verlauf die Dinge nehmen werden, vermag niemand zu sagen. Aber

Digitized by Google

es leidet keinen Zweifel, daß die Dynastie seit einigen Jahren den Schutz des Himmels nicht mehr hat; das Volk hegt Haß und Verachtung gegen seine Herrscher. Es ist keine kindliche Pietät mehr unter uns, und das Reich wird zusammenstürzen.« Von einem andern Mandarinen erzählt Huc: Der Sturz der Mandschudynastie würde diesen Mandarinen nicht betrüben, er hielt es für natürlich, daß China auch einen chinesischen Kaiser habe. Aber die große Volksmasse bekümmert sich wenig um den Staat. Doch ist die Abneigung gegen die fremden Eroberer (die Mandschu) vorhanden."

Wenn man diese im Jahre 1846 gemachten Aufzeichnungen im Zusammenhang mit dem 1851 beginnenden großen Aufstand erwägt, und wenn man sich ferner erinnert, daß die vereinigten Engländer und Franzosen 1860 die Opfer eines Kriegs brachten, um sich in dem Frieden von Peking die Eingänge zu dem chinesischen Reiche offen zu erhalten; wenn man sich ferner erinnert, daß der Taipingaufstand mit Hilfe der Engländer und wesentlich durch General Gordon als Befehlshaber des chinesischen Heers niedergeworfen wurde: so wird sich einem die Frage aufdrängen, ob diese Unterstützung der chinesischen Regierung nicht ein arger Fehler war. Wenn die Mandschuherrschaft das hauptsächliche Hindernis für die Öffnung Chinas ist, und wenn England keine Eroberungen, sondern nur eben diese Öffnung des Landes für den Weltverkehr anstrebte, so hätte es logischerweise im Interesse Englands liegen müssen, nicht die Regierung, sondern die Aufständischen zu unterstützen, deren Ziel eben der Sturz der Mandschuherrschaft war. Und wenn man heute beobachtet, daß, gerade wie sich im Taipingaufstande aus religiösen Reformern allmählich Umstürzler der Dynastie entpuppten, so heute zuerst lokale Unordnung entsteht, sich Banden zeigen, die gegen die Fremden vorgehn, allmählich aber hie und da eine Richtung gegen die Mandschudynastie auftaucht; wie man bald eine Boxerbande ihre Farbe ändern sieht, indem sie gestern dem Prinzen Tuan gegen die Fremden, heute aber einem unbekannten Führer gegen die Truppen Tuans zu folgen scheint; wenn man das allmähliche Umsichgreifen der Bewegung nach Süden hin in die rein chinesischen Provinzen beobachtet, so scheint nur noch ein entschlossener Führer, wie im Taipingaufstande, zu fehlen, daß aus dem Sturm gegen die europäischen Fremden ein Sturm gegen die fremden Mandschuherrscher wird. Ein solcher Führer kann alle Tage auftreten. Werden die europäischen Mächte dann aus Graf Waldersee einen zweiten Gordon machen, werden sie wieder China unter das Joch der Mandschu beugen helfen?

Ich sagte vorhin, daß es meines Erachtens für Europa am besten wäre, wenn China nur für den Warenverkehr geöffnet würde, im übrigen möglichst abgeschlossen bliebe. Aber leider ist diese Möglichkeit sehr gering. Aus dem Warenverkehr ergiebt sich von selbst eine Annäherung, die unwillkürlich innigere Beziehungen schafft, die nicht nur europäische Dinge, sondern auch europäische Menschen und Ideen immer weiter ins Innere Chinas verschiebt, und die notwendig auch die schützende Hand der Staaten nach sich ziehn muß. Wenn

Digitized by Google

man nun die Abschließung Chinas weder aufrecht halten kann noch will, dann liegt es doch am nächsten, der Macht dort die Hand zu reichen, die einer Öffnung des Landes am wenigsten abgeneigt ist, nicht aber der Mandschudynastie, in deren Interesse und Tradition die Abschließung liegt. Gordon rettete die Dynastie, die heute an der Spitze ihrer Boxer die Ausrottung aller Fremden unternommen hat, und nun sollten die vereinigten Mächte diese Dynastie noch einmal retten? Warum? Zu welchem Zweck? Ich sehe keinen andern Grund, als weil man fürchtet, daß die durch den Sturz der Dynastie eintretende große Umwälzung für einige Zeit das Geschäft stören, den fremden Banken und Handelsleuten Verlust bringen könnte. Oder fürchtet man, daß die europäischen Mächte sich einander in die Haare geraten könnten? Also um einige Millionen zu retten oder aus Mißtrauen und Eifersucht gegeneinander würde der alte, für China verderbliche und für die dort interessierten oder lebenden Fremden immer bedrohliche Zustand wiederhergestellt werden. Wiederhergestellt nach immerhin großen Verlusten, die durch diese Wirren verursacht worden sind, und mit der Wahrscheinlichkeit, fast Gewißheit, daß nach Verlauf einiger Zeit der Aufstand gegen die Mandschu wiederum losbrechen und noch größere Verluste für unsre Taschen mit sich bringen wird. Sollen wir uns hierfür bemühn? Sollte das nicht eine kurzsichtige Politik sein? Aber es ist schwer, ein solches Urteil zu äußern, nachdem sich solche Autoritäten wie Herr Robert Hart für die Notwendigkeit, das heutige China unbeschädigt zu erhalten, ausgesprochen haben.

Vielleicht ändert aber sogar Herr Hart seine Meinung, wenn diese Wirren nicht durch einen neuen Pekinger Frieden in kurzer Zeit beendet werden, wenn sich vielmehr, wie eher anzunehmen ist, die Erhebung verallgemeinert. Ein Zusammengehn der fremden Mächte mit der Dynastie gegen eine große Erhebung, die die Befreiung des Landes von der Herrschaft der Mandschu zum Ziel hätte, wäre denn doch eine höchst sonderbare Politik. Wie? Sollten die Mächte eine Regierung stützen, die soeben unter dem Schein eines Volksaufstands, unter der Firma privater Verschwörungen von langer Hand her und mit großer Vorsicht ein Blutbad unter den Unterthanen dieser Mächte, einen Versuch der Ausrottung aller dort lebenden Christen veranstaltet hat? Eine Regierung, die jederzeit der Politik der offnen Thür am feindlichsten gewesen ist? Sollten sie diese Regierung gewaltsam in der Macht erhalten, nur weil heute kein Kandidat für den Thron von China fertig und bereit steht? Wie vor fünfundvierzig Jahren, so dürfte sich auch jetzt ein Führer finden, wenn erst der Aufstand an Macht stark genug geworden sein wird, daß er sich offen und allgemein gegen die Regierung richten kann. Es leben in China noch viele Nachkommen der alten Mingdynastie, und auch wenn China wieder in mehrere Reiche zerfiele, wo wäre da das Übel? Vor alters bestanden mehrere chinesische Reiche, und nach dem mittlern davon mit der alten Hauptstadt Nanking nennt man noch heute oft das ganze China das Reich der Mitte. Wer hat denn ein Interesse daran, dieses heutige Mandschureich

Digitized by Google

in seinem Riesenumfang zu erhalten? Von allen fremden Mächten könnte, dünkt mich, nur Rußland ein solches Interesse haben.

Bleibt die Mandschudynastie an der Regierung, und bleibt Peking Hauptstadt, so hat Rußland vermöge der Nähe seiner Grenze sowie vermöge der festen Basis seiner Eisenbahn in der Mandschurei eine solche Macht vor den andern Staaten voraus, daß der russische Gesandte leicht in Peking künftig die Rolle spielen kann, die der russische „Ambassadeur" vor hundertfünfundzwanzig Jahren in Warschau spielte. Rußland stellt sich deshalb heute so freundlich als möglich zu China, trotz der Tausende von Chinesen, die, unter dem russischen Schwert gefallen, den Amur als Leichen hinabgeschwommen sind, und trotz der Besetzung des chinesischen rechten Flußufers durch russische Truppen. Es muß ihm daran liegen, jederzeit und leicht auf die Hauptstadt und die Regierung den Daumen drücken zu können, woraus folgt, daß es für ein ungeteiltes China unter der Mandschudynastie und mit Peking als Residenz sein muß. Es muß ihm ferner, von seinem Geldmangel, der einen Krieg verbietet, ganz abgesehen, daran liegen, sobald als möglich wieder Frieden zu haben, um mit seinem Bahnbau fertig zu werden, um den Einfluß der andern Mächte in Peking nicht weiter neben sich zu haben, um möglichst allein zu bleiben mit seinen vorläufigen Freunden. Es wird also bestrebt sein, die Mächte von Peking, von China baldigst wegzulocken und zugleich der Dynastie beizustehn. Sind die Truppen und Schiffe der andern erst einmal abgedampft, dann hat Rußland immer noch in Sibirien und am Amur Kriegsmacht genug, daß es Forderungen stellen und durchsetzen kann, falls Japan ihm nicht etwa in den Arm fällt. Bis dahin aber muß es streben, in guten Beziehungen zu China zu bleiben, um nicht genötigt zu sein, eine Grenze von einigen tausend Kilometern gegen feindselig gesinnte Nachbarn zu schützen. Die chinesische Nachbarschaft hat eben für Rußland ihre Vorteile, aber auch ihre Nachteile. Umgekehrt ist es bei Deutschland und den andern Staaten außer Japan, die nicht ein Heer an der Grenze von China erhalten können. Wenn aus dem einen Reiche drei kleinere entstünden, wenn die Mongolei und Tibet unabhängig würden, so könnte das der Aufschließung dieser Länder nur günstig sein. Säße in Nanking wieder wie vor der Mandschuzeit ein Kaiser, so würden sich die Beziehungen, auf die wir in Zukunft am Yantse hoffen, voraussichtlich leichter und besser gestalten als bisher. Wollte Rußland die ganze Mandschurei annektieren, so wäre das für Japans Aussichten in Korea sehr gefährlich, aber für Europa von geringer Bedeutung unter der Voraussetzung, daß Peking nicht die Hauptstadt von ganz China bliebe. Die bloße territoriale Ausdehnung bedeute für Rußland sicherlich noch keinen Machtzuwachs, der Europa beunruhigen müßte. Auch wird sich Rußland sehr wahrscheinlich damit begnügen, möglichst viel an Handelsgebiet und an politischem Einfluß zu gewinnen. Hierbei wäre ein Zerfall Chinas für Europa eben gegenüber dem russischen Einfluß vorteilhaft. Fällt das nördliche China mehr unter russischen Einfluß, so öffnete sich uns und

Digitized by Google

andern leichter das Gebiet des blauen Stroms. Und dieses Gebiet ist wirtschaftlich gewaltig.

Der französische Missionar, den ich oben schon angeführt habe, spricht in Ausdrücken des höchsten Entzückens von diesem Strom und seinen Uferländern. Dieser Strom, einmal für uns geöffnet und frei von Binnenzöllen, würde uns einen ungeheuern Warenverkehr in Aussicht stellen. Er stellt die Verbindung her mit dem metallreichen Tibet, vielleicht dem einzigen Goldlande, das noch nicht von Europäern ausgebeutet wird. Er durchströmt Sfetschuen, die größte und schönste Provinz Chinas, und China wird von Huc im allgemeinen schon als ein außerordentlich fruchtbares Land geschildert, das mit Fleiß und Umsicht angebaut wird. „Das schöne, üppige Land, sagt Huc von Sfetschuen, ist von großem Einfluß auf seine Bewohner, die sich vor allen übrigen Chinesen vorteilhaft auszeichnen. In den großen Städten herrscht vergleichsweise große Ordnung und Sauberkeit; auch der Anblick der Dörfer zeugt von Wohlstand, und die Sprache ist im allgemeinen fast so rein wie in Peking selber, nicht ein so unverständliches Patois wie in manchen andern Provinzen. Der Bewohner von Sfetschuen ist stark und kräftig usw." Sfetschuen ist eine Kornkammer für andre Provinzen, es enthält Salz, Steinöl, Kohlen, es ist sehr dicht bevölkert, der Verkehr auf dem Fluß und den längs des Flusses führenden Straßen gleicht einem ununterbrochnen Jahrmarkt. Als Huc um das Jahr 1846 diese Provinz bereiste, zählte man dort etwa 100000 Christen. Weiter abwärts, in der Provinz Hu-pe, liegt das „Herz des chinesischen Handels," aus drei am Fluß einander gegenüberliegenden Städten bestehend, die zusammen nahezu 8 Millionen Einwohner beherbergen sollen, und deren bedeutendste Han-keu ist, der Hauptlagerplatz für alle achtzehn Provinzen Chinas.

„Ganz China, sagt Huc, von Nord nach Süd, von Ost nach West ist ein ewiger Markt und eine permanente Messe das ganze Jahr lang. Und doch wird sich niemand eine richtige Vorstellung von dem ungeheuern Umfang des Handelsbetriebs machen können, wenn er nicht die drei Städte Han-yang, Utschang-fu und Han-keu gesehen hat. Namentlich die letzte, der »Mund der Handelsniederlage,« erscheint in jeder Beziehung merkwürdig. Dort ist alles Laden oder Warenlager, und das Wogen und Drängen ist so stark, daß man nur mit Mühe hindurch kann. . . . . Der große Hafen von Han-keu ist buchstäblich ein ungeheurer Mastenwald, und man erstaunt, wenn man mitten in China eine solche unzählige Menge von teilweise sehr großen Schiffen sieht." . . . Nach Han-keu zieht sich der Handel von ganz China, „von dort aus verteilen sich die Waren; denn die Stadt hat eine ungemein günstige Lage und bietet für den Verkehr eine Menge von Vorteilen. Sie liegt so recht im Herzen von China, wird vom blauen Strom umflossen und steht durch ihn in direkter Verbindung mit dem Westen und dem Osten. . . . Nach Norden hin sind die Verbindungswege nicht so bequem; diesem Mangel ist aber durch ein bewundernswürdig ausgedachtes Kanalsystem abgeholfen worden. Dieses verbindet

Digitized by Google

alle Seen und schiffbaren Flüsse untereinander, und man kann durch alle Provinzen reisen, ohne daß man nötig hätte, sein Fahrzeug zu verlassen." Zahllose Schiffe beleben den Strom, seine Nebenflüsse, Seen und Kanäle. Es ist erklärlich, daß die Engländer auf dieses ungeheure Handelsgebiet des Yantse-Kiang immer ein lüsternes Auge gerichtet haben. Aber wenn Huc Recht hat, so wird das weitere Vordringen des europäischen Absatzes immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

„Die chinesische Regierung, sagt Huc, hat niemals den Handel mit den Europäern begünstigt, sondern hat ihm im Gegenteil Hindernisse in den Weg gelegt und würde ihn am liebsten ganz beseitigt haben, weil sie glaubt, daß er die wahren Interessen des Landes beeinträchtige. Sie meint, der Handel sei für das Land nur dann ersprießlich, wenn er es überflüssiger Artikel entledige und dafür nützliche und notwendige Waren herbeischaffe. Diesem Grundsatz gemäß folgert sie, daß, indem der auswärtige Handel die gewöhnliche Quantität Seide, Thee und Porzellan vermindere und zugleich eben dadurch den Preis aller dieser Waren in den Provinzen steigere, er dem Reiche keinen Vorteil bringe; es sei deshalb geraten, ihn möglichst zu beschränken. Sie legt auf die europäischen Luxusgegenstände und kostspieligen Bagatellen der europäischen Industrie keinen Wert und läßt sich dadurch nicht verblenden. Dagegen ist ihr der Handelsverkehr mit den Mongolen und Russen genehm, denn durch diesen erhält sie Artikel, deren sämtliche Provinzen bedürfen, nämlich Leder und Pelzwerk. Überhaupt haben die Chinesen vom Handel ganz andre Ansichten und Begriffe als die Europäer. Schon vor mehr als zweitausend Jahren äußerte sich Kuan-tse, ein berühmter Staatswirt, in folgender Weise:

„Geld, das durch den Handel ins Land kommt, bereichert es nicht in demselben Verhältnis, als durch den Handel hinausgeht. Auf die Dauer kann kein andrer Handel vorteilhaft sein als ein solcher, der im Austausch nützlicher oder notwendiger Waren besteht. Der Handel mit Gegenständen des Prunks, der Delikatesse oder der Neugier, mag er durch Tausch oder durch Kauf geschehn, hat zur Vorbedingung den Luxus. Dieser besteht darin, daß manche Bürger eine große Fülle am Überflüssigen haben; das setzt aber voraus, daß viele andre am Notwendigen Mangel leiden. Je mehr Pferde die Reichen vor ihre Wagen spannen, um so viel mehr andre Leute müssen zu Fuß gehn; je größer und prachtvoller ihre Häuser sind, um so kleiner und armseliger sind die der Dürftigen; je mehr Gerichte auf ihrer Tafel stehn, um so mehr Leute sehen sich lediglich auf Reis allein angewiesen. Es ist am besten, wenn die Menschen, die die Staatsgesellschaft ausmachen, durch Gewerbsamkeit, Arbeit, Umsicht und Sparsamkeit in einem wohlbevölkerten Reiche soviel erwerben, daß alle das Notwendige haben, und manche sich das zur Bequemlichkeit Erforderliche verschaffen können."

Wie man hieraus und aus vielen andern höchst interessanten Mitteilungen Hucs sehen kann, haben die chinesischen Sozialpolitiker vor zweitausend Jahren nicht viel andre Weisheit ans Licht gebracht, als unsre heutigen sozialistischen

Digitized by Google

Propheten, nur scheinen sie sachlicher, praktischer und weniger phantastisch gewesen zu sein, als unsre Weltverbesserer es oft sind. Wenn aber, wie Huc angiebt, diese vor zweitausend Jahren geäußerte Ansicht noch heute die der chinesischen Regierung ist, so muß man, so gern man sie gelten lassen mag, in ihr doch ein starkes Motiv für die Abneigung gegen die von uns Europäern so stürmisch geforderte offne Thür anerkennen. Huc meint auch, daß solange diese Ansicht in Geltung bleibt, europäische Produkte niemals auf beträchtlichen Absatz rechnen dürften. „Sie wird aber, meint er weiter, gelten, solange die Chinesen bleiben wollen, was sie nun einmal sind, und solange sie sich nicht einem andern Geschmack und andern Gewohnheiten zuwenden. Der auswärtige Seehandel liefert ihnen nichts, dessen sie notwendig bedürften, ja was ihnen auch nur von wirklichem Nutzen wäre; es liegt ihnen also wenig daran, ob er Ausdehnung gewinnt, oder ob er aufhört." Inzwischen hat die Erfahrung gelehrt, daß sich Geschmack und Gewohnheiten der Chinesen denn doch manchen europäischen Erzeugnissen zugewandt haben, sodaß wir hoffen dürfen, daß diese Änderung auch weiter vorschreiten werde. Schon der Umstand spricht dafür, daß, wie Huc sagt, die Chinesen an Handelsgeist und kommerzieller Thätigkeit von keinem andern Volke übertroffen werden. „Ihr fruchtbares Land liefert eine unendliche Produktenfülle, ihr ausgedehntes Reich besitzt eine Menge von Verkehrswegen zu Wasser und zu Lande; das Volk ist allezeit in rührigster Thätigkeit, und zugleich sind Gesetze und Sitten dem Handelsbetrieb förderlich." Die chinesische „Industrie ist geradezu bewunderungswürdig in Bezug auf alles, was auf nützliche Dinge und Bequemlichkeiten des Lebens Bezug hat."

Nimmt man alles zusammen, so kommt man immer wieder zu dem Schluß, daß es ebenso in unserm wie im Interesse Chinas liegt, die Herrschaft der Mandschu zu beseitigen, wenn nun einmal China in unser europäisches Kulturleben und unsern Verkehr hereingezogen werden muß oder soll. Und dazu dürfte der günstigste Augenblick nahe bevorstehn. Unter den Mandarinen selbst scheinen sich ja, und zwar bis in die höchsten Regionen des Beamtentums hinauf, in neuster Zeit Männer zu zeigen, die einer tiefgreifenden Reform Chinas zustreben. Das sind unsre gegebnen Bundesgenossen. Helfen wir den Chinesen, sich von dem Druck dieser Mandschudynastie samt ihrem räuberischen Beamtenheer zu befreien, so dürfen wir hoffen, daß nicht nur der von den Mandschu dekretierte und eingeführte Zopf verschwindet, sondern eine durchgreifende Regeneration des Volks beginnen werde. Gar manchen bei uns mag diese Aussicht unheimlich und bedrohlich erscheinen. Aber entweder das eine oder das andre müssen wir doch anstreben: Abgeschlossenheit unter der Herrschaft der Mandschu, oder Europäisierung Chinas, wie die Japaner, freilich in ihrer japanisierenden Weise, es wollen, und dann ohne Mandschu. Von der Stellung, die die fremden Mächte zu der Dynastie einnehmen werden, wird, so scheint es, sehr wesentlich, wenn nicht die Zukunft Chinas, so doch das Verhalten des künftigen China zu den europäischen Kulturvölkern abhängen. Und schlimmere

Digitized by Google

Feinde als die Mandschu können — das haben die letzten Ereignisse wieder gezeigt — in einem von ihrem Druck befreiten China uns Europäern schwerlich erstehn.

E. von der Brüggen

Über die Bemannung der deutschen Kauffahrteischiffe

Von E. Meier, Kapitän a. D.

In der Hansa Nr. 17 dieses Jahres finde ich einen Artikel eines Herrn S, worin es heißt: „Die lange Zeit gut bewährte Methode, unsre Seeleute zu Steuerleuten und Schiffsführern von der Pieke an heranzubilden, hat sich überlebt. Gänzlich veränderte Verhältnisse in der Seeschiffahrt haben auch veränderte Anforderungen an die in leitenden Stellen befindlichen Seeleute gestellt. Dem Norddeutschen Lloyd gebührt das große Verdienst, die längst von vielen einsichtigen Seeleuten als richtig erkannte Maßregel, nämlich die Indienststellung eines Ausbildungsinstituts für Seeleute der höhern Karriere, praktisch durchgeführt zu haben. Für diesen Schritt sind ihm alle Schiffsführer und Steuerleute dankbar, denen thatsächlich etwas an der Hebung ihres Standes nach sozialer Richtung hin gelegen ist. Wir sprechen diese Behauptung aus, wohl wissend, daß es Personen giebt, die gleich uns die Schiffsoffiziere auf ein höheres geistiges Niveau gestellt sehen möchten, aber die Errichtung eines Instituts, das diesen Wunsch zu erfüllen verspricht, deshalb verurteilen, weil angeblich die Erziehungsanstalt ihren Eigentümern ein Born fließender Geldquellen sein soll. Versichert die Reederei, sich durch das Schulschiff einen Stamm tüchtiger Schiffsoffiziere heranziehn zu wollen, so entgegnet man (ohne zu bedenken, daß englische und französische Schiffsoffiziere längst eine andre praktische Ausbildung wie englische und französische Matrosen genießen): »Durch diese Einrichtung wollt ihr nur billige Arbeitskräfte züchten.« Solchen Argumentationen steht man vollständig machtlos gegenüber, denn sie lassen sich nicht entkräften.“

In dem ersten Absatz finden sich in vier Sätzen drei Behauptungen, die meines Erachtens nicht bewiesen sind, und von denen höchstens eine richtig ist, nämlich daß sich die Verhältnisse geändert haben. Daß sich aber die Seeleute ihnen vorzüglich angepaßt haben wird unterdrückt. Ob alle Schiffsführer und Steuerleute, denen thatsächlich etwas an der sozialen Stellung ihres Standes liegt, dem Norddeutschen Lloyd für die Einrichtung des Kadettenschulschiffs dankbar sind, erscheint angesichts der Verhandlungen des deutschen Seeschiffervereinsverbandes am 16. Februar dieses Jahres in Berlin und des deutschen

Digitized by Google

Nautischen Vereins am 27. Februar dieses Jahres nicht stichhaltig. Der Leser möge deren Stenogramme, die im Buchhandel erschienen sind, selbst nachlesen und sich ein Urteil darüber bilden. Daß die Einrichtung des Kadettenschulschiffs ein Born fließender Geldquellen sein soll, habe ich nicht gehört, wohl aber, daß dem Lloyd in Anbetracht der jährlich zu zahlenden Pension von 600 Mark eigne Kosten wohl nicht entstehn werden. Ich beabsichtige, mich nur mit den Schlußsätzen zu befassen und als alter Kapitän und warmer Freund meiner Berufsgenossen die spöttische Abfertigung der Gegner des Kadettenschulschiffs etwas niedriger zu hängen.

I. Die Matrosen

Als im Jahre 1866 der Norddeutsche Bund geschaffen und 1870/71 das neue Deutsche Reich gegründet war, gingen die Regierungen und die Volksvertreter rüstig ans Werk, es wohnlich einzurichten. Nachdem die staatlichen und volkswirtschaftlichen Einrichtungen viele Jahre stabil geblieben waren, und den Bedürfnissen des Volkes nur zu wenig Rechnung getragen worden war, gerieten die Behörden in eine fieberhafte manchesterliche Thätigkeit, neue Einrichtungen zu schaffen, unter denen sich die Volkskraft neu sollte entfalten können. Man schuf eine neue Gewerbeordnung und vernichtete die alte mit ihren Zünften und zunftartigen Einrichtungen und Gewohnheiten, die sich freilich den neuen volkswirtschaftlichen Lehrsätzen nicht bequem einfügen wollten. Das Stichwort war: Der alte Zopf muß abgeschnitten werden. In mancher Hinsicht ging man viel zu weit und verunstaltete den Kopf, statt daß man die Haartracht der neuen Zeit anpaßte. Die vielen Änderungen und Zusätze, die die Gewerbeordnung inzwischen erlitten hat, und der Umstand, daß man in neuster Zeit die Zünfte in neuer Form mit vieler Mühe wieder einzurichten sucht, dürften dies beweisen.

Mit der Gewerbeordnung fiel auch der Schiffsjungenzwang. Die meisten deutschen Küstenstaaten hatten nämlich, um den Nachwuchs zu sichern, die Anordnung getroffen, daß auf jedem Kauffahrteischiffe je nach dessen Bemannung einer oder mehrere Schiffsjungen angemustert werden mußten. Bei dem konservativen Sinn der Seeleute war die Aufhebung dieses Zwangs jahrelang vollständig unwirksam, aber in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre traten Umstände ein, die veranlaßten, daß in der großen Fahrt die Aufhebung des Zwangs fast zu einer Aufhebung der Schiffsjungeninstitution führte. Die einsetzende und langdauernde Handelskrisis und die sich drängenden Erfindungen auf allen Gebieten der Technik hatten einen Niedergang der Segelschiffahrt und erst ein langsames, dann aber immer schnelleres Zunehmen der Dampfschiffahrt zur Folge. Die Transportfähigkeit der vorhandnen Schiffsräume stieg mehr als das Quantum der zu transportierenden Güter, und damit wurde ein Niedergang der Frachten bewirkt, der beispiellos genannt werden darf. Die Reedereien waren gezwungen, den Fortschritten der Schiffbau- und

Digitized by Google

Maschinentechnik zu folgen, wobei die kapitalkräftigen und intelligenten Reedereien, also die stärkern, das Feld behaupteten, die übrigen unterlagen. Nur das Großkapital kann noch lohnend Reederei treiben; deshalb saugt es die kleinern rücksichtslos auf.

Um den Kampf ums Dasein mit Erfolg bestehn zu können, wurden die Betriebskosten aufs äußerste eingeschränkt, indem man die Takelung der Segelschiffe vereinfachte und zugleich die Bemannung in doppeltem Maße verringerte; die Verminderung der Mannschaft der Dampfer folgte nach. Die Reeder bestimmten einfach: „Kapitän, Sie haben in Zukunft mit so und so viel Mann zu fahren!“ Wollte er sein Brot nicht verlieren, mußte er Folge leisten und überdies dem Gesetze gegenüber, das ihn für die genügende Bemannung verantwortlich hält, die Maßregel des Reeders vertreten. Der Kapitän hat nicht das mindeste über die Zahl der Bemannung mitzureden, und doch hat man bis jetzt keine Miene gemacht, ihm die Verantwortung abzunehmen.

Um das Schiff mit der stark verminderten Mannschaft noch manövrieren zu können, bestand der Kapitän darauf, daß er nur möglichst „befahrne“ Leute anmustern durfte, und er erfand zu seiner Verteidigung die Sage von der Unrentabilität der Schiffsjungen, die ebenso viel essen wie die vollen Leute. Diese Sage hat besonders Glauben gefunden, wo Kapitäne für größere Reedereien fuhren. Wo der Kapitän selbst der Haupteigentümer ist, also in der kleinen Fahrt, ist man beim alten Gebrauch geblieben und hat immer Jungen mitgenommen, mitunter sogar in übergroßer Zahl, weil dadurch gespart wird. Daß die Kapitäne der kleinen Schiffe nicht rechnen können, wenn sie Jungen an Bord nehmen, wird im Ernst doch wohl niemand behaupten wollen. Intelligente frühere Kapitäne, die sich zu Reedern größerer Segelschiffe aufgeschwungen haben, haben auch längst erkannt, daß die Sage nicht richtig ist. Ein solcher erzählte mir kürzlich: Ich gebe meinen Schiffen immer einen oder zwei Jungen mehr mit, als eigentlich recht ist, denn im Auslande laufen gewöhnlich Matrosen weg, die Jungen aus unsrer Gegend aber selten. Da sind denn die gut angelernten Jungen immer noch mehr wert als das Pack, das man dort anzunehmen gezwungen ist. Zu bemerken darf ich nicht unterlassen, daß einzelne Reedereien sehr lobenswerte Ausnahmen machen. So hat der Norddeutsche Lloyd in Bremen immer „unbefahrne“ Jungen mitgenommen, obgleich er wußte, daß sie nach einigen Reisen abgehn und auf Segelschiffe gehn würden.

So lange nun die kleinern Segelschiffe ihre angelernten Jungen und Leichtmatrosen in genügender Zahl an die großen Segelschiffe und Dampfer abgeben konnten, ging die Sache gut, und die Großreedereien waren ganz zufrieden. Nachdem aber die kleine Segelschiffahrt gewaltig zurückgegangen ist, und jetzt die Küstenfahrt von der Schleppkahnfahrt den Todesstoß empfängt, ist die Bemannungsfrage brennend geworden, denn die Kleinschiffahrt kann in der Zukunft den Bedarf der Großschiffahrt an Matrosen nicht mehr decken. Diese

Digitized by Google

hat des augenblicklichen Gewinns wegen geradezu Raubbau getrieben. Das Angebot von Schiffsjungen ist seit vielen Jahren immer größer als die Nachfrage gewesen, ja es sind den Heuerbaasen, die sich mit der Unterbringung der Jungen befaßten, dafür ungeheure Vergütungen gezahlt worden. Für das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyds sollen sich nach der einen Lesart über 400, nach der andern gar an die 800 gemeldet haben, von denen 45 angenommen worden sind. Ich kann hier gern zugeben, daß sich die größere Hälfte von ihnen überhaupt nicht gemeldet hätte, wenn sie, gestützt auf den Geldbeutel des Vaters, nicht die Hoffnung hätten, es in der verheißenen bequemen Weise zum Schiffsoffizier zu bringen.

Aus der deutschen Küstenbevölkerung gehn die Jungen hauptsächlich aus zwei Beweggründen zur See: 1. Weil sie an den Männern ihrer Umgebung sehen, daß sie es zum Steuermann und Schiffer bringen können, wenn sie fleißig sind und sich gut führen, wenigstens war es früher so. Jetzt sind die Eltern mit dem Niedergang der kleinen Fahrt genau vertraut und wissen, daß es damit schlecht genug bestellt ist; deshalb halten sie ihre Söhne vielfach von der Seefahrt zurück. 2. Weil die armen Eltern den heranwachsenden Sohn vom Tische los werden müssen; besonders auf den neu angebauten Strecken der ostfriesischen Fehne ist dies der Fall. Schon mit zwölf Jahren muß der Sohn während des Sommers von der Schule dispensiert werden, damit er durch seiner Hände Arbeit die Familie mit ernähren hilft, und dient auf dem Torfschiffe des Vaters, eines Onkels oder Nachbarn. Diese Jungen erstreben ein eignes Torfschiff oder gehn nach ihrer Entlassung aus der Schule zur See und sind zufrieden, wenn sie die Stellung eines Schiffers auf kleiner Fahrt, des Steuerers, Bootsmanns und dergleichen auf großen Schiffen erreichen können.

Aus dem Inlande gehn die Jungen aus den verschiedensten Gründen zur See, wohl die meisten, weil die Schulbank zu hart und das Lernen zu schwer ist, andre werden dazu durch das Lesen von Seeromanen veranlaßt, noch andre durch Familienverhältnisse, und ein durchaus nicht kleiner Teil wird von den Eltern oder Vormündern zur See wie in eine Besserungsanstalt geschickt. Die strenge Disziplin und das einfache Leben an Bord zwischen Himmel und Wasser hat schon manchen Thunichtgut zu einem ordentlichen Menschen gemacht. Da der Verdienst auf deutschen Schiffen im allgemeinen gering ist, lassen einsichtige, nicht geradezu arme Eltern ihre Söhne meistens nicht zur See gehn, zunächst weil sie am Lande mehr als auf See verdienen können, und dann, weil das Leben auf See unendlich viel gefährlicher und mühseliger als das auf dem Lande ist. Ist es doch statistisch nachgewiesen, daß der Prozentsatz der Unglücksfälle auf See und der Todesfälle an gelbem Fieber, Cholera, Pest, Malaria und Dysenterie vier- bis fünfmal so groß ist als bei den Bergleuten, die am Lande das gefährlichste Gewerbe treiben.

In der Jugend hat die Seefahrt einen gewaltigen Reiz, kommt der herangewachsene Mann aber zum Nachdenken und zum Vergleichen seines Standes

Digitized by Google

und seines Verdienstes mit dem seiner am Lande gebliebnen Verwandten und Bekannten, und erwägt er die Gefahren, denen er sich unterziehn muß, dann gehn ihm die Augen wunderbar auf. Ein Teil geht auf englische oder amerikanische Schiffe, auf denen die Löhne rund 25 bis 50 Prozent höher als auf deutschen Schiffen sind. Manche von ihnen kehren später, um viele Erfahrungen bereichert, auf deutsche Schiffe zurück, andre bringen es durch Fleiß und gute Führung zum Steuermann und Kapitän. Es giebt große englische Reedereien, die fast nur deutsche Kapitäne haben, aber auch ein großer Teil geht unter, weil er, losgelöst vom Vaterlande, die Wurzeln ihrer Kraft zerrissen hat. Der größere Teil bleibt einstweilen auf deutschen Schiffen, aber sucht irgend einen Unterschlupf am Lande, sobald er Weib und Kind hat. Alte Matrosen und Unteroffiziere giebt es so gut wie gar nicht. Hierin liegt bekanntlich die Ursache, daß die Alters- und Invalidenversicherung der Seeleute so außerordentlich günstig abschneidet.

An der Elbe und der Weser, deren Schiffe etwa fünf Sechstel des Tonnengehalts aller deutschen Schiffe haben, ist die Heuer der Vollmatrosen, d. h. der Schiffsleute, die alle seemännischen Arbeiten ohne wesentliche Nachhilfe der Offiziere verstehn (sie nehmen etwa die Stelle der Gesellen im Handwerkerstande ein), in den letzten Jahren von 50 auf 60 Mark gestiegen; sie beträgt seit Februar etwa 65 Mark im Monat. Die Beköstigung kostet dem Reeder, je nachdem er im Großbetriebe billig oder im Kleinbetriebe teuer einkaufen kann, 24 bis 30 Mark im Monat. Demnach verdient der Matrose monatlich rund 89 bis 95 Mark. Die Wohnung, auf den Schiffen Logis genannt, darf füglich ohne Ansatz bleiben. Um den Jahresverdienst zu erhalten, darf man den Monatsverdienst nicht mit der Zahl der Monate multiplizieren. In der Gesetzvorlage über die Alters- und Invalidenversorgung der Seeleute war angenommen, daß die Seeleute zehn Monate im Jahre verdienen, aber es wurde bei den Verhandlungen im Reichstage von den Reedereien nachgewiesen, daß neun Monate besser zutreffen. Der Jahresverdienst der Matrosen usw. wird bei der Berechnung ihrer Alters- und Invalidenpension noch jetzt zu neun Monatsheuern gerechnet, also darf ich dies hier auch wohl thun. Danach verdient ein Matrose 9×89 bis 95 Mark, macht 801 bis 855 Mark. Die übrigen drei Monate muß er vom Verdienste zehren, denn Arbeit und Verdienst findet er in der kurzen Zeit seines Aufenthalts am Lande nur recht selten. Ich darf rechnen, daß sein Unterhalt im Monat etwa 50 Mark, in drei Monaten also 150 Mark kostet, womit er seinen Jahresverdienst auf 650 bis 700 Mark bringt. Rechnet man zehn Monate im Dienst, dann stellt sich sein Jahresverdienst auf 890 bis 950 Mark weniger 100 Mark, also 790 bis 850 Mark.

Der gewöhnliche Arbeiter in den Hafenstädten an der Nordsee, der keine Lehrzeit durchzumachen hat, verdient täglich drei bis vier Mark je nach seiner Geschicklichkeit, Kraft, Zuverlässigkeit usw., im Mittel also 3,50 Mark; das macht jährlich $304 \times 3{,}50$ Mark $= 1060$ Mark. Die Handwerksgesellen,

Digitized by Google

die eine Lehrzeit durchgemacht haben, verdienen noch 150 bis 200 Mark mehr. Unter diesen Umständen ist es wahrlich kein Wunder, daß der Matrose am Lande bleibt, wo er des Nachts ruhig schlafen kann, nicht bald in den Tropen verbrennt, bald in der Winterkälte halb erstarrt, nicht in Gefahr ist, nach Häfen zu müssen, in denen Cholera, gelbes Fieber, Pest, Malaria oder Dysenterie herrscht, nicht stranden, untergehn, über Bord geschlagen werden oder von oben fallen kann, wo er hingegen bei Weib und Kind bleiben und unendlich sichrer und ruhiger leben kann. Daß er als Quartermaster oder Steuerer auf großen Dampfern monatlich drei- bis fünf Mark mehr verdient, kommt wenig in Betracht; als Bootsmann, also als Unteroffizier, kommt sein Verdienst dem eines Arbeiters in den Hafenstädten einigermaßen gleich.

Bei Erörterung der sogenannten Schulschifffrage findet man fast immer die Behauptung, daß die Qualität unsrer Matrosen sehr zurückgegangen sei. Ich bin seit fünfzig Jahren in und bei der Seeschiffahrt beschäftigt und kann verbürgen, daß diese Behauptung auch in meiner Jugend fast mit denselben Worten ausgesprochen wurde, und die bekannten ältesten Leute erzählten damals, daß es in ihrer Jugend auch schon so gewesen sei. Es erscheint deshalb überflüssig, sie für seemännische Kreise zu besprechen, aber in der jüngsten Zeit haben inländische Kreise angefangen, sich mit der Seeschiffahrt zu beschäftigen, deshalb dürfte es angebracht sein, diesen Gegenstand mit einigen Worten zu streifen.

Kam damals ein Schiff in den Heimatshafen zurück, dann mußte die Mannschaft die Ladung löschen, in den etwaigen Pausen die reparaturbedürftige Takelage herunternehmen und ausbessern, nach vollständiger Löschung das Schiff hübsch reinmachen, und erst dann wurde sie entlassen. Dabei wurden die guten Leute gleich gefragt: Wollt ihr wieder mit? Ein Teil der Mannschaft blieb gleich an Bord, manche besuchten ihre Anverwandten und kamen wieder, andre gingen auf die Steuermannsschule, und noch andre zogen es vor, ihr Schiff zu wechseln. Schon beim Anfange des Ladens war etwa die halbe Mannschaft an Bord, nahm die Ladung über und verstaute sie im Raum, brachte heruntergenommne Takelung wieder hinauf, nachdem sie ausgebessert war, schlug die Segel an und machte das Schiff so wieder seeklar. Unter diesen Verhältnissen lernte der junge Seemann bei stilliegendem Schiffe alle Schauer- und Schiemannsarbeiten ausführen und kam später in See auf rollendem uud stampfendem Schiffe nie in Verlegenheit, wie eine Arbeit am rechten Ende anzufassen war. Seit vielen Jahren finden es die Reedereien vorteilhafter, die ganze Mannschaft abzumustern, sobald das Schiff fest ist, und sie an Bord zu nehmen, wenn es seeklar ist. Alle oben skizzierten Arbeiten werden von Schauerleuten, vielfach frühern Seeleuten, gemacht, und den jungen Seeleuten ist die Gelegenheit entzogen, Tüchtiges zu lernen. Tritt während der Reise in See die Notwendigkeit an sie heran, eine Rahe oder Stenge herunter zu nehmen oder sie hinauf zu bringen, dann hat er oftmals die Arbeit nie gesehen oder noch weniger selbst gemacht, und er macht dabei Mißgriffe. Aber an wem liegt

Digitized by Google

dies? Die jederzeit oder die gewöhnlich vorkommenden Arbeiten führt der heutige Matrose gerade so gut aus wie sein Vorgänger vor fünfzig Jahren.

Seit der Aufhebung des Schiffsjungenzwangs ist in Reederkreisen das Bewußtsein geschwunden, daß sie selbst die Pflicht haben, für Nachwuchs zu sorgen. Man hat sich nicht darum gesorgt, der Reichskriegsmarine die genügende Zahl der Rekruten zuzuführen, die sich auf schwankendem Schiffe gerade so wohl befindet wie auf festem Lande, und man ruft doch nach Schutz durch mehr Kriegsschiffe, die ihre Bemannung natürlich von den Kauffahrteischiffen beziehen sollten. Die kleine Schiffahrt kann nicht mehr genügend junge Leute abgeben, und man steht vor dem Schreckgespenst der Leutenot, gerade wie die Gutsbesitzer. Damit ist man endlich aus der Lethargie aufgerüttelt. Der Weckruf unsers Kaisers hat im Binnenland und an der Küste das Interesse an der Kriegsmarine und damit an der Handelsschiffahrt wachgerufen, aber woher die Bemannung nehmen! Nun ist der Ruf nach Schulschiffen laut geworden, die dem Mangel an Schiffsmannschaft abhelfen sollen. Viele Worte sind darüber geredet, geschrieben und gedruckt, Vereine gegründet, ja hohe und höchste Herren zu Protektoren gewählt worden, um die Sache in Fluß zu bringen, aber von einer Pflicht der Reedereien, selbst für den Nachwuchs der Bemannung ihrer Schiffe zu sorgen, hat niemand gesprochen. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß Beiträge zu den Schulschiffsfonds gesammelt werden und steuern auch selbst eine Kleinigkeit dazu bei, damit sie später genügend junge Leute zur Bemannung ihrer Schiffe disponibel haben. Mir kommt dies ähnlich so vor, als wenn ein Großgrundbesitzer seinen Wald abgeholzt und versilbert hätte und nun zu milden Beiträgen behufs Wiederaufforstung auffordert. Je mehr Leute den Reedern zur Bemannung ihrer Schiffe zur Verfügung stehn, desto billiger sind sie zu haben, ergo —.

Von der Sozialdemokratie ist die Deckmannschaft noch wenig infiziert. Genossenschaften können sie nicht bilden, weil sie immer über die ganze Welt zerstreut sind. Der Seemannsverband in Hamburg enthält nur einen Bruchteil unsrer Seeleute, Streiks können sie deshalb nicht in Szene setzen, und wo dies versucht worden ist, sind sie kläglich gescheitert.

2. Die Offiziere

a) Die Segelschiffsoffiziere

Vor fünfzig Jahren war der Untersteuermann die erste und der Obersteuermann die zweite und letzte Stufe zu der des Kapitäns, die fast jeder intelligente und ordentliche junge Mann erreichte. Als Kapitän verdiente er so viel, daß er, wenn er sparsam war, eine Familie anständig unterhalten und für sein Alter oder für den Fall seines nicht zu frühen Todes einen Notgroschen für seine Angehörigen zurücklegen konnte. Das hat sich in der Zwischenzeit gewaltig geändert. Die Zahl der Segelschiffe, große sowohl wie kleine, hat stark abgenommen, denn für verloren gegangne oder ausrangierte

Digitized by Google

wird kein Ersatz geschaffen, da Neubauten fast nicht mehr geschehen. Nach dem Handbuch für die deutsche Handelsmarine gab es am 1. Januar 1875 4426 Segelschiffe, davon waren 2244 unter 150 Registertons, d. h. Schiffe für kleine Fahrt und für Küstenfahrt, und unter diesen so gut wie keine Schleppkähne, somit rund 2200 Segelschiffe über 150 Registertons, die zur großen Fahrt dienten und mit einem Schiffer für große Fahrt und einem oder zwei Steuerleuten fuhren. Am 1. Januar 1899 gab es nur noch 2489 Segelschiffe, davon waren 1800 unter und nur 689 über 150 Registertons. Unter den letzten ist indessen noch eine größere Zahl sogenannter Seeleichter oder Schleppkähne mitgezählt, Schiffe ohne Masten und Maschine, die nur von Schleppern über See gebracht werden. Ihre Zahl dürfte 150 überschreiten, sodaß die Zahl der Segelschiffe in großer Fahrt nicht 539 betragen wird. Die Zahl dieser Segelschiffe ist in fünfundzwanzig Jahren demnach von 2200 auf 539, also um 1661 zurückgegangen. Für jedes nicht ersetzte Segelschiff sind ein Kapitän und ein oder zwei Steuerleute disponibel geworden, jedenfalls über viertausend.

Diese und die in diesen fünfundzwanzig Jahren neugeprüften rund 8700 Steuerleute und 5200 Schiffer auf großer Fahrt konnten keine angemessene Beschäftigung finden, die Reeder hatten für diese Stellungen mehr Menschen zur Verfügung, als sie gebrauchen konnten, und ein starker Niedergang der Heuern und der Anstellungsbedingungen war die manchesterliche Folge. Die weitere Folge war dann, daß ein allgemeiner, fluchtartiger Rückzug der Offiziere von der Seefahrt zu Beschäftigungen am Lande eintrat und noch geschieht, und so stehn wir jetzt anscheinend vor einem Mangel an Offizieren für Segelschiffe. Junge Leute mit einem halben bis einem Jahr Fahrzeit als Steuermann oder gar solche ohne diese müssen schon als Obersteuerleute auf großen eisernen Segelschiffen angemustert werden, denn die intelligenten, tüchtigen Steuerleute drängen sich alle auf die Dampfer. Die Ursache liegt außer in dem Rückgange der Schiffszahl darin, daß Steuerleute ohne beträchtliches Vermögen, mit dem sie in ein Segelschiff einspringen können, nur geringe Aussicht haben, jemals Kapitän eines solchen zu werden. Steuerleute mit dazu hinlangendem Vermögen giebt es heutztage wohl noch kaum, denn die Eltern oder die Vormünder halten die Söhne von der Seefahrt zurück. Diese erstreben zunächst die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst, und wenn sie die haben, gehn sie nicht mehr zur See. Vor vierzig Jahren bestand in den preußischen Navigationsschulen an der Ostsee mitunter die Hälfte der Schüler aus Sekundanern mit dem Einjährigenzeugnis und Primanern, sogar solche mit dem Maturum fanden sich nicht selten, denn als Kapitän verdienten alle damals schönes Geld und hatten eine geachtete Stellung. Jetzt ist ihre Zahl verschwindend klein, und die Navigationslehrer klagen darüber sehr. An der Nordseeküste gab es damals die Institution der Einjährigen noch nicht, deshalb kann sie nicht zum Vergleich herangezogen werden.

Wenn ein Steuermann endlich nach langer Fahrzeit — einer wie langen

Digitized by Google

ist durchaus nicht anzugeben — Kapitän eines Segelschiffs geworden ist, dann bekommt er an fester Besoldung z. B. auf ostfriesischen, oldenburgischen, holsteinischen und mecklenburgischen Schiffen 125 bis 150 Mark pro Monat und natürlich freie Station. Dazu kommt dann ein gewisser Prozentsatz des Nettofrachtverdienstes, selten von der Bruttofracht, der je nach den Zeitläufen sehr verschieden ausfällt, jedoch meines Wissens auch bei den jetzigen guten Frachten zwei Drittel der Besoldung nicht erreicht, in weniger guten Zeiten leider nur zu oft nur nominell ist. Von den guten Hamburger und Bremer Reedern wird wohl mehr gezahlt, aber zum anständigen Unterhalt der Familie reicht es nur so eben hin, für das Alter und im Todesfall für Witwe und Waisen bleibt nichts übrig, es sei denn, daß die Frau auf dem Dorfe wohnt und durch landwirtschaftlichen Betrieb die Familie unterhält, und daß der Verdienst des Mannes als Notgroschen weggelegt werden kann.

So kommt es, daß fast nur noch junge Steuerleute auf die Segelschiffe gehn, die hier die hohe seemännische Schule vollständig absolvieren wollen. Sie fahren ihre vierundzwanzig Monate Fahrzeit ab, die sie bei der Zulassung zur Prüfung als Schiffer auf großer Fahrt nachweisen müssen, und gehn nach Bestehn dieser Prüfung auf die Dampfer, auf denen sie ein sicheres und besseres Fortkommen haben. Aus diesen Gründen ist der Mangel an Offizieren auf Segelschiffen in den beiden letzten Jahren so groß geworden, daß die Heuer der Untersteuerleute von 68 auf 90 und 100 Mark, die der Obersteuerleute von 100 auf 140 bis 160 Mark gestiegen ist. An ältern Offizieren findet man im allgemeinen nur solche auf Segelschiffen, die auf Dampfern nicht zurecht kommen konnten. Die Stellung der Steuerleute auf Segelschiffen hat mit der in frühern Zeiten nur noch die Ähnlichkeit, daß sie noch dieselbe Verantwortung tragen, daneben aber die Vorarbeiter der Matrosen sind. Wenn die Steuerleute nicht mehr und besser als die Matrosen arbeiten, können sie bei der aufs äußerste eingeschränkten Bemannung die Schiffe nicht in Ordnung halten und werden am Ende der Reise vom Reeder und Kapitän dahin geschickt, woher sie gekommen sind, nämlich ans Land.

Wie schon oben gesagt worden ist, wird die Mannschaft abgedankt, wenn das Schiff im Heimatshafen nur eben fest liegt, und kommt wieder an Bord, wenn es seeklar ist. Bis vor wenig Jahren blieben wenigstens der Kapitän und der Obersteuermann mit einer Wache an Bord, um das Löschen und das Laden, sowie die Instandsetzung des Schiffes für die nächste Reise zu überwachen. In neuster Zeit werden auch sie immer mehr am nächsten Tage nach Hause geschickt, und ein Schiffsinspektor macht alles. Dies geschieht nicht etwa, um Heuer und Kost zu sparen, sondern nur um den Herren Gelegenheit zu geben, sich ihren Familien zu widmen.

Der Schiffsinspektor löscht und beladet das Schiff, überwacht die Stauung, repariert, was nötig ist, rüstet das Schiff für die bevorstehende Reise aus, nimmt die Mannschaft an und mustert sie vor dem Seemannsamte. Erst einen oder zwei Tage vor dem Abgange des Schiffes kommt der Kapitän nebst den

Digitized by Google

Offizieren an Bord. Daß der Kapitän laut Handelsgesetzbuch für Stauung, Tiefgang, Ausrüstung, Bemannung, Seetüchtigkeit usw. dem Versicherer, Ladungseigentümer, dem Staate usw. unbedingt verantwortlich ist, kommt durchaus nicht in Betracht. Er ist gänzlich ohne Einfluß darauf und muß doch vertreten, was Reeder und Inspektor gethan haben. Will er diese Verantwortung nicht übernehmen, dann heißt es: „Kapitän, es thut uns leid, aber wir müssen auf Ihre Dienste verzichten.“ Vielleicht klingen die Worte noch verbindlicher, vielleicht abstoßender, je nachdem der Reeder ein gebildeter Mann ist oder nicht.

Unter dem frühern Überfluß an Schiffsoffizieren haben ihre Besoldungsverhältnisse und ihre Stellung nicht nur in sozialer Hinsicht, sondern erst recht der Mannschaft und dem Reeder gegenüber unberechenbaren Schaden erlitten. Die Entlassung eines Steuermanns, ja eines Schiffers wegen eines geringfügigen Fehlers, Versehens oder wegen einer langen Reise aus den Diensten einer Reederei, der er lange Jahre seine ganze Kraft gewidmet hat, ist gegenwärtig so an der Tagesordnung, daß niemand, sogar der Gemaßregelte nicht, die Durchführung dieses Gebrauchs für eine Härte hält (vergl. Hansa 1900, S. 86). Das in unausgesetztem Kampfe mit den Elementen gestählte Selbstbewußtsein der alten Seebären ist bei der jetzigen Generation im Kampfe ums Dasein kläglich zusammengebrochen. Nun, wo es bei der Knappheit der Offiziere wieder aufzuleben droht, suchen die Machthaber mit Hilfe mildthätiger Menschen die Sache wieder einzurenken. Gott besser's!

Um ihre Interessen gemeinsam zu vertreten, haben sich die Schiffsoffiziere zu Steuermannsvereinen zusammengeschlossen, und da im Laufe der Jahre manche von ihnen zu Kapitänen aufgerückt und dem Vereine treu geblieben sind, hat er vor kurzem den Namen: „Verein deutscher Kapitäne und Steuerleute der Handelsmarine“ angenommen. Mit seinen Bestrebungen ist er in Reederkreisen hier und da lästig geworden und wird deshalb als sozialdemokratisch bezeichnet. In der That ist sein Ziel, die pekuniäre und soziale Stellung seiner Mitglieder und seiner Berufsgenossen zu verbessern, aber damit ist auch die ganze Ähnlichkeit mit den Sozialdemokraten und deren Organisation erschöpft. Sozialdemokraten sind seine Mitglieder und sein Vorstand damit noch durchaus nicht. Daß kürzlich ein offner Krieg zwischen mehreren Hamburger Reedereien und diesem Verein ausgebrochen ist, ändert meine Ansicht nicht.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Neue Bücher über Musik

Da aus dem Leserkreis dieser Blätter der Wunsch laut geworden ist, hier und da auch von neuen Büchern etwas zu hören, die über Musik und Musiker belehren, so soll hier versucht werden, aus dem jüngern Ertrag dieser Litteratur die Stücke hervorzuheben, die einem größern Publikum verständlich und nützlich sind.

Den Anfang machen wir mit dem Hinweis auf ein neues Unternehmen des bekannten Verlags von Breitkopf und Härtel, der Sammlung musikwissenschaftlicher Arbeiten von deutschen Hochschulen. Sie ist gewissermaßen eine Fortsetzung der frühern Waldersee'schen „Sammlung musikalischer Vorträge" auf einer höhern Stufe: an die Stelle bescheidner Hefte sind Monographien von stattlichem Umfang getreten, der Inhalt schließt Kompilationen aus und bietet in gemeinfaßlicher Sprache selbständige Forschungen, die Verfasser sind Doktoranden und junge Dozenten.

Die Sammlung beweist, daß der Buchhandel mit der Musikwissenschaft auf den deutschen Hochschulen rechnet. Hat sie doch im letzten Menschenalter einen Aufschwung genommen, der die Aufmerksamkeit und den Neid des Auslands erregt. Jährlich mehrt sich die Zahl junger Männer, die das Musikbild, das sie auf den Konservatorien gewonnen haben, durch Universitätsbesuch vertiefen und von hier aus eine Summe höherer Bildung in ihren Stand hineintragen wollen, und im gleichen Schritt wächst die Zahl von Mitarbeitern an den Aufgaben der Musikwissenschaft, insbesondre der Musikgeschichte. Für sie hat jede größere Universität mehrfache Lehrkräfte — an Österreichs deutschen Universitäten sind es Ordinarien —, und auf deren Anregungen entstehn zahlreiche Dissertationen, denen zum guten Teil wissenschaftlicher Wert zugesprochen werden muß. Öffnet sich den hervorragenden und besonders geeigneten durch die Breitkopfsche Sammlung ein breiterer Weg in die Öffentlichkeit, so ist das ein erfreulicher Beweis von Anerkennung und Aufmunterung, für das musikalische Publikum eine Gelegenheit zu prüfen und an der weitern Entwicklung des Fachs mitzuhelfen.

Bis jetzt, d. h. ungefähr in Jahresfrist, ist die Sammlung auf vier Nummern gediehn. Das Eröffnungsstück: Ed. Bernouillis (241 Seiten Text und 130 Seiten Beispiele umfassende) Studie über „Die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen" übergehn wir hier. Sie hat bei den Spezialisten gebührende Beachtung gefunden, ihr Gegenstand liegt aber einem größern Leserkreise, aus dem vielleicht Theologen auszunehmen wären, zu fern.

Digitized by Google

Im zweiten Stück (168 Seiten) legt Dr. Hermann Abert Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik dar.

Wenn die frühere Generation den Hauptstrom musikgeschichtlicher Forschung auf das Altertum leitete, so war das eine Verirrung. Denn überall fehlen die lebendigen Denkmäler, auch bei den Griechen. Aber der erhaltne starke Vorrat griechischer Musiktheorien war es, der die Gelehrten immer wieder anzog. Sonderbarerweise ist aber dabei der Hauptteil dieser griechischen Musiktheorie zu kurz gekommen. Das ist eben die Lehre vom Ethos, d. h. die Meinung, die die Griechen vom geistigen Gehalt der Musik hatten. In diesem Punkt können sie der Gegenwart kaum eindringlich genug als Muster vorgehalten werden. Denn unter der hundertjährigen Vorherrschaft der Spielmusik haben wir die höhere Bestimmung der Musik, als einer über das Wort hinausgehenden Sprache des Herzens und der Phantasie, fast vergessen. Bei den Tonlehrern des achtzehnten Jahrhunderts sind an einer Komposition noch „die Affekte" die Hauptsache, heute sollens die „tönend bewegten Formen" sein, und thatsächlich läufts bei vielen Komponisten auf Form und leere Schale, bei vielen praktischen Musikern auf ein stumpfes Handwerkertum hinaus. Man sehe sich nur einmal die von den Herren Widmann und Glück bei Bechthold veröffentlichten Analysen Haydnscher und Mozartscher Sinfonien darauf hin an. Wenn dergleichen für Erklärung ausgegeben und gedruckt werden kann, da steht es schlimm, da ists an der Zeit, das griechische Ethos, das auch das kleinste Motiv befragte: Was willst du? was wirst du in der Seele anrichten? das die Musik als ein Hauptmittel der Charakterbildung und der Jugenderziehung, das sie sogar als Heilmittel gegen Krankheiten ansah, wieder aufzuwecken. Mancher ernste Dilettant, der so mit dahingelebt hat, wird vielleicht durch die Bekanntschaft mit diesem Ethos aus der Gedankenlosigkeit seines Musikbetriebs aufgeschreckt. Es ist deshalb ein Verdienst Aberts, daß er die Lehre vom Ethos ausführlicher, als das bisher geschehn ist, vorträgt. Den ganzen Gegensatz zwischen griechischer und moderner Musikempfindung — modern im Sinne der geschilderten Abart — macht der Verfasser zwar nicht klar, aber sein Buch hat den Vorzug, daß es alles bringt, was zur Natur und zur Geschichte des Ethos gehört, und denen, die danach verlangen, auch die Wege zu den Quellen zeigt.

Im dritten Stück der Sammlung (137 Seiten) behandelt Heinrich Rietsch: Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, aber mit einer sehr bestimmten Einschränkung. Nicht wie seiner Zeit A. B. Marx in seiner Musik des neunzehnten Jahrhunderts gethan hat, will Rietsch eine kritische Übersicht der gesamten musikalischen Arbeit der Periode geben, sondern er begnügt sich damit, einmal eingehend die neuen technischen Elemente zu zeigen, die durch die sogenannten Zukunftsmusiker oder Neudeutschen eingeführt worden sind. Das wirkliche Thema Rietschs ist: die Umgestaltung der musikalischen Kunstmittel durch die Schule R. Wagners und Fr. Liszts.

Digitized by Google

Eine solche Arbeit hat vor fünfzig Jahren gefehlt, sie würde viel unnützen Streit verhütet haben. Sie ist aber noch heute willkommen, kann den Gegnern wie den Anhängern der neuen Musik nützen. Deren Wert und Berechtigung sicher zu beurteilen schlägt Rietsch den richtigen Weg ein. Nicht vom ersten ästhetischen Eindruck, meint er, dürfen wir ausgehn, sondern von der Feststellung des musikalischen Thatbestands. So führt er denn die Leser vor die nach seiner Ansicht wichtigsten Stilneuerungen in den Werken der beiden Komponisten und beleuchtet sie psychologisch und geschichtlich mit einem Ergebnis, das sich kurz in den Satz fassen läßt: Die Arbeit von Rietsch ist die wirksamste Verteidigungsschrift, die bisher zu Gunsten der neudeutschen Musik erschienen ist. Sie hat ihre Mängel, den größten darin, daß sie aus der Summe der neuen stilistischen Elemente die harmonischen zu einseitig hervorhebt. Worin sich eine Lisztsche Sinfonie von einer Beethovenschen unterscheidet, erfährt man durch Rietsch nicht, auch nicht einmal durch einen Hinweis auf verwandte Arbeiten. Aber trotz dieser Beschränkung wirbt sein Buch für die Sache, der es gewidmet ist, wie kein andres durch das außerordentliche pädagogische Geschick der Darstellung. Auch Otto Tiersch und andre haben in neuen Harmonielehren dieselben Ansichten wie Rietsch vertreten; er erreicht aber das hundertfache durch die Wahl der Beispiele und noch mehr durch die frischen und beziehungsvollen Erläuterungen, mit denen er sie versieht. Soweit er dabei geschichtlich kommentiert, darf man sich verwundern, daß zu den Vergleichen die große Revolutionsperiode von 1600 und die ihr folgende Zeit so wenig herangezogen ist.

Am Schlusse der Arbeit wirft der Verfasser einen Blick auf die ausführende Musik der Periode. Auch sie arbeitet wie die Komposition auf bestimmtern und reichern Ausdruck hin, auch sie beansprucht zu diesem Zweck eine größere Freiheit in der Behandlung der Vorlagen und der hergebrachten Regeln. Die heute noch andauernden Bemühungen um die Gesetze des musikalischen Vortrags datieren seit dem Auftreten Franz Liszts. Liszt war es, der den Dirigenten zurief: Wir sind Steuermänner, keine Ruderknechte. R. Wagner stellte sich mit der Broschüre: „Über das Dirigieren“ an die Seite seines Freundes. Im weitern Laufe dieser Bewegung ist dann Hans von Bülow besonders hervorgetreten. Rietsch geht aber zu weit, wenn er ihn den „Erneuerer der nachschaffenden Kunst in unserm Zeitabschnitt“ nennt und phantasiert vollständig, wenn er von „zahllosen Schriften“ spricht, in denen Bülow seine Anschauungen zur Geltung gebracht habe.

Zu der Arbeit von Rietsch ist das vierte Stück der Sammlung eine vorzügliche Ergänzung. In ihm stellt Richard Hohenemser die Frage: „Welche Einflüsse hatte die Wiederbelebung der ältern Musik im neunzehnten Jahrhundert auf die deutschen Komponisten?“ Die wichtigsten musikalischen Erscheinungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind die Werke und die Bestrebungen der Neudeutschen auf der einen Seite, auf der andern die Versuche, die Gegenwart mit den Schätzen der ältern Tonkunst in

Digitized by Google

Verbindung zu setzen. Scheinbar stehn sie zu einander in dem Gegensatz von Fortschritt und Reaktion, thatsächlich kommen sie in der Absicht überein, den musikalischen Ideengehalt der Zeit zu bereichern. Franz Liszt hat den Beweis erbracht, daß sich in einer Person beide Strömungen sehr wohl vereinigen können. Sein Herz schlug für Wagner und für Bach zugleich, die Eigentümlichkeit des Stils seiner großen Vokalwerke beruht nicht zum geringsten auf der Kenntnis und Benutzung alter Ausdrucksmittel und Formen. Und wie bei ihm läßt sich an einer ganzen Reihe neuerer Tonsetzer der Einfluß alter Kunst und alter Meister verfolgen. Die vierte Sinfonie von Brahms z. B. ist voll davon, auch der Schein von Originalität, der die Oratorien des nur mittelmäßig begabten Perosi bei den Italienern zu einem so gewaltigen Ansehen gebracht hat, geht auf die Einmischung alter Elemente, der Motettenpassion, zurück. Die Wiederbelebung alter Tonkunst ist also eine Thatsache, sie ist aber noch weit vom Ziel entfernt. Die neudeutsche Bewegung hat gesiegt, die andre hat es noch nicht einmal zu einer genügenden Organisation gebracht, ihre bisherigen Erfolge sind den Musikern aufgezwungen worden. Unter diesen Umständen ist eine Schrift, die einmal das Verständnis für die Bedeutung der in Frage kommenden Bestrebungen in weiten Kreisen zu wecken sucht, an sich ein Verdienst. Ein Autor, der sich dieser Aufgabe unterzieht, würde sie am einfachsten in drei Teilen lösen können: 1. Die Bedeutung der Wiederbelebung alter Tonkunst; 2. ihre bisherige Geschichte; 3. ihre Pflichten für die Zukunft. Hohenemser stellt das Thema schon etwas zu eng: der Einfluß auf die Komponisten ist nur ein Teil des Ganzen und der Teil, der sich äußerlich am wenigsten bemerkbar macht. Er hat aber auch dieses Bruchstück nur halb erledigt und kommt auf den 135 Seiten seiner Abhandlung nur mit der Vokalmusik zum Abschluß. Das ist ein taktischer Fehler. Wer ein Lied anstimmt, das die Gemüter packen soll, muß die Melodie zu Ende führen, jahrelang auf Fortsetzungen zu warten hat unsre Zeit nicht die Geduld. Die Bewegung an sich hat der Verfasser mit vielem Fleiß studiert. Mit Recht führt er sie auf die deutschen Romantiker zurück und giebt dafür aus den Schriften Tiecks und seiner Genossen manchen Beleg, der bisher noch nicht ans Licht gezogen worden ist. Die Schwierigkeiten, die ihr die Fachmusiker machten, werden sehr hübsch aus den Briefen M. Hauptmanns veranschaulicht, der im Jahre 1824 Palestrinaischer Musik nur einen akademischen Wert für die Geschichtsbücher der Musik beimißt, neun Jahre später aber sie für die einzig wirkliche Kirchenmusik erklärt und eine Palestrinaausgabe beantragt. Auch die für den weitern Verlauf der Bestrebungen wichtigen Ereignisse hat Hohenemser wohl alle berücksichtigt. Er würde aber dem Leser besser gedient haben, wenn er schlichter und kürzer berichtet, vielleicht einfach in Form einer Liste alle die Neuausgaben alter Musik, die im Inland und Ausland erschienen sind, angeführt hätte. Dem Auge schon thäte es wohl, zu sehen, wie die Strömung breiter wird, wie an die Stelle des Zufalls, der persönlichen Neigungen System tritt, wie die

Digitized by Google

deutsche Arbeit auch im Auslande wirkt, wie die Opferwilligkeit und Begeisterung einzelner Männer schließlich die Regierungen und Kultusministerien ans Werk ruft. Wenigstens auf deutschem Kulturgebiet, wo jetzt zu gleicher Zeit „Denkmäler der deutschen Tonkunst" — in zwei selbständigen Abteilungen, die eine unter dem preußischen, die andre unter dem bayrischen Kultusministerium — und „Denkmäler der Tonkunst in Österreich"*) herausgegeben werden! Hohenemser giebt zuviel unnötiges Wissen zum besten, z. B. eine Kritik Rossinis, er zeigt, um es kurz zu sagen, sehr viel Unreife. Es finden sich infolgedessen eine Menge Stellen in seiner Arbeit, die unbedingt nicht hätten in Druck kommen dürfen. Über Bach, Seite 10, lesen wir nach Riehl: Der Umschwung, der sich in der Zeit Bachs, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Tonkunst vollzogen habe, sei der größte, den die Musikgeschichte kenne. Auf der folgenden heißts: Erst durch Bach sei die Instrumentalmusik zur Gleichberechtigung mit dem Gesang erhoben worden. Seite 18 behauptet Hohenemser, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sei der Chorgesang aus dem protestantischen Gottesdienst verschwunden. Solche Behauptungen kann man einem Riehl verzeihen, in Arbeiten, die die Musikwissenschaft auf deutschen Hochschulen vertreten sollen, dürfen sie nicht vorkommen. Seite 24 soll die Bach-Gesellschaft mit Herstellung von Klavierauszügen beschäftigt sein. Mit noch mehr Mißverständnissen wird Händel behandelt. Hohenemser scheint es nicht zu wissen, daß die Engländer den hundertjährigen Geburtstag Händels schon 1784, also ein Jahr zu früh gefeiert haben; unter den Bearbeitungen des „Messias" nennt er die von R. Franz die meistbenutzte, während es die Mozartsche ist; er tadelt den allerdings bedenklichen Mosel da, wo grundsätzlich nichts zu tadeln ist, nämlich wegen der Kürzungen und Umstellungen und schreibt endlich den Chrysanderschen Einrichtungen Ansprüche zu, die sie nicht erheben.

Wir haben es also in dem vierten Stück der Sammlung mit der unzureichenden Ausführung eines glücklich gewählten Themas, aber jedenfalls mit einer begabten Kraft zu thun. Die Bekanntschaft mit jungen Namen und Debütanten ist ein Reiz mehr an dem erfreulichen und wichtigen Unternehmen, dem wir einen glücklichen Fortgang wünschen.

*) Die „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst" hat jüngst einen offiziellen Bericht veröffentlicht, der über den Inhalt der Bände, über Statuten, über Leitung und Mitglieder Auskunft giebt.

Digitized by Google

Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

1

Die Zeiten sind noch nicht lange vorüber, wo für die Anwohner des Rheins der Name „Eifel“ etwas schreckhaftes hatte. In meinen Knabenjahren, die ich auf der rechten Rheinseite, am Siebengebirge und in der Neuwieder Gegend verlebte, pflegten wir jungen Wandrer, wenn wir unsre heimatlichen Höhen erstiegen, immer mit einem leichten Gruseln nach den weitgestreckten Bergrücken und kahlen Kuppen jenseits des Stroms hinüberzuschauen, die bei uns damals noch als Landmarken einer terra incognita, eines von Gott und den Menschen gemiednen Gebiets galten. Einige in dieses verachtete und verrufne Land einschneidende Seitenthäler des Rheins, das romantische, von einem jederzeit fröhlichen Winzervölkchen bewohnte Ahrthal, das Brohlthal mit seinen Traßgruben, und das an vulkanischen Produkten so reiche Nettethal, die Zugangstraße zum Laacher See, waren allerdings dem Verkehre längst erschlossen, aber darüber hinaus war noch keiner von uns und unsern Bekannten gekommen. Was hätte man auch in einer Gegend zu suchen gehabt, wo Not und Hunger zu Hause sein sollten? Was aus der Eifel zu uns kam, war gewöhnlich nichts Erfreuliches: im Sommer Gewitterstürme und wochenlange Landregen, im Winter rauhe Winde und Schneetreiben, und im Zusammenhang damit der unerbetne Besuch von Schwarzwildrudeln, die Felder und Gärten im Rheinthale verwüsteten und häufig mit Hilfe geübter Schützen aus den nahen Garnisonen abgewehrt werden mußten. Ja die Eifel war nicht frei von dem Verdacht, hier und da noch Wölfe zu beherbergen, die allerdings ab und zu aus den Ardennen herüberstreifen mochten. Von den topographischen, kulturhistorischen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen des Landes hatte man bei uns merkwürdig unklare Vorstellungen, und was man gelegentlich darüber erfuhr, war wenig geeignet, die Lust zu wecken, das Stiefkind der Rheinprovinz einmal aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

An Stimmen, die sich zu Gunsten der Eifel erhoben, hat es seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts freilich nicht gefehlt, aber die meisten sind ungehört verhallt. Schon im Jahre 1820 machte Leopold von Buch, der Altmeister der deutschen Geologie, auf die Bedeutung dieses Gebirgslands für die Geschichte der Erdbildung aufmerksam. „Die Eifel, so schreibt er, wird auch ihrerseits Führer und Lehrer werden, manche andre Gegend zu begreifen,

Digitized by Google

und ihre Kenntnis kann gar nicht umgangen werden, wenn man eine klare Ansicht der vulkanischen Erscheinungen auf Kontinenten erhalten will." Buchs großer Schüler, Heinrich von Dechen, bildete die Eifelforschung systematisch aus, sein „Geognostischer Führer zu der Vulkanreihe der Vordereifel" ist heute noch unübertroffen. Aber auch Archäologen und Historiker wurden zeitig genug auf die Eifel aufmerksam, jene durch zahlreiche und zum Teil sehr bedeutende Funde römischer Altertümer, diese durch mancherlei Urkunden aus dem Mittelalter, die von dem geradezu märchenhaften Reichtum der geistlichen Niederlassungen und der Raufluft der Eifeler Dynastengeschlechter beredtes Zeugnis ablegen. Die erste Sammlung solcher Geschichtsquellen veröffentlichte Schannat unter dem Titel: Eiflia illustrata (deutsch von G. Bärsch, Köln, 1825/26). Eine Fortsetzung zu diesem selten gewordnen und gesuchten Werk, „Eiflia sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen der Eifel," aus der Feder des Landgerichtskammerpräsidenten Schorn erschien in neuerer Zeit (Bonn, 1888/89). Schon in dem zweiten Bande des Niederrheinischen Jahrbuchs für Geschichte und Kunst (Bonn, 1844) machte Ernst Moritz Arndt den Versuch, ein größeres Publikum für die Eifel und ihre Naturschönheiten zu interessieren. „Sie hat des Schönen und Reizenden viel, heißt es da, sie ist wie alle Berg- und Waldlande vor den meisten andern Bezirken in Sitte, Art und Lebensweise eigentümlich, und überdem hat sie für den Menschenbeobachter, Mineralogen und Botaniker und auch für den Gewerbtreibenden viele der allerinhaltvollsten Seiten, welche der Wißbegierige mit immer frischer Ergötzung betrachten wird." Arndt glaubt sogar eine Erklärung für den Namen des Gebirges gefunden zu haben; „Eifel, so meint er, ist nichts andres als ein abgebissenes und verstümmeltes Eichsfeld, sodaß sie mit dem thüringischen Eichsfeld auch die Namensgemeinschaft trüge, wie sie jetzt leider auch die Gemeinschaft mancher öden Stellen der Wälderverwüstung mit ihm hat." Der gute Vater Arndt, jedenfalls ein größerer Patriot als Etymologe, hat sich offenbar durch die häufige Erwähnung der reichen Eichelmast im Güterverzeichnis der Abtei Prüm, das wir Cäsarius von Mylendonk, dem gelehrten Mönche des zwölften Jahrhunderts, verdanken, zu einer Deutung verleiten lassen, die kaum noch die Zustimmung unsrer Philologen finden dürfte. Wie der verdienstvolle erste Vorsitzende des Eifelvereins, der Trierer Realgymnasialdirektor Dronke in seinem Eifelführer (Trier, H. Stephanus) mitteilt, erscheint die Namensform pagus Eflinsis schon in einer Schenkungsurkunde Pipins vom Jahre 762. Im Jahre 804 wird dieselbe Gegend pagus Aquilensis genannt, und in diesem Worte, das sich etwa durch „Wassergau" verdeutschen läßt, will man die richtige Erklärung des Namens gefunden haben. Dem lateinischen aqua entspricht die im keltischen Sprachgebiete häufig vorkommende Wurzel ap. Eifel würde also soviel wie Apulia, Wasserland, bedeuten, was ziemlich einleuchtend ist, wenn man bedenkt, welchen Wert die zahlreichen krystallklaren und nie versiegenden Quellen und Bergwässer der Eifel für die Wasserversorgung der römischen Niederlassungen am Mittel- und Niederrhein hatten.

Digitized by Google

Die kleine Abschweifung auf das etymologische Gebiet möge man mir schon deshalb verzeihen, weil sie mir Gelegenheit bietet, Dronkes zu gedenken. Ihm und dem von ihm im Jahre 1888 begründeten und bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode geleiteten Eifelverein verdankt die Eifel vor allem ihre Erschließung und volkswirtschaftliche Hebung. Dronke hat recht eigentlich den bösen Bann, der auf dem Lande zwischen Rhein, Mosel, Luxemburg und Belgien lag, gebrochen, er hat das Dornröschen aus jahrhundertelangem Schlafe geweckt, dessen Schönheit heute schon tausende Wandrer erfreut und beglückt. Zu Anfang der achtziger Jahre machte sich, man darf fast sagen, mit elementarer Gewalt eine Bewegung zu Gunsten der Eifel geltend, die nicht nur die Aufmerksamkeit privater Kreise, sondern, was weit bedeutsamer ist, auch die der preußischen Regierung auf das bis dahin unleugbar stark vernachlässigte Gebiet lenkte und eine Reihe zweckentsprechend ins Werk gesetzter Maßnahmen anbahnte, deren Ergebnisse heute schon deutlich wahrnehmbar sind. Auch die rheinische Presse nahm sich mit Eifer des Landes an; so gebührt der „Kölnischen Zeitung“ das Verdienst, die Ursachen des thatsächlich vorhandnen Notstands schonungslos aufgedeckt und Winke zur Abhilfe erteilt zu haben. In der richtigen Erkenntnis, daß die sprichwörtliche Armut der Eifelbevölkerung nicht so sehr auf ungünstige klimatische und Bodenverhältnisse als auf den Mangel an Verkehrswegen, die eine Verwertung der Landesprodukte ermöglichten, zurückzuführen sei, hat die Regierung dann bald begonnen, Landstraßen und Schienenwege zu bauen. Auch die Wiederaufforstung des Ödlands, die Verbesserung des Ackerbodens und der Wiesen, die Reglung der Wasserläufe und die Hebung der altberühmten, noch immer bedeutenden Zucht des Eifeler Rindviehs werden seitdem mit staatlichen, kommunalen und privaten Mitteln betrieben. Weniger Erfolg hatten bisher die Versuche, dem Bergbau neuen Aufschwung zu geben, ja man hat sich entschließen müssen, den Betrieb zweier der größten Werke, der Mechernicher und Bleialfer Gruben, die schon seit der Römerzeit und seit dem sechzehnten Jahrhundert ausgebeutet wurden, wegen allzugroßer Armut der Erzgänge gänzlich einzustellen. Dafür bemühn sich jedoch die sehr rührigen Ortsgruppen des Eifelvereins, durch Anlegung von Wegen, Promenaden und Brücken, durch Errichtung von Wegweisern und Sitzbänken, durch Überwachung der Gasthöfe, durch Erhaltung der heimischen Altertümer und nicht zum wenigsten durch Vorträge und litterarische Publikationen den wenn auch nicht Gold so doch Silber führenden Touristenstrom in die Thäler der Eifel zu leiten.

So ist die Eifel gleichsam über Nacht „in Mode“ gekommen. Der Wandrer, der die stillen Bergthäler durchzieht, wird nicht mehr wie ehedem als eine Erscheinung aus einer andern Welt mißtrauisch oder neugierig angestaunt; man begrüßt ihn überall mit Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, denn man weiß, daß er zu Hause dem wiederentdeckten alten romantischen Lande neue Freunde werben wird, die vielleicht schon im nächsten Jahre seinen Spuren folgen.

Digitized by Google

Auch der Schreiber dieser Zeilen hatte sich, durch die Berichte andrer veranlaßt, schon vor Jahren das stille Gelübde abgelegt, wenigstens einen Teil der Eifel zu besuchen. Er hat es nicht bereut, in den vom Wetter so begünstigten Septembertagen dieses Jahres endlich seinen Vorsatz ausgeführt zu haben. Wenn er in diesen Blättern seine unterwegs gemachten Beobachtungen mitteilt, so geschieht dies, um dem schönen Eifellande und seinen Bewohnern eine Dankesschuld für eine Reihe genußreicher Tage abzutragen und dem in so mancher Hinsicht beachtenswerten Landstriche auch außerhalb der Rheinprovinz Freunde zu erwerben.

Es war ein köstlicher Herbstmorgen, als mich das Dampfroß dem Städtchen Adenau, dem Ausgangspunkte meiner Wanderung entgegentrug. Im Rheinthale braute noch der Frühnebel, aber als der Zug bei Remagen in das Ahrthal einbog, brach die Sonne durch und beleuchtete die Einzelheiten der Landschaft deutlich genug, aber doch noch so, daß sie von dem für diese Gegend bezeichnenden, immer gutes Wetter verheißenden zartblauen Dufte überschleiert waren. Die Weinberge zur Rechten waren mir nie zuvor so sauber und wohlgepflegt erschienen wie heute. Das hatte freilich seinen triftigen Grund. Die Aussichten auf einen reichen Herbst waren seit der Rebenblüte gut gewesen, Regen und Sonne hatten ihre Schuldigkeit gethan, Sauerwurm und Pilzkrankheit, die Zerstörer so vieler Hoffnungen, waren ausgeblieben, und der Winzer konnte hier wie an der Mosel und im Rheingau einem nahezu „vollen Herbst" entgegensehen. Für das Ahrthal, dessen Bewohner bis nach Altenahr hin fast ausschließlich vom Weinbau leben, hat der Ertrag ihrer Berge neuerdings doppelten Wert, da die allerorten begründeten Winzervereine nicht nur für eine rationellere Kultur des Rebstocks Sorge tragen, sondern auch dem Ahrweine, der früher eine vorwiegend lokale Bedeutung hatte, ein immer weiteres Absatzgebiet erschließen und selbst dem kleinsten Winzer die Verwertung seiner „Crescenz" ermöglichen.

An der steilen, von Ruinen einer Burg gekrönten Basaltkuppe der Landskron, dann an der bei Heppingen liegenden ausgedehnten Gebäudegruppe des Apollinarisbrunnens vorübereilend erreicht der Zug den freundlichen, mächtig aufstrebenden Badeort Neuenahr, und wenig Minuten später das uralte Winzer- und Gerberstädtchen Ahrweiler, das seine Befestigungsmauern und Thortürme aus dem dreizehnten Jahrhundert bis in unsre Zeit herübergerettet hat. Das im Jahre 1629 gegründete Franziskanerkloster Kalvarienberg auf dem Bergvorsprunge zur Linken, heute ein von Ursulinerinnen geleitetes Töchterpensionat, ist im letzten Sommer sehr vergrößert und in monumentaler Weise ausgebaut worden, wie überhaupt in letzter Zeit die geistlichen Orden der Rheinprovinz eine auffallend rege Bauthätigkeit entwickeln. Überall wachsen neue Klöster wie Pilze empor.

Wo sich das Thal der rauschenden, an Forellen reichen Ahr plötzlich verengt, liegt unter schroffen Schieferfelsen das weinberühmte und vielbesungne Walporzheim. Das Heilige und Profane ist hier, ähnlich wie in des Rhein-

Digitized by Google

gaus gesegneten Gebreiten, heiter verquickt: über der Thür eines den rheinischen Malern und Poeten wohlbekannten Gasthauses thront St. Petrus mit dem Himmelsschlüssel. Lächelnd sieht er auf den durstigen Wandrer, der in dieses kleine Paradies einzieht, er weiß aus langjähriger Erfahrung, daß nicht jeder das Haus so sichern Schrittes verläßt, wie er es betritt. Denn der Walporzheimer, dieser König der würzigen „Ahrbleicherte," ist ein tückischer Tropfen, der sich wie Wasser trinkt, aber auch dem erprobten Zecher bald zu Kopf steigt.

Oberhalb des Ortes springt eine messerscharfe, phantastisch geformte Felsplatte, die sogenannte „Bunte Kuh," weit über das Flußbett vor, an dem bald darauf steile Berghänge, die berühmten Weinlagen des Beatrixbergs und der Klosterlei aufsteigen. Rechts in der Thalbiegung grüßen die mit Schlinggewächsen überspinnenen Trümmer eines 1811 aufgehobnen und gesprengten Augustinernonnenklosters. Das Thal wird nun immer enger, wilder und malerischer; an den Weinorten Dernau und Mayschoß vorbei eilt der Zug über kunstvoll angelegte Brücken, Viadukte und in den Felsen gehauene Straßen nach Altenahr, der Perle des ganzen Thals. Hoch oben auf schroffem Grat kleben die letzten Ruinen der alten kurkölnischen Zwingburg Are, deren Mauern die Bürger Altenahrs, der ewigen Fehden und Belagerungen müde, im Jahre 1714 niederrissen. Allmählich verändert sich der Charakter des Thals, die Weinberge verschwinden, die Berge werden weniger steil und bedecken sich mit Wald, und der Fluß zieht gemächlich durch Wiesen dahin. Bei Dümpelfeld verläßt die Bahn das Thal der Ahr, um nun dem des Adenauer Bachs aufwärts zu folgen. Nach kurzer Fahrt läuft der Zug in Adenau, der Endstation der Ahrthalbahn, ein. Der Ort, ein freundliches, saubres Kreisstädtchen von etwa 1700 Einwohnern, zieht sich, wie die meisten Eifelstädte, im engen Thale, jeder Biegung des Flußlaufs folgend, langgestreckt dahin. Seine nahezu tausendjährige Vergangenheit merkt man ihm nicht an; wir dürfen annehmen, daß Adenau wie so viele andre Orte der Gegend wiederholt durch Feuersbrünste zerstört worden ist, deren Ausbruch und Umsichgreifen durch die Lage und Bauart der Häuser und nicht zum wenigsten durch die früher hier allgemein übliche Strohbedachung begünstigt wurde. Ein Franziskanerkloster, jedenfalls eine der ältesten Niederlassungen des Ordens in dieser Gegend, ist spurlos verschwunden, das Haus des Johanniterordens, ein ziemlich bescheidner Bau, ist heute zum Teil der königlichen Oberförsterei eingeräumt worden. Recht malerisch nimmt sich der Marktplatz aus, er wird von stattlichen, zum Teil mit Wappen und Inschriften geschmückten alten Häusern eingefaßt, deren einige einen weit überhängenden, auf Pfosten gestützten Oberbau aufweisen. An Läden fehlt es nicht, doch sind die feilgehaltnen Waren nach südländischem Branche an den Häusern entlang auf den Schrittsteinen ausgebreitet. Obgleich die Landwirtschaft gerade im Kreise Adenau gegen die Viehzucht zurücktritt, bemerkte ich, wie später in andern Teilen der Eifel noch häufiger, landwirtschaftliche Maschinen zum Kaufe ausgestellt, die immer von Interessenten um-

Digitized by Google

lagert waren. Der Eifeler Bauer, unter seinen Berufsgenossen im deutschen Vaterlande vielleicht der allerkonservativste, lernt dank der ihm durch die neuerdings zahlreich begründeten landwirtschaftlichen Kasinos zu teil gewordnen Belehrung allmählich einsehen, daß sein Acker bei zweckentsprechender Bewirtschaftung durchaus nicht so unergiebig ist, wie er bisher annahm. Namentlich von der Wirkung künstlicher Dungstoffe, gegen deren Einführung man sich anfangs geradezu gewehrt hatte, wußten mir zwei Landleute, mit denen ich über diesen für die Eifel so wichtigen Gegenstand sprach, wahre Wunder zu erzählen.

Im allgemeinen ist der Eifeler Bauer ein Mensch von recht einsilbiger Natur, der auf Erkundigungen nach seiner Lebensführung mit großer Zurückhaltung antwortet. Erkennt er jedoch wirkliches Interesse, so taut er bald auf und legt eine naive Heiterkeit an den Tag, die aber gelegentlich mit einer kleinen Dosis Bitterkeit gemischt ist. „Wenn wir die Eisenbahn nur zehn Jahre früher bekommen hätten!“ das ist der gewöhnliche Refrain seiner oft nur zu berechtigten Klagen. Im Kampfe um das tägliche Brot hat sich sein Verstand geschärft; die Skepsis, mit der er alles Neue betrachtet, entbehrt keineswegs der Logik. Als guter Katholik ist er fromm, ohne gerade bigott zu sein, für den Neubau oder die Ausschmückung der Kirche seines Heimatorts hat er, wenn er auch sonst noch so kümmerlich lebt, immer einige Groschen übrig. In seinem Wohngelaß, das er häufig mit den Hühnern teilt, hängt außer einem Madonnenbilde — besonders häufig sah ich Guido Renis Madonna — auch das Bild des Papstes, aber ebensowenig fehlt ein Kaiserporträt oder ein Gruppenbild der kaiserlichen Familie. Die Wirtsstuben, auch die bescheidensten, weisen neben Reklameplakaten durchgehends patriotische Darstellungen als Wandschmuck auf. Von dem bekannten Gruppenbilde des alten Kaisers, des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Prinzen Wilhelm und dessen Erstgebornem, den der greise Urgroßvater im Arme hält, scheint die ganze Restauflage in die Eifel gelangt zu sein; das Bild fand ich auf meiner Reise wohl an die zwanzigmal.

Das kleine Adenau hat außer einigen kleinen Wirtshäusern vier ganz ansehnliche Gasthöfe, in denen Touristen mit nicht gerade übertriebnen Ansprüchen gute Unterkunft finden. Während der Herbstferien pflegen hier häufig rheinische Familien Aufenthalt zu nehmen, um von Adenau aus die Hohe Eifel zu besuchen, deren höchste Erhebung, die 760 Meter hohe Basaltkuppe „Hohe Acht“ nur acht Kilometer entfernt ist. Die Aussicht von dort oben ist eine der großartigsten der ganzen Rheinprovinz. Bei klarem Wetter schweift der Blick über den größten Teil der Eifel von den Ardennen bis zum Westerwald. Unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen soll sogar der Kölner Dom deutlich erkennbar sein.

Das Ziel meiner ersten Wanderung war Blankenheim. Ich verließ Adenau am nördlichen Ende des Orts und wanderte die anfangs stark ansteigende Landstraße empor. Ich muß hier gleich bemerken, daß die Eifeler Chausseen wahre

Digitized by Google

Meisterwerke der Wegebaukunst sind. Mit den wenigen Ausnahmen der von Napoleon angelegten, gewöhnlich in schnurgerader Richtung bergauf und bergab geführten Straßen verdanken die Chausseen der Eifel der preußischen Regierung ihre Entstehung und Instandhaltung. Die Gemeinden sind fast durchgehends zu arm, als daß sie zu den sehr großen Kosten beisteuern könnten, aber allerorten erkennt man die Wohlthat solcher Anlagen dankbar an. Überall folgen die Landstraßen den Flußläufen, ziehn sich, häufig in schönen Serpentinen, an den Abhängen der Gebirgszüge empor und fallen, wenn sie die Höhe des Bergrückens überwunden haben, ins nächste Flußthal ab, um diesem so weit wie möglich weiter zu folgen. Rüstige Fußgänger, die zugleich geübte Kletterer sind, können den Weg natürlich sehr abkürzen. In der Mittel- und Osteifel, wo es an gutem Material, namentlich an Basalt nicht fehlt, ist die Decke der Chaussee immer eben und glatt wie eine Tenne. Im Westen, wo ein weicher Kalkstein als Belag verwandt wird, klagt man allerdings über den Zustand der Straßen, wenn anhaltendes Regen- oder Tauwetter eintritt. Wie ich mehrfach vernahm, bedürfen die Eifeler Chausseen oft lange Jahre hindurch keiner Ausbesserung und Neudeckung, was in dem erstaunlich geringen Verkehre, dem sie zu dienen haben, seine natürliche Erklärung findet. Bei meiner Wanderung von Adenau nach Blankenheim, also auf einer Strecke von nahezu 30 Kilometern, begegnete ich auf der Landstraße selbst nur drei Menschen, nämlich einem Landbriefträger, einem Radfahrer und einem Bauern, der eine Kuh führte! Für den „Menschenbeobachter" gabs hier also nicht viel zu thun, desto reicher war die Ausbeute, die sich dem Naturfreunde und dem Liebhaber landschaftlicher Kabinettstücke darbot.

Schon beim Aufstiege zur Höhe des „Mönchsheide" genannten Bergrückens durfte ich einen der schönsten Ausblicke genießen, die sich in der ganzen Hohen Eifel finden. Aus dem welligen Berglande hoch emporragend lag die Nürburg in südlicher Richtung vor mir, eine düstre Mauerkrone auf dem kahlen Scheitel eines hohen Basaltkegels. Inzwischen hatte sich ein kalter Wind erhoben, der phantastisch geformte blauschwarze Wolken über das Land dahinjagte. Zeitweise brach die Sonne durch. Ihre kraftlosen Strahlen beschienen immer irgend einen kleinen Ausschnitt des Landschaftsbildes; wenn sie gerade die Burgruine trafen, was mehrmals geschah, so entstand ein unvergleichlicher Beleuchtungseffekt, der allerdings nur von kurzer Dauer war. Die Nürburg ist die Geburtsstätte des streitbaren Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden, unter dessen Regierung der Grundstein zum Kölner Dome gelegt wurde. Von der riesenhaften Burganlage, die in dieser Einöde doppelt überraschend wirkt, sind noch sehr stattliche Reste, z. B. ein Teil des zweifachen aus Basaltstein aufgeführten Mauerkranzes und der Hauptturm mit seinen drei Meter dicken Mauern übrig geblieben. Jahrhundertelang galt die Nürburg für uneinnehmbar, bis sie endlich im Jahre 1690 nach langer Belagerung von den Franzosen erstürmt und zerstört wurde. Aber wie sich in den gewaltigen Trümmern die Erinnerung an die düstern Seiten des mittelalterlichen Lebens, an blutige Fehden, kühne Handstreiche und verzweifelte Ausfälle erhalten hat, so reden dort oben auch andre

Digitized by Google

Zeugen von den heitern Seiten früherer Zeit: Blumen und Sträucher aus fremden Landen, die mehr oder weniger verwildert in den Spalten des schwarzen Gesteins weiterwuchern, flüstern von den Tagen, wo die Hand der Burgherrin im engen Kräutergärtlein die seltsamen Gewächse pflegte, die ein ergebner Knappe aus dem Gefolge des gestrengen Burgherrn vom fernen Morgenlande mitgebracht hatte.

Bald verlor ich das schöne Landschaftsbild aus den Augen, und ein aus Eichen, Buchen und Fichten gemischter Wald, den die Straße auf eine längere Strecke hin durchschneidet, nahm mich auf. Als Chausseebäume sind hier Kirschen angepflanzt, die aber nicht recht zu gedeihen scheinen. Sie waren bis in die Wipfel hinauf mit Moos und Flechten bedeckt, vielfach verkrüppelt und zum Teil von oben bis unten hohl. Überhaupt ist die reiche Flechtenflora für diesen Teil des Eifellandes bezeichnend; ich traf weiter aufwärts Fichten und Lärchen, die bis zur Erde hinabhängende Flechtensträhne zeigten, genau so, wie wir sie auf den Bildern der oberdeutschen Schulen, namentlich bei Albrecht Altdorfer und Hans Baldung Grün so häufig sehen. Am Ausgange des Waldes liegt ein ärmliches, aus wenigen Höfen und Hütten bestehendes Dorf, Honnerath. Gegen die dürftigen Häuschen mit ihren Lehmwänden und Strohdächern hebt sich die neue Kirche in auffallender Weise ab; man gewinnt den Eindruck, als ob hier zu Lande die Bevölkerung auf jeden Schmuck des eignen Heims verzichte, um das gemeinsame Heiligtum mit desto größerm Prunke — „Prunk“ natürlich im Rahmen der dortigen Verhältnisse verstanden — ausstatten zu können, eine Beobachtung, deren Richtigkeit ich häufig genug bestätigt fand. Von Honnerath aus, wo die Straße aufs neue ansteigt, begleiteten mich bis zum Rande der Mönchsheide schlanke Ebereschen, die typischen Chausseebäume der Eifel und des Westerwalds. Sie sind, obwohl vom wirtschaftlichen Standpunkte betrachtet so gut wie wertlos, mit ihrem frischgrünen, schöngefiederten Laube und den korallenroten Beerendolden ein wirklicher Schmuck der Landschaft und haben für diese Gegend überdies noch den nicht zu unterschätzenden Vorzug, die Krammetsvögel anzulocken, deren stark betriebner Fang während der Monate Oktober und November eine wichtige Erwerbsquelle für die Bevölkerung der Eifel ist. Die Vögel werden zu vielen Tausenden nach den großen niederrheinischen Städten versandt und bringen immer einen guten Preis. Auf den Wiesen in den Thälern blühten schon die Herbstzeitlosen, hier noch vereinzelt, späterhin in immer größern Mengen. Auf meiner weitern Wanderung sah ich einzelne Strecken, die sich aus der Ferne wie blaßviolette Teppiche ausnahmen. Auf den Höhen, namentlich am Waldrande, standen die Disteln wie Baumwollstauden. Jeder Windstoß trug ein wahres Schneegestöber von Samenflocken über die Gegend dahin, überall für die Weiterverbreitung dieser schönen, dem Landmann aber recht unerwünschten Pflanze sorgend. Wo Ginstergebüsche einigen Schutz gegen Sturm und Regenschlag boten, waren zur Ausnutzung der dürftigen Honigweide Bienenstöcke aufgestellt, und zwar von der allerältesten, anderwärts längs aufgegebnen Konstruktion, wie wir sie nur noch aus alten Kalenderwignetten kennen. Es sind Cylinder

Digitized by Google

aus Strohgeflecht, über die als Dach ein kegelförmiges spitzes Strohtürmchen nach Art der als Flaschenverpackung gebräuchlichen Hülsen gestülpt ist.

Die Mönchsheide, in die ich nun gelangte, ist ein anfangs aus Buchen, später hin aus Kiefern bestehender ansehnlicher Wald. Auf der Höhe, wo ein Teil vor längerer Zeit gerodet worden war, fand ich eine Allee von hohen, sturmzerzausten Lärchen, die das Herz jedes Landschafters entzücken müßte. Wie rauh die Winde auf dieser Hochfläche meist wehen, konnte ich daraus erkennen, daß hier die Ebereschen nur noch strauchförmig vorkamen. Ihr leuchtend roter Beerenschmuck hob sich gegen das Grün des mit plüschartigem Moose bedeckten Waldbodens wundervoll ab. Als einzige Vertreter der Vogelfauna bemerkte ich hier oben einen Flug Blutfinken, die mit monotonem Lockruf von Strauch zu Strauch zogen und sich an dem wohlgedeckten Tische gütlich thaten. Ihr Gefieder zeigte die kräftigen Farben, die bei dieser Vogelgattung nur das Freileben in den Wäldern rauher Gebirge zeitigt, die aber in der Gefangenschaft mehr und mehr verblassen. Wo der Höhenzug zum Thale des Wirftbachs ziemlich schroff abfällt und die Landstraße in mehreren Serpentinen hinabzieht, wurden die Kiefern nach und nach durch Wacholdersträucher verdrängt. Der Anblick dieser häufig vier bis fünf Meter hohen cypressenähnlichen Koniferen würde erfreulicher sein, wenn nicht ihr Vorkommen ein Anzeichen völliger Wertlosigkeit des Bodens wäre. Wie man mir versicherte, entschließt sich der Eifelbauer nur im äußersten Notfalle, Ödland in Kultur zu nehmen, das mit Wacholder bestanden ist.

Als ich unten auf der Thalsohle anlangte, hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt. Auf den Wiesen weidete Rindvieh von gleichmäßig brauner Farbe, ein Kreuzungsprodukt des kleinen zähen Alteifeler Schlags und der neuerdings fast überall eingeführten, aus der bayrischen Pfalz bezogenen Glanrasse. Dieses verhältnismäßig wenig aber fettreiche Milch gebende, magere Vieh scheint unter den örtlichen Verhältnissen gut fortzukommen, es hat auch als Zugvieh fast überall das kostspieligere und anspruchsvollere Pferd verdrängt. Man läßt das Jungvieh zwei Jahre lang auf die Weide gehn, spannt die Kühe im dritten und vierten Jahre vor Wagen und Pflug und verkauft sie dann an die Viehhändler, die je nach Aussehen und Gewicht des Tieres 400 bis 600 Mark dafür bezahlen. Da man doppelt so viele Kühe hält, als zur Feldarbeit erforderlich sind, mithin den Tieren an jedem zweiten Tage Ruhe gönnen kann, wird die Milchproduktion nicht oder doch nur wenig nachteilig beeinflußt. Auf diese Weise erzielt der Besitzer außer der Arbeitsleistung des Tieres den aus dem Verkauf erwachsenden Erlös als Reingewinn, da die Verwertung der Milch die Futterkosten, namentlich während der Stallfütterungszeit im Winter, völlig deckt. Die in frühern Zeiten regelmäßig eintretende Futternot dürfte heute, wo sich der Segen der energisch betriebnen Wiesenmeliorationen überall bemerkbar macht, kaum noch ernstlich zu befürchten sein.

An der breitesten Stelle des Thales liegt das Dörfchen Wirft, eine Gruppe uralter, strohgedeckter Lehmhütten. Das einzige neue, noch im Bau

Digitized by Google

begriffne Haus wurde aus Steinen aufgeführt, zeigte überhaupt in seiner ganzen Anlage einen gewissen Wohlstand. Wo die Straße das Dorf verläßt, steht eine kleine den vierzehn Nothelfern geweihte Kapelle am Wege. Die vielfarbigen Figürchen der gnadenreichen Heiligen standen in zwei übereinander angebrachten Reihen auf dem schmucklosen Steinaltärchen, sie hatten in Form und Farbe eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den buntverzierten Lebkuchenfiguren, wie sie auf den Jahrmärkten der Dörfer feilgeboten werden. Hilfsbedürftige oder dankbare Seelen hatten durch das Drahtgitter der Pforte als bescheidnes Opfer Papierblumen gesteckt, bei deren Anblick mir der Gedanke kam, die Not der armen Leute müsse in der That groß sein, wenn sie zu diesen Fetischen — anders kann ich diese Glanzproben künstlerischen Unvermögens beim besten Willen nicht bezeichnen — Vertrauen haben. Weit vom Ort entfernt, auf einem Schieferfelsen über der Ahr, in die sich der Wirftbach an dieser Stelle ergießt, liegen die Kirche und das Schulhaus. Der Geistliche, der dort oben gleichfalls seine Wohnung hat, muß sich wie ein kleiner Burgherr vorkommen, wenn er von seinem Fenster aus in das grüne Thal und auf das klare Forellenwasser, das den Fuß des Felsens umspült, hinabschaut. Um mir die etwa fünf Kilometer lange Schleife der Chaussee zu ersparen, stieg ich, nachdem ich den Ahrsteg überschritten hatte, zur Kirche empor, in der Erwartung, dort oben wieder die Straße zu erreichen. Diese Erwartung wurde freilich getäuscht, da die Chaussee offenbar eine weit größere Biegung machte, als ich vermutet hatte, und wie es schien in plötzlich veränderter Richtung über einen entfernten Höhenrücken dahinzog. Aber ich bereute den Aufstieg nicht. Weder die Kirche noch das Schulhaus war verschlossen, aber von Menschen war keine Spur zu sehen. Nachdem ich mich im Innern des kleinen, anheimelnden Gotteshauses abgekühlt hatte, setzte ich mich auf die Kirchhofmauer und ließ, vom Winde umweht, den Blick über das weite Land dahinschweifen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich beobachten, wie die Elemente an der Zerstörung des Felsens arbeiten. Der Fels ist frei von Alluvium, überall tritt das blättrige Geschiebe des Gesteins zu Tage. Unter meinen Tritten mußten sich größere und kleinere Stücke des Schiefers gelockert haben; ich sah jetzt, wie der Wind sie völlig losriß und über den steilabfallenden Abhang ins Thal trieb. Immer neue Bröckchen blätterten ab und nahmen alle denselben Weg in die Tiefe. Jetzt konnte ich mir erklären, weshalb die Kirche auf einer besondern, ihrer Größe genau entsprechenden Erhebung des Felsens zu thronen schien: sie war einfach im Laufe der Zeit dadurch emporgestiegen, daß ihre Umgebung auf die von mir beobachtete Weise langsam gesunken war. So hatte ich Gelegenheit gehabt, einem Prozeß als Zeuge beizuwohnen, dessen Verlauf wir kurzlebigen Erdensöhne in der Regel nur auf dem Wege hypothetischer Schlußfolgerung zu ergründen pflegen.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Zeugeneid. Die Art, wie vor Gericht der Zeugeneid abgenommen zu werden pflegt, hat mir von jeher mißfallen. Man sollte meinen, daß die Vereidigung in einer Form geschehn müsse, die einerseits der hohen Bedeutung des Eides entspricht, andrerseits sichere Gewähr dafür bietet, daß sich der Zeuge der Bedeutung jedes Worts, das er spricht, klar bewußt ist. Wie wird es aber gewöhnlich gemacht? Nach einer meist recht trocknen und geschäftsmäßig gehaltnen Verwarnung vor dem „Falscheide," bei der allenfalls den Zeugen gesagt worden ist, daß sie schwören müssen, die reine Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen, spricht der Richter die Eidesformel bruchstückweise und so schnell vor, daß der Zeuge gar keine Zeit hat, die vorgesprochnen Worte anders als ganz äußerlich aufzufassen, keine Zeit, sich ihres Zusammenhangs und ihrer Bedeutung bewußt zu werden, und sich beeilen muß, ganz papageienmäßig nachzusprechen, weil der Richter oft die folgenden Worte schon anfängt, ehe er noch die vorangegangnen zu Ende gesprochen hat. Das macht unter allen Umständen, auch wenn sich der Zeuge nicht verhört oder verspricht, was manchmal geradezu komische Wirkungen im Gefolge hat, einen recht wenig würdigen Eindruck, der so gar nicht im Einklange steht mit der Feierlichkeit, mit der man bei Einführung der neuen Gerichtsordnung und des neuen Gerichtsverfahrens vor einundzwanzig Jahren die gerichtlichen Verhandlungen umgeben wollte, und der u. a. auch die vorher in Preußen unbekannt gewesene Robe der Gerichtspersonen dienen sollte.

Dieses Verfahren bei der Vereidigung ist nicht nur unwürdig, sondern auch sehr unzweckmäßig. Dem Zeugen wird die Eidesformel nicht als ein Ganzes, als ein zusammenhängender Satz vor die Seele gestellt, sondern in folgenden, zuweilen ohne Verständnis gehörten und gesprochnen Bruchstücken: Ich schwöre — zu Gott, dem Allmächtigen — und Allwissenden —, daß ich — nach bestem Wissen — die reine Wahrheit sagen —, nichts verschweigen — und nichts hinzusetzen werde. Hierbei ist es dem Schwörenden ganz unmöglich, sich eine klare Vorstellung von dem zu machen, was er eigentlich beschwört. Es wird ihm auch nach dem Eide dazu keine Zeit gelassen, denn der Richter stellt sofort, in demselben Tempo, wie er die Formel vorgesprochen hat, und meist ohne abzuwarten, bis der Zeuge die letzten Worte zu Ende gesprochen hat, die erste Frage: Sie heißen? — Und nun ist das Verhör alsbald in vollem Gange. Wenn man bedenkt, in welcher Aufregung Personen bei der Vereidigung sind, die nicht gewohnheitsmäßig vor Gericht zu thun haben, dann wird man versucht, eine solche Eidesleistung als unverbindlich und anfechtbar anzusehen, weil der Vereidigte nicht in dem Zustande ruhiger Überlegung und klaren Bewußtseins gewesen ist.

Man kann sich ja nicht darüber wundern, daß der Richter, der an einem Tage Hunderte von Zeugen zu vereidigen hat, und der eilen muß, mit den zahlreichen Terminen, die auf einen Tag anstehn, fertig zu werden, die Vereidigung zuletzt in recht schematischer Weise und in übergroßer Eile vornimmt. Aber recht ist es nicht, und man wird immer mahnen müssen, daß die durch die Natur der Sache gebotne Ruhe und Würde nicht preisgegeben werde. Unbedingt verlangen muß man aber, daß der Zeuge den Wortlaut der Eidesformel im Zusammenhange kennt, bevor man ihm den Eid abnimmt. Das Nächstliegende wäre, daß der Richter erst die ganze Eidesformel vorspricht. Aber es wäre schon viel wert, wenn man dem Zeugen Gelegenheit gäbe, die Eidesformel zu lesen, bevor er den Verhandlungssaal betritt. Könnte nicht in der gedruckten Vorladung, die der Zeuge lange vor dem Termin

Digitized by Google

erhält, die Eidesformel mitgeteilt sein? Und könnte nicht, um das unwürdige Zerreißen des Wortlauts in zusammenhanglose Stücke beim Vor- und Nachsprechen zu vermeiden, der Eid von dem Zeugen selbständig abgelesen werden? Auf diese Weise hätte der Zeuge Zeit, sich vor dem Gange zum Gericht gehörig auf die Eidesleistung vorzubereiten, und er könnte den Eid dann mit mehr Ruhe und Würde sprechen, als es sonst in der Regel geschieht. Bei der Abnahme von Diensteiden habe ich diese Form seit vielen Jahren angewandt, und ich meine, auch bei Zeugeneiden würde sich dieser Weg empfehlen. **Arthur Klewe**

Litteratur

Luthers Sprichwörtersammlung. Nach seiner Handschrift zum erstenmale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Ernst Thiele, Prediger in Magdeburg. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1900

Köstlin gedenkt in seinem Leben Luthers einer Sammlung von deutschen Sprichwörtern, die sich Luther angelegt hatte. Wie Goethe, so hatte auch Luther einen lebhaften Sinn für bildlichen und sprichwörtlichen Ausdruck. Seine Werke sind voll von Zeugnissen dafür. Er kannte auch die Sprichwörtersammlungen von Erasmus, Agricola und Sebastian Frank. Auf die beiden letzten ist er nicht gut zu sprechen. „Mgr. Grickel“ (Agricola), sagt er, habe „nur Possen und Fluch zusammengelesen,“ und an Frank verdroß ihn, daß er „dem Ehestand und weiblichen Geschlecht zu Unehren viel schändliche Sprichwörter habe drucken lassen.“ Es ist also leicht möglich, daß er seine Sprichwörtersammlung nicht bloß für sich angelegt hatte, sondern die Absicht hatte, sie einmal herauszugeben. Doch dazu ist er nicht gekommen.

Luthers eigenhändige Handschrift seiner Sammlung war noch 1862 in Dresden in Privatbesitz, wurde dann durch einen Breslauer Buchhändler nach England verkauft und war dann ziemlich dreißig Jahre lang verschollen. Erst 1889 gelang es den Bemühungen Köstlins, ihren jetzigen Aufbewahrungsort zu erkunden: sie ist in dem Besitz der Bibliotheca Bodleiana in Oxford, die sie seiner Zeit für 900 Mark gekauft hat. Diese Handschrift ist es, die in dem vorliegenden Bande zum erstenmal in einem getreuen Abdruck, mit allen Feinheiten philologischer Textkritik, veröffentlicht worden ist. Das Original besteht aus zwanzig Oktavblättchen, von denen die beiden letzten leer sind. Auf den 18 beschriebnen Blättern sind 489 Sprichwörter und Redensarten verzeichnet, von denen aber oft zwei oder mehr, die sinnverwandt sind, eine Gruppe bilden. In der vorliegenden Ausgabe umfaßt der Abdruck 22 Seiten, woran sich 400 Seiten erläuternde Anmerkungen schließen. Am Schluß sind noch Berichtigungen und Nachträge und ein Wörterverzeichnis beigegeben.

Schon aus den eben genannten Zahlen geht hervor, daß es sich hier um einen umfänglichen Beitrag zu unsrer Sprichwörterlitteratur handelt, ein Buch, das in Zukunft niemand wird unbeachtet lassen können, der sich mit der Erforschung der deutschen Sprichwörter beschäftigt. Da liegt ja nun die Frage nahe, ob es nicht vielleicht genügt hätte, die Handschrift Luthers in einer germanistischen Zeitschrift oder als ein Heftchen der bekannten Halischen Neudrucke herauszugeben und die Verwertung den Forschern auf diesem Gebiete zu überlassen. Hat doch Thiele selbst

Digitized by Google

1888 in dieser Weise die Fabelhandschrift Luthers aus der Vatikanischen Bibliothek veröffentlicht. Bei näherm Zusehen gewahrt man aber doch, daß der Herausgeber mit seinen ausführlichen Anmerkungen ein verdienstliches Stück Arbeit gethan hat. Er hat namentlich Luthers eigne Schriften daraufhin durchforscht, ob sich die von Luther gesammelten Sprichwörter bei ihm selbst in derselben oder in einer ähnlichen Form gebraucht finden, und hat auch sonst eine große Anzahl von Belegstellen dazu beigebracht. Manche lassen sich allerdings bei Luther selbst nicht nachweisen, der beste Beweis, daß er sie mit echt wissenschaftlichem Sinn gesammelt hat, um zunächst selbst daran zu lernen. Auch in dieser Beziehung sah er „den Leuten aufs Maul."

Thieles Arbeit wird in der nächsten Zeit voraussichtlich viele Federn in Bewegung setzen, von vielen Seiten wird es Beiträge und Nachträge regnen. Hier nur ein paar, wie sie uns in der freudigen Hast des ersten Durchblätterns eingefallen sind.

14. Er ist ein Hund, wenn er Zagel hätt. Vgl. das noch heute übliche: Wenn er Hörner hätte, wäre er ein Ochse.

185. Am Rahmen und Gedanken gehet viel ab. Bei Rahmen ist wohl schwerlich an das niederdeutsche Ram, Rame (Ziel, Festsetzung, Bestimmung) zu denken, sondern einfach an den Tuchrahmen, über den das Tuch gespannt wird. Wo bliebe auch sonst der Vergleich, auf den das Sprichwort doch hinauswill?

194. Du machsts so unäße. Unäße ist ein zu Luthers Zeit ungemein häufig vorkommendes Wort zur Bezeichnung von schlechtem, verdorbnem Brot oder Fleisch. Der Bäcker, der „unäße Brot," der Fleischer, der „unäße Fleisch" auf die Bank brachte, wurde bestraft. Der Sinn der Redensart ist also: Du verdirbst uns den Appetit, den Spaß, machsts uns ungemütlich.

280. Umkehren das Beste am Tanze. Daß mit dem Zusatz am Tanze die Mahnung der Bußprediger Umkehr ist das Beste ins Lächerliche habe gezogen werden sollen, ist sehr wahrscheinlich. Den Übermut des Zusatzes versteht man aber erst, wenn man weiß, daß damals das Umdrehn beim Tanze für unanständig galt, verboten war und bestraft wurde. Die Leipziger Stadtrechnungen jener Zeit verzeichnen Jahr für Jahr zahlreiche Geldbußen derer, die sich „am Tanz verdreht," „am Tanz umgedreht," „auf dem Tanzhaus umgedreht" hatten. Sogar die Pfeifer wurden bestraft, die weiter pfiffen, wenn sich einer beim Tanzen umdrehte.

359. Dich wird nach der Sonnen frieren. Entgangen ist dem Herausgeber die bekannte Stelle aus Albrecht Dürers Brief an Pirkheimer (Venedig, 1506): „O, wie wird mich nach der Sonnen frieren!" Er meint, wenn er aus Italien wieder nach Deutschland werde zurückgekehrt sein. „Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer."

372. Wer sich unter die Träbern menget, den fressen die Säu. Vgl. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.

Zum Teil sind die Sprichwörter, die Luther gesammelt hat, nach unserm heutigen Geschmack sehr derb. Nach dem Geschmack seiner Zeit waren sie das nicht. Wir nehmen heute manche Worte nicht mehr gern in den Mund, die damals unbedenklich gesprochen und geschrieben wurden. Etwas Zotiges ist jedoch nirgends darunter. Es wäre also kein Unglück, wenn Thieles Buch zufällig auch einmal in Frauen- oder Kinderhände käme.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Kinderarbeit

Die Reichsgesetzgebung hat sich bisher nur mit einem sehr kleinen Gebiet der Kinderarbeit befaßt, aber auf ihm hat sie in der That durchgreifend geholfen: auf dem Gebiet der Fabrikarbeit. Die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 begnügte sich noch mit der bescheidnen Vorschrift des § 128: „Kinder unter zwölf Jahren dürfen in Fabriken zu einer regelmäßigen Beschäftigung nicht angenommen werden.“ Kinder unter vierzehn Jahren sollten nur beschäftigt werden dürfen, wenn sie täglich einen mindestens dreistündigen Schulunterricht erhielten. Die Gewerbeordnungsnovelle vom 17. Juli 1878 brachte dann in ihrem § 135 folgende etwas schärfere Bestimmung: „Kinder unter zwölf Jahren dürfen in Fabriken nicht beschäftigt werden. Die Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren darf die Dauer von sechs Stunden täglich nicht überschreiten.“ Endlich hat das Gesetz vom 1. Juni 1891 festgesetzt: „Kinder unter dreizehn Jahren dürfen in Fabriken nicht beschäftigt werden. Kinder über dreizehn Jahre dürfen in Fabriken nur beschäftigt werden, wenn sie nicht mehr zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind. Die Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren darf die Dauer von sechs Stunden täglich nicht überschreiten.“ Damit ist also jetzt nicht nur jede Beschäftigung von Kindern unter dreizehn Jahren in Fabriken — ohne daß Ausnahmen erlaubt werden dürfen — verboten, sondern auch die Beschäftigung aller schulpflichtigen Kinder über dreizehn Jahre ohne Ausnahme, auch wenn die Schulpflicht über das vierzehnte Lebensjahr hinaus dauert.

Was unter „Fabrik“ zu verstehn ist, sagt die Gewerbeordnung bekanntlich nicht. Es ist also Thatfrage, für deren Beurteilung die Praxis eine Reihe von Merkmalen an die Hand gegeben hat, sodaß man jetzt leidlich so auskommt. Ausdrücklich bestimmt die Gewerbeordnung aber, daß die Vorschriften über Kinderarbeit auch auf Bergwerke, Salinen, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebne Brüche und Gruben (§ 154a), ferner auf Hüttenwerke,

Digitized by Google

Zimmerplätze und andre Bahnhöfe, sowie auf solche Ziegeleien, über Tage betriebne Brüche und Gruben, die nicht bloß vorübergehend oder in geringem Umfang betrieben werden, angewandt werden sollen. Auf „Werkstätten“ — im Unterschied von „Fabriken“ —, in deren Betrieb eine „regelmäßige Benutzung von Dampfkraft“ stattfindet, ist das Verbot der Kinderarbeit vorläufig nur noch im Sinne des § 135 der Novelle von 1878 ausgedehnt geblieben. (Art. IX des Gesetzes vom 1. Juni 1891.)

Die Wirkung dieser verschärften Gesetzgebung wird klar, wenn man erfährt, daß im Jahre 1890 in den Fabriken und in den ihnen gleichgestellten Anlagen im ganzen 27485 Kinder unter vierzehn Jahren arbeiteten, dagegen 1895 nur noch 4227. Seitdem ist die Zahl zwar wieder etwas gestiegen (1896: 5312; 1897: 6151 und 1898: 6072), was durch den außergewöhnlich starken Zugang neuer Arbeitskräfte zur Industrie erklärt wird; es ist vielleicht nicht erfreulich, aber veranlaßt zu keinen Bedenken. Es handelt sich immer nur um die aus der Schule entlassenen Kinder unter vierzehn Jahren, die namentlich da zahlreich sind, wo, wie in Bayern, die Schulpflicht schon mit dem dreizehnten Jahre abschließt, und die Kinder füglich nicht mehr von dem Ergreifen oder Erlernen eines Erwerbs zurückgehalten werden können. Worauf es ankommt ist, daß den jungen Arbeitern der volle Arbeiterschutz und die volle Aufsicht der Behörde zu gute kommt. Wenn in Deutschland auch früher niemals so entsetzliche Zustände in den Fabriken und Bergwerken geherrscht haben wie in England, so kann vollends jetzt von einer Ausbeutung der Kinderarbeit in diesen Betrieben bei uns überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Leider sind nun aber die in Fabriken und den ihnen gleichgestellten Anlagen beschäftigten Kinder nur ein ganz verschwindender Bruchteil der arbeitenden Kinder überhaupt. Freilich ist da zunächst zu fragen, was hier unter „arbeiten“ verstanden werden soll. Wir werden uns dabei wohl den zünftigen Herren Volkswirten und Statistikern fügen müssen, die die Arbeit im Haushalt für den Haushalt nicht als Arbeit anerkennen, wenn sie auch noch so mühsam, notwendig und verdienstlich ist. Wenn Hausfrauen und Haustöchter im Hause für den Bedarf des Hauses und der Familie nähen, stricken, waschen und plätten, wenn sie in Küche und Keller fleißig Hand anlegen und damit Hunderte, auch Tausende, wo es danach hergeht, sparen, so ist das alles keine Arbeit, so sind sie trotzdem nicht „erwerbthätig,“ wie der technische Ausdruck lautet. Nur wenn sie gegen Entgelt in natura oder bar für Fremde arbeiten oder dem Familienhaupt, auch ohne Entgelt, in seinem Erwerb, Geschäft oder Betrieb, außerhalb des Rahmens der Haushaltarbeit Dienste leisten, dann arbeiten sie, wie die zünftigen Herren sagen, im volkswirtschaftlichen Sinne. Das gilt auch für die Kinder. Wir haben hier also nichts mit der Arbeit zu thun, zu der verständige Mütter ihre Töchter schon im Kindesalter im Haushalt heranziehn, was leider auch in Deutschland unter den sogenannten Gebildeten immer mehr abzukommen scheint. Die Scheu vor Handarbeit, die man bei den jungen

Digitized by Google

Männern vielfach tadelt und durch besondern Unterricht bekämpfen möchte, ist bei den jungen Damen noch weit mehr zu tadeln. Dagegen hilft nur die rechte Pflege der Kinderarbeit im Haushalt, der man gar nicht genug das Wort reden kann, die uns aber hier nichts angeht.

Die Zahl der „erwerbthätigen" Kinder zu erfahren hat man natürlich auch bei der viel besprochnen großen Berufszählung von 1895 versucht. Bei der Bearbeitung ihrer Ergebnisse hat das Kaiserliche Statistische Amt der „Kinder- und Greisenarbeit" ein besondres Kapitel gewidmet, freilich wohl ohne sich zu verhehlen, daß dabei nicht allzuviel herauskommen könnte. Das Alter war zwar bei allen Personen erfragt worden, aber bei der Zusammenfassung mußte man sich notgedrungen damit begnügen, nur die im Hauptberuf erwerbthätigen nach Altersklassen zu gruppieren, d. h. also wohl die Mehrheit der im Geschäft und Betriebe des Familienhaupts mit arbeitenden Kinder unter vierzehn Jahren, soweit sie überhaupt als solche kenntlich gemacht waren, in dem großen Topf der nur nebensächlich Erwerbthätigen zu begraben. Es liegt ja auf der Hand, daß Schulkinder in der Regel nur als nebenher erwerbthätig angesehen sein werden, sodaß es eigentlich eher viel als wenig erscheint, wenn sich die Zahl der im Hauptberuf überhaupt als erwerbthätig angemeldeten Kinder unter vierzehn Jahren mit 214954 ergab — 130285 Knaben und 84669 Mädchen —, von denen 135125 (94121 und 41004) auf die Landwirtschaft und 33501 (848 und 32653) auf den häuslichen Dienstbotenberuf kamen, dagegen nur 38267 (30618 und 7649) auf die Industrie, 5296 (3506 und 1790) auf Handel und Verkehr. Auf die Lohnarbeit wechselnder Art kamen 1812 (325 und 1487) und auf den öffentlichen Dienst und die freien Berufe 953 (867 und 86).

Sieht man von den als häusliche Dienstboten arbeitenden Kindern ab, so bleiben 181453 übrig, von denen 32687 noch nicht zwölf Jahre alt waren. Erwerbthätige Personen jedes Alters wurden — ohne die Dienstboten — im Deutschen Reich 20770875 gezählt, sodaß die Kinder davon 0,8 Prozent ausmachten. Im Königreich Preußen waren es 0,9 Prozent, dagegen in Bayern 1,6, was durch die kurze Schulpflicht einigermaßen erklärt wird. Im Königreich Sachsen sollten die Kinder nach der Berufszählung nur 0,3 Prozent aller Erwerbthätigen ausmachen, und in Berlin gar nur 0,05 Prozent. Schon das zwang zu der Annahme, daß das Bild falsch sei, und vollends wurde dies dadurch offenbar, daß in der gesamten Hausindustrie des Reichs nur 1617 erwerbthätige Kinder gezählt worden waren, während doch notorisch gerade hier eine arge Ausbeutung der Kinderarbeit stattfindet.

Also man konnte durch die Ergebnisse der Berufszählung weder erfahren, in welchen Bezirken, noch in welchen Erwerbszweigen die Kinderarbeit einen besonders hohen, vielleicht bedenklichen Grad erreicht habe, und doch war man schon längst davon überzeugt, daß solche Bezirke und Erwerbszweige vorhanden wären und besondre Schutzmaßregeln nötig machten.

Sehr wenig kamen dabei in Betracht die Landwirtschaft und der häus-

Digitized by Google

liche Gesindedienst, obwohl auch hier eine übermäßige Ausbeutung der Kinderarbeit sehr wohl denkbar ist und vorkommen mag, sowohl zum Schaden des Schulunterrichts wie zum Schaden der körperlichen Entwicklung. Im allgemeinen kann man aber zur Zeit in dieser Beziehung von einem Notstand nicht reden, und es wird an keine neuen staatlichen Schutzmaßregeln gedacht. Die Schäden liegen offen auf dem Gebiet des Gewerbes im weitern Sinne des Worts, d. h. einschließlich des Handels und Verkehrs, der Gastwirtschaft und dergleichen. Vom Gewerbe im engern Sinne scheidet die Fabrikindustrie mit den sonstigen unter § 135 der Gewerbeordnung fallenden Betrieben aus; hier ist vielmehr das Handwerk mit dem übrigen Kleinbetrieb, namentlich aber die Hausindustrie das Feld, auf dem die schädliche Kinderarbeit ins Kraut schießen kann und zum Teil schon ins Kraut geschossen ist.

In verständiger Voraussicht solcher Auswüchse, die teilweise als Folge des Verbots der Kinderarbeit in den Fabriken erwartet werden konnten, hat die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 (Art. IX) bestimmt, daß von einem durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats festzusetzenden Zeitpunkt an folgender Absatz 3 des § 154 in Kraft treten solle: „Die Bestimmungen der § 135 bis 139b finden auf Arbeitgeber und Arbeiter in Werkstätten, in welchen durch elementare Kraft (Dampf, Wind, Wasser, Gas, Luft, Elektrizität usw.) bewegte Triebwerke nicht bloß vorübergehend zur Verwendung kommen, mit der Maßgabe entsprechende Anwendung, daß der Bundesrat für gewisse Arten von Betrieben Ausnahmen von den in § 135 Absatz 2 und 3 (usw.) vorgesehenen Bestimmungen nachlassen kann." Diese Vorschrift ist noch nicht in Kraft getreten, vielmehr gilt vorläufig bis 1. Januar 1901*) noch die ältere Fassung des § 154, wonach nur Werkstätten, „in deren Betrieb eine regelmäßige Benutzung von Dampfkraft stattfindet," den Fabriken im Sinne des § 135 der Novelle von 1878 gleichgestellt sind, also Kinder unter zwölf Jahren in ihnen nicht beschäftigt werden dürfen. Und Absatz 4 des § 154 bestimmt dann weiter, daß auch auf „andre Werkstätten" durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats die Bestimmungen der §§ 135 bis 139b „ganz oder teilweise ausgedehnt werden" können; Werkstätten aber, „in denen der Arbeitgeber ausschließlich zu seiner Familie gehörige Personen beschäftigt, fallen unter diese Bestimmungen nicht."

Gerade bei der Aufnahme dieser Bestimmung ist an die mißbräuchliche Kinderarbeit in der Hausindustrie gedacht worden. Die Motive zur Novelle von 1891 sagten darüber ausdrücklich: „Die Notwendigkeit dieser Ausdehnung liegt namentlich bei denjenigen Zweigen der Hausindustrie vor, welche mit dem Fabrikbetriebe konkurrieren, da in ihnen die Beschäftigung von Kindern am weitesten verbreitet und die Gefahr von übermäßiger Anstrengung der

*) Nach einer Kaiserlichen Verordnung vom 9. Juli 1900 tritt § 154 Absatz 3 am 1. Januar 1901 in Kraft, und zwar mit einigen Ausnahmen, namentlich für das Handwerk, die teilweise zu weit gehn.

Digitized by Google

Kinder am größten ist, diese Gefahr aber noch erheblich erhöht werden würde, wenn die weitere Beschränkung der Kinderarbeit in den Fabriken ins Leben treten sollte, ohne daß gleichzeitig die Kinderarbeit in der Hausindustrie einer Regelung unterzogen würde. Diese Regelung unmittelbar in dem vorliegenden Gesetzentwurf zu treffen ist nicht wohl möglich, weil sie nur auf Grund eingehender Ermittlungen erfolgen kann, die vor Einbringung dieses Gesetzentwurfs (1891) nicht mehr vorgenommen werden konnten und bei ihrem erheblichen Umfange auch nur nach und nach vorgenommen werden können. Es empfiehlt sich daher, für diese Regelung den im Entwurf vorgesehenen Weg der kaiserlichen Verordnung und Zustimmung des Bundesrats zu wählen, zumal vorauszusehen ist, daß eine befriedigende Regelung auf diesem Gebiete nur durch ein allmähliches Fortschreiten von mildern zu strengern Bestimmungen zu erreichen sein wird, hierfür aber der Weg der Verordnung geeigneter erscheint als derjenige der Gesetzgebung."

Von der in Absatz 4 des § 154 gegebnen Befugnis zur Ausdehnung des Verbots der Kinderarbeit auf andre als die in Absatz 3 genannten Werkstätten ist bisher nur durch die kaiserliche Verordnung vom 31. Mai 1897 wegen der Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion Gebrauch gemacht worden.*) Das ist in ganzen neun Jahren in der That herzlich wenig, nachdem man doch schon bei der Einbringung des Gesetzentwurfs von 1890 von der Überzeugung durchdrungen schien, daß ein weiterer Ausbau des Kinderschutzes im Gewerbe notwendig sei.

Diese Notwendigkeit stellt sich nun aber auch ganz dringend auf Gebieten und in Betrieben heraus, die nicht als „Werkstätten" im Sinne des Absatz 3 und 4 des § 154 aufgefaßt werden konnten, z. B. beim Botendienst, beim Austragen von Waren, Zeitungen u. dergl., beim Hausierhandel, beim Straßen- und sonstigen Verkauf, beim Kegelaufsetzen in öffentlichen Lokalen usw. Die Gewerbeordnung enthält dafür ganz ungenügende Schutzbestimmungen. Soweit diese Beschäftigungen nach ihr beurteilt werden müssen, verlegt sie sogar den sonst offnen Weg der Polizeiverordnung teilweise, wie dies durch mehrere gerichtliche Erkenntnisse, durch die solche Verordnungen für rechtsunverbindlich erklärt werden mußten, klar wurde. Auch die Landesgesetzgebung wird dadurch an manchen zweckmäßigen Maßnahmen verhindert. Dabei muß freilich gesagt werden, daß die Orts- und Landesbehörden bei weitem noch nicht in dem Maße, wie es zu wünschen wäre, von den ihnen unbestritten zustehenden Machtvollkommenheiten, den in der bezeichneten Weise zu Tage tretenden Mißbräuchen zu steuern, Gebrauch gemacht haben, vielmehr bis in die letzten Jahre hinein vielfach einem unverantwortlichen Laisser aller gehuldigt haben, bis sie die öffentliche Meinung zum Einschreiten zwang. Dann gings auf einmal ganz gut, auch ohne neue Reichsgesetze und kaiserliche Verordnungen.

Jedenfalls mit gutem Grund und eher zu spät als zu früh hat sich das

*) Für die Cigarrenhausindustrie sind entsprechende Maßnahmen geplant.

Digitized by Google

Reichsamt des Innern Ende 1897 wenigstens zu vorläufigen „Erhebungen“ über den Stand der Kinderarbeit ganz im allgemeinen — abgesehen von der Landwirtschaft und dem häuslichen Gesindedienst — veranlaßt gesehen, deren Ergebnisse jetzt endlich in dem vom Kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebnen dritten Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs, Jahrgang 1900, veröffentlicht worden sind. Das vom Reichskanzler gezeichnete Rundschreiben vom 9. Dezember 1897, worin die Bundesregierungen zu dieser vom Reichsamt des Innern verlangten Erhebung aufgefordert worden sind, verfolgt die Absicht, „vor allem Nachweisungen über die Zahl der überhaupt und in den einzelnen Gewerbzweigen mit den verschiednen gewerblichen Arbeiten beschäftigten Kinder, sowie Angaben über deren Verteilung auf die Teile des Reichs“ zu beschaffen, die später unter Beteiligung der Kommission für Arbeiterstatistik zu veranstaltenden eingehendern Enqueten zu Grunde gelegt werden könnten. Als erwünscht wurde es bezeichnet, wenn die genannte Kommission schon zugleich mit diesen vorläufigen Nachweisungen von den Resultaten früherer gelegentlicher Ermittlungen über die Kinderarbeit in den Einzelstaaten unterrichtet und ihr ein Überblick darüber verschafft würde, auf welchem Wege man bisher einer unzulässigen gewerblichen Beschäftigung von Kindern entgegengetreten sei. Diesem vorläufigen und allgemeinen Charakter der zunächst bezweckten Orientierung entsprechend waren den Einzelstaaten nur drei Fragen gestellt: 1. Wie hoch ist die Gesamtzahl der außerhalb der Fabriken gewerblich thätigen Kinder unter vierzehn Jahren? — 2. In welchen Gewerbzweigen und mit welcher Art gewerblicher Arbeit sind die Kinder thätig? — 3. Wie hoch ist annähernd die Zahl: a) der in den einzelnen Gewerbzweigen; b) der innerhalb der einzelnen Gewerbzweige mit den nach Ziffer 2 ermittelten Arten gewerblicher Arbeit beschäftigten Kinder? Es sollten dabei als „gewerblich thätig“ alle Kinder gezählt werden, „die eine auf Erwerb gerichtete Thätigkeit ausüben, sofern es sich nicht um eine Beschäftigung in der Landwirtschaft, dem Garten-, Obst- und Weinbau oder im Gesindedienst handelt, auch wenn sie Bezahlung für ihre Dienste nicht erhalten und in keinem Vertragsverhältnis zu einem Gewerbtreibenden stehn, sondern nur ihren Angehörigen bei der Arbeit helfen.“ Empfohlen wurde, die Volksschullehrer zur Mitwirkung heranzuziehn, und es wurde nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die Eltern vielfach die Kinder zu falschen Angaben bestimmen würden, weshalb der den Schullehrern gegebne Auftrag möglichst geheim gehalten werden solle. Thatsächlich sind mit Ausnahme von Bayern und Bremen, wo die Polizeibehörden die Sache besorgt haben, die Volksschullehrer damit beauftragt worden, was bei der Beurteilung der Ergebnisse ins Gewicht fällt. Die Herren Lehrer sind jedenfalls kräftig belogen worden, denn geheim ist ihre Nachfrage doch nicht geblieben, und weil sie geheim bleiben sollte, konnten sie der Wahrheit nicht gehörig auf den Grund gehn.

So weit deshalb auch entschieden die so gewonnenen Zahlen noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben mögen, so sind sie im Vergleich mit denen der

Digitized by Google

Berufszählung ganz gewaltig angeschwollen. Gewerblich thätige Kinder*) sind 1895 nur 45378 gezählt worden, dagegen 1898 ganze 544283. Dabei waren von den volksschulpflichtigen Kindern im ganzen Reiche gewerblich thätig 6,53 Prozent; im Königreich Preußen 5,18; im Königreich Bayern 1,68; im Königreich Sachsen 22,80 und in der Stadt Berlin 12,83. Von den übrigen Staaten wiesen über 10 Prozent auf: Altenburg 19,24; Rudolstadt 16,42; Meiningen 16,40; Koburg-Gotha 15,16; Reuß ältere Linie 13,54; Sondershausen 10,65; Weimar 10,12 Prozent. Noch niedriger als in Bayern war der Prozentsatz nur in Mecklenburg-Strelitz mit 1,28 und in Waldeck mit 0,58. Von den preußischen Provinzen wiesen — außer Berlin — die höchsten Prozente auf Hohenzollern mit 7,95 und Schlesien mit 6,54; die niedrigsten Posen mit 1,80 und Ostpreußen mit 1,79.

Über die Art der Beschäftigung ist in großen Zügen zu sagen, daß gewerblich thätig waren

	Kinder	Prozent
in der Industrie	306823	57,64
im Handel	17623	3,31
im Verkehr	2691	0,51
in der Gast- und Schankwirtschaft	21620	4,06
in Austragediensten	135830	25,52
in gewöhnlichen Laufdiensten	35909	6,75
in sonstiger gewerblicher Thätigkeit	11787	2,21
Summe:	532283**)	100,00

Von den in der Industrie beschäftigten Kindern kommen 143710 oder 46,84 Prozent auf die Textilindustrie; 41801 oder 13,62 Prozent auf die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe; 40997 oder 13,36 Prozent auf Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe; 27645 oder 9,01 Prozent auf die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel; 14358 oder 4,68 Prozent auf die Metallverarbeitung; 12890 oder 4,20 Prozent auf die Industrie der Steine und Erden; 8970 oder 2,92 Prozent auf die Papierindustrie; 4914 oder 1,60 Prozent auf die Industrie der Maschinen, Instrumente usw.; 4225 oder 1,38 Prozent auf das Baugewerbe; 2944 oder 0,96 Prozent auf die Lederindustrie usw.

Von den im Handel beschäftigten 17623 Kindern dienten als Arbeitsburschen, Verkäufer usw. im Warenhandel 13052; mit Nahrungsmitteln, Blumen usw. mußten hausieren 3524. Von den im Verkehr beschäftigten 2691 leisteten Hilfe beim Fuhrwesen 1376; von den in der Gast- und Schankwirtschaft verwendeten 21620 Kindern waren 12748 mit Kegelaufsetzen, 5679 mit Flaschenspülen und Geschirrreinigen, 1535 mit Gästebedienen, 932 mit Bierausschänken beschäftigt. Zum Austragen von Backwaren wurden verwandt 42837; als Zeitungsausträger 45603; als Laufburschen und Laufmädchen

*) Ohne Landwirtschaft, Gesindedienst, öffentliche Dienste und freie Berufe.

**) Hier fehlen 12000 schätzungsweise der Hauptsumme (544283) für eine Reihe württembergischer Oberamtsbezirke, wo überhaupt nicht gezählt ist, zugeschlagne Kinder.

Digitized by Google

35900; zu schauspielerischen und artistischen Leistungen, auch als Straßensänger und Begleiter von Drehorgelspielern 835.

In sehr eingehenden Tabellen sind dann namentlich für die Industrie in den einzelnen Gewerbzweigen die besondern Verrichtungen und Handreichungen nachgewiesen, zu denen die Kinder herangezogen werden, und wie viele ihnen obliegen. Es ist viel Kleinkram dabei, der nur den negativen Beweis erbringt, daß in dem und jenem Gewerbe und in dem und jenem Bezirk die Kinderarbeit überhaupt keine Rolle spielt, und daß man keine Veranlassung hat, sich zur Zeit weiter darum zu kümmern. Aber die Hauptfelder der Kinderarbeit und Kinderausbeutung treten daneben um so deutlicher hervor, und das ists, was die Arbeit zu einer immerhin wertvollen Grundlage für weitere Untersuchungen, Erwägungen und Entschließungen auf diesen Gebieten macht. In dem Rundschreiben vom 9. Dezember 1897 war für später ausdrücklich in Aussicht genommen, Erhebungen zu veranstalten, die sich unter anderm auch auf das Alter der beschäftigten Kinder, die Dauer und Lage der Arbeitszeit, die Beschaffenheit der Arbeitsräume, die rechtliche Natur des Arbeitsverhältnisses und die Höhe der Arbeitslöhne erstrecken sollten. Darüber und über vieles andre, was vor schärfern Eingriffen im einzelnen studiert werden muß, wenn nicht Unheil angerichtet werden soll, kann natürlich nicht durch solch eine allgemeine „Zählung“ das nötige Licht gewonnen werden, sondern dazu sind eingehende Sach- und Ortsenqueten nötig, die sich nur für bestimmte, eng begrenzte Gewerbzweige oder geographische Bezirke erfolgreich durchführen lassen. Es muß ja anerkannt werden, wenn es auch zum Teil nur auf Mißverständnis beruhen mag, daß einzelne Bundesstaaten auch bei dieser allgemeinen Vorerhebung durch die Schullehrer schon auf solche Details, wie Geschlecht, Alter, tägliche Arbeitszeit, ja sogar auf die Arbeitslöhne einzugehn versucht haben, aber verlangt war das vorläufig ganz verständigerweise nicht von ihnen, und viel Wert haben die darüber erbrachten Nachweise auch nicht. Wenn also die sozialdemokratische Presse darüber gelärmt hat, daß diese Details nicht schon durchweg erfragt und nachgewiesen worden sind, so hat sie weder verstanden, worum es sich bei dieser Erhebung handelte, noch wie solche Details zu erheben sind, wenn nicht Unsinn herauskommen soll.

Wie der Staatssekretär des Innern im Reichstag schon am 20. Januar 1899 und dann nochmals am 10. Januar 1900 mitgeteilt hat, ist die gesamte Darstellung vom Kaiserlichen Statistischen Amt noch im Jahre 1898 dem Reichsamt des Innern vorgelegt worden, „woselbst — wie es in der jetzt erschienenen Veröffentlichung heißt — inzwischen auf Grund der Erhebung Vorschläge über die Regelung der gewerblichen Kinderarbeit außerhalb der Fabriken und diesen gleichstehenden Anlagen ausgearbeitet und unter Zuziehung von Vertretern des preußischen Handelsministeriums, Ministeriums des Innern und des Kultusministeriums beraten worden sind.“ Ob damit Vorschläge für eine kaiserliche Verordnung im Sinne des Artikels IX des Gesetzes vom 1. Juni 1891 zur endlichen Inkraftsetzung des Absatz 3 des § 154 und für kaiserliche

Digitized by Google

Verordnungen im Sinne des Absatz 4 des § 154 gemeint sind, oder ob man einen Novellenentwurf zur Gewerbeordnung ausgearbeitet hat, ist nicht klar, und auch darüber schwebt Dunkel, ob man noch an der Idee von 1897 festhält, die Kommission für Arbeiterstatistik zu Rate zu ziehn und der vorläufigen allgemeinen Erhebung noch eine eingehende Enquete, soweit Eingriffe geplant sind, folgen zu lassen. Die Sache würde sicher nicht darunter leiden, wenn man die Kommission für Arbeiterstatistik ganz in Ruhe ließe, wenn auch ihr dekorativer Wert vielleicht noch etwas bedeutet. Jedenfalls wäre es zu wünschen, daß die Regierungsvorschläge recht bald veröffentlicht würden, und daß man nicht etwa wieder Überraschungen brächte.

So wie die Sachen jetzt liegen, dürfen sie nicht länger liegen bleiben. Im Gewerbe ist die Fabrik jetzt geradezu das Ideal im Vergleich mit der Werkstatt des Handwerks sowohl wie der Hausindustrie. Nicht nur die Kinder, sondern auch die jungen Arbeiter und die Arbeiterinnen und sogar die männlichen erwachsenen Arbeiter sind hier kläglicher daran, als sie vor dem Ausbau des Arbeiterschutzes für die Fabriken dran waren. Natürlich sind die Kinder in der übelsten Lage als die völlig Wehrlosen. Das gilt keineswegs nur oder auch hauptsächlich für die „Werkstätten" der Kleider- und Wäschekonfektion, die bekannten Zwischenmeisterbetriebe, sondern für sehr viele Zweige des selbständigen Kleingewerbes, von der übrigen Hausindustrie gar nicht zu reden.

Die Schwierigkeit der Abhilfe sollte unsers Erachtens zur Zeit nicht mehr in der Rücksicht auf die selbständigen und hausindustriellen Meister oder sonstigen Unternehmer, die, um zu bestehn, angeblich fremder Leute Kinder ausbeuten müssen, gefunden werden, sondern nur noch in der Rücksicht auf die Notlage der Eltern, die ihre Kinder dazu hergeben oder selbst mißbrauchen, und in der Rücksicht, die überhaupt bei Eingriffen in das Recht der Eltern über ihre Kinder und in das Familienleben in besonderm Grade genommen werden muß. Es kommt das so ziemlich auf das Umgekehrte der Ansicht von Schönberg*) hinaus, der von dem gesetzlichen Verbot der Kinderarbeit in erster Linie dann eine Ausnahme erlaubt wissen will, „wenn die Betriebs- und Konkurrenzverhältnisse für einzelne Industriezweige die vollständige Beseitigung der bisher üblichen Kinderarbeit nicht gestatten, ohne die Existenz der Unternehmungen zu gefährden," und erst in zweiter Linie — und besser, wie er meint, überhaupt nicht — dann, „wenn die Familie ohne den Erwerb der Kinder nicht existieren kann." In welchen Industriezweigen und Unternehmungen die erste Ausnahme gemacht werden solle, sei im Verwaltungswege zu bestimmen, wolle man auch die zweite zulassen, so bleibe nichts übrig, als die Entscheidung im einzelnen Falle einer „kommunalen Behörde" oder der „Arbeitsinspektion" zu übertragen. In beiden Fällen, fügt er hinzu, bedarf es aber „weiterer genereller gesetzlicher Vorschriften und administrativer Maßregeln, um die Übelstände der ausnahmsweise gestatteten Kinderarbeit möglichst zu verringern und

*) Handbuch 2. 2. S. 78.

Digitized by Google

wenigstens unverantwortliche Zustände zu vermeiden." Die Ausnahmen, die für arme Eltern von arbeitenden Kindern zugelassen werden dürfen, müssen, wie Schönberg will, durchaus den örtlich am nächsten stehenden Behörden, die dazu qualifiziert sind (was bei den Gemeindevorständen nicht immer zutrifft), anvertraut werden, aber immer unter scharfer Beaufsichtigung der obern Instanzen, namentlich tüchtiger, gebildeter, für ihr Fach gehörig vorgebildeter Gewerbeinspektoren.

Die Hintansetzung des Unternehmer- oder Meisterinteresses ergiebt sich für uns allein aus unsrer Erfahrung, daß wo immer auch man die Sache näher untersucht, entweder nackte Gewinnsucht und Unwahrheit im Spiele ist, oder sich die Aufrechterhaltung der nur durch Kinderhungerlöhne ihr Dasein fristenden Betriebe als reine Sünde und volks- wie privatwirtschaftlicher Unsinn entpuppt, d. h. ein so akuter Notstand vorliegt, daß damit schleunigst durch eine Aktion der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit aufgeräumt werden muß.

Überhaupt muß endlich die Ausdehnung der Gewerbeaufsicht auf das ganze in Frage stehende Gebiet und dementsprechend die Vermehrung der Gewerbeaufsichtsbeamten als die unerläßlichste Voraussetzung der vernünftigen und ausreichenden Regelung der gewerblichen Kinderarbeit anerkannt werden. Thatsächlich stehn dem, wenigstens in Preußen, hauptsächlich finanzielle Engherzigkeiten gegenüber, was um so trauriger ist, je mehr man das Lob der glänzenden Finanzlage halbamtlich immer wieder hinausposaunen läßt. Es kann hier darauf nicht näher eingegangen werden, da es den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten würde, aber alle schönen Statistiken, Denkschriften und Gesetzentwürfe, mit denen man dem Reichstage und der Öffentlichkeit aufgewartet hat und noch aufwarten wird in dieser Frage, müssen leeres Stroh bleiben, so lange es nicht gelingt, den Widerstand zu überwinden, den man in Preußen dem rechten Ausbau der Gewerbeaufsicht seit Jahren entgegensetzt. Die völlig unbrauchbaren neuen Bestimmungen über die Ausbildung für den Gewerbeaufsichtsdienst seien auch nur beiläufig erwähnt.

Die dunkelste Seite bleibt immer die Ausbeutung der Kinder durch die eignen Eltern in der eignen Familie. Die Kinderarbeit in der Familie kann sehr vernünftig und gut sein, auch wo es den Eltern gar nicht so sehr auf den dabei erzielten Gewinn ankommt. Sie mag zu entschuldigen und zu dulden sein, wo arme Eltern das bischen Kinderverdienst nicht entbehren können, wenn sie die Kinder ordentlich ernähren wollen, und wenn deren geistige und körperliche Entwicklung nicht mehr darunter leidet als gewinnt. Aber thatsächlich herrscht vielfach ein greuliches Übermaß, weit über das durch die Not erklärte hinaus. Wie ist da zu helfen? Zunächst jedenfalls durch die allerintensivste Aufsicht durch tüchtige Leute. Es ist doch eine entsetzlich oberflächliche Auffassung der Dinge und die ärgste Grünetischdoktrin, wenn man behauptet, die Aufsicht habe nur dann Zweck und Wirkung, wenn der Aufsichtsbeamte auch immer zugleich als Büttel komme, der das Polizeistraf-

Digitized by Google

mandat in der Tasche mitbringt. Zunächst müssen wir doch wissen, wie es steht, und die Böcke von den Schafen sondern können. Nicht durch einmalige, noch dazu geheime Umfrage, sondern immerfort soll man den Eltern, die Kinder gewerblich beschäftigen, auf die Finger sehen lassen durch Gewerbeinspektoren, Landräte, Bürgermeister, Geistliche, Schullehrer usw. Das allein wirkt schon ganz gewaltig. Und traut man diesen Leuten denn gar keine erzieherische und lehrerische Qualifikation mehr zu? Jetzt setzt man den Mißbrauch geradezu ins Recht, indem man sagt: Danach haben wir nicht zu fragen!

Aber die Erziehung der Ortsbehörden und auch der Kreis- und Bezirksbeamten selbst zu zeitgemäßer sozialer Bildung und Gesinnung läßt trotz aller sozialwissenschaftlichen Überproduktion immer noch sehr viel oder alles zu wünschen übrig. Wie kann man da auf schnellen Erfolg hoffen auf dem Felde der Volkserziehung, auf das hier zuletzt alles ankommt: der Erziehung der Eltern zur sozialen Pflicht gegen die eigenen Kinder. Quid leges sine moribus! heißt es hier mehr als irgendwo anders. Soll man den Eltern verbieten, die Kinder zu Hause im Gewerbe mithelfen zu lassen? Oder soll man das Verbot, die Heranziehung der Kinder unter elf Jahren zur Heimarbeit, was Schönberg will, für eine wirkliche Wohlthat ansehen? Uns scheinen das doch recht traurige Notbehelfe zu sein, die unter Umständen das Pflichtgefühl im Volk mehr zerrütten als stärken werden. Vielleicht muß man trotzdem dazu greifen. Dann wird aber hoffentlich wenigstens den führenden Geistern endlich mit Schrecken klar werden, wie wenig in der Kirche und in der Schule und in der ganzen nationalen Gesellschaft die frei wirkenden sittlichen Kräfte noch bedeuten, und wie sehr Sittlichkeit und Nächstenliebe nur noch in Gesetzesparagraphen und durch den Schutzmann ihren Ausdruck finden, und daß wir ein christliches Volksleben überhaupt nicht mehr haben. β

Wie der Volksgeist des heutigen Englands geworden ist

Nicht viele Diplomaten mögen ihre Mußestunden dazu verwenden, ein Werk zu schreiben, bei dem die Stoffsammlung allein schon eine Arbeit ist, die dem Fleiß des Fachgelehrten Ehre machen würde. Ein solches Werk ist: Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England, ein Beitrag zur sozialen Geschichte der Gegenwart von Hans von Nostitz, Legationsrat im Königlichen sächsischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Jena, Gustav Fischer, 1900 (808 Seiten groß 8^{0}). Es bietet viel mehr, als der Titel verspricht; es zeigt, wie der Volksgeist des modernen Englands geworden ist. Das Aufsteigen des

Digitized by Google

Arbeiterstands ist nur eine Seite dieses Entstehungsprozesses, dessen Elemente aber natürlich so innig miteinander verflochten sind, daß sie der Verfasser alle in seine Darstellung hineinziehn mußte, wenn er seinen Gegenstand klar machen wollte. Es liegt in den geographischen Verhältnissen, daß sich in England ein Volksgeist, eine gleichartige Weise des Empfindens und Denkens gebildet hat, während in Deutschland keiner entstehn konnte. England ist ein Inselland von mäßiger Größe, dessen Landschaften durch bequeme Wasserwege miteinander verbunden sind, und das bis zu den Zeiten der Elisabeth nicht mehr Einwohner hatte als heute die Stadt Paris. In der Zeit dieser Königin beginnt mit den überseeischen Unternehmungen die wirtschaftliche Umwälzung, die im Verlauf von zweihundert Jahren England an Geld und Menschen reich machte, zugleich aber sein Volk in zwei Hälften zerriß, von denen Disraeli ohne Übertreibung sagen durfte, sie seien zwei Nationen und einander so fremd und unbekannt, wie wenn sie in verschiednen Erdteilen oder auf verschiednen Planeten wohnten. Staatsmännern erschien dieser Zustand gefährlich, edeln Herzen empörend; sie schlugen Brücken zwischen den beiden nicht allein fremden, sondern auch feindlichen Nationen, die Nation der Armen strebte selbst empor, die von beiden Seiten ausgestreckten Hände und Herzen fanden einander, und heute giebt es kaum einen Teil des arbeitenden Volks, der sich nicht in nationaler Beziehung mit den Besitzenden solidarisch fühlte, nur das Lumpenproletariat steht außerhalb des nationalen Gedanken- und Empfindungskreises.

Diese Wiederherstellung der Einheit des Volksgeistes auf einer höhern Stufe umfaßt natürlich alle Lebensgebiete. Nostitz giebt deshalb zunächst einen lichtvollen Abriß der englischen Verfassungsgeschichte und zeigt, wie die im Parlament vertretne Aristokratie der Souverän geworden ist, wie dann das Bürgertum neben dem alten Grundadel emporstieg, zuerst zu ihm in Gegensatz trat, dann mit ihm zu einer neuen Plutokratie verschmolz, wie diese Plutokratie beide Häuser des Parlaments beherrschte, wie auch die beiden Parteien der Whigs und der Tories keine sozial verschiednen Klassen waren, wie jedoch durch die Parlamentsreformen das Unterhaus zuletzt eine wirkliche Volksvertretung geworden ist, die aus andern Schichten hervorgeht als das Oberhaus, und wie demnach, da die Mehrheit des Unterhauses über die Ministerien verfügt und in allen wichtigen Fragen entscheidet, England heute, mit der Times zu sprechen, eine sich selbst regierende Demokratie genannt werden kann. Thatsächlich freilich, schreibt Nostitz am Schluß dieses Abschnitts, liegen Staatsregierung und Verwaltung „bisher doch noch durchaus in den Händen der obersten Zehntausend, welche eine neue Gentry aus bürgerlichen besitzenden Ständen gebildet haben. Diese Gentry umfaßt viel weitere Kreise als die alte, aber Arbeiterstand und kleines, ja sogar mittleres Bürgertum wie bloß wohlhabende Gewerbetreibende stehn auch heute noch in ihrer großen Masse außen. Der Riesenunterschied zu früher liegt aber darin, daß sie nicht mehr einfach beiseite stehn gelassen werden können, sondern daß sie geführt werden müssen. Sie stimmen ab. Noch stellen sie im allgemeinen weder eigne Männer, noch

Digitized by Google

weniger eigne Ansichten auf. Sie wählen nur, aber sie wählen doch zwischen den von den obersten Zehntausend*) Aufgestellten. Und so kann man England gegenwärtig als eine aristokratische Demokratie bezeichnen."

Als zweites Gebiet, auf dem sich die Wiederherstellung des Volksgeistes vollzogen hat und noch täglich vollzieht, behandelt Nostitz das Unterrichtswesen. Es giebt nichts, was für den Staat und das Volk von England so charakteristisch wäre als die Geschichte seiner Schulen. Auch hierin war im Mittelalter das Volk geeint. Seine Ritter waren selbstverständlich keine Gelehrten, aber was es an Bildungsmitteln gab, das war allen zugänglich: die vornehmen Stiftsschulen der heutigen Zeit sind für die Söhne der Armen gegründet worden. Aber wie sah es dann in der Zeit der zwei Nationen aus! Drei Fünftel aller Kinder wuchsen ohne allen Unterricht auf; von rund 750000 Personen, die sich in der Zeit von 1839 bis 1841 verehelichten, konnten über 300000 nicht einmal ihren Namen schreiben. Und nach einem halben Jahrhundert Reformthätigkeit, im Jahre 1861, war man noch nicht sehr weit gekommen: von $2^1/_2$ Millionen Kindern erhielten nur $1^1/_2$ irgend welchen Unterricht. Die beiden Männer, die die Bewegung für Volkserziehung in Fluß gebracht haben, hießen Joseph Lancaster und Thomas Bell. Jener gründete mit Unterstützung des Herzogs von Bedford in London Armenschulen, die er so einrichtete, daß der Lehrer nur die begabtesten Schüler unterrichtete, diese dann Lehrer der großen Masse wurden; man nannte das das Monitorensystem. Dann stiftete er die British and Foreign School Society. Aus Eifersucht gegen die Erfolge des Quäkers Lancaster gründete der Staatskirchler Bell 1811 die National Society, deren Schulen ähnlich eingerichtet waren. Im Jahre 1832 wurde zum erstenmale ein Jahresposten — nur 20000 Pfund Sterling — „für Zwecke des öffentlichen Unterrichts" ins Staatsbudget eingestellt und in der Weise verwandt, daß sie der Schatzsekretär als Unterstützung zum Bau von Elementarschulen an die beiden einander feindlichen Gesellschaften verteilte.

Mittlerweile hatte die Arbeiterbewegung die Einsetzung von Kommissionen veranlaßt, die den Zustand der Fabriken und Gruben zu untersuchen hatten, und diese förderten Jahr für Jahr neue schlimme Thatsachen zu Tage. Im Jahre 1843 berichtete der Königliche Ausschuß, in allen Bezirken wüchsen große Kinderscharen ohne die geringste religiöse, sittliche oder geistige Zucht auf; es werde nichts gethan, um sie an Ordnung, Mäßigkeit, Ehrlichkeit und Vorbedacht zu gewöhnen, oder nur, um sie dem Laster und Verbrechen fernzuhalten. Unternehmer fingen damals an zu begreifen, daß die unterrichteten Arbeiter die geschicktern, willigern und zuverlässigern seien. Anträge auf ein förmliches Schulgesetz scheiterten jedoch anfänglich an dem Widerstande sowohl der Staatskirche als der Dissenters, und es wurde nur der Staatsbeitrag erhöht und seine Verwendung auf Lehrmittel, Schulgeräte, Lehrerwohnungen und Stipendien

*) Sollte man jetzt nicht „Hunderttausend" sagen müssen?

Digitized by Google

für Seminaristen ausgedehnt. Endlich wurde ein Kopfgeld für jeden Schüler festgesetzt, das den Schulen jeder Art unter gewissen Bedingungen zu gewähren sei, sodaß die Staatsleistungen im Jahre 1860 auf 800000 Pfund Sterling stiegen. Im Jahre 1862 wurde die wunderliche Einrichtung des payment by results getroffen. Das Kopfgeld wurde auf acht Schilling für jedes Kind festgesetzt, aber nur unter der Bedingung gezahlt, daß das Kind die Prüfung im Lesen, Schreiben und Rechnen bestand; für jedes Fach, worin es hinter den Forderungen des Schulinspektors zurückblieb, wurde ein Drittel abgezogen. Da später auch die Schulzucht als ein Elementarfach behandelt und Klassenfächer wie englische Sprache und Geographie beigefügt wurden, die ebenfalls für die Höhe des Kopfgeldes in Betracht kamen, so wurde dessen Berechnung ein außerordentlich verwickeltes Geschäft, das Nostitz Seite 147 an einem Beispiele klar macht. Daß diese Art der Subvention den Unterricht in einen unpädagogischen Drill für die Prüfung verwandeln würde, war vorauszusehen, und es ist denn auch sehr viel darüber geklagt worden. Aus der Saturday Review vom 15. September, Seite 331, ersehen wir, daß diese Zahlungsart abgeschafft worden ist; da das Nostitz nicht erwähnt, muß es wohl erst im Laufe dieses Jahres geschehn sein. Der Verfasser der betreffenden Korrespondenz hebt als anerkannte Thatsache hervor, daß seitdem der Unterricht in praktischen Fächern einen erfreulichen Aufschwung genommen habe. Alle diese Staatsleistungen waren nur Verwaltungsmaßregeln, die Gesetzgebung griff erst 1870 ein, nachdem sich die widerstrebende öffentliche Meinung von der Notwendigkeit des Eingriffs überzeugt hatte. Das Gesetz des genannten Jahres teilt England in Schulbezirke ein (deren jetzt 3000 sind) und ordnet an, daß, wenn die kirchlichen und sonstigen Privatschulen eines Bezirks dem Bedürfnis nicht genügen, ein Schulamt (schoolboard) eingesetzt werden muß, das Bezirksschulen zu gründen hat; wo die vorhandnen Schulen ausreichend befunden werden, beschränkt sich nach wie vor die Einmischung des Staats darauf, daß er den darum nachsuchenden Schulen den Zuschuß gewährt. Den Schulämtern wurde die Vollmacht eingeräumt, für ihre Bezirke die Schulpflicht einzuführen, da aber sehr viele von dieser Vollmacht keinen Gebrauch machten, wurde 1880 das auf Grund des Schulgesetzes geschaffne Unterrichtsamt ermächtigt, die Schulpflicht in den Bezirken, wo sie noch nicht bestand, vollends einzuführen; überhaupt ist seitdem das Unterrichtsgesetz nach Maßgabe des hervortretenden Bedürfnisses durch eine Reihe von Bestimmungen ergänzt worden.

Sehr merkwürdig ist die Behandlung des Religionsunterrichts. Bis 1870, schreibt Nostitz, „blieb die Schule ihrem Grundwesen nach konfessionell, und ein Zwang zum Religionsunterricht fand bloß deshalb nicht statt, weil es überhaupt keinen Schulzwang gab. In dem Volksschulgesetz von 1870 ist zunächst als oberster Grundsatz der der Gleichberechtigung des Glaubens und der Gewissensfreiheit auf das schärfste ausgebildet worden. Jede Schule, welche Staatszuschuß erhält, mag sie nun Bezirks- oder Privatschule sein, hat die Gewissensklausel zu beobachten, d. h. es darf für den Schüler und seine Eltern

Digitized by Google

keinerlei Vorteil oder Nachteil daran geknüpft werden, daß der Schüler den Religionsunterricht oder Gottesdienst irgend eines Bekenntnisses, insbesondre den von der Schule selbst etwa erteilten Religionsunterricht besucht oder nicht besucht. Die kirchliche Zugehörigkeit soll keinerlei Unterschied, auch nicht für die Zulassung zur Schule, begründen. Um das Fernbleiben vom Religionsunterricht zu erleichtern, ist vorgeschrieben, daß er stets zu Anfang oder Ende des übrigen Unterrichts zu erteilen ist. Auf die Beobachtung der Klausel wird streng gesehen, für gröbliche Verletzungen ist die sofortige Entziehung des Staatszuschusses angedroht. Im allgemeinen wird die Klausel ihrem Buchstaben nach gewissenhaft von Schulleitungen und Lehrern befolgt. Wohl aber, und zwar seitens der Nonkonformisten gegenüber Schulen der Staatskirche, sind zahlreiche Klagen darüber erhoben worden, daß sie unwirksam sei. Wenigen Eltern sei sie überhaupt bekannt, und auch diese machten in der Regel keinen Gebrauch von ihr, sei es nun, weil sie die Empfindung hätten, der Schule gegenüber gebunden zu sein, sei es, weil sie für ihre Person oder für ihr Kind befürchteten, Anstoß zu erregen. Namentlich ist in den Dorfschulen der Staatskirche oft ein Druck auf die Eltern ausgeübt worden, und es ist auch vorgekommen, daß Kinder von Dissentern z. B. durch Anweisung eines besondern Platzes bloßgestellt worden sind. Auf der andern Seite haben einzelne Schulleitungen in der Befolgung der Klausel weit über das Ziel geschossen, indem sie außerhalb des Religionsunterrichts, z. B. in Disziplinarfällen, jede Erwähnung Gottes und seiner Gebote für ausgeschlossen hielten. Mit der Gewissensklausel wacht der Staat nur über die Glaubensfreiheit. Religion ist Privatsache. Wenn es den Eltern gefällt, wächst ihr Kind in völliger Unkenntnis irgend eines Glaubens auf. Der Staat giebt auch keinerlei Zuschuß zu dem Religionsunterricht, den die Schule erteilt, er erkennt die religiöse Erziehung nicht als Schulzweck an. . . . Freilich ist dies in England verhältnismäßig ungefährlich, weil noch jetzt der kirchlich-religiöse Sinn des Volkes lebendig ist. Daß die Staatskirche nicht auch für die Volksschule anerkannt ist und die Gewissensklausel besteht, beruht denn auch nicht auf einem Zugeständnis an die nur kleine Partei, die jedem religiösen Glauben abgeneigt ist, sondern ist ein Zugeständnis an die zahl- und einflußreichen Dissenters, die ein ungemein starkes konfessionelles Bewußtsein haben. Das englische System ist nicht ein Beleg für unkirchlichen, sondern für kirchlichen Sinn" (S. 139 bis 141). Völlige Freiheit herrscht auch in der Festsetzung des Lehrplans, sodaß die englischen Volksschulen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit teils über unsre Volksschule hinausgehn, teils, dies allerdings meist, dahinter zurückbleiben. Die Hälfte aller Volksschüler hat außer den drei Elementarfächern nur ein „Klassenfach" und erfährt also, falls Unterricht in der Muttersprache das eine Fach ist, nichts von Geographie, Geschichte und Naturlehre. Andre Schulen haben eine Fülle von Klassenfächern; allerdings nehmen, da der Besuch des Unterrichts an jedem einzelnen dieser Fächer freigestellt ist, nur wenige an allen teil.

Digitized by Google

Aus der vortrefflichen Darstellung des höhern Schulwesens heben wir nur ein paar charakteristische Züge hervor. Bekanntlich werden die Schüler der etwa unsern Gymnasien entsprechenden sieben Stiftungsschulen, von denen Eton und Harrow die berühmtesten sind (die übrigen heißen Rugby, Shrewsbury, Winchester, Westminster und Charterhouse), mit den Büchern nicht allzusehr geplagt; in Harrow werden nach Nostitz kaum sechs bis sieben Stunden geistiger Arbeit, einschließlich der häuslichen, auf den Tag gerechnet. Dabei erfreuen sich die Burschen vollkommner Freiheit in der Verwendung ihrer reichlich zugemessenen Sport- und Erholungszeit, sodaß sie selbständig handeln lernen und von ihrer jugendlichen Frische und Fröhlichkeit nichts einbüßen. Aber — Prügel bekommen sie, und das häufig und derb. Für eine Schande halten sie sie so wenig, daß „man sagt, jeder Schüler wünsche sie sich im stillen wenigstens einmal, dann allerdings nicht wieder." Zwischen Prügeln und Prügeln ist eben ein Unterschied. Wenn ein schwächliches und nervöses Stubenpflänzchen von acht oder zehn Jahren gestoßen, gerauft, am ganzen Körper braun und blau geschlagen wird, so ist das rohe Mißhandlung, die niemals etwas Gutes bewirken, wohl aber großen seelischen und leiblichen Schaden anrichten kann. Wenn dagegen einem derben und gesunden Jungen von vierzehn bis sechzehn Jahren, der keine „Nerven," dafür aber starke Knochen und feste Muskeln hat, der untere Teil des Rückens manchmal mit einem Stöckchen bearbeitet wird, und wenn ihm das nach dem herrschenden Komment mehr Ehre als Schande bringt, so ist kein Unglück dabei, obwohl natürlich die Aufhebung dieses Komments auch nichts schaden würde. Die Söhne der englischen Vornehmen werden, wie Nostitz hervorhebt, dem Verkehr mit den Eltern sehr zeitig entzogen, oder vielmehr genießen ihn überhaupt nicht. Vor dem vierzehnten Jahre bleiben sie in der Kinderstube, dann kommen sie auf die Stiftsschule, dann auf die Universität, die keiner „am Ort" hat, und wo sie meist im College wohnen. Und das geschieht zu ihrem Heil. Denn die Tagesordnung, die Zeit und Art der Mahlzeiten, Erholungen und Vergnügungen der Vornehmen eignet sich durchaus nicht für Kinder und junge Leute; sollen diese gesund bleiben, so müssen sie abgesondert leben. Diese abgesonderte, ganz den Bedürfnissen der Jugend angemessene Lebensweise hat nun zur Folge, daß sie nicht allein gesund und frisch bleiben und ungemein kräftig werden, sondern daß sie auch die Kindlichkeit viel länger bewahren als unsre jungen Leute, die einerseits an den Unterhaltungen, Vergnügungen und Sorgen der Erwachsenen teilnehmen, andrerseits durch übermäßige Denkarbeit zum Grübeln verführt werden; in England macht nach Nostitz auch der begabte junge Mann viel länger den Eindruck eines großen Jungen. Was ihm im Vergleich mit unsern Abiturienten und Studenten an positiven Kenntnissen abgeht, das kann er sich bei seiner rüstigen Körperkraft mit seiner ungeschwächten geistigen Aufnahmefähigkeit nachträglich, wenn er merkt, daß ers braucht, leicht und rasch erwerben. Und, großes Kind, wie er ist, interessiert er sich doch schon als Schüler für das politische Leben seines Landes und

Digitized by Google

äußert seine Ansicht in öffentlichen Schulreden mit einem Nachdruck und einer Unbefangenheit, die bei uns als Naseweisheit oder Frechheit bestraft werden würde.

Als eine andre hervorstechende Eigentümlichkeit der englischen Erziehung hebt Nostitz hervor, daß die Söhne der Vornehmen alle mit derselben geistigen Nahrung gespeist und getränkt werden. Nicht Vorbereitung auf einen Beruf ist der Zweck der Stiftsschulen und Universitäten — Arzt und Jurist brauchen die Universität nicht zu besuchen und erlernen ihr Handwerk bei Meistern —, sondern „den werdenden Mann mit einer durch das Ideal des christlichen, englischen Gentleman bestimmten Lebens- und Weltanschauung zu erfüllen. Dem entspricht die Erfahrung, welche der Fremde bei längerm Aufenthalt in England macht, daß ein Angehöriger der höhern Stände dem andern nicht bloß nach seinem äußern Benehmen, sondern auch nach seinem innerlichen Wesen öfter gleicht als anderwärts. Mag sein, daß die Entwicklung des Einzelnen zuweilen dadurch zurückgehalten und ungünstig beeinflußt wird. Aber die große Mehrzahl wird um so glücklicher und, was mehr ist, um so lebenskräftiger sein, je fester sie von Jugend auf in einer bestimmten sittlichen Lebensanschauung gewurzelt wird. Wenn auch unsre Zeit dies nicht hören mag, es ist dennoch wahr, daß nur die wenigsten überhaupt fähig sind, sich eine eigne Welt- und Lebensanschauung selbständig zu bilden.“ Diese Einheit des Geistes der höhern Stände droht nun freilich unter der Einwirkung des demokratischen Geistes und der Herrschaft der Realien zu zerbröckeln. Neben den alten rein humanistischen — humanistisch-athletischen könnte man sagen oder humanistisch-gymnastischen — entstehn in Menge Fach- und Berufschulen,*) in denen die Realien gepflegt und die auch von Söhnen vornehmer Eltern besucht werden, und in die alten Universitäten bringen die Realien und der Bürgerstand ein.

Aber diese geistige Spaltung oder Zerstreuung der Aristokratie bedeutet doch zugleich eine Wiedervereinigung aller Gesellschaftsklassen, und diese wird vollendet durch die Universitätsausdehnung. Diese ist, wie aus Nostitz Darstellung hervorgeht, keineswegs eine aus Popularitätshascherei entsprungne Spielerei. Vier große Körperschaften: Cambridge, Oxford, die Viktoriauniversität und die 1876 gegründete Londoner Gesellschaft für Universitätsausdehnung wirken als die Träger und Organisatoren des Unternehmens. Die Vorträge sind zusammenhängende Reihen, auf den Vortrag folgt die „Klasse,“ in der das Vorgetragne besprochen wird, und die schriftliche Ausarbeitung, zum Schluß eine Prüfung; ein gedrucktes Heft, das den Hauptinhalt des Vortrags und den Litteraturnachweis enthält, wird den Hörern in die Hand gegeben. Englischer Gewohnheit entsprechend bleibt es jedem Hörer freigestellt,

*) Von unserm Berechtigungswesen bleibt man trotzdem himmelweit entfernt, und es entstehn freilich auch mancherlei Mängel des höhern Bildungswesens daraus, „daß die höhern Schulen nicht im notwendigen Zusammenhange mit den höhern Berufen stehn, und daß die Berufsvorbildung der höhern Stände zum größten Teil von der schulmäßigen Bildung unabhängig ist.“

Digitized by Google

ob er an allen diesen Veranstaltungen und an welchen er teilnehmen will. Die genannten vier Hauptstellen haben einen Stab von Vortragenden geschaffen und sorgen für die Lehrmittel; die Ortstellen, die sich selbst regieren, wählen den Vortragenden, bestimmen Gegenstand, Zeit und Ort des Vortrags. Die Vortragenden erhalten Honorar, und manche stehn sich auf 400 bis 500 Pfund Sterling das Jahr. Werden die Mittel aufgebracht, so können die Hörer im Laufe weniger Jahre alle Gebiete des Wissens durchlaufen. Daß die Einrichtung Halbbildung erzeuge, sagt der Verfasser, davon könne schon darum keine Rede sein, weil eben die schon halbgebildeten Stände den größten Teil der Zuhörer stellen; diese sind meistens Mädchen und Frauen, junge Kaufleute und Handwerker, denen die Kurse dazu dienen, die Lücken ihres Wissens auszufüllen. Die Arbeiter, die daran teilnehmen, sind nicht sehr zahlreich, denn die teilnehmenden haben sehr große Schwierigkeiten zu überwinden; aber die Energie, mit der dies in den vorkommenden Fällen geschieht, verbürgt auch schon die gute Wirkung. „Ein leidenschaftliches Bildungsbedürfnis hat die Besten des Stands erfaßt und treibt sie in die Hörsäle zu den Büchern. Sie darben sich den Billetpreis vom Munde ab, sie wandern stundenlang durch das naßkalte Winterwetter, sie mühn sich mit dem Schreiben, bis die arbeitsharten Finger steif sind, sie überwinden die bleierne Müdigkeit bis spät in die Nacht und halten aus.“ Die Vortragskurse werden ergänzt, einerseits durch die Sommermeetings, deren erstes 1888 in Oxford abgehalten worden ist, und bei denen den Lernbegierigen Laboratorien, Sammlungen und Bibliotheken zur Verfügung stehn. Auch hierbei bewährt sich die Gastfreundschaft, „für welche Oxford und Cambridge berühmt sind. Einige Kollegien nehmen sogar die Hörer gleich eignen Studenten in ihre Mauern auf und gewähren ihnen gegen sehr bescheidne Vergütung Kost und Wohnung. Die notwendigen Ausgaben während des Monats sollen mit etwa höchstens zehn Pfund Sterling bestritten werden können, wovon ein bis anderthalb Pfund Sterling auf das Kollegiengeld fallen. Trotzdem würden die Meetings nicht so zahlreich besucht sein, wenn nicht die Universitäten, die Ortsstellen, viele Körperschaften und Privatpersonen Preise bis fünf Pfund Sterling gestiftet hätten.“ Bekanntlich wird auch diese Einrichtung bei uns nachgeahmt; es müßte einmal ein Mann, der die Sache hüben und drüben probiert hätte, den Unterschied unsrer Ferienkurse von den englischen Sommermeetings darstellen.

Die andre Ergänzung sind die Universitätsniederlassungen (University settlements), deren älteste und berühmteste, Toynbeehall, Schultze-Gävernitz seiner Zeit den Grenzbotenlesern geschildert hat. Edle junge Männer von guter Familie und hoher Bildung haben im dunkelsten London ihre Residenz aufgeschlagen, um in diesem Pandämonium Licht und Wärme, Wissen, Liebe und Glück zu verbreiten. Einer der Leiter dieses Unternehmens, der Reverend Barnett, wird, wie Nostitz erzählt, nicht müde, immer wieder zu betonen: „Das Streben und der Wert von Toynbeehall ist nicht schon aus den Berichten und Zahlenangaben seiner blühenden Bildungs- und Vergnügungs-

Digitized by Google

anstalten, Vereine und Zusammenkünfte, wohlthätigen und gemeinnützigen Bestrebungen zu entnehmen und zu bemessen. Sein letztes Endziel und größter Erfolg ist, den Geist wahren Bürgertums und echter Menschlichkeit zu erwecken, und dadurch, daß an Stelle des erkaltenden Gefühls der Vereinsamung das Bewußtsein der Gemeinschaft tritt, die Kraft zu stärken, mit reinem Herzen dem Guten zu leben. Zwar sind in Ostlondon Löhne und Wohnungen besser, Volksbäder und Bibliotheken zahlreicher geworden, die öffentliche Ordnung und die Lebenshaltung gestiegen. Aber die Zukunft ist größer als die Vergangenheit, und nach dem Maß des Möglichen gemessen ist die Not so groß wie immer. Die Bevölkerung ist durchgängig noch ohne Wissen und Bildung, unfähig, das Gute vom Bösen zu scheiden, ohne Freude und Hoffnung. Und gering muß bei Männern, welche die Lebens- und Sinnesweise ihrer Arbeitgeber nur vom Hörensagen kennen, die unmittelbare Erfahrung sein, daß auch der Reiche ein Mensch ist und ihnen oft wohl will. Soziale Reformen, welche bloß die äußern Umstände ändern, berühren daher ebensowenig die tiefste Not Ostlondons, als Prediger, welche bloß auf die Empfindung wirken. Alle Arten von Vorträgen und Stunden, Vereinen, Versammlungen und Vergnügungen sollten daher in erster Reihe reich und arm wieder vereinigen. Weder Schule noch Kirche, weder Wohlthätigkeit noch Gesetz kann so viel thun wie ein Freund für einen Freund, ein Mensch für den andern, wenn er sein Wissen und Wollen, sich selbst hingiebt. Wenn nur erst einige Reiche und Arme einander wieder verstehn, Freude und Leid miteinander empfinden, so werden sie das Salz der Zeit sein."

Der Geist, worin hier alles geschieht, sagt Nostitz selbst, „ist der echter Menschen- und Nächstenliebe, nicht im Sinne wohlthuender Güte, die nur zu geben, aber nicht zu nehmen hat, sondern brüderlicher Freundlichkeit, die freundlich ist, weil sie Freundschaft sucht. Sich Freunde zu machen, Freund zu werden, ist der Grundgedanke bei jeder Art gemeinnütziger und sozialer Thätigkeit der »Residents«, wie es in den Berichten heißt. Toynbeehall kämpft mit Bewußtsein gegen die Vereinsamung, die Verlassen- und Verlorenheit der einzelnen Menschenseele in der Großstadt, welche nicht bloß Arme und Reiche trennt, sondern wo so viele »für sich« bleiben und auch den nächsten Nachbar nicht kennen." Wenn man den Abstand zwischen dem architektonische, Naturschönheit und vornehmen Komfort zu einem Paradiese verschmelzenden Oxford und den Ratten- und Schmutzhöhlen Ostlondons erwägt, den Abstand zwischen einem englischen Gentleman und dem Halbtier, das in diesen Höhlen herumkriecht, den physischen Ekel, den jener vor diesem empfinden muß (schreckt er doch vor der Ehe mit einer Russin zurück, weil diese möglicherweise nicht täglich badet), erwägt man demnach den Grad von Selbstüberwindung, der beim ersten dazu gehört, sich als des zweiten Freund zu fühlen und seine Freundschaft zu suchen, so steht man vor einer Erscheinung, die ohne Christus kaum denkbar wäre, also vor einem wirklichen Stück lebendigen Christentums. Und wenn auch in minderm Grade, werden wir dieselbe Kraft als wirksam anerkennen

Digitized by Google

müssen bei den vornehmen Männern, die, ohne in eine so intime Berührung mit den Armen zu treten wie die Residents, als Lehrer thätig sind.

Das Working men's college, eine andre aus demselben Geiste geborne Anstalt, zählt unter seinen Lehrern die Staatsmänner Lord Rosebery, Herzog von Devonshire, Lord Kimberley, die Professoren Huxley und Tindall, den Schriftsteller Rosetti, den Maler Burn Jones, den Bankier Sir John Lubbock, den Großindustriellen Sir Th. Brassey und viele andre Männer von ähnlicher sozialer Stellung. Das ist etwas andres, als wenn man Vereine gründet und Bibelstunden veranstaltet zu dem ausgesprochnen Zweck, die sündhaften Seelen der Arbeiter zu bekehren, ihnen monarchische Gesinnung einzuimpfen und sie vom Streiken zurückzuhalten oder ihre zuchtlose Jugend zu bändigen. Das letzte geschieht ja in England auch, aber dort verhüllt man wenigstens den Zweck, abgesehen davon, daß es sich nicht um die Söhne der schon gehobnen Arbeiter handelt, sondern um die Jugend, die elternlos auf dem Pflaster aufwächst. Der gerade Weg, sagt Nostitz, „ist nicht immer der sicherste. Religion und Bildung, die Sonntags- und Abendschulen unmittelbar bringen, ist vielfach eine zu feine Kost für grobe und rebellische Mägen." Darum hat William Smith in Glasgow eine Knabenkompagnie gebildet, militärisch uniformiert und organisiert, und sein Beispiel hat Nachahmung gefunden, sodaß England jetzt eine „Knabenbrigade" hat, die 3000 Offiziere und 33000 Mann umfaßt. Wenn man diese Jungen, sagt Professor Henry Drummond, „das nennt, was sie sind, nämlich Jungen, und von ihnen verlangt, daß sie in der Sonntagsschule still sitzen, so wird keine Gewalt der Erde das von ihnen erreichen. Aber wenn man ihnen eine Groschenmütze aufsetzt und sie Soldaten nennt, was sie nicht sind, so kann man sie bis Mitternacht herum kommandieren und nach allen Richtungen zurechtweisen. In der Schulklasse herrschte Verwirrung, Zügellosigkeit, Chaos, bei der Kompagnie herrscht Ehrerbietung, Begeisterung, Ruhe."

Schon diese dürftigen Proben aus dem von Nostitz angehäuften reichen Stoff werden es begreiflich machen, daß und wie in England leichter ein wirklicher Nationalgeist entstehn kann als bei uns. Trotz der Vielgestaltigkeit des englischen Sektenwesens ist auch die Religion kein trennendes Element mehr, seitdem die Verfolgung und Entrechtung der Dissenters aufgehört hat, und vollkommne Gewissensfreiheit herrscht.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Über die Bemannung der deutschen Kauffahrteischiffe

Von E. Meier, Kapitän a. D.

(Schluß)

2. Die Offiziere

b) Die Dampfschiffsoffiziere

Die Bedingungen, unter denen die Steuerleute auf den Dampfschiffen angestellt wurden und noch werden, sind je nach dem Zweige der Seefahrt, dem die Linien dienen, außerordentlich verschieden. Die großen Passagierfahrtlinien verlangten früher, daß der sich meldende Offizieraspirant die Prüfung zum Schiffer auf großer Fahrt bestanden und das Befähigungszeugnis als solcher in Händen hatte. Waren sie Reserveoffiziere der Kaiserlichen Marine, oder hatten sie die Qualifikation dazu, desto besser. Junge Leute mit dem Befähigungszeugnis als Steuermann fanden nur ganz ausnahmsweise Anstellung, nämlich wenn sie mächtige Fürsprache hatten. Man verlangte im allgemeinen eine gute gesellschaftliche Bildung und eine tadellose Figur; meistens waren die aufgenommnen Herren in einem Alter von 26 bis 30 Jahren und wurden dann als vierte Offiziere eingestellt. Auf den Linien, die vorzugsweise transatlantische und ostindische Frachtfahrt mit größern Dampfern treiben, wurden sie als dritte Offiziere, auf Linien in europäischer Fahrt als zweite und in der Küstenfahrt als Einzelsteuermann eingestellt. Man verlangte die Befähigung zum Schiffer auf großer Fahrt, weil diese jungen Leute größere seemännische Erfahrungen gesammelt hatten und gefestigtern Charakter hatten als die Steuerleute. Beides suchten sie sich auf Segelschiffen, die man auch für die Dampfer immer noch als die hohe Schule der Seefahrt ansieht, zu erwerben. Solange die niedergehende Segelschiffahrt ausgebildete Offiziere genug an die Dampfschiffe abgeben konnte, konnte jede dieser Gesellschaften ihre Anforderungen so hoch schrauben, wie sie wollte, sie erhielt Offiziere genug; die großen Linien hatten nicht selten so viele Offizieraspiranten vornotiert, daß sie ihren Bedarf auf Jahre hinaus daraus decken konnten.

Nachdem jedoch die Segelschiffahrt in den letzten 25 Jahren um rund 1660 Schiffe zurückgegangen war, und sich die Zahl der Dampfer auf großer Fahrt von 200 auf 1000 vermehrt hatte, konnten jene nicht mehr die genügende Zahl von befahrnen Offizieren an diese abgeben, und es trat für die Dampfer gegen früher ein Mangel an Offizieren ein, und sogar die größten

Digitized by Google

Linien haben nicht mehr die Anforderung aufrecht erhalten können, daß die einzustellenden Offiziere die Befähigung zum Schiffer auf großer Fahrt haben müssen. Sie sind gezwungen, junge Steuerleute einzustellen, die eben dieses Befähigungszeugnis erworben haben, und haben die Unbequemlichkeit, daß sie diese später zum Besuch der Schifferklasse auf ein halbes Jahr und um ihrer Dienstpflicht als Einjährig-Freiwillige in der Kriegsmarine zu genügen auf ein ganzes Jahr beurlauben müssen. Daß diese jungen Offiziere von vornherein nicht das leisten können, was solche mit dem Befähigungszeugnis zum Schiffer auf großer Fahrt leisten, liegt auf der Hand, allein im allgemeinen müssen sie doch wohl genügt haben, denn aus den Publikationen über das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd ist zu ersehen, daß dieser die Kadetten nach bestandner Steuermannsprüfung — natürlich nach Bedarf — als vierte Offiziere einzustellen verspricht.

Die Offiziere dienen sich dann allmählich zum Kapitän hinauf, wenn sie nicht vorher ausgemerzt werden, und die Zahl derer, denen dies widerfährt, ist je nach der Dampfschiffslinie größer oder kleiner. Statistische Zahlen sind darüber nicht zu erhalten, bei einigen Linien sollen es $^3/_4$, bei andern $^2/_3$, $^1/_2$, $^1/_3$ und noch weniger der eingestellten Offiziere sein. Sie müssen dann bei einer andern Linie wieder von vorn anfangen, d. h. in die unterste Offizierscharge eintreten, auch wenn sie es in der ersten Linie nach vieljähriger tadelloser Thätigkeit zum ersten oder zweiten Offizier gebracht hatten. Daß Offiziere und Kapitäne einer Linie mit demselben Range bei einer andern Linie aufgenommen werden, ist seit vielen Jahren nur geschehen bei Fusionierung zweier Linien, auf deutsch: wenn eine kleinere Linie von einer größern aufgesogen wurde, und der Aufsichtsrat der ersten hartnäckig darauf bestand. Eine Statistik giebt es nicht, wie groß die Zahl der eingestellten Offiziere ist, die schon als solche abgegangen sind, deshalb beruhn die oben angegebnen Zahlen nur auf vager Schätzung und mögen nicht zutreffen. Einige Aufklärung über diese Verhältnisse, aber auch keine zuverlässige, dürften die Personallisten des Norddeutschen Lloyds und der Hamburg-Amerikalinie bieten, die im „Deutsch-Nautischen Almanach für 1900," herausgegeben von G. Lehmann-Felskowsky (Berlin, Verlag von R. Bolte, Oktober 1899), abgedruckt sind.

Nach Seite 390 ff. sind die 57 ersten Offiziere des Norddeutschen Lloyds vom 23. März 1892 bis zum 30. August 1899 ernannt, in demselben Zeitraum aber nur 31 der noch im Dienst stehenden Kapitäne, und doch ist es eine Naturnotwendigkeit, daß jedesmal, wenn ein Kapitän abgeht, ein erster Offizier zum Kapitän, ein zweiter Offizier zum ersten usw. ernannt wird. Nach Seite 35 und 36 ist die Schiffszahl in den $7^1/_2$ Jahren dieselbe geblieben, deshalb darf man annehmen, daß in dieser Zeit $57 - 31 = 26$ Kapitäne abgegangen sind. Dabei muß indessen noch vorausgesetzt werden, daß keine ersten Offiziere entfernt worden sind, was nicht zutreffen dürfte. Die aufgeführten 59 zweiten Offiziere sind vom 10. Januar 1897 bis zum 11. September 1899 ernannt worden, in derselben Zeit aber nur 39 erste

Digitized by Google

Offiziere, folglich müssen unter derselben Voraussetzung wie oben 20 zweite Offiziere entlassen worden sein.

Bei der Hamburg-Amerikalinie sind vom 2. Februar 1891 bis zum 23. August 1899 51 erste Offiziere, aber nur 33 Kapitäne ernannt worden; vom 7. Juli 1896 bis 1. August 1899, also in drei Jahren, sind 46 zweite Offiziere ernannt worden, aber nur 36 erste Offiziere usw. Der dienstälteste erste Offizier des Norddeutschen Lloyd hatte am 1. Januar 1900 nach der Liste etwa 14½ Jahre Gesamtdienstzeit, der von der Hamburg-Amerikalinie genau so viel, die Dienstzeiten als erste Offiziere betrugen 8,8 oder 7,8 Jahre. In der letzten Zeit ist die Beförderung der Offiziere recht schnell vor sich gegangen, weil beide Linien ihre Schiffszahl gewaltig vermehrt haben, und in allernächster Zeit wird dies noch andauern, denn von beiden Linien werden noch immer neue Bauaufträge erteilt. Es gab Zeiten, in denen die dritten und vierten Offiziere drei bis vier Jahre in dieser Charge festsaßen. Wenn die Flotten der beiden Linien erst stabil geworden sind, und ein solcher Zustand muß doch über kurz oder lang eintreten, dann werden diese Zeiten auch wiederkehren, und die Beförderung wird wieder langsamer.

Daß bei den oben mitgeteilten Zahlen der Zufall eine große Rolle spielt, ist selbstverständlich, aber es geht aus ihnen hervor, daß die Beförderungsverhältnisse auf beiden Linien annähernd gleich sind, und daß die Auswahl der Offiziere für den höhern Dienst, besonders zum Kapitän sehr scharf ist, daß es also auch hier Majors- und Oberstenecken giebt, um die verhältnismäßig wenige herum kommen.

Untersucht man beim Norddeutschen Lloyd die in den letzten zehn Jahren ernannten Kapitäne in Bezug auf ihre Dienstzeit als Offiziere, dann findet man rund 12 bis 15, im Mittel 14 Jahre, und daß sie im allgemeinen je nach ihrem Eintritt als vierter Offizier, also nach ihrer Anciennität, zum Kapitän befördert worden sind; Abweichungen kommen selten vor. Bei der Hamburg-Amerikalinie findet man recht verschiedne Dienstzeiten durcheinander. Das Aufrücken scheint nicht so regelmäßig nach der Anciennität wie beim Lloyd zu geschehn. Ob dies mit daran liegt, daß jene Linie mehrere kleinere aufgesogen und die Offiziere übernommen hat, oder ob andre Ursachen vorhanden sind, kann man nicht beurteilen. Wo bleiben nun die ausgemerzten Offiziere? Zunächst suchen sie bei andern Linien unterzukommen, die nicht so hohe Anforderungen stellen und meistens nicht so gut zahlen, müssen dort aber in den meisten Fällen bei der untersten Offizierscharge wieder anfangen. Die Offiziere, denen dies nicht gelingt, gehn auf die Segelschiffe zurück oder suchen sich eine Unterkunft am Lande. Warum sie entlassen worden sind, entzieht sich meistens der Öffentlichkeit; es heißt einfach: er entsprach den Anforderungen nicht. Eine Art Disziplinarverfahren wie bei Staatsbeamten findet nicht statt. Die Entlassung geschieht mehr oder weniger auf Grund der Berichte der Kapitäne nach sogenanntem bestem Ermessen eines Inspektors, Oberinspektors oder Direktors der Gesellschaft. Geht ein Dampfer verloren, einerlei ob eine Schuld oder

Digitized by Google

ein Versehen des Kapitäns vorliegt oder nicht, dann erhält er von der Gesellschaft kein Schiff wieder, und die Offiziere, die die Wache hatten, werden entlassen. Läuft ein Schiff auf Grund und wird wieder abgebracht, dann geht es meistens ebenso. Mir ist eine Gesellschaft bekannt, die einen Kapitän für ein Jahr auf halbe Heuer setzte, wenn sein Schiff auf Grund kam und wieder abgebracht wurde.

Anfang 1900 bezogen die Offiziere des Norddeutschen Lloyd

	im 1. Jahr	im 2. Jahr	im 3. Jahr	im 4. Jahr
als 4. Offiziere	80 Mark	85 Mark	90 Mark	95 Mark
„ 3. „	100 „	105 „	110 „	115 „
„ 2. „	125 „	135 „	145 „	155 „
„ 1. „	von 160 bis 300 Mark,			

je nach ihrer Dienstzeit und nach den Schiffen, auf denen sie dienen. Hierzu kommt für Tropenpassagier- und Schnelldampferfahrt das Wäschegeld. An die Pensionskasse ist 4 Prozent der Heuer zu zahlen.

Bei der Hamburg-Amerikalinie stellten sich die Zahlen:

	im 1. Jahr	im 2. Jahr	im 3. Jahr	im 4. Jahr
für die 4. Offiziere	90 Mark	95 Mark		
„ „ 3. „	110 „	115 „		
„ „ 2. „	125 „	135 „	145 Mark	155 Mark
„ „ 1. „	160 „	180 „	200 „	

und für die ältern Offiziere auf Post- und Schnelldampfern bis 300 Mark. An sogenannten Kompetenzen erhalten die ersten Offiziere monatlich 63, die andern 31½ Mark, während die Lloydoffiziere gewisse Getränke frei erhalten, bei Mehrbedarf aber den vollen Bordpreis der Passagiere erster Kajüte zahlen müssen.

Auf den Dampfern der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft beziehn die dritten Offiziere 90 Mark, die zweiten 110 Mark, die ersten 175 Mark und Getränke nach Diskretion. Wenn das Schiff in einem Jahre keine Havarie über eine gewisse Summe gehabt hat, bekommt der erste Offizier 600 Mark Gratifikation, die andern entsprechend weniger.

Auf den Dampfern andrer Linien bewegen sich die Heuern

für die 3. Offiziere	zwischen	70	und 80 Mark
„ „ 2. „	„	80 „	110 „
„ „ 1. „	„	110 „	140 oder 150 Mark.

Die Offiziere des Norddeutschen Lloyds haben in und außer Dienst in saubrer Uniform zu gehn, die der Hamburg-Amerikalinie nur im Dienst. Manche andern Linien haben auch Uniformen vorgeschrieben, aber es wird meistens nicht darauf gesehen, daß sie immer sauber sind oder im Dienst immer getragen werden. Daß es viel Geld kostet, jederzeit in tadelloser Uniform zu gehn, braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden, aber ich möchte

Digitized by Google

mir zu bemerken erlauben, daß infolge davon die dritten und vierten Offiziere der großen Linien mit ihren Besoldungen sehr knapp auskommen, und daß viele, die ihre Uniformen beim Eintritt nicht bar bezahlen konnten, jahrelang nicht damit zurecht zu kommen pflegen.

Über die Besoldungsverhältnisse der Kapitäne bin ich wenig unterrichtet. Die Lloydkapitäne wie die der Hamburg-Amerikalinie sollen mit jährlich 4500 Mark anfangen, zu denen noch nach oben und nach unten begrenzte Tantiemen kommen. Auf Dampfern in kleiner Fahrt, wie auf der Neptunlinie, sollen sich die Besoldungen zwischen 2700 und 3600 Mark bewegen. Den Leser dürfte es interessieren, wenn ich hinzufüge, daß unsre Hauptwettbewerber, die Engländer, rund 25 Prozent Heuer mehr für ihre Bemannung zahlen als wir (vergl. Hansa 1896, S. 270).

Auf den Segelschiffen ist der Obersteuermann der Ladungsoffizier, er nimmt die Ladung in Empfang, untersucht, soweit es möglich ist, Fässer, Kisten und Emballage, ob alles gut und unversehrt ist, richtet den Raum ein, indem er für Garnier sorgt, läßt die Stauung durch den Untersteuermann nach seiner Anordnung überwachen und stellt schließlich dem Ablader den Empfangschein aus, nach dem der Kapitän dann das Konnossement unterzeichnet. Beim Löschen haftet er dem Kapitän, Reeder und Empfänger für Fehlendes. Wenn sich Beschädigungen der Ladung finden, hat er die amtlichen Besichtiger heranzurufen, die feststellen, ob die Beschädigung durch höhere Gewalt oder durch Nachlässigkeit der Schiffsbesatzung entstanden ist. Das Reichsgericht hat entschieden, daß der Obersteuermann nur dann für Manko der Ladung haftbar ist, wenn er beim Laden und Löschen nicht anderweitig dienstlich in Anspruch genommen war und nur einen Arbeitergang zu beaufsichtigen hatte. Sobald er also mehrere Luken und mehrere Arbeitergänge zu beaufsichtigen hat, ist er juristisch frei von seiner Haftpflicht. Aber was hilft ihm das! Will er für Manko nicht zahlen, so wird er entlassen, und was ihm ins Zeugnis geschrieben wird, weiß jeder Berufsgenosse.

Auf den Dampfern der größten deutschen Linien ist meistens der zweite Offizier der Ladungsoffizier. Da vielfach in zwei bis vier Luken geladen oder aus ihnen gelöscht wird, vielfach noch dazu auf beiden Seiten, so hat er nicht selten acht bis zehn Arbeitergänge zu beaufsichtigen. Auf den Kolossaldampfern der Gegenwart, die bis zu 12000 bis 15000 Tons Ladung mitnehmen, steigt die Anzahl der Kolonnen noch höher; man bekommt Dampfer zu sehen, die dreißig Ladebäume und Kräne führen, von denen die einen die Ladung beim Laden auf das Deck, die andern in den Raum schaffen. Beim Löschen ist es natürlich umgekehrt. Unter diesen Umständen kann der zweite Offizier natürlich unmöglich weder die Einnahme, noch die Löschung oder Stauung der Ladung im einzelnen überwachen. Es werden ihm dann die jüngern Offiziere, Bootsleute, Steuerer usw. zur Aushilfe beigegeben, aber er ist verantwortlich für das, was sie thun. Schnelligkeit der Expedition ist die Signatur der Gegenwart, deshalb wird das Laden und Löschen Tag und

Digitized by Google

Nacht fortgesetzt. So kommt es dann gar nicht selten vor, daß dies zwei- oder dreimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen weiter geht. Die Arbeiter wechseln ab, aber das zur Überwachung angestellte Personal, besonders der Ladungsoffizier, ist nicht zweifach vorhanden und muß aushalten; ob er vor Müdigkeit umfällt oder im Stehn einschläft, macht keinen Unterschied, seiner Verantwortlichkeit wird er nicht quitt. In Zwischenhäfen wird oft aus demselben Luk zugleich nach der einen Seite gelöscht und von der andern Seite hinein geladen, von und nach verschiednen Decken. Die eingenommne Ladung ist fast immer nach verschiednen Häfen bestimmt, sie muß so verstaut werden, daß sie im Löschhafen bequem zur Hand ist und die andre Ladung nicht erst auf der Suche nach Kisten und Kasten umgerissen werden muß, denn dann giebt es böse Gesichter und am Ende gar Entlassung. Dabei muß endlich noch auf Tiefgang und Stabilität des Schiffes sorgfältig acht gegeben werden, nämlich daß das Schiff wenigstens ungefähr auf ebnem Kiel liegt, weil es sonst schlecht läuft, und daß die schwere Ladung weder zu hoch noch zu tief liegt, weil das Schiff sonst zu rank oder zu steif ist, oder wissenschaftlich ausgedrückt: die metazentrische Höhe darf weder zu groß noch zu klein werden. Die Doktoren der kranken Seeleute haben sogar schon haarklein bewiesen, daß der Offizier die Berechnung der metazentrischen Höhe seines Schiffes muß ausführen können, und Schiffsbautechniker haben ihm höchst wertvolle Tabellen zusammengestellt. Das ist prachtvoll, aber woher soll die Zeit genommen werden, da auch ohne dies alle Offiziere aufs äußerste angespannt sind? Wie tief das Schiff beladen werden soll, bestimmt der Reeder, aber der Kapitän muß in kritischen Fällen die Verantwortung dafür übernehmen.

Von den deutschen Schiffervereinen sind schon mehrfach Anläufe gemacht worden, für die deutschen Schiffe ein ähnliches Gesetz über die Tiefladelinie und Deckladung zu bekommen, wie die Engländer es haben, allein die Reedereien fühlen sich unter den jetzigen freien Verhältnissen so wohl wie nur möglich und haben das Gesetz unter dem Einwande noch immer verhindert, daß eine allen gerechten Ansprüchen genügende Tiefladelinie wissenschaftlich und praktisch nicht festzustellen sei. Das mag richtig sein, allein giebt es nicht Gesetze genug, die nicht allen gerechten Ansprüchen genügen und doch segenreich wirken! In England mit seiner Reederei, die größer als die aller andern Staaten zusammengenommen ist, wirkt das Gesetz, kurzweg Plimsollgesetz genannt, ganz befriedigend; es ist auf alle in England ladenden Schiffe, also auch auf die deutschen ausgedehnt, und es kam bisher gar nicht so selten vor, daß ein danach zu tief beladnes deutsches Schiff von den englischen Behörden angehalten wurde und einen Teil seiner Ladung löschen mußte. Das ist für die deutsche Flagge etwas beschämend, aber im Grunde genommen heilsam. Die Hamburg-Amerikalinie läßt das Plimsollmark jetzt an ihre Schiffe anbringen. Als vor kurzem das erste mit diesem versehene Schiff auslief, berichtete die Direktion dies Seiner Majestät dem Kaiser, der umgehend telegraphisch seine hohe Befriedigung darüber aussprach. Hoffentlich ist dies die Einleitung zu einem

Digitized by Google

deutschen Tiefladegesetz, dem sich Bestimmungen über das Maximum der Deckladung anschließen.*)

Wenn man endlich mit dem Laden und Löschen fertig geworden ist, geht es sofort in See, denn time is money, und der Ladungsoffizier hat am Ende sofort seine Wache auf der Brücke wahrzunehmen. Überkommt ihn bei seiner Müdigkeit gar noch eine Kollision, oder läuft er auf den Strand, dann ist es um ihn geschehn. Weil solche übermüdeten Offiziere geradezu eine Gefahr für das eigne und für andre Schiffe sind, hat sich die Gesetzgebung der Sache angenommen, und der augenblicklich dem Reichstage vorliegende Entwurf einer Seemannsordnung bestimmt in § 33: Dagegen ist denjenigen Schiffsoffizieren, die den Dienst auf Deck versehen, im Hafen eine Ruhezeit von mindestens acht Stunden innerhalb jeder vierundzwanzig Stunden zu gewähren.

Auf den Dampfern zweiter Klasse giebt es nur drei Offiziere, die im Hafen gerade so in Anspruch genommen sind wie die auf Dampfern erster Klasse. Die kleinern Dampfer mit einem oder zwei Offizieren treiben kleine oder Küstenfahrt und machen meistens sogenannte Rundtouren. Während einer vielleicht vierzehntägigen Rundtour laufen sie acht bis zwölf Häfen an, in jedem wird gelöscht und geladen, und wenn das letzte Stück erledigt ist, werden die Festmachetaue losgeworfen, es geht in See, und der Offizier hat seine Brückenwache ebenso wahrzunehmen, als wenn er acht Tage Urlaub gehabt hätte. Daß ich höchst neugierig bin, wie die angeführte Stelle der neuen Seemannsordnung wirken wird, wird mir sogar ein binnenländischer Leser nachfühlen.

Da der Ladungsoffizier weder Stückzahl, noch Maß oder Gewicht der eingenommnen Ladung kontrollieren oder kontrollieren lassen kann, lassen gegenwärtig schon manche Reeder die Ladungen am Lande oder in den Leichtern zählen, messen oder wägen, aber andre überlassen dies ganz ruhig den vielgeplagten Offizieren, denn es ist so Gebrauch von alters her. Die Mannschaft erhält die beim Laden oder Löschen zugebrachten Überstunden bezahlt, aber eines Offiziers soll dies nicht würdig sein, er erhält nur seine Heuer, und wenn er noch so viele Überstunden gearbeitet hat. Bei einigen Dampferreedereien erhalten die Offiziere eine Pauschalgratifikation, wenn kein Ladungsmanko vorgekommen ist, bei den weitaus meisten nichts, denn sie haben ja nur ihre Pflicht gethan; ja bei andern mußten sie früher (ob es noch so ist, weiß ich nicht) einen Teil ihrer Heuer stehn lassen, bis die etwaigen Claims für Ladungsmanko abgewickelt waren. Bei einer größern Reederei mußte der Kapitän, der doch während des Ladens und Löschens am Lande übergenug zu thun hat, 20 Mark, der erste Offizier 15 Mark, der zweite 12 Mark und der dritte 10 Mark stehn lassen. Von diesem Gelde wurden die Claims in pleno bezahlt, einerlei, ob dem Einzelnen eine Unaufmerksamkeit oder ein Verschulden nachgewiesen werden konnte oder nicht.

*) Ist inzwischen auf dem diesjährigen Seeberufsgenossenschaftstage zu Mannheim schon teilweise in Erfüllung gegangen.

Digitized by Google

Der jüngste Offizier muß auf den nicht erstklassigen Dampfern im Hafen den für die Weiterreise nötigen Proviant und die sonstigen Ausrüstungsgegenstände in Empfang nehmen, die Güte und das Gewicht der Gegenstände im Fluge feststellen und dafür den Empfangschein ausstellen. Er hat dann dem Koch den täglichen Proviant zuzuteilen und muß darüber Buch führen. Giebt er mehr aus, als die Reederei vorgeschrieben hat, oder als in der Musterrolle stipuliert ist, dann sind ihm entsprechende Abzüge von seiner Heuer gewiß, besonders da, wo die Reederei ihre Schiffe einem Unternehmer in Kost gegeben hat, damit sie von der Proviantierung entlastet wird, oder weil ein Engros-Unternehmer den Proviant billiger liefern kann als die Reederei. Giebt er weniger, dann protestiert der Koch sofort oder die Mannschaft später. Auf erstklassigen Schiffen verwaltet der Zahlmeister oder Verwalter den Proviant.

Auf den Dampfern der erstklassigen Linien geht die Deckmannschaft auf See in den Tropen drei, sonst im allgemeinen zwei Wachen, d. h. sie ist in drei oder zwei Abteilungen geteilt, die abwechselnd Wache an Deck haben. Für drei Wochen sind häufig zwei zweite Offiziere vorhanden, die mit dem ersten die Wachbefehlshaber sind; für zwei Wochen sind der erste und der zweite Offizier die Befehlshaber und haben sich auf der Brücke aufzuhalten. Sie führen deshalb auch die Bezeichnung „Brückenoffiziere," weil sie von der Brücke aus alle Arbeiten und die Navigation leiten. Die jüngern Offiziere dienen ihnen als Adjutanten und Stellvertreter, wenn sie gezwungen sind, auf kurze Zeit die Brücke zu verlassen. Die Art der Steuerleute, wie sie die Crathie hatte, als sie den Schnelldampfer Elbe in den Grund bohrte, ist, Gott sei Dank, auf deutschen Schiffen noch nicht angetroffen worden. Ob das Wetter gut oder schlecht, die Luft klar oder dick von Nebel, Regen oder Schnee ist, ob das Thermometer 20 Grad unter oder 30 Grad über Null zeigt, er wankt nicht vom Platze, denn je schlechter das Wetter ist, desto nötiger ist er da, bis er von seinem Kollegen abgelöst wird, oder bis eine Sturzsee ihn samt der Brücke über Bord fegt und die See sein Grab wird.

Bei Nebel, Schnee oder dickem Regen kommt der Kapitän mit auf die Brücke, der Ausguck wird doppelt und dreifach besetzt, die Fahrt des Schiffes wird ermäßigt, und das Nebelhorn oder die Sirene stößt jede Minute ihren sechs Sekunden langen Schrei aus, der in den Ohren gellt und durch Mark und Bein dringt. Aller Augen suchen den Nebel zu durchdringen, das Ohr lauscht gespannt auf Töne des Nebelhorns eines andern Schiffes. Da tönt in das Ohr, das durch die eigne Dampfpfeife schmerzt, von einem Segelschiffe der schwache Ton des Nebelhorns! Wo ist es? Gerade voraus? nein an Steuerbord, nein an Backbord ist es! Der Maschinentelegraph fliegt auf „Stopp die Maschine," in einer Sekunde kommt die Antwort, daß das Kommando verstanden ist, nach zehn Sekunden steht die Maschine. Die Dampfpfeife stößt wieder ihren Schrei aus, und das Nebelhorn antwortet sofort schon unheimlich nahe, fast gerade von vorn ertönt es, aber zu sehen ist nichts. „Volle Kraft rückwärts" lautet das nächste Kommando, das auch sofort ausgeführt

Digitized by Google

wird. Da ist der Segler gerade voraus nach links segelnd! „Hart rechts“ das Ruder! Der Dampfer mindert seine Fahrt von Sekunde zu Sekunde und gehorcht trotz rückwärts gehender Schraube dem Ruder. Wird er die Fahrt verlieren, ehe er den Segler erreicht, kommen wir hinter ihm herum? Der ganze Dampfer erbebt von der rasend arbeitenden Maschine. Alle an Deck stehn atemlos auf ihren Posten festgebannt, die Sekunden dehnen sich zu Minuten. Da ertönt von vorn der Ruf — er gleicht einem Jubelgesang —: Alles klar! Nicht fünf Meter weit gehn die Schiffe voneinander klar. Gott sei Dank! Nicht selten stoßen die Schiffe zusammen, eins von ihnen oder beide sinken auf den Meeresgrund, und Menschenleben gehn dabei verloren. Wer einmal diesen Unglücksfall mit erlebt hat, vergißt ihn nie wieder. Tritt dickes Wetter ein, so steht ihm die Szene wieder vor dem geistigen Auge, und die jüngern Offiziere sagen dann wohl: Bei dickem Wetter ist er doch recht nervös.

Bei Nebel, Schneefall oder dichtem Regen muß das Schiff mit mäßiger Geschwindigkeit fahren, sagt das Gesetz. Ja, muß fahren! Aber wo bleibt der von der Reederei auf viele Monate hinaus festgestellte Fahrplan? Er soll und muß eingehalten werden, sonst — also —! Das Gesetz bekommt den Schiffer und den Offizier nur dann zu fassen, wenn ein Unglück geschieht, aber der Reeder hat ihn unter allen Umständen, also vorwärts. Es giebt Gegenden, in denen zeitweilig mehr als die Hälfte der Stunden eines Monats dichte Nebel herrschen, aber wenn gewisse Schiffe diese Gegenden passieren, ist es immer nur etwas neblig. Wenn ein Schiff übergerannt wird, macht das nicht allzuviel. Der Fahrplan wird eingehalten oder gar ein neuer Rekord geschaffen, die Reederei oder deren Versicherer bezahlt, und die Schiffsleitung mag sehen, wie sie sich mit dem Seeamt, mit dem Strafrichter und mit dem eignen Gewissen abfindet.

In dem schriftlich abzufassenden Mietkontrakt zwischen Reeder oder Kapitän und der Schiffsbesatzung, Musterrolle genannt, lautet ein Artikel: „Der Schiffsmann verheuert sich auf dem Schiffe von (Abgangshafen) nach X und weiter,“ sei es, daß eine Fracht von und nach diesen Häfen schon abgeschlossen ist, oder daß das Schiff in Ballast nach dem zweiten Hafen segelt, um dort Fracht zu suchen. Die Mannschaft muß dann mit dem Schiffe nach jedem Hafen, einerlei, in welcher Zone er liegt; ob er gesund ist oder nicht, macht nicht den geringsten Unterschied. Ist ein Hafen durch Cholera, gelbes Fieber, Malaria, Pest oder Ruhr verseucht, und unterliegen die Herkünfte in Deutschland oder irgend einem andern Lande der Quarantäne, hilft nichts, die Mannschaft muß mit, einerlei, ob sie dort ihr Grab findet oder nicht. Nach und von solchen Häfen steigen die Frachten sofort bei dem Ausbruch der Krankheit, und dies ist die Ursache, daß sie von Schiffen trotz der Verseuchung zahlreich aufgesucht werden. Als in Hamburg vor acht Jahren die Cholera wütete, weigerten sich die Mannschaften englischer Schiffe vielfach, dahin zu gehn, und die Richter entschieden, daß sie damit im Rechte seien. Mannschaften deutscher Schiffe

Digitized by Google

hätten ein solches Urteil nicht erstritten. In der letzten großen Gelbfieberepidemie zu Santos sind viele Schiffsmannschaften, die gezwungen dahin mitgegangen waren, gestorben, nachgesandte Mannschaften ebenfalls, ja einige Schiffe sind von den Reedern dort sogar aufgegeben worden. Ob die Vorschrift des Entwurfs der neuen Seemannsordnung der Mannschaft etwas nützen wird, steht meines Erachtens sehr dahin. Sie lautet § 69, Absatz 1 Nr. 4: „Ein Schiffsmann kann seine Entlassung fordern, wenn das Schiff nach einem Hafen bestimmt ist, gegen dessen Herkünfte schon zur Zeit der Anmusterung laut vorher erfolgter amtlicher Bekanntmachung der zuständigen deutschen Behörde wegen Pest-, Cholera- oder Gelbfiebergefahr die gesundheitspolizeiliche Kontrolle angeordnet war, sofern nicht der Schiffsmann sich in Kenntnis des Bestimmungshafens hat anmustern lassen."

In dem Entwurf der neuen Seemannsordnung heißt es in § 79: „Der Schiffsmann ist der Disziplinargewalt, der Schiffsjunge der väterlichen Zucht des Schiffers von Antritt des Dienstes bis dessen Beendigung unterworfen." Die Seemannsordnung von 1872 hatte die väterliche Zucht, die bis dahin bestanden hatte, abgeschafft, weil sie zu oft mißbraucht wurde, und verbietet überhaupt jede körperliche Züchtigung als Strafe. Sind denn in den verflossenen achtundzwanzig Jahren die Schiffsjungen so viel schlimmer geworden, daß mit ihnen ohne gesetzliche Prügel nicht mehr auszukommen ist? Daß die Verhetzung der Arbeiter die aus diesen Kreisen stammenden Jungen vielfach roh und zügellos gemacht hat, zeigen uns freilich oft genug die Zeitungen und die eigne Erfahrung, denn überall, wo es Radau giebt, sind die halbwüchsigen Herren Jungen die schlimmsten. Jedoch ist diese Sorte, Gott sei Dank, an Bord wenig zu finden, denn sie fürchten durch die dort herrschende Disziplin Einbuße an ihrer Menschenwürde zu erleiden. Wie mag es in Zukunft mit der Wiedereinführung der väterlichen Zucht werden? Ich befürchte nicht besser als früher. Wie wird sie auf den Nachwuchs wirken? Besser situierte Eltern und Vormünder werden sich noch zwei- oder dreimal mehr besinnen als früher, ehe sie ihre fünfzehn bis achtzehn Jahre alten Söhne und Mündel aus Tertia oder Sekunda zur See gehn lassen, wo sie im zwanzigsten Jahrhundert mit gesetzlich erlaubten Prügeln bedacht werden dürfen. Hoffentlich merzt der Reichstag die väterliche Zucht des Schiffers wieder aus, denn der notwendigen Vermehrung unsrer Seeleute ist sie absolut hinderlich.

Im vorstehenden habe ich versucht, den Binnenländern einige Schattenseiten des seemännischen Lebens zu schildern, aber ich will nicht verhehlen, daß es auch Lichtseiten hat, die meines Wissens in der deutschen Litteratur niemand anziehender geschildert hat, als der Kontreadmiral a. D. Werner in seinen Seebildern, die zuerst im Daheim erschienen und später in seinem Buche von der deutschen Flotte gesammelt herausgegeben worden sind. Ich bitte den Leser, auch diese nachzulesen und sich dann ein Urteil zu machen, ob die Bezahlung der Seeleute und ihre soziale und geschäftliche Stellung wirklich so gut sind, wie sie von Flotten- und Schulschiffschwärmern gerade jetzt

Digitized by Google

in überzeugungsvollem Brustton in die Welt hinausposaunt werden. Ein Beispiel dieser Art giebt Herr S in der Hansa Nummer 17 dieses Jahres, aus der im Eingange dieser Arbeit zwei Absätze entnommen worden sind. Herr S ist jedenfalls kein Seemann, sondern wird vom sichern Lande aus, nämlich vom Kontor oder Bureau aus, vielleicht gelegentlich auf Seereisen als Passagier seine seemännischen Kenntnisse erworben haben. Aufs höchste erstaunt hat mich Herr S bei seiner Anpreisung des Kadettenschulschiffs durch den Hinweis, „daß englische und französische Offiziere längst eine andre praktische Ausbildung wie englische und französische Matrosen genießen." Es ist wahr, daß wir von englischen Seeleuten manches gelernt haben, indem unsre jungen Seeleute auf englischen Schiffen gedient und später ihre Erfahrungen auf deutschen Schiffen verwertet haben, aber trotzdem ist der Gewinn für sie selbst — abgesehen von den Sprachkenntnissen — doch recht problematischer Natur. Jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß, daß der englische Matrose ein ganz andrer Mensch als der deutsche ist. Sein Schulunterricht und seine Erziehung sind im Durchschnitt viel geringer als die des deutschen, dazu ist er viel roher und unzuverlässiger und unter Umständen brutal und streitsüchtig. Für den deutschen Matrosen ist es bisher ein wahres Glück gewesen, daß nicht selten junge Leute aus bessern Familien das Logis mit ihm geteilt haben; hält man diese daraus fern, dann fehlt für die andern Sauerteig und Salz zum Brotbacken, und die Gesamtheit unsrer Seeleute muß in jeder Hinsicht Einbuße an ihren guten Eigenschaften erleiden. Freuen wir uns nicht jedesmal, wenn in den Zeitungen unsre Seeleute vor denen andrer Nationen ihres gesitteten Betragens wegen gelobt werden? Wie wird es damit werden, wenn ihnen die guten Beispiele der Söhne aus bessern Familien fehlen, indem man diese durch die Kajütenfenster ins Schiff spazieren läßt und zweierlei Schiffsoffiziere schafft, von denen diese Art von dem Denken und dem Fühlen, von den Freuden und den Leiden des Matrosen keine Ahnung hat? Und wie wird es bei diesen feinen Herrchen mit der Disziplin bestellt sein? Ich habe oben gesagt: Die jungen Leute der Küstenbevölkerung gehn in der Hoffnung zur See, daß sie es später zum Kapitän oder doch zum Steuermann bringen. Durch Kadettenschulschiffe nimmt man ihnen diese Hoffnung, und durch Einstellung von zehn Kadetten hält man dreißig andre Jungen von der Seefahrt fern. Ob der Herr S seine Jungen, wenn er welche hat, wohl zur See gehn läßt? Ja Bauer, das ist ganz was andres!

Wie es auf See zwischendurch im neuen Jahrhundert noch hergeht, mögen zwei Zitate aus der Hansa Nr. 18 dieses Jahres illustrieren: 1. Die jüngst vor dem Hamburger Seeamt abgehaltne Verhandlung über die Kollision des deutschen Fischerkutters H F Nr. 194 Schwalbe Finkenwärder mit dem holländischen Fischdampfer Holland I führt uns Zustände vor Augen, wie sie für die Wikingerzeit oder unter der schwarzen Flagge der Korsaren nicht zutreffender geschildert werden können. Das deutsche Fahrzeug fischt am hellen Tage bei klarem, schönem Wetter unter Norderney. Dann kommt ein Dampfer,

Digitized by Google

läuft den Fischer an, läßt einen Mann des genannten Fahrzeugs durchprügeln und geht wieder von dannen. Maschinenmanöver werden bei der ganzen Zeremonie nicht gemacht. Von der Dampferbesatzung sah man vor der Kollision nur einen Hut, der sich hinter dem Schutzkleid der Kommandobrücke hin und her bewegte. Nach der Kollision erschienen mehrere Wesen an der Reeling. Weil die Befürchtung vorlag, das angerannte Fahrzeug könnte unter den Füßen wegsinken, kletterte die aus drei Mann bestehende Besatzung schnell auf den Dampfer über, in der begreiflichen Voraussetzung, dort menschliche, mitfühlende Geschöpfe zu finden. Diese Annahme hat sich nicht bestätigt, denn statt die Flüchtigen, die durch die unentschuldbare Unaufmerksamkeit des Dampferführers Schiffbrüchige geworden waren, wenn auch nicht freundlich, so doch wenigstens bemitleidend zu empfangen, schlug ihnen ein besonders verwildertes Geschöpf mit einer Kohlenschaufel auf Kopf und Hände. Nach diesem Empfang blieb den Unglücklichen nichts andres übrig, als wieder auf ihr beschädigtes Fahrzeug zurückzukehren. Der Dampfer ging dann weiter. Glücklicherweise war der Kutter dicht geblieben und konnte mit Hilfe andrer Fahrzeuge nach Kuxhaven gebracht werden.

2. Ein würdiges Seitenstück zu dem Untergang des englischen Dampfers Scotsman bei Belle Isle ist der jüngst geschehne Verlust des ebenfalls englischen Dampfers Mexican an der südafrikanischen Küste. Dort wie hier eine vollständig demoralisierte Mannschaft. Unbegrenztes Verlangen nach Alkohol und auffallend unentwickeltes Unterscheidungsvermögen über Mein und Dein sind die hauptsächlichsten Merkmale. Anstatt die Passagiere zu retten, taumeln einzelne Leute total betrunken zwischen schreienden Frauen und Kindern umher, andre arbeiten mit Hammer und Brecheisen an Passagierkoffern, wieder andre verwerten erlernte Boxerkünste am Körper ihrer Spießgesellen, während der Rest mit einigen energischen Passagieren um den Besitz eines Bootes kämpft. Ob die Befehlenden in diesem Schauspiel mitgewirkt haben oder gar die Regie in Händen hatten, ist nicht bekannt. Nur so viel steht fest, daß ein an Bord des Winkfield (eines Dampfers in der Nähe, dessen Besatzung schließlich das Rettungswerk ausführte) anwesender Armeeoffizier mit dem Säbel in der Hand bemüht war, unter den schiffbrüchigen Trunkenbolden und Raufbolden Ordnung herzustellen. Die englische Presse, die sich mit der unliebsamen Affaire beschäftigt hat, glaubt, es werde sich bei der Untersuchung herausstellen, daß die Besatzung des Mexican zumeist aus Ausländern bestanden habe.

Digitized by Google

Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

2

Beim Wirfter Schulhause führt ein schmaler Waldweg zu einem Hochplateau empor, auf dessen höchster Erhebung ein Heiligenhäuschen steht. Eine rohgezimmerte Holzbank, durch dieses Häuschen vor dem Winde geschützt, ladet zu kurzer Rast ein. Von diesem Punkte aus genießt man eine Aussicht, die, ganz abgesehen von ihren malerischen Reizen, besser als die längsten Beschreibungen es vermöchten, den Besucher über Charakter und Formation der Eifel belehrt. Ein Rundgemälde, von diesem Luginsland aufgenommen und an einem dem großen Publikum zugänglichen Orte, vielleicht in einer Großstadt, ausgestellt, müßte meines Erachtens in den weitesten Kreisen die Lust wachrufen, sich genauer mit dem außerhalb der Rheinprovinz kaum dem Namen nach bekannten, merkwürdigen Gebirgslande vertraut zu machen.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Spezialkarte der Gegend genügt, diese Behauptung zu rechtfertigen. Die Ahr, die bisher in südöstlicher Richtung geflossen ist, wendet sich unmittelbar unter unserm Standorte nach Norden und bildet mit drei an dieser Stelle in sie einmündenden Bächen strahlenförmig zusammentreffende Thäler. Die von diesen eingeschlossenen Bergrücken in der durchschnittlichen Höhe von 500 Metern erscheinen als ein ausgedehntes, tief zerklüftetes Hochplateau, über das sich ostwärts der noch 200 bis 300 Meter höhere Gebirgsstock der Hohen Eifel mit seinen schön geformten Kuppen und Spitzen erhebt. Wir sehen auf der Thalsohle grüne Wiesen, an den Abhängen der Berge Wälder und auf der welligen Hochfläche Heide, Ödland und Stoppelfelder. Hier und da zeigt sich dort oben ein Dörfchen, so in nordöstlicher Richtung Reiferscheid, dessen weißer Kirchturm auf viele Meilen im Umkreise sichtbar ist, und in nordwestlicher Aremberg, am Fuße des über dem Ahrthale aufsteigenden hohen Burgberges. Die von verwilderten Gärten umgebnen letzten Trümmer der einst sehr ansehnlichen Burganlage, des Stammschlosses des noch blühenden Aremberger Herzogsgeschlechts, liegen auf der Nordseite des Berges. Die herzogliche Familie, die zum größten Leidwesen der Eifelbevölkerung in Brüssel wohnt, neuerdings auch in Berlin ein Palais erworben hat, zeigt leider für ihre Stammburg wenig Interesse und thut so gut wie nichts, die Ruinen vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren. Der jetzige noch junge Herzog, der zu den begütertsten Magnaten Europas gehört, soll allerdings vor einigen Jahren die Absicht gehabt haben, seine Residenz für die Sommermonate nach dem Schlosse zu Schleiden zu verlegen, in dessen Nähe viele tausend Morgen Waldlandes sein Eigentum sind. Man erzählt jedoch, die Gegend sei ihm durch einen Unfall auf der Jagd, bei dem einer seiner Freunde ums Leben kam, so verleidet worden, daß er von der Ausführung seines Vorsatzes endgiltig abgesehen habe. Dies ist um so mehr zu bedauern,

Digitized by Google

als die Bevölkerung der Gegend mit rührender Liebe an seinem Hause hängt und auf die Rückkehr „ihres" Herzogs, wie die Juden auf die Ankunft des Messias, wartet. Sind doch die Aremberger die einzigen unter den zahllosen Eifeldynasten der Vergangenheit, die durch glückliche Schicksalswendungen mancher Art immer wieder in den Besitz ihres Stammlandes gekommen sind. So ist es ihnen zum Beispiel gelungen, ihre in der Revolutionszeit eingezogenen Güter durch die eheliche Verbindung mit einer Verwandten Napoleons I. wenigstens teilweise zurückzuerhalten. Das Geschlecht besteht seit dem Jahre 1129, erlosch aber schon 1280 und wurde durch eine weibliche Seitenlinie fortgeführt. Im Jahre 1549 wurden die damaligen Grafen von Aremberg aus dem Hause Barbançon-Ligne in den Reichsgrafenstand, 1576 in den Fürstenstand erhoben und 1645, namentlich wegen der Verdienste des damaligen Arembergers um die Bekämpfung des reformationsfreundlich gesinnten Kölner Erzbischofs Gebhard Truchseß, von Kaiser Ferdinand III. mit der Herzogswürde und andern Gunstbeweisen bedacht. Als Kuriosum sei erwähnt, daß jedesmal der erstgeborne Sohn des Hauses von Geburt an Ritter des Goldnen Vließes war. Trotz ihrer streng katholischen Gesinnung waren die Aremberger auch ihren protestantischen Unterthanen in der Schleidener Gegend tolerante Landesherren, was daraus hervorgeht, daß sie ihnen einen Saal ihres Schlosses zum Gottesdienst überließen. Auch den Geistesströmungen der Zeit verschlossen sie sich nicht, gehörten doch Rousseau und Mirabeau zu den Freunden ihres Hauses. Beim Wiener Kongreß wurde der herzogliche Besitz mediatisiert. Seitdem ist das Geschlecht vom politischen Schauplatze zurückgetreten.

Mein Weg führte mich durch das ausgedehnte aber ärmliche Dorf Hoffeld. Hier waren die Leute mit dem Schneiden des kümmerlichen Hafers und dem Einbringen des Buchweizens beschäftigt, der einzigen Feldfrüchte, die neben der häufig mißratenden Kartoffel auf dieser rauhen Höhe noch fortkommen. Das Dorf selbst scheint alt zu sein, wie überhaupt gerade die ältesten Wohnstätten der Eifel merkwürdigerweise auf den Höhen und nicht in den Flußthälern liegen, was daher kommen mag, daß die hochliegenden Ortschaften weniger durch Überfälle und Plünderungen der meist in den Thälern marschierenden Soldateska des Mittelalters und der neuern Zeit zu leiden hatten. Auch mögen keltische und römische Niederlassungen, namentlich die zum Schutze der immer über die Höhen geführten Römerstraßen angelegten Kastelle häufig die Veranlassung zur Gründung der Eifeldörfer gegeben haben, um so mehr als in der Regel die Trümmer der alten Wohnstätten und Befestigungen brauchbares Baumaterial boten. Auch heute kann man noch beobachten, daß der Eifeler Bauer, ähnlich wie sein Kollege in der römischen Campagna, die antiken und mittelalterlichen Ruinen seiner Heimat gern als Steinbruch ausnutzt oder doch auszunutzen versucht — eine Bemühung, die allerdings mitunter durch die unglaubliche Festigkeit des alten Mörtels völlig vereitelt wird.

Hinter Hoffeld zieht sich der Weg noch eine Weile über das Hochplateau dahin und führt dann über den steilen Abhang wieder ins Ahrthal hinab. Allerdings ist die Bezeichnung „Weg" nur dann zutreffend, wenn man darunter einen bald breitern bald schmälern Streifen bloßliegenden Schiefergesteins versteht, das ähnliche Erscheinungen wie der oben erwähnte Wirfter Kirchfels aufweist. So dürr die Hochfläche ist, so reich an Quellen zeigt sich der Abhang. Überall sickerten Wasseradern aus dem Gestein hervor, verloren sich wenig Schritte abwärts im Geschiebe und traten weiter unterhalb wieder ans Licht. Drunten im Thale, wo ich um die Mittagstunde anlangte, erwartet den Wandrer eine Szenerie von hohem landschaftlichem Reiz. Von stattlichen

Digitized by Google

Baumgruppen beschattet und von Wasser umgeben liegt dort das alte, längst außer Betrieb gesetzte Eisenwerk Stahlhütte, in dessen geräumigen Gebäuden augenblicklich eine Holzbearbeitungsanstalt untergebracht ist. Auch hier war alles wie ausgestorben, die Maschinen ruhten, und die Arbeiter schienen ihren Mittagschlaf zu halten. Sogar das Schilf in den Teichen regte sich nicht — es war eben die Stunde, wo der große Pan schläft. Ich schaute mich lange vergebens nach einem lebenden Wesen um, endlich entdeckte ich einen Eisvogel, der aber auch wie traumversunken auf dem Geländer der Schleuse saß und unbeweglich in die Flut spähte. Plötzlich stieß er hinab und kam mit einem Fische im Schnabel wieder zum Vorschein. Aber er sollte sich seiner Beute nicht freuen, sie entschlüpfte ihm und fiel mit lautem Aufschlag in das Element zurück. Damit war der Bann gebrochen, der unglückliche Fischer strich mißmutig ab, im Fluge seine wahrhaft exotisch bunte Farbenpracht entfaltend. Im Schilfe regten sich Enten, deren erstauntes Geschnatter die Hühner auf dem Hofe beantworteten, ein Hund schlug an, und bald darauf begannen drinnen im Sägewerke die Räder zu surren.

Ich setzte meinen Weg fort und stieg die steile Straße zu dem ansehnlichen Dorfe Dorfel empor. Dieser Ort ist das typische Beispiel einer alteifeler Dorfanlage. Die Häuser stehn planlos durcheinander, ja es gewinnt den Anschein, als hätten sich ihre Erbauer Mühe gegeben, alles zu vermeiden, was einer Anpassung an Richtung und Bauart der Nachbarhäuser ähnlich gesehen hätte. Jedes Haus wendet seinen Giebel nach einer andern Seite, die einzige Symmetrie war in der Anlage der Düngergruben zu finden, die alle nach der Straße zu lagen, und deren Inhalt von den zahlreichen eifrig scharrenden Hühnern ziemlich gleichmäßig über die ganze übrigens recht breite Gasse verteilt wurde. Diese war kaum passierbar, da man durch den damals grassierenden Typhus geängstigt und zu energischen Maßnahmen aufgerüttelt in aller Eile eine Wasserleitung angelegt hatte. Beim Ausschachten der für die Leitungsrohre bestimmten Gräben waren hauptsächlich Steine zu Tage gekommen, die nun, zu Wällen aufgeschichtet, die Richtung der eingegrabnen Rohre bezeichneten, und die man wohl nicht beseitigte, weil man annahm, daß sich das Erdreich in den Gräben noch senken würde. Das häufige Vorkommen des Typhus in der Eifel ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, von welcher Beschaffenheit in den hochliegenden Orten das Trinkwasser sein muß. Die Brunnen sind überall in nächster Nähe der Düngergruben und enthalten ein Wasser, dessen Farbe schon häufig auf eine recht unerwünschte Beimischung schließen läßt. Neuerdings hat sich die Regierung auch der Beseitigung dieses Übelstandes energisch angenommen. Wie ich hörte, werden jetzt Prämien für die Anlage gemauerter und zementierter Gruben ausgezahlt. In den tiefer liegenden Ortschaften, die durchweg das köstlichste, klare und gleichmäßig kalte Quellwasser zur Verfügung haben, ist der Typhus natürlich so gut wie unbekannt. Der hochbetagte Wirt des Dorfeler Gasthauses, zugleich der Ortsvorsteher, gab mir in zuvorkommender Weise über die lokalen Zustände Auskunft. Er war in seinem Leben wohl kaum über die Grenzen seines heimatlichen Kreises hinausgekommen und hatte von den Verhältnissen in der großen Welt nur sehr unklare Vorstellungen, schien aber für alles, was sein Dorf betraf, einen klaren Blick und ein richtiges Urteil zu haben. Er hatte es zu einigem Wohlstande gebracht und seinen Sohn eine höhere Schulbildung genießen lassen, worauf er sich viel zu gute that. Er beklagte, daß sein Heimatdorf in diesem Jahre während der Manöverzeit des Typhus wegen keine Einquartierung erhalten habe, fügte aber mit Stolz hinzu, daß sich zwei Dörfer in der Nähe

Digitized by Google

in die Truppenzahl hätten teilen müssen, die sonst in Dorfel allein untergebracht würde. Eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse seit den letzten fünfzehn Jahren gestand er bereitwillig zu und meinte, daß sich die jüngere Generation bei weitem nicht mehr so zu plagen brauche, wie er und andre es vordem gemußt hätten. Während man sich früher mehr auf die Viehzucht beschränkt habe, würfe jetzt auch die Landwirtschaft einigen Verdienst ab. Die Schafzucht sei ganz aufgegeben, ja durch die Behörde geradezu unterdrückt worden, weil auf den Wiesen, auf denen Schafe geweidet hätten, das Rindvieh nicht mehr fressen wolle. Aber man habe sich mit großem Eifer auf die Hühnerzucht geworfen, und aus dem für die Eier erzielten Gewinn an barem Gelde würden fast in allen Familien die Ausgaben für die nicht selbst produzierten Lebens- und Genußmittel bestritten. Dagegen seien die Pferde beinahe ganz verschwunden; in den fünfziger und sechziger Jahren habe man in Dorfel noch mehr als dreißig gezählt, jetzt seien nur noch drei vorhanden. Der kleine Bauer, der mit seinen Angehörigen wirtschafte, könne besser bestehn als der größere, da wegen des Wegzuges vieler junger Leute nach den Industriegebieten des Niederrheins die Arbeitskräfte rar und der geforderte Tagelohn kaum noch zu erschwingen sei. Man habe infolge dessen hier und da schon zu der Verschreibung ausländischer Arbeiter seine Zuflucht nehmen müssen. Auf meine Frage, ob zuweilen Fremde in das Dorf kämen, erwiderte der Wirt, in den letzten Jahren seien einigemale Touristen eingekehrt, doch sei deren Zahl vorderhand noch zu geringfügig, als daß sie für den Ort von Bedeutung sein könnten. Dagegen fände sich in jedem Herbste, mitunter auch im Winter, eine aus dreißig bis vierzig Wupperthaler Herren bestehende Jagdgesellschaft in Dorfel ein, die fast alle großen Reviere in der Umgegend gepachtet habe und meist wochenlang bleibe. Der Wildstand sei gut, namentlich was Rehe und Hasen anbeträfe, auch sei Schwarzwild vorhanden, dem man jedoch in den dichten Fichtenbeständen aus Mangel an geeigneten Hunden schwer beikommen könne.

Der wackre Alte ließ es sich nicht nehmen, mich bis an die Grenzen seines kleinen Reichs zu begleiten, damit ich den Weg nach Ahrdorf, wo ich die Landstraße wieder erreichen wollte, nicht verfehle. Aus der respektvollen Art, mit der man den Greis überall im Dorfe begrüßte, konnte ich erkennen, daß er sich als Mensch und Ortsvorsteher großer Beliebtheit und Achtung erfreute.

Der Weg über die Äcker und die öden Berghalden ins Ahrthal hinab bot wenig Bemerkenswertes. Für den Botaniker muß er jedoch von einigem Interesse sein, weil hier eine großblütige Art des Enzians gedeiht, dessen tiefblaue Glocken den dürren Grund angenehm belebten. Ahrdorf, wo die Kelberger Landstraße auf die Chaussee nach Blankenheim trifft, ist ein saubres, wenn auch armes Örtchen, dessen Bewohner gerade mit der Grummeternte beschäftigt waren. Abgesehen von den zahllosen Herbstzeitlosen machten die Wiesen in der ganzen Umgegend einen vortrefflichen Eindruck. Man kann überall bemerken, daß die eifrig betriebnen Meliorationen, besonders die planmäßig ausgeführte Kanalisierung ihren Zweck nicht verfehlen. Desto trauriger nehmen sich jedoch weiter oberhalb des Orts, namentlich in der Gegend des Fleckens Ahrhütte, dessen Eisenwerk still steht, und dessen Häuser zum Teil in Ruinen liegen, die Berge aus. Der Laubwald wird auf dem linken Flußufer immer kümmerlicher, verschwindet schließlich ganz und macht sogar an den sonst bewaldeten Abhängen dem Ginster und Wacholder Platz. Wo der Fels bis dicht an die Landstraße vorspringt, hat man versucht, Kalkstein zu brechen, die Gruben aber bald wieder liegen lassen, weil der sonst gute Stein

Digitized by Google

wegen mangelnder Beförderungsmittel nicht verwertet werden kann. Zur Linken, auf einem Hügel in einiger Entfernung grüßt den Wandrer der letzte Rest der Burg Dollendorf, eine riesige nackte Giebelwand, die sich, von der Chaussee aus betrachtet, wie ein gewaltiger Obelisk ausnimmt. Wo die Landstraße nach einer Strecke starker Steigerung den Fluß überschreitet und sich von nun an auf dessen rechtem Ufer weiter zieht, wird die Vegetation wieder reicher. Auf der Höhe liegt ein einzelnes Häuschen, zugleich Wirtschaft und Postagentur. Da ich noch eine Stunde Wegs vor mir hatte, hielt ich auf der Bank vor der Thür eine kurze Rast. Die Sonne war schon bis nahe an den Bergrücken herabgesunken und beleuchtete den Höhenzug auf dem linken Flußufer mit warmem Goldschein. Jedes Blatt, jeder Halm schien zu glühn, und die mit Beeren schwer beladnen Kronen der Ebereschenreihe an der Chaussee glichen einer Korallenschnur. Wo sich das Thal nach Südosten zu öffnet, bot sich dem Auge noch ein letzter Durchblick auf die Hohe Eifel, deren Höhenzüge und Kuppen, in blaue und violette Tinten getaucht, mich lebhaft an umbrische Landschaften und wegen der Bestimmtheit der Umrisse zugleich an Rottmanns Malweise erinnerten. Flußaufwärts war das Thal düstrer, einmal weil es schon im Schatten lag, sodann auch, weil hier die Berge mit Fichtenwald bestanden sind.

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat gelehrt, daß die Fichte der unter den lokalen Verhältnissen der Eifel am besten gedeihende Waldbaum ist, dessen Kultur schon in der kürzesten Zeit einen Nutzen abwirft. Da die Fichte auch auf schlechtem Boden gedeiht und der Vernichtung durch Schädlinge aus dem Insektenreiche weniger ausgesetzt ist als beispielsweise die Kiefer, so scheint dieser schöne, nebenbei auch das Klima günstig beeinflussende Baum berufen, nicht nur das Ödland langsam in Nutzland zu verwandeln, sondern auch für die mehr und mehr verschwindenden Eichenschälwälder Ersatz zu bieten. Diese Wälder hatten nämlich bis vor nicht zu langer Zeit für einen großen Teil des Eifelgebiets eine hervorragende Bedeutung. Seit aber die früher allenthalben zu Gerbzwecken verwandte rheinische Eichenlohe so ziemlich überall durch das amerikanische Quebrachoholz verdrängt worden ist und fast nur noch in den Gerbereibetrieben der Eifel, namentlich in Malmedy, St. Vith und Prüm Verwendung findet, ist der Preis für Eichenrinde von sechs Mark fünfzig Pfennigen auf vier Mark fünfzig Pfennige für den Zentner zurückgegangen, sodaß sich der ohnehin mühsame Lohschlag nicht mehr lohnt. Ich werde später, bei der Schilderung der Lederindustrie in der Westeifel, Gelegenheit haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Noch vor Eintritt der Dunkelheit langte ich in Blankenheim an. Nach ihrem Austritt aus dem Orte, in dessen Mitte sie entspringt, zieht die Ahr fast schnurgerade durch die Wiesen dahin. Man hat hier vor einigen Jahren ihren ursprünglich an Krümmungen überreichen Lauf korrigiert und dadurch ein großes Stück Land für die Wiesenkultur gewonnen. Da diese aber gerade hier durch das fröhliche Gedeihen des anscheinend unausrottbaren Huflattichs beeinträchtigt wird, hat man kürzlich einen Versuch mit dem Anbau der Korbweide gemacht, der jetzt schon gute Resultate verspricht.

Blankenheim gehört unstreitig zu den Perlen der Eifel. In ein enges Thal eingebettet, von den Trümmern eines gewaltigen Dynastenschlosses überragt, erfüllt es alle Anforderungen, die ein auf romantisch liegende Örtlichkeiten erpichter Wandrer stellen kann. In diese bescheidnen Häuser und Häuschen, die fast alle die Spuren eines hohen Alters tragen, ist nach jahrhundertelangem regem Leben seit dem Ausgange des achtzehnten Säkulums Ruhe und

Digitized by Google

Frieden eingezogen, mehr Ruhe und Friede allerdings, als den Blankenheimern lieb ist. Das Blankenheimer Grafengeschlecht, das hier residierte, war eine der begütertsten und mächtigsten Familien der Eifel, ihr waren nicht weniger als sechsundneunzig Adelsgeschlechter lehnspflichtig. Auch Gerolstein gehörte zu ihrem Besitz, und die „Großherzogin von Gerolstein," zu der sich Offenbach aus der Geschichte der Blankenheimer Grafen seinen Stoff geholt hat, ist keineswegs, wie wohl die meisten Verehrer dieser leichten musikalischen Ware annehmen, lediglich ein Phantasiegebilde des Librettisten. Entwickelte doch der kleine Hof einen Prunk, der den Aufwand mancher größeren Fürsten übertraf! Sogar ein eignes Hoftheater war vorhanden, und die Kunstsammlungen, die Graf Hermann von Blankenheim begründet hatte, die aber in der Revolutionszeit in alle Winde zerstoben, hatten einen europäischen Ruf. Sogar für die Bildung ihrer Unterthanen hatten die Grafen Geld übrig: in dem heute als Pfarrhaus benutzten großen Gebäude war ein Seminar mit geistlichem Kollegium und Gymnasium, die der Landesherr aus eigner Tasche unterhielt. Politisch haben die Blankenheimer namentlich im dreizehnten Jahrhundert eine Rolle gespielt; Gerhard IV. kämpfte in der blutigen Schlacht bei Worringen an der Seite des unglücklichen Kölner Erzbischofs Siegfried von Westerburg gegen die Kölner Bürgerschaft und deren fürstliche Verbündete, den Herzog Johann I. von Brabant und den Grafen Adolf von Berg. Derselbe Gerhard trat durch seine bald darauf geschlossene Ehe mit Ermesindis von Luxemburg in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu den höchstgestellten Personen dieser Zeit: seine Schwäger waren der deutsche Kaiser Heinrich VII. und der allmächtige Erzbischof Balduin von Trier, sein Neffe der König Johann von Böhmen. Man wird nicht fehlgehn, wenn man annimmt, daß diese Familienverbindungen auch in materieller Hinsicht für das Eifeler Dynastengeschlecht von segensreichem Einflusse gewesen sind. Gerhards Sohn, Arnold, kämpfte unter Ludwigs des Bayern Fahnen gegen Frankreich und focht im Solde Eduards III. von England in der Schlacht bei Cressy, wo ihm auf feindlicher Seite sein Vetter und Freund Johann von Böhmen gegenüberstand, der, obwohl völlig erblindet, wie ein Löwe kämpfend den Tod auf der Walstatt fand.

Zweimal wurde das im Mannesstamm erloschne Blankenheimer Geschlecht durch Seitenlinien fortgeführt, zuletzt im Jahre 1780 durch die aus Mähren stammende Familie Sternberg, die aber beim Einfall der Franzosen, im Jahre 1794, flüchten mußte, und deren Nachkommen heute ihr Besitzrecht an den Trümmern der Blankenheimer Burg mit Entschiedenheit verleugnen. So ist eine der schönsten Ruinen des Eifellands herrenlos. Es wäre zu wünschen, daß die preußische Regierung bei der Anlegung des Grundbuchs diesem Mißstande ein Ende machte und von der so malerischen Burg selber Besitz ergriffe, um deren gänzlichen Verfall zu verhindern.

Ein stattlicher mehrstöckiger Bau dicht unterhalb der Schloßruine, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch aus der Glanzzeit Blankenheims stammt, wird heute noch bewohnt und dient einem in der Gegend begüterten ehemaligen Offizier als Herrenhaus. In der Nähe steht eine kleine gotische Kirche aus dem ersten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, in deren Krypta die sterblichen Reste einiger Blankenheimer Grafen in einem gemeinsamen Sarkophage ruhn. Es sind die letzten Überbleibsel aus dem von den Franzosen geplünderten und zerstörten Erbbegräbnisse. Die Kirche selbst verrät Kunstsinn und Wohlstand ihrer Erbauer. An Schnitzwerk und Statuenschmuck ist nicht gespart worden, und das fein gegliederte Netzgewölbe dürfte in der ganzen Provinz seinesgleichen suchen. Bei meiner Anwesenheit in Blankenheim war man gerade

Digitized by Google

dabei, die Kirche auszumalen. Der mit dieser Aufgabe betraute Künstler und seine Gehilfen arbeiteten mit feinem Verständnis und rastlosem Fleiß, denn sie waren nach Newyork bestellt worden, um dort eine Kirche mit ihrem Pinsel auszuschmücken und mußten schon in den nächsten Wochen ihre Überfahrt antreten.

Als letzter Rest der äußern Burgbefestigung steht in dem Städtchen selbst ein schlanker Thorturm mit künstlerisch ausgeführten steinernen Wappen. Ganz in der Nähe, in einem von äußerst malerischen Häusern und Stallgebäuden eingeschlossenen Hofe entspringt die Ahr. Das Brunnenhäuschen, aus dem das eiskalte Wasser in starkem Schwalle hervorsprudelt, trägt die Jahreszahl 1726. St. Nepomuk, der alte Wasser- und Brückenpatron, schaut in großer und kleiner Ausgabe, höchst realistisch vielfarbig, auf den jungen Fluß hinab und scheint dessen Kindheit mit gönnerhaftem Wohlwollen zu überwachen. Aber der munter dahineilende Sohn der Berge darf sich der ungebundnen Jugendlust nicht allzulange erfreuen, man spannt ihn bald ins Joch der Arbeit, und wenige hundert Schritte unterhalb muß er schon die Räder zweier Mühlen treiben.

In den letzten Jahren ist der Name Blankenheims in der Archäologenwelt häufig genannt worden. Man hat nämlich damit begonnen, die wahrscheinlich schon von den kunstliebenden Grafen ausgebeuteten Ruinen einer römischen Villa bloßzulegen, die zu den bemerkenswertesten antiken Baudenkmälern diesseits der Alpen gezählt wird. Die verhältnismäßig unbedeutenden Funde an Hausrat, Münzen und Schmuck sind bisher in das Bonner Provinzialmuseum gelangt, die weit wichtigern Architekturreste, die über die Einrichtung einer römischen Villeggiatur in der Provinz die genauste Auskunft geben, werden an Ort und Stelle sorgfältig erhalten und, wo dies nötig ist, durch Überdachung gegen die zerstörenden Einflüsse des Klimas gesichert. Auch für den Laien interessant ist die Luftheizungsanlage in den Wohn-, Schlaf- und Baderäumen, das überwölbte Schwimmbad und last not least das mit Spülvorrichtung versehene Klosett.

Wie man sieht, fehlt es dem Orte auch abgesehen von seiner malerischen Lage in einer engen, nach vier Seiten geschlossenen Thalmulde keineswegs an Merkwürdigkeiten, die auf den Touristenschwarm ihre Anziehungskraft ausüben könnten. Aber bedauerlicherweise lassen sich die meisten Besucher der Eifel durch den Mangel an guten Verbindungen abhalten, einen Aufenthalt in Blankenheim in ihr Reiseprogramm aufzunehmen. Man merkt dem Städtchen seine Weltentlegenheit nur zu deutlich an. Wenn die wenigen Sommerfrischler, die hier alljährlich einige Wochen verbringen, wieder abgezogen sind, versinkt der Ort in seine alte Lethargie, aus der er nur durch außergewöhnliche Ereignisse wachgerüttelt wird. So hatte ich Gelegenheit, die alles elektrisierende Wirkung zu beobachten, die die Nachricht, der Landrat habe seinen Besuch für den nächsten Tag angekündigt, in ganz Blankenheim hervorbrachte. Die hohe Obrigkeit entsandte sofort den Polizeidiener, der mit einer Schelle bewaffnet an jeder Ecke die Aufforderung an die Bürger verlas, für eine schleunige Generalreinigung der Straßen und Höfe zu sorgen. Fieberhaft thätige Schaufeln und Besen, ängstlich gackernde Hühner und mißmutig grunzende Schweine bezeichneten noch lange den Weg, den das etwas heisere Organ der Blankenheimer Ordnung und Sicherheit zurückgelegt hatte.

Im Gasthause war es ungemütlich. Gegen die achte Stunde fanden sich die Stammgäste ein, unter andern der Oberförster, der Lehrer, der Postassistent und der Förster. Bei trefflichem Münchner Bier floß die Unterhaltung un-

Digitized by Google

unterbrochen dahin, sie drehte sich hauptsächlich um die Landwirtschafts- und Forstverhältnisse der Gegend, um Viehzucht, Fischfang und Jagd. Ein Pferdekenner belehrte mich hierbei über die Ursachen des Rückgangs der einst so bedeutenden Eifeler Pferdezucht. Er glaubte das Körgesetz oder dessen unrichtige Anwendung dafür verantwortlich machen zu müssen. Von den gepriesenen Vorzügen der alten Landrasse, aus der noch Napoleon mit Vorliebe das Pferdematerial für seine Kavallerie wählte, von der Ausdauer, Bedürfnislosigkeit und Zähigkeit sei bei den Produkten der heutigen Zucht nichts mehr vorhanden. Die Kreuzung mit dem ostpreußischen Schlage, zu der man sich aus militärischen Gründen habe verleiten lassen, habe das einheimische Pferd verdorben, es sei als Remontepferd wie als Arbeitspferd nahezu unbrauchbar geworden. Kraft und Schnelligkeit ließen sich nun einmal nicht vereinigen. Der Fehler sei eben der, daß mit der Überwachung der Pferdezucht meist Offiziere betraut würden, deren Pferdeideal ein andres als das des Bauern sei.

Als der Gesprächstoff ausging, wurden unter die noch Anwesenden kleine Liederbücher verteilt, das Mädchen, dem die Bedienung der Gäste oblag, setzte sich mit an den Tisch, und zu den Klängen des dünnstimmigen oder doch wenigstens zartbesaiteten Klaviers schollen aus der kleinen Klause alte deutsche Volks- und Jägerlieder in die stille Herbstnacht hinaus. Es war zu später Stunde, als sich die Stammgäste verabschiedeten. Dem fremden Wandrer zu Ehren waren sie über die gewohnte Aufbruchzeit hinaus geblieben. Als ich am nächsten Morgen nach einem Spaziergange durch das plötzlich blitzsauber ausschauende freundliche Städtchen meinen Rucksack packte und meine Rechnung erbat, wurde ich durch den unglaublich bescheidnen Preis, den man mir für Abendessen, Nachtlager und ein sehr reichhaltiges Frühstück abverlangte, angenehm überrascht. Ich nahm die Überzeugung mit auf den Weg, daß die schnöde Habsucht, dieser Kardinalfehler so mancher rheinischen Wirte, ihren Weg in diese stillen Thäler noch nicht gefunden hat.

Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

Lurtchen Giesicke hatte schwarze Haare und war interessant. Er war als Kind schwächlich gewesen. Halstücher und wollne Knievärmer und Gummischuhe, damit waren sein Gedächtnis und seine Phantasie und sein Gewissen gesättigt worden. Von alle dem zur rechten Zeit dran denken, daß weder das eine noch das andre Schutzmittel verabsäumt würde, hatte sein Blick und sein Augenaufschlag etwas Beschwertes bekommen. So etwas Sinnendes, als wenn hinter diesen Augen etwas lastete. Es waren aber die wollnen Strümpfe, die Hals- und Knievärmer, die da lasteten; aber in den dunkeln Augen war es wie Schwermut zu lesen.

Und dann hatte er trotz aller Vorsicht einmal die Kopfrose bekommen. Davon waren die Haare vom Wirbel weggegangen, und es war da eine kleine Tonsur

Digitized by Google

entstanden. Da er Deutscher und Protestant war, so wurde er durch diesen mönchischen Anflug noch interessanter, als ihn seine dunkle südliche Farbe schon machte.

Dieser fremdartige junge Mönch hatte außerdem Geld, darum konnte die Nachtmütze, die er seit der Rose zu tragen gezwungen war, von Seide sein. Eine solche unterschied ihn weit von den Spießbürgern, mit denen er das Nachtmützentragen an sich gemeinsam hatte. Sie war vielmehr geeignet, ihm noch mehr Nimbus zu verleihn, und er erwähnte ihrer in Gesellschaft mit dem bescheidnen Stolz, mit dem man von einem Orden spricht.

Überhaupt erwiesen sich seine Beschwerden nicht unfruchtbar als Unterhaltungsstoffe, und es brauchte ihn deswegen nicht zu verdrießen, daß sein Vorstellungsvermögen so davon erfüllt war. „Seine Kopfschmerzen, seine Stiche in der Brust, seine Bronchialkatarrhe“ — das alles versetzte die Gemüter in Schwingungen, die sich über seine nächste Umgebung hinaus erstreckten. Er verachtete auch diese Möglichkeiten, Bedeutung zu erlangen, nicht, sondern unterstützte sie durch kleine unschuldige Nebenwirkungen. Die Migränepulver, die er immer bei sich führte, nahm er zum Beispiel auf einem Gang durch die Peterskirche oder bei einer Droschkenfahrt auf dem Pincio ein, wenn es sich gerade traf. Er war sehr geübt darin, sich nur ein wenig zur Seite zu wenden und das Pulver in den Mund rieseln zu lassen. Die feingefaltete Papierhülle zerdrückte er leicht in der Hand und ließ sie wegflattern. Wer zufällig den kleinen Vorgang beobachtete, dem stand es frei zu erwägen, ob sich da nicht einer mit sehr überlegnem Anstand vergiftet hätte.

Mit seinem dreißigsten Jahre hatte ihn seine Mutter nach Rom begleitet. „Seine Stiche“ waren hinreichender Grund für diesen Klimawechsel, und übrigens war es ja gleich, wo er seine Zeit und sein Geld hinbrachte. Sie hatte ihn begleitet, um zu sehen, wie er untergebracht würde.

Da Rom aber Verpflichtungen mit sich bringt, hatte sie sich unter der Hand erkundigt, welches die zwingendsten wären. Zu anstrengend durfte es nicht sein, denn Kurtchen vertrug nicht viel. Auch die Gefahr einer Erkältung mußte ausgeschlossen sein. Dann wäre die Galerie San Lucca sehr geeignet, hieß es. Sie sei klein, viele auserlesene Namen darin vertreten, und sie sei geheizt! Ferner liege sie so bequem beim Kapitol. Man könne, wenn man einen sonnigen Tag auswähle, hinterher gleich das Forum und womöglich auch den Palatin „abmachen.“

Frau Geheimrat Giesicke und Sohn hielten also mit ihrer geschlossenen Droschke, die strengen Befehl hatte, unten zu warten, vor San Lucca und gingen die Steintreppe hinauf. Oben mußte man an einer Klingelschnur von Draht ziehn und ein Weilchen warten, ganz wie in einem Privathause. Dann kam Sor Cesare ohne Eile und öffnete. Man ging durch die Steinflur und durch Doppelthüren, die Sor Cesare sorgfältig wieder schloß, und stand auf dem Mosaikfußboden der Galerie.

Eine durchdringende Kälte kam von unten gegen die Füße, atmete von dem fernen Deckengetäfel und den hohen Wänden herab, von denen die triumphierende Galathea in ihrer Nacktheit zwischen den Wassern mit heroisch festgehaltnem Lächeln niederschaute.

Die besorgte Mutter, die eben eingetreten war, hinter sich den Gegenstand ihrer Pflege, fühlte sich eisig angefaßt.

Dieser Fußboden schien glühend kalt, und diese eingeschlossene Luft mit gewissermaßen versteinerter Kälte auf die Brust zu fallen, gerade geeignet für eine Lungenentzündung.

Der nächste Instinkt war Flucht, und er wirkte so weit, daß die alte Dame halb Kehrt machte. Da aber trat die Gegenwirkung, das Bewußtsein des Kulturmenschen ein. Statt die Thüre vollends zu gewinnen, raffte sie den entschlossenen

Digitized by Google

Willen zusammen und schickte da, wo sie stand, einen scharfen Blick empor bis zum Ende der langen Reihe übereinanderhängender Bilder.

What is that? fragte sie kurz und laut, ohne sich zu dem Sohne umzuwenden, der mit dem Baedeker hinter ihr herging. Sie sprach mit Vorliebe englisch, weil sie einmal vor Zeiten jenseits des Kanals geboren war und von da den Anspruch herleitete, einem weiterschauendern und eigenmächtigern Volke anzugehören als dem deutschen.

Aber der hinter ihr hatte die Antwort auf ihre befehlende Frage noch nicht finden können, als sie schon an einer zweiten Stelle ihr kurzes: What is that? ausstieß und ihm dort ebensowenig die Muße zur Antwort ließ. Sie behandelte die Besichtigung der Kunstwerke wie einen gut geregelten Eisenbahndienst, bei dem vor allem die Bummelei und das unnötige Zögern vermieden werden müssen. Da sie sich außerdem durch Pelze, schwarze Spitzentücher und Schleier die Erscheinung eines ungegliederten Dinges gegeben hatte, so erweckte ihr unaufhaltsames Vordringen mit dem immer gleichen, immer wiederkehrenden Abfahrtssignal auch äußerlich den Eindruck des maschinenmäßigen. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch die runden Gläser einer Lorgnette mit ihren leblosen Scheiben. Der hinter ihr im Geleise folgende junge Mann machte von seinem Rechte auf Sonderdasein nicht mehr Gebrauch als ein Eisenbahnwagen. Vielleicht würde ihn eins oder das andre der Bilder interessiert haben, wenn er gewohnt gewesen wäre, die zarte Regung eines persönlichen Meinens bei sich zu belauschen. Aber die laute und entschlossene Stimme, die nun die dreißig Jahre in seinem Leben gewaltet hatte, hatte derartiges übertönt. Falls es da war, wußte er nichts davon.

Sor Cesare hatte den beiden Fremden beobachtend zugesehen. Als er bemerkte, daß sie den ersten Saal in Geschwindigkeit „abgemacht" haben würden, beeilte er sich, den zweiten vor ihnen zu erreichen.

Das war ein nach verschiednen Richtungen ausgezeichneter Raum. Es war darin das, was der Galerie den Namen einer geheizten Galerie verschaffte: ein großer bronzener Dreifuß auf niedern Löwentatzen, der Kohlenglut enthielt. Wenn man sich bückte und die Hände über den glimmenden Inhalt hielt, konnte man die sanfte, lösende Wärme spüren und um etwas getroster weiter gehn.

Zum andern aber enthielt dieser Raum die Perle der Galerie, das Fresko von Rafael. Die hohe, schmale Bildfläche ist ausgefüllt von der Gestalt eines Knaben mit finsterm Kindergesicht, der die Last eines Früchtekranzes mit der Schulter emporstemmt. Quer durch das Bild und über die Gliedmaßen des Knaben verlaufen mehrere starke Sprünge und erzählen davon, daß eine barbarische Zeit diese Figur aus einem größern Freskenzusammenhang ausgelägt und hierher versetzt hat. Aus aller Gefahr hat sich aber dieses Bruchstück eines Werkes wie ein versprengtes Kronjuwel hierher gerettet und versammelt auf sich alle die Bewundrung, die es früher mit denen geteilt hatte, die mit ihm ein Ganzes ausgemacht hatten. Diese Stelle der Galerie ist nie leer von Kopisten, und es ergießt sich von ihr aus ein Strom von entarteten Rafaelknaben über die ganze bewohnte Erde.

Nur mitunter kommt es vor, daß sich einer mit seinem Herzen dieser Schönheit nähert und außer den augenfälligen Formen auch das zu erhaschen versucht, was dieses Kunstwerk auszeichnet wie einen edeln Stein vor ähnlich gestalteten Kieselsteinen.

Die hohe, schmale Gestalt, die jetzt vor dem Fresko stand, empfand offenbar die Gegenwart der Meisterhand, die sich über alle die Jahrhunderte hinweg in diesen Pinselstrichen fühlbar machte; man sah es an ihrer Arbeit.

Sor Cesare war das an den Inglesi nicht gewöhnt — und was blond war, das nannte er ein für allemal inglese, englisch.

Digitized by Google

Er hatte sich, seit er die Galerie hier hütete, eine eigne Technik ausgebildet, die Inglesi zu behandeln. Äußerte eines dieser blonden Häupter die Absicht, in der Galerie zu kopieren, so machte er so viel Schwierigkeiten, als seine Machtbefugnisse es irgend erlaubten. Er wußte, daß ihre Energie nachhaltig und ihre Beutel kapitalkräftig genug waren, Hindernissen standzuhalten. In fortschreitendem Maße, je nach Handhabung des Beutels, sanken alsdann die Hindernisse, und Sor Cesare, der so unermüdlich die Wege geebnet hatte, durfte in kurzem, wenn die Kopie „fertig" war, noch einen ansehnlichen klingenden Dank erwarten.

Mit dem Kopieren selbst machten sie kurzen Prozeß. Namentlich die Amerikanerinnen. Mit dem welterobernden Trieb ihrer Nation haben sie auch die Malerei in entschlossene Hände genommen. Beruf ist ihnen etwas Untergeordnetes, denn jeder energische Mensch muß können, was er will. In den Malschulen, wo dieser Ansicht ein zaghafter Widerstand entgegengesetzt wird, bleiben sie nicht lange. Sie gehn wie Siegfried auf eigne Hand ans Werk. Wenn sie alsdann vor einem wehrlosen Original „gearbeitet" haben, so tragen sie die bunte Leinwand übers Meer, als Beweis, daß der angreifende Mut ihrer Rasse auf allen Linien den europäischen schlagen muß, der durch den Ballast von Pietät und Selbstkritik ewig zum Zögern verdammt ist.

In einem Fall aber hatte sich Sor Cesare von seiner Kenntnis der Inglesi betrogen gesehen. Marianne Willebver, die sie in der Malschule kurzer Hand „Will" genannt und damit ihre schnelle, energische Art ganz gut gekennzeichnet hatten, hatte sich auch kurz und entschlossen bei dem Conservatore, Sor Cesares Vorgesetzten, melden lassen. Dann waren Sor Cesares eigne Machtbefugnisse in Frage gekommen. Sie erkundigte sich bei ihm, an welchen Tagen ein Platz vor dem Original frei wäre.

Vorläufig gar nicht, hatte Sor Cesare geantwortet. Mehr als zwei Staffeleien dürfen nicht davor stehn . . .

Aber heute zum Beispiel steht nur eine davor, hatte sie gesagt, vielleicht wird das morgen wieder so sein?

Vielleicht kommt nur einer der Künstler, erwiderte er, aber der zweite Platz ist auch vergeben und muß freigehalten werden, für den Fall, daß der kommt, dem er gehört.

Jetzt mußte programmmäßig der Geldbeutel in Wirkung treten. Diese Blonde sagte aber einfach, sie würde den Herrn Conservatore fragen, ob sich das nicht einrichten ließe, und machte eine Wendung auf das Zimmer zu, worin der Conservatore Audienz gab.

Der Herr Conservatore sind heute schon fortgegangen, sagte Sor Cesare hastig.

Wann kommt er wieder?

Im Laufe der Woche wird er wohl noch einmal kommen. Übrigens kann die Signora ja morgen herkommen. Vielleicht läßt sich inzwischen irgend eine Auskunft finden, wir werden ja sehen . . .

Sie kam also am folgenden Morgen, und ihre Staffelei war die einzige vor dem Original. Von dem gedrohten Zudrang war einstweilen nichts zu sehen. Die Staffelei war aber unbequem, und Sor Cesare brummig.

Die Malerin hatte sich jedoch behende an die Arbeit gemacht, hatte scharf geprüft und ruhig aufgezeichnet. Als sie das eine Stunde oder länger betrieben hatte, war Sor Cesare aus der Entfernung hinter sie getreten und hatte gesagt:

Ma è artista lei — aber Sie sind ja Künstlerin!

Von da an fand sich eine bequeme Staffelei, und an Tagen, wo ein zweiter vor dem Original arbeitete, rückte Sor Cesare selbst die Plätze so, daß die blonde Will nicht schlechter stand als der andre.

Digitized by Google

Sor Cesare wußte eben zu unterscheiden: Es giebt Fremde, die nichts sind als Fremde, und die in der Galerie sich die Zeit mit Malen vertreiben. Die haben Geld, und man muß von ihnen die Steuern mit Geschicklichkeit aber ohne Scheu erheben.

Dann giebt es fremde Künstler. Die haben kein Geld, können aber etwas. Es besteht also die Möglichkeit, daß sie ihre Arbeit in der Galerie verkaufen, dann nimmt man einen anständigen, aber nicht räuberischen Tribut von ihnen.

Seine Beziehungen zu der gegenwärtigen Fremden gewannen sogar etwas wie Zutraulichkeit, weil er nicht unempfänglich war, wenn er eine tiefe Würdigung seiner schutzbefohlnen Bilder bei jemand entdeckte. Ferner machte er die Beobachtung, daß wenn die Fremde lachte, auf der einen Wange ein tiefes Grübchen entstand, das ihr einen so kinderhaft übermütigen Ausdruck gab, daß er zusammen mit dem Blond ihres Haares die ganze Ritterlichkeit eines Italieners in Thätigkeit setzen mußte. So kam es, daß Sor Cesare ihr nicht nur die Leinwand aufräumte, wenn sie zu arbeiten aufhörte, sondern sich auch in der Zwischenzeit, wenn er Bemerkungen über die Besucher der Galerie auf dem Herzen hatte, damit an sie wandte.

In dieser Absicht war er jetzt der verhüllten Mutter mit dem nachfolgenden Sohne in den zweiten Saal vorausgeeilt. Dort machte er sich auffallend mit den Kohlen im Dreifuß zu schaffen, bis sich Marianne umsah.

Warum kriecht Ihr denn da hinter dem Kohlenbecken herum? fragte sie.

Ho paura, ich habe Angst.

Angst?

Die Dampfmaschine kommt.

Ihr müßt eine Fahrkarte kaufen, dann könnt Ihr mitfahren.

Madonna bewahre mich in Gnaden. Die Fahrt geht in die Hölle. Der Teufel ist drin.

Will folgte Sor Cesares Blicken, die in der Richtung der beiden Fremden wiesen.

Hat die Signorina schon einmal eine Lokomotive gesehen, die sprechen kann? Die da spricht, und eine arme Seele führt sie schon gefangen. Sieht die Signorina nicht, wie betrübt der Giovanotto, der Jüngling, hinter ihr hergeht?

Indessen waren beide herangekommen. Die Lokomotive hatte mit kurzem Ruck Halt gemacht, und die gläsernen Scheiben der Lorgnette waren auf den Rafael gerichtet.

Diesesmal hatte sich der hinter ihr rasch in seinem Buch zurecht gefunden, denn diese Nummer war im Baedeker mit zwei Sternen bezeichnet. Auf das übliche What is that? folgte schnell der Anfang eines Vortrags: Fresko, Original von . . .

Very old, schnitt die Stimme der Lokomotive unerbittlich ab, und die Reise ging weiter.

Marianne hatte die Augen fest auf ihre Arbeit gerichtet, um das Lachen zu unterdrücken. Da begann der Draht an der Eingangsthür zu zittern, und gleich darauf erklang ein lautes Gebimmel. Sor Cesare wandte sich der Thür zu, machte aber hinter der Lokomotive her das Beschwörungszeichen gegen den bösen Blick mit zwei Fingern der linken Hand.

Sor Cesare, in dessen Bewegungen immer Würde lag, hatte die Eingangsthür noch nicht erreicht, als sich das Klingeln wiederholte, und zwar diesesmal so stürmisch, daß das zuckende Glöckchen außer Atem kam, und für Augenblicke nur der schrille Ton des hin- und herfahrenden Drahtes hörbar wurde. Dieser unmelodische Lärm stand in so peinlichem Gegensatz zu der vornehmen Stille der Räume, daß Sor Cesare seine Schritte unwillkürlich beschleunigte.

Digitized by Google

Er riß die Thüren auf und trat zurück — eine Menschenwelle drang ein — Sor Cesare stand und schaute: ein, zwei, drei, vier — fünf Spitzhüte mit krummen Auerhahnfedern, lange Leiber in grüne Wetterloden genäht, und Häupter mit Lasten weißblonden Haars. Sor Cesare stand noch immer unbeweglich. Er war ja auch ein Römer, wenn schon ein später Ablömmling — dies hier aber mußten die Barbaren sein, deren dröhnender Schritt einst das Weltreich hatte erbeben machen.

Als sie sich verteilt hatten — es ging alles wie im Sprung und Lauf —, sah er, daß sie nicht bewaffnet waren, auch waren drei von ihnen weiblichen Geschlechts. Eine älter, die beiden andern jung, viel jünger sogar, als man in Rom jemals sein kann. Denn diese unausgebildeten Nasen, diese wasserhellen Augen flach auf den runden Gesichtern — nichts von Sor Cesares tief versenkten Lichtern —, dieses Milchweiß und Rosenrot konnte in Rom kein Säugling von sich rühmen lassen.

Und dann dieses Blond! Was mochten wohl die Zöpfe wiegen, die da hinten um die nicht kleinen Köpfe gepackt waren, und auf denen der grüne Jagdhut festgeklammert saß wie ein Äffchen auf einem Dromedar.

Das zarte Weiß und Rot der Gesichter war bei der Frau etwas nachgedunkelt, bei den Männern — Vater und Sohn — zu einem gleichmäßigen roten Ton vertieft.

Die Kleidung war aber überall gleich. Wetterloden hier wie dort. Bei den Frauen als glatte, sehr fußfreie Röcke, als wenn die schlammigen Tiberwildnisse noch zu durchwaten wären, wie zu der Zeit, als Romulus im Neste der Wölfin lag; bei den Männern in engen Joppen und Hosen; bei allen gleichmäßig die grüne weidmännische Farbe.

Ob sie nun von einer Burg in Alemannien herab einen „Convoi" von Kaufleuten überfallen hatten, der mit grünen Tuchen von Bayern zur See zog, oder ob sie von Rudolf Herzog in Berlin mehrere Zentner dieses Stoffs bezogen — jedenfalls waren sie gerüstet wie zur Bärenjagd, und Sor Cesare überzeugte sich nur schwer, daß der Wiederhall ihrer Schritte ohne Nagelschuhe zustande kam.

In einem Augenblick hatten sie die Galerie bis zum letzten Winkel mit ausschwärmenden Mannschaften durchsetzt, obgleich ihr Vordringen nicht leichtfüßig geschah, sondern so, als hätten sie mit jedem Schritt einen halben Morgen Weizenboden emporzuheben.

Trude, Trude! kam ein Geschrei aus dem hintersten Saal.

Trude setzte sich in Trab, und mit ihr lief ein leises Beben über den Mosaikfußboden und kam zitternd von den schweigenden Wänden zurück.

Trude, sieh mal — es klang wieder so laut, als ob Pferdegewieher und das Geklapper von Milcheimern übertönt werden müßten — Trude, sieh mal, Fortuna auf der Kugel, siehst du?

Na, aber beinah nackend! Pfui, Frida! Wenn dich Leutnant Prittwitz sähe!

Sie rannten weiter in den zweiten Saal zurück. Das Fresko von Rafael wurden sie gar nicht gewahr, machten dagegen vor der Malerin einen Augenblick Halt und besahen sie wie einen Ausstellungsgegenstand; dann schwärmten sie wieder gegen die Wände aus.

Nymphe von Titian.

Da, noch eine — om — om — omnias vanitas — das muß etwas Lateinisches sein, was da drüber steht. Die haben aber alle nichts an. Titian wird Kleider nicht gekannt haben.

Du, sei doch stille, ich geniere mich ja. Bei diesen Worten war der Versuch bemerkbar, die Gewalt der Stimme zu dämpfen, aber mit unverminderter Kraft kam die Antwort von Trude: Ach was! Hier versteht einen ja doch kein Mensch.

Digitized by Google

Das ist ja gerade das Schöne. Sieh mal dort: Katzenköpfe von Salvator Rosa, lauter Katzenköpfe, Pfui! . . .

Frida! Trude! klang es aus dem Eingangssaal.

Mama, Mama hat gerufen!

Sie stießen sich zum bessern Verständnis an und eilten mit Getöse hinüber.

Es war das Geschrei der Glucke über einem Korn, das sie hinüberrief: Trude, Frida! seht mal, Dante! Dante und Beatrice. Wißt ihr noch die schöne Geschichte, die wir bei Kettenburgs im Kränzchen lasen? Sie starb ganz jung; es war eine süße Geschichte.

Die Sprecherin stand vor einer Wand, an deren höchster Stelle ein Bild von harter, unerfreulicher Farbe Dante und Virgil auf ihrer Reise durch die Luft darstellte. Virgil, der sich seines Mantels entledigt hatte, um darauf zu fahren, saß mit entblößtem Oberkörper, das Haupt vom finstern Lorbeerkranz beschattet, und auf den Zügen beider lag richterliche Starrheit.

Die blonden Köpfe unten drängten sich zusammen, sechs hellbewimperte Augen sahen empor.

Wo ist denn aber Beatrice? fragte Trude.

Ach, du bist doch zu dumm, entgegnete Frida, da sitzen doch zwei auf dem Mantel in der Luft. Der mit der Zipfelmütze ist immer Dante, und Beatrice hat immer einen Kranz auf.

Aber die mit dem Kranz sieht aus wie ein alter Kerl. Dann will ich von der ganzen Geschichte nichts mehr wissen.

So laß es bleiben. Die Geschichte ist aber doch von Dante und Beatrice.

Kinder, zankt euch nicht, sagte die Glucke.

Ja eben, meinte der Junker, der herzutrat; was denkt ihr von einem Glase Wein?

Ach ja, oder Chokolade bei Aranjo! schrieen Trude und Frida zugleich.

Ihr seid doch fertig?

Ja, sagte die Mutter, die Kinder sind drüben gewesen. Was war denn da noch, Frida?

Ach, weiter nichts Besondres. Katzenköpfe, nicht wahr, Trude? Und eine Malerin.

Eine Malerin? sagte der Junker und trat näher an die Glasthür. Die übrige Familie folgte ihm unwillkürlich, und bei diesem einmütigen Hinstarren auf ein gemeinsames Ziel entstand eine so plötzliche Stille, daß nicht nur Sor Cesare und die Malerin, sondern auch Kurtchen hinter der Lokomotive aufmerksam wurden. Einen Augenblick lang sahen sich alle diese Menschen diesseits und jenseits der Glasthür an wie gebannt, dann zuckte es in Wills Gesicht, und das Grübchen vertiefte sich, sie wandte sich rasch ab und bückte sich nach einem Pinsel. Damit war der Bann gebrochen, und auch die Riesenfamilie fand sich von der Glasthür weg.

Sor Cesare aber versuchte vergebens Wills Aufmerksamkeit zu gewinnen. Sie kämpfte noch mit dem Lachen und vermied seine Augen.

In seinem Bedürfnis nach Mitteilung wandte er sich deswegen an den jungen Fremden, dessen melancholischen Blick er auf sich gerichtet fand.

Die Lokomotive hatte nämlich wieder Station gemacht. Sie hatte einen Anschlag angetroffen, der in drei Sprachen die Warnung enthielt, weder Stöcke noch Schirme mit den Kunstwerken in Berührung zu bringen. In den englischen Teil dieser Warnung hatte sie sich vertieft und ihr mehr Muße zugewandt als vorher einem der Bilder.

Sor Cesare leitete die Unterhaltung mit einigen passenden Worten über die Bilder, seine Schutzbefohlnen, ein.

Digitized by Google

Haben der Signore bemerkt das Fresko von Rafael? Bellissimo originale! San Lucca, unser Patron, wie er die Madonna porträtiert — auch von Rafael. Wir haben alles hier: Titian, Giulio Romano, Rafael ... Er fuhr mit den Händen durch die Luft, jedesmal in der Richtung, wo die angedeuteten Werke hingen.

Dies da ist zum Beispiel der Triumph der Galathea — und das dort — das sind die Fremden!

Das letzte war im Augenblick ein Ausdruck seiner Betroffenheit. In diesen stillen Räumen schien es noch andre Überraschungen zu geben als solche künstlerischer Natur.

Die Schar der blondhaarigen Eroberer hatte sich an der Ausgangsthür zusammengerottet und schien mit Gewalt ausbrechen zu wollen.

Sor Cesare erhob die Hände: Scusi, entschuldigen Sie — aber ich muß hin.

Im Nu war er neben der Thür, öffnete das Schloß und warf die Flügel auseinander. Dieser Aufbruch schien keine Verzögerung zu leiden. Ein kurzes Drängen und Stampfen, ein dumpfes Echo von der Treppe her — und Sor Cesare stand allein neben der Thür und starrte auf seine leere Handfläche. Seinem Munde entrang sich ein langer Fluch: Nicht einmal ein Trinkgeld!

Das sind die Barbaren!

Als gleich darauf die Lokomotive an ihm vorbei ins Freie dampfte, traf ihn ein gutmütig lächelnder Blick aus den Augen des jungen Mannes, den sie im Geleise hinter sich führte, und in Sor Cesares Hand blieb ein Zweifrankenstück zurück. Der neue Römer zweifelte nicht, daß das neue Zeitalter doch bei weitem jenem heroischen vorzuziehn sei, aus dem die blonde Schar aufgetaucht sein mußte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus dem kleinsten deutschen Lande. Es werden uns folgende unsern Artikel in Heft 33 berichtigende Mitteilungen zugesandt:

Was den angeblich seit dem Jahre 1866 fortbestehenden Kriegszustand zwischen Preußen und dem Fürstentum betrifft, so hat Liechtenstein allerdings an dem Beschluß des deutschen Bundestags vom 14. Juni 1866 teilgenommen, mit dem über den Antrag Bayerns beschlossen wurde, die vier Armeekorps der deutschen Mittelstaaten auf den Kriegsfuß zu setzen. Dieser Antrag war jedoch seinem Wortlaut nach nicht gegen Preußen gerichtet und wurde damit begründet, daß Vorkehrungen zu treffen seien, daß etwaigen Störungen des Friedens entgegengetreten werden könnte. Den Anlaß zu diesem Beschluß boten die bekannten Vorgänge in Schleswig-Holstein, durch die General Gablenz gezwungen wurde, die eben erst gemeinsam mit Preußen befreiten Herzogtümer zu räumen. Eine Kriegserklärung ist bekanntlich überhaupt nicht erfolgt und konnte wohl seitens des Bundes auch nicht erfolgen. Das Liechtensteinische Kontingent wurde thatsächlich weder gegen Preußen noch gegen dessen Bundesgenossen Italien, sondern zur Mithilfe bei der Abwehr der über die Grenzen Tirols eingedrungnen Garibaldischen Freischaren am Stilfser Joch aufgestellt. Schon vermöge der geographischen Einheit, in der das Fürstentum mit Tirol ver-

Digitized by Google

bunden ist, mußte ein feindliches Eindringen in Tirol eine Beteiligung an der Abwehr auch seitens des Fürstentums rechtfertigen. Zudem wurde dadurch einer Verwendung des Kontingents auf dem nördlichen Kriegsschauplatz vorgebeugt. Diese Widmung des Liechtensteinschen Kontingents zur Mitwirkung bei der Abwehr des Eindringens in Tirol wurde in dem Schreiben, das der Fürst aus diesem Anlaß an den Kaiser von Österreich gerichtet hat, ausdrücklich hervorgehoben. Abgesehen von dem Angeführten war schon im Jahre 1867 der regelmäßige diplomatische geschäftliche Verkehr von Preußen gegenüber dem Fürstentum Liechtenstein aufgenommen worden.

Unterm 13. Juni 1867 wurde zu Berlin ein Staatsvertrag zwischen Österreich und Preußen abgeschlossen, bei dem Österreich das Fürstentum Liechtenstein und Preußen die darin genannten deutschen Regierungen vertreten haben. In diesem Vertrag wurde unter Berufung auf den im vorhergegangnen Jahre geschlossenen Prager Frieden und in Ausführung des Artikels XIII dieses Friedensvertrags die Ausscheidung von Österreich und Liechtenstein aus dem Verband des Münzvertrags vom 24. Januar 1857 vereinbart. Seither sind wiederholt Vertragsabschlüsse vollzogen worden, bei denen das Fürstentum Liechtenstein mit dem Deutschen Reich oder mit Staaten des Deutschen Reichs in diplomatischen geschäftlichen Verkehr getreten ist. Es seien hier insbesondre die Dresdner Sanitätskonvention vom 15. April 1893, das Bregenzer Übereinkommen vom 5. Juli 1893 wegen der Fischerei im Bodensee und die Venediger Sanitätskonferenz vom Jahre 1897 erwähnt. Da ein solcher diplomatisch-geschäftlicher Verkehr nur zwischen Staaten geschieht und geschehn kann, die auf dem Friedensfuß stehn, so ist schon aus diesen wiederholten Vertragsabschlüssen zu entnehmen, daß ein Kriegszustand zwischen Preußen und dem Fürstentum Liechtenstein, wenn er überhaupt bestanden hätte, doch jedenfalls seit dem Prager Frieden nicht bestanden hat.

Gegenüber der Bemerkung, daß dem Fürstentum der Name Liechtenstein „künstlich aufgepfropft" worden sei, ist zu bemerken: Durch die Vereinigung der beiden Grafschaften Schellenberg und Vaduz war ein Drittes entstanden, wofür eine gemeinschaftliche Bezeichnung fehlte. Es lag nun nahe und war nicht ohne Analogien, daß dem neu geschaffnen Ganzen der Name des Fürstengeschlechts, das die Vereinigung bewirkt hatte, gegeben wurde. Im übrigen hat die Bevölkerung des Landes selbst an dieser Namenbezeichnung seiner Heimat niemals Anstoß genommen. Als Beispiel einer analogen Namengebung diene die Entstehung des Namens des Fürstentums Reuß. Heinrich der Fromme, der Enkel Heinrichs I., Vogts von Plauen, und Urenkel Heinrichs des Reichen, Grafen von Gleisberg und Vogts von Weida (der als Stammvater der Reußen zu betrachten ist), hatte in zweiter Ehe eine russische Fürstin zur Gemahlin, von dieser führte er den Beinamen der Russe oder Reuße, und dieser Name ging dann auf den ganzen Stamm und auf das Land über.

Zu den Angaben des 1866er Kriegsberichts ist noch zu bemerken, daß das Kontingent des Fürstentums keineswegs am Arlberg umgekehrt und nach Vaduz heimgezogen ist, als sich die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz verbreitete, sondern daß es, wie nachgewiesen werden kann, erst am 27. August 1866 von Prad am Fuße des Stilfser Jochs, wo es während des Kriegs Aufstellung genommen hatte, abgerückt ist, also nach dem am 12. August mit Italien auf vier Wochen abgeschlossenen Waffenstillstand zu Cormons und nach dem am 23. August erfolgten Abschluß des Prager Friedensvertrags.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Reform des österreichisch-ungarischen Dualismus

Es ist erstaunlich, daß angesichts der schweren Krise, in die Österreich durch die Schwierigkeiten der Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs geraten ist, fast ausschließlich die nationalen und verfassungsmäßigen Seiten der cisleithanischen Politik erörtert werden, und daß je nach dem Standpunkte der Parteien die Möglichkeit, wieder parlamentarisch und staatlich geordnete Zustände herzustellen, entweder im Festhalten an der Verfassung oder in einer Föderalisierung der im Reichsrat vertretnen Länder, in der gesetzlich gesicherten historischen Stellung der Deutschen oder in dem tschechischen Ideal der nationalen Gleichberechtigung gesucht wird.

Alle diese offnen Fragen und akut gewordnen Konflikte zweckmäßig und gerecht zu lösen, würde ja sicher als staatsmännischer Befähigungsnachweis genügen. Wer aber sein Urteil über die Erscheinungen der letzten drei Jahre auf dem österreichisch-ungarischen Zivilkriegsschauplatze nicht an einzelne wechselnde Phasen knüpfen, wer nicht seine Folgerungen für die Zukunft auf unzureichende Prämissen aufbauen will, darf nicht fatalistisch die staatsrechtliche Grundlage der Monarchie, auf der sich zu beiden Seiten der Leitha schwere Kämpfe abgespielt haben und noch abspielen, als ein über jeder Untersuchung stehendes noli me tangere, darf sie nicht als den undiskutierbaren Ausgangspunkt aller Erscheinungen und Entwicklungsgänge des öffentlichen Lebens in Cis- wie in Transleithanien betrachten.

Denkende Politiker sollten sich doch überlegen, ob diese dualistische Grundlage zweckmäßig, notwendig, unabänderlich sei, ob nicht etwa eine Änderung im Prinzip, im ganzen oder wenigstens im einzelnen wünschenswert und möglich sei, und wenn sie möglich wäre, nach welcher Richtung, in welchem Sinne sie anzustreben sei. Die Frage muß gestellt werden, ob überhaupt die mannigfachen Mißstände in beiden Staaten der Monarchie, ganz unabhängig voneinander, durch Verfassungsänderungen oder andre politische Maßnahmen bloß in einem der beiden Staaten einer gedeihlichen Heilung zugeführt

Digitized by Google

werden können, oder ob nicht die Mittel der Abhilfe vielmehr gemeinsam und in einer Abänderung ihrer gegenseitigen Beziehungen gesucht werden müssen.

Durch die Vorgänge schon bei der ersten, dann bei der zweiten und erst recht bei der dritten Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs ist wohl auf das schlagendste der Beweis erbracht worden, daß die im Jahre 1867 festgestellten Erneuerungsmodalitäten den an sie geknüpften Hoffnungen nicht entsprochen haben, und daß das politische Bonmot von der Monarchie auf Kündigung inzwischen bedenkliche Realität erlangt hat.

Ganz zweifellos hatte sich Franz Deak die Entwicklung anders vorgestellt. Sein Beharren auf der sogenannten Rechtskontinuität, sein Streben nach möglichster Erhaltung der 1848er ungarischen Gesetze entsprang dem ihn neben ausgeprägtem Rechtssinn charakterisierenden juristischen Formalismus und nicht etwa hervorragenden staatsmännischen Fähigkeiten. Den Mangel solcher zeigt sein auch durch die Ereignisse der Jahre 1848/49 nicht erschütterter Glaube, daß zwei in ihren innern Angelegenheiten vollkommen unabhängige Staaten — deren einheitliche Erscheinung nach außen durch die 1867er Konzessionen des Magyarentums an die Großmachtbedingungen der Monarchie gesichert werden sollte — ohne organische Verbindung, bloß durch willkürlich geschaffne rein mechanische Berührungsflächen ein ganz harmonisches Dasein nebeneinander führen könnten. Die Hegemonie des Deutschtums in Österreich war für Deak eine selbstverständliche Forderung gegenüber der Hegemonie des Magyarentums in Ungarn und die Gewähr einer gewissen Einheitlichkeit der im Reichsrate vertretnen Königreiche und Länder, trotz der Verschiedenheit ihrer Struktur von der der Länder der ungarischen Krone. Und als Lockspeise für das historische staatsbildende deutsche Element im Reiche der Habsburger warf der erste und letzte „Reichskanzler" der dualistischen Monarchie, Graf Beust verhängnisvollen Angedenkens, das böse Wort von den an die Wand gedrückten Slawen hin. Dem Schöpfer des 1867er Ausgleichs war der schon ein Jahrzehnt später von Koloman Tisza aufgenommne Gedanke eines „Ausbaus des einheitlichen magyarischen Nationalstaats" ganz besonders in der später von Baron Desider Bánffy geübten Regierungspraxis ganz fremd gewesen, obwohl er mindestens ein ebenso guter Magyar gewesen ist, als die beiden genannten Kabinettschefs sein wollen. Deaks politisches Denken und Interesse war nicht, wie sich dessen einst Tisza, an die Identität seines Namens mit dem des innerhalb Ungarns Grenzen entspringenden und in die Donau mündenden Theißflusses erinnernd, gerühmt hatte, in die rot-weiß-grünen Grenzpfähle gebannt. Obwohl der 1867er Ausgleich nicht zwischen Ungarn und Österreich, sondern zwischen Ungarn und seinem noch nicht gekrönten König abgeschlossen, und der österreichische Reichsrat einfach vor die fertige Thatsache gestellt worden ist — der er dann auch, als einer Zweiteilung des Kaiserstaats, nur mit großem Widerstreben und nur unter starkem moralischem Zwange zustimmte —, war doch von Deak im ungarischen Gesetze für die Aufrechthaltung der Verfassungsmäßigkeit in Österreich gesorgt worden. Er dachte allerdings nur an die Möglichkeit eines Verfassungsbruchs

Digitized by Google

durch monarchisch-absolutistische Gelüste, nicht an eine mißbräuchliche Anwendung des § 14, um mit dessen Hilfe gegen den Willen der Bevölkerung eine Vereinbarung über die in gewissen Zeitabschnitten neu zu regelnden sogenannten nichtpragmatischen Angelegenheiten zustande zu bringen. Wäre Franz Deak weltpolitisch angelegt und volkswirtschaftlich besser beschlagen gewesen, so hätte er sich die so künstliche Trennung der pragmatischen von den übrigen gemeinsamen oder nach gemeinsamen Grundsätzen zu ordnenden Angelegenheiten doch wohl ausreden lassen, wie sich ja auch Baron Josef Eötvös im Hinblick auf die Weltlage von den beschränkten magyarischen Globusanschauungen abgewandt hatte und zu staatsmännischen Anschauungen über „die Garantien der Macht und Einheit Österreichs“*) hatte bekehren lassen.

Neben Melchior Lónyay, der in den Jahren 1866/67 bei den Ausgleichsverhandlungen der hauptsächliche Vertreter der wirtschaftlichen Seite war, stand damals auch Graf Andrássy unter dem Banne der formalistischen Wahrung der ungarischen Staatlichkeit. Aber der leitende Gedanke seiner Ausgleichspolitik geht aus der Rede hervor, die er noch vor Königgrätz, am 20. Februar 1866 in der Adreßdebatte des ungarischen Reichstags hielt. Er sicherte die Formulierung von Bedingungen zu, „bei denen die Selbständigkeit der Ungarn mit dem Konstitutionalismus der Österreicher und beides mit der Großmachtstellung der Monarchie vereinbar sein würde.“ Heute weiß die Welt, daß die 1867er Formulierung diesen Zweck nur sehr unvollkommen erfüllt hat. Auch Andrássy hat sich als Optimist erwiesen. Hätte er vorausgesehen, wie seinen magyarischen Landsleuten der Appetit beim Essen kommen würde, wie schon die Paritätsbestrebungen seines bald nach seinem Scheiden aus dem ungarischen Ministerpräsidium an die Macht gelangten Gegners Tisza nicht ohne Folgen für die Großmachtstellung der Monarchie bleiben würden, so wäre er wohl nicht so entschieden für die organische Scheidung der ungarischen Landwehr von der gemeinsamen Armee eingetreten, obwohl auch sie schon in das Gebiet der pragmatischen Angelegenheiten gehört. Vielleicht wäre aber auch sein mäßigender Einfluß sowohl auf Tisza wie auf Auersperg schon bei der ersten Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses und Notenbankprivilegiums ohne die damals erzielte Wirkung geblieben, wenn nicht das Bestreben Tiszas, an der Macht zu bleiben, stärker gewesen wäre als seine separatistischen Neigungen, und wenn nicht ganz offenbar Ungarn damals so viel schwächer gewesen wäre als Österreich.

Doch nicht bloß als gemeinsamer Minister des Äußern im Amte, sondern auch nach seinem Rücktritt, als Mitglied der ungarischen Magnatentafel und als Delegationsmitglied hat Graf Julius Andrássy sen. als der berufenste Interpret des Deakschen Ausgleichswerks gegen jeden „Ausbau des Dualismus,“ gegen jede Lockerung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten der Monarchie im Gegensatze zu den „nationalen Aspirationen“ des Grafen Albert

*) In seinem unter diesem Titel anonym erschienenen und später verleugneten Werke.

Digitized by Google

Apponyi Stellung genommen, sich vielmehr immer — wie dies denn auch sein Sohn als Erbe seiner Anschauungen in einem auch in deutscher Sprache erschienenen bemerkenswerten Buche über den 1867er Ausgleich*) gethan hat — die höhere Einheit des „Reichs" vor Augen gehalten.

Was die Männer der Deakpartei aus Überzeugung und politischer Konsequenz gethan hatten, dazu sahen sich nach der Fusion die einstigen Führer des linken Zentrums infolge ihrer Schwenkung genötigt. Hatten sie auch die gegen wesentliche Bestimmungen des 1867er Ausgleichs gerichteten Biharer Punkte „an den Nagel gehängt," so mußten sie doch lange gegen das Mißtrauen der Krone kämpfen und sich darum besonders sorgfältig vor offenbaren Rückfällen in ihre frühern separatistischen Bestrebungen hüten. Als Renegaten waren sie auch bereit, den Preis für eine längere Dauer ihrer einträglichen Majoritätsherrschaft zu bezahlen. Das ist der eine Grund für die einigermaßen auffallende Thatsache, daß sich im Jahre 1888 die zweite Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs weit glatter vollzog als die erste. Aber der damals allmächtige parlamentarische Diktator Koloman Tisza hatte bei dieser im wesentlichen unveränderten Aufrechthaltung der Beziehungen zu Österreich, die seinen innersten Neigungen und Überzeugungen durchaus zuwiderlief, eben doch immer noch das klare Bewußtsein der wirtschaftlichen und finanziellen Inferiorität Ungarns gegenüber Österreich gehabt.

Dieser schwer in die Wagschale fallende Umstand änderte sich aber unerwartet rasch, als noch vor dem Sturze Tiszas Alexander Wekerle die Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Ausgaben und den Einnahmen des Staats, einer Aufgabe, der sich „der Kavalier Graf Szapáry" ganz und gar nicht gewachsen gezeigt hatte, in Angriff nahm, und als Gabriel Baroß eine im vollen Sinne des Worts fanatische Industrieförderungsaktion als eins der Mittel zu dem Zweck der wirtschaftlichen Emanzipation Ungarns von Österreich in Szene setzte. Damals begannen sich immer deutlicher die Früchte der amtlichen Unterrichtspolitik zu zeigen, die die ganze Gefühls- und Gedankenwelt der magyarischen Jugend in separatistischem Sinne beeinflußt, und deutlicher trat auch die Tendenz der Nationalpartei zu Tage, die Bestimmungen des Ausgleichgesetzes nur als den Ausgangspunkt zu der größern Selbständigkeit Ungarns zu betrachten. Ganz im Sinne von Gambettas „le cléricalisme, c'est l'ennemie" gab man das Schlagwort aus, daß Österreich, daß Wien der Feind sei, und daß Österreichs Verlegenheit die Gelegenheit Ungarns bedeute. Immerhin repräsentierte Wekerle noch ein Stück europäischen Bewußtseins. Denn er hatte Verständnis für die Großmachtbedingungen der Monarchie.

Eine nicht gerade äußerlich hervortretende aber darum um so intensivere Wendung brachte das nach der Gesinnung seines Chefs unbedingt separatistisch gesinnte Kabinett Bánffy. Äußerlich, der Krone gegenüber, in allen Fällen ganz skrupellos dienstwillig, vermochte es nicht der Versuchung zu widerstehn,

*) Besprochen in dem Artikel: „Andrássy, Dipauli, Láng" 1898 Nr. 186 der Zeitschrift „Die Zeit."

Digitized by Google

die österreichischen Wirren nicht bloß zur Erringung weitgehender materieller Vorteile für Ungarn, somit zur Festigung seiner Stellung zu benutzen, sondern auch eine Ausdehnung der Hegemonie des Magyarentums auf die ganze Monarchie vorzubereiten. Waren es auch nicht direkt die Regierungskreise, die der populären Bewegung „Los von Österreich" Vorschub leisteten, so war doch auch durch die von Amts wegen und ebenso im Lager der Regierungspartei wie von den oppositionellen Fraktionen geübte systematische Aufstachlung des nationalen Chauvinismus der ohnehin von der äußersten Linken programmgemäß gepflegte wirtschaftliche Separatismus in den letzten Jahren der öffentlichen Meinung recht gründlich eingeimpft worden. Natürlich mußten auch die wesentliche Besserung der staatsfinanziellen Verhältnisse und der wirtschaftliche Aufschwung des Landes das frühere Gefühl der Abhängigkeit von dem in der Kultur und in der Industrie weit entwickeltern Österreich zu größerm Selbstvertrauen auf die eigne Kraft umwandeln. Die zu der Zeit des großen Getreideexports und des hohen Agios vorherrschende bimetallistische Strömung war infolge des natürlichen Wunschs nach einer Regelung der Valuta und infolge der unwiderstehlichen Sehnsucht nach einer eignen ungarischen Notenbank längst zu Gunsten der Goldwährung umgeschlagen.

Schon durch die Wehrgesetzdebatte vom Jahre 1889, die den Anstoß zu der Erschütterung der parlamentarischen Stellung Koloman Tiszas gab und seinen Namen gänzlich unbeliebt machte, war die Feindseligkeit gegen die „germanisierende" gemeinsame Armee genährt worden und hatte sich nach dem mißlungnen Versuch des Grafen Szapáry gesteigert, durch gegenseitige gleichzeitige Bekränzung des Ofner Honveddenkmals und der Hentzisäule eine Versöhnung der legitimen und der revolutionären militärischen Traditionen zustande zu bringen. Sie ist gewissermaßen zu einem integrierenden Bestandteil des magyarischen Patriotismus geworden und wird durch die aus den ungarischen Schulen mit planmäßig anerzogner deutsch- und österreichfeindlicher Gesinnung hervorgegangnen Einjährig-Freiwilligen insbesondre mit Hilfe der Blätter der Unabhängigkeitspartei fortwährend lebendig erhalten. Trotz aller Bemühungen der obersten Heeresleitung sucht man mit Erfolg in der außer aller organischen Verbindung mit der gemeinsamen Armee stehenden Honvedschaft das Gefühl der gehässigen Rivalität wachzurufen. Die Hetze gegen das deutsche Theater, die vielleicht nicht in ihrem vollen Umfange bekannt geworden ist, ruht nicht, weder in Budapest, noch in den halb oder vorwiegend deutsch gebliebnen Städten Preßburg, Ödenburg, Temesvar, Hermannstadt, Kronstadt und in den ungarischen Badeorten. Dafür geht in dem Bewerben um die Gunst der Krone die ungarische Delegation auch im Widerspruch mit der Stimmung des Magyarentums oder mit den materiellen Interessen der Bevölkerung bewußt und konsequent vor. Der im ganzen Lande ingrimmig bekämpften Okkupationspolitik stimmten die ungarischen Delegierten als brave Kinder auf den Wink Andrássys sofort zu, als sich die Verfassungspartei, die damals im Wiener Reichsrat die Majorität hatte, gegen „das bosnische Abenteuer" auflehnte.

Digitized by Google

Es läßt sich mit einem Worte die Feindseligkeit und das Mißtrauen gegen Österreich als der Grundzug des politischen Denkens im Magyarentum feststellen. Auch die Anhänger des Dualismus wollen ihn durchaus nur als den Bund zweier Mittelstaaten betrachtet wissen, von denen der eine die Interessen des andern weiter nicht zu berücksichtigen braucht. Dieser eine ist natürlich Ungarn, „die festeste, ja alleinige Stütze von Thron und Monarchie, insbesondre auch der Dreibundpolitik." Die Offiziösen lügen nun ausnahmsweise nicht, wenn sie sich den Rückhalt an den deutschen Bajonetten gern gefallen lassen, solange das große Werk der „Herstellung des einheitlichen magyarischen Nationalstaats," die wenigstens äußerlich vollständige Magyarisierung Ungarns nicht durchgeführt ist, was durch eine Störung des Weltfriedens verzögert werden würde. An und für sich sind die Magyaren genau so franzosenfreundlich wie die Tschechen. Und die Pázmándy-Rimlerschen Machenschaften waren nur verfrühte Äußerungen der besonders bei den Anhängern der äußersten Linken lebendigen Grundstimmung des traditionellen Deutschenhasses, der bei vielen Gelegenheiten — meist in die freiheitliche Verachtung des „preußischen Korporalgeistes," des unparlamentarischen Regimes im Deutschen Reiche, der „gewaltthätigen Bismarckischen Staatskunst" gekleidet — unwillkürlich hervorbricht. Darin hat allerdings Kaiser Wilhelms Ofner Toast Wandel geschafft. Die geradezu überschwenglichen Sympathien aber, deren sich der deutsche Kaiser seitdem erfreut, bedeuten noch lange nicht eine ernste Annäherung an das Deutschtum, so wenig wie der ostentative Kultus der Popularität „des Königs" und der verewigten Königin, der sich lediglich an ihre Persönlichkeit knüpft, identisch mit der Loyalität für die Dynastie ist, wie man sie in österreichischen Landen findet. Dem Magyarentum sind vielmehr alle Erzherzöge politisch verdächtig, und darum hat der Leiboffiziosus des verflossenen Ministerpräsidenten Bánffy sehr bedeutsam von dem „guten Wetter" gesprochen, das er „zur raschen Zusammenhämmerung des einheitlichen magyarischen Nationalstaats" benutzen mußte.

Zusammenfassend dürfen wir die heutige Auffassung des Dualismus bei dem Magyarentum — wenigstens bis zur Ära Széll — dahin charakterisieren, daß diese Form des staatsrechtlichen Verbands so lange wirtschaftlich ausgenützt und darum beibehalten werden soll, bis Ungarn für das eigne Zollgebiet und für die eigne Notenbank reif, d. h. wirtschaftlich und finanziell stark genug ist. Die Militärkraft der ganzen Monarchie in ihrer heutigen Organisation und nötigenfalls die des Deutschen Reichs soll als Rückendeckung dem Magyarentum gegen die Nationalitäten so lange zur Verfügung stehn, bis diese des Bewußtseins ihrer Individualität gänzlich beraubt sind. So lange wird der Vorwurf kolonialer Ausbeutung durch Österreich von den ungarischen Volkswirten festgehalten, und wird unbeschadet des regsten Kossuthkultus und der sorgsamen Pflege aller antihabsburgischen Traditionen das nötige Quantum dynastischer Gesinnung auf Lager behalten.

So stellt sich, objektiv betrachtet, die bisherige Entwicklung des Dua-

Digitized by Google

lismus dar. Ob er in dieser Gestalt nicht eine Kette für Österreich bedeutet, ist wohl der Frage wert. Daß durch die innere Reibung der beiden Staaten die Großmachtstellung der Monarchie nicht gefestigt werden kann, liegt auf der Hand. Der Anschluß Rumäniens an den Dreibund wird nicht durch die auf dem Wiener Ballplatze, sondern durch die in Ofen den ungarländischen Rumänen gegenüber gemachte Politik verhindert. Daß der Deaksche Ausgleichsgedanke, wie er in seiner praktischen Durchführung in drei Jahrzehnten Gestalt gewonnen hat, nicht aufrecht erhalten werden kann, ist aus der verhängnisvollen Wirkung auf die innern Verhältnisse Österreichs klar geworden. Die fortwährend künstlich gesteigerte Differenzierung der Interessen der beiden Staaten mußte ja zu einer verderblichen Anwendung des Prinzips Divide et impera geradezu verleiten. Der korrekte ehrliche Deakismus Koloman Széllś mag wohl eine Besserung der Beziehungen zur Folge haben, aber auch seine Kraft wird nicht ausreichen, wo sich in der staatsrechtlichen Konstruktion des Verhältnisses nachweisbar so schwere organische Fehler herausgestellt haben.

Ob eine Heilung möglich ist, und nach welcher Richtung sie etwa versucht werden könnte, darf nun wohl der Gegenstand eingehender Untersuchung sein. Der Erbfehler des Dualismus liegt darin, daß er nicht das Ergebnis einer Vereinbarung von Volk zu Volk, also der cisleithanischen und der transleithanischen Völkergruppen ist, sondern sub titulo der historischen Rechte des Königreichs Ungarn vom subjektivsten Standpunkt des Magyarentums durch dessen Vertrauensmänner mit dem Träger der St. Stephanskrone vereinbart worden ist. Damit war von selbst der Keim zu künftigen Konflikten mit den im Reichsrate vertretnen Königreichen und Ländern gegeben. Bei dem sorgfältigen Bestreben Deaks und seiner Genossen, ihrem Vaterlande die Attribute einer selbständigen Staatlichkeit mit peinlichster Genauigkeit zu sichern, war auf die von der Krone allzu äußerlich aufgefaßten Existenzbedingungen der Monarchie eben nur insoweit Rücksicht genommen worden, als die pragmatische Sanktion und nebenbei ein wenig auch der gesunde Menschenverstand die Herstellung oder besser gesagt die Aufrechthaltung gemeinsamer Institutionen unabweislich forderten. Der verfassungsfanatische ungarische Formalismus des Jahres 1867 übersah die in unserm Jahrhundert eingetretne Entwicklung des Verkehrs, des Weltwirtschaftslebens, die Notwendigkeit großer Wirtschaftsgebiete. Andrerseits bethätigten die Österreicher, von denen nur politische Idealisten den Dualismus als historisch berechtigt anerkannten, ein ganz ungenügendes Maß von Interesse für die realen Bedingungen eines auf beiden Seiten gleichwertigen Konstitutionalismus. Das gegenseitige historische Mißtrauen der beiden Reichshälften veranlaßte ihre Vertreter, in Ungarn bewußt, in Österreich unbewußt, der Anerkennung des Nichtinterventionsprinzips zuzustimmen, und die vom Standpunkt einer Monarchie absurde Möglichkeit zuzulassen, daß diesseits und jenseits der Leitha nach entgegengesetzten Grundsätzen regiert werde.

Dabei wurde hier wie dort der Grundirrtum begangen, die parlamentarische Schablone auf ein Konglomerat von Nationalitäten anzuwenden, und

Digitized by Google

das Majoritätsprinzip ebenso als ultima ratio anzuerkennen wie in national einheitlichen Staaten. Die Zulassung einer selbständigen Wirtschaftspolitik in zwei gleichberechtigten Hälften einer höhern internationalen Einheit mußte notwendigerweise Interessengegensätze schaffen und sie immer mehr steigern. Verstärkt durch nationale Ansprüche und Eifersüchteleien konnte das künstlich großgezogne Streben nach gegenseitiger Beherrschung und Ausnützung nur unhaltbare Verhältnisse ergeben.

Die wenn auch immer noch nicht allgemein gewordne, aber in denkende Köpfe doch unwiderstehlich eindringende Erkenntnis, daß die sich ohne Rücksicht auf das untrennbare höhere Ganze geltend machenden und feindlich kreuzenden staatsrechtlichen, nationalen und wirtschaftlichen Einzelbestrebungen zu gegenseitiger Schädigung führen müssen, weckt nun endlich mit größerer oder geringerer Klarheit den Wunsch, daß das Verhältnis der beiden Staaten der Monarchie zu einander auf gesündere, vernünftigere Grundlagen gestellt werde. Instinktiv wenigstens fühlen alle Politiker, für die die Erhaltung der Monarchie und ihrer Großmachtstellung, wenn auch nicht als Selbstzweck, so doch als wohlverstandnes Interesse aller ihrer Bestandteile, der maßgebende Ausgangspunkt ist, daß nicht die zufällige und wechselnde Stärke oder Schwäche des einen und des andern Teils allein bestimmend für ein dauerndes und gesundes Verhältnis des einen zu dem andern sein darf. Wenn irgendwo, muß in der vielgestaltigen österreichisch-ungarischen Monarchie das Recht der Minoritäten durch entsprechende Einrichtungen geschützt werden. Und zwar handelt es sich wenn nicht ausschließlich so doch vorwiegend darum, den Bestand und die politische wie wirtschaftliche Bedeutung der nationalen Minoritäten zu sichern, wofür der in Böhmen schon verwirklichte, aber noch weitern Ausbaus bedürftige Gedanke der Trennung nationaler Interessenkreise, das Kuriensystem, mutatis mutandis auch in Ungarn angewandt werden müßte. Das Prinzip der Proportionalvertretung muß auch auf dem Gebiete der gemeinsamen Angelegenheiten zur Geltung gebracht werden. Die Ausführung dieses Gedankens verlangt eine auch aus andern Gründen unabweislich gebotne Änderung des Instituts der Delegationen, die nur als Surrogat für eine Geltendmachung des Steuerbewilligungsrechts für hochwichtige Zweige des Staatslebens und für die Kontrolle der Politik der Monarchie anzusehen sind. Denn obwohl zur Wahrnehmung gemeinsamer Zwecke und gemeinsamer Interessen Österreichs und Ungarns berufen, können diese parlamentarischen Ausschüsse ohne Gesetzgebungsrecht keine mit der Autorität einer Volksvertretung bekleidete Stütze der internationalen Einheit und Großmachtstellung der Monarchie sein. Gemeinsame Interessen erfordern gemeinsame Einrichtungen nicht bloß in mechanischem, sondern auch in organischem Sinne. Für gemeinsame Ausgaben müssen gemeinsame Einnahmen geschaffen werden. Wäre der gesunde Gedanke des ungarischen Ministerpräsidenten Bittó, gemeinsame Verzehrungssteuern einzuführen, zur Ausführung gelangt, so wäre den Angehörigen der Monarchie unendlich viel unerquicklicher Streit um die Quote erspart worden, und das Ausland hätte nicht den beschämenden Anblick des unwürdigen Feilschens der Quotendeputationen gehabt, es wäre nicht eine

Digitized by Google

rein rechnungsmäßige Frage zu einer Frage der nationalen, politischen Präponderanz geworden. Ein schüchterner Schritt, die reine Rechnungsmäßigkeit der in das Fahrwasser der Gehässigkeit geratenen Quotenfrage wieder herzustellen, ist der Horánszkysche Vorschlag, die Quote nachträglich genau nach der Gestaltung des beiderseitigen Nationalvermögens festzustellen. So schwierig es auch wäre, diese theoretisch ganz schönen Gedanken in der Praxis durchzuführen, so willkommen heißen müßte man die Idee, an die Stelle des leblosen Organs der Delegationen ein Verfahren treten zu lassen, bei dem die gemeinsamen Angelegenheiten nach dem geistigen Vermögen aller Beteiligten beeinflußt würden. Bei der ganz außerordentlichen Empfindlichkeit, mit der jeder wirkliche oder angebliche Versuch einer Beschränkung der ungarischen Staatlichkeit von magyarischer Seite aufgenommen wird, erscheint es gewagt, durch positive Vorschläge die Sorge zu erwecken, als solle ein gewissermaßen über den Parlamenten in Wien und Budapest stehendes höheres Vertretungsorgan geschaffen werden. Aber es ist doch sehr wohl denkbar, in ähnlicher Weise, wie die gemeinsamen Ministerien des Äußern, des Kriegs und des Okkupationsgebiets dem österreichischen und ungarischen Kabinett weder über- noch unter-, sondern nebengeordnet sind, auch eine gemeinsame Interessenvertretung zu schaffen, die den Wirkungskreis des Reichsrats und des Reichstags nicht berührt, aber neben beiden ein selbständigeres Verfügungs- und Kontrollrecht auszuüben hätte, als die jetzigen Delegationen. Aus der Parlamentssphäre, sowie überhaupt aus dem selbständigen Funktionskreise der beiden Staaten müßte alles ausgeschieden werden, was gewissermaßen als Existenzminimum der Monarchie zu betrachten ist. Vor allem hätte die Beschränkung gemeinsamer Ingerenz auf die sogenannten pragmatischen Angelegenheiten aufzuhören. Denn sowie die Organisation der Wehrmacht zum Zweck der in der pragmatischen Sanktion aufgestellten Pflicht gegenseitiger Verteidigung im Jahre 1867, abweichend von der Gesetzgebung des Jahres 1848 und allerdings im Widerspruch zu der von der Unabhängigkeitspartei unausgesetzt erhobnen Forderung einer besondern ungarischen Armee, zu einer streng gemeinsamen Angelegenheit gemacht worden ist, sowie an eine Teilung der diplomatischen Vertretung der beiden Staaten Österreich und Ungarn trotz der von Bánffy dem Grafen Goluchowski abgelisteten oder abgepreßten neuen Art der Unterfertigung von Staatsverträgen vernünftigerweise nicht gedacht werden kann, so darf auch das Gebiet der Handelspolitik nicht dem Wirkungskreise zweier Parlamente überlassen bleiben. Die Ausgleichung der zweifellos vorhandnen partiellen Interessengegensätze würde innerhalb eines gemeinsamen Vertretungskörpers viel leichter und gewiß mindestens ebenso gerecht erfolgen, wie durch Verhandlungen zweier Regierungen und nach vorangegangner oft künstlicher Erregung der öffentlichen Meinung auf der einen wie auf der andern Seite.

Die Durchführung dieser absichtlich nur andeutungsweise ausgesprochnen Ideen würde kein wirkliches Partikularinteresse verletzen, und nur den Verzicht

Digitized by Google

auf die eine oder die andre nationale Eitelkeit und auf Großmannssucht in sich schließen. Es könnte dabei die freie Entwicklung aller einzelnen Bestandteile der Monarchie vollkommen gewahrt bleiben, die Anerkennung ihrer Individualität in genügender Weise erfolgen. Das Maß ihrer politischen Geltung auf dem Gebiete der Gemeinsamkeit und die Zahl ihrer Vertreter hätte sich nach ihrem geistigen und physischen Gewicht, nach ihrer Bevölkerungszahl und Steuerleistung zu bestimmen. Entsprechend dem jetzigen Verhältnis der Delegiertenzahl der einzelnen österreichischen Kronländer wäre diesem Prinzip auch von Ungarn bei der Wahl der Mitglieder einer gemeinsamen Vertretung Rechnung zu tragen. Jede entbehrliche Uniformität könnte soweit vermieden werden, als das Erfordernis des Ganzen, der Gesamtheit, in Frage kommt. An sich vielleicht ganz berechtigte Interessen des einen oder des andern Staats müßten sich dem gemeinsamen Interesse der Monarchie unterordnen, soweit sie sich nicht doch etwa in Einklang sollten setzen lassen. Es bliebe da immer noch genug Spielraum für jede Reichshälfte übrig, ihre wirklich wichtigen besondern Interessen geltend zu machen.

Die Unmöglichkeit, den Kaiser von Österreich in Gegensatz zum König von Ungarn zu bringen, muß mit stärkern Garantien umgeben werden, als sie heute bestehn. Das kann nur dadurch erreicht werden, daß er in Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse nicht die oft voneinander abweichenden Beschlüsse zweier Parlamente oder ihrer Ausschüsse zur Sanktion erhält, sondern nur die durch die wechselnde Gruppierung verschiedner Parteien zustande kommenden Majoritätsbeschlüsse eines gemeinsamen Vertretungskörpers. Aufhören muß der sich von zehn zu zehn Jahren erneuernde, an alle Leidenschaften der Völker appellierende Streit um die Höhe der Quote, indem für die gemeinsamen Ausgaben eine nach denselben Prinzipien und denselben Einhebungsmodalitäten auszuwerfende Spezialsteuer gemeinsam votiert wird.

Das macht allerdings wesentliche Änderungen nötig, wenn auch nicht an dem Sinn und dem Geiste, so doch an dem Buchstaben, an formalistischen Bestimmungen des Deakschen Ausgleichswerks.

Die äußerlich am meisten in die Augen fallende und vom magyarischen formalistischen Konstitutionalismus am schwersten zu erlangende Änderung an dem Grundgesetz des Dualismus würde den Wirkungs- und Rechtskreis, die Wirkungsweise der Delegationen betreffen. Diese dürften nicht länger Ausflüsse künstlicher, oft zufälliger Majoritäten sein, sondern müßten in ihrer Zusammensetzung die mannigfachen nationalen und wirtschaftlichen Strömungen in den Bevölkerungen nicht bloß Österreichs, sondern auch Ungarns unmittelbar zum Ausdruck bringen. Nicht als zwei sich mißtrauisch und oft gegnerisch voneinander abschließende Körperschaften, sondern als Vertreter gemeinsamer, wenn auch sich in verschiedner Auffassung darstellender Interessen hätten sie gemeinsam zu beraten. In welcher Weise dabei doch die staatsrechtlichen Verschiedenheiten geltend gemacht werden könnten, ist eine wichtige Frage, die nicht leicht gelöst werden kann, aber doch nur eine Detailfrage, auf die vor

Digitized by Google

allgemeiner Zustimmung zu dem Grundgedanken hier besser nicht näher eingegangen wird.

Um zu diesem von der Erhaltung der internationalen Stellung der Monarchie und indirekt von der gesunden wirtschaftlichen Entwicklung beider Staaten geforderten Ziele zu gelangen, darf an keinen Staatsstreich, an keinen Verfassungszwang, an keine Verfassungsaufhebung gedacht werden. Zweifellos unabweisbare Verfassungsänderungen diesseits wie jenseits der Leitha können nur in Verbindung mit einer Revision der staatsrechtlichen Grundlage durchgeführt werden. Nur eine Änderung des Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn ermöglicht eine zweckmäßige und befriedigende Lösung mannigfacher in Österreich wie in Ungarn bestehender Schwierigkeiten und nach Verwirklichung ringender Bestrebungen. Ohne die Verfassung der im Reichsrate vertretnen Königreiche und Länder föderalistisch umzugestalten, was einen Bruch mit dem dualistischen System zur Voraussetzung hätte, könnten dem autonomistischen Prinzip manche Zugeständnisse gemacht werden, wenn der unheilvolle magyarische Zentralismus in seinen Beziehungen zu Österreich eine Milderung erführe. Und ebenso wäre in Ungarn eine streng verfassungsmäßige Änderung der bestehenden Wahlordnung leichter zu erzielen, die eine gerechte Vertretung aller Kräfte des Staats herbeiführen könnte, wenn das entsprechende Prinzip schon in der Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten zum Durchbruch gelangt wäre. In den politischen Kreisen beider Staaten der Monarchie müßte der Gedanke energisch ausgedrückt und eingehend erwogen werden, daß alle Reformbestrebungen, die nicht auf ephemere Ziele gerichtet sind, nur im organischen Zusammenhang mit einer Revision der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn bleibend und gründlich durchgeführt werden können.

Die Initiative zu einem Vorgehn in diesem Sinn und zu den nicht unbeträchtlichen Vorbereitungen eines solchen würde natürlich, im Gegensatze zu partikularistischen Bestrebungen der beiden Staaten, der Krone zufallen, die ja während dreier Jahrzehnte peinlich die Notwendigkeit empfunden haben muß, zu beiden Seiten der Leitha zugleich verschiedne, ja geradezu entgegengesetzte Regierungsgrundsätze gutheißen zu müssen, in Ungarn dem Regime Tisza eine liberale, scharf zentralisierende, chauvinistische Regierung und Gesetzgebung, in Österreich dem Regime Taaffe ein konservatives, autonomistisches, angeblich nach nationaler Gleichberechtigung strebendes System zu genehmigen.

Bei den im Jahre 1867 durchgeführten zentrifugalen Einrichtungen der Regierungsgewalten, die in der Gemeinsamkeit der Leitung der äußern Angelegenheiten und des Heerwesens nur eine ungenügende, nicht organisch eingreifende Bremsvorrichtung haben, kann in der österreichisch-ungarischen Monarchie der konstitutionelle Grundsatz: Le roi règne, mais il ne gouverne pas, nicht uneingeschränkt zur Geltung kommen. Der Krone ist die Aufgabe vorbehalten, die Hauptrichtungen zu bestimmen, in denen sich das politische Leben sowohl Österreichs wie Ungarns bewegen muß, wenn nicht die Existenz-

Digitized by Google

bedingungen der Monarchie gefährdet werden sollen. Sowie sich nach Königgrätz, nach dem Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bunde und nach seiner Verdrängung aus Italien die Notwendigkeit einer neuen Organisation des Habsburgischen Länderkomplexes der Krone aufdrängte und zur schließlichen Anerkennung der ungarischen Staatlichkeitsansprüche führte, muß auch jetzt — bei der unabweislichen Erkenntnis von den Mißgriffen, die bei der Gestaltung des bis zu einem gewissen Grade sowohl historisch wie sachlich berechtigten dualistischen Prinzips in Bezug auf die Regelung der Beziehungen beider Reichshälften begangen worden sind — eine Reform des Dualismus von der Krone ins Auge gefaßt und unter Anwendung streng verfassungsmäßiger Mittel durch entsprechende Gesetze im Wiener Reichsrate wie im ungarischen Parlament angebahnt und schrittweise weitergeführt werden. Wenn das angeblich zwischen den beiden Staaten der Monarchie bestehende bundesgenossenschaftliche Verhältnis vertieft, gekräftigt, auf dauerndere Grundlagen gestellt, ein größeres Maß von Freizügigkeit in physischer und rechtlicher Beziehung zwischen ihnen erreicht, eine Art erweiterten Staatsbürgerrechts für alle Angehörigen der Monarchie geschaffen wird, so braucht das ebensowenig eine Verneinung der österreichischen Staatlichkeit wie der ungarischen zu bedeuten, über die das Magyarentum mit ängstlicher Sorgfalt wacht. Es darf aber nicht mehr eine planmäßig separatistische Unterrichtspolitik verfolgt werden, wie sich deren noch gegenwärtig Minister Wlassics schuldig macht, und wie sie durch den siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten Schwicker in verdienstvoller, ihm freilich übel gelohnter Weise aufgedeckt worden ist und sich täglich immer ungescheuter enthüllt, sodaß in einer staatlichen Mittelschule das Haus Habsburg als der größte Feind Ungarns bezeichnet werden darf. Was hinter der chinesischen Mauer, die die Galizien zugestandne polnische Amtssprache und Unterrichtssprache zwischen Ost- und Westösterreich errichtet hat, seit dritthalb Dezennien nach dieser Richtung vor sich geht, bedürfte ebenfalls einer gründlichen Beleuchtung und energischen Änderung. Von jeder Regierung diesseits wie jenseits der Leitha muß gefordert werden, daß sie nicht über der Verfolgung parteipolitischer oder einseitig nationaler Ziele die Pflege herzlicher Beziehungen mit dem andern Staat vernachlässige und die natürlichen Wurzelfäden der Monarchie achtlos oder gar böswillig verkümmern lasse. Das nicht bloß in manchen Bevölkerungskreisen Ungarns, sondern auch in manchen Ländern und bei manchen Volksstämmen Österreichs sehr schwach entwickelte Bewußtsein einer mehr als äußerlichen Angehörigkeit zur Monarchie, die Erkenntnis der Wichtigkeit ihres Bestands für jeden Volksstamm, für das wirtschaftliche Wohlsein der Gesamtheit ihrer Bewohner wird nur dann tiefere Wurzel fassen können, und die Ausbildung von wirklichen oder vermeintlichen Interessengegensätzen wird nur dann wirksam hintangehalten werden können, wenn auch in den einzelnen Reichshälften — diese formell unrichtige Terminologie möge nie preisgegeben werden — von Regierungs wegen jede brutale Vergewaltigung nationaler Minderheiten, jede einseitige

Digitized by Google

Förderung wirtschaftlicher Interessen vermieden und verhindert wird. Nur eine entsprechende politische Erziehung wird die öffentliche Meinung, die Volksvertretung und die Regierung auf beiden Seiten zu größerer gegenseitiger Rechtsachtung veranlassen, und das Pochen auf jeweilige größere materielle oder parlamentarische Stärke, die Ausnützung einer günstig scheinenden Lage zur Erpressung ungerechtfertigter Vorteile ausschließen.

Vollzieht sich nicht in der vorstehend nur im Umriß angedeuteten oder in einer ähnlichen Weise eine Umwandlung des heutigen Dualismus, so ist eine Häufung und Verschärfung der politischen und wirtschaftlichen Streitpunkte zwischen Österreich und Ungarn unausbleiblich. Die nächste Folge würde nach der Auflösung der zollpolitischen Gemeinsamkeit und nach der Trennung des Notenbankwesens die reine Personalunion sein. Den vielfach gehegten Glauben, daß dann zwischen den beiden Staaten mit dem gemeinsamen Oberhaupte Frieden und Freundschaft einkehren würde, können wir durchaus nicht teilen. Im Gegenteil wäre damit nur der erste Schritt zu weitern Gegensätzen geschehn, wie sie zwischen Norwegen und Schweden an der Tagesordnung sind. Damit ist wohl auch genügend die peinliche Lage angedeutet, in die der gemeinsame Monarch und mit ihm die gesamte Monarchie geraten müßte. Daß dies auch eine Verzögerung des innern Friedens diesseits wie jenseits der Leitha bedeuten würde, ist wohl einleuchtend genug. In einem staatsrechtlich von Österreich gänzlich losgelösten Ungarn würde der Widerstand der vom Chauvinismus niedergehaltnen nichtmagyarischen Nationalitäten mit elementarer Gewalt hervorbrechen, und diesseits der Leitha könnte der Kampf zwischen Deutschtum und Slawentum bei weiterer Lockerung der Beziehungen zu Ungarn noch viel schwieriger in erträgliche Schranken gebannt werden, als dies heute schon möglich scheint. Nur wenn eine engere konstitutionelle Berührung zwischen Deutschen, Slawen und Magyaren auf dem Boden der ihnen im großen und ganzen gemeinsamen Wirtschafts- und Kulturinteressen ermöglicht wird, kann auf das Aufhören kleinlicher nationaler Spekulationen nach dem alten Rezepte des divide et impera gehofft werden. Die Schwierigkeiten, die die leidige Sprachenfrage der Organisation einer Vertretung der gemeinsamen Interessen der Monarchie zweifellos bereiten werden, müssen sich bei einigem guten Willen, der eben auf manchen Seiten erst hervorgerufen und gepflegt werden muß, denn doch überwinden lassen.

Um nicht Vergleiche herauszufordern, die bei der Verschiedenheit der Verhältnisse unbedingt hinken müssen, ist in vorstehenden Ausführungen der Hinweis auf eine Institution vermieden worden, die — wie ausdrücklich bemerkt werden soll, mit mancherlei wesentlichen Modifikationen — allenfalls als Muster benützt werden könnte. Es ist das Zollparlament des Norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten, gedacht als eine Vertretung souveräner verbündeter Staaten, wie es ja nach dem dualistischen Credo Österreich und Ungarn sind. Der Umstand, daß andre Gemeinsamkeitsgründe dort in Betracht kamen als hier, und daß die Einrichtung als Übergangsstadium zu andern

Digitized by Google

politischen Gestaltungen diente, darf nicht gegen das angeführte Beispiel ins Treffen geführt werden.

Um wieviel inniger, beständiger und wirksamer sich der mitteleuropäische Friedensbund gestalten müßte, wenn sich das Ministerium des Äußern auf eine unmittelbar aus allen Volksstämmen hervorgegangne Vertretung der Monarchie stützen könnte, bedarf keiner nähern Auseinandersetzung.

So weist also ebenso das allgemein europäische Interesse, zwischen Deutschland, Italien und Rußland diese Großmacht zu wissen, die geschaffen werden müßte, wenn sie noch nicht bestünde, wie die friedliche Entwicklung beider Staaten der Monarchie und der nicht erträumte, sondern wohlverstandne wirkliche und dauernde Vorteil aller in ihrem weiten Rahmen lebenden Volksstämme gebieterisch auf eine gründliche Reform der dualistischen Staatsform hin.

Daß eine solche Reform mit großen Schwierigkeiten verknüpft wäre, ist unleugbar. Vor allem, weil die Geister, von scheinbar näher liegenden kleinern Interessen erfüllt, diesem nur mittelbar und langsam wirkenden Heilmittel gegen schier unerträgliche Mißstände, die allerdings rascher Heilung heischen, noch nicht näher getreten sind. Aber wenn sich alle sonstigen Versuche partikularistischer Staatskünstler nur als Palliative erwiesen haben werden, wird sich die Erkenntnis von der unabweisbaren Notwendigkeit der hier erörterten Schritte zur Herstellung des innern Friedens, ja zur Rettung der Monarchie vor drohendem Zerfall früher oder später, hoffentlich nicht zu spät, unwiderstehlich Bahn brechen.

Wie der Volksgeist des heutigen Englands geworden ist

(Schluß)

Um nun auf den eigentlichen Gegenstand des Buches von Nostitz zu kommen, die englischen Arbeiterverhältnisse, so können wir auf einzelnes nicht eingehn; es genüge festzustellen, daß dieses Werk alle Einzeldarstellungen, wie die von Brentano, Schulze-Gävernitz und den beiden Webb entbehrlich macht, und daß, wer sich über Arbeitslohn und Arbeitszeit, über Gewerkvereine, Ausstände, Schiedsgerichte, Einigungsverfahren, die gerichtliche Behandlung des Streikpostenstehns und der bei Ausständen vorkommenden Gesetzwidrigkeiten, über Hilfskassen, Konsumvereine, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, über den Arbeiterschutz, die Heranziehung von Arbeitern und von Frauen zur Fabrikinspektion, über die Unfall- und Haftpflicht, über das Wohnungselend und die Versuche, ihm abzuhelfen, über das Schwitzsystem in der Hausindustrie, über die Behandlung der Arbeitslosenfrage unterrichten will, daß der hier alles, was ein Nichtfach-

Digitized by Google

mann zu wissen wünschen kann, bequem beisammen findet. Nur bei einem einzigen Punkte wollen wir ein wenig verweilen.

Wir haben selbst vor Jahren bei verschiednen Gelegenheiten die englischen Arbeiterverhältnisse und ihre Wandlungen dargestellt und finden nun, daß Nostitz, der das ganze ungeheure Gebiet der einschlagenden Litteratur beherrscht, unsre Darstellung bis auf das Tüpfelchen überm i bestätigt. Das ist von großer Wichtigkeit, denn wer über soziale und volkswirtschaftliche Dinge urteilen will, der muß ein richtiges Bild von den englischen Zuständen und der englischen Entwicklung haben. Die große Frage, schreibt Nostitz im Vorwort, die man kurz die soziale nennt, ist nicht auf bestimmte Länder oder Völker beschränkt, sondern beherrscht als Weltfrage die Gegenwart. Wenn sie nun zuerst und am schärfsten in England aufgetreten ist, so werden nicht ohne Grund, wie früher die staatsrechtlichen, so jetzt die volkswirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Englands mit Vorliebe in unserm öffentlichen Leben besprochen. Gewiß verwahren wir uns mit Recht dagegen, daß wir das deutsche Vaterland nach fremdem Muster einrichten sollen, und gewiß bestehn große Verschiedenheiten. Man kann auch völlig dahingestellt sein lassen, ob der Gang der Dinge dort schon eine höhere Stufe erreicht hat, auf die auch wir dereinst gelangen müssen, und ob deshalb England in dem Maße für uns vorbildlich sein muß, wie manche uns zu überzeugen wünschen. Die unbefangne Betrachtung der englischen Zustände bleibt darum doch ein wertvolles Hilfsmittel für die Würdigung der heimischen. Denn sie lehrt uns einerseits, wie reich auch das soziale Leben an Möglichkeiten ist, und andrerseits, wie gewisse Ursachen gewisse Wirkungen erzeugen. — Auf das zweite ist das Hauptgewicht zu legen. Wenn in einem Lande die Produktion für den eignen Bedarf vollständig oder beinahe vollständig aufgehört hat, wenn also jeder auf den Verkauf seiner Waren, Dienste und Leistungen angewiesen ist, als das einzige Mittel, sein Leben zu fristen, und wenn das Angebot der Ware, der eignen Körper- und Geisteskraft einer schrankenlosen Konkurrenz überlassen bleibt, die durch keine mit Autorität ausgestattete Vernunft geregelt ist, dann werden und müssen Zustände eintreten, wie die englischen am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Ganz wie wir läßt Nostitz das englische Elend mit dem Übergang vom Körnerbau zur Schafzucht und dem großen Landraub vom sechzehnten Jahrhundert ab beginnen. Ganz wie wir hebt er hervor, daß der englische Reichtum wegen seiner ungleichen Verteilung anfänglich das Gegenteil von Volkswohlstand bedeutet hat. Ganz in unserm Sinne schreibt er Seite 757, als Stand habe die Aristoplutokratie in vieler Beziehung einen glänzenden Gemeinsinn gezeigt. Aber dieser Gemeinsinn kranke viele Jahrzehnte an der harten Selbstsucht, die Volk und Vaterland zu eng, weil nur mit den Interessen des eignen Standes, begreife. Der grundansässige Adel habe den sozial so höchst wichtigen Stand der kleinen freien Grundbesitzer vernichtet, die neue Plutokratie habe den gewerblichen Arbeiter ausgebeutet. Diese beiden großen Sünden hätten vom Ende des achtzehnten noch bis gegen die Mitte des neunzehnten

Digitized by Google

Jahrhunderts das Elend des englischen Proletariats fortzeugend geboren, das die Schmach der Neuzeit sei. Ganz besonders aber schildert er dieses Elend, und namentlich die Kindergreuel, genau so, wie wir es gethan haben, nur daß er noch viel mehr Einzelheiten anführt, und er bemerkt wiederholt, daß das Thatsächliche bei Marx und Engels nicht zu bezweifeln sei, wenn man auch die Tendenz und die Schlußfolgerungen der beiden Männer ablehnen müsse. Sie sind doch auch nicht die einzigen, die aus den Berichten der Parlamentskommissionen geschöpft haben, und diese Berichte sind doch ihrer Zeit in der ganzen englischen Presse besprochen worden. Als wir diese Dinge, die bis dahin nur in Büchern gestanden hatten und deshalb dem großen Publikum unbekannt geblieben waren, durch die Grenzboten einem weitern Kreise erzählt hatten, versuchte man den Eindruck auf dreifache Weise abzuschwächen. Die einen, die Entwicklungstheoretiker, sagten, dieses englische Arbeiterelend sei gar nichts besondres; es sei eben nur das Mittel, dessen sich die Natur überall und jederzeit bediene, die schwachen Individuen zu vernichten. Aber wo finden sich neben den elenden Arbeitern jener Zeit die wohlbestallten, die man als die Sieger im rassenveredelnden Kampf ums Dasein bezeichnen könnte? Das ganze, ehedem glückliche und kräftige, gemeine Volk von England war elend geworden, und ein tüchtiger Arbeiterstand hat sich erst wieder von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab neu gebildet. Überdies: hat es einen Sinn, von einem gewerblichen Kampf ums Dasein zu reden, wenn die Arbeitenden und Verdienenden Kinder von drei bis dreizehn Jahren waren? (Vierjährige waren in den Fabriken und Gruben nicht selten, und einzelne Fälle, wo Dreijährige verwandt wurden, sind von den Kommissionen festgestellt worden.) Ein Nationalökonom hat sich mit folgender Hypothese geholfen. Es handelte sich damals darum, die Menschheit mit einem Werkzeuge auszurüsten, das, nachdem es geschaffen war, die Produktivität der Arbeit verhundertfachen und so den Reichtum und das Wohlbefinden der Menschheit vermehren sollte. Aber zunächst mußte es geschaffen werden; es wurde also eine Mehrarbeit gefordert, die neben der Produktion für die Bedürfnisbefriedigung zu leisten war. Indem nun die Maschinenbauanstalten die Männer brauchten, blieben für die Spinnereien nur die Weiber und Kinder übrig. Das ist reine Phantasie. Die Väter der Fabrikkinder haben nicht Maschinen gebaut, sondern sind müßig gegangen, haben gesoffen und im besten Falle ihren arbeitenden Weibern und Kindern die Kleider geflickt und den Brei gekocht. Die Kindergreuel haben am Ende des achtzehnten Jahrhunderts angefangen, als noch gar keine Dampfmaschinen gebaut, vielmehr die „Spindelmühlen" mit Wasser getrieben wurden.

Die dritte und verbreitetste Abschwächungsmethode besteht darin, daß man sagt: „Ach was, die Zeit war eben eine Übergangszeit, und in solchen Zeiten geht es nun einmal ohne einige Härten nicht ab. Übrigens ist die Sache nicht so schlimm gewesen, den sozialdemokratischen Hetzern darf man nicht alles glauben." Diese Illusion muß nun gründlich zerstört werden, denn es

Digitized by Google

handelt sich hier um eine weltgeschichtliche Thatsache, die viel größer, und deren Kenntnis viel wichtiger ist als etwa der Krimkrieg oder die Einigung Italiens. Denn diese beiden Ereignisse haben an dem Zustande der beteiligten Völker und ganz Europas sehr wenig geändert, die englischen Kindergreuel aber sind die eine von den drei Quellen des englischen Reichtums (die andern beiden sind die Ausraubung der Kolonien und der Negersklavenhandel), der auf den Gang der Weltgeschichte den stärksten Einfluß ausübt. Die Kindergreuel waren nicht bloß eine völlig neue, noch nie dagewesene Art von Grausamkeit, sie waren auch der Kern einer ganz neuen, noch niemals dagewesenen Produktionsart, und nur wenn diese Art allgemein bekannt wird, können die Kulturvölker Vorkehrungen treffen, die seine Wiederkehr verhüten. Indem in den englischen Spinnereien viel tausend Kinder unter der Peitsche des Aufsehers zwanzig Stunden täglich bei einer unzureichenden Portion Schweinefraß (das ist wörtlich zu nehmen!) arbeiteten, und soweit nicht ihre Eltern sie täglich in die Fabrik brachten und heimholten, Tag und Nacht eingesperrt blieben (die Fenster waren mit Eisengittern versehen), vermochte England seine Baumwollen- und Wollengewebe so wohlfeil zu liefern, daß es alle Spinnereien und Webereien Europas und Indiens vernichtete und die ganze oder doch, da wenigstens der nicht englische Orient noch unabhängig blieb, die halbe Welt mit Geweben versorgte.

Wir wollen nur, nach Nostitz, zwei Aussprüche von Zeugen anführen, die das System charakterisieren. Der Fabrikant Oastler, den sein Gewissen gezwungen hatte, an die Spitze der Bewegung für Arbeiterschutz zu treten, schrieb in einem gegen die Antisklaverei gerichteten Briefe: „Die Wahrheit mag für sich sprechen. Wie schrecklich auch ihre Angaben sein mögen, sie sind Thatsachen. Tausende unsrer Mitbrüder und Mitbürger, Frauen und Männer, die elenden Bewohner von Yorkshire, sind im gegenwärtigen Augenblick in einem Stande der Sklaverei, der schrecklicher ist als die Kolonialsklaverei. Diese unschuldigen Geschöpfe [hier scheint ein Satz ausgelassen zu sein] verbringen ihr elendes Leben unbemitleidet an einem Orte, der berühmt ist für seinen religiösen Eifer, an einem Orte, wo das Antisklavereifieber am stärksten herrscht, und dessen scheinbare Mildthätigkeit auf Erden ebenso bewundert, wie seine wirkliche Grausamkeit im Himmel verabscheut wird. Dieselben Straßen, die von der Antisklavereigesellschaft betreten werden, sind jeden Morgen naß von den Thränen der unschuldigen Opfer an dem verfluchten Schreine des Geizes, die gezwungen sind, nicht durch die Peitsche des Negeraufsehers, aber durch die ebenso starke Furcht vor der Peitsche des Fabrikaufsehers, halb gekleidet, aber nicht einmal halb genährt zu dem Magazin der britischen Kindersklaverei zu eilen, den Fabriken in der Stadt und Nachbarschaft von Bradford. Arme Kinder, ihr seid wahrhaftig an dem Schreine des Geizes geopfert, ohne auch nur den Trost des Negers zu haben! Ihr seid nicht freier als er, denn ihr müßt so lange arbeiten, wie die Not eurer bedürftigen Eltern oder der kaltherzige Geiz eurer barbarischen Herren fordert. Ihr lebt in

Digitized by Google

dem Lande, das sich seiner Freiheit rühmt, ihr fühlt und trauert, daß ihr Sklaven seid." Und in einer Zeitung ruft Oastler 1831 den Arbeitern zu: „Bringt alle diese Thatsachen vor die Öffentlichkeit und zeigt das scheußliche Untier in seiner vollen Natur. Dann fragt: Soll es so fortgehn, bis daß das ganze Gewerbe des Reichs unter einem großen Dache vereint ist, und die ganze Welt von einer Riesenfirma versorgt wird, bis daß die menschliche Natur körperlich und sittlich beinahe zerstört ist, und alle Einwohner dieser Länder die Sklaven des einen großen gewerbtreibenden Nabobs sind?" Und Alfred sagt in seiner Geschichte der Bewegung für Arbeiterschutz: „Es ist unmöglich, sich einen größern Fluch für ein Volk zu denken, als eine Art des Gewerbebetriebes, wodurch menschliche Wesen ins Leben gerufen und zu einer frühen Geschlechtsreife herangezüchtet werden, um übermäßig lange Stunden unter Verhältnissen zu arbeiten, die der Gesundheit von Leib und Seele widersprechen, während der ganze Sinn und Zweck ihres Daseins auf eine Berechnung hinausläuft, mit wie wenig das Leben und die Bewegung ihrer Hände erhalten werden kann; diese Erniedrigung menschlicher Wesen auf die Stufe der untersten Fabrikwerkzeuge ist die größte Blasphemie. Unter dem ungeregelten Fabriksystem wurden Männer, Frauen und Kinder als persönliches Eigentum weniger Bevorzugten auf die Stufe von Mitteln und von Dingen herabgewürdigt."

Das „Heranzüchten" bei Alfred erinnert daran, daß sich die Arbeiter selbst zu Mitschuldigen der Unternehmer gemacht haben. Die Mittel, mit denen sie sich anfänglich, wo sie noch verarmte Handwerker waren, gegen die Verschlechterung ihrer Lage wehrten, waren größtenteils, wie die Zerstörung von Maschinen, unverständig und thöricht. Als dann das Werk im Gange war, haben sich viele darein gefunden, sich ganz gern durch die Arbeit ihrer Weiber und Kinder ernähren zu lassen, und zu dem ausgesprochnen Zwecke Kinder gezeugt, daß sie Fabriksklaven zu Ernährern hätten. Solche haben sich dann später ebenso wie die Unternehmer gegen die Durchführung der Kinderschutzgesetze gesträubt und haben das Alter ihrer Kinder falsch angegeben, um sie nach wie vor in die Fabriken zu bringen. Der Seelenzustand dieser Arbeiter wie dieser Unternehmer wäre ein würdiger und lohnender Gegenstand für ein eignes psychologisches Studium, für das ja Novellisten wie Dickens, Kingsley und Disraeli schon wertvolle Vorarbeiten geliefert haben. Hier müssen wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß in diesem Falle die relative Berechtigung der materialistischen Geschichtskonstruktion zur Geltung kommt. Wenn wir nicht annähmen, daß gewisse wirtschaftliche und soziale Zustände und Verhältnisse das Denken und Fühlen ganzer Gesellschaftsschichten zwingend bestimmen und die moralische Freiheit ganz oder beinahe ganz aufheben, müßten wir die damaligen englischen Fabrik- und Grubenbesitzer und die andern Vornehmen, die ihr Treiben duldeten, für Teufel erklären, für Verbrecher, die die Todesstrafe verdient hätten. Selbstverständlich aber kommt diese Auffassung den Lastern des Proletariats in noch höherm Grade zu gute, da ja in einer

Digitized by Google

solchen Fabrikſklaverei, die jede Spur äußerer Freiheit ausschließt, nicht einmal die Empfindung sittlicher Freiheit entstehn kann. Nostitz schreibt Seite 761, der Gegner des Materialismus werde sich zwar bewundernd vor der sittlichen Größe von Persönlichkeiten beugen, die auch im Schmutz ein reines Herz bewahrten und im Elend Glänzendes leisteten, aber er werde sich nicht vermessen, darüber zu richten, wie weit Menschen auch noch im tiefsten Elend verantwortlich bleiben könnten. „Auch er wird einsehen müssen, daß im allgemeinen ein gewisses Mindestmaß der äußern Lebenshaltung die Voraussetzung für die Erreichung eines auch nur bescheidnen sittlichen und geistigen Durchschnitts ist, und daß sehr niedrige Löhne und sehr lange Arbeitszeit neben sehr schlechten Wohn- und Arbeitsräumen nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein geistiges und sittliches Proletariat erzeugen."

Die Besserung ging denn auch nicht von unten, sondern von oben aus, wo die Freiheit zwar durch Standesvorurteile beschränkt aber nicht vernichtet war. Was die englischen Philanthropen und Christlichsozialen geleistet haben, ist bekannt. Nostitz hebt es gebührend hervor, unterläßt aber nicht auf die Furcht vor den im Proletariat grassierenden ansteckenden Krankheiten und vor dem Umsturz als mitwirkende Ursachen hinzuweisen. Um es genauer auszudrücken: einige wenige Menschenfreunde erhoben ihre Stimme gegen die Greuel, aber erst die Brandfackeln und Meuchelmorde der aufrührerischen Arbeiter, die Tumulte der Chartisten und die Berichte über den Gesundheitszustand der Arbeiterviertel haben dem Publikum die Ohren aufgeknöpft, daß es auf die Predigt zu hören anfing. Zugleich erwachte doch auch die schlummernde volkswirtschaftliche Vernunft. Als im Jahre 1833 die Berichte der Untersuchungskommission bekannt geworden waren, erklärt eine unter dem Vorsitze des Lordmayors abgehaltne Versammlung angesehener Männer in London, daß der aus der Unterdrückung der Arbeiter hervorgehende Gewinn ein nationaler Verlust sei, und sie giebt ihre Sympathie für die Fabrikkinder kund, deren Schutz auch im Interesse des allgemeinen Wohls der Gesellschaft gebieterisch von der Notwendigkeit gefordert werde. Aber vorläufig fehlte sehr viel daran, daß diese Notwendigkeit sofort allgemein eingesehen worden wäre. Man hatte beim Anblick des wie durch einen Blitzstrahl beleuchteten Abgrunds aufgeschrieen, dann schloß man wieder Augen und Ohren. Gemeinden und Behörden vereitelten alle Schutzgesetze durch den passiven Widerstand, den sie der Ausführung leisteten, die Richter erklärten, sie hätten mit dieser Lex Oastler nichts zu schaffen und wiesen die Klagenden ab, die Unternehmer tobten gegen die „Phantasten" und „Hetzer," bereiteten später den Fabrikinspektoren die größten Schwierigkeiten und erklärten, sie würden ihre Kapitalien ins Wasser werfen, wenn man sie nicht in Ruhe lasse. Lord Shaftesbury hat in sein Tagebuch geschrieben: „Ich hatte jede politische Partei, eine höchst furchtbare Phalanx von Kapitalisten, Fabrikanten, Doktrinären und von Leuten zu durchbrechen, die aus natürlichen Antrieben alle »Humanitätsmacher« hassen."

Man beschuldigte die Philanthropen, schreibt Nostitz Seite 414, „der Ehr-

Digitized by Google

sucht und des Buhlens um die Volksgunst, verdächtigte die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung, wie insbesondre Bright 1844 gegenüber Lord Shaftesbury. Man zerrte ihr Familienleben in Schmutz. Sie waren bereit, mit persönlicher Gefahr die erregten Arbeitermassen von Ausschreitungen abzuhalten, aber man feindete sie an und zeigte sie als Umstürzler an oder zog ihre Menschenliebe als Schwärmerei schwächlicher Thoren ins Lächerliche; nach dem Anführer eines [mittelalterlichen] Bauernaufstands nannte man die Gesetzgebung, die sie befürworteten, eine Gesetzgebung von Hans Cade. Noch 1864 wurde der von Lord Shaftesbury eingebrachte Gesetzentwurf zu Gunsten der Kaminfeger als »ein elendes Stück heuchlerischer falscher Menschenfreundlichkeit« von Lord Beaumont bezeichnet." Vielleicht erinnern sich die Leser noch, worum es sich bei den Kaminfegern handelte. Das waren kleine Knaben, die die engen Londoner Kamine durch Hinaufkriechen mit ihren kleinen Körpern ausräumen mußten; konnten sie nicht mehr weiter, so stach man sie mit Nadeln in die Fußsohlen oder zündete Stroh darunter an, was bewirkte, daß sie sich wieder ein Stück weiter durchzwängten. Der unverschämteste Vertreter des Fabrikanteninteresses, Ure, hat sich nicht gescheut, folgende Ruchlosigkeit niederzuschreiben: „Ich habe manche Fabrik besucht und nie körperlich gezüchtigte, mißhandelte oder nur übel gelaunte Kinder gesehen. Sie schienen alle heiter zu sein, sich an dem Spiel ihrer Muskeln zu erfreuen, die ihrem Alter natürliche Bewegung in vollem Maße zu genießen. [In sehr vollem Maße; man hat berechnet, daß manche Kinder, bei der Bedienung der Maschinen hin und her hüpfend, durch die Peitsche des Treibers dazu gebracht wurden, in sechs Stunden zehn bis zwölf englische Meilen zurückzulegen.] Das Schauspiel der Industrie, weit entfernt, traurige Gedanken in meinem Gemüt hervorzubringen, war mir immer aufheiternd. Es war entzückend, die Hurtigkeit zu beobachten, mit der sie die zerrissenen Fäden wieder vereinigten, sich in allen erdenklichen Stellungen vergnügend. Die Arbeit dieser flüchtigen Elfen schien einem Spiel zu gleichen. Von Ermüdung keine Spur." Er beklagt die armen Kinder, die durch das Gesetz von 1833 aus dem warmen Spinnsaal in die kalte Welt hinausgestoßen würden, wo sie sich nur durch Stehlen und Betteln erhalten könnten.

All das liegt nun weit hinter dem heutigen England. Sehr langsam fortschreitend und unter häufigen Rückschlägen hat sich die öffentliche Meinung bis zu dem entgegengesetzten Standpunkte durchgearbeitet. Der Grundsatz des laissez faire ist aufgegeben worden; die Pflicht des Staats, in die Produktion einzugreifen, wo sich Übelstände zeigen, die den Arbeiter körperlich oder sittlich schädigen, wird allgemein anerkannt. Die Barbareien jener Zeit nicht allein, sondern auch die, die heute noch verübt werden — außerhalb der Fabriken und Gruben, im Hause, wo man ihnen schwer beikommen kann —, werden allgemein verurteilt. Die Geschichte der Arbeiterschutzgesetzgebung, heißt es im Jahresbericht der Fabrikinspektion von 1895, „lehrt nachdrücklich, wie die fortgeschrittnen Gedanken einiger weniger als utopisch verlachter Denker des einen Geschlechts die Lebensregel für das nächste geworden sind."

Digitized by Google

Am auffälligsten hat sich der Wandel der öffentlichen Meinung in dem großen Kohlengräberausstande von 1893 gezeigt. Obwohl sich die Streikenden an mehreren Orten grobe Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließen, stand das ganze Volk bis in die höchsten Gesellschaftsschichten hinauf auf ihrer Seite. Bischöfe und sonstige Würdenträger, erzählt Nostitz, sprachen sich rückhaltlos für sie aus, und für die durch den langen Ausstand in große Not geratnen Familien wurde fleißig und mit befriedigendem Erfolg gesammelt. Der Schriftführer des großen Bergarbeiterverbands bezeugt im Jahresbericht von 1893: „Niemals hat sich bei irgend einer Sache oder Gelegenheit die menschliche Brüderlichkeit glänzender gezeigt, die arm und reich eint. Die Armen gaben ihr kleines Geld, die Mittelklasse ihre Schillinge und Pfunde, die Reichen Banknoten und Checks. Frauen entäußerten sich ihres Geschmeides, um der Not zu steuern. Alle Zeitungen ohne Parteiunterschiede, liberale, radikale und konservative bemühten sich, diese grausame Prüfung zu lindern.“ Der Widerstand einiger Grubenbesitzer gegen die Forderungen der Arbeiter hatte also die Wirkung, daß die wiederhergestellte Einheit des Volks, der wiedergewonnene Nationalgeist, aller Welt sichtbar wurde. Lord Rosebery hat einmal einer Kutscherversammlung präsidiert, die darüber beriet, ob man in Ausstand treten solle, und ein großer Grubenbesitzer, der Graf Warwick, im Jahre 1897 den Gewerkvereinskongreß auf sein altes Schloß eingeladen. Die an einem andern Ort weilende Gräfin entschuldigte ihr Nichterscheinen durch das strenge Verbot des Arztes in einem Briefe, den Nostitz mitteilt; er ist in dem Tone gehalten, worin vornehme Leute ihr Wegbleiben von Gesellschaften ihrer Standesgenossen zu entschuldigen pflegen, wenn sie nicht förmlich, sondern herzlich sein wollen. Aber bei diesem Verkehr mit den Arbeitern, der heute allgemein und nicht mehr Parteisache ist wie etwa zu der Zeit der Agitation gegen die Kornzölle, sind die Vornehmen weit entfernt davon, sich „gemein zu machen.“ Wesentlich bei der von den obern Ständen geleisteten Hilfe, sagt der Verfasser Seite 745, sei zweierlei: „Sie ist nicht bloß Wohlthätigkeit, sondern echte Hilfe, das heißt Hilfe zur Selbsthilfe, Hebung und Förderung. Auf der andern Seite aber verleugnen die, die sie leisten, zwar sich selbst, aber nicht ihren Stand. Sie bleiben das, was sie sind. Wenn sie den untern Ständen dienen, deren Interessen warm, ehrlich und unerschrocken vertreten, so thun sie dies nicht, indem sie sich äußerlich oder innerlich zu ihnen rechnen, sondern bleiben in ihrer Lebenshaltung wie mit ihren Lebensanschauungen auf eignem Boden. Der Gentleman will nicht Proletarier sein.“

Daß die Arbeiter heute imstande sind, in mächtigen Vereinen und Genossenschaften organisiert ihre Interessen selbst verständig und erfolgreich wahrzunehmen, verdanken sie vorzugsweise den Bemühungen der Philanthropen und Christlichsozialen um ihre Bildung. Das parlamentarische System aber hat es freilich möglich gemacht, daß in einer Zeit, wo die handarbeitenden Stände durch Elend und Unwissenheit vom öffentlichen Leben ausgeschlossen waren, an ihnen himmelschreiende Greuel ungestraft verübt werden konnten, dafür ist

Digitized by Google

jedoch auch dank ihm und dem konservativen, bedächtigen, auf das platt Nützliche gerichteten und gar nicht doktrinären englischen Volkscharakter die Reform kein dem Volke unverständliches Werk der Bureaukratie, sondern des Volks eignes Werk. Man erhebt dort nichts zum Gesetz, dessen Notwendigkeit nicht allgemein eingesehen wird, was nicht privatim längst erprobt und jahrelang stürmisch gefordert worden ist; die Gesetzgeber thun nicht eher einen Schritt vorwärts, als bis ihnen das Wasser in den Hals läuft, brauchen dann aber auch keinen Schritt rückwärts zu thun.

Ideal sind auch heute die englischen Arbeiterzustände noch lange nicht. Die Arbeiter in den Schweißtreiberwerkstätten sind schlimmer dran als Negersklaven, horrible London, wie die Daily News 1883 Ostlondon genannt haben, ist auch heute noch eine Hölle, Kinder werden zu Tausenden von ihren Eltern und sogenannten Pflegeeltern mißhandelt, und Herr Asquith hat am 16. September dieses Jahres in einer Wahlversammlung zu Ladybank versichert, daß von den vierzig Millionen Einwohnern der vereinigten Königreiche eine große Menge unter Bedingungen lebe und arbeite, die eine Schande für die Menschheit seien. Aber der Fortschritt ist unbestreitbar, und der heutige Zustand von dem vor hundert Jahren himmelweit entfernt. Die Löhne sind allgemein gestiegen, die Arbeitszeit ist allgemein gekürzt. Kinderausbeutung und Kindermißhandlung kommen, wenn auch noch sehr häufig, so doch nur vereinzelt, nicht in Fabriken und Gruben massenhaft vor: die große Schande des englischen Volks, die systematische Begründung des Nationalreichtums auf Kindermißhandlung, ist ausgetilgt; das englische Volk zerfällt nicht mehr in Adel und Pöbel, sondern ist wieder ein aus gleichberechtigten Bürgern bestehendes Volk. Sehr richtig sagt Nostitz Seite 777: „Der soziale Friede beruht darauf, daß entweder ein festes Über- oder Unterordnungsverhältnis oder die Gleichberechtigung der verschiedenen Bevölkerungsschichten allgemein anerkannt ist.“ England hat den zweiten Weg zum sozialen Frieden beschritten; die volle Gleichberechtigung der Arbeiter ist dort theoretisch unbestritten anerkannt, und der praktischen Verwirklichung dieser Gleichberechtigung nähert man sich zusehends. Nostitz verkennt nicht die Gefahren dieser Demokratisierung, noch auch die des Sozialismus, sogar in der milden, dafür aber auch den höchsten Ständen genehmen Form, die er in England angenommen hat. Aber die Dinge sind nun einmal, wie sie sind, und, so lautet der Schluß seines Buchs: „Niemand vermag es zu sagen, wie die Entwicklung verlaufen wird. Nur soviel ist wohl sicher, daß der innere Wert der obern Stände wesentlich, wenn nicht entscheidend sein wird. Sie würden reif sein abzutreten, wenn sie sich in schwächlichem Kleinmut damit begnügen würden, kopfschüttelnd und schwarzseherisch an der Zukunft zu verzweifeln, statt mit Thatkraft, Vertrauen und Großmut, mit einem auf praktische Ziele gerichteten Höhensinn an dem innern Leben ihres Volks mitzubauen und das Ihre zu thun, solange es noch die gute Stunde ist. Sie würden es verdienen, weggefegt zu werden, wenn sie in schamloser Selbstsucht zufrieden wären, allein an der Tafel des Lebens zu sitzen,

Digitized by Google

und thöricht genug, zu glauben, daß sie auf die Dauer die Massen mit Gewalt würden abhalten können, nachdem sie die Massen erst gelehrt hätten, daß Lebensgenuß das Ziel des Lebens sei. Es ist eine geschichtliche Erfahrung, daß die Lebensanschauung der untern Stände sich nach derjenigen der obern modelt. Auch wenn man die in neuerlichen Schandprozessen aufgedeckte Versumpfung nicht pharisäisch der ganzen Gesellschaftsklasse zur Last legt, muß es darum mit Sorge erfüllen, daß in gewissen obern Kreisen Englands der Lebensgenuß zum Lebenszweck erhoben und im eitelsten und üppigsten Wohlleben der über alles begehrte Reichtum sinnlos vergeudet, das »Vermögen« nicht nach Gebühr geschätzt, sondern entwürdigt wird. Die Frage ist: Werden die besitzenden Stände die Führer bleiben, nachdem sie aufgehört haben, die Herren zu sein? Nur was wir sind, werden wir behalten. Es ist Sinn und Gerechtigkeit im Leben der Völker."

Aus der Wertherzeit

Der bescheidne Anteil, der in der Geschichte des deutschen Geisteslebens der Freifrau Elisa von der Recke, gebornen von Medem, zukommt, beschränkt sich im Grunde auf die langjährigen Reisen, die sie seit 1784 unternahm, darauf bedacht, mit allen Berühmtheiten unsrer Litteratur anzuknüpfen, und auf den stillen Lebensabend, den sie als fromme Weltdame an der Seite Tiedges, des Sängers der Urania, in Dresden verlebte. Die Schriften, die sie selbst veröffentlicht hat, sind vergessen. Gehört sie im ganzen der empfindsamen, rührseligen und schreibseligen Epoche unsrer Litteratur an, so ist durch ihre Biographen, die nur die alternde Dame kannten, ihr Bild vollends in ein erhaben pathetisches, tugendstrahlendes Licht gerückt worden. Von ihrer Jugendgeschichte ist wenig bekannt geworden. Diese Lücke füllt jetzt ein sorgfältig bearbeitetes Buch aus,*) das im wesentlichen aus einer bisher ungedruckten Selbstbiographie und, daran anschließend, aus Briefen an eine vertraute Freundin besteht, die aber zusammen nur bis zum Jahre 1778, d. h. bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahr Elisas reichen, also ihre Kindheit, Jugend und ihre unglückliche Ehe bis nahe an deren Scheidung umfassen. Schon die baltischen Kulturzustände, die den Hintergrund dieser Bekenntnisse ausmachen, sind merkwürdig genug. Die Familienverhältnisse, unter denen Elisa auf-

*) Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit 11 Abbildungen. Leipzig, Dieterich.

Digitized by Google

wächst, sind die ungünstigsten. Ihre Erziehung ist über die Maßen vernachlässigt, aber wir erfahren auch, daß das damalige Leben an den baltischen Adelshöfen überhaupt von einer unglaublichen Oberflächlichkeit ist. Der Gutsherr schaltet wie ein Sultan unter dem lettischen Dienstvolk. Jagden, Schlittenfahrten und Schmausereien sind die Würze des einförmigen Landlebens. Es fehlt nicht an Originalen, an derben Charakterköpfen, und was Elisa von der Brautwerbung ihres Großvaters, des Starosten von Korff, erzählt, ist im höchsten Grade originell. Doch die neue Zeit pocht vernehmlich auch an die Pforten des Herzogtums Kurland. Um der Wissenschaft eine Stätte zu bereiten, gründete Herzog Peter, der sich später mit Elisas jüngerer Schwester Dorothea vermählte, ein akademisches Gymnasium in Mitau, zu dem die erforderlichen Lehrkräfte aus Deutschland berufen wurden. Unter dem jüngern Geschlecht kündigt sich eine feinere Geselligkeit an: für die Mädchen hält man Tanzlehrer und Musiklehrer, und zu den häuslichen Festen werden Kantaten, Theaterstücke, pas de deux einstudiert. Aber alles das dient nur einer unbemäntelten Gefallsucht. Schon in ihrem dreizehnten Jahre hört Elisa von ihrer Stiefmutter und ihrer Großmutter nichts als Belehrungen, wie es ihr gelingen möchte, einen der reichen adlichen Herren, ob alt oder jung, an sich zu fesseln. Ungescheut bringt man ihr Greise in Vorschlag, deren Verbindung sie bald zur reichen Witwe machen soll. Auch die Erzeugnisse der neuern Litteratur finden Eingang in den baltischen Landen, aber wer Geschmack an ihnen zeigt, muß sich gefallen lassen, über die Achsel angesehen oder für halbverrückt gehalten zu werden. Es wurde Elisas Unglück, daß sie an Cronegks und Gellerts Gedichten gefallen fand, mit Young und Klopstock schwärmte und mitten unter den Eitelkeiten, zu denen sie erzogen wurde, sich ein lebhafter Drang nach Herzensbildung, nach innerer Vervollkommnung in ihr regte, ein Drang, der unter dem Druck ihrer häuslichen Verhältnisse zur Pflege eines schwärmerischen Innenlebens wurde.

Im Alter von siebzehn Jahren ließ sich Elisa durch ihre Familie zur Heirat mit einem um fünfzehn Jahre ältern Mann bewegen. Es konnte kein ungleicheres Paar geben. Der Kammerherr Georg von der Recke war eine grobgeschnitzte Herrennatur, ein Landedelmann, der nichts von gesellschaftlichem Schliff noch von litterarischer Bildung wissen wollte, und ganz unverständlich war ihm das, was Elisa Seelenharmonie nannte. Vom ersten Tag an war die Ehe höchst unerquicklich. Sie schlug vor, zusammen ins Wäldchen zu wandeln, um den Nachtigallen zu lauschen; er rief sie zu sich in den Stall, den Viehbestand zu überzählen. Unsäglich litt sie unter den Roheiten des ehemaligen fridericianischen Offiziers, und weder ihre Thränen, noch daß nach zwei Jahren ein Töchterchen erschien, brachte eine Änderung. Ob die Schuld nur auf der einen Seite lag? Man überzeugt sich schwer, daß die Anwandlungen von Reue und Weichheit, die der Gatte zuweilen zeigt, daß die wiederholten Versuche, die auch von seiner Seite gemacht wurden, das Verhältnis freundlicher zu gestalten, nichts als Tücke und Heuchelei gewesen

Digitized by Google

seien. Das Wort: „Der Mann hat zwei Seelen, eine gute, eine böse," scheint nicht unzutreffend gewesen zu sein. Schon am Hochzeitstage hatte er eine deutliche Vorstellung davon, wie es kommen werde, und er war im Begriff gewesen, im letzten Augenblick vor der Trauung wegzufahren. „Die neumodische Welt hätte mich zwar ausgelacht, so schrieb er ihr einmal, du aber wärst glücklicher, als du jetzt bist, du hättest einen Mann bekommen, der mehr für dich paßt, und ich hätte nicht das Unglück, durch den Gedanken gepeinigt zu werden, daß ich eine Frau habe, über die ich keine Klage als die führen kann, daß sie durchaus nicht für mich paßt, obzwar ich es einsehe, daß hundert Männer durch sie glücklich sein könnten." Er hatte sich eine tüchtige Wirtschafterin gewünscht, und sie war in seinen Augen eine „Mode- und Tanzpuppe," eine „gelehrte Närrin." Das ging nicht zusammen und wurde immer schlimmer. Jede Aussprache, jeder Versuch einer Heilung führte nur zu einer größern Entfremdung.

Die Geschichte dieser unseligen Ehe nun ist in den Blättern, die Elisa ihrer Freundin Karoline Stolz schrieb, aufs umständlichste erzählt, mit allen Auftritten und Szenen, Vorsätzen und Anklagen, immer erneuten und immer getäuschten Hoffnungen. Ein einförmiges und trauriges Gemälde, in das aber eine anziehende Episode eingefügt ist: ein kurzer Herzensroman, der charakteristisch ist für die Zeit, in der der Werther entstand, und der, obwohl erlebt und heiß empfunden, sein Kostüm selbst der Goethischen Dichtung entlehnte, kurz eine wirkliche Werthergeschichte.

Unter den vom Herzog an seine Akademie Berufnen war auch ein junger Schwabe, Gottlob David Hartmann. Als Sohn eines Schullehrers war er durch die württembergischen Klosterschulen gegangen und hatte schon im Tübinger Stift, voll von Ehrgeiz und Selbstgefühl, litterarische Verbindungen nach allen Seiten angeknüpft, mit Lavater in Zürich einen Herzensbund geschlossen und sich durch eine Reihe poetischer und prosaischer Schriften einen Platz in der deutschen Schriftstellerwelt zu erobern gesucht. Ein Neider und Verächter Goethes, hielt er sich zu großen Dingen berufen; er steckte voll ungemessener Entwürfe, und in diesem Stadium unfertiger Gärung erhielt er den Ruf nach Mitau, wo er im Sommer 1774, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, eintraf. Hier sah sich der unbärtige Professor der Philosophie aufs entgegenkommendste aufgenommen, von dem Herzog, von den Kollegen, von der Gesellschaft; man lud ihn auf die nahen Güter der Adlichen, überall war er wohlgelitten, und da die Akademie noch nicht in Gang kommen wollte, genoß er inzwischen in vollen Zügen diese ihm fremde Art einer vornehmen Geselligkeit. Es war am 2. Februar 1775, daß ihn Herr von der Recke selbst von Mitau nach seinem Gut Neuenburg brachte und als einen „liebenswürdigen und interessanten Mann" seiner Gattin zuführte, die damals einundzwanzig Jahre alt war. Gleich der erste Abend war entscheidend für den feurigen Jüngling und die liebebedürftige, nach einem gleichgestimmten Herzen verlangende Frau. Hartmann war äußerst begierig gewesen, die Vielbewunderte kennen zu lernen,

Digitized by Google

von der man in Mitau mit Enthusiasmus sprach, er hatte sich auch schon brieflich mit ihr unterhalten, jetzt empfingen beide den stärksten Eindruck voneinander. „Ich weiß mir es nicht zu erinnern, schreibt sie noch in der Nacht, daß ich froher als diesen Abend gewesen wäre," und er gesteht andern Tags: „Seit ich mich von meinem Lavater trennte, schlug mein Herz nicht so, als seit gestern." Recke selbst zeigt sich andauernd guten Humors bei allen Zärtlichkeiten, die der Professor seiner Frau ins Gesicht sagt; als er sich aber im Laufe des Tags entfernt hat, wird ein förmlicher Freundschaftsbund, „der durch Tugend geheiliget ist," zwischen den beiden geschlossen und durch einen anwesenden Geistlichen feierlich eingesegnet. Am Abend liest Hartmann den kürzlich erschienenen Werther vor, und das schürt die Flammen. An die Lektüre knüpft sich ein eisriges Gespräch, an dem auch der Geistliche und eine Freundin Elisas teilnehmen. Man streitet darüber, was die vollkommenste Liebe sei, und Elisa verficht die strengsten Grundsätze; sie kann Werthers Liebe und Lottens Schwäche nicht billigen, ist aber von dem Roman gleichfalls aufs innigste gerührt. „Hartmann wird mir immer interessanter," schreibt sie am 4. Februar, und schon wagt sie die Hoffnung, daß Recke, den Hartmanns Besuch in die beste Stimmung versetzt hat, durch diese Freundschaft vielleicht veredelt werden, und ihr eignes Los dadurch eine glückliche Wendung nehmen möchte. Am 5. reiste Recke nach einem andern seiner Güter, bat aber Hartmann zu bleiben, dessen Besuch vierzehn Tage dauern sollte. Dieser zeigt sich jetzt traurig und niedergeschlagen. „Man darf Sie nicht ganz kennen, wenn man nicht beständig um Sie sein darf." Am Abend liest er einige Gesänge aus Ossian vor, woran sich wieder Gespräche reihen über „Freundschaft, Ewigkeit, Glück der Tugend und die Seligkeit edler Liebe, die unsre Seelen vervollkommnet." Elisa schreibt ihrer Vertrauten: „Sein Blick, sein Ton der Stimme hat so etwas Beseligendes für mich, daß mir ganz unaussprechlich wohl dabei zu Mute ist. Es herrscht nun so ein süßer Friede in mir und mit allem, was um mich ist, daß ich wünsche, es bliebe ewig so. Ist mir es doch, als liebt ich euch alle mehr, seit ich Hartmann kenne." Tags darauf aber wurde, obwohl von Recke ein sehr artiger Brief gekommen war, aus Mißtrauen in dessen Aufrichtigkeit beschlossen, Hartmann zu entfernen. Totenbleich vernimmt er die Bitte, sich nach Alt-Autz, dem Gut der Eltern Medem, zu entfernen, und es folgt eine überschwengliche Abschiedsszene, ganz im Wertherstil: „Ich werde Sie fliehen, und Ihr Bild soll mir, wo ich bin, Kraft zur Tugend verleihen, und noch im Tode soll es meine Seligkeit erhöhen. Nie sieht Neuenburg mich wieder, ich aber sehe Sie unaufhörlich. Niemand soll es erraten, daß ich Sie fliehe und dennoch mit Ihnen lebe." Als Recke am folgenden Tage zurückkommt, zürnt er, daß Hartmann gegangen ist, und sein Benehmen gegen Elisa ist wieder so hart und unfreundlich, daß sie von nun an alle Hoffnung auf ein glückliches Zusammensein mit dem Gatten aufgiebt und den festen Entschluß faßt, ihre Ehe zwar nicht zu lösen, aber nicht mehr als Ehe zu betrachten.

Digitized by Google

Hartmann aber, nach Mitau zurückgekehrt, teilt an Lavater und dessen Frau mit, was er in diesen Tagen Glückliches und Leidvolles erfahren hatte.*) Er thut es in der stammelnden Geniesprache jener Zeit. Der Werther ist sein Lieblingsbuch geworden — aller Neid und Groll auf Goethe ist jetzt verflogen. „Ich armer Pilgrim bin hier glücklich, habe alles, was ich will, werde hier auf Händen getragen und verehrt, und doch ist mein Herz leer und mein Auge thränt. Ich habe mir Werthers Spaziergänge genommen, schweife des Nachts in einem Schlitten, den ich selbst führe, auf dem Feld herum. Nun lasse ich mich für Goethe töten. . . . Lavater, hast du keine Ähnlichkeit zwischen mir und Werther gefunden? . . . Ach Gott, mir ists jetzt nirgends mehr wohl. Alles drängt mich, ängstigt mich; und ich könnte glücklicher sein, als kein Mensch auf Erden. Ach, ich wünschte, mein Leben ginge zum Ende, denn jetzt würd ich am liebsten die Szene ändern. Glaub aber ja nicht, daß Menschen daran schuld haben. Nein, ich werde nur zu sehr geliebt. Aber ich weiß nicht, warum mein Herz so an gar nichts andres denkt, als an dieses. Und Werthers Leiden sind nun tägliche Nahrung für meinen Geist."

Im März und im April bringt Elisa einige Wochen bei ihrer Großmutter in Mitau zu, wo sie eine Kur für ihre angegriffne Gesundheit braucht. Sie sieht aber Hartmann nur kurz und selten. Kommt er zu Besuch, so bittet sie ihn, bald zu gehn; mit dem Vorsatz, sich zu meiden, wollen sie es ernst nehmen. Dagegen hat sich Hartmann in Alt-Autz mit den Eltern Medem befreundet, mit Elisas Stiefmutter führt er eine Korrespondenz, und Anfang Juni bringt er wieder einige Tage in Alt-Autz zu, wo sich auch Elisa einfindet. Hier auf dem elterlichen Gute war man weniger beengt, und es scheint, daß diese Begegnung der Leidenschaft neue Nahrung gab. Hartmann vermittelte jetzt auch eine direkte Korrespondenz zwischen Lavater und seiner Freundin, und dies war der Anfang des später so ausgebreiteten Verkehrs, den Frau von der Recke mit der deutschen Schriftstellerwelt pflegte. Lavater benutzte diesen Briefwechsel, um seinen jungen Freund Elisen zur Erziehung und Lenkung ans Herz zu legen, er kannte ihn genau, und ihm selber gab er den praktischen Rat, er solle sich verheiraten. Worauf aber Hartmann erwiderte: „Möcht ein Weib nehmen? So von ungefähr — ja, wenn meine von der Recke Mädchen wäre, möcht wohl vielleicht schwach genug sein, den Wunsch zu thun. Nun ists vorbei — bis mir einmal ein Mädchen unter die Augen tritt, das mir alle meine Sinne wandelt."

Anfangs Juli war Elisa wieder einige Tage in Mitau, und hier kam es abermals zu einer leidenschaftlichen Szene, in der sich beide unwandelbare Freundschaft gelobten. Elisa erfährt, daß Hartmann täglich aus der Fülle seines Herzens Briefe an sie schreibt, die er aber bei sich verwahrt. Sehnsucht nach dem Tode und die Ahnung frühen Todes mischt sich schon in alle seine Gespräche. „Ich weiß nicht, schreibt Elisa, ob meine Einbildungskraft sich

*) Vgl. Goethejahrbuch 1888, Seite 128 ff.

Digitized by Google

täuscht, aber es scheint mir, als herrschte eine tiefe Schwermut über sein ganzes Wesen, und als hätte er auch nicht mehr die blühende Farbe der Gesundheit."

Ein letztes mal sahen sie sich im September wieder in Alt-Autz. Hartmann ist im Umgang mit der Geliebten das einemal heiter und glücklich, dann wieder zeigt er sich ganz von Todesgedanken erfüllt. „Mir war so, als sprach ein Engel Gottes über die Verwandlung unsers Seins! Gott! — was das für ein Mann ist! Jede seiner Unterredungen hat sich meiner Seele tief eingeprägt, und jedes Gespräch mit ihm macht ihn mir lieber. Warum sind die Verhältnisse nicht so, daß wir uns unsers Umgangs freuen können? Warum ist Hartmann nicht mein Bruder?" Am letzten Abend noch einmal eine Wertherszene, als Hartmann der Geliebten die Sternbilder erklärt, das W der Cassiopeia auf Wiedersehen deutet und dereinst im Wäldchen von Alt-Autz begraben zu werden wünscht. Elisas jüngerer Bruder Fritz und ihre Freundin Karoline Stolz waren bei dieser empfindsamen Szene gleichfalls zugegen, bei der Elisa selbst nicht mehr weit entfernt war von dem Gefühlsausbruch, von dem sich Lotte beim letzten Abschied von Werther hatte überraschen und überwältigen lassen, und über den sie beim ersten Lesen des Romans fast unwillig gewesen war. Sie selbst rief sich zwei Jahre später diese Szene mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis zurück, indem sie an Karoline schrieb: „Es war ein schöner Septemberabend — der Mond leuchtete sanft — doch funkelten einige Sterne am Himmel. Hartmann nannte uns beiden einige dieser Gestirne. Ich und Hartmann, wir bogen uns hinaus, um die Stellung des Orions zu sehen — sein Gesicht kam mir so nahe, daß ich den Hauch seines Atems fühlte; er nahete sich mir noch mehr, da zog ich mich zurücke, der Kamm fiel aus meinen Haaren, meine Haare wehten ihm ins Gesicht, er küßte die Spitzen meiner Haare, ergriff meine Hand, küßte diese — ich fühlte seine heißen Thränen, ein nie gefühlter süßer Schauer durchbebte mich! Dich schloß er dann in seine Arme — ich sah dies — und es that mir wohl! Aber noch wohler wurde mir, da ich, ungesehen von euch, Hartmanns heiße Thränen von meiner Hand küßte."

Nur noch wenig Wochen, und die Todesahnungen des Jünglings hatten sich erfüllt. Im Oktober wurde er von einem hitzigen Fieber ergriffen, und es kamen schlimme, hoffnungslose Nachrichten nach Neuenburg. Von der Recke selbst schrieb ihr aus der Stadt über Hartmanns Befinden „mit dem Ausdruck bittersten Schmerzes." Doch sie durfte niemand verraten, wie nahe ihr der drohende Verlust ging. „Ich muß ein heitres Gesicht zeigen, schrieb sie der Freundin Stolz am 29. Oktober, muß täglich über Hartmanns tödliche Krankheit sprechen hören und darf nicht sprechen, wie mir ums Herz ist. Sie, Freundin meines Herzens, Sie kennen ihn. Sie wissen es auch, welche lautre Herzlichkeit meine Seele für ihn empfindet! Gott! warum mußte ich ihn — warum mußte ich die Seligkeit kennen lernen, einer solchen Seele wert zu sein, und gerade dadurch eine Stütze in jeder Tugend zu erlangen! . . . Gott!

Digitized by Google

hätte ich es doch nur, als er das letzte mal vom Tode, von seinem vielleicht nahen Tode so herzlich sprach, ahnen können, daß der Teure so nahe am Rande des Grabes sei, dann hätte ich es ihm mehr geäußert, wie innig wert er meinem Herzen ist."

Am 5. November 1775 riß der Tod den Dreiundzwanzigjährigen mitten aus den Vorsätzen und Entwürfen, auf die er selbst und seine Freunde so große Hoffnungen gesetzt hatten. In der letzten Nacht ließ er sich die von Elisa gedichteten Sterbelieder vorlesen. Die an sie geschriebnen Briefe hatte er vernichtet. Sein früher Hingang wurde in Mitau tief betrauert, und es sind zahlreiche Zeugnisse dafür vorhanden, wie großer Wertschätzung er sich dort erfreute. Der Herzog selbst, der große Stücke auf ihn gehalten hatte, ordnete ihm ein feierliches Begräbnis in der Dreifaltigkeitskirche an. Elisa aber ließ in den Briefen an die Freundin ihren Klagen freien Lauf; sie wurde nicht müde, sich von denen, die in den letzten Stunden um Hartmann gewesen waren, von ihm erzählen zu lassen, und sie verteidigte ihn gegen Mißwollende in der eignen Familie, die den Verstorbnen einen Schwärmer, Schwätzer, einen Philosophen der Weiber nannten. „Noch ist keine Stunde meines Lebens verflossen, schreibt sie ein Jahr später am Todestage des Freundes, ohne daß sein Bild meiner Seele vorschwebte und den Vorsatz in mir befestigte, mich seiner wert zu machen," und als ihr Töchterchen gestorben ist, ist es ihr ein süßer Gedanke, die beiden Lieben zusammenzudenken. Später ist Hartmanns Andenken in Elisas Seele durch einen andern, einen jungen kurländischen Adlichen verdrängt worden. Aber sie hat auch diese Neigung niedergekämpft und ist keine neue Ehe eingegangen, obwohl sie im Jahre 1781 förmlich geschieden wurde, und die Verwandten ihr eifrig wegen einer neuen Verbindung anlagen. Die Frau mit dem innigen Bedürfnis nach erwiederter Seelenliebe lebte nur noch in dem Gedanken, daß ihre Leiden eine heilsame Schule zu ihrer Veredlung und sittlichen Vervollkommnung seien. Ungern aber vernimmt man, daß sie in ihren alten Tagen diese Neigung sich selbst gänzlich abgeleugnet und sich bis zu der Behauptung verstiegen hat, sie sei schon damals, als sie den Werther zuerst kennen lernte, von sittlicher Empörung über das Buch ergriffen worden und habe Lotten seitdem gründlich gehaßt. Sie hatte die Briefe nicht vernichtet, die eines Tages gegen sie und für die Gefühle ihrer Jugend zeugen sollten. W. L.

Digitized by Google

Reichskanzler und Reichstag

Der Reichstag hat sich in seiner neuen Session zuerst mit dem Nachtrag des Reichshaushaltsetats für 1900/01 wegen der Kosten der Chinaexpedition zu beschäftigen gehabt. Die Verhandlungen sind in der Tagespresse des In- und des Auslands reichlich besprochen worden, und in seltner Einmütigkeit hat man den neuen Reichskanzler zu der Art seines Auftretens und zu dem parlamentarischen Erfolg, soweit ein solcher schon vorliegt, beglückwünscht. Unzweideutig lassen diese Äußerungen der öffentlichen Meinung zweierlei erkennen: erstens, daß in der Beurteilung unsrer chinesischen Politik Graf Bülow der Wahrheit und der Vernunft überall, wo nicht grundsätzlich an Lüge oder Unvernunft festgehalten wird, zu einem glänzenden Siege verholfen hat; und zweitens, daß er den Reichstag, seine Fraktionen und Mitglieder und seine politisch urteilsfähigen Wähler überzeugt hat: Wir haben wieder einen Kanzler!

Über die chinesische Politik war nicht viel neues zu sagen: die Wahrheit war bekannt. Trotzdem sind die Verhandlungen wichtig, denn den Fälschern mußte endlich von berufenster Seite vor versammelter Volksvertretung in öffentlichem kontradiktatorischem Verfahren ihr Handwerk gelegt werden. Und das ist geschehn.

Gründlich hat der Reichskanzler dem mit der größten Zähigkeit immer wieder aufgetischten Unsinn den Garaus gemacht, daß das Deutsche Reich durch seine Festsetzung in Kiautschou die heutigen Wirren in China verschuldet habe. Warum, so fragte er in seiner ersten Rede am 19. November, solle denn die Verpachtung dieses Hafengebiets an Deutschland das chinesische Reich mehr erschüttert und das chinesische Volk mehr erbittert haben, als die Abtretung von Hongkong und Birma an England, von Tonking und Anam an Frankreich, vom Pamir- und Amurgebiet an Rußland, von Formosa an Japan, von Port Arthur und Wei-hei-wei gar nicht zu reden? Die Wahrheit sei, daß von den jetzt in China engagierten Mächten das Deutsche Reich sich am meisten und längsten zurückgehalten habe. Unsre Position in Kiautschou beruhe zudem nicht auf gewaltsamer Eroberung, sondern auf einem völkerrechtlichen Vertrage, wir stünden dort nicht als räuberische Eindringlinge da, sondern als Besitzer einer mit der chinesischen Regierung in freiem Einverständnis vereinbarten Konzession. Wir hätten uns überhaupt China gegenüber immer freundlich und wohlwollend benommen, wie unsre Haltung nach dem Siege der Japaner vor vier Jahren sattsam beweise.

Digitized by Google

Nicht weniger vollständig ist den Lügen der Boden entzogen worden, die über die Oberbefehlshaberfrage in Umlauf gesetzt worden waren und geflissentlich erhalten wurden. Ausdrücklich erklärte der Kanzler, daß das Deutsche Reich sehr gern bereit gewesen wäre, seine Truppen jedem Oberbefehl unterzuordnen, über den sich die andern Mächte geeinigt hätten. Er habe das namentlich nach Rußland hin zu erkennen gegeben. Aber gerade der Kaiser von Rußland sei es gewesen, „der vor allen andern Staatsoberhäuptern den Oberbefehl in unsre Hand legte.“ Und als am 20. November Eugen Richter das natürlich trotzdem besser wissen wollte, erklärte der Kanzler nochmals: „Der Gedanke eines deutschen Oberbefehls beruht auf einer von außen her auf amtlichem Wege an uns gelangten Anregung.“ Mehr könne er nicht sagen, weil es sich um einen Gedankenaustausch zwischen Souveränen handle. Damit müssen für jeden loyalen Politiker in Deutschland die Akten geschlossen sein über diese Frage, die ja von vornherein nur öffentlich aufgebauscht werden konnte von Leuten, in denen die Sucht zu nörgeln allen patriotischen Takt dem Auslande gegenüber vernichtet hat.

Die derselben vaterlandslosen Gesinnung entspringende Verdächtigung, daß der Kaiser in seiner Bremerhavner Rede den ausziehenden Truppen den Befehl zum erbarmungslosen Niedermachen aller Gefangnen gegeben habe, hat der Kriegsminister widerlegt, indem er auf die darüber geltenden gesetzlichen Vorschriften und die auf sie hin erlassene Kaiserliche Verordnung vom 28. Dezember 1899 „über das außerordentliche kriegsrechtliche Verfahren gegen Ausländer und die Ausübung der Strafgerichtsbarkeit gegen Kriegsgefangne“ hinwies, wonach die kommandierenden Offiziere, wie das gar nicht anders möglich ist, ermächtigt sind, „Ausländer, die im Kriege verräterischer Handlungen gegen die deutschen oder verbündeten Truppen sich schuldig machen, wenn sie auf frischer That betroffen werden, ohne vorhergehendes gerichtliches Verfahren nach dem bisherigen Kriegsgebrauch zu behandeln,“ d. h. niederschießen zu lassen. Mit großem Ernst machte General von Goßler dabei die Veröffentlicher der sogenannten „Hunnenbriefe,“ in denen Soldaten der in China stehenden Truppen privatim vor ihren Angehörigen mit allerlei Greuelthaten renommieren, die sie berufsmäßig vollführten, darauf aufmerksam, daß solche Thaten nach dem Militärstrafgesetzbuch mit dem Tode bestraft würden, also den Renommisten übel bekommen könnten. Die sensationelle Ausbeutung solcher Briefe ist eine Schmach für die deutsche Presse. Wo in einzelnen Fällen ihr Inhalt auf Wahrheit beruhen sollte, dürfen wir nach den bündigen Erklärungen der Regierungsvertreter auf strenge Bestrafung rechnen.

Worauf unsre chinesische Politik im allgemeinen abzielt und nur abzielen kann, hat der Kanzler in folgenden Sätzen klar dargestellt: „Wir haben gar keinen Grund, ohne Not über die Linien hinauszugehn, die wir uns im deutsch-chinesischen Vertrag vom Frühjahr 1898 (Kiautschou) freiwillig gezogen haben. Wir haben keinen Grund, ex abrupto Gebietserweiterungen anzustreben, die unsre finanziellen, militärischen und politischen Kräfte unverhältnismäßig in

Digitized by Google

Anspruch nehmen könnten, und deshalb wollen wir in China nicht ohne zwingendste Veranlassung Annexionspolitik treiben, weil wir gar kein Interesse daran haben, uns in China auf ein bestimmtes Ländergebiet festnageln zu lassen. Wir haben in Kiautschou den notwendigen Stützpunkt gefunden für unsre Schiffahrt, für unsre Marine. Wir haben in Schantung ein weites Feld für kommerzielle und industrielle Thätigkeit. Aber lange bevor wir nach Kiautschou gingen, hatte sich der deutsche Kaufmann angesiedelt in Hankau, Tientsin, Shanghai, am Golf von Petschili, im weiten Stromgebiet des Yangtse. Dieser weiten Ausbreitung unsers Handels in allen Teilen des chinesischen Reichs und dem friedlichen Wettbewerb aller Völker in China im Zeichen von »Leben und Lebenlassen«, dem wollen wir nicht präjudizieren. — Das war das Motiv, und das ist die Tendenz des deutsch-englischen Abkommens vom 16. Oktober dieses Jahres, mit dessen leitenden Grundsätzen sich inzwischen die andern Kabinette einverstanden erklärt haben."

Die unmittelbaren Ziele des militärischen Einschreitens in China hat Graf Bülow in dem Rundschreiben an die deutschen verbündeten Regierungen vom 11. Juli dargelegt. Davon ist bis jetzt nur erreicht die Befreiung der in Peking eingeschlossenen Europäer. Die Sicherstellung von Leben, Person, Eigentum und Besitz der in China lebenden Fremden, Garantien für die Zukunft, angemessene Genugthuung für die verübten Unthaten, Entschädigung für die Auslagen und Kosten, die Sicherung unsers eignen Besitzes, diese Ziele sind, wie der Kanzler sagt, noch unerledigt. Ein wichtiger Schritt zum Ziel ist die Einigung der Gesandten über die bekannten elf Artikel einer von allen Mächten gemeinsam an die chinesische Regierung zu richtenden Note.

Die weitere Entwicklung der Dinge im einzelnen vorauszusehen, ist nach des Kanzlers Meinung heute nicht möglich. Aber „desinteressieren" könnten wir uns in China nicht. Es stünden für uns „zu wesentliche ethische und materielle Werte" auf dem Spiel, als daß wir ohne weiteres beiseite treten könnten. „Wenn wir das thäten, fügte er hinzu — ich sage das mit der höchsten Überlegung —, so würden wir in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht die Zukunft des deutschen Volks in unverantwortlicher Weise preisgeben, in einer Weise, die uns die Geschichte nicht verzeihen würde." Wir hätten deshalb gerade so viel Schiffe und genau so viel Mannschaften nach China geschickt, wie notwendig seien, unsre Stelle im Rahmen der internationalen Aktion anständig auszufüllen, für die uns widerfahrne Unthat entsprechende Genugthuung zu erlangen und unsre vertragsmäßige Position gegen weitere Beeinträchtigungen zu sichern.

Wir würden aber deshalb niemals vergessen, daß unser Zentrum in Europa läge; wir würden nichts unternehmen, wodurch die Sicherheit der Heimat, die Wehrkraft des deutschen Volks irgendwie geschwächt werden könnte. Diese Wehrkraft sei auch heute völlig intakt. Durch die Truppensendungen nach China sei unsre Aktionsfähigkeit in Europa in keiner Weise beeinträchtigt worden. Das sage er nicht nur für dieses hohe Haus, das sage er pro urbe et orbe.

Digitized by Google

Wir würden uns auch hüten, in China die Geschäfte andrer zu besorgen, für irgend eine Macht den Blitzableiter zu spielen: „Wir werden den Teufel thun, es so zu machen, wie die Franzosen in Mexiko oder die Italiener in Abessynien! Weder in militärischer noch in diplomatischer Beziehung werden wir uns einlassen auf Sonderaktionen, die im Widerspruch stehn würden mit dem von uns von Anfang an aufgestellten Prinzip des Zusammengehns der Mächte, oder die uns gar auf den Isolierschemel bringen könnten. Wir werden die deutsche Macht immer nur dann und immer nur so weit einsetzen, als dies deutschen Interessen entspricht und für die Wohlfahrt des Deutschen Reichs förderlich ist."

Was aus dem Reichstag heraus von angeblicher öffentlicher Meinung diesen im erkennbaren Bewußtsein der höchsten Verantwortung und in schlichter, unanfechtbarer Überlegenheit vom Kanzler abgegebnen Erklärungen entgegengestellt wurde, fiel so sehr ab, daß sich sicher nicht einmal alle Sozialdemokraten eines beschämenden Gefühls erwehrt haben können. Die Rede Bebels mit ihrer geradezu kindischen Übertreibung in der Parteinahme für die Chinesen muß unter allen Umständen von den gebildeten Männern seiner Fraktion als Blamage empfunden worden sein und die Herren davon überzeugt haben, daß es fortan den verbündeten Regierungen gegenüber doch nicht mehr angeht, die alte krasse Unwahrhaftigkeit und Halbbildung ins Treffen zu schicken. Die Würde des Reichstags gegenüber diesem Treiben zu wahren, dafür hat Herr von Levetzow dankenswerterweise die rechten Worte gefunden.

Je mehr der Reichstag die Notwendigkeit einsah, in der chinesischen Politik die Waffen zu strecken, umso mehr wurde die innerpolitische Frage der verspäteten Einberufung aufgebauscht, die — von den Extravaganzen der extremen Linken ganz abzusehen — der Zentrumssprecher Dr. Lieber als eine „Verfassungsverletzung" und als eine „schwere Mißachtung des Reichstags" bezeichnete.

Der Reichskanzler hatte sich von vornherein offen und ohne jede Einschränkung auf den Boden der Thatsachen und der formell unbestreitbaren Rechtslage gestellt und an den Reichstag das Ersuchen gerichtet, „für die Ausgaben, für die die Zustimmung des Reichstags noch nicht eingeholt worden ist, durch nachträgliche Genehmigung Indemnität zu erteilen." Er erklärte ausdrücklich, daß ihm nichts ferner liege, als das „verfassungsmäßige und von niemand bestrittne Recht des Reichstags zu beeinträchtigen, daß für alle Ausgaben die Zustimmung des Reichstags in der Form einer Etatsforderung einzuholen ist, und zwar, wo dies nur immer möglich ist, im voraus." Von keiner ernsthaft zu nehmenden Seite ist bisher behauptet worden, daß die Regierung bei plötzlich eintretender Notwendigkeit nicht das Recht und auch die Pflicht habe, Ausgaben zu machen, und dann erst nachträglich die Genehmigung des Reichstags dafür einzuholen. Es wäre auch Unsinn, das zu verlangen, und würde eine sofortige unzweideutige Deklaration der Reichsverfassung unabweisbar machen. Thatsächlich beschränkt sich der von Dr. Lieber erhobne Vorwurf auf die angebliche verspätete Einholung der nachträglichen Geneh-

Digitized by Google

migung. Aber was rechtzeitig und was spät und zu spät ist, steht nirgends geschrieben, kann verschieden beurteilt werden, und ist gerade in diesem Fall von der öffentlichen Meinung sehr verschieden beurteilt worden. In der Begründung des jetzt zur Verhandlung stehenden Nachtragsetats wird die so späte Vorlegung damit erklärt, daß man erst genauer habe übersehen wollen, wieviel man brauche. Daß dabei die Dauer der Expedition schwer ins Gewicht fiel, liegt auf der Hand, und die Regierung beantragt doch jetzt nicht nur die Kosten, soweit die Ausgaben schon erfolgt sind, sondern auch soweit sie noch in dem bis Ende März 1901 laufenden Etatsjahr zu decken sein werden. Nur die Indemnität verlangt der Reichskanzler für die schon gemachten Ausgaben. So ganz ohne Sinn, wie Dr. Lieber behauptete, ist also die Erklärung nicht. Freilich wäre eine ungenauere Schätzung der Dauer und der Kosten auch wohl kein Unglück gewesen, und Graf Bülow hat diese Ansicht gehabt, wie er offen erklärte. Auf das allernachdrücklichste wies er aber jeden Gedanken daran zurück, daß sein Vorgänger, wenn er die frühere Einbringung des Nachtragsetats für unzweckmäßig oder unnötig gehalten hat, im entferntesten dabei die Absicht gehabt habe, die Rechte des Reichstags zu verkürzen. Graf Bülow hatte nicht nur die Lacher im Reichstag, sondern jeden unbefangen urteilenden Menschen in der ganzen Welt auf seiner Seite, wenn er sich dafür auf die Thatsache berief, daß Eugen Richter selbst in seiner Zeitung im Juli gesagt hat: ob es angemessen sei, den Reichstag einzuberufen, lasse sich erst entscheiden, wenn ein klarer Thatbestand über die in Betracht kommenden Verhältnisse vorliege. Was will man also mit dieser Aufbauschung der sogenannten „Verfassungsverletzung," obgleich der Kanzler ausdrücklich um „Indemnität" für das, was schon ausgegeben ist, nachgesucht hat? Wie kommt man zu diesem Geschrei über die „schwere Mißachtung" des Reichstags von Bebel bis zu Herrn von Kardorff?

Der Abgeordnete Dr. Lieber hat sich erlaubt am 20. November damit zu argumentieren, daß ihm und den Seinen aus „hohen Kreisen" Äußerungen zu Ohren gekommen seien, die dahin gegangen wären: „Nun, was wird es werden? Sie werden ein paar Tage lang hohe Reden halten und dann bewilligen!" Zu solchen jämmerlichen, unbewiesenen Vordertreppenindiskretionen oder solchem Hintertreppenklatsch — denn im Reichsanzeiger hat das nicht gestanden — hat der Herr seine Zuflucht genommen, um die Mißachtung des Reichstags, gegen die er zu den Waffen rief, dem Volke glaubhaft zu machen. Er hat sich damit nur selbst bloßgestellt, und es wird hoffentlich bald die Zeit kommen, wo seine vielen loyal und gut monarchisch gesinnten Fraktionsgenossen wieder fühlen, wie sehr auch sie dadurch bloßgestellt werden. Das ist am wenigsten geeignet, die Mißachtung gegen den Reichstag, wo sie vorhanden ist, in Hochachtung umzuwandeln. Hoffentlich wird ihm das in der Kommission, wo er ja noch ein ernstes Wort über die Verfassungsverletzung zu sprechen vorhat, in der unzweideutigsten Weise klar gemacht werden.

Es ist ein hinreichend bekannter Erfahrungssatz, daß Leute, die sich besonders laut über Mißachtung beschweren, in der Regel selbst mit daran

Digitized by Google

schuld sind, daß man ihnen eine unter dem Normalmaß bleibende Hochachtung entgegenbringt. Was man „oben" denkt, wissen wir nicht, und es geht uns nichts an. Aber das wissen wir und beklagen wir tief, daß der Reichstag im Volk in der That beträchtlich an Respekt verloren hat, und daß das Verhalten der Parteien daran die Schuld trägt. Wir haben seit Jahren darauf aufmerksam gemacht und dringend um Beseitigung des Grundes gebeten. Ganz abgesehen davon, daß es uns unerfreulich zu sein scheint, daß das ultramontan beeinflußte Zentrum die stärkste und wie seine Presse gern sagt: die herrschende parlamentarische Fraktion im neuen Deutschen Reich hat werden können, und die Sozialdemokratie die zweitstärkste — vor allem die seit fast zwei Jahrzehnten immer fühlbarer gewordne Abhängigkeit der Parteien von den besondern Geldbeutelinteressen der Wählerschaft, der daraus sich ergebende Kuhhandel in allen möglichen und unmöglichen Fragen, die ganze unglückselige Interessen- und Klassenherrschaft im parlamentarischen Parteileben mußten das Ansehen des Reichstags herabdrücken. Wie die Agitatoren der Wahl- und andrer Interessentenvereine mit den Herren Kandidaten und Gewählten umspringen, in Ostpreußen wie in Oberbayern, muß darüber den Parlamentariern selbst doch längst die Augen geöffnet haben. Schon 1874 hat der alte Wedel-Malchow das dem Reichstag und auch seiner eignen Partei vorausgesagt. Es liegt klar auf der Hand, daß, je mehr das Parteiwesen im Reichstag dieser Korruption verfällt, das Ansehen und die Achtung der Krone, hier der verbündeten Regierungen mit dem Kaiser an der Spitze, als der allein noch über den Sonderinteressen stehenden, das Gesamtwohl vertretenden Macht verhältnismäßig gewinnen muß bei allen unbefangnen und patriotischen gebildeten Bürgern. Die Herren mögen eine ellenlange Rechnung patriotischer Leistungen aufmachen, wie Herr Lieber das zu thun pflegt, mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch und der Flottenverstärkung usw. als Hauptstücken, das zieht nicht mehr, seitdem der Kuhhandel bei allem eine Rolle spielt, und die verbündeten Regierungen und das deutsche Volk vor jeder solchen Leistung das böse „Nix zu handeln?" erwarten müssen.

Es ist das gute Recht jedes deutschen Reichsbürgers, diese Mißstände beim rechten Namen zu nennen, und die Herren im Reichstag mögen gegen die angebliche Mißachtung ihrer politischen Bedeutung, die nun einmal mit der des derzeitigen Reichstags zusammenfällt, protestieren, so viel sie wollen, wir werden nicht aufhören, gegen die Gründe dieser Erscheinung anzukämpfen, so gut wir es vermögen, bis endlich das deutsche Volk sie beseitigt. Die überspannte Empfindlichkeit, die man zeigt, und der gelinde Entrüstungssturm, den man Lust zu haben scheint anzufachen, wird die Krisis hoffentlich beschleunigen, denn wer im Glashaus sitzt, darf nicht mit Steinen werfen. Auch in der Kommissionsberatung und in der zweiten und dritten Plenarverhandlung haben die Parteien allen Grund, den Kampf um den Respekt nicht weiter zu treiben. Das ganze deutsche Volk weiß jetzt, daß die Mißachtung des Rechts der Volksvertretung durch die verbündeten Regierungen eine Fabel ist, und daß die verbündeten Regierungen in der Sache mit dem Kaiser solidarisch sind. Wer daran noch zweifelte, dem hat die bündige Erklärung des Grafen Lerchenfeld

Digitized by Google

als Vertreters Bayerns im Bundesrat am 22. November die Augen vollends öffnen müssen. Wo die Spitzen in dem bei den Haaren herbeigezognen Kampf hinzielen, ist ja mit Händen zu greifen. Wenn sich die Reichstagsparteien dadurch in Respekt zu setzen glauben, daß sie das Ansehen des Kaisers beim Volk zu schädigen suchen, so werden die Pfeile sie selbst treffen, mögen sie aus dem Hinterhalt und aus Deckung schießen oder nach sozialdemokratischer Taktik. Graf Bülow ist, so dürfen wir hoffen, der Mann, diesem Hauptunfug das fadenscheinige Mäntelchen loyaler Reichstreue von der Schulter zu nehmen und damit den Kunstschützen das Handwerk, von dem sie, wie es scheint, parlamentarisch allein noch leben zu können glauben — des Kaisers Reden waren ja vom 19. bis 23. November wieder ihr A und O —, gründlich zu legen. Es lohnt nicht, weiter ernsthaft darauf einzugehn. Wer etwas politische Prognose hat, muß in dieser Einseitigkeit der Lebensbethätigung den Kräfteverfall erkennen.

Es wird die schwerste aber auch die dankenswerteste Aufgabe des neuen Kanzlers werden, den Reichstag vor der Mißachtung, in die er infolge des ungesunden Parteilebens zu verfallen droht, zu bewahren. Das Deutsche Reich braucht einen gesunden, in voller, verdienter Achtung stehenden Reichstag weit mehr als ein Einheitsstaat, und niemand im Reich weiß das besser, empfindet das mehr als der Kaiser. Aber auch das Volk und die große, erdrückende Mehrheit der Reichstagsmitglieder wissen und empfinden es als unverrückbare Überzeugung, daß wir ohne die monarchische Spitze, ohne den Kaiser aufhören würden als Nation und als Reich zu leben. Sollen wir da an der Zukunft verzweifeln? Sollte der neue Reichskanzler nicht alles daran setzen, das zu erhalten und auszubauen im Dienst seines kaiserlichen Herrn und zum Segen des Vaterlands, was der erste Kanzler im Dienst des ersten Kaisers begründet hat? Wir haben wieder einen Kanzler, und wir werden auch wieder einen Reichstag haben, dem wir vertrauen, und auf den wir stolz sein können.

β

Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)

Es begab sich am Vormittag eines Frühlingstags gegen Ende Februar in Rom.

Auf der Straße angekommen fanden Kurtchen und die Lokomotive das blonde Geschlecht mit Heftigkeit bestrebt, von dem Mietwagen der beiden Besitz zu nehmen. Das Italienisch des Kutschers drang gegen die Übermacht der fünf germanischen Lungen nicht durch.

Aber so steige doch ein, Mama, wir bezahlen ja doch den Kerl . . . wurde eben

Digitized by Google

gerufen, als sich die Lokomotive mit der überzeugenden Sicherheit ihres Vordringens Bahn schuf und ruhig den Schlag betrat, den der Junker für seine Mutter, Frau von Bredow aus Groß-Rießdorf in Preußen, offen gehalten hatte.

Ach so, schrie Trude und riß Frieda beiseite, um ihr noch mehr zuzuflüstern, Frau von Bredow aber trat vor und entschuldigte sich höflich.

Ihre Tochter Gertrud hätte entdeckt, daß sie mit dem Kofferschlüssel zu Hause im Hotel eine Dummheit gemacht habe, und da hätte sie beschlossen, gleich hinzufahren, denn in den italienischen Gasthöfen sollte man ja wohl auf der Hut sein . . .

Hierauf, im Schutze des geschlossenen Wagens, entfernte die Lokomotive eine Reihe von Schleiern und lud Frau von Bredow ein, neben ihr Platz zu nehmen. Sie würde sich ein Vergnügen daraus machen, sie nach Hause zu fahren. Ihr Sohn würde gern auf dem Rückplatz sitzen, und übrigens müßte man es vermeiden, in italienischen Gasthöfen Quartier zu nehmen, es gäbe überall deutsche und englische . . . Damit fuhr die Droschke ab, die beiden Mütter im Vordersitz, und Kurtchen mit verkrümmten Beinen auf dem niedrigen Rücksitz.

An einem der folgenden Tage saß der junge Mann mit den melancholischen Augen um sechs Uhr nachmittags an der großen Mittagtafel bei Haßler auf Trinita di Monti, aber ohne die Gesellschaft der Lokomotive. Er hatte eine vornehme Art, die Tafelrunde zu grüßen, ohne jemand eigentlich ins Auge zu fassen, und saß nun teilnahmlos über seiner Suppe. Aber seine Nachbarin, eine ältere Dame, redete ihn an.

Die Frau Mama hat gutes Wetter zur Reise getroffen, das ist doch immer wesentlich bei einer Fahrt von solcher Entfernung, hieß es.

Warum, gnädigste Frau? sagte Kurtchen achselzuckend und sah flüchtig auf. Heutzutage! — Man wird verpackt wie ein Koffer. Gestern nachmittag habe ich meine Mutter in einem Abteil erster Klasse abgegeben, vierzig Stunden später wird sie in Berlin herausgenommen. Telegramme sind schon dort. Er zog die kostbare Uhr.

Noch zwölf Stunden, dann fährt in der Bendlerstraße der Taxameter vor. Die Gesellschafterin legt Fußsack und Decken hinein und holt sie ab. Mama spürt es kaum, ob sie hier über den Asphalt fährt oder dort.

Ach wie reizend, schrie eine helle Stimme, in Rom einschlafen und in Berlin aufwachen!

Das wäre aber doch ein langes Schläfchen, schon mehr Winterschlaf, kam eine zweite Stimme.

Und wenn ihr rausschaut und sagt: Conduttore, quanto tempo di fermata? sagt der Schaffner: Weeß nich, was vorn Ding das is, fermata.

Die italienischen Worte waren mit sehr deutschem Accent gesprochen. Diese Stimmen sollte ich doch kennen, sprach etwas in Kurtchen, und er hob die schweren Augenlider. Richtig! Beim Klang der Worte waren ihm nicht ohne Grund geräuschvolle Füße und ein Schein von Lasten blonden Haares durch die Erinnerung gefahren. Das waren ja die Blondköpfe von San Lucca, und neben ihm, das war die Gluckenmutter. Sie hatte die fürsorglichen Worte von der Reise seiner Mutter gesprochen.

Er lächelte — mit einem Mundwinkel, mit dem andern hielt er die schwermütigen Überlieferungen fest und verneigte sich leicht gegen seine würdige Nachbarin.

Seine Höflichkeitsbezeugungen pflegten tadellos in der Form zu sein, aber durch die augenscheinliche Überwindung, durch die schwerbekämpfte Müdigkeit, mit der er ihnen nachzukommen schien, verloren sie alles Schmeichelhafte für den, dem sie galten.

Digitized by Google

Verzeihung, gnädige Frau — man sieht so viel fremde Gesichter — er sprach es mit dem Ausdruck, als könne er das Ende seines eignen Satzes kaum erwarten —, ich erkenne Sie eben erst.

Bitte, bitte, das habe ich schon bemerkt. Ich weiß auch bereits durch Ihre Frau Mutter: der junge Herr ist sehr zerstreut. Sie lächelte mütterlich.

Wem soll ich ihn nur übergeben, sagte Ihre gute Mama; er hat ja in seinem Leben noch nie für sich selbst gesorgt. Seien Sie ganz beruhigt, habe ich geantwortet, für die ersten Monate, so lange wir hier sind, will ich schon ein Auge auf ihn haben. Ich habe ja sieben Kinder groß gezogen.

Drei Jungen und vier Mädels, rief die helle Stimme von vorhin dazwischen.

Dann haben Sie Übung, sagte Kurtchen ergeben.

Drei sind schon verheiratet, und einer ist Leutnant, ging der Bericht weiter.

Na Trude, verschone nur Herrn Giesicke mit unsern Personalien, sagte der brüderliche Lodenträger.

O bitte, Herr von Bredow, sagte Kurtchen Giesicke. Es ist ja im höchsten Grade interessant für mich, zu hören, was man unter der Leitung der gnädigen Frau alles werden kann. Was den Leutnant betrifft, so ist es damit für mich zu spät, fürchte ich, aber unter die Haube zu bringen wäre ich ja noch.

Unter den Pantoffel, wollen Sie sagen.

Auch das, wenn die gnädige Frau befiehlt.

Wenn Sie von vornherein so ergeben sind, bleibt der Mama ja gar kein Ruhm als Überwinderin, meinte der Junker.

Ach Kinder, renommiert doch nicht so, sagte der alte Baron, bei dem das leuchtende Blond der Bredowschen Haare in Schneeweiß übergegangen war. Wir haben unser eignes Jungvieh ja noch nicht untergebracht.

Das seid ihr, Frida und Trude! rief der Junker.

Und du, und du! schrieen die beiden.

Aber Bodo, sagte die Baronin dazwischen, die beiden sind ja noch viel zu jung. Trude ist noch auf keinen Ball gekommen, und Frida hat erst einen Winter getanzt.

Einerlei, ich bin nicht gewohnt, mit meinen Töchtern mehr als eine Kampagne mitzumachen. Rückgang im Betrieb, flaue Zeiten, nicht wahr, Herr Giesicke?

Kann ich nicht beurteilen, Herr Baron.

Nun, ich sage Ihnen, seien Sie nur einmal Vater von vier heiratsfähigen Töchtern.

Oder wirtschaften Sie einmal auf einem Hof mit vierzig Milchkühen, das Jungvieh gar nicht gerechnet, täglich achtzehn Mann hoch am Gesindetisch, und dann noch drei eigensinnige Männer an der Herrschaftsschüssel — von den Töchtern gar nicht zu reden. Sie würden manchmal nicht wissen, wo Ihnen der Kopf steht, sagte die Baronin.

Kurtchen dachte an das Getöse der Bredowschen Füße und an das schlachtenfreudige Gebaren dieser Familie. Er schauderte leise in sich hinein.

Ja ja, es ist keine Kleinigkeit, fuhr Frau von Bredow fort, die die kleine Bewegung gesehen hatte, bis man die Kinder alle richtig untergebracht hat, jedes an seinen Platz, und sich mit Ruhe in seinen Sarg legen kann.

Nun Mutter, einstweilen können wir ja die Mädels in der Wirtschaft noch ganz gut gebrauchen, sagte der Junker und Hoferbe. Ich bin der Meinung, unterm Preis brauchen wir sie noch nicht loszuschlagen.

Und ich bin der Meinung, Fräulein von Bredow, wir sollten, um der offenbaren Übermacht zu begegnen, einen Verein der Heiratsfähigen gründen und uns im gegebnen Fall zur Gegenwehr zusammenschließen, sagte Kurtchen.

Digitized by Google

Der Freiherr lachte: Siehst du, Mama, das ist dein erster Erfolg. Herr Giesicke fürchtet sich und sucht Bundesgenossen.

Das haben Sie nicht gedacht, Herr Giesicke, als Sie damals vor San Lucca Mama Ihre und Ihrer Frau Mutter Droschke anboten, daß Sie sich einem solchen absoluten Regiment ausliefern würden, sagte der Junker.

Ich habe mir das gleich gedacht, als ich die beiden Damen im Wagen und Herrn Giesicke auf dem Brettchen sitzen sah, den diese Droschken als Rücksitz haben, wenn da nur nicht mal wieder ein englisches Protektorat ausgeübt wird, die queen schluckt alle über, aber nur zu ihrem besten, nur zu ihrem besten, sagte der alte Herr.

Die Freifrau lachte. Gieb mal deinen Teller her, Bodo. So, da hast du ein ganz vortreffliches Stück vom Puterbraten, und nun denke mal nach, ob es nicht zu deinem besten war, als ich mit Frau Geheimrat Giesicke abmachte, daß wir auch zu Haßler ziehn wollten. Man ist aufgehoben wie zu Hause, einfach reizend. Man merkt gar nicht, daß man in Rom ist.

* * *

Das wohlthätige Regiment war unverzüglich zu Kurt Giesickes Gunsten in Kraft getreten. Es wurde eine Milchkur eingerichtet, und da er sich zu regelmäßigem Spazierengehn schwer verstand, dagegen einen Hang zum Außergewöhnlichen hatte, eine Reitbahn für ihn ausfindig gemacht, wo es nach Aussage des Junkers keine zu schlechten Pferde gab.

Frida und Trude, die ganz tapfere Reiterinnen waren, hatten einmal die Übung mitgemacht, aber der alte Freiherr, der sie begleitet hatte, sagte nachher zu seiner Frau: Wenn du das durchsetzen willst, daß Giesicke reiten lernt und dabei bleibt, darfst du die Mädels nicht mehr hinlassen. Die sind aus dem Gelächter nicht herausgekommen, und ich muß ja sagen, wenn man Kavalleristen zu Brüdern hat, muß es bei diesen Versuchen für so junge Kälber nicht leicht sein, die Balance zu halten.

Nachdem das Hindernis mit den Bredowschen Mädchen gehoben war, machte Kurtchen nach des Junkers Aussage gute Fortschritte, und Frau von Bredow war der Ansicht, daß er schon eine frischere Farbe gewinne. Die Milchkur machte bei den römischen Verhältnissen einige Schwierigkeit, aber das konnte Frau von Bredows Energie nicht lähmen.

Haben Sie Ihre Milch bekommen? fragte sie eines Abends bei der Mittagtafel drei Wochen nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft.

Es war etwas Ungewöhnliches bei der diesmaligen Sitzung, ein eigentümlicher Eindruck von Windstille, der sich bei näherer Überlegung dadurch erklärte, daß die jungen Bredows fehlten.

Zu Befehl, gestrenge Frau! erwiderte Kurtchen auf die Frage der Baronin. Er riß dabei die Stirnhaut in die Höhe, als wenn in den Augenlidern allein nicht genug Hebelkraft wäre, um sich über den gesenkten Blick zu erheben.

Ich glaube, Herr Giesicke, Sie sind aus dem Regen in die Traufe gekommen, sagte der Freiherr. Wer weiß, ob Ihre Frau Mutter mit derselben Standhaftigkeit an dieser Sache festgehalten hätte.

Schwerlich, entgegnete Kurtchen. In Berlin war ich weder vor Milch- noch vor andern Kuren sicher, aber hier in Rom, wo dergleichen so viele Schwierigkeiten macht . . .

O bitte, bitte, es läßt sich alles machen, sagte Frau von Bredow. Da ist

Digitized by Google

die kleine Esterina, die wäscht für Haßler. Ich traf sie heute früh vor sechs im Flur, wo sie eine große Last Wäsche in ein Laken gebunden hatte und auf den Kopf heben wollte.

Aber Klementine, so bei Nacht und Nebel hast du schon im Hause herumgestöbert!

Nacht wars gerade nicht mehr, und ich war froh, daß Herr Giesicke der Reitstunde wegen gezwungen ist, diese wundervolle Morgenluft einzuatmen. Hans thäte auch besser, ihn hinzubegleiten, statt daß er so in den Tag hineinschläft.

Ach laß ihn nur, das Frühaufstehn ist doch nichts für eine Reise, das haben wir zu Hause alle Tage.

Ja, deswegen will ich auch weiter nichts sagen. Aber für mich gehört es so zum Dasein, daß ich der Reise wegen keine Ausnahme machen kann. Ich bin auch bei Haßler in der Küche gewesen. Es ist wirklich alles ganz reizend, durch und durch deutsch. Und alles Kupfergeschirr! Wie in der königlichen Küche in Berlin!

Und die Esterina, gnädige Frau?

Nun ja, die hatte noch ein bischen Tracht an, ein viereckiges Kopftuch mit einer silbernen Nadel festgesteckt, Korallen um den armen magern Hals und ein Brusttuch mit Fransen über dem Mieder. Ich dachte, die hat am Ende noch so etwas von ländlicher Verwandtschaft. Durch die komme ich gewiß an eine vernünftige Milch.

Und da stampfte die Mama eine Milchkur aus der Erde, wie Schiller sagen würde.

Ja, ganz ähnlich. Ich fing an mit ihr zu sprechen — natürlich italienisch, aber sie verstand mich trotzdem nicht. Sie hob nur unaufhörlich die Hände in die Höhe und redete so schnell, daß mir ganz schwindlig wurde. Zuletzt, wie wir da standen mit verwirrten Zungen wie am babylonischen Turm und aneinander vorbeiredeten, kam Giovanni dazu, der Portier. Das ist ein sehr vernünftiger Mann, und er verstand mich gleich. Ich sagte ihm, was ich von der Alten wollte, und er meinte, es würde alles besorgt werden. Als ich später noch einmal über die Flur ging, stand die Esterina nochmals da, als ob sie auf mich gewartet hätte, sie winkte und schüttelte mit den Händen und redete wie besessen. Die müssen doch überall zwei Gelenke haben, wo unsereiner eins hat. Was sie wollte, ist mir trotz ihrer Anstrengungen nicht klar geworden. Non fidar-si, non fidar-si! kam gewiß mehr wie hundertmal vor. Da Herr Giesicke aber seine Milch bekommen hat, denke ich, sie hat mich noch einmal versichern wollen, daß sie es pünktlich besorgen würde.

Fidar — wenn ich ans Lateinische denke, so müßte das etwas wie Vertrauen heißen, nicht, Herr Giesicke? Aber das non davor paßt nicht. Es würde sonst heißen Nicht-Vertrauen . . . sagte der Baron.

Ach laß nur, lieber Bodo, mit deinen lateinischen Brocken kannst du mich auch nicht retten, sagte Frau von Bredow.

Jetzt wurde die Thür aufgerissen.

Da sind wir doch zu spät gekommen, rief es mehrstimmig. Der ganze Saal schien wie mit einem Schlage von Geräusch und Menschenmengen erfüllt. Entschuldige, Mama, aber wir sind gelaufen wie toll. Sie waren ganz außer Atem und brachten die Worte unzusammenhängend zwischen heftigen Atemstößen hervor.

Es ging eine Art Wirbelsturm mit diesen Bredows. Auch wenn sie noch so gelassene Antworten gaben, ein Notenblatt umwandten oder ihren Sitzplatz wechselten, immer übten sie eine Wirkung aus, als könnte man sich von ihnen des Gewaltsamsten verhoffen. Es war, als wären sie nur landschaftlich vorstellbar. In einem Eichengebüsch, auf einer Waldblöße oder als Silhouette über einem unabsehbaren

Digitized by Google

Ackerfeld — Erscheinungen von monumentaler Wirkung! Aber im geschlossenen Raum? beängstigend!

Man nehme nur einmal eine von diesen stimmungsvollen Windmühlen, die sich auf Flachlandlandschaften so gut ausnehmen, und bringe sie in einen noch so großen Raum. Diese Umdrehungen, dieses Sausen zwischen den Flügeln, das da draußen auf dem Sandhügel verhältnismäßig und durchaus friedlich erschien — hier würde es verwirrend, riesenhaft, unmittelbar lebensgefährlich wirken.

Niemand in der Gesellschaft hätte es gewagt, ihnen das körperliche Übergewicht streitig zu machen. Aber auch das Gebiet der Unterhaltung fiel ihnen einfach anheim, weil ihre Stimmen den Raum hinlänglich ausfüllten.

Es war ganz famos, Mama. Sie saßen nun und begleiteten ihren Bericht mit dem Geklapper von Gabel und Löffel.

Du kannst es glauben, Papa, wie im Krieg.

Da ist doch etwas bei zu thun, rief Trude und machte bezeichnende Bewegungen mit dem Ellenbogen. Denke mal, so ne Masse Menschen, daß von Droschkenfahren keine Rede sein konnte.

Na, ein Pferd hätte sich da ja auch nicht durchgefunden.

Mein Kragenmantel wurde mir einfach abgerissen, das heißt, es faßte ihn niemand an, sagte Frida. Er war mir heruntergerutscht, ich konnte nicht gleich die Hand in die Höhe kriegen, um ihn wieder zuzuhaken, der Zipfel kam zwischen zwei italienische Weiber, und die wurden in dem Augenblick so aneinandergequetscht und zugleich weitergeschoben, daß er gleich eine ganze Strecke weit weg war, so wie die Wäsche im Bach zu Hause, wenn die Spülweiber nicht aufpassen. Eben war das Stück noch da, kommt so eine Portion Wasser angewogt, und gleich ist es weg, aber auch gleich so weit, daß man es nicht mehr ablangen kann. Wie wenn eine Welle ihn mitgenommen hätte, so war der Mantel weg.

Nur mit dem Unterschiede, daß wie ich ihn retten will und zupacke, da sitzt er so fest zwischen den Menschen eingeklemmt, daß er mir thatsächlich in Fetzen gegangen wäre, hätte ich ihn herausreißen wollen. Ich habe nachdrängen müssen und ihn mit beiden Händen losmachen, sagte der Junker.

Und dabei war uns Hans wieder abhanden gekommen, und es schoben sich immer mehr Leute zwischen ihn und uns, und Hans hatte doch die Eintrittscheine für die Peterskirche.

Ich habe denn gestanden, den Arm hoch wie eine Signalstange und habe mit dem Lodenkragen gewinkt, damit die Mädels mich nicht aus den Augen verloren. Aber wenn so eine Menschenwelle gegen mich drang, habe ich gegenstemmen müssen, wie in der tollsten Strömung, so!

Der Junker faßte die Tischkante und drängte nach hinten gegen die Stuhllehne, bis der Stuhl mit seiner Last zu weichen begann.

Und wir erst! Wir wollten doch wieder zu Hansen hin, aber mal sollten wir nach rechts und mal nach links weiter geschoben werden, und zuletzt wären wir beinah noch an ihm vorbeigetrieben.

So wie nachher bei dem Eingangsthor. Wenn man da nicht gerade mitten darauflos hielt, sodaß einen die Welle durchschob, dann wurde man seitwärts neben dem Eingang an die Wand gequetscht, und da wieder fortkommen, wo der ganze Petersplatz gerammelt voll Menschen gegendrängte, das wäre unmöglich gewesen. Ich denke immer, die, die da angetrieben sind, die stehn jetzt noch da, gleich neben dem Thor, ohne die Möglichkeit, sich zu rühren.

Der arme Kerl, der die Zettel abzunehmen hatte, muß während der Zeit oder gleich nachher verrückt geworden sein. Die Leute stürmten, als wenn es sich um die Zerstörung Jerusalems handelte und nicht um eine Heiligsprechung.

Digitized by Google

Das war erst vor dem äußern Thor; dann kam die innere Halle, und dann die Kirche. Da war es erst stockrabenfinster drin, nur so ein gleichmäßiges Brausen konnte man in der Dunkelheit hören, und eine Luft, als wenn man erstickt werden sollte. Allmählich wurden die Augen die Finsternis und die Lungen die eingeschlossene Luft gewohnt. Man konnte ganz gut unterscheiden. Das Brausen kam von allen den Menschen, die in Bewegung waren, ganz langsam aber doch in Bewegung, und die alle, wenn sie sprachen, nur ganz gedämpft redeten. Aber es war eben wie am Meer: so ein dumpfes Getöse ist immer zu hören, auch wenn es sich nur ganz sachte bewegt.

Es ging immer eine ganz kleine Verschiebung durch diese Masse, meist nach der Mitte zu, wo man von beiden Seiten von den Pfeilern am meisten entfernt war. Wie beim Hochwasser, wo an einer Stelle zwischen den Brückenpfeilern immer so ein bischen Strömung ist. Da mußte man hineinzukommen suchen und sich dann immer so ein bischen vorwärtsschlängeln. Wenn vor einem sich etwas regte: gleich hinein in die Lücke, und dann nach und nach weiter. Einmal den linken Fuß ein bischen vorschieben, einmal den rechten, einmal diese Schulter, einmal die andre. Nach länger als einer Stunde waren wir in dem linken Seitenschiff bis in die Nähe vom Hochaltar durchgedrungen. Ich wollte versuchen, in die vorderste Reihe zu kommen, weil gerade eine Lücke zu benutzen war, aber die Mädels waren nicht von der Stelle zu bringen, und ich wollte sie doch nicht zurücklassen. Schließlich, dachte ich, bin ich noch verantwortlich, ob sie mit heiler Haut nach Hause kommen oder nicht.

Das wollten wir uns ausgebeten haben, sagten die Eltern Bredows einmütig.

Aber Hans, du thust ja, als hätten wir nicht mitgewollt, riefen die Mädchen, und wir wollten uns doch bloß da erst mal was ansehen.

Na ja, und nachher war alles wie vermauert, nicht durchzukommen zum Hochaltar.

Das konnten wir doch aber vorher nicht wissen, und erst, da schleppten sie einen Toten oder Verwundeten nach der Ambulanz. Wir haben selber gesehen, wie die Nonne, die barmherzige Schwester herauskam und ihn in Empfang nahm. Denkt euch doch mal, in einer Kirche! Zwei oder drei Ambulanzen sollen drin gewesen sein im Peter.

Auf was die gefaßt sein müssen, wenn sie einen Heiligen machen.

Und dann ging ein furchtbares Geschrei los, weil der Papst kam.

Das Gefolge haben wir leider nicht sehen können, weil wir zu weit wegstanden. Sie zogen durchs Mittelschiff, wo eine breite Straße freigehalten war. Wir konnten aber nur oben über allen Köpfen ein kleines Gerippe sehen, das in einem Sessel hockte und immer zwei Finger in die Höhe hielt. So kam es langsam angeschwebt. Hinter ihm zitterten große Bündel von Straußenfedern her. Das wurde alles oben durch die Luft getragen. Aber wir konnten nur das Geschwebe sehen, nicht wer es trug.

Die Straußenfederbündel, von denen Trude sagt, das waren Fächer, die rechts und links getragen wurden.

Das ist, glaube ich, eine ägyptische Mode, hinter den Götzen Federwedel herumzutragen. In meinem Geschichtbuch war so etwas abgemalt.

Na, und dann wurde vermutlich der Heilige gemacht.

Heilig nicht, Hans, selig wurde er gemacht, bloß selig. Wenn er mehr Geld gehabt hätte, wäre er heilig geworden. Aber so kann auch schon zu ihm gebetet werden, und wenn sie wieder mal Geld haben, dann können sie ihn auch noch heilig machen lassen.

Wer denn, wer kann ihn heilig machen lassen?

Digitized by Google

Die, denen er gehört, die seine Knochen haben, ob das Kloster oder die Gemeinde, das habe ich wieder vergessen.

Woher hast du denn deine Weisheit?

Von der Malerin, die kann italienisch und fragte einen, der neben ihr stand. Der hatte die Wachskerzen geliefert, die im Chor brannten, wo der spanische Mönch gen Himmel schwebte. Er war auf etwas Ungeheures aufgemalt. Ich denke mir so eine Art zehn- oder zwanzigfache Rapsplane, denn das Ding, der Chor ist ja höher als das Berliner Schloß mit Stumpf und Stiel. Und drum herum um das Mönchsbild hingen dreiarmige und fünfarmige Leuchter, eine Legion, der Selige war ganz hell beschienen, obgleich es doch nur Wachskerzen waren, die dieses kilometergroße Bild beleuchten mußten.

Trude, ein Kilometer hat tausend Meter!

Aber Trude fuhr unbeirrt fort: Wem bei so einer Geschichte der Auftrag zufällt, die Wachskerzen zu liefern, dessen Firma ist für das nächste Menschenalter sicher gestellt, hatte er der Malerin gesagt. Er hätte sichs aber auch was kosten lassen, es zu bekommen — und nicht nur Gebete, meinte sie.

Was für eine Malerin denn eigentlich?

Die aus der Galerie San Lucca, du hast sie dir doch angesehen, Mama. Sie war in dem zweiten Saal, Herr Giesicke, nicht wahr?

Die das Fresko malte?

Ob sie das Fresko oder sonst jemand malte, weiß ich nicht. Ich habe nicht hingesehen. Aber sie war dunkelblond (für die Bredows konnte nur die allerhellste Goldfarbe für wirkliches Blond gelten). Sie sieht selber so aus wie eine Wachskerze, so lang und gerade und zierlich, sagte Trude.

Und dabei doch ein bischen feierlich, ergänzte Frida.

Feierlich ist nicht das richtige, fügte der Junker hinzu. Zieren thut sie sich nämlich gar nicht, aber so — na, wir wollen mal sagen geistig. Nicht gewöhnlich, nicht so in den Tag hinein wie sonst die jungen Mädels. Durchgeistigt, das wäre vielleicht ungefähr das Wort. Wenn ich Frida und Trude ansehe — denen würde ich doch gleich eine Harke in die Hand geben und sie auf dem Leiterwagen mit aufs Feld nehmen. Aber die — das würde einfach gelungen aussehen. Etwas Musikalisches, das würde eher für sie passen.

Eine Geige, schrie Trude, Hans hat ganz Recht. Wie die langen Fiesoleengel in Florenz. Nur nicht so heilig, mehr lustig.

Wie habt ihr sie denn aber kennen gelernt, hat sie sich vorgestellt? fragte die Freifrau.

Aber Mama, im Kriege! Wenn du dageweſen wäreſt, würdeſt du sagen, es war wie im Kriege. Und da zieht einer den andern auch aus dem Graben, ohne daß sie sich vorgestellt sind.

Und sie hat Trude thatsächlich einen kameradschaftlichen Dienst geleistet.

Ja, nun denkt euch mal: wir Menschen standen doch enger zusammengepackt als Heringe in der Tonne, und dazu der Lärm, daß man ganz irre wurde, und das Halbdunkel von den bunten Fenstern und der rötliche Schein von den Wachslichtern — da mit einemmal höre ich dicht neben mir kurz und scharf sagen: Ihre Tasche! Ich fuhr, eh ich noch recht begriffen hatte, daß es deutsch gewesen war und mir gegolten hatte, mit der Hand in meine Tasche, und was denkst du wohl, Mama, was ich fand? Da war schon eine Hand drin! Eine richtige Menschenhand, aber meine nicht, und wie ich noch denke die Haare sollen mir zu Berge stehn, war sie schon weg, und von alle dem Volk war keinem was anzusehen. Greulich, kann ich euch sagen.

Andre Leute wollten eben dem seligen Spanier auch was zu danken haben, als bloß der Lichterfabrikant.

Digitized by Google

Ich glaube, es war eine Männerhand. Gittegitt! mir wird ganz übel, wenn ich dran denke.

Und so etwas in der Kirche! sagte Frau von Bredow.

Aber das Mädel, die Malerin, daß sie das gesehen hat? fragte der alte Herr.

Sie sagt, gesehen hätte sie eigentlich auch nichts. Es wäre da eine fast unmerkliche Bewegung gewesen, aber sie und ich standen aneinandergepreßt wie mit der Tischlerschraube angezogen, und da wäre es ihr wie ein Blitz durch den Kopf gefahren, das könnte nicht mein Arm sein, der sich regte, und ehe sie es selber wußte, hatte sie mich angerufen.

Und woher sie gewußt hat, daß ihr deutsch konntet? überlegte die Baronin weiter.

Der Junker lachte laut: Na, was Frida und Trude sich anvertrauen, kann ja so geheim nicht bleiben. Wenn sie doch mal Deutsch verstand, konnte es ihr nicht verborgen sein, daß wir Deutsche sind.

Sie ist nämlich Holländerin, das heißt, so halb und halb. Die Mutter ist jetzt in Deutschland! sagte Frida. Sie heißt Marianne Willeboer.

Man muß aber doch sagen, in Rom ist wenigstens was los, und man reist nicht umsonst her! rief Trude wieder.

Das war nun doch an einem einzigen Tage, und es ist noch nicht ganz Abend.

Und du hast den Eltern noch gar nicht erzählt, was das für ein Spektakel war, als der Papst wieder fortgetragen wurde.

Ach ja, da hättet ihr nur dabei sein sollen. Evviva papa rè! Sie brüllten schon mehr, als sie schrieen. Einen jungen Priester haben wir gesehen, der hielt sich mit beiden Händen an seinem eignen Gewand, um besser schreien zu können, die Fäuste hatte er fest zusammengekrampft, daß die Knöchel weiß heraustraten, den Kopf hintenüber gebäumt, und dann schrie er, daß ihm die Adern am Halse schwollen: Evviva papa rè!

Man sagt, die Regierung ließe das ruhig zu, daß sie den Papst als König anrufen. Wenn man mit einem Verbot in diesen Fanatismus hineinführe, würde er lichterloh über die Peterskirche hinausschlagen. So toben sie sich drinnen aus.

Fräulein Willeboer sagt, sie fände das Gezeter ansteckend. Wenn das noch ein bischen länger dauerte, würden wir alle mitschreien.

Und die kleine Papstmumie fand sie schön! Sie sagt, das wäre die allerfeinste Pergamentfarbe, die er hätte, und ob ich nicht die feine violette Zeichnung sähe um die Augen und an den Schläfen.

Ich sagte, ich könnte keine Lilamuster sehen. Muster hätte sie auch keine gemeint, sagte sie, sondern die violetten Schatten, durch die die Form kenntlich würde. Ich sagte, die Kerzen machten so einen Qualm, deswegen könnte ich wohl nicht richtig unterscheiden. Da wurde sie ordentlich begeistert und sagte, das wäre was wunderschönes, dieser Chor, der mit dem Rauch von den vielen tausend Wachslichtern angefüllt war, sodaß vor dem Heiligen ordentliche Wolken herumzogen. Die Flammen glühten nur so ganz rot und trübe durch, und die Rauchwolken waren selber ganz rötlich beschienen. Dieser glühende Hintergrund für das kühle — ich sagte leichenfarbne — Papstfigürchen, das wäre alle die Kosten wert, die das gemacht hätte.

Nein, für das Geld würde ich mir wahrhaftig was andres kaufen, meinte der Junker. Da könnte man ja ein Rennpferd für haben.

Ihr müßt übrigens die Malerin kennen lernen, es ist zu drollig, was ihr immer einfällt. Wo unsereiner nichts dran findet, da ist sie ganz verzückt, und die bengalische Beleuchtung vom Kolosseum heute abend, die wollte sie nicht mit ansehen. Das wäre scheußlich, rohe Effekte, sagte sie.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Litteratur

Unsre volkstümlichen Lieder von Hoffmann von Fallersleben. 4. Auflage, herausgegeben und bearbeitet von Karl Herrmann Prahl. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900

Daß dieses vortreffliche Buch, das seit vierzig Jahren die Grundlage der deutschen Liederforschung bildet, endlich in einer neuen, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Bearbeitung erschienen ist, wird alle, die sich an dieser Forschung beteiligen, mit aufrichtiger Freude erfüllen. Die größte Freude würde es dem alten Hoffmann selber machen, wenn er es sehen könnte, denn der neue Herausgeber hat sich unendliche Mühe damit gegeben. In den letzten vierzig Jahren ist ja sehr viel auf diesem Gebiete gearbeitet worden. Es ist eine Menge von Volksliedersammlungen aus einzelnen Gegenden Deutschlands erschienen, es sind alte handschriftliche Sammlungen hervorgesucht worden, es sind unzählige alte Liederbücher, teils nur mit Text, teils auch mit Melodien, durchgearbeitet worden, von vielen alten Liedern ist die Entstehungszeit, der Dichter, der Komponist, die erste Fassung nachgewiesen worden, über manche Lieder sind die Nachrichten im Laufe der Jahre zu einer förmlichen kleinen Entstehungs- und Verwandlungsgeschichte angewachsen, einzelne Forscher scheinen die Bearbeitung dieses Gebiets zu ihrer Lebensaufgabe gemacht zu haben, wobei, wie es zu gehn pflegt, auch etwas Sport und Fexentum mit unterläuft. Aber die Ergebnisse der Forschung sind überall zerstreut, oft wie absichtlich an die entlegensten Stellen versteckt, sodaß wohl nur den wenigsten alles bekannt geworden sein wird. Da ist es denn ein wirkliches Verdienst, daß der neue Herausgeber von Hoffmanns Buch wenigstens das meiste davon in seiner neuen Bearbeitung unter Dach und Fach gebracht hat. So ist endlich einmal wieder eine neue Grundlage für die Forschung gewonnen.

Die erste Auflage von Hoffmanns Buch erschien 1856, die zweite 1859, die dritte 1869. Die dritte war aber schon weiter nichts als eine Titelauflage der zweiten mit ein paar angehängten Bogen Fortsetzungen und Nachträge. Die zweite Auflage enthielt 1031 Nummern, die in der dritten auf 1142 vermehrt waren. Prahl hat aus der neuen Bearbeitung weggelassen, „was heute nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann." Wir haben nicht festgestellt, wieviel das ist, wollen aber hoffen, daß es nicht allzuviel sei. Jedenfalls ist mehr neues dazugekommen, sodaß die Sammlung nun 1350 Nummern umfaßt.

Der Herausgeber hat den Rahmen des Buchs ziemlich weit gezogen, weiter als Hoffmann selbst. Er hat auch Lieder mit aufgenommen, die namentlich den Kompositionen von Schubert, Mendelssohn, Schumann, sogar Robert Franz ihre Beliebtheit verdanken, also doch in der Hauptsache auf den „Salon" oder doch auf den Einzelgesang in der musikalisch gebildeten Familie beschränkt sind. Nun können ja Lieder wie „Es ist bestimmt in Gottes Rat," „O Thäler weit, o Höhen," „Wer hat dich, du schöner Wald" jetzt unzweifelhaft unter die volkstümlichen Lieder gerechnet werden. Aber auch „Das Meer erglänzte weit hinaus"? „Auf Flügeln des Gesanges"? „Ich wollt, meine Liebe ergösse sich"? — denn so hat Mendelssohn den Heinischen Text („meine Schmerzen") verändert. Und nun gar: „Ich grolle nicht," „Er ist gekommen in Sturm und Regen," „Schöne Wiege meiner Leiden"? Man kann ja auch derartiges auf den Konzertprogrammen von Liedertafeln und kleinbürgerlichen Vergnügungsvereinen finden, aber um solche Lieder „volkstümlich" zu nennen, dazu erfordert schon ihre Klavierbegleitung einen viel zu guten Spieler. Dazu kommt, daß die Erinnerung daran, wer sie gedichtet und wer sie komponiert hat, bei den jetzt auch sonst zu Gebote stehenden litterarischen Hilfsmitteln doch wohl niemals ganz verloren gehn kann. Freilich hat schon Hoffmann

Digitized by Google

selbst einzelne solcher Lieder mit aufgenommen, wohl in der Erwägung, daß auch viele Lieder des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich in den Kompositionen von Schulz, Reichardt, Zelter, doch lediglich durch den Einzelgesang am Klavier, im Haus und in der Familie, volkstümlich geworden sind. Man müßte dann freilich noch weiter gehn und auch das neuere Salonlied berücksichtigen. Von Rubinstein z. B. sind einzelne Lieder sehr bekannt und beliebt geworden. Die paar sentimentalen Nummern von Lassen genügen nicht.

Auf der andern Seite hat der Herausgeber auch einem Gassenhauer wie dem Bienenhaus Aufnahme gewährt. Unsre Gassenhauer gehören ja ohne Zweifel auch zu den volkstümlichen Liedern. Fängt man aber einmal damit an, so findet man kein Ende, denn sie bilden doch eine Gruppe für sich. Erstens schon deshalb, weil bei ihnen nicht der Text, sondern die Musik die Hauptsache und oft auch das Frühere ist: unsre Gassenhauer stammen gewöhnlich aus der Operette, oder es sind beliebt gewordne Marsch- und Tanzweisen, denen man einen Text untergelegt hat, und neuerdings dringen sie wohl auch aus dem „Variété“ auf die Gasse. Der Gassenhauer hat aber auch ein viel kürzeres Dasein als das volkstümliche Lied. Während das Lied Jahrzehnte, bisweilen Jahrhunderte überdauert, lebt der Gassenhauer nur ein halbes Jahr, höchstens ein Jahr. Man kann sagen, daß in den letzten dreißig Jahren jedes Jahr immer zwei bis drei Gassenhauer nebeneinander in Blüte gestanden haben; kommt ein vierter hinzu, so stirbt der erste sicherlich ab. Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal die deutschen Gassenhauer des neunzehnten Jahrhunderts zu sammeln, aber freilich, leicht ist die Aufgabe nicht. Eigentlich kann sie nur der lösen, der die Gassenhauer alle mit erlebt hat. Wer sie also auch nur bis 1850 zurück sammeln wollte, müßte schon ein Mann von fünfundsechzig bis siebzig Jahren sein. Der würde dann, wenn er sich die nötigen Hilfsmittel zu verschaffen wüßte, aus dem letzten halben Jahrhundert etwa hundertfünfzig Stück zusammenbringen. In den fünfziger Jahren florierte die Polka. Da sang man nach beliebten Polkamelodien: „Wasch dich, kämm dich, putz dich schön“ oder „Traugott, laß den Affen los“ oder „Ach ich bin so müde.“ Ein jüngeres Geschlecht hat sich dann an Hirsch in der Tanzstunde ergötzt („Eins, zwei, drei, bei der Bank vorbei“), an der Witwe Quinche und an Ladewigs großem Portemonnaie. Noch später kam „Fischerin, du kleine,“ „Auf der grünen Wiese,“ „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion,“ „Ja, beim Souper,“ „Ist denn kein Stuhl da,“ „Komm, Karline“ — die herrliche Washingtonpost nicht zu vergessen („Sie hat en Floh — rentiner Hut“). An dem Wege, an dem alle diese Blumen geblüht haben, steht auch das Bienenhaus.

Fleißig benutzt hat der Herausgeber namentlich auch die neuern Provinzialsammlungen von Volksliedern, ferner Schulliederbücher und Kommersbücher. Dabei hat natürlich auch manches mit Aufnahme gefunden, was nur in verhältnismäßig engen Kreisen volkstümlich geworden ist. Mit Schulliederbüchern und Kommersbüchern muß man sehr vorsichtig sein. Sie gleichen Kaufläden, in denen einem eine Menge Dinge als „beliebt“ angepriesen werden, von denen der Herausgeber bloß wünscht, daß sie beliebt werden — möchten. Wenn der betriebsame Veranstalter einer solchen Sammlung irgend ein Lied, das ihm gefällt, mit aufnimmt und seine Schulkinder singen läßt, so wird deshalb noch lange kein volkstümliches Lied daraus. In manchen Schulen wird jetzt sogar das Brahmssche Wiegenlied gesungen („Guten Abend, gut Nacht“), das bei all seiner kunstvollen Einfachheit doch unverkennbar nach dem Studierzimmer und dem Salon duftet. Kann so etwas später, nach dem Abschluß der Schulzeit, noch Halt haben?

Der Herausgeber selbst erörtert ja im Vorwort die oft erörterte Frage nach dem Unterschied zwischen dem Kunstlied, dem „volkstümlichen“ Lied und dem „Volkslied.“ Die Sache scheint uns sehr einfach zu sein. Die drei verhalten sich zu

Digitized by Google

einander genau so wie das Zitat, das „geflügelte“ Wort und das Sprichwort. Auch jedes Volkslied hat wie jedes Sprichwort unzweifelhaft einmal einen Verfasser gehabt. Von selbst ist keins entstanden. Aber wir sind durch Jahrhunderte von ihm und der ursprünglichen Form seines Werkes getrennt. Die große Mannigfaltigkeit, in der oft ein und derselbe Gedanke sprichwörtliche Form angenommen hat, entspricht den unzähligen Varianten, in denen oft ein und dasselbe Volkslied vorliegt. „Volkstümliche“ Lieder dagegen sind Kunstlieder, deren Entstehung und ursprüngliche Form uns noch näher liegt, die uns aber, meist in veränderter, oft in verdorbner, bisweilen aber auch in runderer, thatsächlich verbesserter und deshalb ansprechenderer Form geläufig sind, als wie sie ursprünglich lauteten, obwohl der Verfasser und der ursprüngliche Text in den meisten Fällen nachweisbar und längst nachgewiesen sind, ganz ebenso wie jedermann sagt: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde,“ obwohl doch jedermann weiß, daß dieses Wort in den „Piccolomini“ steht und dort lautet: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.“ Nähme unsre Schulbildung wirklich zu, so müßte die Verballhornung, das „Zersingen,“ wie man jetzt sagt, von Kunstliedern zu „volkstümlichen“ und schließlich zu Volksliedern immer seltner werden; mit andern Worten: die ursprünglichen, echten Texte müßten vor dem Eindringen von Fehlern immer mehr geschützt werden, wie die Sprache vor dem Eindringen neuer grammatischer und stilistischer Fehler („Sprachdummheiten“). Leider ist von einem solchen Fortschritt blutwenig zu merken. Geradezu thöricht aber ist es, wenn, wie es jetzt geschieht, solche „zersungne,“ d. h. meist verdorbne, verballhornte Kunstlieder andächtig als „Volkslieder“ gesammelt und in Volksliedersammlungen gedruckt werden, anstatt daß man den Leuten, aus deren Mund man sie gehört hat, und die sich nun mit ihrem „zersungnen“ Zeug als Gegenstand der Forschung ungeheuer interessant vorkommen, einfach sagte: Kinder, was ihr da singt, ist falsch, ist schlecht, ist verdorben, ist eine Schande. Steckt einmal die Nase in das oder jenes Buch, dort findet ihr den richtigen Text, wie ihn der Dichter gesungen hat!

Möge dazu diese Neubearbeitung von Hoffmanns Buch recht viel beitragen. Hoffmann selbst beklagt sich in der dritten Auflage bitter darüber, daß sein Buch in den zehn Jahren von 1859 bis 1869 so wenig Nutzen gestiftet habe. „Die Sammler von Liedern — sagt er — verfahren meist alle noch immer auf dieselbe unverantwortliche Weise wie ihre Vorgänger. Man schlage nur eine beliebige Sammlung auf, da findet man schlechte, oft ganz verstümmelte Texte, unrichtige Angaben über die Verfasserschaft oder, was am Ende noch das Bessere ist, gar keine. Niemand fällt es ein, zu den Quellen zurückzugehn und den wahren Verfasser zu ermitteln, und beides wäre ihm doch hier bequem genug gemacht. Und das gilt nicht allein von den vielen Kommers- und Liederbüchern und den vielerlei Sammlungen für die Schuljugend, sondern auch von den Blumenlesen, die unter allerlei hochklingenden vielversprechenden Titeln in prachtvollen Einbänden mit Goldschnitt, oft sogar mit teuern Illustrationen, nebenbei auch wohl unter einem beliebten Schriftstellernamen erscheinen und so auf den Weihnachts- oder Putztisch wandern!“ Nun, in dieser Beziehung ist ja in den letzten dreißig Jahren vieles besser geworden — vor allem dank dem Hoffmannschen Buche. Möge die vorliegende neue, vierte Auflage so bald vergriffen sein, daß in rascher Folge immer weitere Auflagen nötig werden, denn das Buch muß der Mittel- und Sammelpunkt für unsre Liederforschung und die Hauptquelle für unsre Liedersammlungen bleiben und immer mehr werden.

Für solche, die Hoffmanns Buch noch gar nicht kennen, möge nur noch bemerkt sein, daß es keine Liedertexte, noch weniger Melodien enthält. Es enthält — und zwar alphabetisch geordnet, sodaß ein alphabetisches Register überflüssig wird — die Anfangszeilen von 1350 Liedern und unter jedem dieser Liederanfänge

Digitized by Google

ausführliche Nachweise über den Dichter, den ersten Druck, etwaige Nachdrucke, Veränderungen, Kompositionen und endlich über Sammlungen, wo das Gedicht vollständig und in seinem ursprünglichen Text zu finden ist. Es ist also keine Anthologie, sondern ein wissenschaftliches Hilfsmittel, als solches aber von höchstem Wert.*) Am Schluß ist ein Verzeichnis aller in dem Buche erwähnten Dichter und Komponisten mit biographischen Nachrichten über sie und ein nach der Entstehungszeit geordnetes Verzeichnis der Lieder beigegeben.**)

Ein Beitrag zur deutschen Liederforschung, den wir, da gerade Gelegenheit ist, hier noch mit anschließen wollen, ist das soeben erschienene Schriftchen von Arthur Kopp: Eisenbart im Leben und im Liede (Berlin, Emil Feller, 1900). Der Verfasser legt breit und umständlich dar, was er über die Lebensgeschichte seines Helden und über das Lied, worin dieser fortlebt, gesammelt hat. Entgangen ist ihm dabei die Nachricht über Eisenbarts Besuch der Leipziger Ostermesse vom Jahre 1697, die sich in den „Quellen zur Geschichte Leipzigs" Band 1, Seite 462 findet.

Schwarzes Brett

Vom Goethebund. Mein ist die Rache! sagte der Vorsitzende des Goethebundes Herr Georg Hirth in München und dichtete Folgendes in seine „Jugend"***):

> Die „Grenzboten" haben, seitdem Gustav Freytag das Szepter niedergelegt, auf ihren Botengängen schon oft die Grenzen des Erlaubten überschritten, aber eine solche Efelei wie „Goethe und der Goethebund" in ihrer Nr. 40 haben sie noch nicht verbrochen. Noch nie ist die Ignoranz, jesuitische Verdrehungskunst und Größenwahnsinnigkeit des Goethepfaffenthums so frech in die Erscheinung getreten, wie in diesem Versuch, den alten Geheimrath zu einer ultramontanen Excellenz à la Windthorst zu stempeln; wie kindisch das gemacht wird, erhellt aus dem Satze, „daß wenn Goethe sein Weg auf der Rückreise durch Assisi geführt hätte, er an dem Grabe des hl. Franziskus nicht vorübergegangen wäre." Das ganze Geschmiere richtet sich unter obligaten Verleumdungen gegen den Goethebund, der sich bekanntlich den jungen Goethe zum Führer gewählt hat, ohne den Geheimrath den älteren Herren, die das werden möchten, irgendwie zu verulken. Aber das paßt den neidischen und verlogenen Strebern nicht: sie möchten am Liebsten auch den Jungen in den katholischen Gesellenverein einpfarren.
>
> Ist die Pfafferei schon bei den historischen Religionen etwas Trauriges, so wird sie im Gefolge des größten Feindes aller Pfaffenwirthschaft zum widerlichen Zerrbild. Gottfried Keller sagt mit Recht: „es existiert eine Art Muckerthum im Goethekultus," und sein darauf bezügliches Epigramm „Ein Goethe-Philister" trifft den Nagel auf den Kopf:
>
> Den mit trock'nen Erbsen angefüllten Schädel
> Taucht er jauchzend in des klaren Meeres Wellen,
> Das man Goethe nennt; nun schauet achtsam,
> Wie die Nähte platzen, wenn die Erbsen schwellen!

Armer Goethebund!

*) Eine reichhaltige, zuverlässige Textsammlung für die ältere Zeit (von 1740 bis 1840) ist das in dritter Auflage vorliegende, im Verlag dieser Blätter erschienene „Liederbuch für altmodische Leute": Als der Großvater die Großmutter nahm (herausgegeben von Gustav Wustmann). D. Red.

**) Zu dem Druckfehlerverzeichnis am Ende tragen wir nach: Seite 205 Harsche (lies: Harfe). Der Komponist Lindpaintner ist beharrlich, auch im Namenverzeichnis, Lindpaitner genannt.

***) Nr. 44 vom 29. Oktober d. J. — wir werden erst jetzt darauf aufmerksam gemacht und haben uns die Nummer der Zeitschrift gekauft, die wir sonst nur in den Schaufenstern bewundert haben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Reformgedanken und Reformansätze im heutigen Italien

Von Otto Kaemmel

— l'antico valore
Negli italici cuor non è ancor morto.
Petrarca

Massimo d'Azeglio, der Typus zugleich des militärisch-monarchischen piemontesischen Edelmanns, des italienischen Patrioten und des feinsinnigen Künstlers, schrieb wenig Wochen vor seinem Tode (15. Januar 1866) in der Vorrede zu seinen Ricordi, einem der besten und liebenswürdigsten Bücher, die es giebt: „S'è fatta l'Italia, ma non si fanno gl'Italiani, Italien ist geworden, aber die Italiener werden nicht." Er lebte des schlichten Glaubens, daß die Vervollkommnung des Ganzen in der Vervollkommnung jedes Einzelnen, nicht in politischen Institutionen, sondern in der Durchbildung fester, pflichtbewußter Charaktere liege, und er glaubte davon in seiner Umgebung nichts wahrzunehmen. Vielleicht würde er heute sein schwermütiges Wort wiederholen, das freilich nicht nur von seinem Volke gilt, sondern auch von jedem andern, wenn es seine staatliche Einheit erst spät und in schweren Katastrophen errungen hat und deshalb nur langsam, mühselig in die neuen Formen und größern Aufgaben hineinwächst, statt wie andre glücklichere Völker sie allmählich als natürliches Ergebnis aus sich zu entwickeln.

Auch wir Deutschen leiden unter diesem Verhältnis, auch wir können noch immer sagen: „Das Deutsche Reich ist fertig, aber die deutsche Nation ist es nicht." Nur krankt Italien noch heute an innern Schäden, die bei uns nicht oder nicht in demselben Maße vorhanden sind. Auch die deutsche Einheit ist wie die italienische nur möglich geworden durch kluge Benutzung der jeweiligen europäischen Lage — das wissen wir jetzt besser als vor dreißig Jahren —, aber sie beruht doch auf den glänzenden Waffensiegen unsrer Heere; Italien hat solche nicht aufzuweisen und verdankt die Vollendung seiner Einheit 1866 und

Digitized by Google

1870 fremden Siegen. An diesem Gegensatze mögen die Friedensphilister erkennen, was der Waffenruhm für ein Volk bedeutet, wie ein Volk stark und stolz wird, wenn es ihn errungen hat, schwach und verzagt bleibt, wo er fehlt. Auch die hochgespannten, übertriebnen Hoffnungen auf die Machtstellung Italiens haben sich nicht ganz erfüllt; das Land spielt in der großen Politik nur eine bescheidne Rolle. Es hat nicht verstanden, rechtzeitig die Hand auf seine natürliche Kolonie Tunis zu legen, von der aus nun die französische Seemacht seine Küsten bedroht, und seine ostafrikanische Kolonialpolitik hat ihm furchtbare Niederlagen eingebracht, ohne ihm mehr als einen bescheidnen Gewinn zu sichern. Die Folgen zeigen sich in der weitverbreiteten pessimistischen Stimmung im Lande selbst. Diese kann ein Blick auf die innern Zustände nur erhöhen: den ungelösten Zwiespalt zwischen Königtum und Papsttum, den in Cliquenwirtschaft ausgearteten Parlamentarismus, den daraus folgenden häufigen Ministerwechsel, der alle Stetigkeit in der Verwaltung aufhebt, die langsame und kostspielige Justiz, die sozial-agrarischen Nöte, die drückende schlechtverteilte Steuerlast, den Mangel einer großen Industrie modernen Stils, das Übergewicht des fremden Kapitals, die unnatürlich starke Ab- und Auswandrung und den bodenlosen anarchischen Radikalismus.

Und doch, über diesen Schattenseiten übersieht man im Auslande gern, was seit vierzig Jahren geschehn ist, übersieht man vor allem, daß sich die Italiener ihrer Schwächen sehr wohl bewußt sind, daß sie daran sind, sie zu bessern, und daß ihr energischer Patriotismus auch dafür ein starkes Gewicht in die Wagschale wirft. Die Aufgabe, die Einheit zu begründen, war thatsächlich in Italien viel schwieriger als in Deutschland, weil die Italiener erst die fremden Dynastien und die österreichische Fremdherrschaft, das unglückliche Erbe dreier Jahrhunderte, abschütteln mußten, und weil nicht, wie in Deutschland, eine waffenstarke Großmacht sich kleinere Staaten angliederte, sondern ein Mittelstaat mit Gebieten, die ihm an Größe gleich oder überlegen waren, zu einer neuen Einheit verschmolzen werden mußte und zwischen diesen das feste wirtschaftliche Band, das die deutschen Staaten längst mit Preußen vereinigte, ja eine gleichartige wirtschaftliche Entwicklung und die Gleichartigkeit der Verfassungen vollständig fehlten. Diese Nation, seit Jahrhunderten zersplittert, von Fremden unterjocht, der Waffen fast ganz entwöhnt, nur in Verschwörungen geübt, aber politisch — mit Ausnahme Piemonts — völlig ungeschult, wie sie war, hat es trotzdem fertig gebracht, eine einheitliche Verwaltung zu schaffen, ein höchst achtungswertes Heer- und Flottenwesen ins Leben zu rufen, die ganze Halbinsel samt Sizilien trotz ihres gebirgigen Bodens mit einem großartigen Straßen- und Eisenbahnnetze zu überziehn, von dem 1860 außerhalb Piemonts und Lombardo-Venezien nur ein paar Dutzend Kilometer vorhanden waren, eine im ganzen zuverlässig arbeitende, weit verzweigte Post (für Briefe) einzurichten, die durch manche besondern Vorkehrungen wie die Postsparkassen und die bequemen Schreibstuben bei den größern Postämtern dem Publikum sehr weit entgegenkommt, und eine weltliche Volksschule fast aus dem Nichts

Digitized by Google

hervorzurufen. Das sind gewiß Leistungen, die sich sehen lassen können, und die zeigen, daß die Kraft der Nation nicht erstorben ist.

Auch scheint im wesentlichen die schwere Aufgabe gelöst zu sein, auf einem von Revolutionen beständig unterwühlten Boden, in einem Volke, dessen Idealismus im Altertum wie in der größten Zeit des Mittelalters republikanisch gewesen ist, auf dem Grunde der Volkssouveränität und Volksabstimmung das erbliche nationale Königtum eines Herrscherhauses zu errichten, das lange kaum für italienisch galt und erst seit 1848/49 durch die Hochherzigkeit, mit der es seine Krone an die Befreiung und Einigung Italiens setzte, das Vertrauen der patriotischen Italiener gewonnen hat. Allerdings darf man bei den sehr realistischen Italienern außerhalb Piemonts eine so urwüchsige dynastische Gesinnung wie in Deutschland nicht voraussetzen, sie sehen in ihrem Königshause vor allem die Verkörperung ihrer nationalen Einheit; aber mindestens in Ober- und Mittelitalien ist die Dynastie durchaus populär. Auch der Geburtstag der Königin Margherita (20. November) wurde allerorten mit Musik, Illumination, Flaggenschmuck, schwungvollen Zeitungsartikeln und Schulfesten gefeiert, und von zahllosen Korporationen liefen Huldigungsdepeschen im Quirinal ein. La nostra amata sovrana war bei allen diesen Kundgebungen ein stehender Ausdruck, und das sei, so wurde mir in Florenz versichert, durchaus ehrlich gemeint. Welchen Eindruck die Kunde von der Ermordung König Humberts machte, darüber mögen einige Stellen aus dem Briefe eines jungen Florentiners belehren, der einige Jahre lang deutsche Bildung genossen hatte und sich damals in einer Sommerfrische der toskanischen Apenninen aufhielt: „Ein Herr aus Florenz, der die Trauernachricht hierher brachte, zitterte vor Wut und Schmerz, als er sie auf dem Bahnhofe meinem Vater mitteilte. Der Mann am Billetschalter stützte seinen Kopf mit beiden Händen und murmelte: »Unser König ist ermordet, unser armer König ist tot!« Ein älterer Herr ging hastig hin und her, rang die Hände und schlug sich auf die Stirn, Frauen schluchzten, junge Männer konnten die Thränen nicht zurückhalten, die Dienstmänner sahen sprachlos und starr vor sich hin, und sogar der Bettler mit der Krücke klagte: »Ermordet durch einen Toskaner, der arme, gute König!« Das Dorf war im höchsten Schmuck [für ein Volksfest], als sich die Nachricht am Morgen verbreitete. Gleich nach Mittag waren alle Fahnen mit Trauerflor versehen, die Illuminationsbogen heruntergenommen, der Laubschmuck heruntergerissen, und schwarz umrandete Manifesti klebten an vielen Häusern." Wie der junge Briefschreiber selbst unter dem frischen Eindrucke der Trauerkunde empfand, mag er auch noch selbst sagen: „Es muß Italien sein, das nicht zurückschrickt, den eignen liebenden Vater zu töten, ihn, der seine kranken Kinder tröstete, der den Armen half, die Zagenden ermutigte, ihn, den Helden von Villafranca [1866]! O, wir Italiener müssen beschämt die Stirn beugen und Thränen des Schmerzes, Thränen der Wut weinen über das eigne moralische Elend. Fluch über sein [des Mörders] Andenken, Fluch über alle, die etwas dazu beitrugen, in ihm Gedanken zu erwecken, aus denen

Digitized by Google

sich in seinem wilden Sinne Gedanken des Mordes entwickeln mußten! Und Margherita von Savoyen, Italiens guter Stern, die beste aller Frauen, die freundlichste aller Königinnen, die schönste und lieblichste aller italienischen Blumen, ist eine arme Witwe." Eine florentinische Zeitung schrieb aus derselben Empfindung heraus: „Humbert, unser vielgeliebter König, ist nicht mehr; das Blei eines Italieners hat ihn hinweggerafft, seine großen, schönen, strengen und doch gütigen Augen haben sich für immer geschlossen. Wird er seinem Volke verziehen haben? Ja — er wußte, wie sehr ihn das Volk liebte, er wußte, daß die Herzen seiner Unterthanen für ihn warm schlugen, er wußte, daß viele seiner Italiener für ihn gern ihr Leben hingegeben hätten. Und statt dessen hat ihm ein Mörder sein eignes kostbares Leben genommen und hat dem Vaterlande den König und zugleich die Ehre geraubt."

Freilich bewies ja gerade die Unthat, welche finstern, zerstörenden Mächte in der Seele dieses Volks arbeiten. Aber auch abgesehen von dem internationalen Anarchismus, der neapolitanischen Camorra und der sizilianischen Maffia giebt es sehr rührige antimonarchische Parteien. Da, wie gesagt, der politische Idealismus der Italiener lange eine ausgesprochen republikanische Färbung getragen hat, so war auch die nationale Bewegung lange Zeit republikanisch. Deshalb ist die italienische Einheit ebensogut aus der Arbeit dieser Richtung wie aus den Thaten des piemontesischen Königtums herausgewachsen, und ist die republikanische Gesinnung noch heute eine um so beachtenswertere Macht im Lande, als sie die Thaten der nationalen Wiedergeburt zum guten Teile für sich in Anspruch nehmen kann und in Garibaldi den volkstümlichsten Helden des modernen Italiens hat. Sie ist durch große Blätter wie die römische Italia und die Revue L'educazione politica vertreten, sie gründet immer neue Vereine mit offner republikanischer Tendenz, zuweilen in Anlehnung an die Garibaldischen Erinnerungen, wie die Società democratica Volontari garibaldini Bolognesi, oder die Associazione repubblicana Aurelio Saffi in Pisa; sie feiert ihre Helden an den Erinnerungstagen, wie die Italia dem Garibaldischen Hauptmann Raffaele Stagni, der im Oktober vorigen Jahres in San Marino starb, als einem überzeugten republikanischen Idealisten eine ausführliche Lebensskizze widmete, oder wie Edmondo de Amicis, einer der bedeutendsten lebenden Schriftsteller Italiens, einen Typus des alten Garibaldiners, der, an der Verwirklichung seiner Ideale in der Heimat verzweifelnd, nach Südamerika auswandert, in seinem prächtigen Buche Sull' Oceano schildert. Der Tag von Mentana (3. November 1867) wurde ganz besonders von republikanischer Seite festlich begangen, und an das Gefecht von Villa Glori bei Rom am 23. Oktober desselben Jahres, das die Erhebung gegen die päpstliche Herrschaft einleiten sollte, erinnerte die keineswegs republikanische, obwohl damals oppositionelle römische Tribuna in einem ausführlichen Artikel über den Heldentod des Enrico Cairoli, dessen ganz realistisches Denkmal heute den Monte Pincio ziert, zur Mahnung in questi tempi nei quali ogni idealità pare morta. Bekanntlich hat das Haus Savoyen Garibaldi als Nationalhelden bereitwillig

Digitized by Google

anerkannt, und seine Denkmäler zieren die schönsten Plätze der italienischen Städte; aber obwohl er selbst sich seinem König willig unterwarf, die Partei, die sich auf ihn beruft, macht trotzdem aus ihrer Abneigung gegen die Monarchie gar kein Hehl, und mit Befriedigung berichtete die Italia, daß bei der Durchreise der principi di Napoli (des jetzigen Königspaars) durch Terni (wo allerdings eine starke Fabrikarbeiterschaft haust) am 18. Oktober 1899 die herbeigeströmten Massen stumm geblieben seien und beim Heimwege „eine imposante und begeisterte Kundgebung unter dem Klange der Garibaldihymne und den Rufen: Evviva Cavalotti! Abasso Crispi! Evviva il socialismo!" veranstaltet hätten.

Denn auch die Sozialdemokratie ist in Italien im Zunehmen. Sie hat im römischen Avanti (Vorwärts) ihr weitverbreitetes Organ, hat schon die Verwaltung mehrerer Stadtgemeinden in ihre Hände gebracht, hat Parlamentssitze gewonnen und zählt Anhänger bis in die höchst gebildeten Kreise hinauf. So bekennt sich der schon genannte Edmondo de Amicis in Turin offen zu ihr, nicht nur als Mitarbeiter des sozialistischen Wochenblatts Grido del Popolo, sondern vor allem in seinem Buche La Carrozza di tutti (d. h. die Straßenbahn, 1897). Allerdings predigt er nicht den Klassenhaß, wie die Führer unsrer deutschen Sozialdemokraten, sondern die Versöhnung der Stände in gegenseitiger Liebe und werkthätiger Unterstützung, nicht die Herrschaft des vierten Standes, sondern seine Erhebung auf eine höhere Stufe des Daseins; er wird deshalb nicht müde, den Gebildeten ihre menschlichen und sozialen Pflichten vorzuhalten und beurteilt die Fehler der niedern Stände mit einer Milde und Nachsicht, die zuweilen an weichliche Schwäche grenzt. Für ihn sind diese „neuen Ideen," die in ihm selbst immer noch mit den „alten," grundsätzlich überwundnen ringen, in der That eine neue Religion der Liebe, und wenn man auch an die Verwirklichung seines Ideals nicht glauben kann, so wird man doch dem warmherzigen Schwärmer seine Sympathien nicht versagen. Ist er doch auch durch und durch ein patriotischer Italiener, kein Schänder und Verächter seines Vaterlands, und auch die italienischen Republikaner sind, der Vergangenheit ihrer Partei entsprechend, durchaus national gesinnt. Das gilt auch von der ihnen nahestehenden, aber monarchischen äußersten „konstitutionellen Linken (Sinistra costituzionale)," die in großen Blättern wie im Mailänder Secolo und im Neapolitanischen Mattino ihre Ansichten verficht.

Es ist die Stärke dieser radikalen Parteien, daß sie noch große, sie begeisternde Ideale haben, es ist die Schwäche der monarchischen „Ordnungsparteien" in Italien wie in Deutschland, daß ihnen solche jetzt fehlen, und daß sie selbst unter sich, wie bei uns, mannigfach gespalten sind. Unter dem Ministerium Pelloux (1898 bis 1900) war die monarchisch-konservative Richtung am Ruder, deren Organ unter andern der Popolo romano ist; ihr gegenüber stand und steht die monarchisch-liberale Partei, die vor allem von der römischen Tribuna, Crispis Blatt, vertreten wird. Pelloux wagte zur Stärkung der Regierungsgewalt gegenüber den drohenden Umsturzbewegungen wesentliche

Digitized by Google

Einschränkungen der Preßfreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, kraft eines einfachen königlichen Dekrets mit Gesetzeskraft (decreto-legge) vom 22. Juni 1899, übrigens nach den Beschlüssen der Kammermehrheit und nur, weil die Obstruktion der Linken die gesetzliche Beendigung der Beratung verhindert hatte, auch in der Voraussetzung späterer Indemnität. Die Liberalen bekämpften dieses Verfahren als verfassungswidrig und weil es der Gesinnung in der Mehrheit des Volks widerspreche, bekennen sich aber durchaus zur nationalen Monarchie und verschließen sich keineswegs der Erkenntnis, daß eine gründliche Reform auf den verschiedensten Gebieten notwendig sei, die eben die Monarchie besser leiten könne als jede andre Staatsform.

Von diesem Standpunkt aus hat der frühere Ministerpräsident Giovanni Giolitti (1892/93) vor seinen Wählern am 29. Oktober vorigen Jahres ein Bild der herrschenden Zustände und die Grundzüge eines Reformprogramms entworfen. Er findet das Steuerwesen fehlerhaft und ungerecht, weil die Auflagen (imposte) auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse (generi di prima necessità) die Armen mehr belasten als die Reichen, die Justiz langsam und kostspielig, die Gemeinden und Provinzen allzusehr abhängig vom potere politico [d. h. vom parlamentarischen Cliquenwesen, das auf die Besetzung der Ämter in Städten und Landschaften den entscheidenden Einfluß ausübt], die Volksschule ungenügend, die Mittelschulen und die Universitäten allzusehr bevorzugt, sodaß sie „Fabriken von stellenlosen Leuten" (fabbriche di spostati) geworden seien, die Verbrecherstatistik beschämend hoch, und er klagt, daß der kleine Grundbesitz (piccola proprietà) in manchen Provinzen im Verschwinden sei. Wie man in diesem Bilde italienischer Zustände manches vermißt, namentlich bezeichnenderweise eine Erwähnung der unglücklichen Verteilung des Grundeigentums und der jämmerlichen Lage des Landvolks in vielen Gegenden, so ist auch Giolittis Reformprogramm nichts weniger als vollständig. Er fordert eine gerechte, von der „Politik" unabhängige Verwaltung, gleiches Recht für alle Klassen, Reform der Justiz, dabei Unabsetzbarkeit der Richter, Wiedereinführung der altpiemontesischen avvocatura dei poveri und Deportation für rückfällige Verbrecher, Reform der Steuern und Erhaltung des kleinen Grundbesitzes, aber leider nicht eine gründliche, freilich äußerst schwierige Umgestaltung der ländlichen Besitzverhältnisse. Unzweifelhaft richtig ist sein Schlußsatz: „Die Monarchie darf sich nicht auf die Interessen bestimmter privilegierter Klassen stützen, sondern auf die Anhänglichkeit der Mehrheit des Landes," denn damit proklamiert er das soziale Königtum; aber dieser affetto della maggioranza del paese würde wohl am sichersten durch eine Agrarreform gewonnen werden.

Dieses Reformbedürfnis wird nun auf den verschiedensten Gebieten empfunden und zum Ausdruck gebracht. Aufs schärfste geißelte ein Artikel der Idea liberale im neugegründeten Corriere d'Italia vom 11. November 1899 die Folgen der parlamentarischen Cliquenwirtschaft. „Ein furchtbarer Panzer (maglia) von Interessen, Bestechungen, Verschuldungen, Vetternschaften hat sich um die staatliche Zentralisation gelegt, die Italien erdrückt. Die Verzweigungen

Digitized by Google

dieser Interessengemeinschaften greifen weit und tief; sie reichen durch eine konzentrische Reihe hierarchisch abgestufter Klientelschaften bis zum Lebensmark des Stamms und kommen in allen wesentlichen Organen der Regierung und der Verwaltung zum Ausdruck. Das Parlament ist davon das Anzeichen (l'indice), die gestaltlose, atomistische, käufliche Wählerschaft die Unterlage (lo strame). Entweder finden wir die Kraft zu einer rücksichtslosen Bekämpfung dieser Anschläge, oder die konservative Sache ist verloren." Über die Übelstände der Rechtspflege äußerte sich ein neapolitanischer Jurist im Mattino dahin, daß das Personal ungenügend und darum bei der Prozeßlust namentlich der Süditaliener mit Arbeit überlastet, die Besoldung trotzdem nicht ausreichend sei, obwohl an der Pflichttreue der Richter ganz ungerechterweise oft gezweifelt werde.

In der Steuerreformfrage richtet sich die schärfste Opposition gegen die städtische Verbrauchsabgabe (dazio consumo) vor allem auf Brot, Mehlwaren, Fleisch, Fische, Wein, Brenn- und Bauholz und dergleichen, von der die Regierung ein Pauschquantum bezieht. An den Thoren der deshalb meist erhaltnen Stadtmauern harren die uniformierten Zollwächter, und wo die Mauern nicht mehr stehn, werden andre kostspielige Absperrungsmaßregeln ergriffen. So zieht sich um die ganze Nordseite von Florenz, wo die Mauern der mächtig wachsenden Stadt haben weichen müssen, längs der aussichtreichen Via di Mignone eine tiefe Flutrinne wie ein breiter Wallgraben, mit Geländer auf der innern, hohem Eisengitter und Schilderhäuschen auf der äußern Seite hin, und auf einer langen Strecke führt eine einzige Brücke zwischen zwei Zollhäusern hinüber. Hier müssen die beladnen Wagen, die in die Stadt wollen, am Morgen oft drei bis vier Stunden bei jedem Wetter warten, ehe sie zur Untersuchung kommen und einfahren dürfen, sie müssen also bald nach Mitternacht zu Hause aufbrechen. Der einkommende Betrag stellt den größten Teil der städtischen Einnahmen dar, sodaß der Zuschlag zur staatlichen Grundsteuer in manchen großen Städten nur 3 bis 10 Prozent von dem beträgt, was der Dazio consumo einbringt. Deshalb wollte das Ministerium Pelloux die Abgabe auf Mehl und dergleichen ganz abschaffen, und auch sein Gegner Giolitti sprach sich in demselben Sinne aus, indem er vorschlug, daß der Staat seinen Anteil auf die Hälfte herabsetze, damit der Dazio consumo auf die wichtigsten Lebensbedürfnisse ganz wegfallen und die besser verwalteten Kommunen ihn völlig aufheben könnten. In den Gemeinderäten wird nun oft genug anerkannt, daß dies sehr wünschenswert sei, und in Rimini z. B. hat die republikanische Minderheit des Consiglio communale es geradezu gefordert; aber die Stadtverwaltungen scheuen meist davor zurück, weil sie ihr Budget in Verwirrung zu bringen fürchten und es nicht wagen, die stärkern Schultern auch stärker zu belasten und durch etwaige Einschränkung der öffentlichen Arbeiten die Gelegenheit zum Verdienst für die untern Bevölkerungsschichten zu verringern. Indessen hat Florenz wenigstens die Auflage auf Mehlwaren (farine) schon abgeschafft. Ebenso ungerecht und also reformbedürftig findet Giolitti die

Digitized by Google

Imposte (Zölle, Regalien, Monopole), weil sie den kleinen Mann unbillig belasten. Das Salz verkauft nämlich der Staat um das Vierzigfache des wirklichen Werts, die Zölle erhöhen den Preis bei Petroleum und Zucker um das Doppelte, bei der Baumwolle um ein Drittel. Von den direkten Steuern wirkt besonders die Erbschaftssteuer auf den kleinen Grundbesitz so drückend, daß oft entweder ein Teil des Grundstücks verkauft oder Schulden gemacht werden müssen; Giolitti schlägt deshalb eine proportionale Steigerung nach der Größe des Besitzes vor.

Über die italienische Volkswirtschaft und Volkswirtschaftspolitik hat der Historiker Pasquale Villari, Senator des Königsreichs, in der Nuova Antologia bei einer höchst anerkennenden Besprechung des trefflichen Buchs von P. D. Fischer, Italien und die Italiener (1899) ein sehr hartes Urteil gefällt. „Wir sind die Nachzügler des alten Europas, Einsiedler inmitten der lebhaften Bewegung einer neuen Welt und der neuen Interessen, die rückständigen Passiven in dem Budget der modernen Erfahrung und Zivilisation.“ Er klagt die Regierung gedankenloser Unthätigkeit an, sie lebe gleichsam „außerhalb des Landes“ (fuori il paese), und findet, „mit den alten Methoden, den alten Vorurteilen, den alten mehr oder weniger parlamentarischen Theorien“ sei gar nichts auszurichten. Vielleicht ist dieses Urteil zu hart. Villari selbst hat wesentlich daran mitgearbeitet, die Erkenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Zustände im Lande zu fördern, die erste Voraussetzung jeder Besserung, und die Erkenntnis, daß ihr Schwerpunkt in der Landwirtschaft liege, fehlt auf keiner Seite. Maggiorino Ferraris, der frühere Verkehrsminister, nennt in der Nuova Antologia die Landwirtschaft „die größte und ergiebigste Quelle des staatlichen und privaten Reichtums,“ und Guido Baccelli, der Unterrichtsminister auch des Kabinetts Pelloux, wie schon zweier andrer (1883/84 und 1893/96), sagte in einer Lehrerversammlung der Provinz Rom in Tivoli: „Wenn sich die nationale Thätigkeit nicht in breiter Ausdehnung der Landwirtschaft zuwendet, dann werden die Italiener immer arm bleiben.“

In der That ist Italien, obwohl von den 286648 Quadratkilometern seiner Gesamtbodenfläche fast der sechste Teil, 46474 Quadratkilometer, gänzlich unkultivierbares Ödland (meist kahles Felsland) und 37344 Quadratkilometer nur schwach ertragfähig, also nur reichlich zwei Drittel des Bodens wirklich produktiv sind, doch eben auf dieser Fläche, wo das Wasser zureicht, bei seinem milden Klima ein Ackerbauland ersten Ranges. Weizen (grano), Reis, Mais (granturco) und Gemüse, Wein, Oliven und Agrumen spielen die Hauptrolle, und diese Gewächse liefern auch die wichtigsten Ausfuhrartikel. Im vorigen Herbst war die Weinlese so ergiebig, daß sich in Apulien an allen Bahnstationen die Karren und Fässer häuften, und obwohl an manchen Tagen über 500, niemals unter 400 Wagenladungen, bis Ende Oktober im ganzen 14000 abgefertigt wurden, um diese Zeit noch ein Viertel der Trauben nicht hatte gelesen werden können. Die Zahl der Orangen- und Citronenbäume ist im letzten Vierteljahrhundert von 10 Millionen auf 16 bis 17 Millionen ge-

Digitized by Google

stiegen, und den Gesamtwert der landwirtschaftlichen Produktion giebt Ferraris auf mehr als 3 Milliarden Franken jährlich an.

Aber er setzt hinzu, in Frankreich komme auf den Hektar das Doppelte an Ertrag, und er fordert als Bedingungen jedes weitern Fortschritts für Italien „Arbeit, genossenschaftliche Vereinigung, Unterricht und Kapital“ (lavoro, associazione, istruzione, capitale). An Kapital fehlt es nun freilich vielfach, denn der ländliche Grundbesitz trägt schwere Steuerlasten und ist oft auch überschuldet. Denn es betragen die Hypothekenschulden im gesegneten Campanien (den Provinzen Avellino, Benevento, Caserta, Neapel und Salerno) nach einer Aufstellung von 1899 etwa 1100 Millionen Franken, während sie in Venezien allerdings nur die Summe von 300 Millionen Franken erreichen. Dazu kommt das Übergewicht der Latifundien in dem größten Teile des Landes, die oft sehr extensiv bewirtschaftet werden, wie die meisten Großgüter der römischen Campagna, die als Weideland den (81) Besitzern eine viel höhere Rente (bis 30000 Lire) abwerfen, als wenn sie unter den Pflug genommen würden. Andre werden nach der alten Methode der mezzadria an Teilbauern (rechtlich auf ein Jahr, thatsächlich fast erblich) ausgethan, sodaß dem Eigentümer ein bestimmter Anteil an den Erträgen zufällt, und auch etwaige Meliorationen ihm zu gute kommen (abzüglich der Kosten), noch andre an kleine oder große Pächter (wie die 400 Landgüter um Rom in der Campagna) verpachtet, die ihrerseits nun oft wieder an kleinere Leute weiter verpachten; auch die meist sehr schlecht bezahlte Tagelöhnerarbeit spielt auf den größern Gütern eine wichtige Rolle. Die Eigentümer dieser Großgüter, die bis zu 20000 Hektaren und mehr Umfang haben, kümmern sich nur selten um ihre Bewirtschaftung, sondern leben den größten Teil des Jahres in den Städten. Kleine selbständige Eigentümer giebt es nur in Oberitalien und in einzelnen Teilen Mittelitaliens; aber dort ist der Grundbesitz oft wieder so zersplittert, daß die Parzellen allein eine Familie weder vollständig beschäftigen noch ernähren können. So erzählt de Amicis von einem Turiner Pferdebahnkutscher, der draußen am Tanaro ein paar Quadratmeter Land mit einer schönen Buche hat und doch davon nicht lassen will. Aus dieser Verteilung des Grundbesitzes und aus der Schwierigkeit, die oft stundenweit von den städtischen Wohnsitzen der ackerbautreibenden Bevölkerung liegenden Fluren zu erreichen, erklärt sich, daß zu Verbesserungen sehr oft entweder das Interesse oder die Mittel fehlen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die ruſſiſchen Hungersnöte*)

Von den ruſſiſchen Hungersnöten iſt in unſern Zeitungen viel weniger die Rede als von den indiſchen, und doch haben die Zuſtände des großen Nachbarreichs eine ganz andre politiſche und volkswirtſchaftliche Bedeutung für uns als das ferne Indien. So verpflichten uns denn die Verfaſſer des unten genannten Buchs zu Dank, indem ſie eine Fülle perſönlicher Eindrücke mitteilen ſamt dem, was ſie von Bauern, Gutsbeſitzern, Gutsverwaltern, Popen, Ärzten, männlichen und weiblichen Heilgehilfen (Feldſcherern) und Pflegern, ſowie von obrigkeitlichen Perſonen erkundet haben, indem ſie ferner mit Benutzung amtlichen Materials die Urſachen der Plage unterſuchen und ihre Darſtellung zu einer Überſicht des geſamten wirtſchaftlichen Zuſtands Rußlands erweitern. Lehmann iſt Arzt, und Parvus der bekannte „Genoſſe," ein geborner Ruſſe, der ſeit ſeinen Studentenjahren in der Schweiz und in Deutſchland lebt und ſeinen wahren Namen verbirgt; aber ſein ſozialdemokratiſcher Standpunkt tritt nur an wenigen Stellen hervor, macht ſich nirgends aufdringlich bemerkbar und ſchädigt ſeine deutlich erkennbare Objektivität nicht im mindeſten. Mit den Übelkeit erregenden Beſchreibungen des Ausſehens der Hungernden und Kranken und ihrer Wohnungen verſchonen wir die Nerven der Leſer. Der tägliche Anblick ſolcher Jammerſzenen hat zwar, wie die Erzähler geſtehn, ſie ſelbſt abgeſtumpft, aber ſie werfen doch einigemal die Frage auf, wie es wohl möglich ſei, daß man in ſolcher Umgebung behaglich leben und ſich ſatt eſſen könne; „man kann das Elend nicht mehr mit anſehen," ſagte ihnen denn auch ein gar nicht ſentimentaler deutſcher Gutsverwalter; „wenn das noch ein Jahr ſo weiter geht, ich glaube, ich reiße aus." Wir ſtellen hier nur das wichtigſte von dem zuſammen, was von der gegenwärtigen wirtſchaftlichen Lage Rußlands einen Begriff giebt.

Die Verfaſſer teilen auf ihrer Karte Rußland ein in das Gebiet des ſtändigen Getreidemangels, das den Norden und die Niederung der Wolgamündung umfaßt, und das Gebiet des Getreideüberſchuſſes, das an ein paar Stellen über die Grenze der Schwarzerde nördlich hinausreicht. Die nordöſtliche Hälfte dieſes zweiten Gebiets iſt es nun, die hauptſächlich von den großen

*) Das hungernde Rußland. Reiſeeindrücke, Beobachtungen und Unterſuchungen von Dr. E. Lehmann und Parvus. Mit vielen Illuſtrationen und einer Karte des Hungergebiets. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., 1900.

Digitized by Google

Mißernten betroffen wird. Was die Verfasser selbst davon zu Gesicht bekommen haben, ergiebt sich aus ihrer Reiseroute; sie reisten im Mai 1899 über St. Petersburg und Moskau nach Nischni-Nowgorod, die Wolga hinunter nach Kasan, das schon im Hungergebiet liegt, von Kasan weiter die Wolga hinunter und die Kama hinauf bis zum Landungsplatz Mursicha im Regierungsbezirk Spassk; diesen sowie die Regierungsbezirke Tschistopol, Bugulma und den zum Gouvernement Ssamara gehörigen Bezirk Buguruslan durchstreiften sie mit Guts- und Bauernwagen bis zur Strecke Orenburg-Ssamara der sibirischen Bahn. Mit dieser fuhren sie nach Ssamara, von da die Wolga hinauf bis Ssimbirsk und über Moskau zurück. Sie bemerken, daß das europäische Rußland, das man in St. Petersburg und auf den großen Wolgadampfern mit allem dazu gehörigen Komfort genießt, und das echte, asiatische Bauernrußland, das abseits von den großen Schienen- und Wasserstraßen liegt, weder Ähnlichkeit noch Berührung miteinander haben, und daß, wer sich innerhalb der Grenzen des ersten hält, vom zweiten keine Ahnung bekommt. Zum Hungergebiet, das nur ein Teil des Gebiets der schlechten Ernte ist, rechnen die Verfasser die Gouvernements, in denen nur etwa 50 Prozent einer Mittelernte gewonnen wurden; es waren das 1898 die Gouvernements Riasan, Tula, Ssimbirsk, Ssaratow, Kasan, Ssamara, Wjatka, Ufa, Perm, die zusammen über neunzehn Millionen bäuerliche Bewohner haben. Im Jahre 1891 wurden außer ihnen noch sieben andre von der totalen Mißernte betroffen: Woronesch, Kursk, Nischni-Nowgorod, Orenburg, Orel, Pensa, Tambow. Unter diesen sechzehn Gouvernements ist nur eins, das nicht in der Region der Getreideüberschüsse liegt, nämlich Nischni-Nowgorod. Der Durchschnitt von 50 Prozent ergiebt sich aus sehr ungleichen Zahlen; das eine Gouvernement hat darüber, das andre darunter geerntet, und wiederum in jedem der Gouvernements walten große Verschiedenheiten ob; das eine Dorf hat eine sehr gute Ernte gehabt, in einem andern war der Ertrag gleich Null; deshalb schließt der mäßige Durchschnittsertrag manches Regierungsbezirks den Hunger in einzelnen Dörfern nicht aus. In dem Dorfe Romadan, wo die Reisenden die Gastfreundschaft des Popen genossen, fragten sie diesen, wie viel seiner Bauern der Unterstützung bedürften. Er antwortete: fast alle; unter den 200 Hofbesitzern seiner 1500 Seelen zählenden Gemeinde seien nur fünf, deren Getreide bis zur nächsten Ernte allenfalls reichen könne. Bei der amtlichen Erkundung erhielt die Regierung auf die Frage: „Bis zu welchem Termin wird die Mehrheit der Bevölkerung mit ihren eignen Getreidevorräten auskommen können?“ von 97 Kreisverwaltungen Antwort. 62 Kreise berichteten, daß bei der Mehrheit der Bauern die Vorräte jetzt schon — es war im November — erschöpft oder nahe daran seien; im Laufe des Dezembers und Januars werde der Rest verzehrt werden; 13 antworteten, die Vorräte würden bis Februar, höchstens März, 3 andre, sie würden bis zum Frühjahr reichen; 13 erklärten: jedenfalls nicht bis zur nächsten Ernte, und nur aus 6 Kreisen kam die Antwort, die Mehrheit werde mit dem eignen Getreide auskommen.

Digitized by Google

Wo die Not eintritt, sind die Leute zunächst darauf bedacht, das Vieh durchzubringen; sie verwenden einen Teil ihres Brotkorns als Viehfutter, erreichen dabei aber oft weiter nichts, als daß sie ihrem Vieh — Tiere sind weniger widerstandsfähig als Menschen — im Tode rasch nachfolgen. Giebt es kein andres Viehfutter mehr, so wird das Stroh der Dächer, das freilich so gut wie gar keinen Nährwert hat, verfüttert, und die ohnehin elenden russischen Bauernhütten sehen deshalb in den Hungergebieten noch elender als sonst aus. Wer klug ist, verkauft sein Vieh beizeiten, wo es noch einigen Wert hat; von den verhungerten Tieren kann höchstens noch die Haut verwertet werden. Am längsten sträuben sich die Bauern gegen den Verkauf der Pferde, denn ohne Pferd können sie im nächsten Frühjahr den Acker nicht bestellen; die Hungersnot von 1891 hat den Pferdebestand der Bauern um eine Million Stück vermindert. Von Rindern, Schafen, Schweinen ist im Hungergebiet keine Rede mehr, auch alle Hunde und Katzen sind verschwunden; von Geflügel sprechen die Verfasser nicht, die russischen Bauern mögen wohl überhaupt keins halten. Ist nach längerer Unterernährung das letzte Brotkorn verzehrt, so wird zu elenden Surrogaten gegriffen, bis die von der Regierung geschickten und die freiwilligen Helfer kommen, Speiseanstalten, Spitäler einrichten und Brotkorn verteilen. Die Hilfe ist jedoch überall so unzulänglich, daß nur der eigentliche Hungertod, nicht das aus langer Unterernährung und dem Genuß schlechter Nahrungsmittel hervorgehende Siechtum verhindert wird. Sind die Abzehrung und die Säfteverschlechterung an sich schon eine Krankheit, so rauben sie außerdem dem Körper die Widerstandsfähigkeit gegen gesundheitschädliche Einflüsse, und es wüten daher Seuchen aller Art im Hungergebiet. Merkwürdigerweise ist nicht der Flecktyphus oder Hungertyphus die verbreitetste, sondern der Skorbut, wodurch die hergebrachte Meinung widerlegt wird, daß diese Krankheit nur die Folge ausschließlicher Fleischnahrung, namentlich von Rauchfleisch oder Pökelfleisch sei; denn die Russen im Hungergebiet genießen so gut wie gar kein Fleisch. Der Bezirksarzt von Tschistopol berichtete den Verfassern, daß man in seinem Regierungsbezirk zur Zeit 10000 Skorbutkranke zähle, daß aber die amtliche Registrierung sehr viel zu wünschen übrig lasse; sie selbst haben überall solche Leidende in großer Anzahl und in allen Stadien der scheußlichen Krankheit getroffen, von deren Verlauf und ekelhaften Symptomen Dr. Lehmann die genauste Beschreibung giebt. Er berichtet außerdem über alle andern Krankheiten, die er vertreten gefunden hat; auch die Syphilis ist unter dem Landvolk viel verbreitet. Ob der Jahresdurchschnitt von 3410845 Erkrankungen in Rußland Lehmann zu der Behauptung berechtigt, daß der russische Bauernstand durch und durch verseucht sei, mögen Leute entscheiden, die sich auf die Medizinalstatistik verstehn. Mehr Gewicht scheint uns ein Ausspruch Nowikows zu haben, den Lehmann anführt. Nowikow, ein angesehener Soziolog, der als Gutsbesitzer und Landeshauptmann die Bauern genau kennen gelernt hat, schreibt, es sei ein Vorurteil, daß die russischen Bauern gesund und kräftig seien; nur ihre bewundrungswürdige moralische Widerstandsfähig-

Digitized by Google

keit habe dieſes Vorurteil erzeugt: der Muſchik arbeitet mit dem Typhus im Leibe, bis er umfällt. Von den Männern ſind nach Nowikow auch außerhalb des Hungergebiets infolge ihrer elenden Lebensweiſe nur wenige ordentlich geſund, die Frauen aber mit wenig Ausnahmen alle krank.

Aus den Zeiten der Peſt und großer Hungersnöte berichten uns Geſchichtſchreiber des Altertums und des Mittelalters, daß Furcht und Verzweiflung alle ſittlichen und geſellſchaftlichen Bande gelöſt hätten. In Rußland iſt das, wie die Verfaſſer hervorheben, nicht der Fall. Es geht dort alles ſeinen ruhigen, ſtillen Gang, die Familien bleiben bei einander, ſoweit nicht einzelne ihrer Mitglieder ins Krankenhaus gebracht werden, trotz des Stumpfſinns, den das Übermaß der Leiden erzeugt, kommen Fälle rührender Aufopferung von Armen für noch Ärmere vor, und rührend iſt auch die Opferwilligkeit, ja der Opferenthuſiasmus, mit dem ſich junge Leute der beſſern Stände aus den Städten: Mädchen, Studenten, Gymnaſiaſten ins Hungergebiet begeben, um bei der Speiſeverteilung und Krankenpflege zu helfen. Ihre Leiden nehmen die Leute als Schickung Gottes und Sündenſtrafe mit Ergebung hin, und ihre unzureichenden Brot- und Suppenportionen verzehren ſie mit Dank gegen Väterchen Zar, der ſie ihnen ſchickt, und ohne den ſie, wie viele den beiden geſagt haben, umkommen müßten. Angeborne Gutmütigkeit, anerzogne Geduld und Gewohnheit zu leiden ſind der eine, die Religion der andre Quell dieſer Ergebung; den Anteil eines jeden an der Wirkung abgrenzen zu wollen, würde vergebliche Mühe ſein. Jedenfalls macht ſich der Unterſchied der Religion in den Tatarendörfern bemerkbar. Zwar die ſtumpfſinnige Ergebung iſt hier ſo groß wie bei den Ruſſen, nur daß die Tataren nicht ſo weit gehn, von Dank gegen den Zaren überzufließen, aber in zwei Beziehungen wirkt der Islam ſehr ungünſtig. Einmal durch die Speiſegeſetze und die vielen Faſttage, die bewirken, daß die Koſt der Tataren noch einförmiger iſt als die des ruſſiſchen Muſchik, und daß jene ſchon in guten Zeiten ſchlechter genährt ſind als dieſer. Dann dadurch, daß die Tatarenfrau vom Manne nicht als Gehilfin, ſondern als Beſitzſtück und Luxusgegenſtand angeſehen und behandelt wird; das hat zur Folge, daß der Mann nicht den letzten Biſſen mit der Frau teilt, ſondern allein aufißt, daß die Frauen und Kinder bedeutend mehr leiden als die Männer, und daß deshalb bei den Tataren die Hungersnot noch ungünſtiger auf das nächſte Geſchlecht einwirkt als bei den Ruſſen.

Lehmann erinnert an eine Unterredung des franzöſiſchen Arztes Tiſſiers mit Oskar II. von Schweden und ſeinem Leibarzt. Dieſer erzählte dem franzöſiſchen Kollegen, Schweden habe jedesmal ein ſchlechtes Rekrutierungsjahr, wenn im Geburtsjahr der Rekruten Notſtand geherrſcht habe. Der König beſtätigte das und fügte hinzu: La conscription dépend de la conception. Gute Ernährung iſt ſelbſtverſtändlich die erſte und wichtigſte Bedingung der Geſundheit und bei Hungerkrankheiten das einzige Heilmittel; der Skorbut weicht, ſobald der Kranke gut und ſatt zu eſſen bekommt, ohne alle Medikamente, und

Digitized by Google

bleibt jenes aus, so nützen alle Arzneien und Limonaden nichts. Was die andern beiden Bedingungen anlangt, so ist die Wohnung des Muschik und die Luft darin scheußlich, und gerade in Hungerjahren, wo er in seiner Bude liegen bleibt und nicht an die frische Luft kommt, macht sich dieser Übelstand ohne Gegengewicht geltend; dagegen wird die Unsauberkeit der Kleidung — Leibwäsche kostet Geld, und das hat der Muschik nicht — einigermaßen dadurch unschädlich gemacht, daß der Mann jede Woche wenigstens einmal ins Dampfbad kriecht; jedes Dorf hat ein solches.

Die Hungersnöte haben das Landschaftsbild gefärbt. Ein Wladimir Korolenko hat ein Buch über die Hungersnot von 1891/92 geschrieben, worin er den Brief eines Popen mitteilt. Dieser ruft aus: „Man glaubt die Stimme des Propheten Zephanja zu hören: »Ich will alles aus dem Lande wegnehmen, spricht der Herr. Ich will beide, Menschen und Vieh, beide, Vögel des Himmels und Fische im Meere wegnehmen, samt den Ärgernissen und den Gottlosen.« Verschwunden sind aus unsern Gebieten die Hirsche, der Marder flüchtete sich, das Eichhörnchen ging zu Grunde. Der Himmel schloß sich zusammen und wurde kupferfarbig, der Tau ist nimmer da, die Dürre kam und das Feuer. Die nährenden Gräser und die Blumen gingen zu Grunde, es giebt keine Himbeeren, keine Heidelbeeren, überhaupt keine Beeren, alle Torfplätze und Sümpfe sind ausgebrannt und verloren. Wer jetzt das Land messen will, mißt die Wüstenei einer Brandstätte. Wo bist du hin, Grün des Waldes, Frische der Luft, balsamisches Aroma des Fichtenholzes, das die Kranken heilte? Alles verloren!“ Alles weg! war die gewöhnliche Antwort, die die beiden Reisenden in den Hütten auf ihre Fragen bekamen. Sie selbst schildern den Eindruck, den die Dörfer machen, u. a. auf Seite 130 ff. mit den Worten: „Jedes Haus ein Siechenhaus. Erdfahle, geschwollne Gesichter, verrenkte Glieder, Schmutz und Wunden, und so von einem Hause zum andern durch zahllose Dörfer auf einem Gebiete, das beinahe die Größe des Königreichs Preußen erreicht. In der Nähe der Dörfer sehen wir magere Herden. Auf den weiten Weideplätzen, wo sonst zahlreiche Pferde grasten und sich muntere Füllen tummelten, die Kuhherden langsamen Schritts weideten und sich große Herden wolliger Schafe drängten, sehen wir jetzt hie und da etliche bis zum Gerippe abgemagerte Gäule und zwei oder drei Kühe, deren um spitze Knochen stramm gespanntes Fell eiternde Wunden zeigt. Keine Spur von Jungvieh, von Schafen. Nur einmal sahen wir — es war an den Ausläufern des Ural, wo sich, eine Oase in der Wüste, ein halbes Dutzend noch wohlhabende Dörfer zusammendrängte — am Abend die heimkehrende Kuhherde die Dorfstraße füllen, und dazwischen das bunte Gewirr der Bäuerinnen in farbigen Tüchern. Sonst überall morgens, mittags und abends dieselbe Grabesstille und Leere. Hie und da sahen wir einen Bauern auf dem Felde — zerlumpt, zerzaust, verschlafen und matt, der in letzter Stunde mit ungelenkem Urvätergerät die schwere Scholle zu heben sich abmühte. Verstummt sind die Lieder. Mädchen und Burschen drehen sich nicht mehr im fröhlichen Reigen. Man tanzt nicht

Digitized by Google

mit geschwollnen Beinen zwischen offnen Gräbern. Die Hunde, die sonst jedem Gefährt entgegensprangen, sind verschwunden. Wir haben keinen einzigen gesehen. Wir sahen auch keine Schweine. Sonst bevölkerten sie zusammen mit den Kindern und Hunden die Dorfstraße. Wir sahen jetzt auch sehr wenig kleine Kinder."

Eine Hungersnot ist ein Unglück für die betroffne Gegend, aber an sich noch keins für den ganzen Staat, wenn er ein Großstaat ist, und ihre Folgen pflegen rasch und vollständig überwunden zu werden. Anders liegt die Sache, wenn mehrere Hungersnöte aufeinander folgen und sich als akute Ausbrüche eines chronischen Leidens charakterisieren, wie das in Rußland der Fall ist. Seit den siebziger Jahren haben die russischen Zeitungen, soweit es ihnen der Preßmaulkorb erlaubte, die russischen Agrarschriftsteller und die Semstwos nicht aufgehört, der tauben Regierung in die Ohren zu schreien, daß die Ernteerträge der Schwarzerde stetig zurückgehn, und daß bald in diesem bald in jenem Gouvernement eine Hungersnot ausbricht. Die Ursachen des Übels sind nicht schwer zu erkennen, schon vor der großen Hungersnot von 1891 sind sie von andern ungefähr ebenso angegeben worden wie von Lehmann und Parvus, deren Darstellung jedoch durch Vollständigkeit und durch die Verbindung amtlicher Berichte mit zahlreichen Aussagen von Privatpersonen besonders befriedigt. Das russische Klima ist an sich, auch auf gutem Boden, dem Ackerbau darum nicht günstig, weil der Winter sehr lang, die Zeit für die landwirtschaftlichen Arbeiten und die Reife der Früchte sehr kurz ist; sie beträgt im Norden vier Monate, in der Mitte, wo das jetzige Hungergebiet liegt, nicht viel mehr; nur die südlichen Gouvernements erfreuen sich eines längern Sommers. Ungünstiges Wetter wirkt deshalb viel verderblicher als dort, wo eine längere Sommerzeit Erholung und Ausgleichung ermöglicht. Dann ist der russische Bauer ein ganz unwissender Mensch, betreibt seine Landwirtschaft ohne Vorbilder und Anleitung nach Urväterweise mit wenigen und elenden Werkzeugen, und wenn ihn jemand mit bessern Werkzeugen und mit Düngmitteln bekannt machte, hätte er, blutarm wie er ist, kein Geld, welche zu kaufen. Gedüngt wird so gut wie gar nicht. Trotzdem hat die fette Schwarzerde jahrhundertelang ihre Bewohner ernährt und auch noch einen Überschuß für die Ausfuhr erzeugt. Da kam die Bauernbefreiung von 1861 und 1866, machte den Bauer zum Staatsbürger, raubte ihm durch die Ablösungskosten und die Steuern seine letzten Hilfsmittel, und was die Hauptsache ist, schnitt ihm seinen Landanteil zu klein zu. Früher hatte trotz elenden Betriebs der Ertrag hingereicht, weil sowohl die Feldgras- oder Steppenwirtschaft wie die Dreifelderwirtschaft dem Boden Zeit zum Ausruhen ließ und ihm Pflanzendüngung, durch Abweiden auch Tierdünger zuführte. Jetzt ist der Bauer genötigt, den größten Teil, bis 90 Prozent, seiner Parzelle unter den Pflug zu nehmen und jahraus jahrein dieselbe Frucht darauf zu bauen. Brache und Weide verschwinden, der Boden wird ausgesogen, der Ertrag vermindert sich nicht allein der Menge, sondern auch der Beschaffenheit nach, das Getreide

Digitized by Google

entartet, das Unkraut nimmt überhand und entartet ebenfalls, indem immer weniger als Futter verwendbare Pflanzen darunter sind.

Die Erläuterungen einer amtlichen Statistik der achtziger Jahre sagen u. a.: „In frühern Zeiten war im Gouvernement (Ssamara) die Steppenwirtschaft (wilde Feldgraswirtschaft) verbreitet, aber in der letzten Zeit dringt die Dreifelderwirtschaft mit Düngung sogar in ein solches Steppengebiet, wie der Regierungsbezirk Busuluk eins ist. In der Gegenwart herrscht eine ungeheure Mannigfaltigkeit der angewandten Ackerbausysteme. Diese Mannigfaltigkeit ist nicht etwa durch Erwägung der Vorteilhaftigkeit dieses oder jenes Systems entstanden. Gewöhnlich geben die Bauern auf die Frage, warum ihre Felder so bunt aussehen, die Antwort: »Wir haben schon alles versucht, aber alles gedeiht schlecht. Da versuchen wirs eben einmal auf diese Art.« Die Unregelmäßigkeit, das Durcheinander der Ackerbausysteme wächst in der Richtung von Nord nach Süd.“ Die Verfasser bemerken, von Ackerbausystemen könne überhaupt nicht die Rede sein, es sei ein blindes, ungeregeltes, von keiner wissenschaftlichen Einsicht geleitetes Tasten und Suchen. Was der amtliche Bericht vom Düngen sagt, beschränkt sich auf die reichen Bauern — und solche giebt es vereinzelt und dorfweise noch —, die ausreichend Vieh haben. Da eine totale Mißernte als Brache wirkt, pflegt auf eine solche eine leidliche Ernte zu folgen, vorausgesetzt, daß nicht Not die Bestellung der Äcker unmöglich macht. Zu dieser aus wirtschaftlichen Ursachen entsprungnen Bodenverschlechterung tritt nun noch die Verschlechterung des Klimas durch Waldverwüstung. Diese mag seit Jahrhunderten betrieben worden sein, denn von einer Regierung, wie die russische ist, kann kaum erwartet werden, daß sie durch rationelle Forstwirtschaft für die Erhaltung des Waldes gesorgt haben sollte; aber in einem ungeheuern Lande kann eine bestimmte Art schlechter Wirtschaft sehr lange herrschen, ehe sich ihre Wirkungen bemerkbar machen, und gerade in den letzten Jahrzehnten ist man auf die Folgen der Entwaldung aufmerksam geworden. Die Niederschläge werden seltner; fällt einmal Regen, so ergießt er sich mit verwüstender Heftigkeit, die Sümpfe trocknen aus, die Quellen versiegen, die Stürme durchbrausen die schutzlose Ebene ungehindert, führen den in trocknen Staub verwandelten Boden fort, soweit er nicht steinhart geworden ist, und bringen dafür Steppensand.

Was in den amtlichen Berichten als Wald verzeichnet steht, ist vielfach nur Jungholz und elendes Gestrüpp; wo sich noch wirklicher Wald erhalten hat, da steht es auch um die Landwirtschaft besser. Eine Ursache der Waldverwüstung sind die vielen Feuersbrünste. Im eigentlichen Rußland brennen allein jährlich 160000 Gebäude ab, und davon fallen 90 Prozent auf die Dörfer. Der Vermögensverlust, der auf 150 Millionen Mark geschätzt wird, ist hoch genug für ein armes Volk, aber noch gering anzuschlagen neben dem Schaden, den der Wiederaufbau dem Walde zufügt. Andern als reinen Holzbau kennt man nicht; giebt es gar keinen Wald mehr in der Nähe, so behilft man sich mit Erdhütten. Wo die Eisenbahn hinkommt, vernichtet die die letzten

Digitized by Google

Reste des Waldes, da die Lokomotiven mit Holz geheizt werden (die der Staatsbahn jetzt allerdings mit Erdöl), und die Holzhändler natürlich die Bahn benutzen. Und nun stelle man sich vor, wie der solchergestalt unvermeidliche Rückgang des Ernteertrags und die daraus folgende Vernichtung des Nutz- und Zugviehs auf eine Bauernschaft wirken muß, die nichts zuzusetzen und keine Mittel zur Ergänzung des Verlornen hat: kein Geldkapital, keinen Hausrat, keine Luxusgegenstände, nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe und darum auch keinen Kredit!

Die Gutswirtschaften liefern schon ihrer Größe wegen auch bei schlechten Ernten immer noch einen verkäuflichen Überschuß und dann auch noch aus andern Gründen. Nicht etwa, daß sie rationell betrieben würden; auch bewirtschaftet der Besitzer oder Verwalter gewöhnlich nur einen kleinen Teil des Guts selbst; das meiste ist an Bauern verpachtet. Aber diese Äcker werden, wenn auch von Bauern nach ihrem veralteten und schlechten System, wenigstens sorgfältig, zu rechter Zeit und mit dem guten Zugvieh der Herrschaft bestellt und mit gutem Saatgut besät. Der fatale Umstand, daß die Gutsbesitzer gerade bei Mißernten den höchsten Geldertrag erzielen, indem dann der hohe Getreidepreis ihren Ernteausfall mehr als aufwiegt, macht es leider sehr unwahrscheinlich, daß sie sich für eine Reform des bäuerlichen Ackerbaus begeistern sollten. Und für eine solche fehlen, abgesehen von der Bettelarmut der meisten Bauern, auch alle andern Bedingungen. Unsre rationelle Landwirtschaft (die, nebenbei bemerkt, einem ganz allgemeinen und vollständigen Mißwachs vorbeugt, indem sie größere, wenn auch bei weitem nicht vollkommne Unabhängigkeit von der Witterung sichert, den Boden fruchtbarer macht und vielerlei Gewächse erzeugt, die verschiedne klimatische Bedingungen erfordern) beruht auf dem Anbau vieler verschiedner Körnerarten, Knollen- und Wurzelpflanzen, Futterkräutern und Handelsgewächsen und dem dadurch ermöglichten Fruchtwechsel, wozu dann noch die Verwendung von vortrefflichen Werkzeugen, von Maschinen und von künstlichen Düngmitteln kommt. Diese verschiednen Früchte können aber ebenso wie die mannigfachen Viehprodukte nur dort erzeugt werden, wo man Gelegenheit hat, sie zu verwerten, d. h. in der Nähe von wohlhabenden Städten oder ländlichen Industriebezirken, oder wenigstens an guten Straßen und an Eisenbahnen, die die Produkte wohlfeil nach solchen Orten befördern. An beidem fehlt es in Rußland. Städte giebt es wenig; sie sind arm an Einwohnern und an Geld. Industrie ist, abgesehen von einigen Strichen an der Westgrenze und vom Gouvernement Moskau, nicht vorhanden. Durch das ganze Hungergebiet führt eine einzige Eisenbahn, und Zufuhrstraßen giebt es nicht; die sogenannten Straßen verdienen nicht ihren Namen. So fehlen also nicht allein die Mittel zu einer rationellen Wirtschaft, sondern auch die Antriebe zum Ringen nach den Mitteln. Auch die Gutsbesitzer verarmen, seitdem sie nicht mehr Herren über Leibeigne sind, ziehn in die Städte, lassen ihre Schlösser verfallen, berauben dadurch das Land seiner letzten, wenn auch nicht sehr wertvollen Kulturelemente und suchen ihren

Digitized by Google

Grundbesitz loszuschlagen, während städtische Kapitalisten wenig Lust bezeugen, ihn zu erwerben, da unter den beschriebnen Umständen schon Landwirte von Fach Mühe genug haben würden, einen entsprechenden Ertrag herauszuschlagen. Und das Fehlen aller Industrie in den Ackerbaubezirken nimmt den Bauern die Möglichkeit, den Ausfall ihrer Ernten durch den Verdienst aus gewerblicher Arbeit zu decken, zu der sie in den langen Wintermonaten Zeit genug haben würden. Sie machen sich auf die Wanderschaft, um Arbeit zu suchen, aber wenn sie an einem Industrieort oder Hafen angekommen sind, zeigt es sich, daß sie, durch Hunger entkräftet, nichts taugen und erst aufgefüttert werden müßten, um brauchbar zu werden.

Den einzigen Nebenverdienst hatten ihnen bis vor kurzem noch die Lohnfuhren gewährt. Diese hören natürlich auf, wenn sie keine Pferde mehr haben, und auch die Gelegenheit vermindert sich mit dem Getreidehandel, der seit dem Beginn der Mißernten an den Hafenplätzen der Wolga und Kama immer mehr zusammenschrumpft. „Eine allgemeine Krisis unter den Wolgareedereien wäre schon längst ausgebrochen, wenn nicht die aufblühende Petroleumindustrie des Kaukasus von Astrachan aus einen gewissen Ersatz für die schwindenden Getreidefrachten geboten hätte.“ Und diese Industrie gewährt ja auch einigen tausend verarmten Bauern Arbeit, aber freilich, was für Arbeit, und um welchen Lohn! Und anstatt daß der Verkehr, was er unter normalen Verhältnissen thut, Land und Volk bereicherte, beschleunigt er, soweit er vorhanden ist, auf der russischen Schwarzerde die Verarmung. „Wovon lebt der große Handelsverkehr der gewaltigen Wolga? Vom Bauer! Es verkehren ungefähr zweitausend Dampfschiffe auf der Wolga. Sie alle haben dem Bauer nichts gebracht, aber sie dienten dazu, Jahr für Jahr in größern Massen das Hab und Gut des Bauern, schließlich selbst die Grundlagen seiner Existenz fortzuschaffen. Sein Getreide, seine Wälder, seine Viehherden, alles wurde in diese schwimmenden Ungetüme verladen und in weite Meere abgeführt. Diese Tausende von Schiffen waren vom Kapital hineingeschickt, die Schätze des Landes herauszuholen, haben zuletzt selbst die Nährkraft des Bodens und die Feuchtigkeit des Waldes geholt und lassen jetzt den ruinierten Bauern inmitten einer Wüstenei zurück, die von der Sonne verbrannt und vom Ostwinde mit Sand überschüttet wird.“ Wer dächte da nicht an unser Ostelbien, das ja glücklicherweise von einem solchen Zustande sehr weit entfernt ist, aber immerhin eine gewisse Ähnlichkeit mit Rußland zeigt; es sind ja dieselben Ursachen, die hier wie dort wirken, nur daß unser kleiner Ausläufer der großen sarmatischen Ebene der industriellen Kultur und dem Verkehr viel leichter zugänglich und durch eine gute Staatsverwaltung vor verderblichen Einflüssen besser geschützt ist.

Auf die Frage, ob nicht vielleicht ein bedeutender Teil der Schuld des Elends auf die Faulheit und Trunksucht des russischen Bauern fällt, giebt unser Buch die Antwort, daß freilich der Bauer des Hungergebiets nicht der beste Arbeiter sei, daß man aber nicht wissen könne, was er leisten würde,

Digitized by Google

wenn er bei Kräften wäre und Aussichten hätte, und daß von Trunksucht in dem bei uns gebräuchlichen Sinne beim russischen Volke keine Rede sei. Der russische Bauer geht nicht ins Wirtshaus — viele Dörfer haben gar keine Wirtshäuser —, um sich beim Glase zu unterhalten. Für gewöhnlich trinkt er gar nichts, weder Branntwein — Bier und Wein giebts nicht — noch Thee (nur die Tataren trinken Thee). Hat er an einem Feiertage Geld, so kauft er sich Schnaps und gießt ihn wie Wasser hinunter, bis er bewußtlos umfällt. Dagegen leiden die höhern Stände, die Geld haben und täglich Branntwein kaufen können, an Trunksucht, weil das Leben im Innern Rußlands schlechterdings gar keine Gelegenheit und Mittel zu edlerer Zerstreuung und Erholung gewährt; die Popen, die Ärzte, die Beamten saufen mehr oder weniger. Die meisten Ärzte, sagt Lehmann, sind vortrefflich, aber nachmittags sind manche von ihnen nicht mehr recht zuverlässlich. Daraus erklärt sich das Verhalten eines Stanowoj Pristaw (das Amt eines solchen soll ungefähr dem eines preußischen Landrats entsprechen), mit dem die Reisenden ein paar Tage verkehrten; wo immer man zusammensaß, rührte er kein Glas an, während alle andern tranken. Die Fremden sind ihm verdächtig erschienen, er will sie beobachten, und er weiß, daß es mit der Beobachtungsfähigkeit vorbei sein wird, wenn er auch nur einen Schluck gekostet hat.

(Schluß folgt)

Erlaß oder Stundung?

Von einem Universitätsprofessor

Die preußische Unterrichtsbehörde steht vor der Entscheidung einer Frage, die gleicherweise für die Dozenten wie für die Männer, die von der Universität aus in die verschiedensten Berufsthätigkeiten eintreten, von größter Wichtigkeit ist.

Es versteht sich von selbst, daß tüchtigen Studierenden, die oder deren Väter wenig bemittelt oder unbemittelt sind, eine Erleichterung während der Studienzeit geschafft wird. Stipendien und Befreiung irgend welcher Art von den Honoraren sind die Wege, auf denen dies geschieht. Leider ist keine Universität so gestellt, daß die vorhandnen Stipendien auch nur annähernd ausreichten. Die schwebende Frage ist die: Soll man den wirklich bedürftigen und fleißigen Studierenden die Honorare gänzlich erlassen, oder soll einer größern Zahl der Studenten, auch wenn sie weniger bedürftig sind, ein Aufschub der Honorarzahlung (Stundung) bewilligt werden?

Betrachten wir zuerst die Frage vom Standpunkt der Studierenden aus.

Digitized by Google

Dem jungen, noch nicht welterfahrnen Menschen erscheint es auf den ersten Blick hin unzweifelhaft viel angenehmer, die Zahlung des Kollegiengeldes auf eine spätere Zeit zu verschieben. Von dem Wechsel, den der Vater dem Sohne mitgeben kann, bleibt dann ein größerer Teil für andre Zwecke, besonders auch für Verbindungsleben und Vergnügungen, frei. Auch der Vater mag, kurzsichtig genug, diese Anschauung des Sohnes teilen. Welcher Student malte sich die Zukunft nicht golden aus? Es wird ein Leichtes sein, denkt er, später im Amt oder durch die Praxis oder durch eine reiche Heirat, Erbschaft usw. in die Lage zu kommen, diese Universitätsschuld abzustreifen.

Anders die Wirklichkeit. Bei der jetzt bestehenden Konkurrenz in allen Berufen, bei der Überzahl von Anwärtern haben nur wenig junge Leute das Glück, in diese erhoffte Lage zu kommen. Mühsam müssen sie sich durchringen; mit kleinen Stellen fangen sie an; die Heirat, statt Reichtümer zu bringen, vermehrt mit der Zahl der Kinder die Sorgen um die Erlangung der nötigen Mittel. So hängt den meisten die Universitätsschuld wie ein Klotz am Bein. Pflichtgemäß mahnt der Quästor an die versprochne Abzahlung, begnügt sich zwar mit Teilzahlungen, kommt aber Jahr für Jahr wieder, und sogar die Eintreibung auf dem gerichtlichen Wege ist nicht ausgeschlossen.

Kein Wunder, daß den mit der Ungunst des Lebens Kämpfenden Bitterkeit ergreift, Bitterkeit gegen das Institut, dem er sein Wissen verdankt, ja Bitterkeit gegen seine einstmaligen Lehrer, die sogar mit Geringschätzung gegen den ihm seinerzeit gebotnen Unterricht verbunden sein kann.

Auch der Dozent wird für den Studierenden schwerlich einen Vorteil, der für die Stundung spräche, herausfinden. Wohl würde dem einen oder dem andern, der zwar nicht mittellos ist, dem der Vater aber doch nur ein geringes Semestergeld mitgeben kann, das Studium erleichtert werden, und für den wirklich Fleißigen und Strebsamen könnte die Einrichtung immerhin zum Segen werden. Aber die Dozenten machen leider die betrübende Beobachtung, daß die Hoffnungen, die auf diese Erleichterung gesetzt werden, sehr oft trügen. Die Studierenden belegen sehr reichlich, lassen ruhig anschreiben und benutzen die Kollegia nicht mit dem Fleiße wie andre, die sie zahlen. Was in diesem Semester versäumt wird, kann ja im nächsten, wo auch gestundet wird, nachgeholt werden. Daß dadurch die Schuldenlast der Zukunft vermehrt wird, darüber macht sich das sorgenlose Gemüt keine Gedanken.

Aber für die Dozenten scheint mir die Beantwortung der Hauptfrage leichter zu liegen. Wohl sagt man, daß gerade auf Betrieb einer preußischen Universität die Einrichtung der Stundung bei dem Ministerium befürwortet wird, in der Annahme, daß sich dann die Zahl der Studierenden heben würde, die im Begriff war, herabzugehn. Ich halte diesen Standpunkt der Dozenten weder in Hinsicht auf die Zukunft des Studierenden noch in Hinsicht auf ihren eignen Vorteil für berechtigt. Wird die Stundung auf allen preußischen Universitäten eingeführt, so fällt damit eo ipso der Vorteil, den die eine Universität hatte, weg.

Digitized by Google

Im allgemeinen mag sich der Dozent einer größern Zuhörerzahl erfreuen, aber viel Freude an diesem Teil seiner Schüler wird er in Zukunft nicht haben. Sein Verhältnis zu ihnen wird immer mehr das eines Gläubigers zu seinen Schuldnern werden. Wenn er auch selbst gar nichts mit dem unangenehmen Geschäft des Eintreibens zu thun hat, das dem Quästor bleibt, so vermutet doch der Beamte, Geistliche, Lehrer, Arzt, daß sein früherer Lehrer selbst dahinter stecke. Das Verhältnis zwischen Universitätslehrer und früherm Schüler wird unwürdig.

Was bringt die Stundung dem Dozenten für pekuniäre Vorteile? Nominell zahlt ein größerer Teil seiner Zuhörer ihm ein Kollegiengeld. Auch mag er, wenn nicht unbedeutende Abgaben für das Eintreibungsverfahren an den Quästor zu zahlen sind (sie können bei vielen vergeblichen Versuchen bis zu 20 Prozent der Gesamtsumme betragen), vielleicht auf eine etwas höhere Einnahme kommen, als bei dem weiter unten zu besprechenden Erlaß. Wenn er aber wüßte, welche Sorgen vielfach und welche Gemütsstimmungen des Gebers mit der Zahlung dieser Stundungsgelder zusammenhängen, so würde er kaum mit Freudigkeit diese spätern Einnahmen entgegen nehmen.

Daß der vollständige Honorarerlaß dem Studenten willkommner und ihm in seinem spätern Berufe förderlicher ist, ist natürlich keine Frage. In Rücksicht auf die pekuniäre Stellung der Dozenten ist ein vollständiger Erlaß nur den Studenten gegenüber möglich, die wirklich unbemittelt sind und durch ihre Anlage wie ihren Fleiß die Garantie bieten, daß aus ihnen etwas Tüchtiges werden kann. Die Zahl dieser Bevorzugten kann natürlich nur klein sein. Der preußische Staat bietet nicht die Mittel, den Gehalt der Professoren so zu bemessen, daß sie nur mit ihm für ihre Familie sorgenlos der Zukunft entgegensehen können.

Ich muß hier eine kleine Abschweifung machen, um den Lesern das Bild zu zerstören, das im Publikum über die ausgezeichnete pekuniäre Stellung der Professoren entstanden ist. Wohl giebt es an großen Universitäten Dozenten, besonders Institutsvorsteher und Vertreter der praktischen medizinischen Disziplinen, die an Kollegiengeldern ganz bedeutende Summen verdienen. Auch die Einnahmen aus der Praxis gesuchter medizinischer Größen können eine beneidenswerte Höhe erreichen. Aber diese Bevorzugten sind doch nur ein kleiner Teil der Universitätsdozenten. Ich habe z. B. erst gegen mein vierzigstes Jahr eine Universitätsanstellung bekommen, die mir einen gesicherten Gehalt einbrachte, und nach einer beinahe zwanzigjährigen Thätigkeit als Ordinarius bei äußerst anstrengender, auch während der sogenannten Ferien andauernder Thätigkeit ist mein Gehalt dennoch nur auf 4000 bis 5000 Mark gestiegen bei einem nicht pensionsberechtigten Nebengehalte von etwas über 1000 Mark. Wir sind, wie sich daraus ergiebt, auf Kollegiengelder angewiesen, wenn wir mit der Familie unsrer Stellung entsprechend leben und bei frühzeitigem Tode ihre Zukunft sichern wollen.

Ich will mit dieser Darlegung beweisen, daß der vollständige Erlaß der

Digitized by Google

Honorare nur einer begrenzten Zahl von Studierenden gewährt werden kann. Wie diese Zahl auszuwählen ist, würde Sache einer kleinen, aus Dozenten zusammengesetzten Kommission sein.

Die zwei ersten Studiensemester würden den Honorarerlaß in der Regel noch nicht erlangen können, da sich die Dozenten während dieser Zeit erst Gewißheit verschaffen müssen, ob die Vorbedingungen, Begabung und Fleiß, wirklich vorhanden sind; Ausnahmen wären denkbar, wo es sich um hochbegabte junge Leute handelte, die mit sehr empfehlendem Abiturientenzeugnis ihr Studium beginnen. Auf diese Weise wäre es möglich, die Entstehung eines Gelehrtenproletariats zu verhüten, das bei dem jetzigen Zudrange zur Universität höchst nachteilig auf die Gesamtheit der gebildeten Kreise einzuwirken beginnt.

Soweit meine Kenntnis reicht, hat sich diese Form des Honorarerlasses, wo sie besteht, recht gut bewährt. Ich höre, daß auf bayrischen Universitäten die Einrichtung besteht, das Honorar teilweise zu erlassen, und es wäre wohl zu erwägen, ob eine solche Einrichtung auch auf preußischen Hochschulen zweckmäßig sei. Bei den höhern Gehalten, die im großen und ganzen an außerpreußischen Universitäten den Ordinarien und Extraordinarien gezahlt werden, kann ein solcher Teilerlaß schon einer größern Zahl Studierender gewährt werden, ohne allzu große Schädigung der Dozenteneinnahmen. Für die Lehrer preußischer Hochschulen würde dieser Modus, immer vorausgesetzt, daß er einer größern Zahl Studierender zu gute kommen sollte, immerhin eine große Einbuße bedeuten. Unzweifelhaft aber bleibt es, daß das Verhältnis zwischen Universitätslehrer und -schüler während der Studienjahre und darüber hinaus weit freier und befriedigender sein wird als bei der Stundung.

Bisher ist diese Frage fast nur in Universitätskreisen behandelt worden. Es könnte allen denen, die jetzt und in Zukunft mit ihr zu thun haben, und wohl auch den zuständigen Ministerien von Wert sein, wenn sich Männer, die die Bedeutung dieser Frage an sich selbst erfahren haben, an der Diskussion beteiligten. Bei der Fragstellung würde ganz besonders zu berücksichtigen sein, ob für Wenigbemittelte die Schwierigkeiten, sich ohne Stundung durch die Universitätsjahre durchzuschlagen, größer sind als die Unannehmlichkeiten, die sich durch Abzahlung der durch Stundung entstandnen Schuldenlast in den Anfangsjahren des spätern Berufslebens ergeben.

Aber auch die Universitätskollegen möchte ich auffordern, sich zu der Frage zu äußern.*)

*) Die Redaktion der Grenzboten ist bereit, solche Äußerungen ohne Nennung der Namen aufzunehmen und zusammenzustellen.

Digitized by Google

Defregger in Berlin

Von Adolf Rosenberg

Seit einigen Jahren hat die Königliche Akademie der Künste in Berlin die löbliche Gewohnheit angenommen, in den Herbst- und Wintermonaten Sonderausstellungen zu Ehren hervorragender Mitglieder zu veranstalten, in denen, soweit es möglich ist, ein Überblick über ihr gesamtes Lebenswerk geboten werden soll. Den Anlaß dazu hat bisher meist ein wichtiger Lebensabschnitt der also Geehrten geboten: der siebzigste oder achtzigste Geburtstag. Da dieses Ziel aber im Durchschnitt doch nur selten von Künstlern erreicht wird, deren Schaffenskraft nicht schon lange vorher erloschen oder doch geschmälert ist, hat man sich neuerdings entschlossen, solche Kunstfeste auch ohne Anschluß an bemerkenswerte biographische Daten zu geben. Mit Paul Meyerheim, dem in ganz Deutschland bekannten und geschätzten Tiermaler und Humoristen, der sich in Berlin aber auch durch seine Bildnisse und seine dekorativen Wandmalereien hohes Ansehen erworben hat, ist der Anfang gemacht worden, und jetzt ist Franz Defregger an die Reihe gekommen. Er ist am 30. April erst fünfundsechzig Jahre alt geworden, hat also noch nicht das Vorrecht der Ehren erworben, die in unserm festfeligen Deutschland auf den Scheitel eines jeden Siebzigers gehäuft werden, der irgendwie mit dem öffentlichen Leben zu thun hat.

Eine Ausstellung von Werken Defreggers bedarf freilich keiner Rechtfertigung durch einen äußern Anlaß. Der mit zäher Beharrlichkeit auf sein Ziel lossteuernde Tiroler, der vor einem Menschenalter nach München kam, hat sich inzwischen längst ein Bürgerrecht in allen deutschen Gauen erworben. Zunächst gewiß durch seine eigne Gestaltungskraft, durch die neue Welt von Menschen und Dingen, die er zuerst der deutschen Malerei erschlossen und für sie fruchtbar gemacht hat. Er hat aber auch das Glück gehabt, daß sein erstes Auftreten und seine ersten Erfolge in die Zeit fielen, wo die deutschen Stämme sich zum erstenmale nach Jahrhunderten wieder zu einander gefunden hatten, und alles, was deutsch dachte, sprach, sang und bildete, auch in ganz Deutschland verstanden wurde. Deutsch-Tirol gehörte ebenso dazu wie Deutsch-Österreich. Aber die Neigung der Leute im neuen Deutschen Reich war zu Tirol doch stärker als zu den Deutschen in Österreich. Vielleicht weil die Bayern für die Norddeutschen die Brücke bildeten, und weil Oberbayern und Deutsch-

Digitized by Google

tiroler im Grunde genommen doch eines Stammes sind. Vielleicht auch weil für die Mehrzahl der deutschen Italienfahrer der nächste Schienenweg nach dem Süden viele Jahre über München und über den Brenner führte und unterwegs Tirol nach und nach entdeckt wurde. Noch andre Gründe mögen dann hinzugetreten sein, Tirol in Norddeutschland in die Mode zu bringen, darunter auch die schnell zu gefährlicher Höhe angewachsene Bergbesteigungssucht, die sich vornehmlich Tirol zum Schauplatz ihrer Thätigkeit erkoren hat, und die daraus hervorgegangnen, dank der deutschen Vereinsmeierei üppig ins Kraut geschossenen Alpenklubs, die auf ihren jährlichen Kostümfesten so ziemlich alle Figuren der Gemälde Defreggers lebendig machen.

Wenn auch viele Umstände zusammengewirkt haben, Tirol zu allen Jahreszeiten zu einem Lieblingsaufenthalt der erholungsbedürftigen oder der nach Verbrauch ihrer überquellenden Kraft suchenden Deutschen zu machen, so darf Defregger jedenfalls das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er den Stein ins Rollen gebracht hat, der die Lawine erzeugt hat. Die Tiroler wissen es und sind ihrem Defregger-Franzl dankbar dafür, und den Deutschen, die es noch nicht wissen, wird es durch die Schaustellung von Nachbildungen Defreggerscher Bilder in den Buchläden Tirols kund gethan, wobei sie dann freilich zu ihrer Verwundrung sehen, daß die Malerei gar so wenig mit der landläufigen Wirklichkeit übereinstimmt. Wer Defreggersche Bilder in der Natur sehen will, muß heute schon hoch in die Berge steigen und die einsamsten Dörfer und Einzelanwesen aufsuchen.

Originalgemälde Defreggers findet man selten in Tirol. Von den wenigen öffentlichen Kunstsammlungen des Landes hat nur das Ferdinandsmuseum in Innsbruck außer einigen Kleinigkeiten ein Hauptwerk des Künstlers, eine humoristische Episode aus dem Tiroler Aufstand von 1809, die die Begegnung Speckbachers mit seinem jungen Sohne schildert, der trotz des strengen Verbots des Vaters heimlich mit seinem Stutzen den Spuren der Landesverteidiger gefolgt ist. Dieses 1869 gemalte Bild hat den Namen Defreggers zuerst in München bekannt gemacht. In weitere Kreise drang er aber erst durch die Wiener Weltausstellung von 1873, die trotz ihres finanziellen Mißerfolgs von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung gewesen ist, schon deshalb, weil sie vielen jungen Künstlern, die sonst schwerlich über den engen Umkreis ihrer Heimat hinausgekommen wären, wirklich die Welt oder doch den Kunstmarkt der Welt eröffnet hat. Defregger erregte schon damals das lebhafteste Interesse der Norddeutschen, deren Herzen noch in dem Hochgefühl des über alles Hoffen glänzenden Siegs über den Erbfeind nachzitterten, und die in dem Freiheitskampfe der Tiroler gegen die welschen Friedensbrecher eine geschichtliche Parallele zu ihren glücklichern Thaten sahen. Noch lebendiger und wärmer wurde dieses Interesse, als Defregger 1874 das „letzte Aufgebot," die in finsterm Trotz dem sichern Untergange entgegenziehenden Greise, und 1876 die Heimkehr der Sieger in ein tirolisches Dorf malte. Jeder Beschauer dieser Bilder empfand, daß ihr Schöpfer, als er daran malte, unter dem Eindruck der tiefen Erregung

Digitized by Google

stand, die die Ereignisse von 1870 und 1871 in den Angehörigen aller deutschen Stämme hervorgerufen hatten.

Defregger hat seitdem noch viele Bilder aus der Geschichte des Tiroler Freiheitskampfes gemalt, die in düstrer Tragik oder in hoffnungsvoller Freudigkeit die seltsamen Wechselfälle des „Trauerspiels in Tirol" schildern. Er hat dabei seine künstlerische Kraft so stark angespannt, daß er z. B. den Höhepunkt dieses Trauerspiels, den Todesgang Andreas Hofers, in lebensgroßen Figuren dargestellt hat. Keins von diesen Bildern erreicht aber die drei Erstlinge von 1869, 1874 und 1876 an Gefühlswärme, an innerer Anteilnahme und Anschaulichkeit. Man empfindet, daß er diese drei Bilder aus innerm Drange geschaffen hatte, und daß alle andern ihre Entstehung erst der reiflichen Überlegung verdanken, nachdem Defregger einmal beschlossen hatte, alle Hauptmomente des tirolischen Befreiungskampfes zu schildern.

Der Gedanke daran war ihm schon gekommen, als er noch seine Lehrzeit in Innsbruck und München durchmachte. Wer etwas von den Wirrsalen einer ringenden Künstlerseele kennen gelernt hat, der weiß auch, daß sie immer zwischen Gegensätzen hin- und herschwankt. Wenn sie endlich zur Ruhe gekommen ist, ist das Ergebnis die künstlerische Gestaltung der Gegensätze. Zu diesem Ergebnis ist auch Defregger, wahrscheinlich unbewußt, gekommen, und damit hat er zugleich sein Höchstes erreicht. Was er nachher geschaffen hat, ist mehr treuherzige Geschichtserzählung, in der künstlerischen Gestaltung und Ausführung immer sorgsam und wohldurchdacht, bisweilen sogar, wie in dem Todesgange Hofers und in dem ergreifenden Bilde der Dresdner Galerie „Vor dem Tiroler Aufstand (1809)," groß gedacht. Aber man merkt es diesen Bildern doch an, daß sich der Künstler einer moralischen Verpflichtung, die er einmal übernommen hatte, zwar mit großer Gewissenhaftigkeit, aber doch mit innerm Zwang entledigt hat.

Daß das Museum Ferdinandeum in Innsbruck sich den Besitz des Speckbacherbildes, des Hauptwerks aus der ersten Entwicklungsperiode des Künstlers, gesichert hat, war ein glücklicher Griff, der nur leider nicht wiederholt worden ist, vielleicht, weil man in Tirol nicht viel Geld für Kunstzwecke übrig hat. Dem patriotischen Interesse der Tiroler hat freilich die Museumsverwaltung insofern genügt, als sie von allen Bildern Defreggers, die zu dem den Befreiungskampf von 1809 schildernden Cyklus gehören, mit Bewilligung des Künstlers Kopien anfertigen ließ. Sonst haben die Tiroler an ihrem berühmten Landsmann viel mehr Geld verdient, als sie ihn haben verdienen lassen. Ganz abgesehen von den indirekten Vorteilen, die sie durch seine volkstümliche Kunst gehabt haben, und die sich durch Zahlen nicht belegen lassen, haben sie viele Jahre lang einen schwungvollen Handel mit farbigen Nachbildungen Defreggerscher Gemälde auf Papier, Leinwand, Holz, Porzellan und anderm Material ohne Genehmigung des Künstlers getrieben, bis der Unfug so arg wurde, daß die Hilfe der Gerichte angerufen werden mußte — wir wissen nicht, ob es auf Veranlassung des Künstlers oder der Verleger der

Digitized by Google

Photographien nach seinen Werken geschehn ist. Seitdem sind die bunten Bilder aus der Tiroler Fremdenindustrie verschwunden, ohne daß der Volkstümlichkeit des Künstlers dadurch Abbruch gethan worden wäre.

Die Mehrzahl der Bilder Defreggers ist in Norddeutschland. Das ergiebt sich schon aus einer Durchsicht des Katalogs der Berliner Ausstellung. Freilich ist es nicht möglich gewesen, sämtliche Bilder Defreggers herbeizuschaffen, nicht einmal in den photographischen Nachbildungen, die zur Ergänzung des Gesamtbildes seiner künstlerischen Persönlichkeit herangezogen worden sind. Ein nicht geringer Teil seiner Bilder ist nach Amerika gegangen oder hat sich im Kunsthandel zerstreut, ohne daß noch Spuren davon aufzufinden sind. Aber die Photographien hätten vollständiger sein müssen. Es ist z. B. nicht verständlich, warum die beiden religiösen Bilder des Künstlers, das für die Kirche in Dölsach, seiner Heimatgemeinde, gemalte Altarbild und die 1886 gemalte, auf Wolken zum Himmel schwebende Madonna, von den Veranstaltern der Ausstellung nicht berücksichtigt worden sind.

Eine Entschädigung dafür bieten die zahlreichen, in Öl gemalten Naturstudien, die hier zum erstenmale dem Publikum gezeigt werden. In Nachbildungen waren sie zum größten Teile schon früher bekannt geworden. Aber ihr Hauptreiz liegt nicht im Stofflichen, sondern im Malwerk, und gerade dadurch widerlegen sie schlagend die Meinung derer, die behaupten, daß Defregger eigentlich nur ein unterhaltender Anekdotenerzähler und ein geschickter Kostümzeichner, aber kein Maler im modernen Sinne des Wortes sei. Es sind dieselben Leute, die auch Raffael als Maler nicht mehr gelten lassen wollen, weil er nicht schon à la Rembrandt gemalt hat. Auch Defregger besteht vor der Kritik der Modernen nicht, wenn man das Maß des Rembrandtstils anlegt, obwohl er sich sehr eifrig der Helldunkelmalerei beflissen hat. Er hat sie nur in seiner schlichten Weise aufgefaßt, in der Absicht, daß der Beschauer auch im Helldunkel etwas sehen soll. Wenn man ihn durchaus an den Höchsten messen, also auch mit Rembrandt vergleichen will, wird er als der Kleinere, aber auch als der Bedächtigere erscheinen. Trotz der intensiven Rembrandtforschung der beiden letzten Jahrzehnte wissen wir über die letzten koloristischen Absichten Rembrandts eigentlich nur sehr wenig. Denn die Hauptwerke aus der zweiten Hälfte seines Schaffens haben durch die mangelhafte Beschaffenheit seiner Malmittel, vielleicht auch durch seine Experimentiersucht im Laufe von zweiundeinhalb Jahrhunderten so starke Veränderungen erlitten, daß man sich hüten sollte, daraus künstlerische Absichten herzuleiten. Was sich dem forschenden Auge als bedeutsame Neuerung darstellt, ist vielleicht nur das Erzeugnis eines chemischen Prozesses, der ebensowohl durch die Zusammensetzung und die Behandlung der Farben wie durch die Einwirkung des Lichts, der Trockenheit oder der Feuchtigkeit hervorgerufen sein kann. Das Entscheidende bei Rembrandt wie bei allen Künstlern ist doch nicht der Grad seines Handwerks, sondern der seiner geistigen Begabung. Das Handwerk haben erst die Vertreter der modernen Kunstlehre, die mit den modernen Künstlern den

Digitized by Google

gleichen Strang ziehn, in den Vordergrund gestellt und solange vorwärts geschoben, bis es zur Hauptsache geworden ist — für sie und ihresgleichen wenigstens. Andre werden diese einseitige Betonung des Handwerks zum Nachteil des geistigen oder sachlichen Inhalts eines Kunstwerks ebenso entschieden als „banausisch“ oder „trivial“ ablehnen, wie es jene mit allen Werken der Malerei oder Plastik thun, die uns etwas erzählen oder auch nur etwas Gegenständliches bieten wollen. Wenn sich die Modernen dabei vorzugsweise auf Rembrandt berufen, dessen koloristische Wandlungsfähigkeit und dabei immer gleich bleibende Virtuosität sie am meisten bewundern, so widerlegt gerade Rembrandt ihre Ästhetik am schlagendsten. Denn das Entscheidende und Überwältigende in Rembrandts künstlerischer Persönlichkeit ist nicht, daß er seine Malweise so und so oft geändert und jedesmal etwas Bedeutendes oder Interessantes dabei zu Tage gefördert hat, sondern es liegt in der Originalität seiner Auffassung, in der Durchdringung aller Stoffe mit seinem Geiste, also in einem rein geistigen Prozeß, den zwar die Virtuosität im malerischen Handwerk kräftig unterstützt hat, der aber auch vor sich gegangen wäre, wenn Rembrandt nicht viel besser und eigentümlicher gemalt hätte als seine Vorgänger und Lehrer. Wir brauchen dabei nur an unsern Cornelius zu denken, der ganz elend gemalt hat und doch ein großer Künstler gewesen ist.

Wir wollen damit keineswegs sagen, daß wir das malerische Handwerk neben dem geistigen Prozeß, dem wir das Werden und Wachsen eines Kunstwerks verdanken, als etwas Nebensächliches betrachten. Das hieße einen reaktionären Standpunkt verteidigen, der heute wohl allgemein als unhaltbar angesehen wird. Das höchste Ideal künstlerischen Schaffens wird immer da erreicht sein, wo, wie bei Rembrandt, das eine und das andre, das Geistige und das Technische gleichmäßig ausgebildet sind und in vollkommner Harmonie ineinander greifen. Nach diesem Ideal hat auch Defregger gestrebt, und wenn es ihm nicht immer gelungen ist, es zu erreichen, darf er sich mit Rembrandt trösten. Auch Rembrandt hat, wenn er als Maler das Höchste seiner Kunst entfaltet hat, dieses oft an einen Gegenstand verwandt, der gar keinen geistigen Inhalt hat, bisweilen nicht einmal interessant in dem vieles umfassenden Begriff des Modellstudiums ist, und wenn er einmal etwas inhaltlich Bedeutendes zu stande bringen wollte, ist er bisweilen pedantisch oder sogar langweilig geworden, aus vielen Gründen, unter denen wohl sein ungestümes Temperament am schwersten wiegt. Einem Zwange, auch einem, den er sich selbst auferlegt hatte, vermochte er nicht lange zu gehorchen.

Auch in Defreggers Schaffen giebt es Ebben und Tiefen. Sein künstlerischer Entwicklungsgang gleicht keineswegs einer stetig aufsteigenden Linie, die zuletzt zu einer Hochfläche führte, auf der er sich ein paar Jahrzehnte lang im Schatten seines Ruhms gemächlich niederlassen konnte. Sein künstlerisches Werden ist ihm sehr sauer geworden. Wir schätzen ihn wohl richtig ein, wenn wir sagen, daß er seine Erfolge mehr seiner zähen Willenskraft als seinem künstlerischen Temperament verdankt. Etwas Geniales im höchsten Sinne des

Digitized by Google

Worts hat er wohl nicht. Seine Willenskraft hat ihn zunächst zu großer Aneignungsfähigkeit gebracht, und dazu ward ihm in der Werkstatt Pilotys reiche Gelegenheit. Dort hat er erst malen lernen, obwohl er zuvor in Paris gewesen war, und wenn jemand behaupten sollte, daß die Bilder, die Defregger unter der frischen Einwirkung Pilotys gemalt hat, als rein koloristische Leistungen betrachtet von seinen spätern Werken nicht übertroffen werden, jedenfalls die frischesten und anziehendsten sind, so wird sich schwerlich dagegen etwas einwenden lassen. Auf der Berliner Ausstellung sind das Speckbacherbild und der 1872 gemalte Ball auf der Alm mit dem alten Sennhirten, der mit einer jungen Almerin den Tanz eröffnet, sprechende Belege dafür. Dann kam für Defregger eine Zeit schweren Siechtums, in der ihm wohl wieder verloren ging, was er bei Piloty gelernt hatte. Als er wieder zu malen anfing, war er ein andrer geworden, als Maler viel weniger farbig, als es bei Piloty üblich gewesen war, in der Technik auch wohl trockner und schwerfälliger, aber er war doch etwas Besondres geworden, eine künstlerische Persönlichkeit, die mit ihren Kräften und Schwächen etwas bedeutete.

Das rein Malerische im engern Sinne des Worts, wenn auch nicht im Sinne der Modernen, hat er trotzdem immer gepflegt, bis in die neuste Zeit hinein. Davon zeugen die schon erwähnten Naturstudien, die, soweit das auf unsrer Ausstellung gebotne Material in Betracht kommt, den Zeitraum von 1868 bis 1890 umfassen. Es sind Ansichten von engen Gassen und abgelegnen Winkeln in den kleinen Städten und Dörfern Tirols, gelegentlich auch der Schweiz, von vereinzelten Gehöften und Bauernhäusern, von Senn- und Holzfällerhütten, besonders aber von Innenräumen, von den Wohn-, Arbeits- und Vorratsgelassen in tirolischen Bauernhäusern, in denen sich oft eine erstaunliche Fülle von malerischen Motiven auf einen engen Raum zusammendrängt, wenn man all das darin aufgehäufte Gerät und Gerümpel nur bei richtiger Beleuchtung betrachtet. Und gerade in der Erfassung solcher fruchtbaren Augenblicke hat Defregger einen hervorragend malerischen Sinn bewährt. Unter seinen Innenraumstudien sind einige, die man getrost neben die Bilder der besten Niederländer — wir denken dabei besonders an Adriaen van Ostade und die ihm verwandten Bauernmaler — stellen kann. Auch sonst bietet Defregger manche Vergleichspunkte mit Adriaen van Ostade, der doch gewiß zu den besten Malern im eigentlichen Sinne des Worts gehört. Der Holländer hat einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht, der gewöhnlich in drei Perioden geschieden wird. In der ersten trat ganz wie bei Defregger das rein Malerische in den Vordergrund. Dann hatte er mehr seine Freude an dem bunten Spiel der Lokalfarben, aber immer noch mit starker Betonung des Helldunkels wie der scharfen Gegensätze zwischen Licht und Schatten, und zuletzt ist sein Kolorit kalt und hart, bisweilen auch flau geworden. Man erklärt solche Wandlungen gewöhnlich aus dem Einfluß des Alters. Das klingt sehr wahrscheinlich; man hat aber keineswegs die Gewißheit, ob man damit das Richtige getroffen hat. Einer solchen Wandlung kann auch ebenso gut

Digitized by Google

eine künstlerische Absicht zu Grunde liegen, oder auch die Rücksicht auf einen Wandel im Geschmack der Zeitgenossen, dem sich nur Maler von so starkem, eigenwilligem Temperament, wie es Rembrandt hatte, entziehn können.

Auch den Wandlungen, die wir in der malerischen Auffassung Defreggers beobachten können, liegen sicherlich bestimmte künstlerische Absichten zu Grunde. Je mehr er das Hauptgewicht auf die Charakteristik legte, desto mehr trat das Malerische zurück, oder es machte sich doch nicht so aufdringlich bemerkbar, daß darüber die Hauptsache zu kurz kam. Daß das Malwerk bisweilen auch unzulänglich und schwach war, soll bei einigen Bildern Defreggers aus seiner letzten Zeit nicht geleugnet werden. Das ist aber keineswegs ein Grundzug seines gesamten Schaffens der letzten Jahre, der etwa auf eine Abnahme seiner Kraft infolge zunehmenden Alters deutete. Gerade unter seinen letzten Bildern sind einige, wie z. B. der Kriegsrat im Jahre 1809 (1897 gemalt) und eine Eifersuchtsszene zwischen einem Liebespaare im Dorfwirtshaus (von 1899), die in der malerischen Behandlung nicht hinter dem Besten, das er jemals gemalt hat, zurückstehn.

Während sich das Interesse von Defreggers Landsleuten vornehmlich auf seine geschichtlichen Bilder konzentriert, werden in Deutschland seine Sittenbilder, seine ernsten und humoristischen Darstellungen aus dem tirolischen Volksleben unsrer Zeit höher geschätzt. Wir haben schon bemerkt, daß die Mehrzahl der Bilder Defreggers, soweit sich das noch statistisch feststellen läßt, in Norddeutschland ist. Der nächstliegende Grund des im allgemeinen gleichgiltigen Verhaltens der Tiroler gegen die Schilderungen ihres Thuns und Treibens durch einen Landsmann ist wohl, wie wir ebenfalls schon hervorgehoben haben, darin zu suchen, daß der Tiroler für Kunstwerke zum eignen Besitz wenig Geld auszugeben gewohnt ist. Daneben spielen aber auch noch tiefere Gründe mit, die im Volkscharakter wurzeln. Die Tiroler sind ein wenig empfindsames Geschlecht. Wenigstens wissen sie ihre Empfindungen sehr geschickt zu verbergen, und wenn wir ihnen auch Familiensinn keineswegs absprechen wollen, so ist er doch nach der Gefühlsseite nicht so ausgebildet wie in Deutschland. Auch hier sind gewisse Gradunterschiede festzustellen, wobei die rauhe Außenseite, die Gefühlswallungen nicht gern durchkommen läßt, im äußersten Süden und im höchsten Norden stärker hervortritt als in Mitteldeutschland und überall da, wo Schwaben sitzen. Vielleicht ist aber der Boden für Defregger nicht so sehr durch die verschiedne Empfänglichkeit der Stammescharaktere als durch die nord- und mitteldeutschen Maler vorbereitet worden. Was die Düsseldorfer, Dresdner und Berliner Maler, unter den letzten besonders Ludwig Richter und Friedrich Eduard Meyerheim, seit dem Anfang der dreißiger Jahre durch ihre gemütvollen Darstellungen aus dem deutschen Volks- und Familienleben für die Veredlung und Vertiefung des Familiensinns gethan haben und mit ihnen die Kunstvereine, die sich um die Verbreitung ihrer Bilder redlich bemüht haben, wird ihnen die Kulturgeschichte der Zukunft vielleicht höher anrechnen, als ihr rein künstlerisches Verdienst.

Digitized by Google

Aus dieser emsigen Vorarbeit von vier Jahrzehnten erklärt es sich wohl am leichtesten, daß Defregger, als er mit seinen Schilderungen aus dem häuslichen Leben der Tiroler in den Kreis der deutschen Genremaler trat, trotz des zunächst noch fremd anmutenden Kostüms und Gehabens seiner Figuren gerade in Mittel- und Norddeutschland zuerst verstanden wurde. Später ist dann die Beliebtheit Defreggerscher Bilder mehr Mode- als Herzenssache geworden. Jeder Berliner Börsenjobber, der jährlich nach Tirol ging, wollte auch einen echten Defregger haben, und es ist nicht zu leugnen, daß der Künstler sich eine Zeit lang von der Mode, die er gemacht hatte, lässig tragen ließ. Wenn kein figurenreiches Genrebild von ihm zu haben war, begnügten sich die Liebhaber auch mit Studienköpfen, und bei ihrer Produktion hat Defregger dem Drängen der Kunsthändler vielleicht mehr nachgegeben, als seinem künstlerischen Rufe zuträglich war.

Wenn wir dies beiläufig berühren, geschieht es nicht in der Absicht, unserm Bilde des Künstlers auch einige Schatteustriche beizufügen, sondern nur zur Abwehr gegen die gewerbsmäßigen Verkleinerer, die an einem Künstler nur die angriffsfähigen Stellen sehen. Wenn wir Defreggers künstlerische Schwächen oder Nachgiebigkeiten nicht verschweigen, wird das Gesamtbild seiner Kunst dadurch nur reiner, aber nicht schwächer vor die Augen unsrer Leser treten.

Neue Weltgeschichten

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Fachmännern herausgegeben von Hans F. Helmolt. Dritter Band, erste Hälfte: Westasien, Afrika. Vierter Band: Die Randländer des Mittelmeers. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899, 1900. 388 S. und X und 574 S.

„Anmaßlich find ich, daß zur schlechten Frist man etwas sein will, wo man nichts mehr ist," so sagt der Baccalaureus im zweiten Teile von Goethes Faust zu Mephistopheles, den er für den gealterten Faust hält und im Vollgefühl seiner Jugendkraft für einen abgelebten Greis erklärt. Diese Verse sind mir leider immer wieder eingefallen, wenn ich sah, wie diese neue Weltgeschichte die „alte" Methode als veraltet und überwunden von oben her abfertigte und ihre eigne Methode selbst nicht etwa als eine mögliche und als einen kühnen Versuch, sondern als die einzig mögliche und allein berechtigte Methode hinstellte. Meinen prinzipiell ablehnenden Standpunkt habe ich in einem Aufsatze Nr. 32 der Grenzboten von 1899, als dessen vermuteten Verfasser ich mich hiermit feierlich bekenne, begründet. Ich betonte, daß es ein logischer

Digitized by Google

Widerspruch sei, das zeitliche Nacheinander der geschichtlichen Vorgänge in ein räumliches, ein geographisch-ethnographisches Schema zwängen zu wollen, und daß die Geschichtschreibung gewisser Werturteile nicht entraten, also auch auf die Einschätzung des historischen Werts von Völkern und Kulturen nicht verzichten könne, aber auch zugestand, daß die neue Methode manche bisher unbeachtete Seiten der Geschichtsentwicklung zur Geltung bringe, also vielfach anregend wirke, und die einzelnen Völker- und Ländergeschichten tüchtige Arbeiten nicht nur sein könnten, sondern auch wirklich seien. In diesem Urteil haben mich weder Antikritiken, noch Vorreden, noch der lebhafte Beifall, den, wie uns versichert wird, die neue Weltgeschichte im In- und Auslande gefunden hat, irre gemacht. Ich denke, die „alte" Methode, nach der seit zweiundeinhalb Jahrtausenden die Geschichte der Welt, natürlich immer nur der jedesmal bekannten und interessanten Welt, geschrieben worden ist, wird fröhlich weiter bestehn und weiter vervollkommnet werden, wenn wir es auch trotz aller Bemühungen, den chronologischen Faden festzuhalten, bei der nun einmal unausrottbaren Unvollkommenheit des Menschen nicht zu gleicher Zeit auf verschiednen Schauplätzen auch nur geistig verweilen zu können, niemals fertig bringen werden, zugleich zu schildern und zu lesen, was bei den Azteken, Chinesen und Franzosen gleichzeitig vorgegangen ist. Auf dieser natürlichen Unzulänglichkeit zumeist beruhn die Mängel, die der alten Methode von der neuen vorgeworfen werden; der Fehler der neuen liegt im Prinzip.

Die neu erschienenen Teile von Helmolts Weltgeschichte haben mich veralteten Menschen in diesem Urteil nicht erschüttert, sondern wesentlich bestärkt. Im vierten Bande, wo der geographische und historische Zusammenhang so stark war, zeigt sich die Methode, den innern geistigen Zusammenhang zu Gunsten des äußern, geographischen zu zerreißen, in einer für mein Gefühl geradezu unerträglichen Weise. Es ist mir, als ob ich eine vom geographischen Standpunkt aus geschriebne Goethebiographie läse, etwa nach dem Schema: 1. Frankfurt; 2. südliche Richtung: Straßburg, Schweizerreisen, Italien; 3. westliche Richtung: Campagne in Frankreich; 4. nördliche Richtung: Wetzlar, Rheinreisen, Reise nach Berlin; 5. östliche Richtung: Weimar, Leipzig, Dresden, Karlsbad, Feldlager in Schlesien. Man würde sicher auch nach dieser „Methode" vielerlei Interessantes zu sehen bekommen, aber den Menschen und Dichter als Ganzes gewiß nicht. Die Geschichte der Mittelmeerländer zerfällt im Altertum — um dieses handelt es sich nämlich wesentlich in dem vorliegenden vierten Bande — in zwei große Perioden: das politische und vielfach auch „kulturelle" Sonderdasein der einzelnen Völker, und ihre allmähliche Zusammenfassung im römischen Reiche, das die griechische Kultur in mannigfacher Schattierung beherrscht. Diese Anordnung beruht nicht auf „Teleologie" — beileibe nicht, denn es wäre höchst unzeitgemäß, wenn man in der Weltgeschichte irgendwie höhere „Zwecke" suchen wollte —, sondern sie entspricht einfach dem natürlichen Gange der Dinge, gegen den man geradezu die Augen verschließen muß, daß man ihn nicht sieht und darstellt. Statt dessen lesen wir hier z. B. vom Islam

Digitized by Google

eher als vom Altertum überhaupt, von Alexanders des Großen Weltreich, und von der Begründung der römischen Macht in Asien eher als von Makedonien und Rom, von Makedonien eher als von Griechenland. Die ersten Jahrhunderte des Christentums werden geschildert nach dem Islam, ehe wir nach Griechenland und Italien kommen. Denn Christentum und Islam sind westasiatische Erzeugnisse, und die geographisch-ethnographische Einteilung zwingt den Welthistoriker, seinen Gang von Ost nach West zu nehmen. Helmolt wirft in einer Besprechung seiner Weltgeschichte in der Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung vom 26. Oktober 1899 einer Weltgeschichte „alter" Art, nämlich der Spamerschen, „willkürlich zerhackte Entwicklungsreihen" und „grausame Cäsuren" vor, weil sie in einem und demselben Abschnitte z. B. die Araber und den Islam, Byzanz, das karolingische Frankenreich, den germanischen Norden und Rußland vereinige. Gewiß, aufs Jahr stimmen die zeitlichen Abgrenzungen bei verschiednen Völkern natürlich nicht, und etwas Künstliches haben sie immer, aber unzweifelhaft hängen die gleichzeitigen Generationen verschiedner Völker vielfach enger miteinander zusammen als die aufeinander folgenden Generationen desselben Volks, und mir scheint es viel „grausamer," die gleichzeitigen Lebensäußerungen eines und desselben Volks in der Darstellung nur deshalb völlig auseinanderzureißen, weil sie in mehreren Ländern zu Tage treten, also z. B. von der griechischen Geschichte die Darstellung der Kolonisation zu trennen, nur weil diese sich nach dem Schwarzen Meer, Ägypten, Sizilien, Süditalien u. s. f. erstreckt hat. Die historischen Subjekte oder, wenn man will, Persönlichkeiten sind doch die Völker, nicht die Länder, und auch deren Abgrenzung bei Helmolt ist doch auch vielfach willkürlich. Oder gehören nicht etwa die Küsten des Ägeischen Meers, sie mögen nun in Europa oder in Asien liegen, ihrer Entwicklung nach aufs engste zusammen? Und was hat in dieser Beziehung jahrhundertelang der Norden der Balkanhalbinsel mit den Ländern südlich von diesem Scheidegebirge zu thun gehabt? So viel wie die Germanen mit den Italikern. Ich vermisse aber in der gewählten geographisch-ethnographischen Gruppierung sogar die volle Konsequenz dieser Einteilung. Denn nur die Geschichte Nordafrikas und der Pyrenäischen Halbinsel wird bis zur Gegenwart herabgeführt, die der übrigen Randländer nur bis zum Ausgange des Altertums. Warum?

Helmolt hat das unruhige Durcheinander der einzelnen Abschnitte doch wohl selbst empfunden, denn er schickt dem vierten Bande einen einleitenden Abschnitt (von Graf Wilczek) über den „innern geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeervölker" voraus, den er nach dem Tode des Verfassers selbst „überarbeitet" hat. Leider zeigt dieses Kapitel neben manchen geistvollen Gedanken doch auch eine Menge schiefer, halb wahrer oder ganz falscher Urteile. Die innern Kriege der Griechen sollen „ohne Haß und Leidenschaft" gefochten worden sein, Argos wird unter die seemächtigen Städte gerechnet, Karthago soll die Verbindung mit dem Mutterlande bald abgebrochen, die Römer sollen „zuerst von allen Völkern" die Gefahr einer starken besitzlosen Bevölkerungs-

Digitized by Google

schicht erkannt haben, Theodorichs des Großen „Hauptziel“ in Italien soll es gewesen sein, „die nationalen Verschiedenheiten zwischen Römern und Goten zu verwischen“ und dergleichen. Aber in allgemeinen Übersichten dieser Art, die zu den schwierigsten Aufgaben eines Historikers gehören, wird es an solchen Entgleisungen selten fehlen. Bedenklicher ist es, daß einige Hauptabschnitte recht wenig befriedigen. Auf die griechische Geschichte bis auf Alexander den Großen hat der Verfasser, Rudolf von Skala, ganze 42 Seiten verwandt, während den amerikanischen Naturvölkern im ersten Bande ihrer 170 zugeteilt sind! Dieses Beispiel beleuchtet besonders grell den Mangel an richtigen Proportionen zwischen den einzelnen Teilen dieser Weltgeschichte. Daß Europa in der Geschichte eine alles andre überragende Stellung einnimmt, jetzt mehr als je, wo von den acht großen Mächten sechs in Europa liegen und von diesen wieder fünf in fremde Erdteile übergreifen, wo ferner die europäische Kultur die Welt beherrscht und sogar Ostasien zu bemeistern beginnt, daß im Altertum Griechen und Italiker die bedeutendsten Kulturleistungen vollbracht haben, daß im Mittelalter das deutsch-römische Reich im Mittelpunkt steht, das sind doch alles Thatsachen und nicht teleologische oder gar patriotische Konstruktionen. Kommen diese Thatsachen in der Weltgeschichtschreibung nicht auch in der Disposition und in der Abmessung des ihnen gewidmeten Raums zur Geltung, so heißt das die geschichtliche Wahrheit verzerren, also fälschen. Dadurch, daß die Amerikaner, die auf die allgemeine Kulturentwicklung nicht den allergeringsten Einfluß geübt haben, bisher viel weniger geschildert worden sind als die alten Hellenen, werden sie doch nicht wichtiger als die Griechen, deren Kultur von so unendlicher Bedeutung für Mit- und Nachwelt geworden ist, von einer weit größern, als die der Ägypter, Assyrer, Babylonier und Phöniker zusammengenommen. Was Skala giebt, beruht auf einer geistvollen und vor allem richtigen Periodisierung, ist auch eine Darstellung der großen Züge, aber eine griechische Geschichte ist es ganz und gar nicht, nicht einmal eine wirklich anschauliche, lebendige Kulturgeschichte, von der im höchsten Grade dürftig behandelten „politischen“ Geschichte ganz zu geschweigen. Ein wahres Muster ist hier der peloponnesische Krieg auf nicht ganz einer Seite; hier wird z. B. der Entscheidungskampf vor Syrakus gar nicht erwähnt! Das nenne ich die griechische Geschichte nicht behandeln, sondern mißhandeln. Und für welche Leser ist diese flüchtige Skizze denn eigentlich bestimmt? Wer von griechischer Geschichte etwas versteht, für den ist sie überflüssig, und für einen, der sie nicht schon ganz ordentlich kennt, ist sie schlechterdings ungenügend. Der Abschnitt „Italien und die römische Weltherrschaft“ ist besser, aber auch er leidet schwer unter dem Zwange eines widernatürlichen Schemas. Denn da „die Urvölker der Apenninenhalbinsel“ schon vorher von einem andern behandelt worden sind, so hat Julius Jung sein einleitendes Kapitel auf sie nicht mit berechnen können; er spricht also hier zwar von den griechischen Ansiedlungen, aber nicht von der so sehr wichtigen etruskischen Kultur, und da ihm verboten war, von dem Auftreten der Römer außerhalb Italiens zu reden,

Digitized by Google

weil dieser Gegenstand teils vorher teils nachher behandelt wird, so kommt auch er über eine Skizze der Kämpfe um die Unterwerfung des Ostens und Westens nicht hinaus und nicht einmal dazu, von der großartigen Kulturarbeit der Römer in Westeuropa, seinem eignen wissenschaftlichen Spezialgebiet, ein zusammenhängendes Bild zu entwerfen. Was darüber später in dem Abschnitt über Spanien Seite 478 f. auf anderthalb Seiten geboten wird, ist wertlos. Aber auch das, was Jung nun bieten kann, befriedigt teilweise wenig. Die Entwicklung der römischen Verfassung im Ständekampfe und die Kriege um die Herrschaft Italiens bis 272 sind in jedem Schulbuche besser behandelt als hier, wo es an jeder Präzision (sogar in den Jahreszahlen, die fast ganz ausgefallen sind) und jeder Anschaulichkeit fehlt; nicht besser ist es um die Kulturentwicklung dieser Zeiten bestellt, und die geographisch-ethnographische Einleitung enthält zwar manches Gute, namentlich in der scharfen Bestimmung der antiken Örtlichkeiten und der Ansiedlungsweise, ist aber in der Disposition sonderbar verworren. Mehr befriedigt die Geschichte der punischen Kriege und dann die Kaiserzeit. Einem so feinsinnigen Forscher und lebendigen Darsteller, wie J. Jung es sonst ist, scheint die ganze Arbeit eben wenig Freude gemacht zu haben, weil er überall auf unnatürliche Schranken gestoßen ist.

Die meisten andern Abschnitte sind weit besser gelungen, wie ich ausdrücklich betonen will, denn es macht mir nicht das geringste Vergnügen, zu tadeln, es ist mir vielmehr peinlich zu sehen, wie sich so viele redliche Arbeit an einer unmöglichen Aufgabe abgemüht hat. Ich hebe darum als besonders tüchtige Arbeiten hervor „Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeere“ von Karl Georg Brandis, die ganze erste Hälfte des dritten Bandes „Das alte Westasien“ von Hugo Winckler und „Westasien im Zeichen des Islam“ von Heinrich Schurtz, „Die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung,“ ein durch klare Darstellung und besonneneres Urteil ausgezeichnetes Kapitel von Wilhelm Walther, und „Die Urvölker der Apenninenhalbinsel“ von Carl Pauli, einem der ersten Kenner dieses schwierigen Gebiets, der auch hier mit voller Bestimmtheit die Ansicht vertritt, daß die rätselhaften Etrusker weder Indogermanen noch Semiten, sondern Verwandte andrer vorderasiatischer Stämme gewesen sind, was die Alten immer behauptet haben, nur daß es die Modernen dann besser wußten. In solchen Einzeldarstellungen liegt der dauernde und große Wert des Unternehmens, nicht im ganzen, dem jede innere Einheit fehlt. Die bildliche und kartographische Ausstattung auch dieser Teile ist, wie bei der Verlagshandlung selbstverständlich, vorzüglich, aber manches wäre anders zu wünschen. Sonderbar berührt es namentlich, daß die Entwicklung der griechischen Kunst so gut wie gar nicht zur bildlichen Darstellung kommt, während den Burgen der mykenischen Kultur zwei Tafeln gewidmet sind; sie ist also gerade so stiefmütterlich behandelt, wie die griechische Geschichte überhaupt.

Den Mut, nach der alten Methode eine neue (vierbändige) Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahr-

Digitized by Google

hunderts für einen weitern Leserkreis zu schreiben, hat Hermann Schiller gehabt, der auch als tüchtiger Historiker bekannte hessische Schulmann. Davon liegt jetzt der erste Band, die „Geschichte des Altertums“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1900. XIV und 690 Seiten, mit einer Beilage und dem Register, zusammen 78 Seiten, 7 Karten und 20 Porträts) vor. In der Einleitung beschränkt der Verfasser den Begriff der Weltgeschichte nach Ranke auf die thätigen, andre beeinflussenden und bestimmenden Völker, obwohl er die mehr passiven nicht ausschließt, sondern sie dort behandeln will, wo sie mit jenen zusammentreffen (z. B. die Inder beim Alexanderzuge), und auf die Zeiten, von denen historische Überlieferungen beginnen, meiner Meinung nach eine unzulässige Beschränkung; er sieht im Staate das wichtigste Erzeugnis menschlicher Kultur, stellt die politische Geschichte also in den Vordergrund, behandelt aber kaum minder ausführlich die Kultur; er leugnet nicht den starken Einfluß von Boden und Klima, betont aber entschieden die Bedeutung der geistigen, nicht von natürlichen Gesetzen, sondern vom Willen im fortwährenden Ringen mit den Umständen bestimmten Völker- und Einzelpersönlichkeit und glaubt auch an ein Ziel der Weltgeschichte, eine Vervollkommnung in geistiger wie in sittlicher Beziehung. Ohne allzusehr ins einzelne einzugehn, das er mit Recht Spezialwerken überläßt, will er doch von den Hauptentwicklungsreihen ein lebendiges, einheitliches Bild auf Grund der modernen Forschung geben, und das ist ihm im ganzen wohl gelungen. Für Leser, die genauer auf einzelne Perioden oder Volksgeschichten eingehn wollen, giebt er bei jedem Abschnitt ein Verzeichnis von Spezialwerken und fügt außerdem am Schlusse — eine Eigentümlichkeit des Buchs — eine „Quellensammlung zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses“ hinzu, die charakteristische Schriftstücke der Ägypter, Babylonier, Assyrer, Perser, Griechen und Römer enthält. In diesen Völkernamen ist zugleich der Umkreis des ersten Bandes abgegrenzt. Schiller geht also wie Ranke von dem mittelländischen Völkerkreis aus, ohne, wie andre Universalhistoriker, auch China und Indien selbständige Abschnitte zu widmen. Er behandelt zunächst die morgenländischen Völker und Reiche bis auf die Reichsgründung des Darius, dann die abendländischen Völker und Reiche, denen nach alter guter Art weitaus der größte Teil des Raums gewidmet ist, die Griechen in fünf Perioden bis zur Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, also bis zum vollständigen Untergange der griechischen Unabhängigkeit, und das Römerreich in sieben Perioden bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts n. Chr., demnach bis zur Aufrichtung der langobardischen Herrschaft in Italien und der endgiltigen Beschränkung des Römerreichs auf den hellenisierten Osten. Er betrachtet also die Völker- und Staatspersönlichkeiten als die eigentlichen Subjekte der geschichtlichen Entwicklung, nicht die Länder, und wenn er in diesem Bande bis auf die Vollendung des Römerreichs der ethnographischen, nicht einer synchronistischen Einteilung folgt, so entspricht das den Verhältnissen dieses wenn nicht verkehrslosen, so doch verkehrsarmen Zeitraums. Denn hier ist die Entwicklung der einzelnen Völker in der That

Digitized by Google

noch für sich verständlich, weil der ununterbrochne Austausch von materiellen und geistigen Gütern, wie er während des Altertums im römischen Reiche, während des Mittelalters im ganzen Abendlande bestand und in der Neuzeit über den gesamten Erdball geht, damals noch nicht bestand, vor allem aber politische Berührungen noch Ausnahmen waren. Auf Einzelheiten einzugehn ist hier nicht der Ort, aber wir wünschen dem gutausgestatteten Unternehmen den besten Fortgang.

Nur eine Weltgeschichte in Umrissen (Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 2. Auflage 1898, VI und 526 S.) will ein geistvoller, welterfahrner, patriotischer Mann in einem mäßigen Bande seinen Volks- und Zeitgenossen bieten. Wie von einer hohen Warte herab sieht er die Länder und Völker zu seinen Füßen liegen. Es ist ihm alles gewissermaßen immer gegenwärtig, und ungesucht ergeben sich ihm so immer wieder Parallelen, die zuweilen blitzartig über zeitlich wie räumlich weit entfernte Erscheinungen Licht verbreiten. Er ist zugleich tief religiös und patriotisch; er glaubt an einen sittlichen, gottgewollten Gang und Zweck der geschichtlichen Entwicklung und betrachtet die Religion als die innerste Kraft („ohne lebendige Religion kein lebendiges, bewegendes Volk," S. 481). Er will nicht nur erzählen, verfolgt überhaupt keinen eigentlich wissenschaftlichen Zweck, sondern er will vor allem seinem Volke den Spiegel vorhalten (vgl. z. B. S. 208) und es auf die Zukunft vorbereiten durch die Betrachtung der Vergangenheit; denn in die Selbstverherrlichung, von der bei uns patriotische Reden im Stolze darauf, „wie wirs so herrlich weit gebracht" und ohne Hinweis auf die schweren Aufgaben der Zukunft, für die wir noch so wenig vorbereitet sind, wiederzuhallen pflegen, stimmt er keineswegs mit ein; er sagt seinen Lesern oft herbe Wahrheiten und die herbsten dem deutschen Reichstage (S. 493). In der großen Zahl hervorragender Männer, die Deutschland hervorgebracht hat, sieht er eher ein Zeichen der Schwäche als der Stärke unsers Volkstums, da die Zukunft einer Nation viel mehr durch eine gleichmäßige politische Tüchtigkeit, als durch einzelne große Männer verbürgt werde. Seine Erzählung beschränkt auch er auf die weltgeschichtlichen, d. h. die thätigen, andre bestimmenden Völker. Doch ist deren Kreis in einer beständigen Veränderung und Erweiterung begriffen. Indem er sich die geistvolle Auffassung eines von ihm nicht genannten russischen Gelehrten aneignet, der die feste Erdoberfläche nach der Hauptwasserscheide in eine atlantische und eine pazifische Welt (Ost- und Südasien, Ostrand von Afrika, Westrand von Amerika und Australien) teilt (S. 369), läßt er die passiven Völker dieser zweiten (pazifischen) Zone zunächst ganz beiseite und behandelt in der „Zeit vor Christi Geburt" sowie in der guten Hälfte der „Zeit nach Christi Geburt" nur den mittelmeerländischen Kulturkreis vom „Reich der Pharaonen" bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts; erst mit Cromwell beginnt für ihn „die atlantische Welt." Die Reiche des antiken Orients werden nur in großen Zügen geschildert, mit Recht, denn ihre Herrscher

Digitized by Google

sind für uns leere Namen, keine Persönlichkeiten, und ihre Kulturen stehn zu der unsern nur in mittelbarer Beziehung, insofern, als sie auf die griechische einwirkten. Eine Ausnahme macht nur die israelitische, die sich uns in lebendigen Menschen verkörpert und mit der Idee des einen Gottes und der sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen diesem Gotte gegenüber etwas ganz Neues in die Welt gebracht hat. Das Griechentum entwickelt dagegen die Kultur vor allem in der künstlerischen Richtung; beide, die sittlich-religiöse des Judentums und die künstlerische des Hellenentums, vereinigen sich dann im Christentum, dessen Ursprung in einem besonders schönen Kapitel dargestellt wird. Seitdem bestimmen zwei große Namen die Geschichte, Cäsar, an den sich die neue Weltherrschaft anknüpft, und Paulus, aus dessen Wirken die Weltreligion und die Weltkirche erwächst. Die Kapitel: Roms Kaiserzeit, Die Völkerwanderung, Morgen- und Abendland, Kaisertum und Papsttum, Das neue Europa führen die Erzählung weiter bis zur Schwelle der „atlantischen Welt," der Zeit, in der die beiden Gegenküsten des Atlantischen Ozeans zuerst in lebendige Verbindung gesetzt werden, und ein Ausblick in die Zukunft, der auch das sich europäisierende Japan miteinbegreift, schließt das Buch. Der Verfasser sieht einerseits die Ausbildung großer Weltmächte voraus und hält die Bildung eines europäischen Staatenvereins etwa unter Deutschlands Leitung für möglich, um das Gleichgewicht gegen die Riesenmächte Rußland, England und Nordamerika herzustellen, obwohl er in der zunehmenden Demokratisierung Englands eine Gefahr für das britische Weltreich sieht, und die Angriffskraft Rußlands nicht sehr hoch anschlägt; andrerseits erwartet er in einer fernern Zukunft auch den Eintritt der pazifischen Erdzone in die weltgeschichtliche Bewegung. Chronologische Tabellen und ein Register erleichtern die Benutzung des interessanten Buchs.

Leipzig Otto Kaemmel

Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)

Der April brachte schon sehr heiße Tage, und an einem solchen war Kurtchen Giesicke in der Gesellschaft der Bredows verhältnismäßig früh aufgebrochen, um den Vatikan zu besehen. Die Galerie und die Stanzen hatten sie mit bemerkenswertem Mute überwunden. Frau von Bredow — der Freiherr war im Lesezimmer bei Haßler zurückgeblieben — hatte sich auf einer Steinstufe zur Ruhe gesetzt und erklärt, sie könne nicht mehr, als die Jugend es noch unternahm, die hohe Treppe zu den Loggien hinauf zu laufen.

Digitized by Google

Die Jugend strebt nach dem Höchsten, sagte Kurtchen und sah die Treppe empor, ohne sich von Frau von Bredows Seite zu rühren, neben der er stand.

Lassen Sie sich aber nicht verleiten, aus Höflichkeit bei mir zu bleiben. Sie gehören doch einmal auch zur Jugend, sagte sie.

Wer weiß, gnädige Frau, sagte er melancholisch. Aber wenn Sie befehlen ...

Er schickte sich an, hinaufzusteigen, aber rasches Getrappel, das von oben kam, überhob ihn der Mühe. Die Bredows waren schon wieder da. An den Wänden wären Schnörkel gewesen, und an der Decke kleine Bilder, da hätte man sich den Hals aber ganz und gar verrenken müssen, und einen Kropf hätten sie sich doch nicht mitnehmen wollen.

Man war aufgebrochen und in die Kolonnaden am Petersplatz getreten, auf den die Sonne unbarmherzig niederbrannte.

Weit jenseits sah man als schwarzen Punkt einen Omnibus stehn: Wer weiß, der fährt bald ab. Schnell, Mädels!

Der Junker war entschlossen, ihn im Sturm zu nehmen, und das Getrappel der Füße ergoß sich über den Platz. Seine unendliche Fläche verschlang das mutige Getöse und sog mit der Glut des weißen blendenden Pflasters an der Energie dieser nordischen Muskeln.

Frau von Bredow, die nur selten von der Gewohnheit absehen konnte, ihren Kindern mit gutem Beispiel zur Seite zu stehn, war nicht zurückgeblieben.

Am Ziel warfen sich alle erschöpft und pustend auf die Sitze des klapprigen Kastens, selber rot und geschwollen wie die Polster im Wagen. Von der Wagendecke brannte die eng eingeschlossene durchglühte Luft nieder.

Ich gehe nicht wieder in den Vatikan, rief Trude nach einer Pause, die sie mit Stöhnen und damit zugebracht hatte, sich mit dem Taschentuch Kühlung zuzuwehn. Du, Hans?

Keine zehn Pferde kriegen mich wieder hin!

Ach Fräulein Willeboer, rief Frida, Trude, da sitzt Fräulein Willeboer, Mama, das ist Fräulein Willeboer, die Malerin! Wir haben Mama schon viel von Ihnen erzählt.

Das muß ja eine furchtbare Wirtschaft gewesen sein damals in der Peterskirche, sagte Frau von Bredow, nachdem sie Will freundlich begrüßt hatte. Ein Glück, daß Sie in der Nähe waren, liebes Fräulein. Die Kinder wissen doch noch zu wenig Bescheid mit diesen italienischen Bräuchen.

Schöne Bräuche das, sagte der Junker. Taschendiebe in der Kirche, während der Heilige Vater den Segen erteilt.

Es scheint, daß kein Gewerbe den Segen entbehren will, sagte Marianne Willeboer.

So ein Land! riefen die Bredows.

Und jetzt die Hitze hier auf dem Platz. Ich wußte nicht, ob mir erst der Kopf oder erst die Füße absengen würden, rief Trude.

Ich habe Sie gesehen, während ich in den Kolonnaden ging. Es war mir immer, als wenn ich rufen sollte. Wenn nur die Möglichkeit wäre, so weit gehört zu werden. Hier geht kein Mensch um Mittag über den Platz, sagte Will.

Thatsache, rief der Junker; da war weder Mann noch Maus auf dem ganzen Präsentierteller.

Wie kommen denn aber die Menschen hinüber? Fliegen können sie doch auch nicht?

Will lachte: Fliegen würden sie vielleicht um diese Zeit ebensowenig. — Sie gehn durch die Kolonnaden. Es ist ein Umweg, aber es ist Schatten da, und nachher ist nur ein kleines Stück Weg in der Sonne zu machen. — Ich war nämlich auch im Vatikan.

Digitized by Google

Nun ja, und da sitzen Sie ganz ruhig, wie eine Wachskerze, würde Trude sagen, und wir denken, wir sollen platzen wie überheizte Maschinenkessel, sagte der Junker.

Wir haben Sie aber gar nicht gesehen im Vatikan, meinte Trude.

Ich war in der sistinischen Kapelle.

Ach Mama, die haben wir ganz vergessen! Na nun hilft es nichts, da gehn wir nicht wieder hin. Wir waren zwei Stunden dort, Fräulein Willeboer.

Ich auch.

Und weiter nichts gesehen wie die Kapelle?

Immer nur die Kapelle.

Ach und wir! Alles haben wir in der Zeit besehen. Die Galerie, die Stanzen . . .

Und die Loggien, setzte Frida hinzu.

Herr Giesicke konnte schon gar nicht mehr, wo ist übrigens Herr Giesicke? schrie Trude laut.

Es erhob sich ein Getöse wie von einer Schar aufgeregter Riesenvögel, das den Lärm des Wagens überbot.

Trude bog sich aus der offnen Wagenthür, um den Weg zu übersehen, den der Omnibus zurückgelegt hatte.

Laß gut sein, Trude, meinte der Junker, er ist ja kein Wickelkind mehr.

Dann wird er sich schon wiederfinden, sagte Will.

Ich wollte bloß mal sehen, ob da nicht was Schwarzes auf dem Pflaster läge. Wenn uns die Sonne schon beinah umgebracht hat!

Aber da ist ja schon der spanische Platz, jetzt die Treppe hinauf durch die Sonne, das wird mörderisch, sagte Frida.

Wo würden Sie denn gehn, liebes Fräulein? fragte die Baronin.

Ich würde den Umweg über capo le case machen.

Verrücktes Land, wo man nicht mal geradeaus gehn kann, sagte der Junker. Ich hätte doch den für verdreht erklärt, der mir gesagt hätte, ich würde einmal anders als den direktesten Weg gehn. — Also vorwärts.

Auf diese Weise habe ich noch ein Stück Weg mit Ihnen, ich wohne auf capo le case, sagte Marianne.

Ach dann kommen Sie doch ganz mit uns und frühstücken mit uns bei Haßler! Nicht wahr, Mama, Fräulein Willeboer soll mitkommen?

Will wurde bestürmt und gab nach.

Als man an den Lorbeer- und Oleanderbäumen vorüber in die kühle, halbdunkle Eintrittshalle bei Haßler gekommen war, wo ein lieblicher aber nicht aufdringlicher Duft von Gebratnem der Stimme im Magen und der Mittagszeit Recht gab, fuhr eine Droschke vor, der Kurtchen Giesicke entstieg.

Das Bredowsche Begrüßungsgeschrei hallte von den Wänden zurück: Sehen Sie, Fräulein Willeboer, das ist der Verlorengeglaubte! Herr Kurt Giesicke — Fräulein Marianne Willeboer — Malerin, unsre Malerin, Sie wissen doch, wir erzählten Ihnen — aus San Lucca.

Dann muß ich bitten, Fräulein von Bredow, wenn das Ihre Ansprüche sind, so ist Fräulein Willeboer ebensogut „meine Malerin."

Ach, Sie sind garstig, und wir haben uns noch so um Sie geängstigt.

Für meine Person muß ich das bestreiten, sagte der Junker. Ich traute Ihnen zu, daß Sie sich allein herfinden würden; Fräulein Willeboer übrigens auch.

Und wir dachten, wir müßten Ihrer Frau Mama die traurigen Aschenreste zusenden, rief Trude.

Und dann diese Verantwortung! setzte Frida hinzu.

Digitized by Google

Kurtchen, der der neuen Erscheinung, Will gegenüber bei der Bevormundung durch die Bredowschen Kücken ein merkwürdiges Unbehagen empfand, beschloß jedoch die Sache auf humoristischem Hintergrund weiter zu behandeln und sagte:

Es war auch nur Sorge für Sie, und Sie der Verantwortung zu überheben, was mich vermochte, eine Droschke zu nehmen, während sich diese Heldenfamilie todesmutig auf den sonnigen Platz stürzte.

Sehen Sie, Fräulein von Bredow, Ihr Schützling weiß sich sehr gut aus der Sache zu ziehn, sagte Will.

Ja, weiß der Himmel, besser als wir, meinte der Junker. Er hat das einzig Richtige gethan.

Aber da läutet es schon zum Frühstück. Schnell, Kinder, macht euch fertig, rief Frau von Bredow, nehmt Fräulein Willeboer mit auf euer Zimmer.

Sie stoben auseinander und vereinigten sich nach kurzer Zeit an der Tafel wieder.

Der alte Freiherr begrüßte sie mit Schmunzeln. Er hatte seinen Vormittag so angenehm wie möglich im kühlen Salon bei deutschen Zeitschriften verbracht. Aber für Sie häufen sich die Lebensgefahren, wie ich höre, sagte er zu Kurt Giesicke. Neulich die große Aufregung, heute durch Sonnenstich bedroht!

Ja neulich, Fräulein Willeboer, da hätten Sie hier sein sollen, rief Trude. Ach, Herr Giesicke, erzählen Sie doch Fräulein Willeboer, wie das war!

Kurtchen fühlte sich sehr geärgert und weigerte sich entschieden, was aber nur den Erfolg hatte, daß die Bredows die Sache in die Hand nahmen und ihrerseits erzählten. Es handelte sich um Herrn Giesickes Taschentücher — seidne natürlich —, die verschwunden waren. Sie, die Bredows und Kurtchen, waren eines Tags nach Hause gekommen, um die Frühstückszeit wie heute; da hätte Giovanni Herrn Giesicke auf die Seite genommen und ihn nach seinen farbigen Taschentüchern gefragt. Herr Giesicke dachte natürlich, Giovanni brauchte eins, und bot ihm seins an, sagte Trude. Aber da trat Giovanni zurück und that wie ein beleidigter Fürst. Wenn der Herr jetzt die Laune zu scherzen hätte, wollte er nichts gesagt haben, und übrigens würde ja der Signore auch selber am besten wissen, was er mit seinen seidnen Tüchern machte.

Da wurde denn natürlich Herr Giesicke bange, weil er Giovanni beleidigt hatte, und weil er sich dachte, was wohl die Frau Mama sagen würde, wenn an der Tüchergeschichte doch was daran wäre, und zum Beispiel schon die Hälfte fehlte. In dieser Not wandte er sich um Rat an unsre Mutter.

Und in meiner Frau ruft man die Hausfrau nicht vergebens an, können Sie sich denken, sagte der alte Herr, die Untersuchung wurde gleich nach dem Frühstück eingeleitet.

Frau Geheimrat hatte eine Liste hinterlassen über den Inhalt von Herrn Giesickes Koffer — erzählte Frau von Bredow —, und es fehlten richtig schon fünf seidne Tücher. Ich ließ mir gleich die Cammeriera kommen, die die Wäsche zählt, und die kleine Esterina, die Wäscherin, die wohnt hier ganz in der Nähe.

Esterina? fragte die Malerin, so eine kleine, alte, lebhafte Frau?

Ja ja, wohnt capo le case S. Giuseppe Numero 2.

Das ist die Frau von unserm Portier. Die kenne ich gut.

Ist sie ehrlich?

Mir ist noch nichts weggekommen, obgleich sie mein Atelier täglich ausfegt.

Nun ja, ich glaube ihr ja auch am meisten, sagte die Baronin. Die beiden Italienerinnen fuhren nun aber aufeinander los wie Raubvögel, es sah lebensgefährlich aus. Zwischenhinein hob Esterina die Hände, schwor und schlug das

Digitized by Google

Kreuz. Ich sah mir das eine Weile mit an, dann kommandierte ich: Ruhe! einfach auf Deutsch. Aber es half.

Sie müssen denken, die Übung des Befehlens ließ sich nicht verkennen und that ihre Wirkung, sagte der Freiherr.

Cammeriera cosi, sagte Mama und legte den Finger auf den Mund, ergänzte Frida.

Und dann mußte eine nach der andern reden, fuhr die Freifrau fort; zuerst die Esterina als die Älteste. Die Kinder und ich übersetzten so gut, wie es ging, und da kam denn zu Tage, daß Giovanni und die Cammeriera Bräutigam und Braut wären und sich, wie es scheint, mit Hilfe der Fremden eine Aussteuer sammelten.

Sie hätten nur die Esterina hören sollen, sagte Trude, wie sie zeterte: Ich habe aber gleich gesagt, schrie sie und fuchtelte dabei wie unsinnig mit den dünnen Fingerchen — ich werde es sagen! Mir ist noch nichts an den Händen kleben geblieben, was mir nicht gehörte — aber wer wird die Tücher genommen haben, wenn sie nachher fehlen? Die Esterina! Esterina hat sie gestohlen! — Und du hast sie auch gestohlen, fuhr die Cammeriera los, du, der sie beide Hände und die schmutzige Zunge abschlagen mögen. Als ich die Tücher zählte, da war die Zahl noch voll, gerade wie die Signora gesagt hat, daß sie sein muß, aber aus deinem Bündel sind sie nicht wieder herausgekommen. Als du es brachtest, fehlten die Tücher, nur um der Barmherzigkeit willen habe ich unserm Hausherrn nichts gesagt, sonst wärst du zum letztenmal über die Schwelle dieses Hauses gekommen. — Dann kam die Esterina wieder an die Reihe: Daß Gott dich strafe, dich und deine verworfnen Vorfahren! Wenn die Signora wüßte, was du für ein Teufel bist, und was für ein großer Teufel der Giovanni. Wie ist es denn mit der Milch, die bestellt ist? Wer wird davon groß und fett, der Signorino oder ihr?

Die Milch besorgt Ihr ja, Esterina, sagte ich — fuhr Frau von Bredow fort, aber da hob sie wieder die Hände auf und schrie, ob ich denn nicht wüßte, daß Giovanni ihr alles aus den Händen genommen, und daß er zu seinem Compare, dem Milchmann, gesagt hätte: Je mehr du aufschreibst, je mehr freut sich die Signora. Schreibe dem Signorino alle Tage ein Liter auf. Wenn er nur ein halbes trinkt, das schadet nichts, er zahlt es gern, und wir teilen uns in den Überschuß. Teuer muß die Milch auch sein, denn er soll sehr gute Milch trinken. Wenn er nicht die teuerste Milch trinken sollte, dann würde sich die Signora nicht so deswegen bemüht haben.

Camorra nennt man das, nicht wahr, Fräulein Willebver? sagte der Freiherr. Sie hangen alle untereinander zusammen und reichen sich das Opfer mit gebundnen Händen zu.

Ich ließ denn also den Giovanni auch kommen, fuhr Frau von Bredow fort.

Hätten Sie den nur gesehen, schrie Trude. Es konnte einem wirklich Angst werden bei seiner edeln Entrüstung.

Die so von ihm zu sprechen wagten, die würde er treffen, die würden sich verantworten müssen, schwor er.

Herr Giesicke wurde ganz blaß, er dachte, er würde Giovannis Opfer eines Morgens blutig auf seiner Schwelle finden oder selber eine coltelata kriegen.

Aber Giovanni wies alle Beschwichtigungsversuche zurück, stolz wie ein Spanier: In casa non gli farò nissun dispetto, Signore. Ma fuori di casa — quello è cosa mia, sagte er majestätisch.

Deutsch, deutsch, Mädel, sagte der Freiherr. Euer Kauderwelsch lerne ich doch nicht mehr.

Frida gab sich eine würdige Miene und traf trotz ihrer andersartigen

Digitized by Google

Farben- und Formgebung den Ausdruck Giovannis ganz gut, während sie deklamierte: Im Hause werde ich Ihnen keinerlei Verdruß machen, Herr! Aber außer dem Hause — das ist meine Sache!

Mama jedoch ist nicht die, die sich einschüchtern läßt, sagte der Junker. Kaum daß sie wußte, wo der Milchmann wohnt, so hatte sie auch schon eine Karawane dahin ausgerüstet.

Herr Giesicke wollte sich drücken, rief Trude, aber das half nichts. Er hatte nämlich nachmittags Reitstunde, aber Mama sagte, da könnte er ja gleich mitreiten. Wenn der Milchmann vor porta del popolo wohnte, kämen wir ja auch ohnehin an der Reitbahn vorbei.

Solch eine Prozession hatte der Milchmann gewiß noch nie vor seinem Häuschen gehabt. Sechs Leute zu Wagen und einer zu Pferde, sagte der Junker.

Und Giovanni in Ketten hinterher? fragte die Malerin.

Nein, der durfte noch einmal auf dem Bock mit fahren. Dort sprang er ab. Wir sollten im Wagen bleiben, die Leute würden uns sonst zu sehr drängen, sagte er. Er wollte den Schuldigen holen. Nach einiger Zeit erschien er auch mit einem kleinen gebückten Männchen am Wagen. Sie hatten jedenfalls in der Geschwindigkeit die Rollen verteilt, und soviel ist sicher, sie spielten sie sehr gut. Mama konnte sich gar nicht zu Gehör bringen vor Giovannis Gedonner, das er auf den kleinen Mann ausschüttete, der nun an allem Schuld sein sollte, bis sie ihm mit dem Sonnenschirm einen Puff in den Rücken gab. Da hielt er einen Augenblick inne.

Ich erklärte ihnen denn so gut ich konnte, sagte Frau von Bredow, wer von beiden mehr gelogen hätte, wüßte ich nicht, aber die Milch würden wir jedenfalls nicht mehr nehmen. Da sah mich aber Herr Giesicke so flehentlich an, als wenn diese Milchkur eine Lebensfrage für ihn wäre. Mir blieb also nichts übrig als einzulenken.

Ach was, Mama, Herr Giesicke hatte einfach Angst, an der Milch liegt ihm gar nichts, rief Trude.

In Kurtchens Gesicht zeigte sich ein Schimmer von Farbe und ein ungewöhnlicher Ausdruck von Beteiligung. Er schämte sich, und etwas wie Haß regte sich in ihm gegen Trude, diese Range mit dem unbarmherzigen Mundwerk.

Und die seidnen Taschentücher? fragte Will, in dem Bestreben, die Aufmerksamkeit von Kurtchens Person abzuziehn. Er dauerte sie, weil Trude ihn nach schonungsloser Kinderart nicht aus den Zähnen ließ.

Die Taschentücher? Davon hatten sich bis zu unsrer Rückkehr drei auf rätselhafte Weise unter dem Teppich am Divan gefunden, die andern beiden kamen in den folgenden Tagen ebenfalls in Herrn Giesickes Zimmer zum Vorschein. Mamas Entschlossenheit hatte sie aus dem Jenseits zurückbeschworen.

So ähnlich erzählte es mir die Esterina auch, sagte Will.

Was? Dann kennen Sie wohl unsre ganze Räubergeschichte schon? riefen die Bredows.

Ich kenne eine Legende, die in manchen Punkten damit übereinstimmt. Die Esterina fängt alle Tage davon an, und wenn sie aufhören muß, weil das Atelier aufgeräumt ist, und sie hinausgeht, dann erzählt sie es den andern Leuten, die ihr begegnen. Sie sagt, die Gerechtigkeit der Deutschen sei wie die Gerechtigkeit Gottes. Daß es Fremde giebt, die der armen Esterina mehr glauben als dem gewaltigen Giovanni, das wird für sie ein Lebensereignis bleiben, glaube ich.

Nun sagen Sie mal, Fräulein Malerin, begann der alte Herr, Sie scheinen ja in diesem schnurrigen Lande ein bischen Bescheid zu wissen; ist nun diese Esterina, die den Handel aufgedeckt hat, unschuldig bei der Geschichte, weil es ihr natürlicher ist, ehrlich zu sein als zu betrügen? Oder ist es nur Zufall, daß

Digitized by Google

sie diesesmal gerade nicht beteiligt war, etwa weil die andern Gauner sie nicht heranließen?

Ich glaube, daß die Esterina aus Überzeugung nicht stiehlt. So weit ist ihr Bewußtsein vom Eigentum entwickelt, daß sie nicht wegnimmt, was andern Leuten gehört, sagte Will. Aber wenn jemand käme und ihr sagte: Der Signorino bezahlt gern zehn Centesimi mehr für die Milch als andre Leute, er ist so reich, ihm ist es nichts, und wir — poveretti-noi! — wie weit sind wir schon gelaufen wegen zehn Centesimi, dann würde sie ihre Centesimi aus überzeugtem Herzen anrechnen.

Dann ist es also eigentlich nur die Frage, in welcher Form ihr ein Diebstahl zugemutet wird, sagte Kurtchen.

So ungefähr ist es.

Der Freiherr schlug auf den Tisch: Aber ist da auch nicht einer, der ein sittliches Bewußtsein hat?

Sie haben schon eins, es ist nur anders als unsers, erwiderte Will. Sie sagen sich: Die können ja ihren Verstand gebrauchen und zuschauen, was eine Sache wert ist. Wenn sie es nicht thun, so haben sies offenbar nicht nötig. Sie können ihn in die Schublade legen, sowie sie die Kraft ihrer Hände unverwertet lassen. Uns aber hat die Madonna nicht so viel Geld gegeben, daß wir darauf ausruhn können, also müssen wir unsre Kräfte benutzen, die der Hände und die des Verstandes; wir müssen mit beiden verdienen. Wenn nun der Forestiere gern zwanzig Centesimi bezahlt statt zehn, warum sollten wir ihn hindern?

Da sollte doch Feuer und Schwefel vom Himmel fallen und die ganze Bande verzehren, rief der Freiherr, worauf soll man sich denn da verlassen?

Darauf, daß es nötig ist, aufzupassen. Ich habe da einen alten Gönner, einen Apfelsinenmann — haben Sie ihn nicht vorhin vor Haßler gesehen, Fräulein von Bredow?

Mit zwei schweren Körben, die ihm über die Schulter hingen?

Ja, gewiß, und die Körbe noch mit Netzen überspannt, damit die Arancien nicht herausrollen. Diese beiden Riesenkörbe steuert er mit bewundrungswürdiger Kunst durch alles Gedränge.

Und er grinste Sie so liebevoll an!

Das ist, weil er bei sich sagt: Wie werden wir nächstes mal rechnen, mein Töchterchen? Neulich hielt er mich vor meiner Hausthür an, ob ich nicht Arancien kaufte?

Ich war in großer Eile.

Was sollen sie denn kosten? fragte ich.

Drei kosten fünf Centesimi, sagte er.

Dann bringe sechse zur Esterina, ich nehme sie nachher mit hinauf. Fünf Centesimi . . . also für sechse dreißig! Ich gab ihm das Geld, und erst nach einigen Schritten fiel mir meine Dummheit ein. Ich kehrte um und rief ihn. Er hörte auch gleich und blieb stehn, es war, als hätte er halb und halb so etwas erwartet.

Ich habe dir fünfzehn Centesimi zu viel gegeben, Pietro, sagte ich. Er lachte und reichte mir das Geld hin. In seinem verschmitzten Gesicht konnte ich lesen, was er dachte: Dummheit ist teuer, meine Tochter, aber ich dachte, du könntest sie bezahlen.

Wir lachten beide, als wir uns trennten.

Wenn der Kerl mir vor die Augen käme, würde ich ihn die Treppe hinunterschmeißen, sagte der Freiherr.

Ach, Sie sollten ihn nur einmal sehen! Wenn er sich mit seinen beiden

Digitized by Google

Körben durch alle die Gänge und Loggien in unserm Hause durchgewunden hat und sich, einen Korb voraus, mit halbem Leibe durch meine enge Thür zwängt! So etwas Malerisches wie diesen lachenden Weißkopf mit der Last von farbigen Früchten, mit seinem zerdrückten Filzdeckel und dem Bauerngewand von dunkelblauem, grobfädigem Handgewebe — so etwas Malerisches —

Halt, Fräulein, verpulvern Sie doch nicht Ihre ganze Begeisterung vor unsern Augen für diesen zahnlosen Halunken, rief der junge Bredow.

Und diesen abgeschabten Leinwandkittel finden Sie wohl auch schön? fragte Frida neugierig.

Ja, besonders schön.

Na, Gott sei Dank, meinte der Junker, so etwas weben sich die kleinen Leute bei uns auch noch. Ich werde mir solchen Fetzen mal verschaffen, um vor den Augen junger Künstlerinnen Gnade zu finden.

Mir aber, bitte, auch einen, Herr von Bredow, sagte Kurtchen.

Herr Giesicke in Häusler Schmidts Stalljacke — mit seidnen Strümpfen und Lackschuhen, brachen die Bredowschen Mädchen aus. Sie schrieen fast vor Lachen.

Und mit der seidnen Schlafmütze! kreischte Trude halb erstickt.

(Fortsetzung folgt)

Litteratur

Walhall, die Götterwelt der Germanen. Von E. Döpler d. J. und Dr. W. Ranisch. Berlin, Martin Oldenbourg

In diesem von dem Verleger prunkvoll ausgestatteten Werke liegt ein neuer Versuch vor, die „nebelhaften" Gestalten der germanischen Götterwelt einem weitern Kreise der Gebildeten faßbar und anschaulich zu machen. Zur Feder des Gelehrten hat sich der Pinsel des Malers gesellt, um die innern Gesichte, in denen die junge Germanenwelt ihre „kühnen überirdischen Träume" geschaut hat, in feste Formen zu bannen.

Käme der Text allein in Betracht, so würde Walhall wie wenig andre Bücher geeignet sein, von dem germanischen Götterglauben, dessen Bild unsre Dichter des neunzehnten Jahrhunderts durch bewußte Umgestaltung vielfach gefälscht haben, richtigere Vorstellungen zu verbreiten. Denn in W. Ranisch, einem schon bewährten jüngern Forscher, hat der Gegenstand einen zuverlässigen*) und geschmackvollen Erzähler gefunden. Was den Bilderschmuck betrifft, so hat der Verleger alles angewandt, ein sogenanntes Prachtwerk zu schaffen, und in der Farbenpracht auch wohl alles erreicht, was Dreifarbendruck zustande bringen kann. Einzelne Bilder sind auch ganz fein und hübsch, und das Dekorative ist es überhaupt, aber damit ist das Lob, auf das der Maler Anspruch machen kann, auch erschöpft. Denn es ist ihm nicht gelungen, „was nicht ausgesprochen vor dem innern Auge unsrer heidnischen Vorfahren an Gestalten und Handlungen" schwebte, uns Neuern „plastisch gebändigt" in schöner Form vor das äußere Auge zu stellen.

Sämtliche Quellen, aus denen eine germanische Götterlehre zu schöpfen hat,

*) Auf Seite 10 ist 88 anstatt 98 wohl Druckfehler.

Digitized by Google

sind — woran Andreas Heusler in dem Ranischs Darstellung vorangehenden Geleitswort erinnert — nur „ein Fragment der Fragmente. Es verlangt daher ihr einfaches Verständnis, geschweige denn ihre Verknüpfung und Deutung ein Eingreifen der wissenschaftlich gezügelten Phantasie, die das Bild ergänzt, ohne es mit fremden Farben auszuputzen.“ Die in diesen Worten enthaltne Mahnung und Warnung hat Ranisch beherzigt und in weiser Beschränkung des Stoffs, indem er die Darstellung nicht mit überflüssigen Namen belastet und alles verwirrende, vom Wesentlichen ablenkende Detail fernhält, ein soweit möglich vollständiges und jedenfalls unverfälschtes Bild des germanischen Götterglaubens entworfen; nicht verfälscht durch „Vermengung von Altem und Neuem, Ur- und Umdichtung.“ Die wandelbaren Schemen der nordischen Götterwelt, die sich nach Heuslers Ausdruck „zu nähern und zu entfliegen scheinen, als erlebten wir sie im Traume,“ fordern von dem Maler eine Behandlung, die dem Verschwommnen, Duftigen und Unbestimmten der Sagennumrisse Rechnung trägt; aber das wiederzugeben, dazu hat, scheint es, Döplers Kunst nicht ausgereicht. Die Darstellung der Figuren, der zartern weiblichen wie der markigen männlichen, ist zum Teil zu plump und zu roh und dabei doch nur matt, zum Teil zu geleckt und zu frisiert ausgefallen. Die moderne Haartracht, die geschminkten Lippen und Wangen dieser Göttinnen, der nichtssagende Ausdruck der Gesichter — das alles stammt nicht aus Walhall, sondern schmeckt stark nach Bühne und Theaterdekoration. Der Illustrator darf das Wort der Überlieferung nicht nur mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst darstellen wollen, sondern muß es durch sein inneres Schauen ausdeuten und ergänzen. Es genügt nicht, über eine äußerliche Kenntnis des Sagenberichts zu verfügen, sondern die innigste Vertrautheit mit dem Fühlen und Denken unsrer Vorfahren wäre nötig, „die flüchtigen Dichtervisionen der germanischen Götterwelt zu sinnlicher Erscheinung herauszuheben.“ Aber diesen Stoffen gegenüber sind Farbe und Linie vielleicht überhaupt zu materielle Darstellungsmittel — sie gehören der Dichtung, und man kann nun einmal nicht alles „illustrieren.“

Noch sehen viele Gebildete, und zwar nicht nur solche, die alles mit dem Maßstabe der Antike und der Renaissance beurteilen, voll geringschätzigen Spottes auf unser Altertum herab. Ihre Abneigung gegen alles, was dem nebelhaften barbarischen Norden entstammt, werden wohl Döplers Bilder nicht überwinden. Aber es wäre schade, wenn Ranischs trefflicher Text darunter leiden sollte. Vielleicht entschließt sich der Verleger, diesen in einer billigen Ausgabe denen zugänglich zu machen, die sich ohne die Krücken einer doch auch im besten Falle diesen Dingen gegenüber unzulänglichen Kunst in jenem Traumland ergehn möchten.

Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. Landschaftskunde und Städtegeschichten. Stuttgart, Hobbing und Büchle

In drei starken Bänden liegt vor uns Litauen. Eine Landes- und Volkskunde von Dr. Alb. Zweck. Mit 66 Abbildungen, 8 Kartenskizzen und einer großen Karte der Kurischen Nehrung. 1898. Der Odenwald. Eine Landes- und Volkskunde. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Landeskenner von Georg Volk. Mit 100 Abbildungen und Skizzen, 2 statistischen Kärtchen, einer geologischen und einer topographischen Karte. 1900. Masuren. Eine Landes- und Volkskunde von Dr. Albert Zweck. Mit 59 Abbildungen und 3 statistischen Karten.

Es mag schwer glaublich klingen, daß in dem Lande Humboldts und Ritters, wo die Geographie immer zahlreiche Pfleger und Schüler gefunden hat, gute Schilderungen der einzelnen Landschaften und Völker oder Völkchen bisher nur selten oder in schwer zugänglichen Formen, als Programme oder in seltnen Gesellschaftsschriften veröffentlicht worden sind. Wer sich über die Bodenseegegend oder

Digitized by Google

das Hanauerländchen am Rhein zu unterrichten wünschte, fand ebenso schwer, was er brauchte, wie der, dem an genauer Kunde Dithmarschens oder des Kulmer Landes gelegen war. Und doch sind gute deutsche Landeskunden nicht nur eine Forderung der Wissenschaft, sondern auch ein Bedürfnis der Schule, und über allem steht ihre nationale Bedeutung. Denn daß die wechselseitige Kenntnis der Deutschen von ihren Landschaften und ihrer Volksart so manches Vorurteil wegzuräumen berufen ist, unter dem der Sinn für das Ganze und das Verständnis des Ganzen leidet, steht außer Zweifel. Es ist ein besondrer deutscher Mangel. In Frankreich, wo man auch viel über die Vernachlässigung der Heimatkunde klagen hört, liegen die Dinge doch besser, da die Teile schon länger zusammengehören, besser verschmolzen und auch günstiger zu einander gestellt sind. Man sehe einmal Bayern und Schlesien an. Schiebt sich nicht Böhmen gerade so zwischen die beiden, als ob es den Südwesten und den Südosten Deutschlands auseinander halten wollte? Und wieviel wissen die Süddeutschen von Schlesien? Noch ungünstiger liegen Posen und Preußen. Dünn gesät sind die Ober- und Mitteldeutschen, die von den Schönheiten des preußischen Seenhügellandes oder der Nehrungen, von der Pracht Danzigs oder der Größe der Marienburg mehr als dunkle Schulerinnerungen haben. Hier Kenntnisse und Einsichten zu vermitteln, Urteile zu vertiefen und zu berichtigen ist in der That nationale Pflicht, und zwar dringende. Gegenwärtig ist ja die Lage so, daß wir überhaupt kein sehr gutes ausführliches Buch über deutsche Landeskunde haben. Also auch um für ein solches vorzubereiten sind Einzelschilderungen erwünscht, die sich natürlich leichter ins Leben rufen lassen als umfassende Werke. Wir begrüßen darum die drei Bände Litauen, Odenwald und Masuren mit besondrer Freude und empfehlen sie wißbegierigen Deutschen im In- und Ausland, die ihr Land lieben, aufs beste. Der Zweck, eine genaue Kenntnis der deutschen Heimat in geschmackvoller Form zu vermitteln, ist in verschiedner Weise in allen dreien erreicht. Sind es auch keine Unterhaltungsbücher, so bieten sie doch eine gesunde Lektüre, die belehrt und anregt. Litauen und Masuren sind aus einer Feder, am Odenwald hat eine ganze Anzahl von tüchtigen Kräften mitgearbeitet, sodaß die Abschnitte Geologie und Klimatologie, Forstwirtschaft u. a. zu kleinen fachmännischen Sonderabhandlungen geworden sind. Die Illustrationen und Karten sind reichlich zugeteilt, und die ganze Ausstattung ist gediegen.

Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Von Elard Hugo Meyer. Straßburg, K. J. Trübner

Ein stattlicher Band von mehr als 600 Seiten, der in acht Kapiteln, von „Geburt, Taufe und Kindheit" bis „Krankheit und Tod" einen durch mühsame Einzelforschung mit Hilfe vieler Mitarbeiter zusammengebrachten Stoff klar und übersichtlich dargelegt zeigt. Es ist eine wissenschaftliche Arbeit, auf Einzelthatsachen aufgebaut, wichtig für alle, die in Bezug auf andre deutsche Landesteile ähnliche Aufgaben unternehmen wollen, und für die Bewohner der badischen Heimat von besonderm Werte noch als Unterhaltungsbuch. Der Verfasser ist ein anerkannter Fachmann, Auszüge und Proben lassen sich bei der Beschaffenheit seines Stoffs nicht geben, wir können das Werk hierdurch empfehlen. Baden ist reich an Stoff für diese Aufgaben und zugleich an Menschen, die daran ihre Lust und Freude haben.

Volkstrachten aus dem Schwarzwald. 25 Aquarelle nach der Natur von H. Issel. Freiburg, Johannes Elchlepps Hofkunstverlag

Ein Album mit „Volkstrachten aus dem Schwarzwald," das uns nach Aquarellen des Malers Issel Frauen und Männer teils porträtartig, teils genrebildlich

Digitized by Google

aufgefaßt darbietet, bald im Freien mit Landschaft und Architekturhintergrund, bald in Innenräumen. Dort haben wir Garten- und Feldarbeit, Kirchgang, Gebet vor einem Muttergotteshäusel, Hochzeitszug; hier Mahlzeit, Schenktisch, Bauerntanz, Spinnstube. Auch der Humor fehlt nicht: Freude eines Ehepaars — fast möchte man sagen Elternpaars — an der jüngsten Ferkelzucht. Die farbige Ausführung erfüllt alle Ansprüche. Wir wünschen, daß von den Tausenden, die alljährlich aus dem herrlichen Lande ihre Ansichtskarten in die Welt hinausschicken, viele ihre Ausgaben zu Gunsten dieser Albumblätter konzentrieren mögen; sie verdienen es wirklich, ihre Herstellung hat viel Geld gekostet, und ihr Preis (10 Mark für 25 Blätter) ist sehr niedrig. Vielleicht macht man auch dem Volke die Tracht durch das Interesse, das man ihr schenkt, noch lieber und trägt dadurch etwas zu ihrer Erhaltung bei.

Aus den Tiefen des Weltmeers. Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition. Herausgegeben von Carl Chun. Mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern, 2 Karten und etwa 400 Abbildungen im Text. Jena, Gustav Fischer, 1900

Die deutsche Tiefseeexpedition auf dem Schiffe „Valdivia," die 1897/98 unter der Führung von Professor Carl Chun in Leipzig die Tiefe und den Boden des Atlantischen und des Indischen Ozeans erforscht hat, war nicht die erste deutsche Expedition dieser Art, die das Deutsche Reich veranlaßt hat. Der uns vorliegende Prospekt der Verlagsbuchhandlung behauptet das; aber die Expedition der „Gazelle" unter Schleinitz, die 1874 und 1875 mit der Beobachtung des Venusdurchgangs ozeanographische und besonders Tiefseeforschungen in den Südmeeren verband, war auch vom Reiche ausgerüstet und wird neben der der „Valdivia" immer mit Ehren genannt werden. Aber das wird man gern zugeben, daß mit soviel Energie ins Werk gesetzt und mit soviel Umsicht, Sachverständnis und, gestehn wir es, Glück noch keine deutsche wissenschaftliche Expedition durchgeführt worden ist wie die der „Valdivia." Man hat allen Grund, auf die Leistungen der „Valdivia" stolz zu sein, und es ist selbstverständlich, daß man sich nicht bloß in Fachkreisen für die Ergebnisse interessiert, die nun allmählich zur Ausarbeitung kommen. Da ist denn ein Buch, wie das vorliegende, freudig willkommen zu heißen. Kein geringrer als der Expeditionsführer selbst erzählt uns hier den Plan, die Vorbereitungen, den Verlauf der Reise und streut dazwischen soviel über die Ergebnisse ein, als heute schon gesagt werden kann, alles in liebenswürdigem Plauderton, mit ungezwungnem Humor, ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit. Das ist ein Kursus in der Naturgeschichte des Meers, wie man ihn nicht angenehmer wünschen kann. Wir glauben, es ist ein Buch, das seinen Weg ins Volk finden und dazu beitragen wird, daß bei uns auch für die geistige Seite der Seeinteressen Verständnis in allen Schichten erwacht. Die Illustrationen werden dazu beitragen. Sie haben uns in angenehmer Weise überrascht. In den geographischen Zeit- und Gesellschaftsschriften und in den Reisewerken sieht man seit Jahren die Verschlechterung der Illustrationen durch die Photographie immer weiterschreiten. Schlechte Originale tragen gerade soviel Schuld daran wie ungenügende Nachbildungen, am schlimmsten ist aber die Sucht, möglichst viel ohne Rücksicht auf Güte und Nützlichkeit bringen zu wollen oder zu müssen. Auch im illustrativen Teil, der aus Nachbildungen von Photographien und Zeichnungen in Textbildern und Tafeln in Photogravüre und Farbendruck besteht, ist nun dieses „Valdiviabuch" wohlgelungen. Er bringt viel, vielerlei, das meiste unmittelbar nach der Natur und gut. Und Text und Bilder sind ein Ganzes, dessen Teile harmonisch zusammenstimmen.

Digitized by Google

Das Tierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Drei Bände. Mit 260 Textillustrationen und 120 chromtypographischen Tafeln. Berlin, Martin Oldenbourg. Lieferung 1—12

Wer glaubte, mit Brehms Tierleben mit seinen zahllosen Holzschnitten und glänzenden Farbentafeln sei der Höhepunkt der illustrierten Naturgeschichte erreicht, wird durch die zwölf Lieferungen des Haacke-Kuhnertschen „Tierlebens der Erde" eines bessern belehrt. Es ist eine sehr angenehme Belehrung, die wir gern über uns ergehn lassen, denn der Anblick der Zeichnungen in diesem Buche ist ebenso erfreulich wie die Auffassung des Tierreichs oder vielmehr die ganze Naturauffassung, aus der heraus der Text geschrieben ist. Wir möchten uns zwar ein Urteil über diesen vorbehalten, bis wenigstens ein geschlossener Band vorliegt, aber den Gedanken, die Tiere in ihrer Umgebung, ihrer „Umwelt" zu zeichnen und zu beschreiben, können wir von vornherein als einen vortrefflichen, vollkommen sachgemäßen bezeichnen. Wir erwarten von seiner folgerichtigen Durchführung ein Buch, das einen wesentlichen Einfluß auf den Sinn und das Interesse weiter Kreise für die Natur üben kann. Dem bewährten Meister, der die Illustration übernommen hat, erschließt er ein weites Feld für lebensvolle, mannigfaltige Darstellungen. Wir wüßten kein schöneres Geschenkwerk für alte oder junge Naturfreunde.

Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. Von J. F. van Oordt B. A. Basel, Benno Schwabe, 1900

Unter den Büchern, die der unselige südafrikanische Krieg hervorgerufen hat, ist das Van Oordtsche, von Professor Kohlschmidt vortrefflich übersetzte, das gründlichste. Nach soviel Zeitungsquatsch thut es wohl, diese ernsten und zugleich warmen Worte zu vernehmen. Schon als Dokumentensammlung wird es seinen Wert bewahren, wenn auch die Zustände, deren Werden und Verwirrung es schildert, ganz andern Platz gemacht haben werden, die es erst kommen sah und fürchtete. Es ist nämlich vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben worden. Als Schilderung Paul Krügers und der wenigen, die unerschütterlich an seiner Seite standen, aber auch der Gegner, besonders seines Vorgängers Bürgers, ragt es durch die genaue persönliche Kenntnis des großen Burghers und seiner Umgebung hervor. Außerdem sind die zersetzten und abstumpfenden kapholländischen Verhältnisse treu nach der Natur geschildert, und damit wird die große Untiefe deutlich gezeigt, auf der das Schiff des unabhängigen Südafrikas scheitern mußte. Am wenigsten befriedigend scheinen uns die fremden Einflüsse, die heilsamen und die unheilvollen, dargestellt zu sein. Doch das ist eben die Kehrseite der Vorzüge des Buchs, dessen Verfasser selbst Kapholländer ist. Die Ausstattung ist einfach und gediegen.

Durch die Tagesblätter geht die Nachricht, daß der Verfasser der auf Seite 476 f. besprochnen „Weltgeschichte in Umrissen," was bisher nur eingeweihten Kreisen bekannt war, der am 27. November dieses Jahres zu Kalgan in China als Befehlshaber einer Streitkolonne verstorbne Graf Hans Ludwig David Maximilian York von Wartenburg, Oberst und Abteilungschef im Großen Generalstabe, gewesen ist. Wie sein Ahnherr, der Sieger von der Katzbach, von Wartenburg und Möckern, das straffe, harte altpreußische Soldatentum der Zeit Friedrichs des Großen vertrat, so hat der Urenkel, geboren am 12. Juni 1850 auf dem Familiengute Klein-Öls bei Breslau, in sich den Geist des neuen deutschen Heers verkörpert, der nach Moltkes Vorbilde auf der Verbindung militärischer Tüchtigkeit und umfassender Bildung beruht, und wenn der General York einst um die Befreiung der Heimat rang, so hat der Nachkomme die deutschen Fahnen über das weite Meer bis in den fernsten Osten tragen können.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Fürsorge für die Arbeiterjugend

Die am 23. und 24. April dieses Jahres in Berlin abgehaltne Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen hat sich mit der „Fürsorge für die schulentlassene Jugend“ beschäftigt, und unter diesem Titel sind jetzt in Nr. 19 der Schriften der Zentralstelle die Verhandlungen der Konferenz und vierzehn Vorberichte, die ihr vorlagen, veröffentlicht worden. Sowohl der Gegenstand wie die Art, wie er behandelt ist, fordern für das Buch das Interesse aller Gebildeten. Mit großem Ernst wird in ihm dem heutigen Geschlecht die Bedeutung der Aufgaben gezeigt, die ihm in der bessern Erziehung der Arbeiterjugend erwachsen und vielleicht schon über den Kopf gewachsen sind, und mit viel Sachkenntnis und liebevoller Hingebung sind auch die Mittel und die Wege erörtert, die man zur Erreichung des Ziels für richtig hält. Dabei mögen manche Einzelheiten zur Kritik veranlassen, das Ganze ist jedenfalls ein verdienstlicher Mahn- und Weckruf an uns alle. Nicht etwa nur an die Politiker in Staat und Gemeinde, und auch nicht nur an die, die in der Lage und geneigt sind, im Vereinsdienst an besondern Veranstaltungen zur bessern Fürsorge für die jungen Arbeiter mitzuwirken. Der Mahnruf gilt den Einzelnen auch in ihrer rein privaten Lebenssphäre, wo immer sie es vermögen, nicht nur an der Erziehung junger Arbeiter selbst, sondern auch an der Erziehung des Volkes überhaupt, der Arbeitgeber aller Schichten und vor allem der erwachsenen Arbeiter mitzuwirken — zur Kräftigung und Schärfung des sittlichen Pflichtbewußtseins gegen die Jugend, das immer des Einzelnen Sache bleibt, aber doch zugleich auch die Hauptsache alles sozialen Fortschritts und seine beste Garantie ist.

In dem Referat, das Dr. Andreas Voigt aus Frankfurt a. M. der Konferenz am 24. April erstattete, bezeichnete er die Fürsorge für die aus der Schule entlassene Jugend als ein „modernes Problem,“ in gewissem Sinne sogar als das neuste unter den sozialen Problemen, die die moderne Welt der

Digitized by Google

privaten Vereinsthätigkeit, der kommunalen und der staatlichen Verwaltung stelle, und er erklärt das folgendermaßen:

Fürsorge für die aus der Schule Entlassenen sei immer geübt worden. Früher habe man sie nicht plötzlich ins Leben hinausgestoßen aus der Vormundschaft der Eltern und der Schule, sondern sie allmählich hinüber geleitet durch die Lehre bei einem Handwerksmeister oder, bei der weiblichen Jugend und auf dem Lande, durch den Gesindedienst. In jedem Falle seien die aus der Schule Entlassenen in einen neuen Haushalt als Mitglieder eingetreten, der eine etwas freiere, im allgemeinen doch ähnliche Zucht ausgeübt habe wie der väterliche. Lücken in diesem Erziehungssystem und Ausnahmen von diesem Lauf der Dinge habe es gewiß nicht wenig gegeben: schlechte Lehrmeister, die ihre Pflicht verletzten, gewissenlose Dienstherrschaften, die ihr Gesinde schlecht beherbergten und schlecht beköstigten, unordentliche Wirtschaften, die nicht als Muster dienen konnten, auch liederliche junge Leute, die sich keiner Zucht fügen wollten oder sich nicht an die bürgerliche Seßhaftigkeit gewöhnen konnten und vagabondierend umherzogen. Aber alle diese Fälle seien eben, mochten sie auch ziemlich zahlreich auftreten, doch als Ausnahmen erschienen, als Verstöße gegen die allgemeine Pflicht und Ordnung, und das einzige Mittel, sie zu beseitigen oder wenigstens zu vermindern, sei darum die „ethische" Einwirkung auf die Pfleger und Erzieher einerseits und die Pflegebefohlnen und Zöglinge andrerseits gewesen.

Das sei alles anders geworden, seit sich die „modernen Arbeiterverhältnisse" mehr und mehr entwickelt hätten. Die moderne Großindustrie sei aufgekommen mit ihren Scharen „ungelernter Arbeiter," die keiner Lehrzeit bedurften und deshalb nicht für Jahre an einen Ort gebunden waren, die durch frühzeitiges Geldverdienen zu einer „unerhörten" Selbständigkeit gelangten, sich von ihrer Familie gleich nach der Entlassung aus der Schule loslösten, um an fremden Orten selbständig Lohnverträge abzuschließen, eine Schlafstelle zu mieten, selbst für Beköstigung und Kleidung zu sorgen und über den Rest des Arbeitsverdienstes ganz nach eignem Ermessen zu verfügen. In der Landwirtschaft seien ähnliche Veränderungen eingetreten, Sachsengängerei und Wanderarbeit seien aufgekommen. Auch die jungen Mädchen in Stadt und Land hätten den Männern nachgeahmt und wären in die Fabriken gegangen, um bares Geld zu verdienen. Die Zahl derer, die sich als Dienstboten einem Haushalt anschlössen, „um sich zu Hausfrauen auszubilden," sei immer kleiner geworden. Und Berufe hätten sich dem weiblichen Geschlecht erschlossen, die vielfach auch eine frühere Loslösung aus dem Familienverbande notwendig machten. Dabei hätten die Erwerbsverhältnisse ihre Stetigkeit verloren. Arbeitslosigkeit unterbräche den regelmäßigen Verdienst. Manche Industrien verlangten Arbeiter nur zu gewissen Jahreszeiten. Für die jungen Handwerker sei die Aussicht, zur Selbständigkeit zu gelangen, immer geringer geworden. Welche Berufe noch Aussichten böten und welche nicht, könne der Vater, der Vormund nicht mehr beurteilen. Der ernstere Teil der Jugend habe angefangen,

Digitized by Google

über diese Vorgänge nachzudenken. Er habe offne Ohren gezeigt für die „neuen politischen Theorien," die aufkamen und ihm das alles erklärten. Das habe die Verwirrung nur noch größer gemacht. Um das Maß vollzumachen, habe sich zugleich auf fast allen Gebieten eine Kampfesstimmung entwickelt. Nicht durch friedlichen Ausgleich der Interessen, sondern im Kampfe um sie suche man die Lösung der bestehenden Schwierigkeiten.

So schildert in der Hauptsache Dr. Voigt die neuen Verhältnisse, die das neue Problem der Fürsorge für die aus der Schule Entlassenen geschaffen hätten, und er hat in der Hauptsache die Wirklichkeit getroffen. Es ist wahr, durch die gewaltigen Umwälzungen, die die Fortschritte der Technik seit anderthalb Menschenaltern in den Produktions- und Verkehrsmitteln bewirkt haben, sind die vom Willen und vom sittlichen Pflichtbewußtsein der Einzelnen unabhängigen „Verhältnisse" anders geworden zum Nachteil der Erziehung der Arbeiterjugend, und neue Veranstaltungen haben sich deshalb als unerläßlich herausgestellt. Sie fallen einerseits dem Staat und der ihm dienstbaren Selbstverwaltung zu, andrerseits der freien Vereinsthätigkeit, und schon ihr Umfang läßt die Sorge für ihre zweckmäßige Gestaltung in der That als eine neue Aufgabe, ein „modernes Problem," wenn man so sagen will, erscheinen.

Aber damit ist die Aufgabe, vor der wir auf diesem Gebiete stehn, doch noch nicht erschöpft. Mit neuen Veranstaltungen des Staats, der Gemeinden und andrer Selbstverwaltungskörper und der privaten Vereinsthätigkeit ist schwerlich hinreichend geholfen, wenn nicht den Einzelnen die ihnen obliegende sittliche Pflicht besserer Fürsorge für die jungen Leute wieder zu lebendigem Bewußtsein gebracht, ihnen ihre persönliche unmittelbare Bethätigung wieder anerzogen wird. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß wir in dieser Beziehung in den letzten vierzig Jahren viel mehr Rückschritte gemacht haben, als sich durch die Veränderungen der äußern Verhältnisse erklären oder gar entschuldigen läßt, und daß diese ins sittliche Gebiet fallenden, den Einzelnen zuzurechnenden Rückschritte an dem übeln Zustande, vor dem wir jetzt erschrecken, einen sehr großen Teil der Schuld tragen. Und ebenso wenig zweifle ich daran, daß unsre modernen Sozialpolitiker, die fast immer nur von diesen Veranstaltungen des Staates, der Gemeinden und der Vereine zu sprechen wissen, die Einzelnen in der eingerissenen Vernachlässigung ihrer sittlichen Pflicht im allgemeinen mehr bestärken als zur Pflichterfüllung zurückführen.

Es ist deshalb sehr erfreulich, daß Dr. Voigt Veranlassung genommen hat, im Anschluß an seine vortreffliche Darlegung der veränderten Verhältnisse „die weitverbreitete Abneigung" zu beklagen, „an ethische Momente zu appellieren, überhaupt sich an den einzelnen Menschen zu wenden." Alles solle „geregelt" werden, „Rechte" sollten geschaffen werden; von der Erweckung des sozialen Geistes, von der philanthropischen Gesinnung der Unternehmer werde wenig oder nichts erwartet. Das Gegensätzliche der Interessen werde in den Vordergrund gestellt, und aus dem Kampfe dieser solle die neue Ordnung der Dinge hervorgehn. Sogar die sogenannte „ethische" Richtung der Nationalökonomie

Digitized by Google

habe das meiste von der Gesetzgebung erwartet. Er kommt darauf am Schluß seines Referats noch einmal in folgenden Sätzen, die ich wörtlich wiedergeben will, zurück: „Eine heute weite Kreise beherrschende Theorie schätzt die Persönlichkeit gering und betrachtet den Menschen als ein Produkt äußerer Verhältnisse, die menschlicher Einwirkung entzogen seien. Daraus folgt dann eine Geringschätzung aller Bestrebungen, die auf Belebung der moralischen Kräfte des Menschen, auf eine Verbreitung des sozialen Empfindens abzielen und von der unmittelbaren persönlichen Einwirkung von Individuum zu Individuum aus den verschiednen Gesellschaftsklassen eine Besserung unsrer sozialen Verhältnisse erwarten. Auch ich will mich in dieser Beziehung keinen utopistischen Hoffnungen hingeben. Doch bin ich überzeugt, daß die Vertreter jener Ansicht weit über das Ziel schießen und selbst erstaunt sein würden, welche gewaltige Lücke schon heute entstehn würde, wenn man einmal versuchsweise jene geringgeschätzten persönlichen und moralischen Kräfte aus dem Weltgetriebe ausschalten könnte. Große Bedeutung aber müssen sie noch in Zukunft gewinnen; denn soviel ist gewiß, daß eine vollkommne Lösung der uns hier beschäftigenden Probleme nur möglich ist, wenn jeder, der dazu in der Lage ist, und deren giebt es viele, Männer und Frauen, sich persönlich und individuell der hilfsbedürftigen jugendlichen Personen annimmt. Gesetze lassen sich machen, auch Geld wird aufzutreiben sein, was uns aber am meisten not thut, das sind Personen, die sich selbst in den Dienst der Fürsorge stellen."

Wenn hier Dr. Voigt die Vereinsthätigkeit, den Vereinsdienst, wie ich sagen möchte, nicht scharf in Gegensatz bringt zu der persönlichen Pflicht, die dem Einzelnen in seiner privaten Lebenssphäre obliegt, als Arbeitgeber, Werkmeister, Vor- und Mitarbeiter u. dgl., aber auch als Hauswirt, Wohnungsvermieter, Nachbar, Landsmann, Freund und Bekannter der Eltern, und wie die hunderterlei Beziehungen sonst heißen mögen, in denen der ältere, erwachsene, erfahrene und vor allem auch der gebildetere Mensch zu jungen Arbeitern stehn kann, wenn er vielmehr die Pflicht des Einzelnen schließlich fast ganz verschwinden läßt hinter dem Vereinsdienst, so ist das aus dem Zweck seines Referats, das eben mit „Einrichtungen" zur Fürsorge für die Arbeiterjugend zu thun hatte, wohl erklärlich. Aber unmöglich kann ihm nach dem, was er gesagt hat, der Gegensatz nicht zum Bewußtsein gekommen sein. Der Dienst an der Arbeiterjugend, den Vereinsvorstände, Vereinspfleger und Pflegerinnen, oder wie man sie nennen will, vielfach mit gar nicht genug anzuerkennender Aufopferung, Hingebung und auch oft mit bewundernswertem Verständnis für die Sache leisten, ist in gewissem Sinne freilich auch eine „persönliche und individuelle Pflichterfüllung, eine Fürsorge des Einzelnen für den Einzelnen." Er ist aber doch qualitativ himmelweit von der privaten Fürsorge des Einzelnen für den Einzelnen verschieden, und quantitativ verschwinden schließlich alle persönlichen und individuellen Beziehungen, die der Vereinsdienst schaffen kann, immer noch hinter den vielerlei, sozusagen natürlichen Beziehungen, in die die privaten Verhältnisse Tag für Tag unausgesetzt Ältere zu Jüngern,

Digitized by Google

Erfahrne zu Unerfahrnen, zur Fürsorge Befähigte zu ihrer Bedürftigen, Gebildete zu Ungebildeten, Starke zu Schwachen bringen. Gewiß giebt es „viele, Männer und Frauen," die sich in den Vereinsdienst stellen können, aber gerade die große Masse derer, die in ihrem eignen persönlichen Lebenskreis mit jungen Leuten zu thun haben, für sie sorgen können und deshalb auch für sie sorgen sollen, ist nicht in der Lage, Vereinsdienste zu übernehmen. Gerade sie müssen in der Pflichterfüllung erhalten und zu ihr zurückgeführt, nicht aber dazu verleitet werden, sich im besten Falle vielleicht mit einem Geldbetrag an den Fürsorgeverein abzufinden, sich aber ihrer persönlichen Fürsorgepflicht gänzlich zu entschlagen.

Es kann den eingerissenen und immer weiter einreißenden Irrtümern gegenüber gar nicht nachdrücklich und oft genug darauf hingewiesen werden, daß unsre Groß- und Mittelindustriellen sich viel, sehr viel weniger um ihre jungen Arbeiter kümmern, als es die „modernen Verhältnisse" auch in den Großstädten ihnen erlauben, und als es auch heute noch, ja gerade heute erst recht als ihre Pflicht anerkannt werden muß. Es ist einfach eine Lüge, daß jede wirksame persönliche Fürsorge in den Großbetrieben ausgeschlossen sei. Die wenigen Beispiele wirklich wohlwollender Fabrikherren beweisen das hinreichend. Es fehlt aber jeder gute Wille bei der Masse der Chefs und deshalb auch bei ihren Angestellten, Werkmeistern usw., die ihre berufnen Helfer sein sollten in der Fürsorge für die jungen Leute. Die moderne Gesetzgebung und ihre Ausführung hat freilich manches gethan, was den Fabrikanten mildernde Umstände verschafft. Aus dem Widerwillen und dem vorläufig vielfach zu erwartenden Undank der jungen Arbeiter sind solche dagegen im allgemeinen nicht zu folgern. Die Verwahrlosung wird nicht besser dadurch, daß man sie anerkennt, und noch weniger findet man sich dadurch mit der Pflicht ab, sie zu bekämpfen. Im Kleingewerbe, das ist so bezeichnend, ists durchaus nicht besser bestellt mit dem guten Willen zur Pflichterfüllung. Auch wo der Junge noch beim Meister wohnt, oder der Meister den Eltern in die Fenster sieht, steht es mit der Fürsorge für die Lehrlinge traurig.

Und wie stehts im Handelsstande? Man forsche doch einmal gründlich nach dem guten Willen der Prinzipale, das an Fürsorge zu leisten, was die Verhältnisse erlauben, und man wird wenig oder gar keinen finden. Das ist bei den Grossisten so wie bei den Dütenkrämern, im Warenhause wie im Kramladen des Vororts und der Kleinstadt der Fall. Sogar da, wo die Herren Firmeninhaber keinen jungen Mann ohne Primanerzeugnis annehmen, und thatsächlich der Stand der geselligen Bildung der Angestellten um nichts hinter der des Chefs und seiner Familie zurücksteht, sind Chef und junger Mann viel weiter „auseinander gerückt," wie Paulsen sagt, als natürlich ist. Nur wenns ein reicher Junge ist, wird er „herangezogen," mags auch ein noch so arger Faulpelz, Dummkopf und Windhund sein. Dann sehe man sich einmal die unglückseligen Schreiberjungen an, deren Zahl so gewaltig anschwillt. Da ist die Verwahrlosung, die Sünde der Arbeitgeber geradezu himmelschreiend.

Digitized by Google

Nirgends auch nur ein Gedanke daran, was aus so einem armen Kerl einmal wird. Oft von der Straße aufgelesen, wenn man ihn gerade braucht, wird er auf die Straße geworfen, wenn man ihn ausgenutzt hat. Das machen nicht nur die Zeitungsexpeditionen, Inseratenannehmer, Adressenverleger, Winkelkonsulenten u. dgl. so, auch die Gerichtsvollzieher und die Rechtsanwälte leisten darin leider Gottes vielfach alles mögliche. Und überall, wo man auch nachfragt, wird die Möglichkeit und vollends die Pflicht zu irgend welcher Fürsorge grundsätzlich bestritten, obgleich es sich hier fast immer nur um einige wenige junge Leute handelt, um deren Wohnung, Familie, Lebenshaltung und Lebenswandel sich der Chef durchweg in höchst eigner Person kümmern könnte und kümmern müßte, wenn er etwas „soziale Gesinnung," d. h. einfach das schlechthin zu verlangende Maß sittlichen Pflichtbewußtseins hätte. Von dem so argen und ganz unnötigen Unfug im Laufburschen- und Laufmädchendienst und von den Gast- und Schankwirtschaften will ich gar nicht reden. Dagegen ist noch ein Wort zu sagen über den Mangel an Wohlwollen für die Jugend im Beamtendienst. Für eine gewisse äußere Disziplin wird ja hier fast überall gesorgt, und das ist schon etwas. Nicht scharf genug kann aber als sittliche Verfehlung gerügt werden die Interesselosigkeit der obern Beamten für das Fortkommen auch der befähigtern jungen Leute unter den Subaltern- und Unterbeamten. Von persönlichem Wohlwollen ist der moderne Assessorismus himmelweit entfernt, und meilenweit glaubt jedes Mitglied der obern Kaste von denen der nächst untern abrücken zu müssen, auch wenn sie ihm an allgemeiner Bildung gleichstehn, und er sich für berechtigt hält, ihr Fachwissen ungeniert Tag für Tag als sein geistiges Eigentum nach oben an den Mann zu bringen. Das geht manchmal nicht anders, aber wenn man dabei jedes soziale Empfinden und jeden sittlichen Maßstab verloren zu haben scheint, ist es ungeheuer traurig. Die Tüchtigkeit unsers Beamtentums leidet darunter sichtbar.

Auf dem Lande ist man auch viel weiter auseinander gerückt, als die veränderten äußern Verhältnisse entschuldigen können, und gerade an der Erziehung der jungen Arbeiter versündigen sich dadurch die Besitzer am allermeisten. Daß Bauern heute nicht mehr mit dem Gesinde an einem Tisch essen, oder statt auf der Bank auf einem Sofa sitzen wollen, macht es nicht. Das können sie ruhig thun und doch ihren Leuten mit sorglichem Wohlwollen nahe stehn. Bedauern kann mans vielleicht aus ästhetischen Gründen, denn Bauer und Bäuerin auf dem Sofa sind in der Regel immer noch Karikaturen. Aber auch hier ist leider die Gesinnung vielfach in Grund und Boden verdorben. In den Großbetrieben, wo man sich äußerlich nie sehr nahe gestanden hat, ist leider die Manchestermordl in Bezug auf die Arbeiter fast ganz zur Herrschaft gelangt. Und doch gerade hier zeigen Ausnahmen genug, wie ganz anders es heute noch sein kann, wo die alte soziale Pflichterfüllung, dieses Alte und doch immer Zeitgemäße in dem so viel verspotteten und doch nicht hoch genug zu schätzenden Patriarchalismus, noch regiert. Die Verwahrlosung der jungen Hofarbeiterschaft durch die Unternehmer — einen andern Namen

Digitized by Google

verdienen die „Herrschaften“ kaum noch — ist vielfach ganz entsetzlich. Die Landflucht ist dafür die gerechte Strafe. Aber viel größer ist die Sünde derer, die heute alles thun, den Leuten, Bauern wie Rittergutsbesitzern, die Erkenntnis der eignen Schuld zu erschweren, mögen es Minister sein oder bezahlte Wanderagitatoren des Bundes der Landwirte. Im Hausgesindedienst, dem ländlichen wie dem städtischen, hat der Verfall des rechten, pflichtmäßigen Wohlwollens vollends verwüstend gehaust; natürlich, da hier das sittliche Auseinanderrücken im schroffsten, unverträglichsten Gegensatz steht zu dem äußern Sichnahestehn. Es ist vielfach schon so weit gekommen, daß Dienstherrschaften es für erlaubt und klug halten, Dienstboten durch bewußte Duldung eines unsittlichen Lebenswandels an den Dienst zu fesseln. Auch im landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnis hört man schon diese Gottlosigkeit als soziale Weisheit preisen. Wie schwer man sich damit selbst schädigt, liegt auf der Hand.

Es könnte überhaupt erwartet werden, daß hier das eigne wohlverstandne Interesse der Arbeitgeber ins Treffen geführt würde, um für eine bessere Fürsorge für die Jugend zu plädieren. So wahr es ist, daß sich diese Fürsorge schließlich auch materiell verlohnt, so hat die utilitaristische, materialistische Argumentation nachgerade genug Verwirrung in den sittlichen Anschauungen angerichtet, und wir unterlassen sie. Es ist die höchste Zeit, dem Volk wieder klar zu machen, daß der Einzelne seiner sozialen Pflicht genügen muß als einem unbedingten sittlichen Gebot, um Gottes willen, nicht um Gewinnes willen; daß es eine Sünde und er ein schlechter Kerl ist, wenn er sich ihr entzieht, und daß er als solcher von der wirklich „guten“ Gesellschaft behandelt werden soll, mag er Geheimrat oder Zwischenmeister sein, eine Million jährlich zu verzehren haben oder fünfzehnhundert Mark.

(Schluß folgt)

Die russischen Hungersnöte

(Schluß)

Was leisten nun die Behörden in der Bekämpfung des Übels und in Vorbeugungsmaßregeln? Guten Willen und Eifer bezeugen nach Lehmann die Semstwos oder Landschaften, die gewählten Selbstverwaltungskörper der Gouvernements und Regierungsbezirke. Sie haben sich „zum Teil viel Mühe gegeben, das Volk physisch und moralisch zu heben. Sie haben auch in manchen Gegenden schon recht schöne Erfolge aufzuweisen. Auf alle Fälle thun sie in Sachen der Volksaufklärung weit mehr, als der obersten Staatsbehörde und dem

Digitized by Google

Heiligen Synod lieb ist. Außer durch die Gründung von Schulen haben sie sich hauptsächlich durch die Organisation der ärztlichen Hilfe ein Verdienst erworben." Bei der Beschränktheit ihrer Mittel indes und bei der Weitschichtigkeit des dünn bevölkerten Landes bleiben ihre Leistungen in beiden Beziehungen unzureichend. Ein Viertel aller Dörfer liegt über dreißig Kilometer vom Wohnort des Distriktsarzts entfernt, und noch weit schlimmer steht es mit den Schulen. Der größte Teil der Dorfjugend wächst ohne Schulunterricht auf, die Schulhäuser sind elende Bauernhütten, und die Lehrer und Lehrerinnen bekommen acht bis zehn Rubel monatlich, sodaß sie in Zeiten der Teurung übler dran sind als die Bauern, da sie nicht wie diese betteln gehn können.

Die Bauern haben in solchen Zeiten ein Recht auf Unterstützung, denn das „Gesetz über Sicherung der Volksernährung" vom Jahre 1834 verordnet, daß nach Mißernten den notleidenden Bauern Hilfe gewährt werden soll in Gestalt von unverzinslichen Darlehen in Geld oder Getreide, die nach einem, nach zwei oder drei Jahren zurückgezahlt werden sollen, und zwar hat zunächst die Gemeinde das Geld oder Getreide zu liefern; ist diese unvermögend, so treten die Semstwos, in letzter Instanz die Reichskassen ein. Um die Leistungsfähigkeit der Gemeinden zu sichern, hat man die Errichtung von Gemeindespeichern befohlen, in die die Bauern einen Teil ihrer Ernte abzuführen haben. Das Ergebnis dieser Maßregel ist, daß die Bauern in den bessern Jahren der Mittel beraubt werden, sich ein wenig zu erholen, denn bei dem beschriebnen Zustande haben sie auch nach der reichlichsten Ernte nicht ein Körnchen für allgemeine Zwecke übrig, und daß, wenn die Hungersnot kommt, die Vorratshäuser trotzdem leer sind, denn das darin aufgespeicherte Getreide ist teils verfault, teils von Mäusen gefressen, teils gestohlen worden. Als das Gesetz erlassen wurde, bereitete wenigstens die Füllung der Kornhäuser noch keine Schwierigkeiten, denn die Schwarzerde hatte noch ihre volle Kraft, und die Getreideausfuhr war noch nicht wie heute organisiert. Haxthausen, der Rußland 1843 und 1844 bereist hat, schreibt in seinem bekannten Werke: „Zuerst muß uns der ungeheure Reichtum des Bodens im Verhältnis der darauf wohnenden Menschen auffallen [deren Zahl übrigens seitdem im europäischen Rußland von 60 auf 106 Millionen gestiegen ist]. Welches Land in der Welt erntet in drei guten Jahren so viel, daß es nach Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse seiner Bevölkerung diese noch vier bis fünf Jahre aus den Vorräten ernähren kann? Welcher embarras de richesse! Man würde in seinem Reichtum ersticken, wenn Gott nicht aus Mitleiden zuweilen Mißjahre schickte! Diese kommen denn auch infolge der klimatischen Verhältnisse viel häufiger als in andern Ländern."

Jetzt also sind die Gemeindespeicher leer, die Gemeinden den Semstwos, die Semstwos der Regierung verschuldet, und der Versuch, die Lieferungen der einzelnen Bauern durch Absonderung eines nur für den Gemeindespeicher zu bestellenden Gemeindeackers zu ersetzen, mußte daran scheitern, daß der Bauernacker schon für seine Besitzer nicht zureicht. Tritt demnach ein Notstand ein,

Digitized by Google

so bleibt nichts übrig als unmittelbare Regierungshilfe, aber diese zu erlangen ist sehr schwer. Zwar die Semstwos sind meistens sofort bereit, den Notstand anzuerkennen. Den erstens spüren sie ihn an den Steuerrückgängen, durch die sie in Verlegenheit geraten, und zweitens ist es für die Mitglieder, die ja Gutsbesitzer sind, eine bequeme Absatzgelegenheit, wenn die Regierung Notstandsgetreide kauft. Mitunter freilich liegt dem Semstwo weniger an der Anerkennung des Notstands, wenn nämlich seine Mitglieder Grund haben zu vermuten, daß die Regierung nicht bei ihnen, sondern in einem andern Gouvernement kaufen werde. Entsteht nun aber auch kein Konflikt im Schoße des Semstwo, so ist dafür der Konflikt mit den Regierungsbehörden, zunächst dem Isprawnik (Regierungspräsidenten des Bezirks) desto gewisser. Diese Herren sträuben sich gegen die Anerkennung eines Notstands mit Händen und Füßen, weil sie dadurch bekennen müssen, daß etwas in ihrem Bezirk „nicht in Ordnung" ist, und sie sich damit die Gunst ihrer Vorgesetzten verscherzen; macht sich doch sogar auch anderwärts, wo keine russischen Zustände herrschen, der Beamte durch nichts mehr mißliebig, als durch Meldungen und Berichte, die hohen Ohren unangenehm klingen. Von einer Unterstützung durch die Presse kann keine Rede sein, da die Zensur so lange alle Notstandsnachrichten streicht, bis der Notstand von der Regierung amtlich anerkannt ist. Nimmt man nun noch die Untreue der russischen Beamten, die allgemeine russische Schlamperei und die Schwierigkeit der Zufuhr in einem bahn- und straßenlosen Lande hinzu, so kann man sich im voraus denken, daß die nach unzähligen Streitigkeiten, Verwicklungen und Schreibereien endlich durchgesetzte Hilfe regelmäßig zu spät kommt und ungenügend ausfällt. Langt der Transport an der Wolga erst an, wenn diese schon zugefroren ist, dann muß die ganze Entfernung zwischen Ankaufsort und Hungerdorf auf der Achse zurückgelegt werden. In der Nähe von Ssamara z. B. ist eine sieben Werst (nicht ganz acht Kilometer) lange Strecke zu passieren, die der „Kosakendreck" genannt wird, und zu deren Überwindung nach Regenwetter mehrere Tage notwendig sind, wobei noch Menschen und Vieh unerhört geschunden werden. Die Transportkosten verdoppeln den Preis des Getreides, und wo es die begnadeten Gemeinden auf weite Entfernungen selbst holen müssen, setzen sie gewöhnlich die letzten Kräfte ihres Zugviehs und ihre letzten Futtermittel dran. Dabei versteht es sich von selbst, daß von der Menge, die ein Semstwo fordert, die verschiednen Regierungsbehörden so viel wie möglich herunterhandeln, und daß darum schon die Bewilligung zu klein ausfällt. Noch im Schoße der Regierung selbst setzt es Kämpfe, denn der Finanzminister bewilligt niemals unverkürzt, was der Minister des Innern fordert.

Die Künste eines Gouverneurs, der sich lieb Kind zu machen versteht, beschreiben die Verfasser in einem besondern Kapitel unter der Überschrift: „Wie ein russischer Gouverneur den Notstand zum Schweigen bringt, aber in Petersburg nicht genügend gewürdigt wird, dann auf Urlaub geht, während dessen die Bauern in einen Notstand geraten, bei seiner Rückkehr aber den

Digitized by Google

blühenden Zustand wieder einsetzt, sodaß die unterstützten Bauern Überschüsse haben und die Steuern zahlen." Das Ende der sinnreichen Operation ist natürlich eine große Skorbutepidemie und die Vernichtung der Steuerkraft.

Noch schlimmer als um die Getreidelieferungen der Regierung steht es um den Ersatz des gefallnen Viehs. Im Jahre 1891 hat sie — bei einem Verlust von einer Million Pferden — 40000 Pferde in den Steppen Zentralasiens angekauft. Man wird es den Verfassern ohne Schwur glauben, daß die Tiere im elendesten Zustande an ihren Bestimmungsorten ankamen. Der amtliche Bericht bestätigte denn auch, daß der Ernährungszustand „im allgemeinen unter dem Durchschnitt" sei, tröstete aber die Bauern, deren Futtervorrat sich auf das Dachstroh beschränkte, mit dem Hinweise auf eine „unschätzbare Eigenschaft" der Kirgisenpferde: „die Fähigkeit der schnellen Auffütterung," d. h. die Fähigkeit, nach langem Hungern viel zu fressen. Natürlich kamen diese ausgezeichneten Tiere auch noch zu spät zur Ackerbestellung, und wären sie zurechtgekommen und schon aufgefüttert gewesen, so hätten sie selbst dann für dieses Jahr nichts genützt, weil sie Fohlen und nicht eingefahren waren. Wie die 1899 gelieferten Regierungspferde ausgesehen haben, zeigen die von den Verfassern aufgenommnen Photographien; ob sich bei diesen Jammergestalten die Fähigkeit der schnellen Auffütterung noch bewährt hat, konnten sie nicht abwarten. Ein Versuch, den Verarmten durch die Organisierung öffentlicher Arbeiten zu helfen, ist an der Geringfügigkeit der bewilligten Mittel gescheitert. Wenn in Rußland eine Milliarde jährlich auf den Bau von Eisenbahnen und Chausseen, auf Drainierung und Anschaffung von landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen, auf den Bau von Schulhäusern, auf die Errichtung und Dotierung von Volks-, Ackerbau- und Gewerbeschulen verwandt würde, wie glänzend würde sich diese Kapitalanlage nach dreißig, vielleicht schon nach zwanzig Jahren verzinsen!

Neben den Regierungsbehörden und den Semstwos wirkt das Rote Kreuz in den Notstandsbezirken, eine unter dem Protektorat der Kaiserin stehende Organisation, deren Thätigkeit dadurch gefesselt wird, daß sie in den verwickelten und schwerfälligen bureaukratischen Apparat der Provinzialverwaltung eingefügt und damit verkoppelt ist. Dazu sind die ihr zur Verfügung stehenden Mittel verhältnismäßig gering, die Verwaltungskosten groß. In jedes Gouvernement wird ein Spezialbevollmächtigter geschickt, der monatlich 450 Rubel Gehalt und auf den Tag 20 bis 30 Rubel Reisekostenentschädigung bekommt, seine Gehilfen erhalten 300 Rubel monatlich. Die Ärzte, Feldscherer, barmherzigen Schwestern, Studenten, die der Bevollmächtigte anstellt, erfüllen mit Aufopferung ihre Pflichten, aber, wie gesagt, ihre Mittel reichen nicht hin, und wenn der Herr Landeshauptmann zufällig einmal vergißt, Mehl herauszugeben, haben die Pfleglinge des Roten Kreuzes ein paar Tage lang nichts zu essen. Das Rote Kreuz tritt nicht eher in Thätigkeit, als bis schon eine Skorbutepidemie ausgebrochen ist; es hat die Bestimmung, die Erkrankten, die Kinder und die nicht gemeindeangehörige Bevölkerung zu unterstützen. Da die

Digitized by Google

Staatsunterstützung für die erwachsenen und noch nicht erkrankten Leute nicht hinreicht, so ist es nicht zu verwundern, daß manche Bauern sich das Zahnfleisch verwunden, um den Skorbut zu simulieren, in die Speiseanstalten und Spitäler des Roten Kreuzes aufgenommen zu werden und so dem wirklichen Skorbut und dem Hungertode zu entgehn. Die private Wohlthätigkeit regt sich daneben, aber ihrer Organisation werden die ungeheuerlichsten Schwierigkeiten bereitet, ist doch jede förmliche Vereinsgründung von vornherein verboten. Wo es ihr trotzdem gelingt, sich unter dem harmlosen Namen Kruschok, Kreis, zu organisieren, wie in Samara, und sie sich durch keine Chikanen abschrecken läßt, trägt sie zur Linderung des Elends viel bei. Von dem Kruschok zu Samara wird erzählt: „Als er seine ersten Speiseanstalten errichtete, erklärten die Behörden den Bauern, wer sich jene Speisung gefallen lasse, dem werde die Semstwounterstützung entzogen. Später wollte der Gouverneur durchaus den Kruschok in die Organisation des Roten Kreuzes einordnen. Der Kruschok erklärte sich dazu bereit unter der Bedingung, daß sein Wirkungskreis von dem des Roten Kreuzes abgesondert werde. Da wurde das Projekt fallen gelassen, und man ließ ihn eine Zeit lang in Ruhe. Zuguterletzt, als die Bauern den Speiseanstalten des Kruschok selbst unter Verzicht auf die amtliche Unterstützung zuliefen, wandte sich der Gouverneur schriftlich an das Komitee des Kruschok mit dem Ansinnen: das Komitee möge die Rationen seiner Speiseanstalten heruntersetzen, da der Unterschied zwischen diesen und jenen des Roten Kreuzes im Volke verschiedne Gerüchte hervorrufe und den Verdacht errege, daß sich die Beamten des Roten Kreuzes Unredlichkeiten zu schulden kommen ließen. Der Kruschok antwortete, darauf könne er nicht eingehn, da die Rationen bereits so niedrig seien, daß ihre weitere Verminderung zur völligen Erschöpfung der Kräfte der Pfleglinge führen würde. Das wurde denn auch bald darauf durch die Thatsache bestätigt, daß in den Speisehäusern des Roten Kreuzes der Skorbut ausbrach und man sich dort genötigt sah, die Rationen zu erhöhen."

Die Verkettung des Bauernelends mit den Staatsfinanzen weist ein besondrer Abschnitt des Buchs nach. Die Verfasser haben außer den Berichten der Finanzminister, die veröffentlicht werden, ungedruckte amtliche Berichte und unter andern Quellenwerken hauptsächlich das Buch über Steuerrückstände von Brschesky benutzt, der im Auftrage des Finanzministers Witte eine Inspektionsreise in die Gouvernements unternommen hat, die sich durch besonders große Steuerrückstände auszeichnen. Die Rückstände sind chronisch wie die Hungersnöte und allgemeiner als diese vor der Hand noch sind, und die Ansammlung der Rückstände vernichtet die gesetzliche Normierung der Steuern. „Der Bauer muß stets gewärtig sein, daß neben dem Jahresbetrag der Steuern auch Rückstände eingefordert werden, er weiß deshalb nie im voraus, wieviel er zu entrichten haben wird. Denn die Eintreibung der Steuer und sämtlicher Rückstände in einem Jahre ist eine Unmöglichkeit, die selbst der Isprawnik einsieht. Wieviel nun in jedem Jahre bezahlt werden soll, bestimmt nicht das Gesetz, sondern

Digitized by Google

der ausführende Beamte." Brschesky schreibt: „Aus einem Organ, das vor allen Dingen auf die richtige Anwendung der Steuergesetze zu sehen hätte, verwandelt sich der Steuerinspektor in ein Organ, das Steuerpolitik treibt: zusammen mit dem Isprawnik und manchmal mit dem Landeshauptmann bestimmt er fast nur nach dem Augenschein, wieviel Steuern erhoben werden können, ohne den vollständigen wirtschaftlichen Ruin der Bevölkerung herbeizuführen, wobei etwa unrichtige Entscheidungen durch die Unverantwortlichkeit der Entscheidenden gedeckt werden und keine Berufung zulassen." Der Steuerexekutor bestimmt demnach die Höhe der Steuer! Brschesky schreibt weiter: „In der Mehrzahl der Gouvernements ist für die Erhebung der Steuern, für ihre Aufbewahrung und für die Rechnungsführung keine bestimmte Ordnung festgesetzt. Steuerbüchlein wurden an einzelnen Orten eingeführt, aber die Zahlungen der Hofbesitzer werden entweder überhaupt nicht oder erst lange nach der Zahlung eingetragen. Der Bauer weiß nicht, was er zu zahlen hat, und kann sich auch nicht darüber ausweisen, ob und wie viel er schon bezahlt hat. So ist er der Willkür der Gemeindebeamten preisgegeben. Noch immer sehr häufige Unterschlagungen der Steuergelder durch die Dorfbeamten, unzeitgemäße Einlieferung dieser Gelder an die Rentämter und die Unsicherheit, in der der Steuerzahler schwebt, ob er nicht das schon Gezahlte noch einmal werde zahlen müssen, das ist es, was den gegenwärtigen Zustand charakterisiert." Natürlich greift der Steuererheber in der Zeit zu, wo er beim Bauern, wenn nicht Geld, so doch Vorräte erwarten darf, also nach der Ernte, ohne zu fragen, ob das, was er dem Manne übrig läßt, zu Nahrung und Aussaat hinreichen wird. Der Landschaftshauptmann fühlt sich verpflichtet, danach zu fragen, und so gerät der Dorfvorsteher zwischen zwei Mühlsteine, wie folgende Geschichte zeigt, die Brschesky erzählt. „Der Landschaftshauptmann befiehlt dem Dorfältesten angesichts der Notlage der Gemeinde, die Steuererhebung nicht zu forcieren, sondern Nachsicht zu üben. Der Dorfälteste verfährt nach dieser Instruktion. Dann erscheint der Isprawnik: »Warum sind bis jetzt so wenig Steuern erhoben?« »Zu Befehl, der Herr Landschaftshauptmann haben befohlen, heuer weniger streng zu verfahren.« »Was? Du hast zu thun, was ich anordne. Drei Tage Arrest, und daß mir keine Kopeke fehlt!" »Zu Befehl.« Der Älteste brummt drei Tage und preßt dann die geforderte Summe heraus. Hierauf kommt der Landschaftshauptmann und erfährt, daß zur Deckung der Steuersumme so und so viel Pferde und Kühe verkauft worden sind. Auf die Entschuldigung, das sei auf Befehl des Isprawnik geschehn, antwortet er dem Ältesten: »Ich bin deine vorgesetzte Behörde, mir hast du zu gehorchen! Drei Tage Arrest, und daß es mir nicht wieder vorkommt! Verstanden?« »Zu Befehl.«" Der vortreffliche Bunge, dessen Lebensbild wir im ersten Bande des laufenden Jahrgangs Seite 330 gezeichnet haben, gab als Hauptgrund, weshalb eine durchgreifende Reform der Steuerverwaltung unmöglich sei, das Fehlen der erforderlichen Geldmittel an. Daß auch die für eine solche Aufgabe geeigneten Männer

Digitized by Google

fehlten, wird er wohl erkannt, aber nicht auszusprechen gewagt haben. Als er später ein Defizit durch eine vollkommen aufrichtige Darlegung der Verhältnisse erklärte, verlor er sein Portefeuille, und der gefällige Herr Wyschnegradski, der die Zustände wieder rosenfarbig zu malen verstand, wurde sein Nachfolger. Wenigstens geben Lehmann und Parvus diesen Grund für die Entlassung an, während Bunges Biograph als solchen den Reformeifer des rechtschaffnen und erleuchteten Mannes im allgemeinen nennt.

Für die Steuereintreibung wird in Rußland der Ausdruck „herausprügeln" gebraucht, weil der Exekutor als ultima ratio die Knute anwendet. Unter den Knutenhieben fällt dem Bauern manchmal noch ein verkäuflicher Gegenstand ein, durch dessen Hingabe er sich von der Pein erlösen kann. Die Steuerpresse bewegt sich in folgender Steigerung: 1. Beschlagnahme der Einkünfte; 2. Verkauf der Immobilien; 3. Verkauf der Mobilien; 4. Wegnahme des dem Zahlungsunfähigen zustehenden Anteils am Gemeindeland; 5. Arrest; 6. Stellung unter Kuratel; 7. Steuersklaverei; 8. Prügel. (Die Richtigkeit der Reihenfolge bezweifeln wir; 3 dürfte vor 2 und 8 vor 7 kommen.) Die Sklaverei besteht darin, daß der Zahlungsunfähige an einen Gutsbesitzer oder Fabrikanten vermietet und der ihm zustehende Lohn bis zur Deckung seiner Rückstände von der Gemeinde eingezogen wird. Er muß jede ihm zugewiesene Arbeit übernehmen, kann von seiner Familie getrennt und in ein andres Gouvernement geschickt, ja es kann auch statt seiner ein Mitglied seiner Familie auf solche Weise benutzt werden. Im Jahre 1891 sind 768 Personen diesem Verfahren unterworfen worden. Das Verderblichste aber an der Steuereintreibung ist, wie vormals im römischen Reiche unter den spätern Kaisern, der Grundsatz der solidarischen Haftbarkeit aller Gemeindemitglieder. Der eine kann für die Steuerrückstände des andern gepfändet werden. „Beim Erscheinen des Ispravniks im Dorfe entsteht eine furchtbare Panik; kein Mensch, und wäre er der pünktlichste Steuerzahler, ist sicher, daß ihm nicht seine Kuh aus dem Stalle geführt wird. Die Bauern, die noch einiges besitzen, sind daher darauf bedacht, die Aufmerksamkeit des Beamten auf andre abzulenken. Den Dorfgewaltigen gelingt das auch zumeist, indem sie sich mit dem Dorfältesten verbünden. Umso schwerer haben die übrigen zu büßen. Es kommt aber auch vor, daß das Hab und Gut ganzer Dörfer unter den Hammer kommt. Vielfach halten dann die Bauern des Distrikts zusammen, indem niemand von dem zur Versteigerung Ausgebotnen etwas kauft. Allein dadurch wird die Sache nur schlimmer, denn mit der Polizei erscheinen Händler, die alles um Schleuderpreise erstehn." Und die dabei eingenommnen Gelder werden noch dazu so untreu verwaltet, daß nach der Darstellung von Brschesky von den 1895 im Gouvernement Ssamara gepfändeten Bauergütern, die auf 9 Millionen geschätzt waren, der Fiskus nur 130000 Rubel bekam. Zum Teil erklärt er den großen Abstand zwischen Schätzung und Erlös daraus, daß unmittelbar vorm Verkauf die gepfändeten Gegenstände eingelöst worden seien.

Soweit also die russischen Finanzen auf den direkten Steuern beruhn,

Digitized by Google

stehn sie auf schwachen Füßen. Schon in bessern Zeiten haben die Getränkesteuern, deren wichtigste die Branntweinsteuer ist, einen höhern Ertrag gebracht; im Budget von 1900 sind die direkten Steuern auf 122,8, die Getränkesteuern einschließlich des Reinertrags des Spiritusmonopols auf 316,6 Millionen Rubel angeschlagen. Die Einführung des Spiritusmonopols bezeichnen die Verfasser als eine fiskalische Verzweiflungsthat. Infolge stetiger Erhöhung der Steuer bis auf 175 Mark für den Hektoliter reinen Alkohol — in Deutschland werden bekanntlich 50 und 70 Mark entrichtet — sei in noch stärkerm Maße der Konsum zurückgegangen. 1891 habe das alte System vollständig versagt, und so habe man sich dazu entschlossen, nicht zwar die Brennerei aber die Raffinerie und den Branntweinhandel zu verstaatlichen. Das hat zwar vorläufig den alten Ertrag wieder hergestellt, aber auf Kosten der Semstwos und der Gemeinden, die früher einen Teil ihrer ohnehin ungenügenden Einnahmen aus den Lizenzgebühren der Schankwirte zogen, und die jetzt für Volksschulen kaum noch etwas übrig haben werden, denn der Staat zahlt für die von ihm eingerichteten Verkaufsstätten keine Gebühr. Ob, wie die Verfasser behaupten, die schönen Budgets des Herrn Witte eitel Trug und Ergebnisse kühner Rechenkünste sind, und auch der von ihm angesammelte Goldschatz nur teils aus dem Ertrage im Auslande aufgenommner Anleihen, teils aus den für die Reichsbank eingezognen Betriebsfonds der Provinzialkassen besteht, das muß sich ja im Laufe der nächsten Jahre zeigen, denn eine unsolide Finanzwirtschaft kann nicht gar zu lange fortgeführt werden, ohne daß es zu einem Krach kommt. Das schlechte Gewissen des russischen Finanzministers scheint sich in den Kundgebungen zu offenbaren, die er von Zeit zu Zeit zur Beruhigung der Staatsgläubiger verbreiten läßt. In der letzten, die der St. Petersburger Herold gegen Ende Oktober dieses Jahres brachte, hieß es: 6150 Millionen Rubel Staatsschulden seien für ein Reich wie Rußland gar nicht schlimm; Frankreich habe 11479 Millionen Rubel Schulden. Und noch dazu sei ein großer Teil der Anleihen für Bahnbauten aufgenommen worden (wobei nur leider beachtet werden muß, daß die russischen Staatsbahnen schlecht rentieren). Auch seien in Westeuropa die Provinzial- und Städteschulden größer als in Rußland. Am Schluß gesteht jedoch der Offiziosus ein, daß die Lage Rußlands im Vergleich mit dem Auslande insofern schlechter sei, „als unser Volk, namentlich die Bauernschaft [die über neun Zehntel der Bevölkerung ausmacht!], weniger zahlungsfähig, und als die Hälfte der Staatsschulden im Auslande plaziert ist."

Zur Ergänzung dieses Auszugs aus dem vorliegenden Buche können die Leser nachschlagen, was wir im 2. Bande des Jahrgangs 1893 der Grenzboten nach Stepniak berichtet haben. Tolstoi, dem man, mag er sonst sein, wie er will, strenge Wahrheitsliebe und genaue Kenntnis der bäuerlichen Zustände seiner Heimat nicht absprechen kann, urteilt in seiner Schrift „Lasterhafte Genüsse": „Wir haben in Rußland zwei Übergänge von einer Form der Sklaverei zur andern erlebt. Als man die Leibeignen befreite und den Gutsbesitzern einen großen Teil ihres Landes überließ, fürchteten die Gutsbesitzer,

Digitized by Google

ihre Gewalt über die Sklaven werde ihnen entschwinden. Aber die Erfahrung lehrte, daß sie nur statt der alten Fessel eine neue zu handhaben brauchten, nämlich die Landsklaverei. Der Bauer hatte nicht genug Brot, sich zu ernähren, der Gutsbesitzer aber hatte Land und Getreidevorräte, und deshalb blieb der Bauer Sklave wie zuvor. Ein zweiter Übergang ereignete sich, als die Regierung ihre Steuerschraube anzog, und die Bauern dadurch genötigt wurden, sich an Gutsbesitzer und Fabrikanten in die Sklaverei zu verkaufen, sodaß neun Zehntel des russischen Arbeitsvolks nur zu dem Zweck arbeiten, die Steuern aufzubringen, und diese Form der Sklaverei ist noch härter als die alte." In dem Artikel des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften „Bauernbefreiung in Rußland" hat (noch vor der Hungersnot von 1891; die neue Auflage des Werks haben wir nicht zur Hand) von Keußler in St. Petersburg geschrieben, wenn man auch von den Übertreibungen absehe, deren sich die adlichen Feinde des großen Reformwerks und die revolutionären Feinde des Staats nach entgegengesetzten Richtungen hin schuldig machten, so müsse man doch zugestehn, „daß nur bescheidne Erwartungen in betreff der Wirkung der Reform in Erfüllung gegangen" seien. Als eine der Ursachen führt auch er an, daß die den Bauern zugemessenen Landlose zu klein seien. Das hat denn auch die Regierung zuletzt eingesehen und 1882 die Bauernbank gegründet, die es den Bauern möglich machen soll, ihre Güter durch Zukaufen von Land leistungsfähig zu machen. M. Sering deutet in einem sehr kurz gehaltnen Artikel darüber im ersten Supplementbande des Handwörterbuchs an, daß die Maßregel ihren Zweck verfehlt habe; am 1. Januar 1894 habe die Bauernbank „308 in der Zwangsvollstreckung übernommne Grundstücke mit 99209 Desjätinen Land (5,8 Millionen Rubel Beleihung) in ihrem Besitz" gehabt, was, nebenbei bemerkt, unverständlich ist, da russische Bauerngüter von durchschnittlich 340 Hektaren kaum vorkommen dürften. Lehmann und Parvus erwähnen die Bauernbank gar nicht, sie scheinen also von ihren Wirkungen nichts gespürt zu haben. — Daß die Slawen, die Osteuropa bewohnen, politisch unfähig und wirtschaftlich schwach sind, braucht nicht aus einem ursprünglichen Unvermögen der Rasse erklärt zu werden. Nur höhere Geisteskultur entwickelt die politischen und die wirtschaftlichen Fähigkeiten. Solche Kultur kann aber nur in lebhaftem Verkehr bei engem Zusammenwohnen der Menschen in Städten entstehn, und beides ist in Zeiten schwach entwickelter Technik nur in kleinen, vom Meer umschlossenen und vielfach eingebuchteten Ländern möglich. Der Mangel solcher Kultur hat die Russen nicht allein politisch unfähig und wirtschaftlich schwach gemacht, sondern ihnen auch durch jahrhundertelange Armut, Knechtschaft und geistige Verödung die Energie geraubt. Ihre Herrscher germanischer Abstammung und ihre ebenfalls germanischen Beamten und Generale haben von der fehlenden Eigenschaft so viel ins Land gebracht, daß sie einen großen Staat gründen und erhalten konnten, aber nicht genug, dem Volke die Kraft der Selbsthilfe mitzuteilen, oder wenigstens eine Bureaukratie zu schaffen, die einsichtsvoll, stark und ehrlich genug wäre, dem Volke aus seinen Nöten zu

Digitized by Google

helfen. Die heutigen Hilfsmittel der Zeit und Raum aufhebenden Technik würden hinreichen, die Ungunſt der Lage und die Hinderniſſe der weiten Entfernungen vollſtändig zu überwinden. Hätten die Deutſchen im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, anſtatt angeblich um der Religion willen, in Wirklichkeit im Dienſte des Auslands und einiger einheimiſchen Dynaſten, einander gegenſeitig zu morden, das im elften Jahrhundert begonnene Koloniſationswerk nach Oſten hin fortgeſetzt, ſo würde Rußland heute haben, was ihm fehlt, und die Deutſchen brauchten nicht müßig zuzuſehen, wie die ihnen von der Vorſehung beſtimmte Kornkammer elend zu Grunde geht.

Reformgedanken und Reformanſätze im heutigen Italien

Von Otto Kaemmel

(Fortſetzung)

Gleichwohl laſſen ſich Fortſchritte gar nicht verkennen. Zu einem der allerwichtigſten, der Aufforſtung der kahlen Felshänge, von denen das Regenwaſſer die letzten Reſte der Fruchterde wegſpülend reißend herabſtürzt und die Thäler unten weithin überſchwemmt, hat die Regierung erſt ſchwache Anfänge gemacht. Auch dieſen widerſetzen ſich auf Sizilien die Großgrundbeſitzer, weil ſie das dort ohnehin ſpärlich vorhandne Waſſer für ihre einträglichen Agrumenpflanzungen brauchen, ohne zu bedenken, daß ſie ſo daran mit arbeiten, die Waſſerarmut zu verewigen oder gar zu ſteigern. Die Gewöhnung, in den Waldungen das Vieh weiden zu laſſen, und die romaniſche Feindſchaft gegen den Wald, überhaupt gegen ſchattigen Baumwuchs kommt hinzu. Hat doch z. B. der Stadtrat des ſchattenloſen Syrakus eine ſchöne Allee nur deshalb wieder umſchlagen laſſen, weil die Wurzeln der Bäume die Grundfeſten der Gebäude ſchädigen ſollten! So entbehren denn auch die an ſich vorzüglichen und gut unterhaltnen Landſtraßen faſt durchweg der bei uns überall ſelbſtverſtändlichen Baumreihen.

Um dieſer tief eingewurzelten Volksanſchauung entgegen zu arbeiten, iſt der Miniſter Guido Baccelli auf den Gedanken gekommen, nach dem Vorbilde des nordamerikaniſchen Arbor's day in der Schuljugend das Intereſſe für Bäume und Wald zu erwecken und ſo die Wiederbewaldung (il rimboschimento) des entwaldeten Landes zu fördern. Er führte deshalb die festa degli alberi ein und ließ an dieſem Tage nach dem Beginn des neuen Schuljahrs (Ende Oktober) überall Bäume von der Schuljugend pflanzen. In Rom fand

Digitized by Google

dieses Fest am 20. November 1899, am Geburtstage der Königin Margherita und in ihrer Gegenwart statt; fünftausend Schüler und Schülerinnen rückten dazu mit Fahnen und Musik vom Lateranplatze in die Campagna aus und pflanzten dort an der Aqua Claudia fünfhundert Bäume. Anderwärts begnügte man sich mit einzelnen Bäumen, aber die Zeitungen berichteten ausführlich darüber und im ganzen mit Sympathie. Es wäre wünschenswert, daß der Brauch auch nach dem Rücktritt Baccellis fortdauerte.

Zu andern Meliorationen hat die Regierung namentlich durch Entsumpfungsarbeiten kräftiger die Hand geboten, so an der Tibermündung und in den toskanischen Maremmen, deren Bebauung in den letzten fünf Jahren sichtbar zugenommen hat. Andres leisten einzelne einsichtige und kapitalkräftige Grundbesitzer. So hat der Fürst Torlonia in Rom als Rechtsnachfolger einer Aktiengesellschaft mit einem Kostenaufwande von 35 Millionen Lire den ungeheuern Kessel des Fucinersees in den Abruzzen, dessen Austrocknung schon die erste römische Kaiserzeit versucht hatte, eine Fläche von 145 Quadratkilometern, in fruchtbares Ackerland verwandelt und an Bauern ausgethan oder verpachtet. Auch in der römischen Campagna sind einzelne Güter zu intensiverer Bewirtschaftung übergegangen, wie der dem Herzog von Salviati gehörige Pachthof (tenuta) Cervelletta durch lombardische Landwirte. Ein besondres Beispiel einer Musterwirtschaft bietet das Großgut des Grafen Eugenio Faina, San Venanzo bei Orvieto, ein Besitz von 5300 Hektaren Umfang, zu $^2/_3$ Wald, zu $^1/_3$ Ackerboden. Mit einem Aufwande von 322000 Liren von 1882 bis 1897 steigerte Graf Faina den Wert seines Besitzes von 845000 Liren auf mehr als 3 Millionen Liren durch Meliorationen der verschiedensten Art, einschließlich von Straßen und Wasserleitungen, und sorgte dabei für seine Teilbauern (coloni mezzadri), deren Lage noch vor zwanzig Jahren erbärmlich war, derart, daß sie jetzt gut leben, Ersparnisse machen und zu ihrem Herrn im besten Verhältnis stehn. Auf Sizilien war Graf Lucio Tasca († 1892) bei Palermo einer der tüchtigsten und thätigsten Landwirte.

Zuweilen freilich legt bureaukratischer Schlendrian wohlgemeinten Absichten unüberwindliche Hindernisse in den Weg. So ließ ein Großbesitzer bei Terracina eine ausgedehnte Fläche für die Besiedlung durch kleine Bauern vorbereiten, die ihre Stellen durch Arbeit für ihn und durch Abzahlung allmählich als Eigentum erwerben sollten, und bemühte sich persönlich bei den Auswanderungsagenturen, um Leute, die über See zu ziehn gedachten, für sich zu gewinnen und so ihrem Vaterlande zu erhalten. Die Regierung aber legte ihm so schwere Steuern auf, daß er das Projekt fallen lassen mußte. Immerhin zeigen diese Beispiele, daß sich die italienischen Großeigentümer, die größtenteils dem alten Adel des Landes angehören, ihrer wirtschaftlichen und sozialen Pflichten bewußt zu werden beginnen, wie sie Graf Faina bezeichnet hat: „Es ist eine moralische Pflicht, eine soziale Notwendigkeit, daß die Landeigentümer ihr Eigentum in einer Weise benutzen, durch die das Privatinteresse mit dem öffentlichen Wohl in Einklang gebracht wird, und dieses edle Ziel kann nur erreicht werden, wenn sich

Digitized by Google

mit dem guten Willen und der Thätigkeit das Verständnis (il sapere) verbindet."

Für diese Erkenntnis zu sorgen sind vor allem die großen Ackerbaugesellschaften bestimmt. Graf Faina selbst ist Vizepräsident der Società degli agricoltori italiani, Vincenzo Florio, der größte Landherr Siziliens, gründete das Consorzio agrario siciliano. Diese Vereine veranstalten Versammlungen mit fachwissenschaftlichen Vorträgen und Ausstellungen mit Preisverteilungen, wie eine solche z. B. im Oktober 1899 in Perugia für Umbrien zugleich mit der Jahresversammlung der erwähnten italienischen Ackerbaugesellschaft stattfand und auch vom Kronprinzenpaare besucht wurde. Auf Anregungen solcher Art werden auch neue Kulturen versucht, wie der Anbau der Zuckerrübe (barbabietola) im Chianathale durch die Società liguro-lombarda und im Thale der Elsa nicht fern von Siena von einem deutschen Hause, das dort eine große Raffinerie erbaut hat, und der Tabakbau, wofür die königliche Verwaltung in der Provinz Salerno eine große Versuchsplantage angelegt hat. Auch landwirtschaftliche Maschinen werden in steigender Anzahl eingeführt, wie man schon an den Ausstellungen solcher in großen Städten sehen kann.

Von der Entwicklung einer modernen Fabrikindustrie neben den alten noch immer kräftig blühenden nationalen Gewerbzweigen, die meist in häuslicher Arbeit betrieben werden und oft viel Kunst und Geschmack voraussetzen, erwarten auch einsichtige Italiener nicht so sehr viel. Zunächst widerstrebt nämlich dem stark entwickelten Selbstgefühl und dem natürlichen Schönheitssinn des Italieners die mechanische Massenarbeit in strenger Unterordnung und in geschlossenen Räumen, die ihm die frische Luft und den Sonnenschein, sein Lebenselement entziehn. Sodann fehlen dem Lande bekanntlich fast ganz die Kohlen; was es davon braucht, muß vom Auslande, namentlich aus England eingeführt werden, wofür die Regierung den Kohlenschiffern eine Zeit lang Prämien zahlte, kommt also ziemlich teuer zu stehn und macht außerdem die italienische Volkswirtschaft wie namentlich auch die Marine in einem so bedenklichen Grade vom Auslande abhängig, daß Italien z. B. einen Konflikt mit England kaum wagen darf.

Einen gewissen Ersatz liefern die zahlreichen Bergströme des Landes, die schon lange unmittelbar mechanische Werke treiben, wie früher die „Spindelmühlen" z. B. in England, und neuerdings auch vielfach zur Erzeugung elektrischer Kraft benützt werden. Dies geschieht namentlich in den Vorbergen der Alpen, aber auch an manchen Stellen der Apenninen. Die schönen Fälle des Velino bei Terni liefern die Kraft für die dortigen Fabriken, der Anio versorgt nicht nur Rom von Tivoli aus mit elektrischem Licht, sondern treibt auch die Fabriken von Subiaco, der Garigliano mit dem Fibrenus die Papierfabriken von Isola bei Arpino. Trotz vieler Hemmnisse sind nun doch manche alten Betriebe zum modernen fabrikmäßigen Großbetrieb übergegangen, oft so, daß sie in diesen das Hausgewerbe aufnehmen, besonders seit den Schutzzolltarifen von 1883 und 1887, die der bisherigen Überflutung Italiens mit fremden Waren Einhalt thaten, so die Seidenspinnerei, die Woll- und Leinenindustrie, die Papier-

Digitized by Google

herstellung, die Spitzen- und die Glasfabrikation (in Venedig). Neue sind dazu gekommen, vor allem die Baumwollenweberei und -druckerei, die in Mailand begründet wurde, dort im Oktober vorigen Jahres eine große kapitalkräftige Aktiengesellschaft ins Leben rief und sogar im Auslande schon den Engländern Konkurrenz macht. Ansehnliche Eisenwerke gab es schon im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im wald- und erzreichen calabrischen Apennin; sie lieferten für die neapolitanische Regierung Ankerketten, Kanonen und Gewehre, wurden aber seit 1860 dem Verfall überlassen und sind noch nicht wieder in die Höhe gekommen. Dafür sind in Terni große Stahlfabriken (acciaierie) entstanden, die gegenwärtig die italienische Flotte zum Stolze der Italiener von den ausländischen Lieferungen unabhängig gemacht haben. Auch im Schiffbau überhaupt sind die Werften von Spezia, Livorno und Castellammare sehr bedeutend, für neugebaute Handelsschiffe zahlt der Staat jährlich beträchtliche Prämien, und bei Pozzuoli hat Armstrong eine Panzerplattenfabrik angelegt, deren kahle Mauern und hohe qualmende Essen die Schönheit des herrlichen Golfs freilich wesentlich beeinträchtigen. Für das alte glänzende Kunsthandwerk, das dem Wesen und der Überlieferung dieses Volks so sehr entspricht, wird auch vom Staate fortwährend gesorgt. In wichtigen Kunststädten, wie in Florenz, giebt es Kunstgewerbeschulen, in Neapel sind mit dem Museo artistico-industriale Werkstätten und Schulen für Keramik, Holzschnitzerei, Bronze- und Edelmetallbearbeitung verbunden; in Fucecchio am Arno (zwischen Florenz und Pisa) hat König Humbert aus der ihm zugefallnen reichen Erbschaft des Grafen Landini-Marchiani neben andern Anstalten auch eine Gewerbeschule (scuola professionale) mit Werkstätten gegründet, und die Witwe des Erblassers hat dazu auch noch seinen Palast geschenkt.

Wenn die italienische Industrie neue Bahnen hat einschlagen müssen, um nur einigermaßen der modernen Entwicklung zu folgen, so hat der italienische Großhandel im Grunde nur nötig gehabt, alte ruhmvolle Traditionen wieder aufzunehmen, aus der Zeit, wo das Kreuz von Genua das Schwarze Meer beherrschte, und der geflügelte Löwe von San Marco in der Levante gebot. Denn seit der Eröffnung des Suezkanals 1869 ist Italien mit Deutschland wieder in die alte Zentralstellung für den Welthandel eingerückt. Die sich daran knüpfenden hochgespannten Erwartungen haben sich freilich nur teilweise erfüllt. Die italienischen Häfen, namentlich Venedig, Genua, Neapel, Brindisi, Messina wurden rasch Ausgangs- oder Durchgangspunkte für fremde, englische, deutsche, französische, österreichische Dampferlinien, aber nur, weil sich von ihnen aus für Passagiere die Seefahrt verkürzte, nicht, weil Italien an diesem neuen Handel einen besondern Anteil genommen hätte. Erst 1882 entstand aus der Vereinigung der beiden Schiffahrtgesellschaften Florio (in Palermo) und Rubattino (in Genua) die große Navigazione generale italiana, die jetzt 93 Dampfer mit 170000 Tonnen hat und mit der genuesischen Gesellschaft La Veloce in Genua, deren 14 große Dampfer zusammen über 50000 Tonnen halten, Italien im Weltverkehr würdig vertritt. Der Staat zahlt dazu Subventionen. Ihre Dampferlinien umfassen neben dem Küstenverkehr nicht

Digitized by Google

nur den ganzen Osten des Mittelmeers und das Schwarze Meer, sondern unterhalten auch regelmäßige Verbindung mit Indien, China, Süd- und Mittelamerika. Fachaufsicht über den Handel führen, wie bei uns, die (73) Handelskammern im Lande selbst, und seit 1883 bestehn solche auch in den wichtigsten Plätzen des Auslandes, in Paris, London, Tunis und Alexandria, wie in Newyork, San Franzisko, Buenos Ayres, Montevideo und Rosario di Santa Fé in Argentinien. In andern Städten hat der Staat die Errichtung von Handelsagenturen unterstützt.

Diese Bemühungen finden vielfach einen festen Anhalt an italienischen Niederlassungen. Denn die Italiener haben allein von allen romanischen Nationen eine starke Volksvermehrung und eine sehr bedeutende Auswandrung, die seit 1887 jährlich über 100000 Menschen dem Heimatlande entführt und 1896 mit 182265 Köpfen den höchsten Stand erreicht hat, und sie halten im Ausland unter Fremden mit zäher Treue an ihrem Volkstum fest. Die beiden unter der nationalen Flagge unternommnen Kolonialgründungen an der ostafrikanischen Küste sind freilich noch nicht über die Anfänge hinausgekommen. Die Colonia Eritrea hat Italien furchtbare Opfer gekostet, ist deshalb gründlich unpopulär und hat soeben erst gesicherte Grenzen gegen Abessinien erlangt. An der langen Somalikküste hat Italien durch Vertrag vom 12. August 1892 die vier Häfen Warscheik, Mogdischu, Merka und Barawa mit ihrer Umgebung vom Sultan von Sansibar auf fünfzig Jahre gepachtet und ihre Rechte später (1896) an die kapitalkräftige italienisch-ostafrikanische Gesellschaft überlassen, aber auch hier ist noch alles im ersten Werden.

Viel wichtiger sind zunächst die auch bedeutend ältern italienischen Niederlassungen unter fremder Hoheit. Im Mittelmeere gehören dazu Malta und Tunis. Auf Malta leben unter englischer Herrschaft etwa 200000 Menschen italienischer Abkunft oder wenigstens italienischer Sprache neben nur 1600 ortsanwesenden Engländern (die Truppen ausgenommen). Deshalb hat bisher nicht nur in der Schule, sondern auch in der Verwaltung das Italienische geherrscht. Als nun 1899 die englische Regierung die Einführung der englischen Amtssprache binnen fünfzehn Jahren verfügte, protestierten dagegen die dreizehn italienisch-maltesischen Mitglieder, weitaus die Mehrheit, des Consiglio di governo und lehnten alle finanziellen Regierungsvorlagen ab. Auch in Italien entstand große Aufregung; indessen wiesen doch gemäßigte Zeitungen, wie das Giornale di Sicilia in Palermo, darauf hin, daß die italienische Schulsprache nicht bedroht sei, und die ganze Sache für Italien nicht bedeutend genug sei, sich ihretwegen mit England zu überwerfen. In derselben Erwägung beantwortete der Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, eine Interpellation im Parlament mit der Entgegnung, das sei eine innere englische Angelegenheit, in die er sich nicht einmischen könne. Große Hoffnungen haben die Italiener seit lange auf Tunis gesetzt, und sie haben sie schwerlich aufgegeben trotz der französischen Okkupation im Jahre 1882, die ihnen eine herbe Enttäuschung bereitete und ihr Verhältnis zu Frankreich

Digitized by Google

auf lange hinaus verdarb. Denn wirtschaftlich beherrschen sie Tunis im Grunde noch heute. In Tunesien lebten 1899 nach französischen Angaben neben anderthalb Millionen Eingebornen und 60000 Juden 10000 (italienische) Malteser, 40000 Italiener (nach italienischer Behauptung sogar 70000 bis 80000) und 2000 sonstige Europäer, aber nur 15000 bis 16000 Franzosen, und diese sind zum allergrößten Teile Beamte, nicht seßhafte Kolonisten. Allerdings besitzen französische Grundeigentümer 46000 Hektare, italienische nur 40000 Hektare; aber während auf den französischen Gütern meist nur der Verwalter und einige Aufseher Franzosen sind, der Herr selbst meist in Frankreich lebt, bewirtschaften die Italiener, namentlich Sizilianer, ihren Grund und Boden selbst, oder sie arbeiten auf den französischen Gütern, machen sich allmählich selbständig und kaufen sich an. So entsteht mit zunehmender Schnelligkeit in Tunesien eine italienische Bevölkerungsschicht, die, da sie eine sehr hohe Geburtsziffer (47 auf 1000) hat, und die Einwandrung namentlich aus Sizilien fortdauert, nach französischer Berechnung binnen zehn Jahren auf mehr als 100000 Köpfe anwachsen wird, während die Entstehung einer neufranzösischen Bevölkerung ausgeschlossen zu sein scheint.

Über den Atlantischen Ozean richtet sich die italienische Auswandrung von Genua und Neapel aus besonders nach dem spanischen und dem portugiesischen Südamerika, nach den La Plataländern und Südbrasilien. Italienische Ansiedler haben dort neben Deutschen die schwere Kulturarbeit übernommen und dringen Schritt für Schritt in die weiten Ebenen und die Urwälder ein. In den Anfängen lagen die einzelnen Niederlassungen weit voneinander entfernt, da ritten sogar die Priester, um sie geistlich zu versorgen, die heiligen Geräte umgehängt, mit dem scharfgeladnen Revolver am Sattel zum Schutz gegen Räuber und Raubtiere durch die Einöden. Jetzt leben in Rio Grande do Sul unter kaum einer Million von Einwohnern 160000 Italiener, die meisten (140000) in geschlossenen Niederlassungen als Bauern, die andern als Gewerbtreibende, Kaufleute u. dgl. mit einem Gesamtvermögen von 85 Millionen Lire. Noch stärker ist die italienische Besiedlung in Argentinien, besonders in der Provinz Santa Fé am Paraña. Diese zählte 1897 unter kaum 400000 Menschen über ein Viertel, nämlich 106000 Italiener in etwa 400 Ansiedlungen auf 4 Millionen Hektaren (von 13152000 Hektaren überhaupt). Sie haben eine starke wirtschaftliche Stütze in der Banca d'Italia in Buenos Ayres und gelten im Mutterland als „unsre meist bevölkerte und reichste Kolonie," deren energische Förderung viel wichtiger und verdienstlicher sei als die der „verfluchten Kolonie" (sciagurata colonia) Eritrea am Roten Meere, eines unglücklichen und schlecht vorbereiteten Unternehmens.

Denn eins zeichnet diese Italiener, die doch auch aus den niedern Schichten des Volks, aus Landarbeitern und kleinen Bauern namentlich Oberitaliens hervorgegangen sind und ihre Verwandten und Freunde in immer stärkerer Zahl hinüberziehn, ihnen womöglich das Reisegeld schicken, auch von einer rassenverwandten, obendrein wie sie selbst katholischen Bevölkerung umgeben sind, vor dem national charakterlosen Wesen so vieler Deutschamerikaner in

Digitized by Google

ganz ähnlicher Lage aus: sie entnationalisieren sich nicht, sie bleiben überall, auch in der Neuen Welt Italiener und bleiben ihrem alten Vaterlande treu. Nach der schrecklichen Niederlage der Italiener bei Adua in Abessinien am 1. März 1896 schickte allein die italienische Bank in Buenos Ayres 190000 Lire für das Rote Kreuz nach dem Mutterlande und große Summen auch nach dem jüngsten Erdbeben in Calabrien. Mit dem Zwecke, die italienische Sprache unter den Italienern im Auslande, namentlich in den Mittelmeerländern zu erhalten, besteht seit 1889 die Società Dante Alighieri, gegründet von dem gefeierten Ruggiero Bonghi aus Lucera in Apulien, jetzt unter dem Vorsitz von Pasquale Villari; sie hat eine Reihe von Ortsgruppen, besonders thätige in Rom, Florenz, Mailand, Padua, Venedig, Udine, und hielt im November 1899 zum erstenmale ihre Jahresversammlung auf sizilianischem Boden in Messina ab, um auch unter der, wie es scheint, bisher noch etwas lauen Bevölkerung der Insel kräftig zu werben. Auch die Frauen, die in Italien immer besonders patriotisch gewesen sind, beginnen sich zu beteiligen.

Das wissen freilich die Italiener nur zu gut, daß die Auswandrung, die diese Niederlassungen in der Fremde bevölkert, weniger aus Übervölkerung, als aus der wirtschaftlichen Notlage der Massen entspringt, vor allem des hart arbeitenden Landvolks. Diese tritt jedem Reisenden in Schmutz, Verfall und Bettelei entgegen; nur beurteilt er sie ganz falsch, wenn er sie unter dem Eindrucke der Gassenlungerer in den wenigen Fremdenstädten, die er vielleicht flüchtig sieht, ohne weiteres auf Faulheit und Arbeitsscheu zurückführt. Nicht Mangel an Fleiß liegt vor — der italienische Bauer und Handwerker ist ebenso fleißig wie genügsam —, sondern vielmehr Mangel an einigermaßen lohnender Arbeitsgelegenheit. So lästig die Bettelei, die übrigens von der Kirche seit alters großgezogen worden ist, namentlich im Süden oft auftritt, ich habe mit den Leuten immer mehr Mitleid gehabt, als billige Entrüstung gefühlt. Denn viele von ihnen betteln gar nicht schlechtweg, sondern bieten vielmehr ihre Dienste oder irgend eine überflüssige Ware an, um eine Kleinigkeit zu verdienen. Ein Kind will etwa dem Fremden eine besonders schöne Aussicht oder eine Sehenswürdigkeit zeigen, ein kleiner Händler bettelt hartnäckig und steinerweichend, man möge ihm eine Kamee oder eine Mosaikbrosche abkaufen, deren Preis er allmählich bis auf eine Lächerlichkeit herabsetzt, denn seine Familie hungre daheim, und er brauche auf alle Fälle das Geld, und alte ausgediente Gondoliere stehn in Venedig an jedem Landungsplatze bereit, um mit ihrem Hakenstock die Gondel heranzuziehn. Sie sind ja auch alle mit wenigem zufrieden, und ihr: Mille grazie, Dio la protega! fehlt niemals. Aber in den Städten mag es immer noch gehn, da schafft auch die neue Industrie oft mehr Gelegenheit zu Verdienst, wenn dieser auch meist gering und die Arbeitszeit zu lang ist (z. B. in Jesi bei Ancona für die Seidenspinnereien zwölf Stunden), sodaß es auch in Italien an Arbeitseinstellungen (scioperi) nicht fehlt. Aber wie schlimm die Arbeitsverhältnisse in den sizilianischen Schwefelgruben sind, weiß alle Welt, und wahrhaft kläglich ist vor allem vielfach die Lage des Landvolks.

Digitized by Google

Männer wie P. Villari und P. Turiello haben schon längst nachdrücklich darauf hingewiesen, und E. de Amicis schildert in dem Buche: Sull' oceano, das uns in der Beschränkung auf ein großes Auswandererschiff das ganze italienische Leben vorführt, ergreifend die Not der armen contadini. „Da gab es viele von den Wanderarbeitern des Vercellesischen, die mit Weib und Kind, sich zu Tode plagend, nicht imstande sind, fünfhundert Lire im Jahre zu verdienen, wenn sie überhaupt Arbeit finden, Landleute aus dem Mantuanischen, die in den kalten Monaten auf das andre Ufer des Po hinübergehn, um schwarze Tuberosen (tuberose nere) zu sammeln, mit denen sie, indem sie sie in Wasser kochen, sich nicht erhalten, sondern sich nur vor dem Hungertode während des Winters schützen; Reisschäler aus der untern Lombardei, die für eine Lira den Tag schwitzen, Stunde um Stunde, von der Sonne versengt, mit dem Fieber in den Knochen, im schlammigen Wasser, das sie vergiftet, um von Polenta [Maisbrei], verschimmeltem Brot und ranzigem Speck zu leben. Da gab es auch Landleute aus dem Pavesischen, die, um sich zu kleiden und sich mit den Arbeitswerkzeugen zu versehen, ihre eignen Arme verpfänden, und wenn sie nicht so viel arbeiten können, um die Schuld zu bezahlen, am Ende jedes Jahres die Verpfändung auf härtere Bedingungen erneuern, sich also in eine aushungernde und hoffnungslose Sklaverei begeben, aus der es keinen andern Ausgang giebt als Flucht oder Tod. Da gab es viele Calabresen, die von Brot aus wilden Linsen (lentiechie selvatiche) leben, das einem Gebäck aus Sägespänen und Schmutz ähnlich sieht, und die in schlechten Jahren wilde Kräuter essen, ohne Salz gekocht, und Bauern der Basilicata, die jeden Tag fünf bis sechs Miglien machen, um sich, ihre Werkzeuge auf dem Rücken, nach ihrer Arbeitsstelle zu begeben, und mit Schwein und Esel auf der nackten Erde schlafen, in schrecklichen Hütten ohne Feuerstätte, die nur von Stücken Kienholz erhellt werden, ohne daß sie im ganzen Jahre ein Stück Fleisch kosten, außer wenn zufällig eins ihrer Tiere fällt. Und da waren noch viele arme Hartbrotesser und Salzwassertrinker (mangiatori di panrozzo e di acqua sale) aus Apulien, die von der Hälfte ihres Brots und mit hundertfünfzig Lire im Jahre ihre Familie in der weitentfernten Stadt erhalten müssen und auf dem Lande, wo sie sich abrackern, auf Strohsäcken in Mauernischen, einem Loch von Kammer schlafen, wo der Regen tropft und der Wind bläst. Da gab es endlich eine gute Anzahl von den verschiednen Millionen kleiner Grundbesitzer, die von einer beispiellosen Steuerlast in eine schlimmere Lage gebracht sind als die Proletarier und in elenden Hütten wohnen, vor denen viele von diesen ausreißen würden." Einer von den Bauern aus dem Venezianischen erzählt ihm später seine Geschichte. „Ein Oheim hatte ihm ein Gütchen hinterlassen, so viel oder beinahe, davon zu zweien leben zu können. ›Aber ich hatte kein Glück‹, alles ging zum Teufel. Auf dem Gute lastete eine kleine Hypothek, und dann hundertzehn Lire Steuern, zwei schlechte Jahre im Anfange; kurz, er hatte sich das Rückgrat zerbrochen fünf Jahre lang, ohne sich herausarbeiten zu können. Und so, daß die Frau sich bei der Arbeit angestrengt hatte wie ein Mann; aber es waren fünf Mäuler, und drei halfen

Digitized by Google

nicht mit. Sich die Seele aus dem Leibe schinden, immer in Schulden stecken, und Polenta und immer Polenta, und sehen, wie die Kinder von Tag zu Tag mehr abkamen, das war nicht auszuhalten. Dann eine lange Krankheit des Mädchens. Endlich hatte ihm der Blitz eine Kuh erschlagen, und nun gute Nacht. Er hatte alles verkauft und wollte nun sehen, ob er in Amerika das Leben fristen könne." „Mir aber klang, schließt de Amicis, wie ein Liedchen das Wort Giordanos durch den Sinn: »Unser Land wird glücklich sein, wenn man sich daran erinnern wird, daß auch die Landleute Menschen sind.« Ich konnte es nicht aus dem Gedanken bringen, daß an diesem Elend menschliche Bosheit und Selbstsucht einen guten Teil der Schuld tragen; so viele indolente Grundherren, für die das Landleben nur ein gedankenloses Vergnügen auf wenig Tage ist, und das jämmerliche Leben der Arbeiter eine hergebrachte Klage utopistischer Humanitätsschwindler, so viele Pächter ohne Schonung und Gewissen, so viele Wucherer ohne Herz und Rechtsgefühl, so viele Unternehmer und Geschäftsleute, die auf jede Art Geld machen wollen."

Das sind in der That Zustände wie in Frankreich vor 1789, sie haben denn auch einen tiefen Haß des Landvolks gegen die Signori der Städte erzeugt. Amicis selbst nimmt ihn zu seinem Schmerze wahr, als er aufs Vorderdeck des „Galileo" unter die 1600 Zwischendeckpassagiere kommt. Da sieht er überall finstre Blicke und hört halb unterdrückte Schmähworte, und wenn man ihm Platz macht, so haben die Worte: largo ai signori! einen höhnischen, herausfordernden Ton. Nur schwer überwindet er allmählich das tiefe Mißtrauen. In blutigen, zerstörenden Unruhen ist diese Stimmung während des letzten Jahrzehnts immer wieder zum Ausbruch gekommen.

(Schluß folgt)

Bücher über den klassischen Süden

Klassisch ist der Süden für die moderne Welt eigentlich nur noch im Sprachgebrauche. Seltsamer Widerspruch: Niemals sind Italien und Griechenland von Nordländern mehr bereist worden als heute, und niemals ist doch unser geistiges Verhältnis zu den klassischen Ländern so locker gewesen wie heute. Gegen die Pflege der klassisch-humanistischen Bildung an unsern humanistischen Gymnasien laufen die Realisten Sturm; sogar für die immer tiefer eindringende wissenschaftliche Philologie und Archäologie ist das griechisch-römische Altertum nicht mehr in dem Sinne klassisch, daß es uns Muster zur Nachahmung lieferte, oder daß seine Erzeugnisse auch nur als etwas unbedingt Giltiges und Vorbildliches angesehen würden, wie noch in der Zeit Goethes und des Neuhumanismus; sie sind für uns heutzutage so gut historische und aus ihren Daseinsbedingungen heraus zu erklärende Erscheinungen, wie die Kunst der Assyrer und die gottesdienstlichen Tänze der Südseeinsulaner. Vollends die moderne Kunst, oder besser gesagt die Kunst der „Modernen," will

Digitized by Google

weder von der Antike noch von der Renaissance mehr etwas wissen, sie will etwas ganz Neues schaffen. Sie hat bisher zwar in der Architektur nur groteske Geschmacklosigkeiten in die Welt gesetzt und in der Malerei die widerwärtigsten Gegenstände naturgetreu dargestellt, aber es wenigstens in der Dekoration und im Kunstgewerbe zu einer Art von neuem Stil gebracht, der einerseits freilich an den Japanismus anklingt, andrerseits auf der Verwendung naturalistischer oder stilisierter Pflanzen- und Tierformen beruht, schließlich aber doch auf eine Barbarisierung der Kunst hinausläuft und sich vermutlich viel rascher ausleben wird als die verschmähte und gescholtne Renaissance. Denn es liegt etwas unnatürlich Gewaltsames in dieser ganzen Richtung; sie ist schließlich doch nur aus dem Überdruß an allem Überlieferten und aus dem krampfhaften Bestreben, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zu erfinden, entsprungen, also ein bewußtes und gewolltes Produkt. Nach der historischen Erfahrung aber hat sich ein neuer Stil immer nur allmählich und naiv aus dem frühern heraus gebildet und wesentliche Elemente mit herübergenommen. Die römische Kunst ist eine Weiterbildung der griechischen, die romanische und die byzantinische eine Barbarisierung der römischen; die gotische Architektur nimmt, obwohl sie ein neues konstruktives Prinzip, den Spitzbogen, anwendet, doch namentlich im Ornament romanische Motive auf, und die Renaissance mit ihren Ausläufern lenkt wieder, ohne die gotischen Elemente ganz aufzugeben, zur römischen Kunst, der Klassizismus zur griechischen zurück; alle diese Richtungen immer natürlich gemäß den Bedürfnissen der Zeiten und der Völker.

Auch die „Moderne“ beruft sich gern auf die Notwendigkeit, die nationale und die moderne Eigentümlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Daß sich die Nationalität auch in der Kunst ausprägt und ausprägen muß, wer wollte das leugnen? Aber die europäischen Kulturvölker stehn doch nicht zu einander wie Weiße und Rothäute, sie bewegen sich auf einem gemeinsamen Kulturboden, sind teilweise sogar blutsverwandt und bilden trotz aller nationalen Unterschiede und Feindseligkeiten eine große Kultureinheit. Auch ihre Kunstwerke tragen also zwar einen verschiednen nationalen Stempel, sind aber doch nicht nur dem eignen, sondern auch jedem andern Volke oder wenigstens dessen gebildeter Schicht verständlich, abgesehen noch davon, daß eine ganze Reihe von Empfindungen, und zwar gerade die wichtigsten und stärksten, dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsam sind, und daher Kunstwerke, auch Dichtungen, in denen doch die nationale Eigentümlichkeit am reinsten zum Ausdruck kommt, wie etwa Homers Epen, Shakespeares größte Dramen, Goethes Werther und Faust zur Weltlitteratur gehören. Vollends die Musik ist eine internationale Empfindungssprache. Es ist also klar, daß die Nationalität allein noch nicht genügt, einen neuen Stil in der Kunst zu begründen. Diese Formen sind zum allergrößten Teile wirklich international; die romanische, die gotische, die Renaissancekunst haben zu denselben Zeiten mit gewissen Abweichungen bei allen Völkern des germanisch-romanischen Kulturkreises geherrscht; nicht nach den Nationen haben sich diese Kunstrichtungen unterschieden, sondern nach den Zeiten. Auch die Ansicht, daß jede Zeit in neuen Formen ihren künstlerischen Ausdruck finden müsse, ist keineswegs ohne weiteres richtig. Wie die Wellenbewegung, so hat die Kunstbewegung ihre Höhen und Tiefen, und es ist nicht möglich, aus der Tiefe ohne weiteres, durch bloßes Wollen einzelner in die Höhe zu kommen; ja manche Höhe ist für die spätere Zeit überhaupt unerreichbar. Solche Höhen sind die Kunst der Hellenen und die Kunst der italienischen Renaissance. Und in solchen Zeiten sind auch Formen gestaltet worden, die für alle Zeiten feststehn und nicht willkürlich durch neue ersetzt werden können, auch schlechterdings nicht ersetzt zu werden brauchen, weil sie ein für allemal dem Bedürfnis am besten und schönsten genügen; man denke in der bildenden Kunst z. B. an die Formen des Bogens, des Gewölbes, der Kuppel, der Säule, des Pfeilers,

Digitized by Google

der Gefäße, der Möbel u. s. f., in der Dichtung an die Gestaltungen des Verses und die Gesetze der Dichtungsgattungen, in der Musik an die Formen des Liedes, des Duetts, der Sonate, der Symphonie usw. Jeder Versuch, sich von ihnen loszusagen, führt doch nur durch Willkür zum Chaos. Wir könnten ebenso gut unsre wirtschaftliche Kultur wegwerfen, uns altgermanische Blockhäuser bauen, uns in grobes Wollzeug kleiden und mit Wurfspeeren auf die Jagd gehn wollen. Das sind Binsenwahrheiten, aber der „Modernen" gegenüber, die nichts von ihnen wissen will, müssen sie gelegentlich ausgesprochen werden. Früher sah jeder Künstler seine Hochschule in Italien, und manches selbständige Talent mag dort durch die Wucht der Eindrücke aus seiner natürlichen Bahn gelenkt und in sklavischer Nachahmung verdorben worden sein. Heute besteht dafür die Gefahr, daß sich die nordische Art, auf sich selbst gestellt und von dem südländischen Schönheitszauber unberührt, völlig barbarisiert. Denn das läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß uns Nordländern der Schönheitssinn und das Schönheitsbedürfnis nur spärlich zugemessen sind. Uns ganz selbst überlassen werden wir vielleicht eine nationale Kunst erhalten, aber sie wird vermutlich dafür einigermaßen barbarisch sein. Und wenn wir jetzt von der klassischen Bildung nichts mehr wissen, sie als „klassisch" nicht mehr anerkennen wollen, so werden wir Deutschen aufhören, das Volk Goethes zu sein, des Dichters und Weisen, der seine Größe und die Größe unsrer Bildung in der Verbindung deutscher Tiefe und hellenischer Schönheit suchte und fand. Darum begrüßen wir Bücher, die uns den trotz alledem klassischen Süden in Wort und Bild vergegenwärtigen, mit besondrer Freude. Denn sie sind ein Zeichen dafür, daß noch eine starke Strömung gegen den antihumanistischen Geist bei uns vorhanden ist, und sie werden dazu beitragen, dem modernen Menschen, der überall Wirklichkeiten sehen will, dadurch die antike Welt wieder näher zu bringen, daß sie ihm den Boden, den landschaftlichen Rahmen zeichnen, worin sich die Völker der alten Welt bewegt haben, worin ihre Kunstwerke entstanden und erst recht verständlich sind.

Wir stellen wenigstens mit einer vorläufigen Anzeige das soeben erschienene Werk von August Mau, Pompeji in Leben und Kunst (Leipzig, W. Engelmann, 1900, 508 und XX Seiten) an die Spitze. August Mau, Bibliothekar des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts in Rom, unzweifelhaft jetzt der beste Kenner Pompejis, durch seinen trefflichen Führer durch Pompeji (3. Auflage, Leipzig, W. Engelmann, 1898) vielen deutschen Besuchern der antiken Stadt wohl bekannt, hat schon an der vierten (und letzten) Auflage von Overbecks Pompeji (1884) mitgearbeitet und nun den gegenwärtigen Stand der Forschung in einem selbständigen, in jeder Beziehung vorzüglich ausgestatteten Werke von wesentlich geringerm äußern Umfange als Overbecks Buch niedergelegt. Unterstützt von zahlreichen (6) Plänen, 278 Abbildungen im Text und 12 meist sehr guten Heliogravüren führt uns Mau nach einer Einleitung über Lage, Geschichte, Verschüttung, Ausgrabung und Baugeschichte der Stadt in sechs Abschnitten die Plätze und Gebäude, die Wohnhäuser im allgemeinen und in einzelnen für die verschiednen Bauperioden charakteristischen Typen, Handel und Gewerbe, die Gräber, die Kunst und die Inschriften vor. Er entrollt also ein so vollständiges Bild von Pompeji, wie es irgend heute schon gegeben werden kann, wo noch immer die gute Hälfte der Stadt unter der Asche des Vulkans begraben liegt, ein Bild, das mit dem äußern Befunde einerseits die allmähliche Umwandlung und Ausgestaltung der Stadt durch eine Zeit von etwa 600 Jahren und unter den Einwirkungen oskischer, samnitischer, griechischer und römischer Elemente giebt, andrerseits die ansehnlichern Gebäude alle nicht nur im Grundriß und im jetzigen Zustande, sondern auch in der Rekonstruktion Maus oder andrer vergegenwärtigt. Der deutschen Ausgabe ist eine englisch-amerikanische (Pompeji, its life and art, New York, The Macmillan Co.,

Digitized by Google

1899) vorausgegangen, doch ist die deutsche in Text und Abbildungen mannigfach vervollständigt. Besonders für jüngere und ältere Philologen bestimmt ist doch das Buch für jeden gebildeten Leser verständlich und genießbar, da es die gelehrte Untersuchung, auf der es beruht, nicht mehr zu Tage treten läßt. Wer Pompeji besucht hat oder noch zu besuchen gedenkt, dem wird es das Verständnis der unvergleichlichen Stätte außerordentlich vertiefen, dem, der sie nicht mit Augen sehen kann, ihren Anblick so weit ersetzen, als es überhaupt möglich ist. An zweiter Stelle sei erwähnt:

Das Schloß des Tiberius und andre Römerbauten auf Capri dargestellt von C. Weichardt. Leipzig, K. Fr. Köhler (1900). Mit 33 Ansichten. Querfolio, VI und 66 Seiten.

Wer jemals Capri besucht hat, der hat gewiß, wenn irgend möglich, das hochragende, in schroffen Wänden abstürzende östliche Vorgebirge der herrlichen Insel erstiegen, das 325 Meter fast senkrecht über dem Meere die Trümmer der „Villa Timberio," wie die Capreſen sagen, trägt. Ist er der Geschichte kundig, dann hat er sich hier bei der einsamen kleinen Kirche Santa Maria del Soccorso, wo der Blitz zuweilen zerstörende Spuren zurückläßt, nicht nur der wunderbaren Aussicht über das weite Meer und das Festland gegenüber erfreut, sondern dabei auch des unseligen Kaisers Tiberius gedacht, der hier in weltferner Einsamkeit, verbittert und menschenscheu, elf Jahre lang (27 bis 37 n. Chr.) gehaust und von hier aus die römische Welt in Unterthänigkeit gehalten, hier auch (im Jahre 31) die meisterhafte Intrigue zum Sturze seines treulosen Ministers Sejanus gesponnen hat. Diesen Adlerhorst des Weltbeherrschers aus gestaltlosen Trümmern in der Phantasie zu der alten Herrlichkeit wieder aufzubauen lag einem Architekten wie C. Weichardt um so näher, als er schon Pompeji im alten Glanze vor uns hat erstehn lassen. Er hat sich aber nicht auf diese Tiberiusvilla beschränkt, sondern den Versuch gemacht, alle Bauten der römischen Kaiserzeit, deren Reste noch auf Capri vorhanden sind, zu rekonstruieren. „Es ist, wie er in der »Vorbemerkung« sagt, eine Feiertagsarbeit gewesen, geboren aus der sonnigen Feiertagsstimmung, die das ganze Jahr lang, auch beim Brausen der Stürme, auf diesem glücklichen Eiland herrscht"; und er weiß seinen Leser in diese Feiertagsstimmung zu versetzen, zumal dann, wenn in diesem selbst lichte Erinnerungen an Capri aufsteigen. Den Anspruch, mit seinen rekonstruierenden Ansichten kritisch möglichst unanfechtbare Bilder der ehemaligen Wirklichkeit zu geben, erhebt er nicht, denn die Reste sind außer bei der sogenannten Tiberiusvilla gering; auch hat er außer bei dieser weder Grundrisse aufgenommen noch vollends Ausgrabungen veranstaltet. Was er bietet, das verhält sich nach seinem eignen Ausdruck etwa wie ein historischer Roman zur Geschichte, ist eine Reihe von architektonischen Phantasien. Aber er hat das ihm erreichbare Material geschickt benutzt und die nicht unbeträchtliche ältere und jüngere Litteratur über Capri, die auch über den frühern Zustand der antiken Reste mannigfachen Aufschluß giebt, gewissenhaft herangezogen. So ist eine Reihe überaus reizvoller Architektur- und Landschaftsbilder entstanden.

Die Insel, die übrigens damals 6 Meter höher über dem Meeresspiegel lag als heute, war schon seit dem Jahre 29 v. Chr., wo sie Augustus im Umtausch gegen Ischia von der griechischen Stadtgemeinde Neapel erwarb, im Besitz des Kaiserhauses, und es ist wahrscheinlich, daß schon dieser die meisten der Landhäuser und Paläste, deren Zahl später von Tacitus auf zwölf nach den Hauptgöttern benannte angegeben wird, erbaut hat, da er sich gern, sogar noch kurz vor seinem Tode im Jahre 14 n. Chr. dort aufhielt. Er fand eine griechische Ortschaft vor, die aber nicht an der Stelle des heutigen Städtchens, sondern etwas unterhalb, auf dem Sattel über der Marina grande (an der Nordseite) lag. Von hier

Digitized by Google

aus oder schon vom Strande her führte eine steile, zum Teil noch vorhandne und gangbare Treppe nach der Hochfläche von Anacapri hinauf. Die antiken Reste beschränken sich fast ganz auf die kleinere Osthälfte der Insel. Kaiserliche Villen sucht Weichardt hier etwas westlich von der Marina grande auf der Küstenterrasse, an der Stelle, die noch heute Palazzo al mare heißt, dann an der Südseite, dort, wo heute die Certosa nachweislich auf antiken Fundamenten steht, und über der Punta Tragara auf halber Inselhöhe, wohin nach seiner Annahme in weitem Bogen eine Fahrstraße führte, deren Unterbauten er in den sogenannten Camerelle, Reihen von offnen Gewölbebogen, sieht. Eine Grotte unterhalb am Meere wurde in der spätern Kaiserzeit zu einem Mithrasheiligtum eingerichtet. Eine vierte Villa nimmt er am Monte Castiglione etwas landeinwärts westlich von der Certosa an; die viereckige Terrasse auf dem Gipfel des Monte Michele trug nach seiner Annahme einen Tempel. Sind die Bauten, die er sich hier vorstellt, im wesentlichen Phantasiebilder auf antiker Grundlage, so konnte er die Villa Timberio, die antike Villa Jovis auf der Ostspitze, mit größerer Sicherheit rekonstruieren. Von dieser bringt er denn auch den Grundriß des Erdgeschosses nach den umfänglichen Trümmern mit Benutzung einer ältern Ansicht von 1835 (von Alvino), die sie noch in besserer Erhaltung zeigt; er versucht diesen Treppen, Gängen, Gewölben, Zimmern und Hallen, in denen teilweise noch der alte Mosaikfußboden vorhanden ist, ihre ehemalige Bestimmung zuzuweisen, indem er dabei die Reste der Domus Augustana auf dem Palatin und die Ansichten von Bauten auf pompejanischen Wandgemälden zu Rate zieht. Er setzt auf diesen Unterbau noch zwei sich nach oben verjüngende Stockwerke, denn unzweifelhaft hat sich der kühne Bau auf dem engen, steil abstürzenden Felsen mehr in die Höhe als in die Breite ausdehnen müssen. Die Ansichten, die er dann von dem Ganzen entwirft, wie es sich zur Zeit des Tiberius von verschiednen Seiten her im Rahmen der großartigen Natur dem Auge geboten haben wird (Nr. 24, 31 und 33 von Osten, Nr. 30 und 22 von Südwesten), sind außerordentlich malerisch und verraten ebenso künstlerische Gestaltungskraft wie das sorgfältigste Studium der Architektur dieser Zeit. Beigegeben sind vortreffliche Naturaufnahmen der Örtlichkeiten dieser Bauten und andre Ansichten von der Insel, eine Karte mit Angabe der Ruinen und drei Statuen oder Büsten des Tiberius aus verschiednen Lebensaltern. Einen besondern Schmuck des Werks bilden die zahlreichen Titelköpfe und Randleisten, reizende, graziöse, freie Kompositionen in der Art griechischer und römischer Ornamentik der ersten Kaiserzeit, die unter Weichardts Leitung von seinen Schülern an der Leipziger Kunstakademie gezeichnet und großenteils von der photomechanischen Abteilung derselben Anstalt hergestellt worden sind. Für jeden Gebildeten, der für Capri Interesse hat, wird das auch sonst vornehm ausgestattete Werk ein willkommnes Weihnachtsgeschenk sein.

Ein drittes Buch führt von Italien nach dem griechischen Osten hinüber: Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Landen von Dr. Gustav Lang. Zweite Auflage. (Stuttgart, 1900, J. J. Steinkopf. VI und 308 Seiten.) Der Verfasser, ein württembergischer Gymnasiallehrer, hat vom Herbst 1893 bis Mitte 1894 drei Vierteljahre in Italien, Griechenland und Kleinasien zugebracht. Seine Erfahrungen hat er dann zunächst nur in einzelnen Vorträgen und Aufsätzen niedergelegt, erst 1899 in Buchform für einen nähern Bekanntenkreis zusammengefaßt und sie jetzt endlich in erweiterter Gestalt einem größern Publikum zugänglich gemacht. Lang hat wesentlich mehr gesehen als andre Reisende in den klassischen Ländern. Er beginnt seine Schilderungen in Rom, setzt von dort seine Reise nach Neapel und Sizilien fort und geht im März 1894 von Catania nach dem Piräus hinüber. Von Athen macht er unter der Führung W. Dörpfelds, dessen außerordentliche Tüchtigkeit als Erklärer der antiken Denkmäler und als Leiter

Digitized by Google

wissenschaftlicher Expeditionen auch hier wieder die dankbarste Anerkennung findet, mit einer aus allen Nationalitäten gemischten Reisegesellschaft, von der nur ungefähr ein Drittel Reichsdeutsche sind, mehrere Reisen des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts mit, die erste durch den Peloponnes (Korinth, Argolis, Arkadien, Elis) bis Olympia, die zweite durch das benachbarte Inselmeer längs der Küsten von Euboia, dann nach Delos, Troizen, Epidauros und Ägina. Selbständiger geworden und vor allem der Landessprache in höherm Grade mächtig als am Anfang unternimmt dann Lang in Begleitung eines Kollegen oder ganz allein eine Reihe andrer Ausflüge: nach Ithaka, von dort herüber nach Olympia und nun zu Pferde quer durch Südwestarkadien nach Messenien, über den Taygetos nach Lakonien, um in Tripoliza die Eisenbahn nach Argos und Athen zu erreichen. Von dort besucht er Delphi, endlich fährt er zu Dörpfeld hinüber nach Troja, besucht Konstantinopel und nimmt wieder allein Smyrna als Ausgangspunkt für kürzere Ausflüge nach Ephesos, Pergamon, Magnesia am Sipylos und Sardes. Der Heimweg führt ihn über Athen, Korfu und Brindisi zurück.

Der Schwerpunkt seiner Reise und also auch seiner Schilderungen liegt in Griechenland und Kleinasien. Diese haben für ihn größere Anziehungskraft als Italien und Sizilien, weil auf griechischem Boden zwischen dem Altertum und der Gegenwart nur ein barbarisches Zeitalter liegt, das nur zerstört, aber wenig geschaffen und also die Reste des Altertums auch durch spätere Zusätze und Umbauten fast gar nicht verändert hat, während sich in Italien, wenig Plätze wie etwa Pästum, Agrigent, Selinus und Segesta ausgenommen, eine reiche, selbständige Kultur über die antike geschoben und deren Denkmäler oft bis zur Unkenntlichkeit verändert hat. Doch wenn das Hauptinteresse des Verfassers auf das klassische Altertum gerichtet ist, und er dafür eine so warme Begeisterung empfindet, wie irgend ein Philolog sie empfinden kann, so hat er sich doch nicht nur den klaren, nüchternen Blick bewahrt, der die Dinge und die Menschen so sieht, wie sie wirklich sind, sondern auch ein umfassendes Interesse für alles, was ihm begegnet, für die historischen Erinnerungen wie für die Gegenwart. Er sieht überall die tiefen historischen Hintergründe, das Leben der Gegenwart als Fortsetzung der versunknen Vergangenheit; er hat warmes Interesse für Italiener und Neugriechen, ohne in das übliche Räsonnieren und Verurteilen zu verfallen, wenn ihm hier einmal zudringliche Bettelei, dort Schmutz, Ungeziefer und dürftige Verpflegung unbequem werden (und wie oft ist das auf griechischem Boden der Fall!); er glaubt an eine Zukunft der neugriechischen Kultur und verkehrt voll innern Behagens mit den Leuten im abgelegnen Gebirge, deren Gastfreundschaft er so unbefangen in Anspruch nimmt, wie sie ihm freundlich geboten wird; er betrachtet in Konstantinopel die Tänze der Derwische wie den Selamlik des Sultans und hat schließlich auch für die bald anziehenden bald abstoßenden Typen seiner europäischen gelehrten Reisegesellschaft ein scharfes Auge. Am meisten aber treten in seinen Schilderungen die Denkmäler und die Landschaften hervor, in ihrer Darstellung liegt das charakteristische Verdienst des Buchs. Nicht daß sich Lang in ausführliche archäologische Darstellungen einließe, aber das wichtigste weiß er knapp, klar und allgemein verständlich hervorzuheben, besonders da, wo es sich um Punkte handelt, die weniger besucht werden, also im einzelnen weniger bekannt oder erst neulich aufgedeckt worden sind. Dies gilt zunächst von den griechischen Ruinenstädten Süditaliens und Siziliens; mit Recht nennt er hier Syrakus „für den Verehrer des griechischen Altertums den Höhepunkt der sizilischen Reise." Von besonderm Interesse sind dann in Griechenland, abgesehen von Athen, die Schilderungen von Olympia, Delphi, den argivischen Königsburgen und Ithaka. Während in Olympia die deutschen Ausgrabungen schon in den siebziger Jahren die berühmte Feststätte frei-

Digitized by Google

gelegt haben, ist die Aufdeckung von Delphi, dem größten und wichtigsten sakralen Mittelpunkt der griechischen Welt, erst im letzten Jahrzehnt den mit ungewöhnlich reichen Mitteln ausgerüsteten Franzosen gelungen, die das ganze auf der Tempelstätte liegende große Dorf Kastri (350 Häuser) angekauft, niedergerissen und auf einer andern Stelle wieder aufgebaut haben. So haben sie seit dem Frühjahr 1893 den Tempel und eine Reihe von Schatzhäusern freigelegt und dabei, da die Plünderer des Heiligtums — der größte war Konstantin der Große — von dem unermeßlichen Reichtume an Kunstwerken begreiflicherweise die Erzeugnisse der vollentwickelten Kunst vorzogen, zwar aus deren Blütezeit wenig gefunden, umso mehr aber aus der ältern, der archaischen Zeit, die dadurch in ein ganz neues, helleres Licht gerückt worden ist. Leider läßt die Publikation dieser Schätze noch immer auf sich warten; nur die Pariser Weltausstellung hat eine Übersicht davon zugänglich gemacht. Die homerischen Königsburgen, Tiryns und die „golddurchblinkte Mykene" aufgedeckt zu haben, ist bekanntlich das unvergeßliche Verdienst Heinrich Schliemanns, der, unbetirrt von aller philologischen Hyperkritik, im festen Glauben an die Wirklichkeit dessen, was Homer schildert, den Spaten ansetzte und zum Erstaunen der gelehrten Welt diese Wirklichkeit fand, so wuchtig und glänzend, wie sie in der altgriechischen Sage erscheint. Seitdem sind wir in der Beurteilung derartiger Überlieferungen wesentlich konservativer geworden. Schliemann hat auf dem flachen Burghügel von Tiryns unmittelbar am Strande des argolischen Meerbusens hinter den Riesenmauern, die schon den Griechen als das Werk übermenschlicher Baumeister, der Cyklopen galten, die ganze Anlage eines echt homerischen Palastes mit dem Hof, dem säulengetragnen Männersaal (*μέγαρον*, dem Urbilde auch des griechischen Tempels mit Vorhalle und Vorhaus, *πρόδομος*), Frauengemach, Schlafgemach und Schatzhaus, auf der weit imposantern, seit der argivischen Zerstörung 468 v. Chr. verlassenen Höhe von Mykenä im nordöstlichen Winkel der Inachosebene zu dem Löwenthor und dem sogenannten Schatzhause des Atreus vor allem die mit Goldschmuck aufs reichste ausgestatteten Königsgräber aufgedeckt, damit Reste einer schon hochentwickelten, halborientalischen Kunst, die den sagenhaften Zusammenhang dieser Bauten und der Herrengeschlechter, die sie errichtet haben, mit Vorderasien über allen Zweifel erhebt. Auch Lang hat sich dem mächtigen Eindrucke dieser so lange angezweifelten Wirklichkeit nicht entziehen können; er ist als ein Homergläubiger nach Ithaka gezogen, um auch hier den Spuren des Dichters an Ort und Stelle nachzugehn, und hat hier die Überzeugung gewonnen, daß Homer die Insel genau gekannt und naturgetreu geschildert hat. Und welcher Grund liegt denn auch vor, daran zu zweifeln und anzunehmen, daß die Angaben der Odyssee nur Phantasiegebilde seien? In der tiefen, völlig windgeschützten Bucht am heutigen Hauptort der Insel, Wathy (*Βαθύ*), auf ihrer Südhälfte erkennt er den Phorkyshafen, wo die Phäaken den schlummernden Odysseus ans Land setzen; auf der kleinen Hochebene Marathia im Süden findet er die „Ställe des Eumäos" wieder, in einer starken Quelle am Abhange die Arethusa, im Norden der Nordhälfte zwischen Neriton und Neion an der „Bucht der Polis," wie sie noch heute heißt, die Stadt und die Burg des Odysseus. Ein Kärtchen (aus Bädekers Griechenland) macht diese Aufstellungen noch anschaulicher, die Lang in einer „Nachschrift" für Philologen auch gegen Dörpfelds neue Meinung, das homerische Ithaka sei Leukas, vertritt. Voll homerischer Erinnerungen ist er dann nach Troja gegangen, wo Schliemann das Erstaunlichste geleistet hat, indem er, der ganz festen und doch lange in der Neuzeit nicht mehr geglaubten Tradition der Alten folgend, seit 1871 an der Stätte von Hissarlik (d. i. Burgruine) über der versumpften Ebene des Skamandros nach dem homerischen Troja grub. Nachweislich haben hier neun Niederlassungen einander abgelöst, begreiflich, weil diese Städte alle aus leichten

Digitized by Google

Lehmhäusern ohne Kellergeschoß und tiefe Grundmauern bestanden, die, wenn sie zerstört waren, nur eine bald von Pflanzenwuchs überwucherte Lehmschicht zurückließen und von den Erbauern der nachfolgenden Stadt gar nicht bemerkt wurden, weil auch diese sich mit ähnlichen begnügten. Nur die starken Burg- oder Stadtmauern sind erhalten geblieben. Hier glaubte Schliemann in der zweiten Schicht (von unten) die homerische Stadt gefunden zu haben, und hier fand er wirklich den sogenannten Schatz des Priamos. Aber er stieß sofort auf den begründeten Einwand, die Kultur der Reste, die er zu Tage gefördert hatte (und die jetzt dank seiner großartigen Schenkung im Berliner Museum für Völkerkunde aufgestellt sind), müsse weit älter sein als die doch unzweifelhaft der homerischen Stadt gleichzeitige mykenische. Erst nach Schliemanns Tode (1890) hat Dörpfeld 1893/94 in der sechsten Schicht das homerische Troja aufgedeckt, eine ausgedehnte Burganlage hinter starken hohen Mauern und Türmen, die nach Lage und Beschaffenheit den Schilderungen der Ilias durchaus entspricht. Sehr schön führt Lang noch aus, wie auch der Anblick der großartigen Landschaft völlig zu Homers Anschauung passe: Nach dem Hellespont hinunter das weite Schlachtfeld in der jetzt wüsten Ebene des Skamandros, „am Strande des lautaufrauschenden Meeres“ rechts und links die uralten Grabhügel, an denen die Namen des Ajas, Achilleus und Patroklos seit grauer Vorzeit haften, nach Süden am Horizont der gewaltige Ida, von dessen Gipfel Gargaros aus Zeus der männermordenden Feldschlacht zusieht, aus dem blauen Meere hinter Imbros emporsteigend die riesige Bergmasse von Samothrake, der Sitz Poseidons, und dahinter im hellen Abendhimmel die Pyramide des fernen Athos.

Wie tragische Verlassenheit anderthalb Jahrtausende lang die Stätte von Troja bedeckt hat, so ruht sie noch heute auf den meisten altgriechischen Kulturstätten des westlichen Kleinasiens. Nur in Pergamon und Magnesia am Sipylos, das den Durchbruch des Hermosthals von der lydischen Hochebene nach der Küste beherrscht, bestehn noch heute ansehnliche, blühende Ortschaften, und Smyrna ist die größte Stadt Anatoliens. Aber die Ruinen von Ephesos liegen heute in öder halb versumpfter Steppe, und auf der Stelle der glänzenden lydischen Königsstadt Sardes am Fuße des mächtigen Tmolos stehn nur ein paar Lehmhütten; sogar die einst unbezwingliche Burg auf ihrem zernagten Felsen, etwa 300 Meter über der versumpften fieberhauchenden Thalsohle des Paktolos, ist fast gänzlich verschwunden, und nur einige Säulen, sowie die lange Reihe der kegelförmigen lydischen Königsgräber (über sechzig) längs des Hermos bezeichnen heute die alte Hauptstadt Kleinasiens.

Außerordentlich belebt werden Langs Schilderungen antiker Örtlichkeiten durch seine prächtigen Landschaftsbilder, in deren Rahmen er sie zu setzen weiß. Er sieht mit den Augen des Malers. Es wird wenig Bücher über den klassischen Süden geben, aus denen die für Griechenland so charakteristische Verbindung des starren, schneebedeckten alpinen Hochgebirgs mit der üppigen Fruchtebene und dem fernen blauen Meere als Hintergrund unter der leuchtenden tiefblauen Glaskuppel des Himmelsgewölbes so anschaulich und lebendig hervorträte wie bei ihm. Bilder wie die Aussichten vom Pentelikon bei Athen im Abendlicht, von Delphi, von Akrokorinth, vom arkadisch-messenischen Grenzgebirge und von der Paßhöhe des Taygetos auf Messenien haften dauernd. Wie anschaulich wird auch der korinthische Meerbusen, wenn er, ein tiefblaues breites Becken, im Norden das Schneehaupt des Parnassos mit Helikon und Kithäron, im Süden die imposante Kette der nordarkadischen Randgebirge von der „laubschüttelnden Kyllene“ bis zum Erymanthos mit einem Alpensee oder einem norwegischen Fjord verglichen wird, „nur daß der griechische Sommertag die nordischen Nebel und Wolken nicht duldet, sondern über Gebirge und Meer

Digitized by Google

die durchsichtige Klarheit seiner farbenprächtigen Lichtfülle verbreitet." Erst wenn man sich die Hellenen in dieser herrlichen Umgebung mit ihren leuchtenden Farben und ihren bald großartigen bald anmutigen Umrißlinien vorstellt, wird ihre helle Lebensfreude, ihr Schönheitssinn und ihre geistige Lebendigkeit recht begreiflich. Wer aber als gebildeter Mensch nach Griechenland gehn will, der vergesse nicht, dieses anspruchslose leichte kleine Buch einzustecken.

Nur nebenher machen wir Freunde guter englischer Lektüre auf die Reiseschilderungen eines gelehrten Amerikaners aufmerksam: The Isles and Shrines of Greece by Samuel J. Barrows. Illustrated. (Boston, Roberts Brothers, 1898, XIV und 392 Seiten.) Mit reichen Mitteln und guten Verbindungen ausgestattet hat der Verfasser die ionischen Inseln, Attika, den Peloponnes, Phokis mit Delphi, Thessalien bis zu den Meteoraklöstern und Tempe, die Inseln des Ägeischen Meers und Troja besucht; er ist, wie er in der Vorrede sagt, „durch die Thore der Odyssee" in Griechenland eingezogen und hat es „durch die trojanischen Thore der Iliade" verlassen. Voll Begeisterung für das klassische Hellas und voll Sympathie und Hoffnung für das neue (vgl. S. 128) beobachtet er doch scharf antike Reste wie modernes Leben und schildert sehr lebendig. Die (19) Illustrationen nach Photographien sind trotz des kleinen Formats ganz vortrefflich, vorzüglich gewählt und sehr scharf, sodaß sie wirkliche Bilder geben. Das Buch ist Wilhelm Dörpfeld gewidmet, „der, indem er die verschütteten Schätze der alten Welt ans Licht brachte, die Dankbarkeit und Bewundrung der neuen Welt gewonnen hat," und es ist ein schönes Zeugnis für den unvergänglichen Zauber, den das griechische Altertum auf diese modernsten aller Menschen auszuüben vermag.

Als Reisehandbücher für den klassischen Süden bieten sich rühmlich bekannte Publikationen des Bibliographischen Instituts (Meyer) in Leipzig und Wien in neuem Gewande dar: Italien in sechzig Tagen (bis Neapel und Umgegend ohne Sizilien) von Dr. Th. Gsell-Fels, nach dem Tode des verdienten Verfassers (1898) von einem kundigen Fachmann überarbeitet, 6. Auflage, 1900, und Türkei, Rumänien, Serbien und Bulgarien, 5. Auflage, 1898, das heute, wo unsre Beziehungen zum türkischen Orient so eng geworden sind, ein ganz besondres Interesse beanspruchen darf. Der größte Teil des Buchs ist der europäischen Türkei und dem nördlichen Kleinasien (im Anschluß an die anatolischen Eisenbahnen bis Angora und Konia) gewidmet. Die Westküste von Kleinasien ist ausgeschlossen, weil sie in dem Reisehandbuch über Griechenland ihre natürliche Stelle findet; dafür werden die Routen längs der Nordküste des Ägeischen Meers bis zum Athos und Saloniki behandelt. Wer sich für diese Reisen etwas Türkisch aneignen will, findet dazu ein bequemes und praktisches Hilfsmittel in dem Türkischen Sprachführer; Konversationswörterbuch von Wilhelm Heinze, 2., vermehrte Auflage.

Als eine besondre Art von Reiseführer empfiehlt sich das ebenso launige wie sachkundige Büchlein Est! Est! Est! Italienischer Schenkenführer von Dr. Hans Barth in Rom (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung [1900].) Eine so gründliche Kenntnis italienischer Weine und Weinschenken verrät ein tiefes und liebevolles Studium, und zu Italien gehört der Wein wie der Sonnenschein.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine dramatische Dichtung, die aus der Begeisterung für den klassischen Süden und das klassische Altertum entsprungen ist: Nausikaa. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Siegfried Anger. (Neiße, Josef Graveurs Verlag [1900].) Eine Nausikaa zu dichten und in dramatischen Formen mit Homer um die Palme zu ringen, hat Goethe auf Sizilien geplant, aber er ist über einige Szenen oder Szenenfragmente und eine Skizze der Handlung (in der Italienischen Reise) nicht hinausgekommen. Anger hat seinen Grundgedanken wieder aufgenommen, aber sich in sehr wesentlichen Dingen von ihm entfernt. Zwar endet

Digitized by Google

auch seine Nausikaa tragisch, aber weder hat sie sich, wie Goethe wollte, „kompromittiert," d. h. ihre Liebe vor den Phäaken verraten, noch spielt Odysseus eine halbschuldige Rolle. Nausikaa hat, obwohl zur schönsten und liebenswertesten Jungfrau erblüht, bis dahin von Liebe nichts gewußt und empfindet zu Eurysalos, der sie liebt, nur eine schwesterliche Zuneigung. Aber ihre Mutter Arete, die das tiefe und reiche Gemütsleben der Tochter kennt, sieht voraus: „wenn sie liebt, wird es für ewig sein." Der Gedanke an Liebe tritt Nausikaa zuerst nahe, als sie sieht, daß ihre Freundin und Jugendgespielin Glauke liebt, aber sie begreift nicht, daß diese dabei gewählt hat. Da hat sie einen Traum. Als sie über dem Quell am Pappelwäldchen kniet, erscheint neben ihrem Spiegelbild das eines wunderherrlichen, göttergleichen Manneshaupts, und als sie nun wenig Stunden später Odysseus sieht, der sich durch Sturm und Wetter durchgerungen hat ans Land, wie er erfrischt und neugekleidet vor sie tritt, da ruft es in ihrem Innern: „Mein Traum, mein Traum!"; sie sieht in ihm das Traumbild und ihr Ideal verwirklicht, und die Liebesleidenschaft schlägt in lichten Flammen empor. Sie gesteht erst Glauke ihre Liebe und dann der Mutter, die ihr mit tiefer Sorge zuhört, denn noch weiß niemand, wer und was der Fremdling ist, obwohl er auch auf die Phäaken einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Nausikaas leidenschaftlicher Anteil an dem Fremden steigt durch seine Erzählungen von seinen Irrfahrten, die sie teils von ihm selbst, teils von andern hört, und durch seinen glänzenden Sieg im Wettkampf, den sie selbst mit ansieht. Doch hat der Dichter keinen Versuch gemacht, wie ihn Goethe beabsichtigte, diese Berichte in dialogischer Form breiter herauszuarbeiten; wir hören nur kurze Berichte über sie, nicht Odysseus selbst, der vielmehr im Hintergrunde gehalten wird. Die Katastrophe nähert sich rasch, als Nausikaa im vierten Akt erfährt, daß der Fremde Odysseus ist, daß er vermählt ist und sich nach der Heimat sehnt, wohin ihn ein Schiff der Phäaken bringen soll. Noch scheint es der Mutterliebe zu gelingen, die Leidenschaft der Tochter zu bezwingen; aber als sich Odysseus zur Abfahrt rüstet, steigt Nausikaa auf den Erosfelsen, und sobald das Schiff am Horizont versinkt, stürzt sie sich ins Meer. In dieser Handlung ist nichts Unwahrscheinliches oder Unmotiviertes, sie schreitet rasch und ohne Stocken auf zwei Tage zusammengedrängt vorwärts bis zum Ende und enthält manche schöne, ergreifende Szene. Die Charaktere sind nicht ganz gleichmäßig ausgearbeitet. Am stärksten tritt natürlich Nausikaa hervor, aus deren dankbarer Rolle eine tüchtige Schauspielerin etwas ähnliches machen könnte — mutatis mutandis — wie Grillparzers Sappho. Arete ist der Typus einer edeln Königin und Mutter, aber vielleicht zu sehr nur typisch; Alkinoos ist etwas zu passiv, als daß er lebendig würde, und von Odysseus hören wir mehr, als daß wir ihn sehen. Sehr liebenswürdig und anziehend ist dagegen Glauke geschildert. Im ganzen erinnert die Charakterzeichnung einigermaßen an ein attisches Flachrelief, aber es liegt über diesen Gestalten und ihrem Leben und Treiben auf der schönen, sonnigen Phäakeninsel, das von keiner unedeln Leidenschaft erschüttert wird, etwas von homerischem Zauber. Diesen Eindruck verstärken noch die prächtigen Schilderungen der südlichen Natur (vgl. besonders I, 1 und V, 1), die edle Sprache und die tadellosen Verse.

So lange deutsche Gymnasiallehrer das Altertum so lebendig empfinden, wie der Verfasser dieses Dramas, der Direktor des Gymnasiums in Graudenz ist, so lange ist uns um die Zukunft der humanistischen Bildung in Deutschland nicht bange.

Digitized by Google

Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)

Als Kurtchen nach diesem Frühstück in seinem teppichbelegten Zimmer im ersten Stock allein war, zog er die seidne Schlafmütze unter dem Kopfkissen hervor, wo sie lag, und trat darauf.

Vielleicht hätte er gewünscht, daß ein beherzteres Wesen als er mit Trude ähnlich verfahre.

Während er in dem großen Raum zornig auf und ab lief, überlegte er, daß es doch nachgerade unerträglich wäre, was diese jungen Dinger ihm zu bieten wagten. Wie einen Hampelmann am Draht, so würden sie ihn nächstens tanzen lassen — öffentlich vor allen Leuten! Kurtchen warf sich auf den Divan und steckte das Gesicht ins Polster: daß sie es sichtbar thaten, das war am Ende ja der einzige Unterschied gegen das, was von jeher mit ihm geschehn war. Bisher war er immer unter irgend einem ernsthaften Vorwand an der Kette geführt worden. Von seiner Mutter in ordentlich zurechtgemachten Gleisen, später von Frau von Bredow, auch energisch, aber weniger eisern, im Gegenteil mit einer gewissen erfreulichen Frische, etwa so wie ein Strom das mitführt, was in seinen Machtbereich fällt. Aber diese dreisten kleinen Sturzbäche, die auf Rechnung der Mutter ihren Mutwillen mit ihm trieben, diese Frida und namentlich Trude, die ihn herumstießen wie irgend ein Holz, die wollte er nicht länger ertragen.

Durch die Spalten der Jalousien kam das Sonnenlicht gedämpft herein. Eine einzige große Summfliege, die sich ähnlich wie Kurtchen beschäftigte und an den Scheiben beständig den durchlässigen Punkt suchte, wo sie sich mit dem Sonnenschein, den sie sah, thatsächlich vereinigen könnte, gab mit ihrem Singsang der Stunde etwas sommerlich Schläfriges.

Kurtchen schloß die Augen und erlaubte seinen Überlegungen in ein gemäßigteres Tempo, in Träumerei überzugehn. Wie merkwürdig, daß es selbständige Menschen gab! Er hatte bisher nur an Beherrschte und Herrschende gedacht, aber dies war noch etwas andres, wie zum Beispiel diese Malerin war. Vorhin, als man sich nach dem Frühstück trennte, hatte Frau von Bredow zu ihr gesagt: So, liebes Fräulein, nun legen Sie sich oben im Zimmer bei meinen Töchtern ein bischen aufs Ohr. Um halb fünf Uhr trinken wir zusammen Thee, und wenn Sie uns dann bei einem kleinen Spaziergang auf den Pincio begleiten wollen, wird es uns sehr angenehm sein. Das war alles so einfach und bestimmt gewesen, eben so wie Frau von Bredow zu regieren verstand.

Und diese Malerin? Sie hatte ebenfalls so bestimmt wie einfach gedankt und war gegangen, Trude hatte nicht einmal Zeit gehabt, ihren geräuschvollen Protest anzubringen. Niemand war gekränkt — im Gegenteil, er hatte den Eindruck, daß das Mädchen bei allen Beteiligten noch gewonnen habe. Man wünschte unwillkürlich, sie öfter zu sehen und näher kennen zu lernen. Was hatte er dagegen für eine Stellung!

Die Bredows vergaßen ihn ja nie. Es war denkbar, daß sie ihn vermißt

Digitized by Google

hätten. Wenn sie die Handschuhe nahmen, um auszugehn, riefen sie zugleich nach ihm. Vermutlich pfiffen sie zu Hause in Groß-Rießdorf ebenso selbstverständlich nach dem Hund, ehe sie den Fuß über die Schwelle setzten. Er hatte schon mitunter mit seinem schwermütigen Augenaufschlag zu ihnen gesagt: Was ist heute Tagesbefehl, meine Gnädigen? Aber geweigert hatte er sich nie. Im Grunde wäre es ihm ja auch viel zu unbequem gewesen, so überlegen, was er thun sollte.

Wenn er nun zum Beispiel heute beim Thee auch erklärte, er wollte nicht mit auf den Pincio? — Nein, das war undenkbar. Wenn Frau von Bredow ihn ansah und fragte, war er sicher, daß er ohne weiteres zusagte, und nun erst wenn die Mädchen zu lachen anfingen. Was sollte er auch als Grund vorgeben?

Aber — er sprang plötzlich auf die Füße — wenn er jetzt gleich ginge? Es war erst halb vier Uhr! Die juchtenen Hausschuhe flogen in die Ecke. Her mit den Straßenschuhen, mit dem Hut und dem Staubmantel — die Handschuhe wurden der neuen entschlossenen Wendung zu Ehren zurückgelassen — und die Treppe hinunter.

Vor Giovanni stutzte Kurtchen ein wenig. Mußte er nicht Bescheid hinterlassen, wo er hinginge? Nein, das war es ja eben, er war niemand Rechenschaft schuldig, und mit einem Ruck überwand er die Bedenken der Abhängigkeit und gelangte auf die Straße.

Er lief erst ein paar Schritte nach links nach Via Sistina zu, kehrte dann hastig um und nahm den Weg über Trinita dei Monti zurück nach der Spanischen Treppe. Bei diesen flüchtigen Wendungen wurde der helle Staubmantel vom Luftzug gefaßt und Kurtchen im Rücken ausgespannt wie die Flügel eines riesigen Nachtfalters. Lichtscheu und unsicher, wie er sich bewegte, machte er den Eindruck, als wenn es nur geringer Anstrengungen bedürfte, ihn einzufangen.

Dieses Schicksal erfüllte sich auch sogleich, als er die letzten Stufen der Spanischen Treppe erreicht hatte.

Die Droschken unten auf dem Platz begannen ein Wettrennen nach dem einzigen Fremden, der sich zeigte. Vuole? Vuole! Wollt Ihr, wollt Ihr, klang es von sieben bis acht männlichen Kehlen, es wurden Peitschen geschwungen, Gäule sprangen; Pfeifen und Rufen gab ein Durcheinander, das sich erst legte, als einer der Wagen in schlankem Trab aus dem Knäuel hervorging, Kurtchen wie eine schöne Beute unter ihrem Halbverdeck.

Als sie aus dem Gesichtskreis der Mitbewerber waren, die ihnen Rufe und Gelächter nachgesandt hatten, wandte sich der Kutscher um und fragte Kurtchen, wohin er wollte. Er that das in einem vertraulichen Ton, so, als wenn eine gemeinsam überwundne Gefahr sie eben verbrüdert hätte.

Kurtchen erschrak, er hatte ja keine Ahnung, wohin er wollte. Galeria San Lucca, sagte er dann aufs geratewohl. Dort konnte er ja mit der Malerin sprechen, und die würde ihm gewiß etwas nettes raten. Sie war ja so bewandert, stand hier in Rom ganz allein. Trude hatte das alles aus ihr herausgefragt. Eigentlich hatte sies „gar nicht nötig," wie Trude sehr betonte. Ihre Eltern waren früher in Holländisch-Indien gewesen; jetzt lebte die Mutter als Witwe in Wiesbaden im eignen Hause — aber die Tochter wollte nicht dort bleiben, sie machte sich nichts aus Bällen. Denken Sie mal, sie findet nicht einmal Uniformen schön, hatte Trude gesagt.

Kurtchen hatte das nicht vergessen, er, der nicht gedient hatte, fand es höchst bemerkenswert, ein Mädchen, das den bunten Rock nicht bewunderte.

Vor der Galerie lohnte Kurtchen den Kutscher ab und stieg die Treppe hinauf. Oben aber fand er Sor Cesare, wie er die Außenthür gerade verschloß.

Als er Schritte hörte, wandte er sich um und besah sich den Fremden: der

Digitized by Google

mußte schon einmal dagewesen sein, und zwar vor nicht zu langer Zeit — Kurtchen erhob den schwermütigen Blick — richtig, mit der Lokomotive, Sor Cesare erinnerte sich jetzt genau an alle Umstände und an das reichliche Trinkgeld. Daß er noch einmal kam, konnte nur die Ursache haben, daß er Kunstkenner war. Die landläufigen Fremden begnügen sich mit dem einmaligen „Dagewesensein." Also in jeder Beziehung ein Fremder von ungewöhnlicher Art.

Es ist schon geschlossen! sagte Kurtchen, halb fragend und halb ergeben.

Apriremo ancora qualche minuti, wir werden noch einige Minuten öffnen, sagte Sor Cesare mit einem Achselzucken, das wohl bedeuten mochte, daß so ein gottgesandter Kunstverehrer an ihm kein Hindernis finden sollte.

Kurtchen trat ein und ging, noch unter dem Bann seiner eigentlichen Absicht, bis an den Platz, an dem Will damals gemalt hatte. Er sah enttäuscht aus, obgleich er nicht hatte annehmen können, sie in der verschlossenen Galerie zu finden.

Dem klugen Italiener ging aber ein neuer Gesichtswinkel auf.

Die Signorina? sagte er ungefragt, die ist schon lange fertig. Wenn der Signorino übrigens ihr Studio sehen wollen, es ist capo le case 8. Giuseppe 2. Die Kopie hier von dem Rafael ist auch schon lange dort . . .

Kurtchen verließ die Galerie um die Adresse der Malerin bereichert. Sor Cesare war mit dem Trinkgeld zufrieden.

Unten hielt noch — zufällig — die Droschke. Das kam ja wie gerufen, Kurtchen stieg ein und wies den Kutscher an, nach capo le case zu fahren.

Der Kutscher, der gewußt hatte, daß um diese Zeit die Galerie geschlossen war, und deswegen den Fremden unten erwartet hatte, lächelte befriedigt, ebenso wie Sor Cesare, der grüßend an dem Wagen vorüberging. Man muß die Forestieri nur richtig zu bedienen verstehn, dachten beide, dann sind sie eine Gabe der Madonna.

Auf seiner Fahrt saß Kurtchen etwas teilnahmlos zurückgelehnt, plötzlich aber richtete er sich auf. Er glaubte Fräulein Willeboer gesehen zu haben und gab dem Kutscher das Zeichen zu halten.

Es ist noch nicht capo le case.

Einerlei, ich muß hier etwas kaufen.

Die Droschke hielt, und der Forestiere trat, nachdem er die Fahrt bezahlt hatte, in die Thür einer Rosticeria.

Rosticeria, das ist auf deutsch eine Bratküche, die Heimat des Wohlgeschmacks und lieblicher Düfte.

An das Schaufenster drängen sich die bleichen Leiber von gerupften Wachteln und Hähnchen, den Hals in der Schlinge und die kahlen Flügelchen eng in die Seiten gedrückt.

Guirlandenartig an Bindfäden befestigt hängt allerlei Schmalzgebacknes an den Scheiben aufgereiht.

Wenn man eintritt, so steht man vor einer weißmarmornen Brüstung, hinter der die priesterlichen Männer am Feuer walten. Wirklich priesterlich kleidete wenigstens die beiden, die Kurtchen sah, das weiße Kochhabit und das weiße Baretl.

Don Oreste, ein schwerbeleibter Neapolitaner, stand an einer Anrichte zur Linken. Seine Hände formten Reisröllchen mit Käse und allerlei Zuthaten, mit denen die italienische Feinschmeckerkunst ihre Lieblingserfindungen ausstattet. Die leichte, fast zärtliche Handhabung, mit der Don Oreste den kleinen wohlriechenden Gebilden die Form gab, stand in wunderlichem Gegensatz zu seinen umfangreichen Händen und der Wucht des Leibes, den er nur mit langsamer Drehung zu wenden vermochte, wie die Ozeanfahrer seines heimatlichen Hafens ihren Riesenleib.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit trat Sor Giuseppe, sein römischer Genosse, vom Kamin aus hinter ihn, nahm die fertigen Werklein auf die Hand und legte die hell aufziſchenden in die heiße Pfanne. Käufer hinter der Marmorbrüſtung konnten sie sich heiß von der Glut reichen lassen und an einem winzigen Marmortischchen diesseits der Brüſtung verzehren, wenn sie nicht vorzogen, sie zierlich in Papier geschlagen mitzunehmen. Sie konnten aber auch unter dem Gerupften am Fenster Auswahl halten und zusehen, wie das Erwählte am Spieß gewendet, bald die eine bald die andre Seite des weißen Leibes der Glut zukehrte und langsam Goldfarbe gewann, indessen zarte Tröpfchen niederrannen und in dem Schälchen unterhalb des Bratspießes aufgefangen wurden.

An der weißgetünchten Wand des Raums blitzten Bratspieße von gefährlicher Länge und Zahl, angeordnet wie in einer Rüſtkammer. Ihr kriegerischer Glanz verstärkte den Eindruck von Ernſt und Weihe, der von den Zügen Sor Giuseppes ausging.

In dieses Heiligtum war Kurtchen eingedrungen und stand hinter einer Gruppe italienischer Weiber — das italieniſche Weib tritt immer in Gruppen auf —, in der er die alte Esterina erkannte, und neben ihr — hoch über den Schwarm wegragend, wie eine Wachskerze, würde Trude gesagt haben — die Malerin mit den aschblonden Haaren. Esterina war in heftigster Bewegung mit Händen, Augen und Zunge.

Wenn sie eine Pause in ihrer Litanei machte, fielen die Weiber chorartig ein.

Die Malerin schien bemüht, Esterina zum Weggehn zu bewegen, hatte aber nur soviel Erfolg gehabt, daß die kleine Alte sich mit dem Körper halb der Thür zugekehrt, Kopf und Hals und Hände aber desto gewaltsamer zu Sor Giuseppe zurückgewandt hatte.

Der stand mit geneigtem Haupte hinter der Marmorbrüſtung, so als wollte er das Ohr der Sprecherin nähern, mit niedergeschlagnen Augen, um durch nichts vom Lauschen abgezogen zu werden.

Und du weißt es doch, Giuseppe, sprach Esterina weiter mit einer Stimme wie der Ankläger im jüngsten Gericht, wir haben doch auf den Stufen von Santa Maria Maggiore gespielt, als meine Eltern und deine Mutter vom Borgo hereingezogen waren nach Rom, um Soldi zu verdienen. Schon als Kind, wenn die Kinder sagten, komm, Sterina, wir wollen hinaufgehn an die Ecke und von Beppinos Vater einen Finochio nehmen — Giuseppes Vater hatte solche Körbe mit Finochi und andern Früchten, wandte sie sich an Marianne Willeboer, dann sagte ich: Nein, das ist gestohlen. Ich gehe morgen zur Beichte, und wie soll ich beichten, wenn ich den Finochio stehle! Aber nun, wo ich alt bin, kommt der Hund von Giovanni und sagt, ich hätte seidne Tücher gestohlen. Die deutsche Signora sollte nur nicht glauben, wenn ich ihr sagte, wo das Geld bleibt, von dem die Fremden nicht wissen, wo es hingeht, während Giovanni reich wird.

Sie mögen ihn schinden, fiel der Chor der Weiber ein, ihn und seine Mortacci, seine nichtswürdigen Verstorbnen.

Hier hob Sor Giuseppe die Augen und ließ sie von gleichmäßig lauschender Aufmerksamkeit erfüllt auf den Fremden sinken, dessen Eintritt er bei allem Geräusch bemerkt hatte — vermöge welches seiner Sinne, wäre schwer zu entscheiden gewesen.

Kurtchen fühlte das Dringende in diesem Blick, der ihm die ganze Bratküche mit gebratnen und ungebratnen Vögeln zu Füßen legte. Auch die Weiber waren diesem Blick gefolgt und hatten den Fremden gesehen. Ihn sehen aber und sich auf ihn stürzen war eins für die alte Esterina.

Digitized by Google

Sie faßte ihn mit beiden Händen am Arm und wandte sich an Sor Giuseppe: Das ist der Signorino, ihm soll ich die seidnen Tücher genommen haben, die Giovanni und seine Braut sich zum Geschenk machen. Frage ihn selber, Giuseppe, wie viele ihm fehlten, frage ihn, ob die arme Esterina etwas andres gethan hat, als daß sie immer die Wäsche hingebracht hat, zu dem versprochnen Tage. Und in den Händen ist ihr niemals etwas hängen geblieben, frage ihn selber. Die deutsche Signora weiß es. Esterina war nicht im Hause, als die seidnen Tücher plötzlich unter dem Teppich gefunden wurden ...

Bei dieser Wendung der Dinge war Will aus dem Laden geschlüpft. Kurtchen sah es.

Sollte er nun umsonst in diese Bratküche eingedrungen und diesem Schwarm von Hexen in die Hände gefallen sein? Unmöglich!

Mit mehr Entschlossenheit, als er sich selber zugetraut hätte, drang er durch den Haufen an die Marmorbrüstung heran, zeigte auf ein Hähnchen, das da gebraten auf der Schüssel lag, und sagte schnell das übliche: Quanto costa?

Sor Giuseppe ließ die Augen sinken und hob sie wieder: Zwei Lire und fünfzig Centesimi, sagte er mit edler Bescheidenheit.

Im Kreise der Weiber trat eine Stille ein. Esterina verharrte mit erhobnen Händen und geöffnetem Munde. Kurtchen aber zog die Brieftasche hervor, legte den Schein und das Kupfergeld hin und drängte zum Ausgang.

Un momonto, einen Augenblick, sagte Giuseppe mit soviel Würde, daß Kurtchen sich zurückgehalten fühlte und nun erst inne wurde, daß er fast seinen Einkauf im Stich gelassen hätte.

Beschämt trat er an die Brüstung zurück, aber wie es schien doch zu spät, als daß er den Scharfblick des Italieners getäuscht hätte. Während er das schön gebräunte Hähnchen so sorgfältig einwickelte wie eine Mutter ihr Kind, erst in eine, dann in eine zweite Hülle, warf er die Augen bezeichnend nach der Thür, durch die Marianne entschlüpft war.

Che bella Signorina, welch schönes Fräulein, und gut! Gut läßt sich mit den Deutschen umgehn, wenn man nur ehrlich ist. Sie ist deutsch, die Signorina. Dort — die schwarzen Augen wiesen in die Ecke, wo das Marmortischchen stand, dort im Winkel sitzt sie jeden Mittag — wie ein Engelchen und genießt eine Kleinigkeit. Das schönste am Weibe ist, wenn es still ist! Sie thut aber recht, hierher zu kommen, denn mein Haus ist wie ein Tempel. Da sind weder Neffen noch Hunde noch Kinder. Ich betrinke mich nicht, und komme nicht nach Hause, um mit meiner Frau zu streiten ...

Das Hähnchen war eingewickelt, und Kurtchen entwich fluchtartig aus dem Laden ohne abzuwarten, daß Sor Giuseppe die Schilderung vom Tempel seiner Häuslichkeit beendigte. Aber auch die Weiber brachen die Versammlung für diesesmal ab und verließen die Bratküche. Es schien, als wäre ihr Verlangen nach Begebenheiten befriedigt durch den Anblick eines Fremden, der ohne zu zucken zwei und eine halbe Lira für ein Hähnchen gab.

Als die beiden Köche allein waren, hob Sor Giuseppe den Papierschein gegen das Licht, um ihn auf seine Echtheit zu prüfen.

Er weiß nicht, was er gekauft hat, sagte er dabei laut.

Er ist verliebt, antwortete Don Oreste gelassen, ohne einen Blick von der Anrichte und den Reisröllchen zu verwenden.

Ich hätte wissen sollen, daß er nicht handeln würde, fuhr Sor Giuseppe wehmütig fort, und drei Lire fordern. —

Unterdessen hatte Kurtchen Will draußen wirklich noch erspäht. Am Gang hatte er sie erkannt, denn der war unverkennbar. Er hatte einmal einen Abend bei Renz

Digitized by Google

verbracht und ein Pferdchen, ein feingliedriges, schneeweißes Tier, den spanischen Tritt gehn sehen: jede Muskel unter der zarten Haut voll Energie, jede Faser straff gespannt, und das alles zu einer rhythmischen Bewegung zusammengefaßt, ein entzückender Anblick — daran dachte er, als er Marianne Willeboer gehn sah.

Unter diesen Betrachtungen fing er an zu laufen. Es kam ihm vor, als hätte er sich in seinem Leben noch nicht so angestrengt. Schließlich war er an ihrer Seite.

Handelt man so an einem Landsmann? fragte er atemlos.

Will lachte. So haben Sie sich abgejagt, um mir diesen Vorwurf zu machen?

Ja, Sie haben mich in der Rosticeria schmählich im Stich gelassen, und jetzt laufen Sie immer vor mir her wie bezahlt.

Wenn es bezahlt würde, liefe ich noch ganz anders.

Wirklich, ich glaube Ihnen, Sie könnten bis Piazza del Popolo laufen, ohne außer Atem zu kommen. Es war etwas wie Bewundrung in seinem Ausdruck.

Ich will rasch nach Hause kommen; die Esterina fiel mich an, als ich an der Bratküche vorüber kam, und zwang mich hineinzukommen, als Zeuge zu ihrer berühmten Geschichte mit Giovanni und der deutschen Signora. Da habe ich mehr Zeit verloren, als mir lieb ist. Was wollten Sie denn aber in der Rosticeria?

Ich wollte die Kopie von Rafael sehen.

Sie lachte wieder: Sor Giuseppe sieht dem Rafael ja auch so ähnlich.

Ob gerade dem Rafael, weiß ich nicht, aber ein Künstler ist dieser Bratkoch auch, sagte Kurtchen ohne Verstimmung darüber, daß sie ihn absichtlich mißverstand. Ganz abgesehen von seiner Kocherei, meine ich. Er ist ein meisterhafter Darsteller.

Das sind sie alle, die Esterina auch.

Ja, nicht wahr? sagte er lebhaft, keine erste Kraft am Schauspielhause könnte mehr Leidenschaft in ihre Rolle legen, als diese Leute stündlich unbezahlt aufbieten.

Will gegenüber kam etwas wie Frische über ihn, sodaß eine sachliche Beobachtung ihm für Augenblicke die eigne Person in den Hintergrund stellen konnte.

Ich möchte sie im Theater sehen, fuhr er fort, wenn sich alle diese wildgewachsenen Talente zu einem Ganzen zusammenschließen, muß der Eindruck eigentlich großartig sein.

Aber ein Ganzes in unserm Sinne kommt merkwürdigerweise nicht zu stande. Ich wenigstens habe keine Lust mehr, ins Theater zu gehn, nachdem ich mich neulich habe überreden lassen, einer Größe wegen hinzugehn. Ich halte mich jetzt lieber an die Privataufführungen, die ich in meiner täglichen Umgebung sehe.

Dann war die angebliche Größe wohl nicht besonders?

Ach, die Größe war vielleicht nicht so übel — die Marini; ich sollte mir ewige Vorwürfe machen müssen, wenn ich sie nicht sähe, hieß es. Aber das Ganze war so unerfreulich, daß ich auch von ihr kaum einen Eindruck hatte.

Schon daß es erst um zehn Uhr anfängt, und man erst um drei Uhr morgens entlassen wird, ist eine Qual. Ich habe den darauffolgenden Tag kaum arbeiten können, so anstrengend war dieser Theaterbesuch gewesen.

Was ist denn aber in allen den fünf Stunden vorgenommen worden?

Höchst unwahrscheinliche Dinge. Denken Sie sich ein sehr großes Theater. Frau Marini ist im ersten Aufzug der Kameliendame erschienen, der Vorhang ist heruntergegangen, und nun heißt es warten! Die Leute schienen schon darauf eingerichtet zu sein; sie zogen Zeitungen hervor und lasen. Dann fing einer an zu

Digitized by Google

klatschen, um dadurch den Vorhang zum Aufsteigen zu ermutigen, andre fielen ein, als das aber nichts half, wurde gepfiffen. An Stelle des Orchesters war ein Klavier aufgestellt, darauf wurde unter Begleitung von Baß und Pfeife eine Mazurka gedudelt, nach deren Beendigung die drei Musikanten gähnend auf den zahlreichen verödeten Orchestersitzen herumlungerten.

Während dem allen hörte man auf der Bühne hämmern und schleppen. Man mußte annehmen, daß einige Dienstmänner und die unbeschäftigten Schauspieler drinnen die Dekorationen nagelten. Einmal dauerte eine solche Pause über eine halbe Stunde. Es wurde dann auch ab und zu wieder gespielt. Aber einen zusammenhängenden Eindruck von den schauspielerischen Leistungen gewann man nicht. Das einzige mal, wo der Vorhang ohne Zögern wieder aufging, geschah es, nachdem die Marini als Leiche auf dem Platz geblieben war. Eine Sekunde später machte sie mit dem Geliebten, der eben an ihrer Leiche zusammengebrochen war, dem Publikum ihre Verbeugung, strahlend und verbindlich, mit einem riesigen kreisrunden Blumenstrauß in der Hand, den zu halten es allein einer großen Muskelkraft bedurfte. Der Beifall war groß. Für meine Person kann ich aber das Zusammenspiel von Sor Giuseppe und Esterina besser würdigen.

Warum liefen Sie denn aber dann mitten in der Handlung fort? Als ich in die Rosticeria trat, war sie doch im vollen Gang!

Weil ich das Stück kannte, Sie aber nicht. Ich wollte auch nach Hause, und Sie kamen mir deswegen als Ablösung sehr gelegen. Übrigens will ich Sie daran erinnern, daß Sie vermutlich hier aus Versehen eingetreten sind. Hotel Haßler liegt noch eine Strecke weiter hinauf.

Kurtchen war Will, die in ein Haus eingetreten und eine Steintreppe hinaufgestiegen war, im Gespräch gefolgt.

Jetzt lag ein langer, tunnelartiger Gang vor ihnen, dessen jenseitiger Ausgang sich als blendend heller Fleck darstellte. In diesen hellen Fleck kam Unterbrechung durch schwankende Rosenranken, die von irgend woher niederhingen und niederwehten.

Müssen Sie durch diesen finstern Schlund? fragte Kurtchen.

Da muß ich durch.

Dann will ich mit, wenn Sie es mir nicht verweigern, und auf der andern Seite das Paradies auch mit genießen.

Es war wirklich etwas Liebliches und Überraschendes, was sich drüben auftat: man sah in ein Citronengärtchen hinunter, auf den Ansatz eines Laubengangs, von altergeschwärzten Pfählen getragen, an denen ein alter Weinstock hinaufklangte, um mit breiten Blättern das Dach zu wölben. Da waren Rosenbüsche und ein großes steinernes Becken mit grünlichem Wasser darin, Oleander in riesigen Thongefäßen, zu ihren Füßen marmorne Reste, Häupter von Säulen und Statuen. Aber auch ein kleiner wohlerhaltner Bacchusknabe stand auf einem Säulenstumpf zwischen verschwenderisch blühenden Zweigen. Es war ein Winkel, wie er nur in Rom möglich ist, wo die Kinder neuerer Zeiten wieder und wieder mit den Heiligtümern vergangner ruhmreicher Zeit ihr gedankenloses Spiel getrieben haben.

Kurt Giesicke stand betroffen, fast entzückt: Wie kommt das hier hinauf in den zweiten Stock?

Im dritten Stock ist noch so ein Citronengärtchen, nach der andern Seite hinaus, sagte Will. Es grenzt ans Wunderbare, hat aber, glaube ich, einen ganz einfachen Grund. Hier wird nichts planmäßig angefaßt. So ein Haus wird zusammengebaut, wie wenn es Kinder machten.

Ein sehr liebenswürdiges Kind, das diesen Winkel eingerichtet hat, sagte Kurtchen vergnügt.

Digitized by Google

Nicht wahr? liebenswürdig! Das ist das richtige Wort. So berührt es mich jedesmal, wenn ich aus meiner Thür komme und von der kleinen Loggia auf die Citronen und Rosen hinuntersehe — liebenswürdig.

Wissen möchte ich aber doch, was für eine Art Architekt das ist, die so etwas zustande bringt.

Danach werden Sie wohl vergeblich fragen. Das wächst mit den Geschlechtern und wird schließlich ein verschlungner Häuserkomplex, so wie die Wohnungen der Korallentierchen zum Korallenriff anwachsen.

Nehmen Sie einen Hausvater, der sich wie hier an einem der sieben Hügel ein Haus baut. Oben, weiter hinauf am Hügel, hat er seinen Garten.

Dann heiratet der Sohn, und es wird oben angebaut. Nun hat das Haus nach der freien Seite hin ein Stockwerk, nach der andern Seite aber, wo es sich an den Hügel lehnt, tritt man gleich von der Schwelle zu ebener Erde in den Garten.

Die Generationen wachsen, es wird um den niedriger liegenden Teil des Gartens herumgebaut. Nun liegt er als Gärtchen von allen vier Seiten umschlossen mitten drin. Aber es wird weiter gebaut, es werden Stockwerke aufgesetzt, man rückt auf den Hügel hinauf, man zieht den höher liegenden Teil des Gartens mit hinein — das Citronengärtchen im dritten Stock ist fertig. Ein alter Mann, der sich vom Geschäft zurückzieht, baut sich ein Zimmer nach Süden, um Sonne zu haben, ein andrer des Geschlechts, der mehr Schatten haben will, baut nach Westen weiter.

Einer setzt ein flaches Dach auf, die andern bauen rings darum empor.

Es soll vermietet werden, an Maler vermietet, es sollten Ateliers da sein, aber gleich eine ganze Reihe. So baut man nach Norden eine ganze Flucht von Ateliers. Aber wie das Gerüst weggenommen wird, kann man nicht hinein. Da ist eine steile Wand mit so und so viel Thüren und Atelierfenstern in die freie Luft hinaus, aber kein Zugang, keine Treppe.

Man läßt sich aber nicht in Verlegenheit setzen, man zieht an allen diesen Thüren einen kleinen schmalen Altan, eine Loggia vorüber, das ist die gemeinsame Flur, von der man in die Ateliers tritt. — Und wie kommt man auf die Flur? Man hängt an die kleine eiserne Loggia eine kleine eiserne Treppe, die endigt irgendwo, wo sich ein Durchgang machen läßt, wie zum Beispiel dieser Tunnel, durch den wir gekommen sind.

Hier haben Sie das Treppchen und die Loggia und die Ateliers.

Sie waren auf dem steilen eisernen Treppchen emporgestiegen und auf dem schmalen Altan hintereinander — der Gang war zu schmal, als daß man hätte nebeneinander gehn können — an einer Reihe von Atelierthüren vorübergegangen, die numeriert waren. Vor der sechsten blieb Will stehn und schloß auf.

Das ist also Ihr Reich, sagte Kurtchen, nachdem sie eingetreten waren. Er stand auf den Backsteinfliesen, zog die Füße abwechselnd in die Höhe und sah sich um.

Die Wände waren zum großen Teil mit Zeichnungen bedeckt. Eine Ecke im Hintergrund war weiß umhängt. Das mochte das Schlafzimmer bedeuten. Sonst war außer der Staffelei, einem Tisch mit vergoldeten Füßen und mit einer Platte von wunderschönem farbigem Marmor fast nichts von Möbeln zu entdecken.

Sie suchen wohl die Teppiche von Haßler? fragte Will.

Ich suche mir vorzustellen, wie Sie hier existieren —

Ja sehen Sie, hier habe ich meine Arbeit und bin mein eigner Herr, wenn ich Plüschmöbel hätte haben wollen, hätte ich bei meiner Mutter in Wiesbaden bleiben müssen.

Digitized by Google

Und der Marmortisch, ist das ein Andenken an vergangne Pracht?

Nein, der kann höchstens als Vorbedeutung auf zukünftige aufgefaßt werden. Er gehört meiner Wirtin, der Besitzerin von dem Gärtchen und den Tunneln und den Treppchen, einer alten Frau, die zu dem allen paßt. Sie hat noch ganz schwarze Haare und ein paar riesige Perlen in den Ohren. Diesen Tisch hat sie einmal, als er ihr im Wege stand, in dieses Atelier bringen lassen, und nun leistet er den Inhabern seit Jahrzehnten Gesellschaft, ohne daß sie zu fürchten brauchen, daß er ihnen entrissen wird, weil es die größten Schwierigkeiten macht, ihn mit seinem Riesengewicht über die enge Loggia zu tragen. Er ist mir sehr willkommen mit seiner Farbenpracht. Hat auch keine Ähnlichkeit mit etwas von dem, das ich zurückgelassen habe.

Sie sehen aber aus, als wären Sie für jeden Luxus geschaffen, sagte Kurtchen halblaut, als wenn er es so bei sich erwöge.

Jetzt, im Stadium der Freiheit, an deren Gebrauch er sich allmählich zu gewöhnen hoffte, kamen ihm Gedanken, die ihm hinter den Schranken mütterlicher Fürsorge nie gekommen wären. Diesen feinen Blondkopf, der hier die Abende bei einer zweiarmigen Öllampe und einem winzigen Theekännchen einsam saß, in eine Umgebung versetzen, wie sein Reichtum und ihr Geschmack sie schaffen konnten . . . Träumend sah er auf seine gepflegten Fingernägel hinab.

Aber Will rief ihn unsanft in die Gegenwart zurück.

Sie brauchen Ihre Hände nicht so ängstlich anzustarren, sie sind noch unberührt von der Arbeit, ihrer Bestimmung, dem Luxus, noch nicht entfremdet.

Kurtchen fühlte sich verwirrt und sah zur Seite. Seine Augen trafen dabei die Kopie, an der Will gearbeitet hatte, als er sie zum erstenmal sah.

Ach da ist er ja, den ich heute vergeblich in San Lucca suchte.

Waren Sie dort?

Ja natürlich, ich wollte das Bild sehen, und als ich Sie dann in die Rosticeria treten sah, ließ ich die Droschke laufen und kam auch hinein, weil mir der Kustode in der Galerie gesagt hatte, Sie hätten Ihre Kopie mit ins Atelier genommen. Ich möchte nämlich, wenn Sie mich für würdig halten, diesen Rafaeljungen besitzen. Ist das möglich?

Ja gewiß.

Ist es unbescheiden, zu fragen, was er kostet?

Sor Cesare, der Kustode, der sich einigermaßen als Vater des Rafaeljungen betrachtet, meinte: 'na bella copia per trecento lire, dreihundert Franken also.

Ach sehen Sie, die hätte ich gerade bei mir. Er wühlte in seiner Brieftasche und legte von den Scheinen darin drei Hundertfrankenscheine auf die schöne Marmorplatte.

Nun gehört das Bild mir, nicht wahr?

Nun gehört es Ihnen.

Das nehme ich mir gleich mit zu Haßler, wissen Sie!

Will lachte: Es ist so viel Verlegenheit in Ihrer Freude.

Ja wissen Sie, ich habe noch nie ein Kunstwerk gekauft — eigentlich auch nie eins besessen, wenn ich recht überlege. Aber in Rom kommt man wirklich zu allem Möglichen, man weiß nicht wie.

Sie brauchen sich vor mir deswegen nicht zu entschuldigen. Ein Bild zu besitzen, das rechnet man unter Malern zu den menschlichen Schwächen, die verzeihlich sind.

So, wirklich? sagte Kurtchen so ernsthaft, als wenn ihm diese Möglichkeit zu denken gäbe.

Ja, Sie lachen über mich, fuhr er fort, sagen Sie mir aber lieber, wie das

Digitized by Google

beurteilt werden würde, wenn ein, nun sagen wir, ein noch nicht ganz alter Mann sein Porträt malen lassen würde. Sie haben da zum Beispiel so einen blonden Menschen im Porträt hängen, den schätze ich Mitte zwanzig. Was hatte der für einen Vorwand, sich malen zu lassen?

Gar keinen, ich fand ihn so malerisch, daß ich ihn bat, mir zu sitzen.

Also blond muß man sein?

Sie lachte: Das ist nicht Bedingung. Ich habe schon andre als blonde Köpfe malerisch aufgefaßt gesehen.

Ja sehen Sie, Auffassung möchte ich eben einmal haben. Die Photographien, die meine Mutter jährlich von mir hat machen lassen, sind mir so langweilig. Auffassung sagt man ja wohl, wenn irgend etwas mehr als die bloße Larve auf einem Bilde ist?

Das ist gar nicht übel gesagt.

Aber nicht in allen Fällen leicht gethan? fragte er.

Es ist das Aufregendste an der Sache, es habens noch andre erlebt als ich. Wenn sie so ein Ding fertig hatten, dachten sie: So, wenn ich jetzt anfangen könnte, dann wüßte ich, wie es zu machen wäre. So jedenfalls nicht, wie es da ist.

Was thut man dann in einem solchen Fall?

Man grämt sich eben.

Wissen Sie, ich könnte ein Porträt von mir zum Beispiel meiner Mutter schenken, was meinen Sie, geht das wohl?

Das ist jedenfalls schon vorgekommen und als standesgemäß aufgenommen worden.

So, das freut mich. Wie würden Sie mich denn etwa nehmen?

Das muß ich mir erst überlegen, sagte Will, aufmerksam den Blick auf Kurtchen gerichtet. — Wie bald soll es denn angefangen werden?

So bald wie möglich; wenn es sein kann, morgen.

Dann wird es am besten sein, ein paar Skizzen zu machen und dann zu wählen.

Sie wandte sich eifrig zur Wand, wo bemalte und unbemalte Bretter und Pappen lehnten, um eine auszusuchen. Kurtchen, der zusah, hielt plötzlich ihre Hand fest, mit der sie eine zur Seite stellen wollte.

Halt, lassen Sie doch mal sehen! Das hat fast ein bischen Ähnlichkeit mit den Bredows.

Sie lachte. Ein Geständnis der Begehrlichkeit!

Im Ernst, sieht es den Bredows nicht etwas ähnlich?

Ja, Frida und Trude! Ich habe versucht, sie mir aus dem Gedächtnis zu skizzieren.

Merkwürdiger Geschmack.

Finden Sie sie nicht wunderschön?

Nein, gewiß nicht!

Nun ja, Sie sind nicht Maler und haben sich deswegen noch nicht entschlossen, auf die dunkeln Wimpern zu verzichten, wie die Barbierpuppen sie haben.

Sein Sie doch nicht so grob.

Gegen einen zukünftigen Kunden, meinen Sie? Das ist eigentlich richtig. — Aber ich finde gerade diesen einheitlichen Ton schön, wie die Bredows ihn haben, dieses ununterbrochne Leuchten. Sehen Sie sich doch diesen Hautton an, und wie er beim Haaransatz fast ohne Kontrast in eine andre Art von Leuchten übergeht. — Und dann gleich zwei von derselben Art, sich so ähnlich und doch unterschieden! Diese beiden auf einem Bild, die Köpfe nah aneinander, daß all der Glanz von

Digitized by Google

Wimpern und Haaren, von Hautton und Augenbrauen zusammenwirkt, das müßte etwas wundervolles sein, so eine Art Meisteraufgabe, wahnsinnig schwer, aber der Mühe wert, sich bis aufs äußerste damit anzustrengen.

Kurtchen hatte dieses Lob der Bredows mit aufgestütztem Kopf und halbgesenkten Augen über sich ergehn lassen. Aber während sich Marianne im stillen vornahm, ihn zum Bilde so zu setzen, erhob er sich, um sich etwas förmlich zu empfehlen.

Es verstimmte ihn, daß er hier nur das Lob andrer Leute singen hören sollte, wo er sich doch bewußt war, mit seinem selbständigen Vordringen auf diesem künstlerischen Gebiet einen großen und kühnen Schritt von dem Weg seitab getreten zu sein, den eine sorgfältige Mutter ihm bereitet hatte.

Wenn nun aber in fremden Lagern so gar keine Würdigung für seine That war ...?

Die Menschenklasse, denen Plüschmöbel zum Lebensbedürfnis gehören, stiegen wieder etwas in seiner Wertschätzung. Die Bredows waren ja gewiß wilde Hummeln, aber immerhin war es doch angemessener für eine junge Dame, mit der Mama in Rom herumzugehn, als so allein im eignen Schutz zu hausen.

Haben Sie etwas an die Bredowschen Damen zu bestellen? fragte er gemessen.

Ja grüßen Sie doch, sagte Marianne lebhaft, und ich würde mich freuen, wenn sie sich einmal hier herauffinden würden.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Präsident Krüger in Deutschland. Gegen alles Erwarten und ohne sich des Empfangs durch Kaiser Wilhelm vorher zu vergewissern, hatte Präsident Krüger am 1. Dezember von Paris aus die Reise nach Berlin angetreten und war in Köln angekommen, als ihm am 2. Dezember durch den deutschen Gesandten in Luxemburg die Mitteilung zuging, daß der Kaiser zu seinem Bedauern nach seinen schon getroffnen Dispositionen jetzt nicht in der Lage sei, ihn zu empfangen. Der Präsident hat sich darauf entschlossen, seinem ursprünglichen Reiseplan gemäß Berlin nicht zu besuchen, sondern sich unmittelbar nach Holland zu begeben. Über diesen unglücklichen Verlauf der Reise des vom Schicksal so schwer betroffnen alten Herrn nach Deutschland hat sich in „alldeutschen“ Kreisen, namentlich aber in der parteiagrarischen Presse ein gegen die kaiserliche Politik gerichteter so unerhörter Lärm erhoben, wie er sachlich in keiner Weise erklärt werden und noch viel weniger entschuldigt werden kann. Um die Art dieser Entrüstung zu kennzeichnen, müssen wir folgende Auszüge aus dem führenden Organ der Agrarpartei, der „Deutschen Tageszeitung“ mitteilen.

Schon am 3. Dezember schrieb das Blatt: „Zum Glück hat Präsident Krüger und hat die ganze Welt in diesen Tagen den unwiderleglichen Beweis erhalten, daß das deutsche Volk und die deutsche Regierung in dieser Sache ganz verschiedne Wege gehn, daß daher unsre gegenwärtige Regierungspolitik nur eine vorübergehende Episode sein kann.“ Am 4. Dezember früh bekämpfte es die angeblich

Digitized by Google

offiziösen Versuche, „die tiefe Erregung des deutschen Volks“ dadurch zu beschwichtigen, daß sie die Verantwortung für die Ablehnung des Empfangs vom Reichskanzler ab und auf das Hofmarschallamt wälzten und behaupteten, der Besuch sei nur auf einen gelegenern Zeitpunkt verschoben worden. „Es ist kein Grund vorhanden — wird dazu bemerkt —, anzunehmen, daß die Herren Engländer nach drei Wochen etwa Krügers Empfang in Berlin ohne Stirnrunzeln mitansehen würden. Und Englands Gunst oder Ungunst scheint doch für unsre Politik in dieser Frage das Maßgebende zu sein.“ Die Haltung der Regierung könnte auch für unsre europäischen Beziehungen unerwünschte Folgen haben. Seit Jahren habe man sich, der Kaiser voran, bemüht, unsre Beziehungen zu Frankreich zu bessern. Die Sympathien beider Völker für die Buren wären gerade der Punkt, worin sich Deutsche und Franzosen verstünden. Dieses Band sei jetzt, soweit es auf unsre Regierung ankomme, „zerrissen“ worden usw.

Am 4. Dezember abends hielt es das Blatt für nötig, den deutschen und namentlich den preußischen Landwirten, die ihm aufs Wort glauben, mit noch schärfrer Kost aufzuwarten: Jeder deutsche Mann fühle sich namentlich Frankreich gegenüber beschämt, das sich durchaus nicht gescheut habe, den Präsidenten Krüger würdig zu empfangen, und dessen Staatsoberhaupt für ihn zu sprechen gewesen sei. Man frage sich vergeblich, welche Gründe bei uns maßgebend gewesen sein könnten, in diesem Falle eine Politik zu treiben, die dem Empfinden des gesamten deutschen Volks direkt ins Gesicht schlage und nach seinem Gefühl die Neutralität schwer verletze, die Deutschland angeblich in dem Kriege Englands gegen Transvaal und den Oranjefreistaat aufrecht erhalten habe. In dem Nichtempfang Krügers liege ein „unfreundlicher“ Akt gegen Transvaal, der sich nur dadurch erklären lasse, daß unsre Regierung sich scheue, die Unzufriedenheit Englands zu erregen. Dadurch werde überall der Verdacht rege, daß sich Deutschland nicht unabhängig von England fühle, daß es vielmehr gleich Portugal auf jede selbständige Politik verzichtet habe und lediglich im englischen Fahrwasser schwimme. Mit aller Entschiedenheit wird deshalb verlangt, daß durch eine Interpellation im Reichstag die Regierung veranlaßt werde, dem deutschen Volk die Gründe darzulegen, die für sie maßgebend gewesen seien, den Präsidenten Krüger amtlich zu ignorieren. Die Regierung müsse Farbe bekennen, warum sie den Kaiser in einen so schroffen Gegensatz gegen die Volksstimmung gebracht, warum sie das Deutsche Reich in eine Lage versetzt habe, die ihm das Ansehen im Auslande verscherzen müsse. Es sei zudem ein Irrtum, wenn man glaube, daß wir uns durch dieses Verhalten gegen Krüger das Wohlwollen Englands erworben hätten; auch jenseits des Kanals würden nur Gefühle schlecht verhehlter Mißachtung die Folge dieses Verhaltens sein.

Wer die wohlberechnete Rollenverteilung innerhalb der seit 1890 unermüdlich schürenden „Fronde“ gegen den neuen Kurs kennt, wird über die Tendenz, die hier wieder verfolgt, und die Taktik, die dabei befolgt wird, nicht im Zweifel sein und es verstehn, wenn wir in dem ganzen Lärm nichts weiter erkennen, als einen neuen Trick des Treiberdienstes, den die Agrardemagogie des Bundes der Landwirte seit Jahren dieser Fronde mit so außerordentlichem Eifer zu leisten bestrebt war. In den Grenzboten ist dieses durch und durch unkonservative Treiben wiederholt als das, was es ist, bezeichnet worden, und diese neuste Leistung, die an hämischer Gehässigkeit gegen die auswärtige Politik des Reichs und damit gegen den Kaiser selbst alles übertrifft, was von angeblich konservativer Seite jemals geleistet worden ist, veranlaßt uns, wiederum die dringende Mahnung an alle wirklich konservativen Elemente im Reich zu richten, endlich mit der jungbismarckischen Fronde und ihrem agrardemagogischen Anhang scharf und gründlich zu brechen. Der ganze Entrüstungsschwindel über den Nichtempfang Krügers ist thatsächlich eine so jämmer-

Digitized by Google

liche und unehrliche Mache, daß es sich nicht verlohnte, in den Grenzboten ein Wort darüber zu verlieren, wenn er etwa nur von demokratischer oder sozialdemokratischer Seite inszeniert würde. Aber hier handelt es sich um den fortgesetzten Versuch einer von den deutschen Landwirten für gut konservativ gehaltnen Clique, die sich mit hocharistokratischen Namen brüsten kann, eben diesen deutschen Landwirten systematisch das Vertrauen zum persönlichen Regiment des Kaisers und seinen ersten Beratern zu trüben, um das Regiment selbst in die Hand zu bekommen, zu ausgesprochen eigennützigen materiellen Zwecken. Das ist viel gemeingefährlicher als die Hetzereien der Sozialdemokratie, schon weil unsre Landwirte an sich politisch viel mehr wiegen als die städtische Arbeiterschaft und bisher deshalb als das unerschütterliche Bollwerk monarchischer und staatserhaltender Gesinnung, wenigstens in Preußen ganz allgemein, betrachtet werden mußten.

Die Grenzboten haben in der Verurteilung der britischen Gewaltpolitik in Südafrika niemals hinter dem Berge gehalten oder gar in die neumodische Bewundrung dieses jede ethische Rücksicht verhöhnenden Chamberlainismus und Imperialismus eingestimmt. Sie haben ihrem tiefen Bedauern darüber immer offen Ausdruck gegeben, daß die Mächte sich nicht dazu aufraffen können, diesem Rückfall in eine völkerrechtslose Barbarei zu steuern, und sie haben nie aufgehört, zu hoffen und dazu zu mahnen, daß solche mit der göttlichen Weltordnung und dem sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechts in Widerspruch stehende Rückfälle auch wirklich nur vorübergehende Rückfälle bleiben und als solche betrachtet werden sollen. Sie haben es deshalb für dringend nötig gehalten, daß das Deutsche Reich auch den Schein vermeide, als ob es die Chamberlainsche Eroberungssucht billige. Um so mehr dürfen und müssen sie aber auch gegen den frivolen Mißbrauch protestieren, der mit der gesunden und berechtigten Sympathie des deutschen Volks für die tapfern, schwer mißhandelten Buren getrieben wird, wenn sie zur Agitation für die Zwecke einer Partei dienen soll, die grundsätzlich über den eignen Nutzen nicht hinaussieht und sich den Teufel um die Welt und die Weltpolitik schert, wenn sie nur daheim die Herrschaft ganz erlangt und klingenden Gewinn dabei einheimst.

Die Ablehnung des Empfangs des Präsidenten Krüger durch den Kaiser hat mit den Sympathien für die Buren, ihrem Unglück und ihrem Heldenmut gar nichts zu thun, und sie ist noch weniger der Ausdruck einer verächtlichen Gefälligkeit oder Furchtsamkeit gegenüber der britischen Politik, und am allerwenigsten ist sie ein Akt der Schwäche im Vergleich zu dem Verhalten der französischen Regierung.

Krüger ist, wie er offen sagt, nach Europa gekommen, um die Mächte um Hilfe zu bitten gegen England. Er glaubt selbst wohl nicht an die Möglichkeit des Versuchs einer bewaffneten Intervention von irgend einer Seite, aber er hofft — und das alles ist sein gutes Recht — auf die Möglichkeit, durch ein internationales Schiedsgericht den Engländern einen Teil des Erfolgs ihres Feldzugs wieder entwinden zu können, obgleich die englische Regierung in bündigster Form erklärt hat, darauf nicht eingehn zu wollen. Krüger sowohl wie die Mächte, die ihn zu Verhandlungen über seinen Zweck — und darum handelt sichs doch immer — offiziell empfangen, sind in einer schwierigen Lage, die der alte Herr vielleicht, aber auch nur vielleicht, nicht genügend übersieht. Neutrale Mächte haben nicht die Freiheit, mit einem der Oberhäupter der Krieg führenden Parteien über den Ausgang des Kriegs persönlich und offiziell zu verhandeln, wie über eine Hofjagd oder dergleichen. Sie haben, vollends als Großmächte, die Pflicht, dabei auf den andern Teil Rücksichten zu nehmen, oder sie müßten sich entschließen, nötigenfalls die Neutralität aufzugeben. Das Verhalten Hollands kann dabei nicht als Maß-

Digitized by Google

ſtab gelten. Es wird immer mehr zu einer völkerrechtlichen Abſonderlichkeit, die England zuläßt, weil es nichts davon zu fürchten hat, und ein Vorgehn gegen Holland leicht zu einem Höllenbrande führen würde. Die franzöſiſche Regierung hat ſich bekanntlich mit Händen und Füßen gegen den offiziellen Empfang zu wehren geſucht und iſt notoriſch nur durch die Agitation der nationaliſtiſchen Partei, der ſie, um ſich zu erhalten, die Spitze abbrechen mußte, doch noch zu dem Empfang gezwungen worden. Auch in Frankreich iſt die Sympathie der Bevölkerung für die Buren zu Parteizwecken agitatoriſch mißbraucht worden gegen die Regierung, ganz ſo wie das jetzt bei uns verſucht wird, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich dort die Regierung in ihrer Schwäche zu einer halben, kläglichen Konzeſſion hat verſtehn müſſen, bei uns die Regierung aber gethan hat, was ihre Pflicht war.

Auch die franzöſiſche Regierung hat ſich gehütet, den Buren auch nur eine halbe Zuſage zu machen, daß ſie ein Schiedsgericht beantragen wolle. Der „Figaro“ ſchrieb darüber treffend: „Wenn ein Land wie Frankreich das Schiedsgericht verlangt, ſo muß es im voraus die Antwort kennen, die ihm erteilt werden wird. Und wenn es weiß, daß dieſe Antwort negativ lauten wird, ſo verlangt es nicht das Schiedsgericht, vorausgeſetzt, daß es nicht entſchloſſen iſt, ein ſolches durch die Gewalt der Waffen aufzuzwingen.“ Das wollte die franzöſiſche Regierung nicht, und es wäre lächerlich, anzunehmen, daß ſie dabei nicht die Stellung Rußlands zu der Frage berückſichtigt hätte.

Was in aller Welt hat nun Krüger in letzter Stunde vor der Überſiedlung von Paris nach dem Haag veranlaßt, die Reiſe an den Berliner Kaiſerhof anzutreten? Es muß entweder eine ſchlau eingefädelte Intrigue oder eine beiſpielloſe Ungeſchicklichkeit ſeiner Berater angenommen werden, wenn man es ſich erklären will, daß ſich der alte Herr ohne bündige Zuſage, daß er von dem Kaiſer empfangen würde, auf die Reiſe nach Berlin machte und das und den offiziellen Zweck der Reiſe öffentlich kund gab. Oder glaubten er und die Seinen etwa gar, daß durch die ſtürmiſchen Ovationen, die auf gut ausgewählten Etappen bis zur Ankunft in Berlin erwartet werden konnten, die Reichsregierung ſchließlich ebenſo mürbe gemacht ſein würde, wie die franzöſiſche durch die nationaliſtiſchen Demonſtrationen, zu denen ja ehrliche Begeiſterung für die Buren beitrug, mürbe gemacht worden war? Es fehlt nicht an Stimmen, die einen ſo argen Mißgriff und Irrtum für möglich halten. Was auch den Präſidenten zu ſeinem auffälligen Verhalten veranlaßt haben mag, das wenige, was darüber bekannt geworden iſt oder offiziell bekannt werden kann, muß jeden Unbefangnen überzeugen, daß Krüger und ſeine Berater die ihnen nach Köln geſchickte Ablehnung des Kaiſers provoziert haben und allein an der unliebſamen Unterbrechung der unbeſonnen unternommnen Reiſe die Schuld tragen.

Es iſt geradezu lächerlich und bei den Haaren herbeigezogen, bei dieſer Sachlage der Ablehnung des Empfangs irgendwelche Devotion gegenüber England als Grund anzugeben, wie ſie in verletzendſter Weiſe die „Deutſche Tageszeitung“ und andre aus demſelben Lager verſorgte Blätter dem Reichskanzler und auch dem Kaiſer vorwerfen. Es iſt toll, dem Deutſchen Reich im Vergleich mit dem mannhaften Verhalten der franzöſiſchen Regierung eine Blamage anzudichten, denn das Gegenteil iſt mit Händen zu greifen. Es iſt eine Lüge, daß das deutſche Volk von der Regierung verhindert ſei, dem Burenvolke ſeine Sympathien kundzugeben.

Das iſt reichlich geſchehn, obwohl das Ungeſchick der Burenmiſſion ſelbſt einen unangenehmen Mißton hineingebracht hat. Hätte Krüger als Privatmann außer Köln noch in zehn andern Großſtädten des Reichs Station gemacht, ſo wäre es beſſer geweſen, die Ovationen wären dann nicht ſo unliebſam unterbrochen worden.

Digitized by Google

Nach diesen Vorgängen halten wir es für die dringendste Pflicht der wirklich konservativen und aller patriotisch gesinnten Männer im Reiche, dem agitatorischen Treiben der Agrardemagogie gegen die kaiserliche Politik energisch das Handwerk zu legen. Nicht nur was diesen Zwischenfall, sondern auch was die unmotivierte, tendenziöse Hetze gegen England anbelangt. Den Agitatoren kann es nicht verborgen sein, daß die internationale Lage überhaupt schwierig und ungesund überspannt ist. Die Stellung des Deutschen Reichs in ihr ist dem entsprechend, aber kaum weniger rosig als die andrer Mächte. Es ist dumm und ruchlos zugleich, in einem Atem nach Unabhängigkeit zu schreien und zugleich über Isolierung zu schimpfen, Feindschaft gegen England zu verlangen, ohne die Feindschaft des mit Rußland verbündeten Frankreichs beseitigen zu können. „Feinde ringsum" hat Moltke vor zwanzig oder mehr Jahren gesagt, und das gilt noch heute, aber es gilt fast für alle Mächte ebenso gut und für uns vielleicht weniger scharf als damals. Daß der Kaiser den Frieden erhalten und das Reich zu seiner weitern Erhaltung stärker gemacht hat, ist ein hohes Verdienst. Wir sind vorwärts gekommen trotz aller Feinde, und wir werden noch weiter gedeihen und oben bleiben, wenn das deutsche Volk nicht ferner geflissentlich den Männern entfremdet wird, denen es Dank schuldet und vertrauen darf.

Natürlich kämpfen die Agrarier hier wieder Schulter an Schulter mit dem „Vorwärts," der seit der mißglückten Interpellation über die Bueckaffaire vollends Gift und Galle gegen den Kaiser und den Kanzler ist. Tragikomisch aber wirkt es, wenn auch das Leibblatt des Berliner jüdischen Parvenütums, das Mossische Tageblatt den Pariser Antisemiten, den Alldeutschen und Agrariern in dem Entrüstungsschwindel über den Nichtempfang Krügers mit vollen Backen zustimmt. Die Juden sollten doch endlich einsehen, daß sie sich durch die seit einigen Jahren betriebne Kaiserhetze selbst am meisten schaden. Diese systematischen Versuche, die monarchische Gesinnung der Berliner jüdischen Bürgerschaft zu vergiften, muß entweder zu einer radikalen Säuberung der städtischen Selbstverwaltung von solchen Einflüssen durch den Staat führen, oder sie wird, und das ist vielleicht noch eher zu erwarten, einen Umschwung der Gemeindewahlen in extrem antisemitischer Richtung, wie er sich in Wien und Paris vollzogen hat, zeitigen. In ihrer maßlosen Eitelkeit, Ehr- und Herrschsucht sind diese jüdischen Skandalmacher unfähig, den Judenhaß zu sehen, der in allen Schichten des Volks auch in Berlin neuerdings wieder erschreckend anschwillt, die Arbeitermassen nicht ausgenommen. Die Konitzer Vorgänge sind ein trauriges Zeichen der Zeit, das die Berliner Juden nicht mißachten sollten. Nur eine kräftige Regierungsgewalt in der Hand des Monarchen wird imstande sein, ähnlichen gewaltigen Verirrungen der Volksseele die nötigen Dämme zu ziehn. Es ist die höchste Zeit, daß die zahlreichen wirklich gebildeten und monarchisch gesinnten Männer jüdischen Stammes, die sich jetzt erklärlicherweise vor jedem Hervortreten scheuen, diese Scheu überwinden und energisch und offen gegen die Dummheit der hetzenden Juden Front machen. Noch können sie auf Gehör bei der großen Mehrzahl des jüdischen Mittelstands hoffen. Aber die Leute scheinen sämtlich blind und taub zu sein.

Was im Reichstag über die Sache gutes und schlechtes geredet worden ist, lassen wir hier ganz außer Betracht. Nur wollten wir betonen, was den Konservativen dabei ziemt und was nicht. Der Bund der Landwirte ist ihr Genosse, für dessen Gebaren sie verantwortlich sind, trotz der schlauen Rollenverteilung.

β

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Das Jahrhundert 19

Von Georg Kewitsch in Freiburg in Baden

Nachdem am 1. Jänner die Jahrhundertwende offiziell gefeiert worden ist, würde es für die Leser wenig Reiz haben, nachträglich über dieses Thema unterhalten zu werden, wenn nicht gerade diesesmal im lebhaften Kampf der Meinungen etwas neues zu Tage getreten wäre, das geeignet ist, den alten Streit, der mit jedem Jahrhundert neu entbrannt war, völlig beizulegen. Und da es eine Frage ist, die jedesmal die weitesten Kreise bewegt, so möchte manchem damit gedient sein, die verschiednen Auffassungen und Beweise übersichtlich zusammengestellt zu sehen, die sich bei der Beantwortung der Frage geltend gemacht haben. Lassen wir die einzelnen Verteidiger selbst sprechen.

1. Die Chronologen. Wir zählen unsre Jahre seit Christi Geburt. Zwar wissen wir weder den Tag noch das Jahr, wo Josua-Jesus geboren worden ist, aber das macht nichts aus. Wir würden unsre heutige Jahreszahl nicht ändern, auch wenn der Geburtstag genau erforscht werden könnte. Legt man die Überlieferungen zu Grunde, wie sie sich nach Christi Tod gestaltet haben, so scheint Samstag der 20. Mai 749 der Stadt Rom = 41 seit Einführung des Julischen Kalenders = — 4 der christlichen Era*) d. i. das fünfte Jahr vor unsrer Epoche der Geburtstag Jesu gewesen zu sein. Wenn wir in unserm Kalender den 25. Dezember als Geburtstag Jesu angeführt sehen, so rührt das daher, daß auf diesen Tag zu Cäsars Zeit die Sonnenwende fiel; das Geburtsfest der „unbesiegten Sonne“ im Mithradienst (dies natalis invicti solis) wurde dann später zum Geburtsfest der geistigen Sonne, Christus, umgedeutet. Geht man noch weiter zurück bis Numa und Romulus, dann

*) Era ist die ursprüngliche Schreibweise; das Wort stammt aus Spanien und hat vielleicht dieselbe Wurzel wie unser Jahr mit der Bedeutung Wieder—kehr; es hat mit aes aeris oder aër nichts zu thun.

Digitized by Google

kommt man auf den 1. Jänner als Tag der Sonnenwende, und so wurden aus einem Fest zwei: Weihnachten und Neujahr. Zur Zeit des Konzils zu Nikäa 325 fiel die Sonnenwende auf den 22. Dezember, die Frühlingsnachtgleiche auf den 21. März, und so ist es noch heute durch Überspringen von zehn Tagen im Gregorschen Kalender 1582.*)

Als Todestag Jesu wird Freitag der 25. März 782 der Stadt Rom = 74 des Julischen Kalenders = 29 unsrer Era angenommen, sodaß hiernach Jesus fast 33 Jahre gelebt hat. Nun ist es ein alter, weit verbreiteter Volksglaube, daß bei berühmten Männern Geburts- und Todestag auf dasselbe Datum fallen. Bei dem Gottmenschen Christus ward so der Tag der Beschattung, der Moment der Menschwerdung zum geistigen Geburtstag; die Tragezeit wurde genau auf neun Monate bemessen, vom 25. März bis zum 25. Dezember.

Bei dem zweifelhaften Werte der Überlieferungen darf man sich nicht wundern, wenn Dionysius, der Begründer unsrer Era, im Geburtsjahr Jesu fehl griff. Er hatte mit dem Vorschlag einer christlichen Era nur dadurch mehr Glück als seine Vorgänger, daß er sie mit seiner Ostertafel verknüpfte, die eine Fortsetzung der alexandrinischen Tafel des Kyrillus war. Er erwähnt nirgends, was ihn dazu bewogen hat, sein Jahr 1 gerade auf 754 der Stadt Rom zu legen. Das letzte Jahr des kyrillischen Osterzyklus von 95 Jahren schloß mit dem Jahre 247 seit Kaiser Diokletian (1. Thoth des Jahres 1 = 29. August 284 n. Chr.); statt 248 seit Diokletian setzte nun Dionysius 532 ab incarnatione. Auch über den Anfang seines Jahres sagt er nichts; für eine Ostertabelle war es ja kein Erfordernis. Zu seiner Zeit war das Konsularjahr in Rom noch in Gebrauch; der letzte Konsul gehört dem Jahre 541 an. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß Dionysius den 1. Jänner als weltlichen Jahresanfang beibehielt, obgleich seine Era den 25. März forderte, und der Ostermonat der erste Monat genannt wird. Wenn Dionysius großen Wert auf den Anfangstermin 25. März gelegt hätte, so würden wir in seiner Tafel zuweilen für ein Jahr zwei Ostern finden, z. B. für 535 den 8. April und den 23. März.

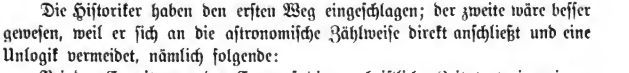
Für die erste Jahreszahl des Dionysius 532 sind wir also auf bloße Vermutungen angewiesen. Rühl meint, Dionysius habe geglaubt, Jesus sei

*) Dieses Vorschrauben des Datums war eine ganz unnütze Verordnung des Papstes. Wohl aber hätte er sich verdient gemacht, wenn er den bedauerlichen Beschluß des Nikäischen Konzils über die Lage des Osterfestes wieder aufgehoben hätte. Alle Gedenktage fallen doch sonst auf dasselbe Datum. Sollte schon Ostern auf einen Sonntag fallen, was in der ersten Christenzeit keineswegs überall galt, dann war der erste Sonntag im Frühling der nächste dazu, unbekümmert um die Mondphase, die man den Juden für ihr Passahfest überlassen konnte. Genau kann die Osterregel „Sonntag nach dem Frühlingsvollmond" doch nicht eingehalten werden, denn es kommt vor, daß sie für Asien stimmt, für Europa und Amerika nicht. Außerdem weicht der kirchliche Osterzyklus von der astronomischen Bestimmung ab; wo keine Periode möglich ist, läßt sie sich nicht erzwingen.

Digitized by Google

im 31. Lebensjahr gekreuzigt worden und am 25. März auferstanden. Nun fiel Ostern im Jahre 563 auf den 25. März, also auch vor 532 = 28 . 19 Jahren (28 ist der Sonnenzirkel, 19 der Mondzirkel), d. i. das Jahr 31 seiner Era. Koppe meint, es sei möglich, daß Dionysius bei der Ungewißheit aller überlieferten Zeitangaben seine Era künstlich zugerichtet habe. Diesen Gedanken möchte ich unterstützen. Das erste Jahr seiner Ostertafel war ein Schaltjahr und sollte wie die kyrillische Zahl 248 durch 4 teilbar sein. Die seit Christi Geburt abgelaufne Zeit betrug ungefähr 530 bis 536 Jahre, soweit es ihm bekannt geworden war. Er wählte 532, weil es ihn gereizt haben mag, gerade mit der Periode des Anianus und Viktorius, dem Produkt aus Sonnen- und Mondzirkel, beginnen zu können. Genauer wäre ja das Schaltjahr 536 gewesen, aber von der größern Wahrscheinlichkeit dieser Zahl wußte er nichts. Das Jahr 0 = 753 der Stadt Rom hatte dieselben Sonnen- und Mondzahlen wie 532, und die neuern Chronologen nehmen an, daß Dionysius geglaubt habe, Jesus sei am 25. Dezember 753 der Stadt geboren. Der Anfang seiner Era, seines Jahres 1, sei aber doch der 1. Jänner 754.

Ein Rückwärtszählen bis zur Jahreszahl 1 war für die Ostertafel nicht erforderlich; für weltliche historische Daten bediente man sich der alten Zeitangaben nach der Erbauung Roms u. a. Auch Welt-Eren waren in Gebrauch; die Byzantinische galt in Rußland bis 1700, die Julianische des Skaliger wird noch in chronologischen Werken benutzt. Eine Welt-Era ist eine Jahr-Skale ähnlich der Grad-Skale des Fahrenheitschen Thermometers; man will in beiden die negativen Zahlen vermeiden. Da diese Zeitrechnung aber zweierlei Jahreszahlen schuf, so entschloß man sich endlich im Jahrhundert 17, die Era des Dionysius rückwärts über Christus hinauszuführen. Hierbei konnten zwei Wege eingeschlagen werden: entweder man ließ dem Jahre 1 nach Christus das Jahr 1 vor Christus unmittelbar voraufgehn, oder man hob das Jahr, worin sich Verkündigung, Beschattung, Geburt vollzogen, als ein Ganzes hervor und zählte die Jahre vor und nach diesem Christusjahr.



Die Historiker haben den ersten Weg eingeschlagen; der zweite wäre besser gewesen, weil er sich an die astronomische Zählweise direkt anschließt und eine Unlogik vermeidet, nämlich folgende:

Bei der Erweiterung der Era auf die vorchristliche Zeit trat eine eigentümliche Umwertung ein. Während man früher wie bei den Herrscher-Eren Nabonassar, Seleukus, Diokletian „seit" sagte, mußte es jetzt „vor" und „nach" heißen, und die Geburt Christi genau auf den Mitternachtspunkt verlegt werden. Da aber Weihnachten als Geburtstag Jesu bestehn blieb, und die Kirche den 1. Jänner als Tag der Beschneidung feiert, so gewöhnte man sich allmählich an die Vorstellung, daß 753 das Geburtsjahr gewesen sei (Ideler,

Digitized by Google

Chronologie I 74, II 381 ff.). Es erschien als Widersinn zu sagen, Christus sei im ersten Jahre nach Christus geboren. Der gleiche Widersinn besteht zwar auch für das erste Jahr vor Christus, aber man belastete damit lieber das Jahr vor der Epoche als nach ihr. Der Widerspruch kann eben nur durch Einführung eines besondern Christusjahres vermieden werden, das dann Jahr 0 heißen muß. Rückte aber der Geburtstag aus dem Jahre 754 in das Jahr 753, dann wandelten sich unsre Jahreszahlen aus Ordnungszahlen in Grundzahlen um, was sie der Form nach ja längst waren, und gaben nun, wenn man das Jahr 753 voll nahm wie bei den Herrscher-Eren, gewissermaßen an, wie lange Christus auf Erden sei. So erklärt sich denn auch, warum viele meinen, unsre Jahreszahl 1900 gebe die abgelaufne Zeit an, während die Epoche des Dionys selbst laufende Zeit fordert. Die Vorstellung der Jahreszahl als abgelaufner Zeit kommt indessen schon im Mittelalter vor; in einer Urkunde heißt es: in dem jar, do von vnsers herrin geburt warin zwölfhundert vnd fünfs vnd fünfzig jar.

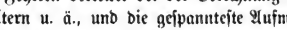
2. Die Astronomen. Während die Julianische Era des Skaliger dem Fahrenheitschen Thermometer vergleichbar ist, die beide nur so lange von negativen Zahlen frei sind, als es nicht über die Grenze hinausgeht, ähnelt die erweiterte Era des Dionys dem Thermometer mit dem Schmelzpunkt (0). Dabei muß man jedoch zwei Zählweisen unterscheiden: entweder man betrachtet 0 als Anfangspunkt und zählt in entgegengesetzter Richtung, oder man verlegt den Anfang ins negativ Unendliche ($-\infty$) und zählt in der gleichen Richtung.

Die erste Zählweise wendet man bei der Wärmemessung an, die zweite bei der Zeitmessung. Bei der Wärme messen wir über (0) die Ausdehnung, unter (0) die Zusammenziehung des Queckſilbers; bei der Zeit ist solch Verfahren ausgeschlossen, da die Ereignisse nur in einer Richtung verfolgt werden können. Wer die vorchristliche Zeit in abgewandter Richtung betrachtet, muß vom Ende jedes Jahres zurückspringen zum Anfang des vorhergehenden, wie jemand, der von einem Drama erst den fünften Akt liest, dann den vierten usw.; bei der Zählung der Monate muß der Dezember als erster, der Januar als zwölfter Monat bewertet werden, und bei Tagen und Stunden muß man den Rest von 30 und 24 nehmen. Ein Beispiel: Rom ward gegründet im Jahre 753 v. Chr. am 21. April. Vom Anfangspunkt (Christi Geburt) gezählt ist der April nicht der vierte, sondern der neunte Monat, und der Tag ist nicht der einundzwanzigste, sondern der zehnte. Das giebt natürlich leicht Verwirrung. Unsre zweite Zählweise ist davon frei. Eigentlich sollte man auch beim Thermometer die zweite Zählweise anwenden und nur aufwärts zählen; steht das Queckſilber bei $-0{,}1$, so würde man alsdann sagen $-1+0{,}9$ oder kurz $\bar{1}{,}9$. Kälte- und Wärmegrade sind keine Gegen-

Digitized by Google

sätze. -1^0 bedeutet: 1^0 Wärme weniger als 0^0, und dieses: 1^0 Wärme weniger als $+1^0$.

Die Historiker haben die Era des Dionys so erweitert, daß sie eine umgekehrte davor setzten. Da sie aber nicht wie beim Thermometer zählen konnten wegen der Monate und Tage, so hat ihre Zeitskala etwas schiefes erhalten, die leicht zu Fehlern verleitet bei der Berechnung von Zeitereignissen andrer Eren, Lebensaltern u. ä., und die gespannteste Aufmerksamkeit bei Umrechnungen erfordert. Die Astronomen haben sich darum veranlaßt gesehen, eine Änderung an der Zeitskala vorzunehmen, die darin besteht, daß beim Rückwärtszählen der Jahre 4, 3, 2, 1 n. Chr. das Jahr 0 folgt als die Zahl, die um 1 kleiner ist, und in demselben Sinne weiter -1, -2, -3 .... statt der Jahre v. Chr.



Durch diese Änderung wird eine vollkommne Zahlenfolge erreicht, und man darf jetzt erst von einer wirklichen Fortsetzung der Era des Dionys über 1 hinaus sprechen.

Verdient diese mathematische Zahlenerweiterung schon an sich den Vorzug, so ergeben sich aus ihr zugleich einige Vorteile. Zunächst an der Übersicht der Zahlen selbst. Stellen wir die Orte des Frühlingsanfangs in der Sonnenbahn zusammen für Zeiträume von je hundert Jahren, so wählen wir passend die Jahreszahlen in runder Form, also -300, -200, -100, 0, 100, 200, 300 .... Was kann die Mitte anders sein als das Jahr 0? Wollten wir den Historikern folgen, so müßten wir schreiben: März der Jahre 301, 201, 101, 1 v. Chr., 100, 200, 300 ... n. Chr., denn von März 1 v. Chr. bis März 1 n. Chr. ist ein Jahr, also bis März 100 sind es hundert Jahre. Es erscheint natürlich zu sagen: vom Beginn des Jahres 100 v. Chr. bis zum Beginn des Jahres 100 n. Chr. sind zweihundert Jahre. Das ist aber nur richtig, wenn ein Christusjahr mit der Nummer 0 in der Mitte liegt. Ohne das Jahr 0 sind es bloß 199 Jahre, nämlich 100 Jahre vor und 99 Jahre n. Chr. Wollte man gar die Jahre v. Chr. und n. Chr. mit dem Doppelantlitz des Janus betrachten, also auf der „vor"-Seite den Dezember zum ersten Monat machen, so wären es nur 198 Jahre, nämlich $99 + 99$.

Bei der Umrechnung einer Jahreszahl in die einer andern Era haben die Astronomen nur eine Formel nötig, die Historiker zwei. Bezeichnet a die Jahreszahl für Rom, b für Christi Geburt, so genügt den Astronomen $b = a - 753$ für alle Fälle, die Historiker müssen für die Zeit vor Chr. $b = 754 - a$, nach Chr. $b = a - 753$ ansetzen. Beispiele: 1. Der julianische Kalender wurde eingeführt im Jahre 709 der Stadt, welches Jahr ist das in der christlichen Era? Antwort: -44 astr., 45 v. Chr. hist. 2. Jesus wurde gekreuzigt im Jahre 782 der Stadt, wann war das in unsrer Era? Antwort: $+29$ astr., 29 n. Chr. hist. Der Zusatz „vor Christus, nach Christus" ist

Digitized by Google

bei den Astronomen überflüssig, weil ihr Anfang im negativ Unendlichen liegt. Wollten die Historiker mit Übergehung des Jahres 0 statt v. Chr. (—) setzen, so würden sie sich am Bildungsgesetz der Zahlen versündigen.

Bei der Berechnung des Abstands zweier Zeitmomente müssen die Historiker ihre Ordnungszahlen zuvor in Grundzahlen umwandeln und acht geben, ob zu subtrahieren oder zu addieren ist; die Astronomen haben nicht nötig, die Zahlen umzuwandeln, und subtrahieren immer die Zahl des frühern Ereignisses von der des spätern. Beispiel: Der römische Kaiser Augustus war geboren am 23. September 63 v. Chr., d. i. — 62 astr. und starb am 19. August 14 n. Chr.; wie alt war er geworden? Da die Monate ungleich sind, so ist es besser, sie gar nicht in die Rechnung aufzunehmen; wir bringen sogleich ihre Tage in Ansatz. Die Vierteljahre haben der Reihe nach (vom 1. Jänner ab) 90, 91, 92, 92 Tage; die Schalttage aller 4 Jahre zählt man nachträglich hinzu.

$$\text{Astr. } 14^a + 231^d - (-62^a + 266^d) = 75^a + 330^d$$
$$\text{Hist. } 13^a + 230^d + (62^a + 99^d) = 75^a + 329^d$$

Die Historiker müssen hier noch einen Tag zulegen; denn berücksichtigt man auch die Geburtsstunde x und die Todesstunde y, so käme hinzu in der ersten Reihe (y — x), in der zweiten y + (24 — x) Stunden. Dazu noch neunzehn Schalttage.

Für genaue Rechnungen ist es erwünscht, ein leichtes Merkmal der Schaltjahre zu haben. Bei den Astronomen sind auch im negativen Zahlengebiet solche Jahre Schaltjahre, die sich durch 4 teilen lassen, also — 8, — 4, 0, 4, 8 . . ., bei den Historikern geben die Schaltjahre vor Chr. durch 4 dividiert den Rest 1, also 9, 5, 1 v. Chr., 4, 8 . . . n. Chr.

All diesen Erwägungen haben sich denn auch die Chronologen der Gegenwart nicht verschließen können. So verwendet Schramm,*) der in seiner verdienstvollen Arbeit alle Eren auf das konstante Maß „Tag" zurichtet, überall die astronomische Zählweise. Er sagt Seite 329: Das persische Jahr 0 ist gleich dem armenischen Jahr — 3; und Seite 324: Der 0te Monatstag**) entspricht dem — 2. September, wenn das Diokletianische Jahr durch 4 teilbar ist, sonst dem — 3. September. S. 304: Jahr (— 87) der julianischen Periode = — 4800 astronomisch = — 32143 Tage. Wenn er für die christ-

*) Denkschriften der Wiener Akademie, mathematische Klasse, Band 45, 1882: Hilfstafeln der Chronologie, die auch besonders erschienen sind.

**) Die Astronomen beginnen seit Ptolemäus den Tag um Mittag, wann die Sonne am höchsten steht, weil sich ihr tiefster Stand um Mitternacht der Beobachtung entzieht. Ihr Jahr beginnt am 31. Dezember mittags, und der erste Tag von 24 Stunden dauert bis zum Mittag des 1. Januar; er heißt: 0 Januar, wo Januar nur ein Beiname des Tags ist. Neuerdings wurde erwogen, auch den astronomischen Tag um Mitternacht zu beginnen. Man sollte aber dann aus bloßer Rücksicht gegen den bürgerlichen Gebrauch nicht den 31. Dezember mit Januar 0 bezeichnen, sondern den 1. Januar; am klarsten wäre es, nur die Tage von 0 bis 364 zu zählen (im Schaltjahr 58 zweimal), oder die Vierteljahre.

Digitized by Google

liche Zeitrechnung neben der astronomischen Zahlreihe auch die historische setzte, so that er dieser zu viel Ehre an. Statt der Reduktionsera des Skaliger hätte er auch die um 10000 Jahre vermehrte des Dionys nehmen können. Am einfachsten ist es, alle Eren mit der astronomischen zu vergleichen.

Die (0) kommt übrigens schon bei den alten Chronologen vor. Die erste Zeile der Ostertafel des Dionys hat die Epakte: nulla. Die Ziffer (0) findet sich erst in einer Urkunde vom Jahre 738 n. Chr. Die negativen Zahlen erlangten Bedeutung erst seit dem Jahre 1637 durch den Erfinder der analytischen Geometrie Descartes. In chronologischen Werken wird auch der Wochentag Montag Ferie II. wegen des Rests der Division durch 7 mit 0 bezeichnet, früher mit 7.

Es ist wunderlich, daß die so klare und einfache astronomische Zählung Angriffe erfahren hat. Es lohnt nicht, diese Einwände zu widerlegen. Sie beruhen alle auf Mangel an Einsicht. Wer in eine Sache Verkehrtes hineinlegt, bekommt auch Verkehrtes heraus. Die Zeit fließt ebenso wenig zurück, als das Wasser bergan. Wer vor der Jahreszahl 1 des Dionys ein Brett hat, mit dem ist nicht zu rechten. Ergötzlich sind die Naiven, für die ein Jahr 0 gleich einem leeren Raum ist oder gleich Nichts. Andre verwechseln die Nummer 0 beim Zählen der ganzen Jahre mit dem Anfangspunkt 0 beim Messen; 0 Jahr und Jahr 0 ist aber nicht dasselbe. Das erste drückt die Messung der Zeit aus um Mitternacht zu Neujahr 0 (bürgerlicher Tag), das zweite umfaßt die Zeit von diesem Moment an bis zum Ende des 31. Dezember. Seine Teile können in die Dezimalform 0,00 bis 0,99 gebracht werden. Die Ursache der verworrnen Auffassung liegt im Gebrauch der Ordnungszahlen; die Astronomen verwerfen diese grundsätzlich. Nur wo sie der lieben Einfalt zu Hilfe kommen wollen, bleiben sie beim hergebrachten; denn es ist

das ewig Gestrige,
was immer war und immer wiederkehrt,
und morgen gilt, weils heute hat gegolten!

Folgerecht behandeln wir auch die größern Zeitmaße. Jahrhundert 0 umfaßt die 100 Jahre 0 bis 99, Jahrhundert 1 die Jahre 100 bis 199, Jahrhundert 18 die Jahre 1800 bis 1899, Jahrhundert — 1 die Jahre — 100 bis — 1 oder — 100 + 00 bis — 100 + 99. Es verhält sich hiermit genau so wie mit der Kennziffer bei Logarithmen. Und heuer nach 100 Jahren bricht das Jahrtausend 2 an.

3. Die Sprachgelehrten. Wir gebrauchen bei den Monatstagen die Ordnungszahlen, bei den Jahren die Grundzahlen, z. B. der 9. März 1888. Wir wechseln indessen auch ab und sagen: auf der 10. Seite oder auf Seite 10. Was wir hier Grundzahlen nannten, sind eigentlich bloß Nummern. Die Nummer steht hinter dem Namen und faßt wie die Ordnungszahl nur eine Einheit. Wahre Grundzahlen fassen mehrere Einheiten und stehn vor dem Namen, z. B. 3 Mark. Nummern haben also die Form der Grundzahlen,

Digitized by Google

aber die Bedeutung der Ordnungszahlen, jedoch nicht immer. So hat z. B. meistens die zweite Seite eines Romans die Nummer 4 oder 6. In vielen Städten haben zur bessern Auffindung die Häuser der einen Straßenseite gerade, die der andern ungerade Nummern; es hat also das dritte Haus in der einen Reihe die Nummer 6, in der andern Reihe die Nummer 5. In manchen Reklamegeschäften fängt man gleich mit einer hohen Nummer an. Nummer und Schrift sind immer gleich, Ordnungszahl und Schrift sind gleich beim Datum, ungleich beim Jahrhundert. Hieraus entspringen mancherlei Mißverständnisse. Ein Hauswirt, dem seine Zeitung jüngst so viel vom zwanzigsten Jahrhundert redete, verfiel dem Irrtum, einen Mietvertrag von 1899 bis 2001 zu verlängern. Ein Radler kündigte an, daß sein „neues Rad" schon im Jahre 2000 alle Konkurrenten aus dem Felde schlagen werde. Ein Gastwirt lud seine Stammgäste zur Feier des neunzehnten Jahrhunderts ein. Jeder Geschichtslehrer wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Schüler im Anfang unterm sechzehnten Jahrhundert die Zeit des Dreißigjährigen Krieges verstehn. Hat man sie endlich soweit gebracht, daß sie sich die Zeit der Reformation vorzustellen haben, dann ziehn sie später von der Zahl des Jahrhunderts 1 ab, fassen aber nicht 1501 bis 1600, sondern 1500 bis 1599 zusammen.

Um diese Mißverständnisse zu beseitigen, habe ich vorgeschlagen, die Jahrhunderte nicht mit Ordnungszahlen, sondern mit ihrer Nummer zu benennen, die durch das Schriftbild gegeben ist, also zu sagen: „Jahrhundert 18" für die Zeit von 1800 bis 1899. Diese Benennung ist bequem, ohne weiteres allgemein verständlich, und man braucht nicht in den Hunderten der geschriebnen Jahreszahl immer 1 zuzuzählen, wenn man vom Jahrhundert sprechen will. Der sprachliche Ausdruck lehnt sich an den für die Jahreszahl einfach an. Ich bin erfreut, daß der Vorschlag Billigung gefunden hat, unter andern von Professor Koppe,*) von dem Direktor der Berliner Sternwarte Geheimrat Förster,**) von dem Redakteur der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht Professor Hoffmann.***) Man könnte gegen den Vorschlag einwenden, daß dann bei der Zählweise der Historiker für die erste Zeit nach Christus ein Jahrhundert (0) herauskäme mit nur 99 Jahren (1 bis 99). Indessen die Begriffe „Jahrzehnt, Jahrhundert, Jahrtausend" werden im Sprachgebrauch nicht so haarscharf rechnerisch behandelt, daß jemand, sobald ihm durch den Gebrauch die Benummerung der Jahrhunderte geläufig geworden ist, nicht verstünde, was Jahrhundert 0 zu bedeuten hat, und auf die verständliche Übermittlung eines Gedankens kommt es doch an. Wer aber gleichwohl Bedenken dagegen hat, der gebrauche für das „Anfangsjahrhundert" die Ordnungszahl weiter und wende die Benummerung der Jahrhunderte erst

*) Zeitschrift für den phys. u. chem. Unterricht, Bd. 13, 1900, S. 1. — Himmel und Erde, Bd. 12, 1900, S. 452.

**) Preußischer Normalkalender für 1901. — Zeitschrift für math. u. nat. Unterricht, Bd. 31, 1900, S. 180.

***) Zeitschrift für math. u. nat. Unterricht, Bd. 31, 1900, S. 177.

Digitized by Google

mit 100 oder 200 an. Das „erste“ Jahrhundert würde dann von 1 bis 100 reichen, das Jahrhundert 1 von 100 bis 199; es würde also das Jahr 100 zweimal gezählt werden, was bei solcher Pauschalsumme gar keinen Anstoß hat. Genau so verfährt nämlich der Sprachgebrauch mit den Jahrzehnten. Wir sagen: Im „ersten, zweiten Jahrzehnt,“ aber alsdann weiter: In den „zwanziger Jahren.“ Spräche jemand: Der dänische Krieg war im siebenten Jahrzehnt, so würde er allseitigem Kopfschütteln begegnen, mindestens seine Zuhörer stutzig machen. Ähnliches zeigt der italienische Sprachgebrauch: die berühmte Kunstepoche der Michelangelo, Rafael 1500 bis 1599 heißt cinque cento; es wird also bloß die Zahl der Hunderte genannt nach dem Schriftbild. Die Sprache bildet aus der geschriebnen Zahl einen besondern Nummerbegriff aus, unbekümmert um die Zählung nach Christi Geburt.

Man vergleicht wohl hin und wieder Zeit- und Längenmaß, aber wir gebrauchen beide keineswegs gleich. Wenn jemand sagt, er habe das 86. Lebensjahr erreicht, so meint er, er sei 85 Jahre alt geworden; wenn aber Nansen sagt, er habe den 86. Grad erreicht, dann meint er 86 Grad vom Äquator (0) entfernt. Ebenso wenn es heißt: „Görlitz liegt auf dem 15. Grad östlicher Länge,“ denken wir nicht an den Querbogen zwischen 14 und 15, sondern an 15 Grad selbst oder vielmehr an den Meridianreifen mit der Nummer 15. Den Ordnungszahlen haftet also vielfach etwas Unbestimmtes an. Man meidet sie daher beim Messen und bei genauer Zeitangabe; während wir den Monatstag mit der Ordnungszahl benennen, geben wir für Stunden, Minuten abgelaufne Zeit an mit Grundzahlen, z. B. den 1. November, 8 Uhr 30 Minuten.

Wir waren vorhin auf das Jahrhundert 0 gestoßen, d. h. auf den Zeitraum, worin die Jahreszahlen keine Hunderter haben; es fragt sich, ob dies sprachlich richtig ist. Gegen die Folgerichtigkeit der Begriffsbildung läßt sich nichts sagen, denn 0 ist um eine Einheit kleiner als 1. Aber die mathematische Auffassung der 0 als Zahl hat in der Verkehrssprache nur selten einen andern Begriff als „nichts,“ „leer.“ Einzelne Fälle für 0 als Zahl, Nummer seien indes erwähnt: In Gasthäusern hat die Thür zum Abort die Nr. 0. Das Thermometer zeigt 0 Grad. Der Greenwicher Meridian heißt 0 oder der Ote. In italienischen Kursbüchern werden die Stunden bis 23 notiert, die Mitternacht heißt 0. Die Kilometerzahl bei der Anfangsstation ist überall 0,0, der Kilometerstein selbst heißt auch so. Unser laufendes Jahr heißt kurzweg 00. Wenn man sagt: Ein Jahr 0 hat es nie gegeben, so ist das richtig, aber ebensowenig hat es die Jahre 1 bis 531 n. Chr. gegeben, auch sie sind erst nachträglich vorgeschaltet. Die Erweiterung über 1 hinaus ist ziemlich jungen Datums, sie tritt vereinzelt auf im Jahrhundert 16; die astronomische wurde 1740 von Cassini in die Wissenschaft eingeführt, die historische scheint zuerst in England um 1800 für die Geschichte des Altertums durchgehends Anerkennung gefunden zu haben — Gibbon (1737—1794) spricht sich noch energisch gegen sie aus —; bis dahin gebrauchte man die alten Eren der Griechen und Römer. Man sagt ferner: Alle andern Eren fangen mit

Digitized by Google

dem Jahre 1 an; auch das ist richtig. Aber die christliche Era ist eben die einzige, die über den ursprünglichen Anfang hinaus erweitert worden ist. Wer aber rückwärts über 1 hinausgeht, kommt notgedrungen auf 0 und negative Zahlen, wenn er das Bildungsgesetz der Zahlen nicht unterbrechen will. Da wir alle unsre Jahre als Nummer so nennen, wie wir sie schreiben, so müssen wir auch das Jahr 0, das Jahr — 1 usw. als sprachlich richtig anerkennen.

Sollen nun die Historiker ihre Zählweise gegen die der Astronomen vertauschen? Da es keinen Zweck hat, zweierlei Zählweisen zu pflegen, die astronomische in der That die bessere ist, keine Unlogik wegen des Geburtsfestes am 25. Dezember enthält, so muß mit ja geantwortet werden. Unser Verkehrsleben wird davon nicht betroffen, es handelt sich nur um die Geschichtszahlen der vorchristlichen Zeit; das sind nicht viele, die unsichern zumal behalten die abgerundete Form. Auch der Buchhandel soll nicht leiden; von Zwang ist keine Rede. Wer von der Verbesserung und Vereinfachung überzeugt ist, wird künftig nur nötig haben, die bisherigen Jahreszahlen v. Chr. um 1 zu verkleinern und das (—) Zeichen davor zu setzen; der Zusatz „v. Chr." fällt weg. Der peloponnesische Krieg erhält dann statt 431—404 v. Chr. die Zahlen — 430/— 403. Da der Streit um die Jahrhundertwende nur in der historischen Zählung seinen Grund hat, so fiele er mit der Annahme der astronomischen Zählung von selbst weg.

4. Die Psychologen. Für das Volk ist die Änderung der Jahreszahl die Hauptsache. Alle Rechnungs- und Quittungsformulare, Stempel usw. müssen geändert werden, das ganze Verkehrsleben wird davon berührt. So stellt sich die alljährliche Neujahrsfeier als etwas natürliches ganz von selbst ein. Die Anregung verstärkt sich, wenn nicht bloß der Einer, wie alle Jahre, sondern auch der Zehner der Jahreszahl um 1 weiter rückt; und nun war zuletzt auch der Hunderter am Wechsel beteiligt! Bei unsern Nachkommen, die zum erstenmal 2000 schreiben werden, wird dieses Gefühl noch in höherm Maße gewaltsam durchbrechen. Das neue Wort, die neue runde Zahl führt von selbst darauf, gerade das Jahr mit ein oder mehr Nullen als etwas besondres zu betrachten und zu feiern. Niemand denkt dabei ans Abzählen der verflossenen Zeit bis Christi Geburt, höchstens an die letzten hundert Jahre, wo beständig die beiden ersten Ziffern 18 geschrieben wurden. Für die Abtrennung der 100 Jahre 1801 bis 1900 fehlt dem Volk der verständliche äußere Anhalt. Ebenso beim Jahrzehnt: es faßt die siebziger Jahre 1870/79 zusammen, aber nicht 1871/80. Man hat hierin einen Irrtum zu sehen geglaubt und diesen dadurch psychologisch zu erklären gesucht, daß eine gewisse Ungeduld, ins neue „richtige" Jahrhundert hineinzukommen, den Menschen mit all seinen Wünschen und Hoffnungen ergreife. Nichts ist verfehlter als das. Es geht nicht an, der Psyche unterzustellen, daß sie beträglich ein Jahr erhasche, wo sie doch gar kein Bewußtsein von dem „richtigen" Jahrhundert hat. „Ich bin neunzehn Jahre alt," sagt die junge Maid, „ich bin im zwanzigsten Jahre," sagt der Jüngling — hier trifft die Ungeduld zu, denn der Wunsch,

Digitized by Google

für erwachsen zu gelten, richtet den Blick in die Zukunft, jedoch ohne Mogelei. Wir greifen ja auch bei der Jahreswende nicht vor; und wenn wir uns schon am Altjahrstag den 31. Dezember zu Karpfen und Punsch vereinen, so geschieht das erst am Abend zur Vorbereitung für den eigentlichen Moment, wo wir um Mitternacht ins neue Jahr springen.

Volksfeste müssen gemeinsam gefeiert werden, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen. Darum war es wohlgethan, daß sich der deutsche Bundesrat entschloß, den Festtag für ganz Deutschland zu bestimmen. Er hatte die Wahl frei: sollte er es mit dem Bruchteil der sich klug dünkenden Leute halten, die bis Christi Geburt rechnen? oder sollte er dem Zuge des Volkes nachgeben, das mit 1900 einen neuen Zeitabschnitt anbrechen sah, und dessen Anschauung durch die astronomische Zählung unterstützt wird? Er hat das letzte gewählt, und es war recht so. Seine Anordnung ist in die schonendste, unverfänglichste Form gekleidet: Als Anfang des neuen Jahrhunderts soll der 1. Januar gelten; jedem blieb überlassen, ob er es das Jahrhundert 19 oder das zwanzigste Jahrhundert oder bloß „neu" nennen will. Unserm Kaiser besonders mußte es nach seiner ganzen Lebensauffassung geradezu ein Herzensbedürfnis sein, mit dem gesamten deutschen Volke gemeinsam dem Herrn der Heerscharen zu danken an der Wende des Jahrhunderts, das unsre Nation in tiefster Erniedrigung unter Napoleon sah — das Volk ausgesogen bis aufs Blut, die preußische Königsfamilie in Memel an der äußersten Grenze, nahe daran, aus dem Staat in die Fremde flüchten zu müssen; und wie nach wiedererlangter Kraft unser Volk zu ungeahntem Glanze emporstieg dadurch, daß es zur Einigkeit gelangte und ein neues deutsches Kaisertum erstand, dafür zu danken an dem größern Gedenkstein, der Jahrhundertwende, war würdig des Kaisers und des gesamten deutschen Volkes.

Wie es heute bei den Regierungen in Preußen zugeht

An der Spitze jeder Bezirksregierung steht ein Regierungspräsident. Die Bezirksregierungen hatten früher in ihren sämtlichen Abteilungen kollegialische Verfassung. Eine Veränderung ist heute insofern eingetreten, als durch das Landesverwaltungsgesetz vom 30. Juli 1883 die Regierungsabteilung des Innern aufgehoben wurde und deren Geschäfte dem Regierungspräsidenten persönlich zur Bearbeitung überwiesen sind. Dazu sind diesem ein Oberregierungsrat und die erforderliche Anzahl von Räten und Hilfsarbeitern beigegeben, die die Geschäfte „nach seinen Anweisungen" zu bearbeiten haben. Die sogenannte Präsidialabteilung, die an die Stelle der frühern Abteilung des Innern getreten ist,

Digitized by Google

ist also keine kollegialische Behörde, sondern für sie ist in allen zu ihrem Geschäftskreis gehörenden Sachen die Entschließung des Regierungspräsidenten allein maßgebend. Die daneben bei den Regierungen bestehenden Abteilungen für Kirchen- und Schulwesen, für Domänen und Forsten und für direkte Steuern sind dagegen heute noch Behörden mit kollegialischer Verfassung.

Die Präsidialabteilung ist nach dem Umfang und der Bedeutung ihrer Geschäfte bei weitem die wichtigste. Zu ihrem Ressort gehören z. B. alle Kommunalangelegenheiten, die Polizeisachen, die Handels- und Gewerbesachen, die Staatshoheitssachen, die Eisenbahn- und Wegesachen, die Aufsicht über die Stiftungen, die Landeskultursachen und noch verschiedne andre der wichtigsten Angelegenheiten. In dieser Präsidialabteilung verfügt also der Regierungspräsident uneingeschränkt. Er wird die Masse der von ihm zu erledigenden Geschäfte nur dann einigermaßen bewältigen können, wenn er neben ganz besondrer Arbeitskraft über die umfassendste Kenntnis unsers öffentlichen Rechts und über eine reiche Erfahrung verfügt — wir überlassen der Beurteilung des Lesers, wie oft dies zutrifft —, oder wenn er sich wenigstens auf den ihm beigegebnen Oberregierungsrat, seine Räte und sonstigen Hilfsarbeiter unbedingt verlassen kann. Damit kommen wir gleich auf recht bedenkliche Zustände, die zur Zeit bei fast allen Regierungen bestehn. Abgesehen davon, daß sich heutzutage sowohl der Regierungspräsident selbst als auch der ihm speziell beigegebne Oberregierungsrat eines verhältnismäßig so jugendlichen Alters erfreuen müssen, daß bei ihnen von der nötigen auf langjähriger Praxis beruhenden Erfahrung kaum die Rede sein kann, abgesehen davon sind die früher in ihren Dezernaten bewährten Regierungsräte bei vielen Regierungen fast ganz ausgestorben, und die wichtigsten Sachen werden unter dem Namen des Regierungspräsidenten von Regierungsassessoren bearbeitet. Es ist merkwürdig, nimmt man einen Verwaltungskalender aus dem Anfang der achtziger Jahre zur Hand, so wundert man sich über die große Anzahl von Regierungsräten und die kleine Zahl von Regierungsassessoren. Wo sind die Regierungsräte hingekommen? Werden ihre etatsmäßigen Stellen regelmäßig wieder besetzt? Warum läßt man die Regierungsassessoren zehn Jahre und mehr bis zur Anstellung warten? Auf diese Fragen wird man nur an den Zentralstellen Antwort geben können, wo aber für derartige Wißbegier wenig Entgegenkommen zu sein scheint. Die Regierungsassessoren überwiegen bei den einzelnen Regierungen der Zahl nach oft bedeutend, und ganz besonders bei den Präsidialabteilungen. Dabei herrscht unter ihnen ein solcher Wechsel, daß die ihnen anvertrauten Dezernate darunter leiden müssen. Wohin führt es, wenn die Kommunalangelegenheiten, die Polizei- oder Gewerbesachen oft kaum monatelang in derselben Hand bleiben? Die gleichmäßige Anwendung der Gesetze und der sonstigen Verwaltungsvorschriften, die erforderliche stabile Praxis kommen dabei zu kurz. Doch unter dem Druck der Geschäfte muß schließlich der Regierungspräsident, ebenso wie sein Oberregierungsrat, gar vieles unterschreiben, das unter seiner Firma in das Land hinausgeht, aber oft genug zu den unliebsamsten Glossen herausfordert. Das ist die üble Folge der heute

Digitized by Google

beliebten persönlichen Regierungsmaxime, die zu ihrer wirklichen Ersprießlichkeit ideale, in Wirklichkeit nicht vorhandne Regierungspräsidenten mit Hilfskräften erfordert, wie sie auch nicht vorhanden sind. Aber, könnte man vielleicht entgegnen, zum Schutz gegen Übergriffe oder unrichtige Entscheidungen des Regierungspräsidenten genügen ja die nach dem Gesetz zulässigen Beschwerden und besonders die Klagen des neuen Verwaltungsstreitverfahrens. Wir unterschätzen die Bedeutung dieser im Interesse der Rechtssicherheit gegebnen Kautelen keineswegs, aber man bedenke doch, wieviel Leute, die keine Ahnung haben davon, wie die Verfügungen des Regierungspräsidenten entstehn, und daß diese oft genug nur die Anschauung eines jungen Regierungsassessors wiedergeben, sich ohne weiteres der Autorität eines so hohen Beamten unterwerfen.

In der Präsidialabteilung entscheidet also der Regierungspräsident ganz nach eignem Ermessen. Wir müssen hier bemerken, daß man die Beseitigung der frühern kollegialischen Verfassung dieser Abteilung damit zu begründen versucht hat, daß die Gegenstände ihres Geschäftskreises, die eine kollegialische Behandlung erheischten, auf den Bezirksausschuß übergegangen seien. Von der Unrichtigkeit dieser Ansicht hat man sich jedoch längst überzeugt. Denn trotz der Bezirksausschüsse haben die Geschäfte bei den Regierungen und ganz besonders bei der Präsidialabteilung qualitativ und quantitativ ganz bedeutend zugenommen, und viele von ihnen wären der kollegialischen Behandlung sehr bedürftig.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß abgesehen von der Präsidialabteilung die übrigen Regierungsabteilungen ihren kollegialischen Charakter behalten haben. Nach dem Gesetz ist dies allerdings der Fall, aber sie werden ihres kollegialischen Charakters immer mehr dadurch entkleidet, daß die sonst regelmäßig jede Woche abgehaltnen Abteilungssitzungen nur noch selten stattfinden. Da der Regierungspräsident in der That die Zeit nicht mehr übrig hat, wöchentlich mehreren Abteilungssitzungen beizuwohnen, so wird das meiste im Wege der Rücksprachen erledigt, bei denen schließlich seine Meinung auch ausschlaggebend ist. Die Dirigenten der kollegialischen Abteilungen (Oberregierungsräte), die sonst eigne Initiative hatten und bei Meinungsverschiedenheiten immer auf die Abstimmung des Kollegiums rekurrieren konnten, werden so dem Regierungspräsidenten gegenüber völlig kalt gestellt und müssen allmählich zur Bedeutungslosigkeit hinabsinken. Freilich für eine einflußreichere Stellung der Oberregierungsräte scheint man höhern Orts nicht viel übrig zu haben, und diese könnten sich doch zwischen die Regierungsräte und den Regierungspräsidenten zu recht nutzbringender Vermittlung einfügen. Der Regierungspräsident steht aber turmhoch auch über den Oberregierungsräten! Merkwürdig, sogar in der Zeit des ausgeprägtesten Absolutismus kannte man keinen so selbstherrlichen Regierungspräsidenten, wie den heutigen. Die uralte, aber noch heute in vielen Punkten giltige Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817 sagt im Paragraphen 39: „Das Regierungspräsidium ist aus dem Präsidenten und den beiden Direktoren — so hießen damals die Abteilungsdirigenten —

Digitized by Google

zusammengesetzt, und in dieser Verbindung sowohl als in seinen einzelnen Gliedern der nächste Vorgesetzte des Collegii," und in demselben Paragraphen wird am Schluß die kollegialische Verfassung des Präsidiums wiederholt betont. Die Regierungsdirektoren, an deren Stelle die Oberregierungsräte als Abteilungsdirigenten getreten sind, hatten auch einen entsprechenden Rang, jetzt gehören sie der großen vierten Rangklasse an, denn es ist abgeschmackt zu sagen, sie stünden zwischen der vierten und der dritten Rangklasse. Vor beinahe hundert Jahren wollte man die Qualifizierung der Mitglieder des Regierungskollegiums, der Landräte usw. dem Regierungspräsidenten nicht überlassen. Darüber entschied das kollegialische Regierungspräsidium. Heute entscheidet der Regierungspräsident ganz allein über die Qualifikation aller unter ihn gestellten Beamten und ist dadurch diesen gegenüber mit einer Machtvollkommenheit umkleidet, die die Kritik aufs schärfste herausfordern muß. Mit Recht verlangt man heute im Staatsleben überall eine möglichste Beschränkung des rein persönlichen Regiments, aber in dem Regierungspräsidenten hat man in der allerneusten Zeit einen Selbstverwaltungsbeamten geschaffen, wie sich ihn die Schwärmer für die Selbstverwaltung wohl nicht gedacht haben.

Beschäftigen wir uns nun mit dem Nachwuchs bei den Regierungen, mit den Regierungsreferendaren. Auf welche Weise wird man Regierungsreferendar? Bekanntlich muß, wer später zur Regierung übergehn will, zuerst das Examen als Gerichtsreferendar bestanden haben. Er muß als solcher mindestens zwei Jahre bei der Justiz arbeiten und kann dann bei einem Regierungspräsidenten um Übernahme zur Verwaltung und Ernennung zum Regierungsreferendar nachsuchen. Bei dem starken Andrang zur Verwaltung wäre der Regierungspräsident in der Lage, sich die geeignetsten Bewerber auszusuchen. Geschieht dies? In dieser Beziehung bringt ein in jüngster Zeit oft genanntes süddeutsches Witzblatt das folgende, mit einem hübschen Bilde versehene niedliche Geschichtchen. Ein etwas magerer Gerichtsreferendar sitzt vor einem sehr behäbigen Regierungspräsidenten in dessen Empfangszimmer, das als einzigen Wandschmuck ein untadliges — Rennpferd enthält. Er möchte zur Verwaltung übergehn, und es entspinnt sich aus diesem Anlaß zwischen dem Präsidenten und ihm ein Gespräch. Der Präsident fragt den jungen Mann nach seinem Vorleben und ganz besonders danach, ob er Reserveoffizier sei und als Student einem Korps angehört habe. Da er diese beiden Fragen verneint, so meint der Präsident, dann sei er doch wohl in sehr guten Vermögensverhältnissen. Als auch dies von dem Referendar verneint wird, kennt die Verwundrung des Fragstellers keine Grenzen mehr; er bricht in die Worte aus: „Ja was wollen Sie denn da eigentlich bei uns, mein Lieber?" Das Geschichtchen trägt die Überschrift „Aus Ostelbien" und enthält selbstverständlich die einem sarkastischen Witzblatt eigentümlichen Übertreibungen, doch von diesen abgesehen, könnte die Überschrift auch „Aus Preußen" lauten. In der That sind es zwei Dinge, auf die mancher Regierungspräsident bei der Annahme von Referendaren hohen Wert legt: auf das frühere Korpsstudententum, und zwar möglichst auf das adliche Korpsstudententum, sowie auf gute Vermögensverhältnisse. Adel und

Digitized by Google

Reichtum spielen bei der Verwaltung eine große Rolle. Es giebt auf deutschen Hochschulen drei ganz spezifische Adelskorps, aus denen sich schon seit Jahrzehnten die Inhaber der höchsten Verwaltungsstellen in Preußen rekrutieren. Es ist noch nicht lange her, daß wir einen in verhältnismäßig beschränkten Vermögensverhältnissen lebenden adlichen Herrn äußern hörten: „Ich habe meinen Sohn auch nach B. ins Korps geschickt: meine Mittel erlauben mir dies eigentlich nicht, aber es ist wegen seines spätern bessern Fortkommens.“ Welche Wertschätzung man bei den Regierungen dem Adel entgegenbringt, geht schon aus der ebenso thörichten wie unfeinen Art hervor, mit der man den Herrn von so und so immer bloß mit seinem adlichen Namen, seinen bürgerlichen Kollegen dagegen nur mit seinem Titel anredet. „Der Regierungsassessor von Müller ist der Herr von Müller, der Regierungsassessor Müller der Herr Assessor.“ Sogar der Adel Müller absorbiert also die äußere Stellung vollständig! Es liegt uns jede Voreingenommenheit gegen den Adel fern, auch möchten wir von unserm durchaus konservativen Standpunkt aus einen begüterten, unabhängigen und deshalb mit starkem Rückgrat versehenen Adel nicht missen, aber die Bevorzugung des kleinen, durchschnittlich vermögenslosen Adels, wie er sich bei den Regierungen und überhaupt in der Verwaltung vorzugsweise findet, halten wir für unbillig. Einstweilen aber werden wir uns mit dem bestehenden Zustand abfinden müssen. Denn wenn man bedenkt, daß die Beförderungsvorschläge für die höhern Verwaltungsstellen — wir haben hauptsächlich bessere Landratsämter mit dem Sitz in größern Städten, in Universitätsstädten und Badeorten, Polizeipräsidenten- und Regierungspräsidentenstellen im Auge — von dem adlichen Regierungspräsidenten ausgehn, von diesem durch den adlichen Oberpräsidenten an den adlichen Personalreferenten im Ministerium und schließlich an den adlichen Minister gelangen, so ist es menschlich natürlich, daß da verhältnismäßig nur selten ein bürgerliches Destillat herauskommt, und wir wollen ja auch Personen nicht angreifen, sondern nur das herrschende System beleuchten. Welchen Wert dieses auf eine möglichst gute Vermögenslage der in die Verwaltung aufzunehmenden Referendare legt, haben wir schon hervorgehoben. Wir sehen hierin einen schweren Fehler. Die Söhne aus den tüchtigsten Beamtenfamilien können den von oben nicht selten begünstigten Luxus moderner Regierungsreferendare nicht mitmachen und halten sich deshalb von der Verwaltung fern, dagegen ist der Andrang der Gerichtsreferendare mit gutem Wechsel, die sich vor dem „Amtsrichter auf dem Lande“ fürchten, zumal wenn ihnen ahnt, daß sie es bei der Justiz überhaupt nicht weiter bringen, immer sehr groß. Der besonders tüchtige Gerichtsreferendar weiß, daß er bei der Justiz seinen Weg aus eigner Kraft machen kann, und wird deshalb in der Regel nicht — Regierungsreferendar!

Wie ist diesen offenbaren Mißständen abzuhelfen? Gegenwärtig ist man mit einer neuen Prüfungsordnung für die Regierungsassessoren beschäftigt, und da macht sich in der Kommission eine bedeutende Strömung dafür geltend, die sogenannte große Staatsprüfung für Verwaltungsbeamte (Assessorexamen) ganz

Digitized by Google

wegfallen zu lassen und auch den Eintritt in die Verwaltung lediglich vom Gerichtsassessorexamen abhängig zu machen, sodaß also der gesamte Vorbereitungsdienst für Juristen und Verwaltungsbeamte derselbe sein würde. Diese Einrichtung, die sich in verschiednen deutschen Staaten schon lange bewährt hat, würden wir mit Freuden begrüßen. Der jetzige Minister des Innern, sein Unterstaatssekretär und sein Personalreferent sind alle drei aus der Justiz hervorgegangen und haben die Vorzüge der juristischen Ausbildung an sich erfahren. Dies legt die Vermutung nahe, daß die erwähnte Strömung an maßgebender Stelle Berücksichtigung finden könnte.

Die Beschäftigung des Regierungsreferendars mag vielgestaltiger sein als die des Gerichtsreferendars, aber seine Ausbildung ist oberflächlicher. Nach unsrer Überzeugung verfügt der eben aus dem Examen gekommne Gerichtsassessor über ein geschulteres Denken und ein in sich abgeschlosseneres Wissen als der Regierungsassessor unter gleichen Verhältnissen. Man hat auch in der Verwaltung oft genug die Probe hierauf gemacht. Wir erinnern an die Zeit in den siebziger Jahren, in der gar keine Regierungsassessoren mehr vorhanden waren. Damals mußten Kreisrichter und Gerichtsassessoren in größerer Zahl zu den Regierungen übernommen werden, und gerade diese sind zu einem sehr hohen Prozentsatz in höhere Verwaltungsstellen gelangt. An diese Erfahrung sollte man denken und das Regierungsassessorexamen ruhig abschaffen. Entschlösse man sich endlich, Licht und Schatten wirklich gleichmäßig zu verteilen, so würden sich dem Minister des Innern zum Übertritt in die Verwaltung zweifellos auch die tüchtigsten Gerichtsassessoren in so reicher Zahl zur Verfügung stellen, daß er darunter bei Berücksichtigung aller Anforderungen, die an einen jungen Verwaltungsbeamten gestellt werden können, eine genügende Auswahl treffen könnte. Der Verwaltung würde dies jedenfalls zum Segen gereichen, dem „Regierungsreferendar“ aber würde niemand eine Thräne nachweinen!

Die Fürsorge für die Arbeiterjugend

(Schluß)

Die zünftigen Ethiker von heute erkennen in einem gewissen Grade wohl an, daß der üble Stand der Dinge, den wir als schwere Gefahr empfinden und bekämpfen wollen, mit herbeigeführt worden ist durch eine Korruption der sittlichen Anschauungen und des Verhaltens der Einzelnen, die sich unabhängig von den äußern Verhältnissen, wie sie Dr. Voigt so treffend geschildert hat, vollzogen hat. Paulsen zitiert in seinem System der Ethik (1894) folgende Sätze eines zeitgenössischen Soziologen: „Die ganze Generation, welcher ich

Digitized by Google

angehöre, ist unter der Predigt des Evangeliums vom alleinseligmachenden Egoismus und dem Recht des Stärkern aufgewachsen. Blicken wir heute zurück, so können wir nur sagen, die ganze Anschauung hat sich als ein wissenschaftlicher Aberglaube erwiesen. Aus dem Egoismus und seinen wechselseitigen Ausgleichungen in der Gesellschaft allein erwächst weder Wohlfahrt noch Fortschritt, sondern nur eine in raschem Verhältnis aufsteigende Ungleichheit zwischen den Klassen, eine rücksichtslose Ausbeutung der wirtschaftlich Schwächern, rasch fortschreitende Konzentrierung des Nationalreichtums in einer immer kleinern Anzahl von Händen; riesiges Anschwellen proletarischer Massen, die auf die tiefste Stufe der Lebenshaltung herabgedrückt sind, während sie gleichzeitig in steigendem Maße die öffentliche Sicherheit bedrohen. Das unvermeidliche Ergebnis solcher Zustände aber ist eine gleichmäßige Verschlechterung des persönlichen Charakters, oben wie unten: dort Verkommenheit und Genußsucht, Ausschweifung, Geldgier, Gleichgiltigkeit gegen andre, schwelgerisches Nichtsthun; hier Verkommenheit in zerreibender Arbeit, Stumpfsinn, Brutalität und Alkoholismus." Da ist entsetzlich viel Falsches, Schiefes, Übertriebnes, wofür Paulsen natürlich die Verantwortung zu tragen hat, mit einigem Wahren zusammengeworfen. Etwas Wahres liegt darin, daß die liberale Wirtschaftspolitik, namentlich die innere, die in der Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. dgl. ihre hauptsächlichsten Folge sieht, durch die materialistische utilitarische Ethik mit dem „Evangelium vom alleinseligmachenden Egoismus und vom Recht des Stärkern" in ihrer Durchführung beeinflußt und dadurch zum Abbruch mancher heilsamen Schranken verleitet worden ist. Aber es ist grundfalsch, was in dem Zitat augenscheinlich gemeint ist, sie ganz allgemein als Ausfluß dieses unsittlichen Evangeliums hinzustellen. Sogar die ärgsten Prinzipienreiter dieser politischen Richtung waren weit entfernt von der Sonderinteressenwirtschaft und dem krassen Egoismus, der sich in der jetzt herrschenden wirtschaftspolitischen Reaktion unter Billigung und Anregung von Wortführern der sogenannten „ethischen" Nationalökonomie geltend macht. Es ist auch sehr einseitig, wenn in Bezug auf diesen Liberalismus Paulsen einmal sagt, seine Politik sei die des Großkapitals, das in Großindustrie und Großhandel angelegt ist. Die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit haben ihre streng sittliche Begründung gefunden gegenüber dem Egoismus des alten Kasteninteresses in den Zünften usw. Und zwar lange vor der Predigt des Evangeliums des Egoismus durch Feuerbach, Vogt und Genossen. Freilich kann auch nicht geleugnet werden, daß die liberale Wirtschaftspolitik nicht nur in ihren Übertreibungen, sondern auch in ihren berechtigten und notwendigen Maßnahmen zu den rapiden Veränderungen in den äußern wirtschaftlichen Verhältnissen, auch zu den Fortschritten der Technik selbst, beigetragen hat. Und ebenso muß zugegeben werden, daß die liberalen Reformatoren den Mißbrauch der Freiheit nicht vorausgesetzt hatten, der bei einer Korruption des sittlichen Verhaltens der Einzelnen riskiert werden mußte und auch reichlich eingetreten ist. Aber die Hauptsache ist das Anerkenntnis dieser sittlichen Korruption durch das „Evangelium" des Eigen-

Digitized by Google

nutzes selbst, die sich ihrem ganzen Wesen nach vor allem im Einzelnen vollzogen hat und seine Sache war, ist und bleibt.

Paulsen sagt an einer andern Stelle, dazu komme, daß das Band, das früher mit großer Stärke die Menschen einte, die Religion, mehr und mehr seine Kraft verloren habe. Das ist leider wahr, obwohl, oder auch weil die Orthodoxie wenigstens im preußischen Protestantismus in den letzten fünfzig Jahren in zähem Vernichtungskampf gegen den kirchlichen Liberalismus zur Alleinherrschaft gebracht worden ist. Aber sollen wir deshalb, wie Paulsen das zu thun scheint, die ethische Bedeutung der Religion und der Kirche und mit ihr das sittliche Pflichtgefühl des Einzelnen ganz ebenso für abgethan betrachten, wie wir etwa die Bedeutung des alten Frachtfuhrwesens durch die Eisenbahnen für abgethan halten müssen? Sollen wir mit den „politischen Pastoren" darüber spotten, wenn von der Kirche erwartet wird, daß sie die Leute „fromm" mache, und nicht vielmehr als ihre Hauptaufgabe anerkannt wird, den Staat zu lehren, wie er die christliche Ethik durch Gesetzgebung, Polizei und Strafrichter zu verwirklichen habe, da es ja doch mit dem Frommsein, soweit es sich in sittlichem Verhalten gegen den Nächsten äußert, aus und vorbei sei? Sollen wir wirklich nur so nebenher ein bischen Frömmigkeit und sittliche Pflichterfüllung zwar für ganz erfreulich halten, aber unser ganzes soziales Streben, wie das nun schon seit zwanzig Jahren geschieht, auch fernerhin ausschließlich auf die Sozialpolitik, die durch Staat, Gemeinde und Vereine getrieben wird, konzentrieren? Gilt es nicht vielmehr endlich mit allem Ernst an die Bekämpfung des „Evangeliums vom alleinseligmachenden Eigennutz und vom Recht des Stärkern" im Herzen der Einzelnen zu gehn?

So sehr hat sich dieses Evangelium im Volke festgesetzt, daß die öffentliche Meinung mir sagen wird: Lieber Freund, mit dem Appell an Sittlichkeit, an Humanität und Nächstenliebe lockst du heute keinen Hund unterm Ofen vor. Privatim hat man nun einmal jetzt das Recht, ein „persönlich schlechter Charakter" zu sein. Das bringen die Verhältnisse und die „liberalen Gesetze" mit sich! Aber was diese liebe öffentliche Meinung sagt, ist natürlich sehr gleichgiltig, es gilt ja gerade, sie anders zu machen. Deshalb ist aber um so mehr der Appell zu richten an die dazu berufne Stelle, und zwar zunächst an die zünftigen Soziologen und die Ethiker von heute. Sie sind schuld an der Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, mit der die Gebildeten immer noch die Bethätigung der Sozialethik nur in der Sozialpolitik sehen und die Pflicht des Einzelnen mißachten und leugnen. Es sind zwar sehr schöne Worte, aber es ist auch alles und deshalb erschreckend wenig, wenn Paulsen darüber in seiner „systematischen" Ethik sagt: „Die soziale Frage ist nicht allein eine Frage der Politik und der Ökonomie, sondern auch der Moral, nicht allein eine Frage der Allgemeinheit, sondern auch jedes Einzelnen; in jedem Hause muß die soziale Frage gelöst werden. Jede Frau, die eine Magd, jeder Bauer, der einen Knecht, jeder Meister, der Lehrlinge und Gesellen, jeder Unternehmer, der Arbeiter hält, muß mitarbeiten. Wer über die Zeit und die Kräfte eines andern verfügt, der übernimmt damit einen Teil der

Digitized by Google

Verantwortlichkeit für sein Leben und Gedeihen. Herrschaft legt Pflichten auf, das gilt auch von der des Arbeitgebers; wer bloß darauf sieht, daß er das möglichste Maß von Leistungen herausbringt, der ist nicht Regierer, sondern Ausbeuter. Schuldig aber ist die Herrschaft, sie sei so klein oder so groß, als sie wolle, ihren Untergebnen nicht nur Lohn und Brot, sondern vor allem ein gutes Regiment, das ist tüchtige Leitung, gutes Beispiel und ernste Zucht. Bequem ist das freilich nicht, bequemer ist ausbeuten und gehn lassen. Vor allem gilt diese Pflicht gegenüber den jugendlichen Gehilfen, Lehrlingen, Dienstboten. Hier hat der Arbeitgeber wesentlich auch die Aufgabe des Erziehers nach der wirtschaftlichen und menschlichen Seite. Eine Hausfrau, die ihrem jungen Mädchen tüchtige Arbeit, Sauberkeit und Ordnung, häusliche Gewohnheiten und Sparsamkeit beibringt, die hat auch ein Stück der sozialen Frage gelöst, und nicht das kleinste; es gehört viel Einsicht und guter Wille, viel Ernst und Geduld dazu; ein Buch über die soziale oder über die Frauenfrage ist wohl leichter geschrieben."

Liest man das und was er in dem kurzen Kapitel über die Nächstenliebe — es handelt eigentlich mehr von ihrer Einschränkung durch den berechtigten Egoismus — sagt, und wie er auf der andern Seite die Sozialpolitik behandelt, so drängt sich einem der Wunsch auf, der Ethiker möge weniger katheder-sozialistischer Politiker sein. Die Ethik wie die Sozialpolitik würden dabei viel gewinnen. Heute gilts doch nicht mehr wie vor dreißig Jahren die Ethik in der Sozialpolitik zur Geltung zu bringen; da herrscht sie jetzt wenigstens dem Grundsatz nach zur Genüge. Heute gilts ihr Hauptgebiet, das persönliche Verhalten des Einzelnen gegen den Einzelnen, wo Gewerbeinspektor und Schutzmann nichts zu sagen haben, ihr wieder unterthänig zu machen; da ist sie heute außer Dienst gestellt. Die „Tugend- und Pflichtenlehre" der systematischen Ethik hat darin ihr Hauptstück zu erkennen, nicht eine nur beiläufig abzuthuende Nebensache.

Erstaunlich ist meist die Gleichgiltigkeit der Eltern gegenüber den sittlichen Gefahren, die dem in die Fremde gehenden Kinde drohen. Sie verzichten in der Regel von vornherein auf jeden Versuch, Einfluß darauf zu nehmen, obgleich das die Elternliebe doch so nahe legt. Auch hier aber zeigt sich, was eine auf sittlicher Lebensauffassung beruhende Fürsorge noch immer zu wirken vermag. Nicht nur am Ort, sondern über Hunderte von Kilometern reicht die Wirkung dieser heiligsten und herrlichsten Nächstenliebe. Ein Appell an sie ist Gott sei Dank in sehr vielen Fällen noch schönen Erfolgs sicher. Die Arbeitgeber, die Herrschaften, namentlich alle Gebildeten sollten nie unterlassen, wo immer es ihnen möglich ist, ihre Beziehungen zu jungen Arbeitern und Dienstboten auf die Eltern auszudehnen. Man setze das wünschenswerte sittliche Verhältnis dabei dreist voraus, nicht das Gegenteil. Man erzieht so Eltern und Kinder. Das vom Herzen kommende wohlwollende Interesse für die Eltern in der Heimat und für die Heimat selbst, das man den jungen Leuten beweist, und das Interesse für die auswärts arbeitenden Kinder, nach denen man die Eltern fragt, wird selten mit Undank gelohnt werden. Freilich Klugheit und Berechnung, um Anhänglichkeit und größere Ausnutzbarkeit der Dienenden

Digitized by Google

oder der Arbeiter zu gewinnen, sollen davon fern bleiben. Wer deshalb Interesse zeigt, handelt unsittlich und zugleich dumm. Die Arbeiter haben eine sehr feine Witterung für solche Unehrlichkeiten.

Und hier ist das allerwichtigste und schwierigste Problem zu suchen, das wir lösen müssen: die Erziehung der Arbeiterschaft selbst zum rechten sittlichen Verhalten gegen ihre Kinder überhaupt und zur rechten Fürsorge für ihre aus der Schule entlassenen Söhne und Töchter im besondern. Ungeheuer viel haben in dieser Beziehung die Sozialisten aller Schattierungen geschadet, und ungeheuer viel haben die zünftigen Soziologen und Ethiker hier wieder gut zu machen. Was die Sozialdemokratie zum Verfall der elterlichen Fürsorge für die Arbeiterjugend beigetragen hat, könnte Bände verdienstlicher Forschungen des Vereins für Sozialpolitik ausfüllen, wenn sich der Verein wieder mehr um die Menschen, nicht nur um die Verhältnisse kümmern wollte. Das sittliche Verhalten der Arbeiter gegen ihre Kinder, d. h. die Kindererziehung in den Arbeiterfamilien ist trotz aller Veränderungen, die die äußern Verhältnisse erfahren haben, vor allem verantwortlich für die spätere Entwicklung der aus der Schule entlassenen Arbeiterkinder. Hier wird der Grund gelegt zum Guten wie zum Bösen. Der Einfluß der Schule, die fast durchweg ihr Bestes thut, ist immer eng begrenzt. Auch Kleinkinder- und Spielschulen, und was sonst für die Versorgung und Beaufsichtigung von Arbeiterkindern, deren Mütter auf Arbeit gehn, geschehn kann, können niemals den guten oder bösen Einfluß, den die Eltern ausüben, ersetzen oder aufheben. Wir sollen auch durchaus nicht den Arbeitern die Verantwortung für die Kindererziehung abnehmen, im Gegenteil sie ihnen immer wieder und immer mehr zum Bewußtsein bringen. Darauf muß bei allen Veranstaltungen und Einrichtungen, die ihnen die Fürsorge für die Kinder erleichtern sollen, Rücksicht genommen werden. Denn den entscheidenden Einfluß haben die Eltern eben doch, auch wenn sie nur wenig Stunden an den Werktagen und die Sonntage zu Hause sind. Ein „gehobner" Industriearbeiter antwortete auf die Umfrage, über die Pfarrer Rade dem Evangelisch-sozialen Kongreß 1898 berichtet hat: „Die Eltern verziehn ihre Kinder zum Teil, meist erziehn sie sie gar nicht." Den kleinen Kindern gegenüber eine schädliche Affenliebe, den halberwachsenen gegenüber eine schädliche Gleichgiltigkeit, ab und zu unterbrochen durch rohe, wirkungslose Strenge, so scheint auch mir die Erziehung in sehr vielen zum vollsten „Klassenbewußtsein" erweckten großstädtischen Arbeiterfamilien auszusehen. Daß dadurch zunächst der Respekt vor den Eltern gründlich untergraben wird, ist klar. Erst die Freude über jede Dreistigkeit und Naseweisheit der „ruppigen Puppen," wie der Berliner Arbeiter mit Stolz seine kleinen Kinder nennt, dann die ungerechte, launenhafte Härte gegen die größern muß dazu führen. Jeder Respekt vor erwachsenen Fremden wird in den Kindern dann noch vielfach ausdrücklich vernichtet, vollends gegen Leute, „die sich einbilden, was Besseres zu sein," d. h. gebildetere, wohlhabendere u. dergl., die Lehrer nicht ausgenommen.

Natürlich sehen die Verhältnisse auf dem Lande anders aus, aber viel besser sind sie nicht. Wer den Kampf kennt, den gewissenhafte Ortsobrigkeiten im Osten vielfach gegen den von den Eltern verlangten Felddiebstahl der

Digitized by Google

Arbeiterkinder und die Kinderbettelei durchfechten müssen, wird das ohne weiteres zugeben. Ausnahmen, absolut genommen sogar sehr viele Ausnahmen, giebt es in der Stadt wie auf dem Lande. Sie lehren, daß es nicht so sein muß, wie es in der Regel ist, trotz der vielgenannten „Verhältnisse." Auch unter den ärmsten, überbürdetsten Arbeitern kann man sie finden. Aber seit Jahren wird den Leuten eingeredet, daß sie nicht mehr imstande seien, ihre Kinder zu erziehn, daß vorher die Verhältnisse von Grund aus anders werden müßten. Konnte das ohne Einfluß bleiben?

Dann das Verhältnis der Arbeiter zu ihren aus der Schule entlassenen Kindern. In der Großstadt und im Industriebezirk wohnen sie in der Regel noch drei, vier Jahre bei den Eltern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß heute auch verhältnismäßig mehr junge Arbeiter im Elternhause bleiben, als es früher geschah, wo das Wohnen des Lehrlings beim Meister und der Gesindedienst der Arbeitertöchter die Regel waren. Aber ist der erzieherische Einfluß der Eltern auf die Schulkinder schon nichts wert oder noch weniger, so ist das bei dem Einfluß auf die aus der Schule Entlassenen erst recht der Fall. Die vom Lande nach der Stadt und den Industrieorten zuziehenden jungen Leute, die als Schlafburschen u. dergl. meist bei Arbeiterfamilien Unterkunft finden, sind in der Regel nicht viel anders dran, als die Kinder, bei deren Eltern sie wohnen. Es sind über die Verhältnisse vielfach falsche Vorstellungen verbreitet. Daß sich die Schlafburschen nur zur Schlafenszeit in der Wohnung aufhalten dürfen, kommt kaum vor. Nicht nur wenn sie krank sind, keine Arbeit haben und des Sonntags leben sie in und mit der Familie wie die Söhne. Im allgemeinen loben die Quartiergeber den Jungen, der häuslich ist. Freilich giebts hier sehr viele schlechte Ausnahmen, die in die Augen springen und das Schlafburschenwesen mit Recht arg in Mißkredit bringen. Aber man schießt bei seiner üblichen Verurteilung weit über das Ziel hinaus. Es ist an sich das natürlichste und beste Unterkunftsverhältnis junger Burschen von außerhalb. Zwar ist es heute überwiegend schlecht, aber es muß nicht schlecht sein; es ist schlecht, weil die Menschen schlecht dabei handeln, ihre Pflicht nicht thun, wie sie sollen und können. Wer sich Mühe giebt, wird sich leicht davon überzeugen. Er wird dann Witwen finden, die ihre volle hausmütterliche Autorität den jungen Schlafburschen gegenüber zu wahren wissen, sie pflegen und ihnen die Leviten lesen, wie es vielleicht die Mutter zu Haus kaum gethan hat, und denen die Bengel anhängen und folgen. Er wird auch Arbeiterfamilien finden, wo der Mann guten Verdienst hat, wo ein junger Schlaf- und Kostgänger, um die Wohnungsnot zu verringern, gern aufgenommen und zur Familie gerechnet wird. Es verlohnt sich sehr der Mühe, der Sache ohne Voreingenommenheit auch von Vereins wegen nachzugehn, um den fremd zugehenden Burschen gute Schlafstellen nachzuweisen. Sie sind an sich besser als Massenquartiere. Und die Herren Industriellen vor allem könnten leicht viel Segen stiften, wenn sie sich in dieser Richtung etwas bemühten.

Aber was können denn um Gottes willen die Grenzbotenleser in der Sache thun? Sehr viel, wenn sie nur wollten. Sie sollen, wo immer das Evangelium vom Eigennutz und vom Recht des Stärkern laut wird, es zurückweisen, auch auf

Digitized by Google

die Gefahr hin, von Hohlköpfen als unmodern über die Achsel angesehen zu werden. Sie sollen, jeder in seinem privaten Kreis, ein Beispiel dafür zu geben suchen, daß es mit der christlichen Nächstenliebe zwischen den Einzelnen noch lange nicht aus und vorbei ist, und daß der „Appell an ethische Momente“ und das Streben nach „Belebung der moralischen Kräfte des Menschen,“ wovon man, wie Dr. Voigt sagt, heute nichts mehr wissen will, nach wie vor ihre alte, volle Berechtigung haben. Sie sollen dem greulichen Aberglauben von der unabänderlichen Korruption des persönlichen sittlichen Pflichtbewußtseins der Einzelnen überall entgegentreten als der ärgsten Schmach für die moderne Kultur und dem Todfeind sozialen Fortschritts. Sie sollen die Politik ethisieren, aber die Ethik und das Christentum nicht verstaatlichen lassen, sie sollen dem Gesetz, dem Richter, der Polizei geben, was ihnen zusteht, aber endlich auch Gott wieder geben, was Gottes ist. β

Der Zeugeneid

Durch den Klewischen Aufsatz in der Nummer 46, der dieselbe Überschrift führt, ist in den Grenzboten die Frage des Zeugeneides wieder zur Sprache gekommen. Sie ist so wichtig, daß sie weitere Erörterung verdient, man darf sie ohne Emphase als eine kriminalpolitische Frage ersten Ranges bezeichnen. So ist es denn kein Schade, wenn dabei treffende Erwägungen und Anregungen, wie sie z. B. Carl Jentsch geliefert hat, wiederholt werden: für die intellektuelle Wirkung mag es genügen, wenn das Richtige einmal gut gesagt worden ist, die politische Wirkung setzt Befruchtung des Willens vieler voraus, und die läßt sich ohne immer erneute Bearbeitung nicht erreichen.

Der angezogne Aufsatz behandelt nur eine Seite der Frage, die Art, wie den Zeugen der Eid abgenommen und dadurch in vielen Fällen herabgewürdigt wird. Was der Verfasser sagt und vorschlägt, scheint mir durchaus richtig und praktisch zu sein, er hätte jedoch noch eins hinzufügen können. Der Eid ist so gefaßt: „Ich schwöre ... daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde ...“ Ich bin auf dem Lande Richter gewesen, und da ist es mir in mehr als der Hälfte aller Fälle passiert, daß die Leute „daß ich“ nachsprachen, aber bei „sagen“ angekommen ein „zu“ einschalteten. Die Infinitivkonstruktion scheint ihnen mundgerechter zu sein, und man darf darin einen Wink an den Gesetzgeber erkennen, der gerade hier eine volksmäßige Fassung wählen sollte. Und noch ein Weiteres darf ich aus meiner Erfahrung erwähnen. Um die Verwarnung vor dem „Falscheide“ möglichst wirksam zu machen, pflegte ich bei Beginn der Sitzung die geladnen Zeugen sämtlich, wenn auch ohne Einzelaufruf, vortreten zu lassen und an sie eine Ansprache über die Bedeutung des Eides zu halten. Ich habe dabei alles

Digitized by Google

Rhetorische vermieden, aber sehr ernst und eindringlich gesagt, was zu sagen war. Man weiß ja, worauf es ankommt, es liegt einem am Herzen, und so kommt etwas heraus, worauf Menschen horchen. Die Verwarnung des einzelnen Zeugen konnte ich dann in der Regel durch einen bloßen Hinweis abmachen, und dieser Hinweis verlor den banalen, also unwürdigen Charakter. Ob ich die gewollte Wirkung ganz erreicht habe, weiß ich nicht, dieses eine war jedoch sicher erreicht, und darüber hinaus noch das, daß jeder im Saale wußte, der Richter jedenfalls sehe den Eid für eine ernste, heilige Sache an. Es ist das eine unverächtliche Remedur gegen den Eindruck der Hast, den das Bedürfnis des Richters, „mit den zahlreichen Terminen, die auf einen Tag anstehn, fertig zu werden," fast unvermeidlich hervorruft. Und es kann auch gar nicht anders sein, als daß schwankende Gemüter durch diesen Ernst in der pflichtmäßigen Auffassung bestärkt worden sind.

In ähnlicher Richtung bewegt sich der oft gemachte Vorschlag, das Gesetz so abzuändern, daß die Zeugen erst nach abgegebner Aussage zu vereiden seien; es könne ihnen dann vor der Eidesleistung der Bedenken erregende Teil noch einmal vorgehalten werden, und sie könnten so das Falsche noch widerrufen. Das ist aber auch jetzt, bei dem die Regel bildenden Voreide, der Fall: so eilfertig oder gewissenlos sind nur wenig Richter, daß sie den Zeugen ihre Zweifel an den Aussagen nicht vorhielten. Diese sind also auch beim Voreid in der Lage, Unwahres zu widerrufen oder die Wahrheit zu präzisieren, und es geschieht auch nicht selten. Aber, wird man einwerfen, dann hat der betreffende Zeuge doch schon die Eidespflicht verletzt. Moralisch gewiß, wenn auch wohl nicht der höchsten Stufe nach, die diese Sünde erreichen kann, aber juristisch kaum, wenn man sich das vorhält, was sich als unitas actus auch für den Nichtjuristen verständlich bezeichnen läßt; und ist denn vor dem Gewissensforum die Sünde dessen wesentlich geringer, der mit dem Bewußtsein, die Aussage nachher beeidigen zu müssen, Unwahrheit durchzuschmuggeln versucht und den Versuch nicht aus Willensbesserung und Reue, sondern nur äußerer Umstände wegen aufgiebt? Wer mag den Unterschied im Stande des Züngleins auf der Sündenwage bestimmen? Das wird sehr schwer sein. Dagegen ist es ganz sicher, daß das Verfahren mit dem Nacheide wesentlich schleppender ist, und wenn auch der Wunsch, vorwärts zu kommen und mit den Terminen fertig zu werden, für den Richter nicht den Ausschlag geben darf, so ist der Wunsch doch in gewissem Maße begründet, und durch unnützen Aufenthalt müßte das Interesse an der Sache erlahmen. Eine sehr schwerwiegende Folge.

Auch das vergessen die Verteidiger des Nacheides oft, daß dieser schon jetzt zulässig ist, indem der Richter nach seinem Ermessen die Beeidigung bis nach Abschluß der Vernehmung aussetzen kann. Für das Bedürfnis in ihrem Sinne ist also gesorgt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Aussetzung, solange als der Voreid die gesetzliche Regel bleibt, eine Art von Stigmatisierung ist und als solche weder die Neigung noch den Mut zur Wahrheit stärkt. Es ist ein Verlegenheitsmittel und zugleich ein Stück recht anfechtbarer Seelenkunde, ähnlich wie die Bestimmung,

Digitized by Google

wonach „zur Herbeiführung einer wahrheitsgemäßen Aussage“ der Zeuge schon in der Voruntersuchung beeidigt werden darf. Meines Erachtens — und ich habe sehr viel in dieser Hinsicht beobachtet und nachgedacht, weil ich die Frage für sehr wichtig halte und mit dem Herzen teilnehme —, meines nicht ganz unmaßgeblichen Erachtens also sind die Übelstände, die, wie jedermann zugiebt und beklagt, mit dem Zeugeneid zusammenhängen, nur radikal zu bessern dadurch, daß er seltner abgenommen wird, daß das Gesetz die Bestimmung, wonach in der Regel jeder Zeuge eidlich zu vernehmen ist, fallen läßt, unbeeidigte Vernehmung der Zeugen teils vorschreibt, teils dem richterlichen Ermessen überläßt.

Unsre Strafprozeßordnung beruht, wie man sich technisch ausdrückt, auf freier Beweiswürdigung, das heißt, der Richter hat sich seine Überzeugung von dem, was geschehn oder nicht geschehn ist, nach den allgemeinen Denk- und Gewissensgesetzen zu bilden; er ist nicht mehr wie früher an gewisse Beweisregeln gebunden, sondern schöpft sich sein Urteil über das Ergebnis der Beweisaufnahme ganz frei, ohne andre Schranke als redliches und folgerichtiges Erwägen, als das, was ihm Kopf und Herz sagen. Kein Beweismittel bindet ihn. Mögen z. B. noch so viele Zeugen auf ihren Eid den nämlichen Sachverhalt bekräftigen, und mag ihn noch dazu der Angeklagte zu seinem Schaden bestätigen, so hat ihn doch der Richter, wenn er nicht überzeugt ist, nicht für bewiesen anzunehmen, und er kann nicht bloß: non liquet sagen, sondern seinem Urteil sogar das Gegenteil, das etwa von einem einzigen Zeugen bekundet wird, zu Grunde legen, wenn ihn dieser überzeugt, obgleich er als naher Verwandter nicht beeidigt worden ist. Man hat dies wohl als die Souveränität des Richters über das Beweisergebnis bezeichnet. Die Bezeichnung ist auch nicht unrichtig, obgleich in der Anwendung auch diese Souveränität Schranken fordert und findet. Der Richter wird sich selber welche auferlegen, beispielsweise trotz aller äußern Schuldbeweise freisprechen, wenn er den Angeklagten für unschuldig hält, ihn aber auch nicht verurteilen, wenn er ihn zwar für schuldig hält, die äußern Schuldbeweise jedoch ungenügend sind. Und ebenso wenig widerspricht es der Souveränität gewissenhafter und verständiger Würdigung, der Freiheit, die das Gesetz dem Richter zuweist, daß ihn dieses zugleich zwingt, Beweise aufzunehmen und entgegenzunehmen und das Zeugnis als Hauptbeweismittel durch Beeidigung des Zeugen zu bestärken. Wohl aber ist es ein Widerspruch, wenn der Richter dabei gar keinen Spielraum hat, wenn er sozusagen angebunden ist und wahllos eine Flut von Zeugenaussagen auf sich wirken lassen muß, sogar verbunden ist, Leute, von denen er überzeugt ist, daß sie lügen werden oder gelogen haben, vor oder nach der Vernehmung zu beeidigen. Das ist jedoch der Stand unsrer Gesetzgebung. Vor jedem Gericht muß der freche, gottlose Lügner als Zeuge beeidigt werden, der wegen Meineids Bestrafte wird es allerdings nicht, hat aber den Trost, daß es ihm nicht an Genossen fehlen kann, im „moralischen“ Sinne wenigstens, und daß dieser Nachschub von Amts wegen besorgt werden muß. Unsre Gerichte kommen nämlich recht oft in die Lage, dem Gesetze diese Art von sacrificium conscientiae zu bringen, denn, von den Schöffengerichten abgesehen, sind sie verpflichtet, jeden

Digitized by Google

Zeugen, der regelrecht und unter Hinterlegung der Zeugengebühren geladen ist, auch zu verhören, und, wie gesagt, in der Regel eidlich. Und was für Zeugen werden oft geladen, für welch nichtige Beweisfragen! Ist an solchen Gerichtsverhandlungen, wie sie sich in unsern großen Städten tagtäglich in voller, durch die Presse noch verstärkter Öffentlichkeit abspielen, der handgreifliche Widerspruch zwischen gleichzeitiger Souveränität und Knechtschaft des Richters nicht noch das Geringste? Giebt eine Gesetzgebung, die in so vielen Fällen die mißbräuchliche Anrufung des göttlichen Namens möglich macht, das rechte Beispiel in der Befolgung von Gottes Geboten?

Jedes Mittel muß im Verhältnis zum Zweck stehn. Um Hunderte zu gewinnen, setzt man keine Tausende aufs Spiel, wer einen unbedeutenden oder nahen Vorgang betrachten will, setzt kein mächtiges Teleskop an, sondern begnügt sich mit den bloßen Augen oder mit dem Operngucker. Nach diesen und ähnlichen Maximen handelt alle Welt: thut es auch unsre Rechtspflege? Wenn der Besitzer eines Fuhrwerks den Verkehr auf der Straße gehemmt hat, wenn ein Hausbesitzer den Schnee auf dem Trottoir gar nicht oder nicht genügend fegen läßt, wenn fünf, sechs junge Leute schreiend und lärmend in der Nacht durch die Straßen ziehn, wenn der Wirt seine Gäste über die Polizeistunde aufsitzen läßt, mehr oder weniger gern, so wird das glücklicherweise in der Regel durch einen Strafbefehl abgemacht. Kommt es jedoch zur gerichtlichen Verhandlung, so werden erfahrungsmäßig recht oft, da sich leicht Rechthaberei, verschiedne Beobachtung oder Auffassung und Leidenschaftlichkeit einmischen, zahlreiche Zeugen abgehört, eidlich. Diese Verfehlungen heißen jetzt allgemein Übertretungen; als ich noch Student war, bezeichnete die Theorie sie noch gern als Polizeiverbrechen und gab dadurch ihren Hauptcharakter an. Der „Rechtsstaat" verlangt, daß sie vor das Forum des Gerichts gebracht werden können, das ist auch gerechtfertigt, aber läßt sich bei diesen und sonstigen Übertretungen anders als höchst selten der Fall denken, daß die jetzt vorgeschriebne Beeidigung ein dem Zweck entsprechendes Mittel sei? In neunundneunzig von hundert Fällen würde es doch genügen, daß der Richter den Zeugen erklärte, der Staat verlange vor Gericht die Wahrheit, wer als Zeuge die Unwahrheit sage, verwirke wenigstens vier Wochen Gefängnis. Selbst in dem einen, dem hundertsten Falle dürfte die eidesstattliche Vernehmung des Zeugen genügen, ohne Anrufung Gottes, aber mit verstärkten Straffolgen: einem höhern Minimum von Gefängnis, wenn der Zeuge die Unwahrheit sagen sollte. Und in der Praxis wird es sich ganz von selbst machen, daß der Richter zur verstärkten Wahrheitsgewähr besonders dann zu greifen Anlaß fühlen wird, wenn der Fall mehr als individuelle Bedeutung hat, ein „prinzipieller" Fall ist, oder da, wo die Beweisfrage besondre Schwierigkeiten bietet. Da dies in der Regel erst im Laufe der Verhandlung hervortritt, so wird es sich empfehlen, das Plus der eidesstattlichen Erklärung auf den Schluß der Vernehmung oder sogar der Verhandlung zu verlegen, wodurch der Eindruck des Ernstes und der Würde gesteigert wird.

Bei der nächsten und mittlern Stufe der strafbaren Handlungen, den Vergehen,

Digitized by Google

sind die Folgen der Verurteilung schwerer, unter Umständen recht schwer sogar. Dem bedeutendern Zweck entspricht ein Mehraufwand von Mitteln, sodaß die Verpflichtung an Eidesstatt mit ihren erhöhten Straffolgen die Regel sein könnte, und die förmliche Beeidigung der Zeugen in das Ermessen des Gerichts zu stellen wäre, als Ergänzung, also nachträglich, oder von vornherein als feierlichstes Versprechen, die Wahrheit zu sagen; je nach Lage der Sache. Da jedoch die Vergehensrubrik unter Umständen etwas Formalistisches hat, es bei der Beleidigung z. B. neben sehr schweren Fällen auch solche giebt, die weniger wiegen als manche Übertretungen, so wäre das Gericht zu ermächtigen, sogar von der eidesstattlichen Verpflichtung abzusehen. Denn die Regel aller Regeln für die ganze Frage bleibt die Verhältnismäßigkeit von Zweck und Mittel, und nur das richterliche Ermessen ist bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten imstande, das zweckentsprechende Mittel zu treffen. Und die Abstufungen, die hier vorgeschlagen werden, sind eine Schule des richterlichen Ermessens, das jetzt durch das nicht bloß unwürdige und gefahrvolle, sondern auch öde und geistlose Einerlei von Eid, Eid und abermals Eid abgetötet wird. Es würde sich in der Praxis auf diese Weise auch allmählich ein Damm bilden gegen das Hineinziehn von Zeugen, die zur Sache nichts wissen und dem Angeklagten bloß dazu dienen, als eine Art von Eideshelfern andre Zeugen schlecht zu machen oder dem Geschädigten noch mehr wehzuthun. Selbstverständlich müßte auch hier bei den formlos vernommnen Zeugen das Lügen in der vorhin erwähnten Art strafbar sein. Und auch dies wäre ein Fortschritt gegen den jetzigen Zustand, wo sich die unbeeidigt vernommnen Zeugen vor der Obrigkeit ohne jede Strafe gegen die Wahrheit vergehn dürfen.

Bei der höchsten Stufe der Verbrechen, die in unserm Strafgesetzbuch allein noch diesen Namen führt, sind die angedrohten Strafen so hoch und meistens auch der Art nach so schwer, daß der Zeugeneid die Regel bleiben muß. Aber auch bei ihnen müssen die andern Mittel, die Glaubhaftigkeit der Zeugen zu verstärken, in jedem Fall, wo Meineid zu befürchten ist, als Ersatz- und Notmittel ins richterliche Ermessen gestellt sein, und auch als Mittel, der Prostituierung des Eides entgegenzutreten. Seiner Heilighaltung dienen diese Ausführungen, die absichtlich kurz gehalten sind, um das punctum saliens gegenwärtig zu halten. x

Religion in der Schule

Der Religionsunterricht an höhern Lehranstalten ist in dem nun fast vollendeten Jahr an den verschiedensten Stellen Gegenstand der Erörterung gewesen. Zum Teil war das jedenfalls dadurch veranlaßt worden, daß er bei der Eisenacher Kirchenkonferenz im Mittelpunkt der Beratungen stand.

Der „Reichsbote“ begleitete diese Beratungen mit einigen polternden

Digitized by Google

Artikeln, in denen die Schule und besonders ihr Religionsunterricht schlechthin für alle Übelstände im weiten Vaterland verantwortlich gemacht wurde. Behutsamer ging natürlich die Kirchenkonferenz vor. Nach einer Verbeugung vor den „maßgebenden Stellen“ fand sie die Leistungen des Religionsunterrichts „im allgemeinen befriedigend.“ Die wünschenswerte Steigerung dieses Prädikats auf „gut“ oder gar „sehr gut“ versprach sie sich von einem möglichst weiten Einfluß der kirchlichen Behörden auf die Gestaltung des Religionsunterrichts. Darum forderte sie: 1. daß die kirchenregimentlichen Behörden vor der Auswahl der den Religionsunterricht erteilenden Lehrer gehört werden; 2. daß die kirchenregimentlichen Behörden bei der Auswahl der für den Religionsunterricht bestimmten Lehrbücher mitwirken; 3. daß beauftragte Mitglieder der kirchenregimentlichen Behörden, Generalsuperintendenten, Oberkirchenräte usw. durch regelmäßige Visitationen Kenntnis von dem Stande des Religionsunterrichts nehmen.

Das geht über das in Preußen bekanntlich den kirchlichen Behörden schon zustehende Visitationsrecht hinaus, und es ist traurig, daß der Protest der deutschen Religionslehrer nicht prompter, einstimmiger und entschiedner erfolgte, als es geschehn ist.

Nicht genug: von liberaler Seite kam der schroffste Angriff. Pfarrer Arthur Bonus sprach in der „Christlichen Welt“ (Nr. 32, 1900) den „brennenden Wunsch“ aus, „daß man ein Einsehen haben und die Religion aus der Schule nehmen möchte — heute lieber als morgen .... aus demselben Grunde — so schreibt er —, aus dem ich für alles, was mir lieb und wert ist, flehende Hände aufhebe: Thut alles damit, nur bringt es nicht in die Schule!“

Bonus eifert gegen die „approbierte pädagogische Methode,“ die er für den „Schulekel“ verantwortlich macht. Er läßt auch nicht zweifelhaft, daß er darunter die Herbart-Zillerschen Regeln versteht. So weit hat uns also das Klappern der Lehrhandwerker schon gebracht, daß man sie für die Beherrscher der Schule hält, als hätte Oskar Jäger sein Buch in den Wind geschrieben. Es scheint an der Zeit, daß die Lehrer, die nicht mitthun bei dem neuern Methodenunfug, ihr Schweigen brechen und auch von ihrer Art und Arbeit berichten, damit die Schule nicht unter ungerechten Beurteilungen zu leiden habe.

Unter jenen Eindrücken und aus diesen Erwägungen heraus ist der Vortrag erwachsen, den ich folgen lasse, im wesentlichen so, wie ich ihn anfangs Oktober dieses Jahres in Eisenach vor den „Freunden der Christlichen Welt“ gehalten habe. Die apologetische Absicht durfte natürlich die rückhaltlose Besprechung thatsächlicher Mißstände nicht ausschließen. —

Wer den Wert des Religionsunterrichts nach dem Grade kirchlichen Sinnes oder auch nur positiver Religiosität der Abiturienten bemißt, wird mit den Leistungen der Schule immer unzufrieden sein. Diese Ziele kann sie sich gar nicht setzen. Religion als eignes Empfinden des Schülers kann nicht Gegenstand eines besondern Unterrichts sein, ebensowenig wie das Ehr- und Pflichtgefühl oder der Patriotismus. Wohl mag die Schule sehr vieles bieten, woran

Digitized by Google

sich religiöses Gefühl entzünden oder stärken kann, und manche Hindernisse, die dem spätern Durchbruch dieses Gefühls im Wege stehn, vermag sie still zu beseitigen. Aber rhetorische Propaganda oder gar Anleitung zu religiöser Bethätigung liegen außerhalb ihrer Aufgaben und würden auch, wenn nicht schon des augenblicklichen, so doch des nachhaltigen Eindrucks entbehren. Begeisterung verfliegt, wenn sie vor einer nachfolgenden nüchternen Erwägung nicht standhält. Wenn die Schule diese nüchterne Erwägung im Auge behält und durch Aufweisung der Grenzen des Naturerkennens, durch Pflege des Interesses für religiöse Phänomene und Weckung des geschichtlichen Sinnes vorsorgt, daß ein gereifter Intellekt nicht notwendig Religion und Kirche ablehne, so bescheidet sie sich auf ein ihrem sonstigen Betrieb konformes Gebiet und leistet der Religion doch einen Dienst, mit dem auch die Kirche wohl zufrieden sein könnte.

Die so streng auf ihrer Forderung nach einem kirchlichen, dogmatischen Religionsunterricht bestehn, sollten wohl bedenken, welche Waffe sie denen in die Hand drücken, die den Religionsunterricht als überhaupt überflüssig aus der Schule ganz entfernen möchten. Das Interesse eines einheitlichen Lehrplans duldet keine Sonderstellung des Religionsunterrichts. Ein Lehrfach, das eben durch seinen dogmatischen Charakter dem empirischen Grundzug des gesamten übrigen Unterrichts direkt entgegensteht und gar dem wissenschaftlichen Betrieb andrer Lehrgegenstände einen gewissen Zwang auferlegt, würde die Schule jedenfalls über kurz oder lang als Fremdkörper aus ihrem Organismus ausstoßen. — Ungefährdet aber wird ein geschichtlicher Religionsunterricht seine Stellung im Lehrplan behaupten. Darunter verstehe ich eine Interesse weckende Behandlung des Christentums in großen Zügen von seinen alttestamentlichen, spätjüdischen und hellenistisch-römischen Voraussetzungen an bis zu seinen gegenwärtigen Erscheinungsformen, bei der es weniger auf die Einprägung bestimmter Einzelkenntnisse als auf die Übung in einsichtiger Unterscheidung des religiös-ethischen Gehalts von der sich mit den Zeitvorstellungen wandelnden Form ankommt. Die dabei sich mannigfach bietende Gelegenheit, philosophisches Denken in den Schülern zu wecken und sie zu selbständiger Behandlung der Probleme des Geisteslebens anzuleiten, wird sich kein brauchbarer Lehrer entgehn lassen. Am Schluß des ganzen Unterrichts mögen dann solche Gedankengänge noch einmal in einem gewissen Zusammenhange wiederholt werden; nur verlange man nicht die Zwangsjacke eines kirchlichen Systems, etwa der Augustana.

Ein solcher geschichtlicher Religionsunterricht ist keine Utopie. In Hamburg, wo man uns eine dankenswerte Freiheit läßt, erteilen wir ihn schon fast durchweg. Im übrigen wird es Sache der verschiednen Religionslehrervereinigungen sein, den Gründen, die für ihn sprechen, Geltung zu verschaffen, bestimmter und schärfer, als es bisher in der Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht geschehn ist. Daß dabei die theologischen Kollegen vom geistlichen Amt und von der Universität wesentlich mithelfen können, ist klar.

Digitized by Google

Eine schwierige Frage bei diesem Unterricht ist die Stoffauswahl, weniger wegen Zeitmangels — drei Jahre lang wöchentlich zwei Stunden sind gerade genug; wir wollen gar nicht mehr — als aus pädagogischen Gründen. Es ist ja sicher wünschenswert, die Schüler so viel wie möglich an die Quellen selbst heranzuführen. Aber wenn diese Quellen thatsächlich nicht selbst zu ihnen reden, wenn sie erst durch mühsames und ermüdendes Erklären — Zerklären nannte es Philipp Wackernagel — verständlich werden, so taugen sie nicht für die Schüler. Doch soll man den Lehrer nun nicht an einen bestimmten Kanon binden. Es giebt recht verschiedne Jahrgänge, und einer glücklich zusammengesetzten Oberprima darf man unter Umständen mehr zutrauen als einem Konsortium von theologischen Füchsen, die von der Natur mit Geistesgaben weniger verschwenderisch ausgestattet sind.

Der Römerbrief allerdings wird als Ganzes für Primaner wohl immer unverdauliche Speise bleiben. Er ist aber auch entbehrlich. Ein Bild des paulinischen Evangeliums läßt sich sehr wohl aus geeignetern Schriften, vor allen aus den Korintherbriefen gewinnen, wenn erläuterungsweise die besonders charakteristischen Stellen des Römer- und des Galaterbriefes herangezogen werden.

Kein Lehrer, der es erfahren hat, mit welchem Interesse die jungen Leute fast durchweg quellenmäßigen Mitteilungen aus der Kirchengeschichte begegnen, wird sich dieses Vorteils begeben, zumal da er damit zugleich ein fast regelmäßiges Versäumnis des Geschichtsunterrichts nachholen kann, den Schülern eine Ahnung von historisch-kritischer Methode beizubringen. Es wäre zu wünschen, daß sich der kirchengeschichtliche Unterricht immer enger an gemeinsame Lektüre geeigneter Quellen anschlösse. Freilich ein dazu vollkommen taugliches kirchengeschichtliches Lesebuch muß der Wettbewerb um die Palme erst noch zu Tage fördern. In einem Anhang wünschte ich ausgewählte Abschnitte aus Schriften wie Du Bois-Reymonds „Grenzen des Naturerkennens." An einer Oberrealschule habe ich die besten Erfahrungen gerade mit dieser Schrift gemacht.

Unsre bisherigen Erörterungen beschränkten sich auf die Oberstufe höherer Lehranstalten. Ich gehe über diese Schranke hinaus mit der These: Auch schon auf der untern und der mittlern Stufe soll der Unterricht geschichtlich sein. — Von den verschiedensten Seiten, auch gerade von praktisch theologischer ist in der letzten Zeit die Forderung ausgesprochen worden: der Katechismus soll dem Konfirmandenunterricht reserviert bleiben. In Sachsen hat man einen erfreulichen Anfang gemacht und unter einheitlicher Regelung des Konfirmandenunterrichts die Lehre von den Sakramenten, also das vierte und das fünfte Hauptstück diesem Unterricht zugewiesen.

Sonst sind die meisten Geistlichen freilich noch andrer Meinung: sie wünschen für ihre Seelsorgearbeit im Konfirmandenunterricht den religiösen Stoff im weitesten Umfang einschließlich des Katechismus bei den Kindern als bekannt voraussetzen zu dürfen, um frei darüber verfügen zu können. Die Notwendigkeit einer reinlichen Scheidung zweier Unterrichtsgebiete für die

Digitized by Google

Schule auf der einen Seite und den Konfirmandenunterricht auf der andern empfinden sie nicht. Die Gefahr des Konflikts schwinde, wenn sich jeder Teil seiner Eigentümlichkeit bewußt werde. — Nun, die Schule ist sich ihrer eignen Art bewußt und wünscht eben darum, den Katechismusunterricht an die Kirche abzutreten. Dieser Stoff — man mag ihn behandeln, wie man will — fällt aus dem Rahmen des Schulunterrichts hinaus, der es sonst überall mit Erfahrungsgebieten zu thun hat, mit naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Thatsachen, kontrollierbaren Sprachgesetzen und logischen Notwendigkeiten, aber nicht mit Dingen, die nur der Glaube erfaßt, deren Verständnis im Grunde Sache persönlicher Stimmung ist.

Man führe nicht den deutschen Unterricht zur Verteidigung des Katechismus auf der Schule ins Feld. Dem Lyrischen ist auf der Schule, zumal auf der hier in Betracht kommenden Stufe, nur ein recht bescheidner Raum gegönnt, und mit Recht; der Kindesnatur entspricht das Epische mehr. Das wenige Lyrische wird sorgsam so gewählt, daß es ein Echo in der Kindesseele wecken kann. Nun denke man sich aber die in lyrischen Stücken enthaltnen Gedanken auf kurze, auswendig zu lernende Formeln gebracht, etwa:

Du sollst das Vaterland lieb haben; oder
Ich glaube an die Mutterliebe —

und das Unerträgliche eines solchen Verfahrens ist sofort klar. Was kann aber der Katechismus, was können die Glaubensartikel zumal, wenn man sie noch nicht geschichtlich würdigen kann, in der Schule anders sein als solche Formeln, abstrahiert aus biblischem Stoff, Formeln, die noch dazu die Auswahl aus diesem Stoff nachteilig beeinflussen? Kurze Merksätze sind gewiß oft heilsam; aber der Schüler lernt sie sonst nur als allgemein zugestandne Axiome, die ihm niemals erschüttert werden, als beweisbare Thatsachen oder Gesetze, nicht als Formeln, deren Gestalt und Gehalt er sich auf bloße Autorität hin anzueignen hätte. — Aufgabe der Schule bleibe es, die Kinder unmittelbar heranzuführen an das religiöse Leben, wie es in den Schriften des Alten und des Neuen Testaments pulsiert. Der Katechismus — ich denke immer an den besten, den lutherischen — könnte, wie die Dinge jetzt liegen, eine Stellung im Schulunterricht nur dann behaupten, wenn er eine absolute pädagogische Bedeutung hätte; die hat er nicht.

Die Kirche aber steht ihm anders gegenüber. So lange sie in ihm einen kurzen Inbegriff ihres Glaubens sieht, wird sie seine Kenntnis bei ihren Konfirmanden wünschen müssen. Für den Konfirmandenunterricht fällt aber auch ein gut Teil der prinzipiellen Bedenken, denen der Katechismus auf der Schule begegnet. Der Schüler von heute hat meist schon ein Gefühl dafür, daß die verschiednen Kirchen Gemeinschaften darstellen von einer bestimmten, keineswegs selbstverständlichen und allgemeinen religiösen Überzeugung, und wird gewiß eine dementsprechende thetische Unterweisung kirchlicherseits ganz in der Ordnung finden, während sie ihn auf der Schule befremdet. — Schwierigkeiten bleiben ja natürlich auch für den kirchlichen Katechismusunterricht bestehn. Aber da

Digitized by Google

muß die Kirche zusehen. Auf die Schule, wo sie sich mehren, darf man sie nicht abwälzen. Wir haben christliche, nicht kirchliche Schulen.

Wie ich mir nun positiv den Religionsunterricht auf dieser Stufe wünsche, und wie ich ihn erteile, dafür darf ich auf eine kürzlich erschienene Schrift verweisen.*) Nur zweierlei sei noch bemerkt. Sämtliche sogenannten biblischen Historienbücher sollten verbannt werden. Der Lehrer müßte das Buch ersetzen. Erzählt er frei und frisch, so wissen die kleinen Leute die Geschichten auf lange Zeit fast wörtlich nach seinem Bericht wieder zu erzählen. Das weiß jeder Lehrer, der einmal den vorbereitenden Geschichtsunterricht, die griechisch-römischen und die deutschen Sagen behandelt hat. Der Buchstabe ist tot gegenüber der persönlichen Vermittlung durch den Lehrer. Ein wirklich brauchbares Historienbuch aber, das vorab der Lehrer wegen noch zu wünschen ist, müßte sich weit mehr als bisher vom biblischen Wortlaut befreien. Das würde es auch ermöglichen, manches sehr Geeignete zu bringen, was bisher wegen der skizzenhaften Form des biblischen Berichts wegblieb, wie etwa das Auftreten des Jeremia am Tempelthor, oder das so sehr geeignete Gleichnis Jesu von den spielenden Kindern. Dieses Prinzip der ausgestaltenden Darstellung habe ich an andrer Stelle durch Proben näher erläutert.

Für den Religionsunterricht der Mittelstufe aber ist zu bedenken, daß diese Stufe für einen großen Teil der Schüler die Oberstufe bedeutet, für die große Zahl derer, die die einzelnen Klassen der Mittelstufe oft mit zweijähriger Ausdauer durchsitzen, nur um schließlich einjährig dienen zu können. So wenig die höhern Schulen meines Erachtens im übrigen Unterricht auf diesen Ballast Rücksicht nehmen sollten, um ihn womöglich los zu werden: der Religionsunterricht wird sich um der Religion willen einstweilen noch auf ihn einrichten müssen. Es muß für die Untersekunda und für die erste Klasse der Realschule in jedem Falle Zeit zu einem kirchengeschichtlichen Überblick erübrigt werden, bei dem es besonders auf die hervorragenden kirchengeschichtlichen Persönlichkeiten und auf Anbahnung geschichtlichen Verständnisses für die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse ankommt. Das kann erreicht werden.

Von der allgemeinen Durchführung solcher oder ähnlicher Vorschläge sind wir freilich noch sehr weit entfernt. Der Versuch würde gegenwärtig schon an der Unfähigkeit der Lehrer scheitern. Damit berühre ich nach meinem Ermessen den wundesten Punkt des Religionsunterrichts an höhern Schulen. Auf der untern und der mittlern Stufe liegt er in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen in ungeeigneten Händen. Auf der Oberstufe überträgt man ihn ja fast ausschließlich studierten Theologen. Aber darunter pflegen es die Direktoren mit der Fakultas weniger genau zu nehmen und Religion wie etwa Turnen für ein Fach zu halten, zu dem im Notfall jeder Lehrer tauge. Aber freilich, sie würden bei strengern Prinzipien in der Besetzung der Religionsstunden auch recht oft in die größte Verlegenheit geraten. Hier muß Wandel

*) Vgl. „Vom evangel. Religionsunterricht an höheren Schulen." (Tübingen, Mohr, 1900.)

Digitized by Google

geschafft werden. Mehr als in jedem andern Fache ist es im Religionsunterricht von der untersten Stufe an erforderlich, daß der Lehrer aus dem Vollen schöpfe. Die Zartheit der Materie duldet keine Stümper. Gründliche theologische Bildung ist also die Hauptsache für jeden Religionslehrer an höhern Lehranstalten. Gute Kenntnisse sind zugleich die halbe Disziplin; ein gesunder Takt schafft die andre Hälfte und die Methode.

Fakultas für Religionsunterricht nur auf der mittlern oder gar der untern Stufe sollte nicht mehr erteilt werden. Dadurch mag die eine oder die andre brauchbare Kraft verloren gehn; aber der Schaden ist gering gegenüber den Unterlassungs- oder schlimmern Thatsünden theologisch nicht genügend vorgebildeter Religionslehrer. Zum mindesten müßte es mit der bezeichneten Fakultas im Staatsexamen weit strenger genommen werden als bisher. — Alle religiös Interessierten aber sollten sich zusammenthun, um von den Behörden eine Garantie zu erlangen, daß Unbefugte zum Religionsunterricht nicht mehr herangezogen werden.

Damit freilich übernähmen diese Interessierten zugleich die Verpflichtung, nach ihrem Teil mit dazu beizutragen, daß der Bedarf an Religionslehrern mit wirklich Befugten zu decken ist. Es müssen mehr Theologen, wissenschaftlich tüchtige Leute, die Theologie nicht nur so nebenher betrieben haben, ins Schulfach übergehn. — Die hochfahrende Art der kirchlichen Behörden auf der letzten Eisenacher Kirchenkonferenz wird auf Männer, wie wir sie brauchen, nur abschreckend wirken. Leichtsinniges Aburteilen ist aus demselben Grunde höchst bedauerlich. — Es sollte sich jeder bemühn, sich und andern unsern Beruf in seiner Bedeutung und seiner Schönheit klar zu machen. Denn es ist in der That ein schöner Beruf, der hohe Befriedigung gewähren kann — man glaube es dem alten Oskar Jäger. Von wesentlichem Einfluß wird es sein, wie sich die theologischen Dozenten zur Sache stellen. Man begegnet gerade in akademischen Kreisen einer höchst befremdlichen und verhängnisvollen Geringschätzung unsrer Arbeit. Möchte das bald anders werden um der Schule, um des Religionsunterrichts willen!

Aber ist denn bei solchen Schwierigkeiten nicht am Ende doch die Bonussche Radikalkur zu empfehlen? — Das käme auf die Probe an, eine gewagte Probe, über der die ohnehin bedenklich schwachen Reste von Religiosität im Volke vollends zusammenschrumpfen könnten. Diesfels Mitteilungen aus England*) und unsre, der Religionslehrer, Erfahrungen bei den sogenannten Externen im Abiturientenexamen warnen ernst.

Es bleibe beim Religionsunterricht in der Schule, nicht aber bleibe es in allem beim alten. Vieles wartet auf Verbesserung. Wir sind am Werk. Man helfe uns in der bezeichneten Art, unsern Zielen näher zu rücken. Das wäre ein Verdienst, das wir dankbar anerkennen wollten.

Hamburg Hans Vollmer

*) Christliche Welt Nr. 38, 1900.

Digitized by Google

Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)

Da soll ich sie wohl gar mitschleppen, sagte Kurtchen und lachte ärgerlich.

Die Weiber sind unausstehlich, diese wie jene. — Er stand also wieder allein jenseits der schmalen Loggia und des kleinen Gärtchens unten an der Thür, die nach der Straße führte. Neben der Thür bewohnten Esterina und ihr Mann einen kleinen Raum, und die Alte war gegangen, um Kurtchen eine Droschke zu holen. Er wollte am Korso einen Rahmen für die Kopie kaufen. Außerdem hielt er noch etwas in Papier verhülltes in den Händen, wovon er vergessen hatte, was es war.

Während er aber mit Groll im Herzen wartete, bereitete das Schicksal mit seinem Reichtum an Zufälligkeiten ihm schon eine unerwartete Begegnung mit Trude Bredow vor.

Trude war nach dem Spaziergang, den man auffallenderweise ohne Herrn Giesicke gemacht hatte, ausgeschickt worden, um in der Nähe eines der Schächtelchen zu holen, in denen die Fremden Blumen oder auch Schmuggelware als „Muster ohne Wert" in die Heimat schicken. Sie hatte sich aber verlaufen und war in die Nähe des Korso geraten, ziemlich um dieselbe Zeit, wo Kurtchen mit seiner Droschke vor der Kunsthandlung hielt.

Kurtchen war mit dem Bild und dem Päckchen ausgestiegen. Da er die Hände voll hatte, machte es ihm einige Schwierigkeit, in seiner Brieftasche das Geld zu suchen, um den Kutscher zu bezahlen. Die Droschke wartete, Vorübergehende wurden aufmerksam, und die fliegenden Verkäufer, die hartnäckiger als die Zanzaren im Sommer die Fremden verfolgen, witterten einen Forestiere. In weniger als zwei Augenblicken war er von ihnen umringt, die seine wehrlose Lage benutzten und ihn mit gleichzeitigem Reden vollends verwirrt machten. Vuole, vuole, das war der Kehrreim, das einzige, was er verstand, während eine braune Faust lange Reihen von römischen Ansichten wie Bänder vor ihm niederflattern ließ, ein Mosaikhändler mit seinem Kasten auf ihn eindrang, und schließlich ein junger verwegner Bursche ihm über die Schultern der andern weg einen jungen Hund dicht vor die Augen hielt. Vuole, vuole! — wollt Ihr, wollt Ihr?

Dieses Geschöpf, kaum mehr als eine Woche alt, lag wie ein ungeformter weißwollner Ball auf der flachen Hand des Italieners. Daß es an einer Stelle, die den Kopf bedeuten mochte, eine blauseidne Schleife trug, und daß hie und da zuckende Bewegungen durch das weißflockige Knäuel gingen, machte es für Kurtchen nicht klarer, mit was für einer Art Ding er es da zu thun hatte. Trotz seiner Bedrängnis ließ er die Augen eine Sekunde lang gespannt darauf ruhen. Das aber genügte dem Italiener als Aufforderung. Er stieß seine Nebenbuhler rechts und links auf die Seite. Seht Ihr denn nicht, daß der Signorino meinen Hund sehen will? — Er kann schon gehn, Herr, seht — und dabei ließ er das Ding auf die freie Stelle des Pflasters nieder, wo ihm sogleich die ungeübten Beinchen

Digitized by Google

auseinander rutschten, und es mit erbärmlichem Quieken die Aussage seines Herrn Lügen strafte.

Jetzt aber wallte in Kurtchen trotz seiner interessanten südlichen Außenseite das deutsche Herz auf. Er vergaß alles, was er in Händen hielt, bückte sich und hob das gequälte Wesen auf.

Es war ein Augenblick. Gleich darauf erhub er die Augen, um mit Entrüstung den Besitzer zur Rede zu stellen. Aber der war fort.

Kurtchen sah sich verlegen um und bückte sich wieder, um nach dem Hund noch die übrigen Dinge zu bergen, die zur Erde gefallen waren, nicht zuletzt die Brieftasche, denn der Kutscher wartete ... aber die Brieftasche war auch weg!

Kurtchens suchende Bewegungen übertrugen sich ohne Worte auf die Umgebung. Händler, Publikum, alles bückte sich und fuhr herum.

Der mit dem Hund, der hat es.

Wo ist er hin?

Chi lo sà, wer weiß — Dort?

Dort sehe ich seinen runden Hut.

Wo? schreit der Kutscher und jagt in der Richtung davon.

Unterdessen stand Kurtchen ratlos mit seinem Bild und dem Wochenhund inmitten eines Kreises fremdsprachiger Leute, der sich jeden Augenblick vergrößerte, aus dem jeder einzelne ihm Ratschläge zurief und ihn zu überreden suchte, gerade seinem Rat zu folgen. Auch Fuhrwerke begannen sich zu sammeln; die Kutscher machten lange Hälse und ließen sich die Geschichte erzählen. Eine städtische Wache kam dazu, um die Verkehrsstörung abzustellen, sie wurde Kurtchen gegenübergestellt und mit in das Kreuzfeuer der Fragen und Antworten hineingezogen.

Ob nicht der Herr am besten thäte, noch eine Droschke zu nehmen und dem Diebe ebenfalls nachzujagen?

Lebhafte Zeichen und Beifall von seiten der Droschkenkutscher.

Oder aufs Munizipium fahren? Oder zu seiner Gesandtschaft? — der englischen — französischen — spanischen —

Es ist ja ein Deutscher.

Also zur deutschen?

Oder lieber zum König?

Der Überfluß an Möglichkeiten nach dieser Seite fiel so ins Gewicht, daß sich Kurtchen schließlich in eine der Droschken geschoben sah, die ihm dicht vor die Zehen fuhr — Hund und Freskokopie mit —, und daß der Kutscher behutsam wandte, unter heftigen Zurufen an die umdrängende Menschenmenge, die durch sein Pferd gefährdet wurde.

Da jedoch verwickelte sich die Lage um einen weitern Grad, denn die vorige, noch unbezahlte Droschke kam herbeigestoben, daß dem Pferde die Mähne und dem Kutscher das Halstuch flog. In der Hand schwang er ein Päckchen in Papier gehüllt. Er übersah die Lage von seinem hohen Sitz und gewahrte den Fremden in einer andern Droschke, im Begriff, sich zu entfernen. Wie ein Satan sprang er vom Bock, ohne den Tritt oder irgend eine Handhabe zu benutzen, gerade zwischen die kreischende Menschenmenge hinein, mit der Leine seines Gauls am Arm fiel er dem andern in die Zügel. Die Flüche hagelten, und das verhüllte Päckchen wurde dem Fremden zu Füßen geschleudert, auf den Boden der Droschke.

Das Papier platzte dabei, aber was sich enthüllte war nichts von Geld oder Geldeswert, sondern ein kleiner gebratner Hahn.

Ein schallendes Gelächter pflanzte sich durch die Reihen der Zuschauer fort und war nicht geeignet, den Kutscher zu besänftigen.

Wenig fehlte, so hätten die streitenden Männer den Fremden aus dem Wägen gezerrt und seine zarte Figur im Namen der Gerechtigkeit in zwei Hälften gerissen.

Digitized by Google

In diesem Augenblick sah Kurtchen über die Häupter hinweg Trude Bredows blonden Kopf mit dem Lodenhut erscheinen. Er erhob sich auf unsichern Füßen und winkte.

Aber Herr Giesicke! klang sogleich der bekannte Sopran mit der Tragfähigkeit Bredowscher Lungen durch alles Getöse zu ihm hinüber.

Sie war zugleich mit zwei Carabinieri um die nächste Ecke gekommen und hatte ebenso wie diese den Auflauf zum Ziel ihrer Schritte gemacht. Sie aus Neugierde, die beiden Männer, um Ruhe zu stiften.

Vor der Uniform dieser gefürchteten Körperschaft wich die Menge zur Seite. Da es aber schien, daß die blonde Fremde in Beziehung zu dem Mann im Wagen stand, nahmen die beiden Italiener sie ritterlich in ihre Mitte. Zwischen diesen bronzenen Männern mit dem Napoleonshut und dem hohen Federbusch, in dieser kleidsamsten von allen Uniformen, schritt die junge Trude auf den Wagen zu und lachte Kurtchen fröhlich entgegen.

Haben Sie Geld bei sich, Fräulein von Bredow, fragte er hastig mit heiserer Stimme.

Mamas ganze Börse.

Dann zahlen Sie doch den Kerl da aus, sagte er und zeigte auf den rasenden Kutscher, der die vergebliche Verfolgung des Diebes ausgeführt hatte; — einfache Fahrt.

Aber ich habe nur Scheine!

Dann geben Sie ihm einen Schein, meinetwegen fünf Franken, nur damit wir hier wegkommen.

Trude gehorchte und wurde darauf von den Carabinieri zu Kurtchen in den Wagen gehoben.

Die Droschke arbeitete sich langsam aus dem Menschenknäuel hervor und fuhr dann in eiliger Gangart weiter, von hundert Blicken verfolgt.

Kurtchen war erschöpft zurückgesunken. Aber weit entfernt davon, daß er nun hätte Frieden finden sollen! Trude war nicht gesonnen, ihm eine Einzelheit zu erlassen, und fragte so hartnäckig, daß ihm der Weg bis zu Haßler unendlich schien.

Es war aber auch zu interessant. Ein richtiger Volksauflauf, ein Straßenaufruhr. Und sie hatte ihn geschlichtet! Dazu mußte man nach Rom kommen, daß man das erlebte. Zu Hause würde man ihr noch nicht einmal glauben, wenn sie es erzählte. Sie fühlte sich weit über die Stufe emporgehoben, auf der zu Hause in Groß-Nießdorf ihr Kränzchen stand . . .

Die Droschke hatte noch nicht vollständig gehalten, als Trude schon aus dem Schlag gesprungen und in Haßlers Hausthor verschwunden war. Kurtchen, der wieder ohne Geld mit einem Droschkenkutscher zurückblieb, konnte rufen, wie er wollte — sie mußte ihrer Mutter das Erlebnis erzählen! Schließlich fand sie sie im Salon im Kreis einiger älterer Damen. Wovon sie mochten gesprochen haben, ahnte Trude nicht, jedenfalls fuhr sie dazwischen wie ein Frühjahrsgewitter mit Blitz und Schlag.

Den ganzen Hergang mußten sie anhören, während Trude hochaufgerichtet vor ihnen stand. Sogar die glatten blonden Haarmassen beteiligten sich an dem Zustand der Aufregung und hatten sich einen freiern Wurf um das helle Gesicht her erlaubt. Thusnelda und alle Heldinnen deutscher Mythe hätten sich in diesem Augenblick mit einer so prachtvollen Verkörperung ihrer Traditionen zufriedengeben können.

Sie glauben es wohl nicht, Fräulein von Stein? fuhr Trude eine der Damen an, die mit ihrer Mutter auf dem Sofa saß.

Aber Trude! mahnte Frau von Bredow.

Digitized by Google

Ja, du kannst ihn aber selber fragen, Mama, heute abend, jetzt gleich — es muß ja sofort läuten.

Freilich, Kind, mach, daß du fertig wirst. Du wirst dir die Haare noch einmal machen müssen, sie sind ganz verwirrt.

Aber geschämt habe ich mich, Mama, mit dem Bengel in einer Droschke, rief Trude noch in der Thür.

Trude, wie kannst du dich unterstehn!

Aber ich rede doch von dem Bilde, das er gekauft hat, von dem nackten Rafael aus San Lucca! An wen dachtest du denn? Um seinen Appetit brauchst du dich übrigens nicht mehr zu sorgen, er kauft sich außerhalb noch gebratnes Geflügel. Ich habe es mit Augen gesehen, er hatte es in der Droschke.

Kurtchen, der sich unten mit Giovannis Hilfe des Kutschers entledigt hatte, nachdem Trude ihn hatte sitzen lassen, war müde die Treppe hinaufgestiegen. Ein Diener trug ihm nach, was sich in der Droschke gefunden hatte, den Hahn, das Bild und den Hund.

Natürlich mußte gerade Trude, die wie ein Windstoß hinter der Salonthür hervorbrach, mit dem Diener zusammentreffen und mit lauter Stimme ihr Publikum von der Sofarunde zusammenrufen: Sehen Sie, Fräulein von Stein, daß ich Recht hatte? Der Hund ist nicht älter als anderthalb Wochen, und Sie wollten es nicht glauben, daß Herr Giesicke so was kauft. Und da ist doch keine Rede davon, daß der Hund das Backhähnchen kriegen soll? Der muß doch noch aus der Flasche trinken! Er soll Herrn Giesicke bei der Milchkur Gesellschaft leisten. Das Gebratne ißt Herr Giesicke dann hinterher. Mama, sieh doch das Bild! So viel Ausgaben an einem Nachmittag! Wenn du nicht besser auf ihn achtest, dann wird die alte Geheimrätin . . .

Kurtchen schlug seine Zimmerthür zu. Bei Trudes Art zu sprechen war kein Wort auf dem langen Wege durch den teppichbelegten Gang zu ihm hin verloren gegangen. Das fehlte auch noch, daß diese Range seine Abenteuer ausposaunte! Ihre Hilfe kam ihm teuer zu stehn. Er warf sich aufs Bett, und als der Diener hereinkam, ließ er sich ausziehn. Er wollte sich zu Bett legen, sagte er, er fühlte sich krank, furchtbares Kopfweh.

Armer Signorino! Das Bild habe ich dort hingestellt. Was soll mit dem Gebratnen werden?

Eßt es, so schnell Ihr könnt.

Tausend Dank, Signorino! Aber mit dem Hunde?

Bringt ihn um, rief Kurtchen außer sich.

Der Diener lief in den Speisesaal, wo die Gesellschaft versammelt war, um zu melden, daß Herr Giesicke nicht zum Essen kommen würde. Der Signore ist krank, wandte er sich noch besonders an Frau von Bredow. Man war im Gasthof gewohnt, sie als die bevormundende Gewalt über Kurtchen anzusehen, die solche Nachrichten zunächst angingen.

Frau von Bredow hatte kaum Zeit gehabt, ihr Bedauern auszudrücken und einen Krankenbesuch in Aussicht zu stellen, da entdeckte Trude den kleinen Hund im Arm des Dieners.

Und was wird mit dem da? fragte sie.

Das! sagte der Diener vergnügt und fuhr sich mit dem Finger um den Hals, um eine Hinrichtung anzudeuten.

Nein, schrie Trude. Sie war vom Tisch empor und auf ihn zu gefahren. Der gehört mir.

Wie die Signorina wollen, sagte der Diener ohne Eifersucht, da das Hähnchen ihm blieb, und der Pudel doch keinen Leckerbissen gegeben hätte.

* * *

Digitized by Google

Am andern Morgen, als Frau von Bredow nach Kurtchens Befinden sehen wollte und Giovanni beauftragte, sie bei dem Leidenden zu melden, reichte ihr der ein Briefchen, das Kurt Giesicke ganz früh für sie abgegeben hätte: er ginge zur Reitbahn und nachher zu Fräulein Willeboer ins Atelier. Sie würde ein Porträt von ihm malen — es handle sich um eine Überraschung für seine Mutter.

Frau von Bredow war sehr betroffen. Kurtchen schlug sonst aus dem, was ihm begegnete, auf andre Art Münze. Das Pflegen ihrer- und das Schmachten seinerseits hatte sonst Tage ausgefüllt, wenn er einen seiner heftigen Migräneanfälle gehabt hatte.

Nachdenklich ging sie auf ihr Zimmer zurück. Aber plötzlich lachte sie. Sie dachte an die ersten Jahre in Groß-Rießdorf, nachdem sie als ganz junge Frau hingekommen war. Von den jungen Schweinchen hatte sich eins beim Herumtollen im Schweinehof das Bein gebrochen. Der Baron hatte bestimmt, daß es gleich geschlachtet werden sollte. Sie aber hatte gebeten: Schenks mir. Und dann hatte sies gepflegt, hatte sich den Schäfer kommen lassen, der das Beinchen einrichtete, hatte sich selber darum gekümmert. Das Schweinchen hatte sich förmlich an sie gewöhnt, sodaß es ihr fast leid war, als es gesund wurde und mit den andern lief. So wie damals würde ihr Mann sie jetzt wieder auslachen, wenn er es merkte, daß sie Kurt Giesicke ungern aus ihrer Pflege entließ, obgleich das doch eigentlich das Ziel der Pflege gewesen war.

Ihre Gedanken entfernten sich wieder von Kurtchen und wandten sich von neuem jener Zeit zu, jenen ersten Jahren, als die Kinder noch klein waren, und sie als die verwöhnte einzige Tochter sich vor den Frauen der Nachbargüter erst hatte ausweisen müssen. Man dachte, sie wäre keine „Wirtin.“ Aber sie hatte selber gesessen und Nudeln gemacht für die Gänse, und was sie dann für Lebern bekommen hatten! Niemand hatte es glauben wollen, bis sie es selber sahen. — Und der kleine Pflegling, den sie sich besonders vorbehalten hatte? Der war von der ganzen Herde das mächtigste Stück geworden. Sie hatte sechsunddreißig Thaler dafür bekommen. Aber es war nicht das, worüber sie sich am meisten gefreut hatte. Die glückliche Hand, das Gelingen und Gedeihen, das war es, und deswegen war es auch, daß es ihr immer ein bischen schwer geworden war, zu verkaufen. Verschenken, das wäre eher gegangen, da war etwas großmütiges darin.

Aber was hatte das alles mit Kurtchen Giesicke zu thun? — Etwas doch, wie wäre sie sonst gerade jetzt auf diese Dinge gekommen. Sie hatte ihn herausfüttern, ihn kräftigen und auf ihre Art zu einem leistungsfähigen Menschen machen wollen, der dann etwa auch einmal etwas thun könnte, obschon das schwer vorstellbar war. Aber jetzt schien es ja trotzdem soweit kommen zu sollen, es fiel ihm selbständig etwas ein — und nun wollte sie auch nicht „so sein,“ sondern sie wollte sich gleich hinsetzen und seiner Mutter die erfreulichen Anzeichen melden. Wie die sich freuen mußte! Und für sie, Frau von Bredow, war es ungefähr so, als wenn sie der Mutter ein Geschenk damit machte, das sollte ihre Belohnung sein.

Ja, Kurtchen hatte Entschlüsse gefaßt!

Während die Schmerzen in seinem Kopf hämmerten, sodaß ihm war, als wenn er ihn festhalten müßte, damit er nicht in Trümmer ginge, sprang das Zünglein an der Wage seiner Empfindungen unruhig hin und her und vergrößerte seine Qual.

Hatte es nicht die Malerin heute nachmittag an der Aufmerksamkeit fehlen lassen, die er für seine Person zu beanspruchen gewohnt war? War es nicht kränkend gewesen, wie wenig Notiz sie im Grunde von ihm genommen hatte?

Aber die Bredows nahmen doch Notiz von ihm, und das war noch weit schlimmer. — Da ließ sich mit der Malerin am Ende noch besser wirtschaften. — Oder allein? Kurtchen versuchte sich das vorzustellen, aber vergebens. Auch wenn

Digitized by Google

Kopfweh und Stiche, Ankleiden und Umkleiden einen großen Teil seiner Tage in Anspruch nahmen, so war da immer noch viel Zeit, die er nicht unterzubringen wußte, wenn er allein, und nicht jemand da war, der darüber bestimmte. — Die Malerin war ja allein — vielleicht müßte er auch malen, um das zu lernen. Jedenfalls war es ein guter Anfang, sich einstweilen malen zu lassen. — Wenn seine Mutter dagewesen wäre, wäre er nicht darauf gekommen. Dann war immer alles schon überlegt, ehe er dazu kam, Einfälle zu haben. Recht gut, daß sie den Aufenthalt nicht hatte teilen können: Sie hatte geglaubt, jetzt gerade zu Hause unentbehrlich zu sein. Im Grunde war es ja wohl Einbildung, daß sie meinte, in der Nähe sein zu müssen, falls der Onkel stürbe, den er, Kurtchen, beerben sollte. Der Onkel war ja schon lange leidend, so lange wie er denken konnte, eine ältere Ausgabe von ihm selber. Aber weswegen er davon sterben sollte, war nicht abzusehen. Immerhin aber war es gut so, daß die Mutter einmal fehlte.

Nachdem Kurtchen soweit gekommen war, wurde es ruhiger in seinen Gedanken. Sie hatten sich in einer Richtung Bahn gebrochen und ließen sich mit einer gewissen Befriedigung darin treiben.

Der Einfall mit dem Porträt war doch vorzüglich. Mit seiner Hilfe konnte er sich von den Bredows frei machen, wann er wollte.

Er würde vielleicht der Malerin Blumen mitbringen. Es war doch eigentlich ein schweres Dasein, das sie hatte, so ohne jede Bequemlichkeit. Sehr merkwürdig. Aber unterhaltend! Sie überraschte ihn mit ihren Ansichten in einer Stunde öfter, als die Menschen seines Umgangs sonst in einem Jahr. — Das heißt, Trude überraschte einen auch. Aber mehr nach Art vierjähriger Kinder, von denen man jede Minute gewärtig sein muß, in die peinlichste Lage versetzt zu werden. Von dieser Art war die der Holländerin gerade so verschieden, wie ihr Äußeres von dem der Bredows. — Ihr Blond war eigentlich schöner als das Bredowsche, dachte Kurtchen, jedenfalls ganz anders, und aus einer Figur wie Frida oder Trude hätte man anderthalb solche biegsame Gestalten machen können wie Marianne Willeboer.

Wenn er gewesen wäre wie sein Onkel, mit dem Haus in Berlin und dem großen Gut in Westfalen, mit dem schloßartigen Gebäude darauf, dann wüßte er, daß er sich anders eingerichtet hätte. — Das müßte übrigens etwas für Fräulein Willeboer sein, dieses Gemäuer mit den tiefen Nischen und all dem Gewinkel. Was hatte sie nicht in ihrem Atelier ausgerichtet, mit den paar dekorierten Kisten! Und wie müßte sie selber in jene prachtvolle Umgebung passen. Der ältliche Mann, sein Onkel, mit seinem Kammerdiener, nein, das war eine trübselige Bewohnerschaft für so einen Herrensitz. — Er wollte einmal versuchen, ob es sich nicht machen ließe, daß Will noch das Bild seiner Mutter und das des Onkels malen könnte, gleich dort an Ort und Stelle. Jedenfalls wollte er sie bitten, das seinige gleich in dem Format der Familienbilder auf dem Gut anzulegen. Er erinnerte sich der Maße ungefähr. Ihr Bild als Gegenstück, sie mit den aschblonden Haaren! — Kurtchen schlief ein, das Pulver hatte gewirkt; aber daß seine Träume angenehm waren, kam nicht von dem Pulver.

Die mutige, fast übermütige Stimmung hielt vor, als er früh aufwachte. Er stand sofort auf und machte sich zum Ausgehn fertig. Die Morgenstunde, von der er mancherlei gelesen, die er aber nie außerhalb des Bettes gesehen hatte, kam ihm vor wie eine neue Einrichtung, die geschaffen worden war, um ihn in seinen männlichen Entschlüssen zu erfrischen. Wie ein Sieger ging er an Giovanni vorüber auf die noch unbelebte Straße. In dieser Morgenfrühe hatte er mit niemand zu teilen, weder die Reitbahn noch das Café, wo er frühstückte. Giovanni hatte er mit gebäumter Mähne und ohne seinen Tressenrock gesehen; das Café wurde ausgekehrt, und der Boden mit Wasser gesprengt — in der Reitbahn war man verblüfft, ihn so früh zu sehen. Es war ihm, als lernte er alles erst

Digitized by Google

eigentlich kennen in dieser unbewachten Stunde. Was wohl die Malerin machen mochte; sie erwartete ihn natürlich erst gegen elf Uhr. Der Gedanke, sie auch zu überrumpeln, wie er das ganze Rom heute belauscht hatte, stachelte ihn auf wie ein Sporn. Er brach die Reitstunde ab und suchte sich auf Piazza del Popolo eine Droschke. Aber da war nichts zu finden. Um diese Stunde gab es keine. Kurtchen mußte also den weiten Weg zu Fuße machen. Aber das Unerwartete dieses Falles, daß es eine Zeit gab, in der Kurtchen Giesicke nicht Droschke fahren konnte, wenn er wollte, hatte doch etwas Merkwürdiges, das ihn zum Lachen stimmte. Er ging mit raschen Schritten voran, bis er das Haus vor sich sah, und mit eiligem Gruß an Esterina vorüber, die Gänge und Treppchen hinauflief.

Vor der Thür Nummer sechs fing er leise an zu klopfen — vielleicht schlief sie noch, jedenfalls war nichts zu hören. Auch auf anhaltendes Klopfen blieb alles still. Nun wurde er doch verlegen. Esterina hatte, als er hinaufging, auch so eine Bewegung gemacht, als wenn sie ihm etwas zurufen wollte; er war aber vorübergelaufen, um sich nicht abhalten zu lassen. Jetzt hörte er Schritte. Vielleicht war es die Alte, und er konnte sie zu Fräulein Willeboer hineinschicken, um sich melden zu lassen.

Er wandte sich um und sah Will auf sich zukommen, in dem kleinen weißen Strohhut, vom Gehn etwas stärker gefärbt als gewöhnlich, heiter und von Thatkraft atmend, wie er den Morgen selber heute empfunden hatte.

Kurtchen vermochte nicht schnell genug umzudenken und machte ein hilf- und fassungsloses Gesicht.

Er war doch eben in seiner Phantasie mit sich übereingekommen, daß sein Klopfen sie aus dem Schlaf gerissen hätte, und daß sie nicht wagte, sich zu rühren, um das nicht zu verraten. Er hatte sich etwas von der Thür entfernt, um sie nicht mehr als nötig in Verlegenheit zu setzen — wie kam sie nun mit einem mal hier draußen her, oder war das nur eine Vorspiegelung?

Wollen Sie die Sitzung absagen? fragte Will.

Nein, im Gegenteil!

Nun, dann treten Sie ein. Die Esterina sagte, Sie wären so in Eile gewesen, sie hätte Ihnen nicht einmal sagen können, daß ich schon zum Malen ausgegangen wäre. Wenn ich aber hätte ahnen können, daß so etwas bei Ihnen möglich ist, wäre ich zu Hause geblieben und hätte desto früher mit Ihrem Bilde angefangen. Die frühen Stunden sind ohnehin meine liebsten Arbeitsstunden. Es kommt mir da vor, als wenn die Welt mein Privatbesitz wäre, wenn noch nicht alles Leben im Gang ist und seine Ansprüche stellt.

Ja, nicht wahr, sagte Kurtchen lebendig. Es war ihm angenehm, seine neu gemachte Erfahrung aus einem Munde bestätigt zu hören, auf dessen Aussprüche er Wert legte.

Ich habe übrigens, so gut es aus der Erinnerung ging, gestern abend noch einige Entwürfe für Ihr Bild gemacht, sagte Will, nachdem sie eingetreten waren. Dieser hier gefällt mir aber doch am besten.

Es war die elegische Stellung, die Kurtchen am Tage zuvor eingenommen hatte, als Will von den Bredows sprach.

Er mußte lachen, denn es war nicht in den einzelnen Zügen, aber in der ganzen Art und Weise ihm so ähnlich, daß ihm seine zärtlich gepflegten Eigenheiten zum erstenmal überraschend erschienen. Er war jedoch nicht angenehm betroffen.

Aber ich bitte Sie, Fräulein Willeboer, doch nicht wie Bonaparte vor der Entsagungsurkunde!

Warum denn nicht, ist es nicht eine ganz stolze Sache, wenn man einem Kaiserreich entsagen kann?

Kurtchen lächelte geschmeichelt, fuhr dann aber mißtrauisch fort: Sie denken: Was mag das sein, dem Kurt Giesicke zu entsagen hat?

Digitized by Google

Che ne sò io — was weiß ich davon, was Sie geistig besitzen oder erleben. Ich weiß nur, daß Sie wieder genau so aussehen, wie ich Ihr Bild geplant habe.

Wirklich? Dann also vorwärts! Wie sagten doch die Kreuzfahrer? Gott will es, Gott will es.

* * *

Die Arbeit dauerte etwa sechs Wochen. Das Bild war nach Kurtchens Wunsch in großem Format angelegt. Will hatte sich von der Signora Spiridon, der Hausbesitzerin mit den schwarzen Haaren und den schweren Perlen in den Ohren, einen alten geschnitzten Armsessel mit weinrotem Seidenüberzug geborgt, darin saß Kurtchen hingeschmiegt, mit aufgestützten Ellenbogen, mit in die Hand geneigter Stirn und schwermütigen Augen. Von diesen Augen, von der fein gepflegten Hand bis zu dem weichen Wollstoff und den seidnen Strümpfen, die er trug, war auf jede Eigentümlichkeit der Erscheinung mit Glück eingegangen, das Wesentliche betont und das Unwesentliche nicht vergessen. Will hatte im Laufe der Arbeit die Aufgabe sehr lohnend gefunden und war mit Leidenschaft dabei gewesen. In den sechs Wochen seit Beginn der Arbeit hatte sie sich ausschließlich darauf konzentriert und sie fast vollendet. Sie war dabei schmal und großäugig geworden, aber es schien ihr nicht möglich, ruhiger und mit weniger Beteiligung zu arbeiten.

Und Kurtchen? Er war auch verändert. Wenigstens schien es den Bredows so, auch lebhafter, bestimmter und mit mehr Beteiligung für Dinge außer der eignen Person. In Wills Atelier allerdings sank er immer ohne weiteres in die Stellung des großen Entsagers zurück, wie Marianne Willeboer sagte.

Er war schmerzlich verliebt. Aber alle kühnen Pläne von Erklärung, von Sturm und Sieg fielen von ihm ab, wenn er sich ihren ruhigen Augen gegenüber sah.

Das ist wirklich famos, sagte sie gelegentlich, wie Sie die Stellung und den Ausdruck Tag für Tag wiederfinden. Dabei raffte sie die Pinsel zusammen und machte sich an diese schweren Augenlider, mit denen Kurtchen das Schmachten seiner Augen eben wehmütig verhüllt hatte.

Sein Los wäre hart gewesen, wenn er nicht in der Größe und der Neuheit seines Leidens einen Trost gefunden hätte. Auch war er in der Stille überzeugt, daß in dem Augenblick, wo er die Hülle wegreißen und ihr die Glut zeigen würde, die in ihm brannte, die Flamme unverzüglich auf sie überspringen und sie mit gleicher Gewalt ergreifen würde. Er hätte selber nicht sagen können, ob er vor der Erschütterung zurückschrak, die eine solche Entladung begleiten mußte, oder ob ihm der Augenblick immer noch nicht würdig schien für das Schauspiel, wie er mit spielender Hand Riesenwirkungen zum Durchbruch brachte. Aber er kam zu nichts, und wenn sie unbekümmert im Gang ihrer Rede da streifte, wo seine Mine springen mußte, dann überfiel ihn ein tiefer Schreck, der ihm noch nach Sekunden den Atem raubte.

Er kannte Wiesbaden aus Kuraufenthalten. Es war der Ort, wo ihre Mutter wohnte, und es reizte ihn, daß sie ihn nicht mochte. Wie durfte sie einen Ort hassen, wo sie ihn möglicherweise schon früher hätte kennen lernen können!

Was haben Sie eigentlich gegen Wiesbaden? fragte er sie eines Tages ungeduldig.

Sie malte gerade an der herabhängenden Hand, die im Schatten lag, ihr Blick war spähend. Man konnte wahrnehmen, wie von der starken Erregung, die die Arbeit in ihr erzeugte, nur ein kleiner Bruchteil das Mädchen der Unterhaltung in Bewegung hielt.

Es ist eigentlich nicht so sehr Wiesbaden, das mag ja meinetwegen ein ganz

Digitized by Google

vernünftiger Ort sein — es ist der Ort, wo ich Haustochter bin, wo ich „junges Mädchen“ oder „gnädigstes Fräulein“ heiße, den ich hasse. Wenn ich da neben der Mama auf der Promenade gehe — die Mama in der Spitzenmantille —, dann komme ich mir so schrecklich heiratsfähig vor.

Sie malte noch immer mit derselben Zusammenfassung aller Sinne an der einen beschatteten Stelle — Kurtchen aber fühlte sich um mehrere Töne bleicher werden; wie leicht hätte es nun geschehn können . . .!

Einmal war sie prüfend zurückgetreten bis an die Wand des Ateliers. Vergleichend gingen ihre Augen vom Bild zum Original und zurück. Dann trat sie plötzlich vor und versuchte mit der Rechten die Staffelei höher zu stellen. Es ging nicht, das Bild war zu schwer, sie mußte Palette und Pinsel niederlegen und mit beiden Händen aus ganzer Kraft heben. Da war Kurtchen auf den Füßen, stand neben ihr und griff zu.

Sie richtete sich auf und sah ihn zornig an: Warum stehn Sie auf?

Um Ihnen zu helfen natürlich.

Aber die Falten gefielen mir gerade so gut. Deretwegen wollte ich das Bild höher stellen und sie gleich so machen. Jetzt ist alles vorbei!

Sie trat vor Ärger mit dem Fuße auf und griff wieder nach der Staffelei, um das Bild zurückzustellen. Er hatte aber seine Hände wieder dazwischen:

Ich gestatte nicht, daß Sie das schwere Ding allein regieren.

Das gestatte ich mir selber!

Nein, diese Hände sind nicht zur Arbeit gemacht.

Er war furchtbar erregt, die Katastrophe stand vor Augen. Aber sie hatte ihre Finger schnell von den seinigen befreit. Sie lachte, und damit war der Kurs gedreht, nur in ihm, der den gefährlichen Punkt Tag und Nacht vor Augen hatte, zitterte es noch nach.

Wozu die Hände gemacht sind, das ist mir gleich. Ich werde sie aber gebrauchen, wie ich will, capito?

Das klingt schon ganz nach Petroleuse. — Frauen sollten überhaupt von allem Harten, von allem nicht Zarten fern gehalten werden.

Aufgehalten, angehalten, ferngehalten, erhalten — jedenfalls in allen Stücken gehalten werden, nicht wahr?

Getragen werden klingt besser und sagt auch, was ich meine.

Nach dem Madonnenideal, auf Händen getragen, wie die heilige Jungfrau in der Prozession?

Ja, sagte Kurtchen mit Nachdruck.

Aber wenn der heilige Dienst vorbei ist, wird die Madonna auf den Altar gestellt, und die Thüren werden zugemacht. Draußen wird gelebt, und sie sitzt drinnen mit steinernem Lächeln im Weihrauch allein. Mein Ideal ist das nicht.

* * *

Die jungen Bredows hatten den Wunsch ausgesprochen, das Bild zu sehen. Es war also ein Tag verabredet worden, wo sie das Atelier besuchten. Kurtchen hatte nicht dabei sein wollen. Er war auf dem Punkt, wo er jeden als Eindringling empfand, den er neben sich in Wills Gegenwart dulden mußte. Aber am Tisch bei Haßler drehte sich das Gespräch um das Bild.

Die Kinder sagen, es sei einfach wundervoll, sagte Frau von Bredow.

Ja, und ich habe den Eltern sehr zugeredet, die Mädels malen zu lassen, fügte der Junker hinzu. Das wäre doch ein schönes Andenken an Rom, und alle diese heidnischen Dianen und Auroren, die man hier zu kaufen kriegt, passen doch nicht nach Groß-Rießdorf.

Ich habe aber gesagt, Fräulein Willeboer solle doch selber nach Groß-Rießdorf

Digitized by Google

kommen, rief Trude, den ganzen Sommer kann sie ja doch nicht in Rom bleiben. Bei uns kann sie so lange sein, wie sie für so ein Bild braucht, und wenn sie nicht gerade malt, können wir zusammen schwimmen und reiten, ich finde sie doch zu reizend. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich sie heiraten.

So ein geniales Wesen würde ich nie heiraten, sagte Frida.

Warum denn nicht, fuhr Kurtchen auf, warum soll denn allgemein Unbegabtheit zum Eheglück unerläßlich sein?

Das sage ich ja gar nicht. Aber was soll denn eine Künstlerin für eine Wirtschaft führen?

Ja, da muß man ihr natürlich mit dem größten Mißtrauen entgegenkommen. — So einen Schweinebraten herzurichten, das wird sie nie verstehn, dazu muß man geboren sein!

Ereifern Sie sich nicht, Herr Giesicke, fürs erste handelt es sich ja noch nicht um den Schweinebraten, sondern um das Bild, sagte Frau von Bredow. Hans hat gar keinen schlechten Einfall gehabt. Ich wünsche mir schon lange ein Bild von den Mädchen, am liebsten beide auf einem. Heute nachmittag will ich selber hingehn und Ihr Bild besehen. Dann spreche ich gleich mit Fräulein Willeboer.

Kurtchen fühlte einen Sturm in seinem Innern. — Da war die Bestellung auf die Bredowschen Mädchen, die Will sich so sehr gewünscht hatte. — Aber war das nicht sein Verdienst? Wenn er sich nicht hätte malen lassen, wären die Bredows jemals darauf verfallen? Konnte er daraus nicht Münze für sich schlagen, konnte das nicht helfen, die Entscheidung herbeizuführen? Nur Zeit wollte er gewinnen. Wenn es nun mit dem Modellsitzen vorbei war, wie es den Anschein hatte, wie sollte er sich die Möglichkeiten schaffen, sie allein zu sehen? Hatten die Bredows sich erst dort eingenistet, so waren sie ja Leute genug, allein jeden freien Augenblick, den Will hatte, in Anspruch zu nehmen.

Heute nicht, gnädige Frau, Fräulein Willeboer wollte gerade heute nachmittag in einer Ausnahmesitzung die letzte Hand an das Bild legen, log Kurtchen mit mehr Kühnheit, als er sich selber zugetraut hatte.

Nun, das ist ja gleich, ob heute oder morgen, sagte Frau von Bredow gutmütig.

Aber Mama, morgen wollten wir doch in die Castelli Romani, rief Trude, nach Castelgandolfo, glaub ich.

Richtig, sagte die Freifrau, aber wenn Fräulein Willeboer heute mit ihrer Arbeit fertig wird, kann ihr so eine Ausspannung auch nur gut sein. Wir wollen sie doch bitten, uns zu begleiten. Kommen Sie auch mit, Herr Giesicke?

Kurtchen knirschte innerlich. Es war ganz klar, auf die eine oder die andre Weise würden die Bredows ihn überflüssig machen. Aber er verbeugte sich und sagte: Danke, sehr gern, und die Einladung an Fräulein Willeboer kann ich ja gleich heute nachmittag bestellen.

Gott sei Dank, er hatte diesen Nachmittag wenigstens gerettet! Heute mußte es also geschehn!

Es war ihm beklommen zu Mute, als er durch die Winkelgänge der Casa Spiridon und über die kleine Loggia schritt. Aber als er an die schmale Atelierthür geklopft hatte, und sie sich öffnete, schien seine Sonne glücklich aufzugehn.

Will hätte jetzt, wo die Arbeit als abgeschlossen gelten konnte, ausruhn, spazieren gehn — sich erholen können. Aber sie war dazu zu angespannt. Alle die Gedanken, die auf die große Arbeit gerichtet gewesen waren, ließen sich nicht ohne weiteres auf andre Gegenstände einstellen.

Fast mechanisch trat sie immer wieder vor das Bild und prüfte. Dann nahm sie die Palette und machte winzige, fast unmerkliche Verbesserungen, am Hintergrund, an einem Fingernagel. — Die Farbe und die feine Form dieser gepflegten

Digitized by Google

länglichen Nägel hatten ihre besondre Sorgfalt genossen. — Schließlich an diesem Nachmittag hatte sie sich verleiten lassen, die Augen noch einmal vorzunehmen. Sie war sich wohl bewußt, wie gewagt das wäre. Aber nun hatte sie doch wochenlang das Modell vor sich gehabt, und gerade das linke Auge hatte das Licht in einer so eigentümlichen Weise gefangen, daß eine wahre Farbenglut darin gelegen hatte. Dieses tiefe Braun hatte ein Leuchten gehabt, warm und durchsichtig wie dunkler Goldtopas. Das ließe sich vielleicht durch ein Farbenpünktchen noch steigern.

Sie setzte das Farbenpünktchen ein und trat zurück. Aber es hatte nicht genützt, schien ihr, eher geschadet; sie trat also vor und setzte ein zweites hin, und nun geriet sie in helle Verzweiflung. Vorher war da ein ruhiges Leuchten der Farben gewesen, jetzt schien ihr ein unruhiger Glanz an die Stelle getreten zu sein. Noch etwas daran thun? Überanstrengt, wie sie war, konnte sie es eigentlich nur verschlimmern, und dann ohne Modell! Sie brach in Thränen aus und trat mit dem Fuß auf — und zu allem Unglück klopfte da irgend ein Verabscheuungswürdiger schon zum zweitenmal an die Thür. — Gnade Gott dem Pietro, wenn er mit seinem Grinsen und seinen Apfelsinenkörben jetzt bei ihr seine Mätzchen machen wollte!

Zornig lief sie auf die Thür zu, Palette und Pinsel in der Hand, und riß sie auf, bereit, den Draußenstehenden heftig abzuweisen. Aber ihr Gesicht erhellte sich — da stand das Modell, Kurtchen Giesicke!

Ich glaube, Sie sind mir vom Himmel geschickt, ich war schon ganz unglücklich! rief sie.

Ich konnte mich auch nicht zufrieden geben, daß wir uns heute nicht mehr sehen sollten, sagte er.

Bitte, setzen Sie sich doch einen Augenblick noch in die Stellung, fuhr sie fort.

Er gehorchte mit klopfendem Herzen. Ihre verweinten Augen verursachten ihm Schmerz und Triumphgefühl zugleich. Sein Inneres war in Aufruhr.

Ich soll Ihnen auch Grüße von den Bredows bestellen. — Der gleichmütige Ton gelang ihm nicht übel.

Danke, Frau von Bredow wollte ja wohl heute herkommen? fragte sie.

Das Bild ansehen, meinen Sie? Ja, sie wollte kommen, ich habe sie aber gebeten, heute noch nicht zu kommen.

Kurtchen sah atemlos auf Will. Das mußte ihr doch auffallen, sie mußte fragen, und dann war es da! — Sie stand über den Malkasten gebeugt und suchte eine bestimmte Farbe. So, das war sie, dann wandte sie sich ihm zu.

Wenn Sie nun so gut sein wollen, den Kopf ein wenig neigen. — Es paßt mir sehr gut, wenn heute niemand mehr kommt. — Ich habe die Dummheit gemacht, in Ihrer Abwesenheit an den Augen zu malen; da habe ich erst wieder etwas gut zu machen.

Die jungen Bredows schienen sehr befriedigt von dem Bild, sagte er.

Es scheint so. Trude äußerte sich natürlich — mehr lebhaft als schmeichelhaft.

Was sagte sie denn?

Das hätte sie Herrn Giesicke gar nicht zugetraut, so ein präsentables Bild zu geben.

Trude dachte vermutlich wie Sie: Die Bredows zu malen würde sich besser lohnen.

Sie sagen das so bitter. Haben Sie sich noch nicht mit den Goldmähnen ausgesöhnt?

Was ist da groß auszusöhnen? Was ich früher dachte, denke ich noch: Bredowsches Jungvieh in den Flegeljahren.

Wenn der alte Baron von seinem „Jungvieh" spricht, merkt man aber deutlich, was für eine stolze Bewandtnis es damit hat.

Digitized by Google

Ich kann mir schon denken, daß der Besitzer seinen Stolz daran hat, bin aber trotzdem der Ansicht, daß man diese Kälber und ihresgleichen auf der Wiese oder auf dem Hof lassen sollte. In zivilisierter Umgebung wirken sie sehr unbehaglich.

Ich gebe zu, daß sie draußen noch besser wirken werden. Da müssen sie aber geradezu zum Lieben sein.

Als äußerster Notbehelf, meinen Sie doch höchstens?

Aber Will meinte nichts, sie warf die Pinsel heftig zur Erde und lief, die Augen voll Thränen, ans entgegengesetzte Ende des Raumes. Dort blieb sie abgewandt stehn und biß sich auf die Fingerspitzen.

Darf ich aufstehn, Fräulein Willeboer?

Thun Sie, was Sie wollen.

Kurtchen erhob sich und näherte sich ihr zögernd. Da machte sie eine rasche Bewegung, stieß ein Fenster auf, das sonst mit dichten Laden verschlossen war, um das Südlicht vom Atelier abzuhalten, setzte sich auf die Fensterbank und lehnte sich hinaus. Es war, als wenn sie allein sein wollte.

Kurtchen, der einige Schritte hinter ihr stand, sah durch das Fenster in einen Hof, der unendlich tief unten lag, umschlossen von den steilen Häuserwänden mit ihrem Durcheinander von Fenstern, dem Gewimmel von Balkonen mit ihren leichten Eisenstäben. Quer über den Hof waren Drähte gespannt, kaum sichtbar in der Flut von Licht; an ihnen liefen kleine Eisenringe, die von den Fenstern aus in Bewegung gesetzt werden konnten.

Eben jetzt zogen ein paar lustige Mädchen die Ringe herbei, knüpften von ihrem Platz im vierten Stock aus ein paar Hemden und farbige Leinenstücke daran und ließen sie mit den bunten Lappen beladen gleich wieder über den Hof hinschießen.

Hoch oben an dem gespannten Draht flatterten nun diese häuslichen Fähnlein über den Häuptern der unten Vorübergehenden. Sie waren vom Sonnenlicht hell bestrahlt, das die dort unten schon nicht mehr erreichte.

Kurtchen spähte nach Wills Gesicht; die aber that, als wäre sie von dem Schauspiel draußen ganz in Anspruch genommen. — Da stand er nun, wußte nicht, was die Stunde geschlagen hatte, und nicht, was zu thun war. Die Situation war ihm ein Rätsel, aber eine Situation in die Hand nehmen? — das hatte Kurtchen Giesicke noch nie gethan.

Fräulein Willeboer, Will, begann er zögernd.

Sie winkte ihm zornig mit der Hand, sie in Ruhe zu lassen.

Sagen Sie mir wenigstens, was Ihnen fehlt.

Mir? Mir fehlt nichts, aber dem Bilde da. Gestern hatte ich das Auge so, daß es blickte, und heute habe ichs mir verdorben.

Aber das kann ich ja gar nicht zugeben, daß Sie sich meinetwegen so abhärmen!

Sie wandte sich schnell um: Ihretwegen abhärmen?

Ich meine, daß Sie mir sagen sollen, was ich für Sie thun kann. Mich unter die Schienen legen, oder da draußen mit den andern Lumpen aufhängen? Ich meine, warum Sie sich um ein gemaltes Auge so grämen wollen, wenn Sie den ganzen lebendigen Menschen zu Ihrer Verfügung haben.

Da kann man sehen, daß Sie vom Malen keine Ahnung haben. Was geht mich das an, wenn Sie sich oder andre Leute aufhängen oder mir zur Verfügung stellen. Die habe ich alle nicht geschaffen, die mögen leben oder sterben, so gut sie können. Aber das, was ich machen will, was ich hervorbringen will und nicht kann, das geht mich an.

Sie wandte sich zu einem Schemel, der neben dem Fenster stand, goß Wasser in die grüne Thonschüssel, die darauf stand, und begann die Pinsel zu waschen. Dabei trafen ihre Augen wieder auf Kurtchen, der nun seinerseits am Fenster stand und starr hinaussah. Sein Schattenriß hob sich dunkel und scharf von dem farbigen Durcheinander draußen ab, es war ein feines Bild.

Digitized by Google

Kurtchen fühlte Wills Blick, der auf ihm ruhte. Er trat vom Fenster zurück, sodaß sie seine ganze Person ins Auge fassen und den Blick auffangen mußte, den er auf sie gerichtet hielt.

Nun war er von dem Licht, das von draußen hereinbrach, voll und unerbittlich beschienen. Der feine Schattenriß war weg, das Gesicht sah breit und gewöhnlich aus, und der schmelzende Ausdruck im Auge stand ihm schlecht.

Mit einem Blick, der sich wunderlich aus Neugier und Beobachtung mischte, verfolgte Will diese Veränderung. Ihr ganzes Wesen schien in den Augen zu leben, die plötzlich fahler wurden, während die Stumpfnase schärfer hervorsprang und die Hautfarbe um einen Ton erbleichte.

Scheußlich! sagte sie halblaut vor sich hin und wandte den Kopf von ihm ab.

Kurtchen, dem unter ihrem Blick das Herz von Hoffnung groß geworden war, hatte in diesem Augenblick die Sinne zu sehr geschärft, als daß er nicht den unwillkürlichen Ausbruch dieser schönheitsempfindlichen Natur wahrgenommen hätte.

Er drehte sich um und suchte seinen Hut, um zu gehn.

Ach so, Frau von Bredow läßt Sie fragen, ob Sie morgen mit nach Castelgandolfo fahren wollen. Der Zug fährt um acht Uhr, sagte er an der Thür mit erloschner Stimme.

Nach Castelgandolfo? sagte sie. Kennen Sie das? Es ist wunderschön! Das brauche ich gerade. Dann werde ich vielleicht wieder Mensch werden. Von selber wäre ich in diesem Zustande der Abspannung nicht auf diese Medizin gekommen. Ich danke Ihnen.

Sie reichte ihm die Hand, und es war in diesem Augenblick wieder so viel Anmut und Herzlichkeit in ihrem Wesen, daß Kurtchen mit einem Gefühl der Dankbarkeit die Treppen hinabkletterte und seine Hoffnung auf den kommenden Tag setzte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Wiederwahl Mac Kinleys und die militärische und maritime Entwicklung der Vereinigten Staaten. Die am 8. November abgehaltnen Wahlen haben in den Vereinigten Staaten zu einem überraschend großen Siege der republikanischen Partei geführt, mit dem Ergebnis, daß Mac Kinley, der bisherige Präsident, für eine weitere Amtsperiode von vier Jahren bestätigt worden ist.

Ihm wird als Vizepräsident und Präsident des Senats Theodore Roosevelt, augenblicklich Gouverneur des einflußreichen Staates Newyork, zur Seite stehn. Die Antecedentien Roosevelts bürgen dafür, daß auch er es verstehn wird, seinen Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte zur Geltung zu bringen. Als Assistant Secretary of the Navy hat er 1897 und 1898 durch Fähigkeit, Thatkraft und Ausdauer bedeutendes für die Entwicklung der Marine, besonders auch für die Vorbereitungen auf den spanisch-amerikanischen Krieg geleistet. Im Kriege selbst hat er sich als Führer der Rough Riders einen Namen gemacht. Er ist ohne Zweifel ein Anhänger der Weltmachtpolitik der Vereinigten Staaten und wird für jede Maßnahme, die diesem Zwecke dient, zu haben sein.

Über die militärische Lage der Vereinigten Staaten läßt sich das Folgende sagen:

An den territorialen Erwerbungen durch den Krieg mit Spanien haben die Vereinigten Staaten bisher wenig Freude gehabt. Man hört gelegentlich aus

Digitized by Google

Cuba, daß sich die einheimische Bevölkerung aus Ärger über die immer wieder hinausgeschobne Erfüllung des Versprechens der Selbstregierung renitent und widerwillig zeige. Auf die Unterhaltung von Militärgarnisonen wird darum noch nicht so bald verzichtet werden können. Ein wunder Punkt sind auch die Philippinen. Trotz aller während des Wahlkampfs gegebnen Versicherungen, daß die Pazifizierung der Inseln unmittelbar bevorstehe, sind doch die Angriffe der aufständischen Eingebornen immer häufiger geworden, und die täglich einlaufenden amerikanischen Verlustlisten werden nicht kürzer. Hiermit hängt auch die Zurückziehung der amerikanischen Truppen aus China eng zusammen.

Alles in allem genommen muß man sagen, daß die Angriffsfläche der Vereinigten Staaten durch den Erwerb der neuen Kolonien, so wichtig diese auch für die Entwicklung der Handels- und Weltmacht sein mögen, sehr zugenommen hat und ihre relative Unangreifbarkeit dadurch entsprechend vermindert worden ist.

Der Schutz dieser Kolonien wird in Zukunft immer große militärische und maritime Anforderungen stellen. Später wird hierzu noch die weitere Aufgabe des Schutzes des interozeanischen Kanals kommen. Denn ob nun der Panama- oder der Nicaraguakanal gebaut wird, die Oberaufsicht über diese Verkehrsstraße werden sich die Vereinigten Staaten nicht entgehn lassen.

Mehr und mehr scheint sich überdies in Amerika die Neigung breit machen zu wollen, die bekannte Monroedoktrin nach der Richtung hin auszudehnen, daß sich die Vereinigten Staaten in jedem Konflikt einer fremden Macht mit irgend einer der amerikanischen Republiken die Stelle des Schiedsrichters anmaßen und so andern Staaten das Recht der direkten Schlichtung ihrer Streitfragen verkümmern wollen. Erst kürzlich hat die amerikanische Presse ähnliche Gedanken bei dem Einschreiten eines französischen Kriegsschiffes gegen San Domingo geäußert. Bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen würde sich die amerikanische Regierung heute wohl noch besinnen, ehe sie es in einem solchen Falle zum Konflikt kommen ließe.

Aber in der Zukunft wird man doch mit der Möglichkeit eines derartigen amerikanischen Auftretens rechnen müssen, zumal da sich bei der bekannten nationalen Empfindlichkeit und Selbstüberhebung der Amerikaner zweifellos zahlreiche Anhänger eines solchen Vorgehns finden würden.

Die militärischen Absichten und Ziele, die man bei den Vereinigten Staaten über die bisherigen (Deckung des eignen Landes gegen feindliche Angriffe) hinaus vermuten darf, lassen sich hiernach wie folgt zusammenfassen:

a) Vollständige Unterwerfung und militärische Besetzung der überseeischen Besitzungen und deren Deckung gegen feindliche Angriffe im Kriege. b) Wirksame Vertretung der politischen und der Handelsinteressen in Ostasien. c) Deckung des interozeanischen Kanals. d) Aufrechterhaltung des Rechts der Intervention in allen Streitigkeiten der Staaten Amerikas mit europäischen Mächten.

Es ist ohne weiteres klar, daß die bisherigen Machtmittel den so erweiterten Aufgaben weder quantitativ noch qualitativ genügen können. Für die unter a und b genannten Aufgaben würde es in erster Linie einer Stärkung der Armee bedürfen. Diese enthält zur Zeit rund 99000 Mann, 66000 in der regulären und 33000 in der freiwilligen Armee, von denen etwa 71000 Mann in den Philippinen stehn.

Nach dem Etatsgesetz von 1899 geht die Periode, für deren Dauer die augenblickliche Etatsstärke (100000 Mann) bewilligt war, am 1. Juli nächsten Jahres zu Ende. Mit diesem Termin ist die Armee auf den frühern Bestand von 27000 Mann zurückzuführen. Aber diese Zahl genügt eingestandnermaßen schon im Frieden nicht. Ganz besonders fehlt es an Artilleristen. Der Kongreß wird sich zunächst also mit einer Vergrößerung der Armee zu beschäftigen haben. Symptome mancherlei Art lassen darauf schließen, daß die Lust am militärischen Beruf unter den zur Zeit bei den Fahnen stehenden Freiwilligen im Schwinden begriffen ist.

Digitized by Google

Die Zahl der Desertionen betrug im letzten Jahre 3993 Mann! Nichtsdestoweniger ist es als sicher anzusehen, daß sich immer genügend Leute für den militärischen Dienst bei entsprechender Bezahlung finden lassen werden. Erwähnt sei hier noch, daß sich die Armeeverwaltung schon seit längerer Zeit mit einer Neuformierung der Artillerie beschäftigt, wonach eine Trennung in Festungs- und Feldartillerie vorgenommen werden soll, und daß die Errichtung eines Generalstabs — voraussichtlich nach bewährtem preußischem Muster — geplant ist.

Für die Ausrüstung der Milizen ist schon in dem diesjährigen Etat ein Betrag von 1000000 Dollar ausgeworfen.

Der Flotte bringt man in den Vereinigten Staaten seit den Erfolgen bei Manila und Santiago und der durch diese Siege inaugurierten Weltpolitik allseitig großes Interesse entgegen. In allen Volksschichten erkennt man die Schaffung einer großen Flotte als unabweisbare Notwendigkeit an. Auch von der demokratischen Partei darf dies behauptet werden, wenn man auch hier nicht so weit geht wie unter den Republikanern.

Man erkennt zur Zeit der Flotte Englands noch eine absolut führende Rolle zu, hofft aber bestimmt, dereinst einen sehr guten zweiten Platz ganz unbestritten einzunehmen. Insofern beobachtet man auch das ruhige und planmäßige Vorgehn Deutschlands mit einer gewissen Unruhe und mit unberechtigter Besorgnis. Die häufig nervöse amerikanische Presse und auch der bekannte Fachschriftsteller Mahan haben mehrfach ganz überflüssig darauf hingewiesen, daß sich Deutschland vielleicht einmal in Südamerika festsetzen könnte. Auch die Notwendigkeit einer Flotte zum Schutze des interozeanischen Kanals wird vielfach in der Presse hervorgehoben.

Daß ein gewisses Bedürfnis für eine stärkere Machtentwicklung zur See für die Vereinigten Staaten vorliegt, muß zugegeben werden. Die Deckung der langen Küstenlinien, der Schutz der neuen Kolonien, die angemaßte Schutzherrschaft über den ganzen amerikanischen Kontinent sind Aufgaben, die Riesenanforderungen stellen, denen jedoch die Vereinigten Staaten bei ernstem Willen, finanziell jedenfalls, gewachsen sein würden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich auch England, die einzige Macht, die für den gewaltsamen Widerstand gegen diese amerikanischen Expansionsgelüste zur See in Frage käme, mit den Thatsachen abfinden wird. Ja Kenner der Verhältnisse prophezeien, daß die Führerrolle Englands zur See in nicht zu ferner Zeit ausgespielt sein und auf die Vettern jenseits des Atlantischen Ozeans übergehn wird. Doch das ist Zukunftsmusik! Freilich hat sie wegen der ungeheuern materiellen Hilfskräfte der Vereinigten Staaten eine gewisse Berechtigung. Zur Zeit aber fehlt noch viel daran, daß die Vereinigten Staaten die Frage der Oberherrschaft zur See in ihrer ganzen Großartigkeit aufrollen könnten.

Von dem Bestand der aktiven Flotte abgesehen, der als bekannt vorausgesetzt werden darf, sind augenblicklich im Bau: 3 Linienschiffe, 6 kleine Kreuzer, 4 Monitors. Im Dezember 1900 werden an Neubauten vergeben: 5 Linienschiffe, 9 große Kreuzer. Gewiß ein recht ansehnlicher Stärkezuwachs!

Aus der Presse verlautet über nächstjährige Etatsforderungen, daß beantragt werden sollen:

3	Linienschiffe	von	15000 t	Deplacement
2	Panzerkreuzer	„	15000 t	„
6	Kreuzer	„	2000 t	„
6	Kanonenboote	„	600 t	„
10	Kanonenboote	„	200 t	„
3	Frachtschiffe	„	15000 t	„
1	Werftanschiff	„	7000 t	„
1	Transportschiff	„	700 t	„
im ganzen:	32 Schiffe	mit	151600 t	Deplacement.

Digitized by Google

Ob diese Forderungen in der That gestellt oder zum Gesetz gemacht werden, ist natürlich noch ungewiß. Die ganze Presse ist jedoch einstimmig dafür, und das ist das Beachtenswerte!

Natürlich wächst mit der Vermehrung der Flotte auch die Zahl der Mannschaften. Hierin liegt aber ein wunder Punkt für die amerikanischen Bestrebungen. Ein in der Newyorker Staatszeitung vom 12. November d. J. auszugsweise veröffentlichter Jahresbericht des Chief of the Bureau of Navigation lenkt hierauf die Aufmerksamkeit des Marineministers. Es fehlt an Offizieren und an Mannschaften. Die Offiziere will man durch Vermehrung der Kadettenstellen beschaffen, während der Mannschaftsetat in Zukunft auf 26000 Mann erhöht werden soll.

Wie für die Armee so erscheint auch für die Beurteilung amerikanischer Marinemannschaften die große Zahl von Desertionen charakteristisch. Im letzten Jahre betrug die Zahl der Desertionen 2452.

Ein Beweis für das ernste Streben nach Vervollkommnung in der amerikanischen Marine sind die Thatsachen, daß mit der Errichtung eines Admiralstabs begonnen worden ist, und daß seit dem letzten Jahre Flottenmanöver in das Übungsprogramm eingestellt worden sind.

Ein Blick auf die Schiffbauindustrie und Schiffahrt zeigt, daß auch diese beiden Zweige des Seewesens einer Entwicklung fähig sind, die schlechterdings als unübersehbar gelten darf. Bei den Riesenfortschritten der amerikanischen Eisenindustrie liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß der amerikanische Schiffbau und die Schiffahrt nicht die Konkurrenz mit dem englischen aufnehmen könnten. Die vorhandnen Werften dehnen sich stetig aus, neue Anlagen allergrößten Maßstabs treten hinzu, Kapital ist im Überfluß vorhanden. Die Förderung der Hochseeschiffahrt steht im Programm der Regierung oben an. Am 3. Dezember ist dem Kongreß eine Vorlage zugegangen, als deren Vater man den Parteiboß Marc Hannah bezeichnet, und die während zwanzig Jahren 9 Millionen Dollars jährlich als Subvention oder besser Prämien für amerikanische Ozeandampfer von bestimmter Geschwindigkeit vorsieht. Der klare Zweck dieser Maßregel ist die Schaffung einer großen überseeischen Handelsflotte. Es wird vielleicht noch einige Zeit vergehn, ehe der große Vorsprung, den andre Nationen, glücklicherweise auch die deutsche, in dieser Beziehung gewonnen haben, eingeholt wird. Daß aber dieser Zeitpunkt kommen kann, erscheint kaum zweifelhaft.

Auch der Kabelfrage wird in Amerika große Beachtung geschenkt.

So sehen wir, daß die Vereinigten Staaten, abgesehen von dem gewaltigen wirtschaftlichen und industriellen Wettkampf, den sie mit solchem Erfolg aufgenommen haben, auch in ihrer militärischen und maritimen Machtentwicklung neuen Zielen zustreben. Das Bestreben, Weltmachtpolitik zu betreiben und sich die hierzu erforderlichen Machtmittel zu beschaffen, tritt deutlich hervor.

Die Wiederwahl Mac Kinleys mag vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ihre Vorteile haben, vom militärischen aus bedeutet sie, daß alle europäischen Nationen mehr als bisher mit den Vereinigten Staaten als einer Macht zu rechnen haben. Auf Deutschland findet dies ohne Zweifel besonders Anwendung. Es wird ernster Arbeit und angestrengten Fleißes bedürfen, wenn wir die Nachteile, die wir durch die geschichtliche Entwicklung den Vereinigten Staaten gegenüber haben, durch Tüchtigkeit ausgleichen wollen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Erwerbung der preußischen Königskrone
durch Kurfürst Friedrich III.

Von D. Bernhard Rogge

Mit dem Gedanken, seinem Hause und dem brandenburgisch-preußischen Staate durch die Königswürde und den Königstitel einen erhöhten Glanz zu verleihen, scheint sich der erste König in Preußen, wie der Titel anfangs lautete, schon als Kurfürst bald nach seinem im Jahre 1688 erfolgten Regierungsantritt ernstlich beschäftigt zu haben. Dagegen fehlt es dafür an jedem urkundlichen Beweise, daß er schon als Kurprinz dieses Ziel ins Auge gefaßt habe, und daß er sich, wie man oft gemeint hat, durch die Aussicht auf die Erhebung zum König zu dem unheilvollen geheimen Vertrage mit Österreich habe verleiten lassen, worin er hinter dem Rücken seines Vaters die Zurückgabe des Schwiebuser Kreises an Österreich durch einen von ihm ausgestellten Revers zusicherte. Der Große Kurfürst hatte auf Grund der Erbverbrüderung, die Kurfürst Joachim II. mit den befreundeten Herzögen von Liegnitz geschlossen hatte, nach dem Aussterben des piastischen Hauses die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Wohlau, Brieg für Kurbrandenburg in Anspruch genommen. Aber das Haus Österreich, das sich unverzüglich in den Besitz dieser Fürstentümer gesetzt hatte, verweigerte die Belehnung des Kurfürsten mit diesen Ländern. Als nun Österreich im Jahre 1686 um die Hilfe Brandenburgs warb, um Ungarn völlig von den Türken zu befreien, suchte der Große Kurfürst diese Gelegenheit wahrzunehmen, um seine Erbansprüche von neuem geltend zu machen. Nach langen Verhandlungen kam endlich ein Vergleich zu stande, wonach Österreich sich bereit erklärte, den schlesischen Kreis Schwiebus an Brandenburg abzutreten, wogegen der Große Kurfürst seine weitern Ansprüche auf Schlesien fallen ließ. Während in Wien über diese einzige Entschädigung noch verhandelt wurde, wußte der österreichische Bevollmächtigte, Baron Freibag, den Kurprinzen dadurch zu der Ausstellung des oben erwähnten Reverses zu

Digitized by Google

verleiten, daß er ihm die Vernichtung eines Testaments seines Vaters in Aussicht stellte, nach dessen Bestimmungen angeblich dem Kurprinzen nur die kurbrandenburgischen Lande verbleiben und alle andern Erwerbungen des Großen Kurfürsten dessen ihm aus seiner zweiten Ehe gebornen Söhnen als selbständige Herrschaft zufallen sollten. Thatsächlich hat Kurfürst Friedrich Wilhelm niemals daran gedacht, die Einheit seiner Staaten zertrümmern und damit das Werk seines Lebens vernichten zu wollen. Vielmehr ging der Sinn des Testaments, das er in die Hände des Kaisers gelegt, und zu dessen Vollstreckung er diesen ersucht hatte, lediglich dahin, den nachgebornen Söhnen feste fürstliche Einkünfte aus den ihnen zugewiesenen Landesteilen zu sichern. Als Universalerbe und als Inhaber der eigentlichen Souveränitätsrechte war ausdrücklich der Kurprinz bezeichnet. Nur die Besorgnis vor einer Trennung und Teilung der unter dem kurbrandenburgischen Szepter vereinigten Lande ist es gewesen, die den Kurprinzen zu seinem unheilvollen Schritt verleitet hat. Von einer Aussicht auf die Königswürde, die man ihm von seiten Österreichs eröffnet hatte, ist aber in den mit ihm im tiefsten Geheimnis geführten Verhandlungen mit keinem Worte die Rede gewesen.

Es ist aber auch eine ebenso oberflächliche wie ungeschichtliche Annahme, daß Kurfürst Friedrich III. lediglich durch persönliche Eitelkeit bewogen worden sei, nach dem Königstitel zu trachten. Allerdings wird man diesen von ihm schon bald nach dem Antritt seiner Regierung gehegten Wunsch auf einen durchaus berechtigten Ehrgeiz zurückführen können, bei dem es sich ihm nicht bloß um die Befriedigung einer persönlichen Eitelkeit, sondern vielmehr darum gehandelt hat, dem brandenburgisch-preußischen Staate den politischen Einfluß zu sichern, der der Machtstellung entsprach, die der Große Kurfürst diesem Staate errungen hatte. Es wird erzählt, daß dem Kurfürsten den ersten Anlaß zum Verlangen nach einer Rangerhöhung eine Demütigung gegeben habe, die ihm bei einer Zusammenkunft mit König Wilhelm III. von England im Haag widerfahren wäre, indem dieser auf einem Lehnstuhl Platz genommen, ihm aber nur einen mit einem Kissen bedeckten Sessel habe hinstellen lassen. Der Kurfürst, so erzählt man, habe sich dadurch um so mehr verletzt gefühlt, als sich Wilhelm III. bei der Besitzergreifung Englands der wesentlichen Hilfe und Mitwirkung des Großen Kurfürsten und seines Nachfolgers zu erfreuen gehabt hatte. Auch wenn diese Erzählung hinlänglich beglaubigt wäre, würde sie noch immer kein Grund sein, aus diesem Vorgang auf eine tadelnswerte persönliche Eitelkeit des Kurfürsten Friedrich zu schließen. Sie beweist nur, eine wie große Bedeutung man in damaliger Zeit den Feinheiten des Hofzeremoniells beilegte. Rangstreitigkeiten unter den Fürsten wurden mit der größten Wichtigkeit als hochpolitische Fragen behandelt. Auch in solchen Kleinigkeiten, wie in der Frage, wem ein Lehnsessel, oder wem ein gewöhnlicher Stuhl gebühre, kam die den Machtverhältnissen entsprechende Rangordnung der Staaten Europas zum völkerrechtlichen Ausdruck. Darum gab auch die Steigerung seiner Bedeutung für die Gesamtheit einem aufkommenden Staate wie dem brandenburgisch-

Digitized by Google

preußischen ein wohlbegründetes Recht auf die entsprechende Rangerhöhung und auf die mit ihr verbundnen äußern Ehren, und dies um so mehr, je notwendiger diese Ehren für eine wirksame Vertretung und Behauptung der Machtstellung eines Staates erschienen. Das Verlangen Friedrichs nach der Königswürde mußte sich noch dadurch steigern, daß Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1697 um den Preis seines evangelischen Glaubens die polnische Krone erkauft und dadurch die mit dem Königstitel verbundnen Vorrechte erlangt hatte. Die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen hatte bei Kurfürst Friedrich umsomehr einen Stachel zurückgelassen, als er seinerseits die Bewerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, des Türkenbesiegers, um die polnische Krone begünstigt und dessen Wahl als „die wichtigste und größte Angelegenheit seiner bisherigen Regierung“ bezeichnet hatte. Er hatte dies wohl schon in der Hoffnung gethan, durch einen befreundeten Polenkönig seine eignen Pläne gefördert zu sehen. Dazu kam noch, daß der Herzog Ernst August von Hannover neuerdings durch Erhebung zum Kurfürsten ebenfalls eine Rangerhöhung erlangt hatte, und daß dem Hause Hannover die englische Krone winkte. Es war unbillig, daß Friedrich nach dem, was er im letzten Kriege der Wohlfahrt Europas durch Dämpfung französischen Übermuts geleistet hatte, mit seinem Staate hinter andern zurückstehn sollte. Dennoch begegnete Kurfürst Friedrich bei seinen Räten, als er diesen bald nach seinem Regierungsantritt von seinem Vorhaben Mitteilung machte, zunächst nur einer kühlen Zurückhaltung. Namentlich scheint der damals noch mächtige Minister Danckelmann ein entschiedner Gegner der auf die Annahme des Königstitels gerichteten Pläne des Kurfürsten gewesen zu sein. Dieser aber war nicht gesonnen, sich von dem einmal gefaßten Entschluß abbringen zu lassen.

In den langwierigen Verhandlungen, die der Verwirklichung dieses Entschlusses vorangingen, ist an den Kurfürsten Friedrich wiederholt die Versuchung herangetreten, die Anerkennung der von ihm erstrebten Königswürde durch den Papst zu erwirken. Es war zunächst der zum König von Polen erhobne Kurfürst August von Sachsen, der dem Kurfürsten Friedrich den Rat erteilte, sich bei dem Papste um die Anerkennung der Königskrone zu bemühen. Bevor Friedrich in der Krönungsangelegenheit weitere Schritte that, mußte er vor allen Dingen darauf Bedacht nehmen, den König von Polen für seinen Plan zu gewinnen. Er konnte dessen Zustimmung umsoweniger entbehren, als das Herzogtum Preußen damals noch unter polnischer Oberhoheit stand. Als Grundlage für das neue Königtum konnte aber nur Preußen in Betracht kommen, weil der Kurfürst von Brandenburg nur dort wirklicher, vom deutschen Reiche und vom Kaiser unabhängiger souveräner Herrscher war. Die Zustimmung des polnischen Königs wurde ihm auch in Aussicht gestellt und nur von gewissen Zugeständnissen abhängig gemacht, die Friedrich in betreff des Verhaltens Brandenburgs in dem von Polen im Bunde mit dem russischen Zaren begonnenen Kriege gegen Schweden zu machen hatte. Nach einer be-

Digitized by Google

friedigendern Erklärung des Kurfürsten und der von ihm gegebnen Zusicherung, die Rechte Polens nicht verletzen zu wollen, ist diese Zustimmung auch erfolgt. Um sich aber auch der der übrigen Mächte zu versichern, ließ König August dem Kurfürsten den erwähnten Rat erteilen, die Erhebung Preußens zum Königreiche beim Papste zu erwirken. König August hätte es wohl aus besondern Gründen gern gesehen, wenn sich der Kurfürst von Brandenburg dem Papste zu Dank verpflichtet hätte. Hatte doch Kursachsen durch den Glaubenswechsel des Kurfürsten bei den deutschen Evangelischen die einflußreiche Stellung eingebüßt, die es bisher als Führer des deutschen Protestantismus eingenommen hatte, und diese war nun noch mehr als bisher auf das brandenburgische Kurhaus übergegangen. Eine Verminderung dieses Einflusses durch Verpflichtungen, die Kurfürst Friedrich dem römischen Stuhle gegenüber zu übernehmen genötigt worden wäre, hätte darum der polnisch-sächsischen Politik nur zum Vorteil gereichen können.

Der Vermittler, dessen sich der König von Polen zu diesem Rate bediente, war sein Beichtvater, der Jesuitenpater Moritz Vota. Durch seine Gelehrsamkeit und durch die ihm in ungewöhnlichem Maße eigne Kunst, durch glänzende Unterhaltung zu fesseln, hatte er es verstanden, sich das Vertrauen der geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte, der Gemahlin Friedrichs, zu erwerben. Der Geheime Rat und Minister des Kurfürsten, Paul von Fuchs, nannte ihn ein Nachschlagebuch der ganzen alten und neuern Geschichte. Durch Leibniz war er mit der Kurfürstin bekannt und an ihrem Hofe eingeführt worden. Schon im Dezember 1699 weilte er zu längerm Aufenthalt in Berlin, und er benutzte diese Zeit, um den Boden für eine Bekehrung der Kurfürstin vorzubereiten. Er that dies nicht in der Art eines plumpen Ketzerbekehrers, sondern er wirkte unter dem Vorwande einer Wiedervereinigung der getrennten Kirchen mit scheinbar milder Versöhnlichkeit. Aber thatsächlich war es doch sein heißester Wunsch, den Kurfürsten selbst und seine Gemahlin für die katholische Kirche zu gewinnen. Für die Erreichung dieses Ziels bot er dem Kurfürsten seine Dienste für die Erhebung Preußens zum Königreich an. Ja er hat sich später gerühmt, in dem Kurfürsten den Gedanken der neuen Krone zuerst angeregt zu haben. Er wußte sich dabei ein doppeltes Ansehen zu geben, indem er zugleich seinen Einfluß in Rom bei dem Papst und in Warschau beim König von Polen in gewandter Weise zur Erwerbung und Erhaltung der Hofgunst in die Wagschale zu legen verstand. Schließlich reichte er in Berlin, als die von dem Kurfürsten in Wien mit dem Kaiser in betreff der Königswürde gepflognen Verhandlungen noch immer auf Schwierigkeiten stießen, ein umfangreiches Gutachten ein, worin er als das empfehlenswerteste und sicherste Mittel, zur Königskrone zu gelangen, die Mitwirkung des Papstes empfahl. Er versuchte den Nachweis, daß dieser Weg leichter und besser zum Ziele führen würde, als der in Wien betretne, da der Kaiser keine Hoheit über das herzogliche Preußen habe, und es infolgedessen nicht zum Königreiche erheben könne. Auch würde die aus der Hand des Kaisers ge-

Digitized by Google

nommne Königskrone das Herzogtum Preußen vom Reiche abhängig machen, was die unbedingte Oberhoheit des Kurfürsten verletzen und zugleich Polen wegen seiner Erbrechte nach einem etwaigen Aussterben des Mannesstamms des Kurhauses verstimmen würde. Dabei ging sein Vorschlag dahin, den Titel eines Königs der Vandalen anzunehmen. Da ein Teil dieses Volksstamms innerhalb des Reiches wohne, so würde der Kaiser gegen diesen Titel am wenigsten Einwendungen machen, „durch welchen das gefeierte und gerühmte Altertum zu neuem Leben erweckt werden würde." Schwedens König, der auch den Titel der Vandalen führe, könne daran keinen Anstoß nehmen, da ja viele Fürsten denselben Titel gemeinsam hätten. Die Freundschaft und Hoheit des Papstes, so führte der Jesuit mit schmeichlerischer Verlockung weiter aus, könne dem Kurfürsten sehr förderlich sein; wenn der Papst ihn zum König erkläre, so würde das die katholischen Mächte bestimmen, diesem Beispiele zu folgen. Ja noch verlockendere Aussichten wurden dem Kurfürsten von dem schlauen Unterhändler eröffnet, dem die Neigung des Bewerbers um die Königskrone zum äußern Prunk und der Wert, den er einer Rangerhöhung beilegte, sehr wohl bekannt waren. Er deutete ihm die Möglichkeit an, mit Hilfe des Papstes sogar das kaiserliche Diadem zu erlangen, für den damals schon nicht unwahrscheinlichen Fall einer Erledigung der Kaiserkrone durch das Aussterben des Hauses Habsburg im Mannesstamm, und er that dies nicht ohne hinzuzufügen, daß die Feindschaft des Papstes unzweifelhaft ein wesentliches Hindernis zur Erreichung dieses Zieles sein würde. Und was war der Lohn, den er von dem Kurfürsten für den Papst forderte, wenn er ihm dazu behilflich wäre, für das Haus der kurfürstlichen Hoheit die höchsten Ehren der Welt zu erreichen? Er mutete ihm nicht zu, die Krone einer Messe wert zu halten, wie Heinrich IV. es gethan hatte, und zur katholischen Kirche überzutreten. Vielmehr zeigte er ihm einen Weg, den er ohne Unruhe für sein Gewissen betreten könne, und der für beide Teile annehmbar wäre. Als solchen bezeichnete er die Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse unter der Oberherrlichkeit des Papstes, ohne daß die Evangelischen ihre Glaubensüberzeugungen aufzugeben brauchten. Die darauf bezüglichen Ausführungen Votas sind ein Meisterstück jesuitischer Dialektik. Alle konfessionellen Unterschiede sucht er als unbedeutend und alle Vorwürfe gegen die römische Kirche als unbegründet darzustellen. Für diesen Vorschlag einer Kirchenvereinigung glaubte Vota umsomehr auf die Zustimmung des Fürsten rechnen zu dürfen, als dieser Gedanke gerade damals von dem am kurfürstlichen Hofe einflußreichen Philosophen Leibniz schon wiederholt angeregt worden war, und als er sozusagen in der Luft schwebte. Es gereicht dem Kurfürsten zur größten Ehre, daß diese wohlgemeinten Vorschläge Votas am Berliner Hofe einfach zu den Akten gelegt und nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden. Die Schuld daran, daß Votas Rat, die Königskrone aus den Händen des Papstes zu nehmen, nicht die nach seiner Meinung gebührende Beachtung fand, wird von ultramontanen Schriftstellern wohl nicht ohne Grund den Beratern des Kurfürsten zugeschrieben. Vota selbst macht

Digitized by Google

dafür den Bischof von Ermland, Grafen Zaluski, verantwortlich, indem er berichtet, daß in dem Augenblicke, wo er im Begriffe gewesen sei, die Sichel an die Ernte zu legen, sie ihm von dem Bischof von Ermland aus den Händen entrissen worden sei, der seine Zurückberufung veranlaßt habe, um die schon reife Frucht selbst zu pflücken und zu genießen. Dieser Bischof strebte mit allen Mitteln danach, das Bistum Samland, das bei der Umwandlung des preußischen Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum evangelisch geworden war, wieder mit dem apostolischen Stuhle zu vereinigen. Zu diesem Zwecke hatte er eine Jesuitenmission ins Land gerufen, die die eifrigste Propaganda im Samland betrieb. Seine Reise nach Rom, die er als neuernannter Bischof von Ermland unternahm, benutzte er dazu, den Papst für die Kronfrage zu gewinnen, indem er dem päpstlichen Stuhle Hoffnung machte, daß der Kurfürst mit der Zeit die katholische Religion annehmen werde. Aus Rom zurückgekehrt machte Graf Zaluski dem brandenburgischen Residenten am polnischen Hofe zu Warschau im Vertrauen die Mitteilung, daß er den Papst und das ganze Kollegium der Kardinäle für die Unterstützung in der Kronfrage bei den katholischen Großmächten gewonnen hätte. Er versprach auch die schriftlichen Dokumente zu zeigen, die er darüber in Händen habe, sobald er zu einer persönlichen Zusammenkunft nur irgendwie Gelegenheit haben würde. Bald darauf ließ er vernehmen, daß man in Rom dem neuen Herrscher nur dann den Titel einer geheiligten Majestät geben werde, wenn er durch einen Bischof gesalbt werde. Der Bischof des Ermlandes hegte dabei die Hoffnung, daß er selbst mit der Vollziehung der Krönung beauftragt werden könnte. Durch solchen Dienst hoffte er dann sein Ziel zu erreichen und als Bischof von Samland anerkannt zu werden.

Aber auch die verlockenden Anerbietungen des Bischofs von Ermland führten nicht zu dem von ihm erstrebten Ziele. Auch ihm gegenüber zeigten sich sowohl der Kurfürst als seine Räte von einem Zugeständnis an die römische Kirche weit entfernt. Man begnügte sich damit, sich seiner zu bedienen, um durch ihn die Zustimmung des Königs von Polen, unter dessen Oberhoheit das Herzogtum Preußen stand, für die Erhebung des Herzogtums zum Königreiche zu gewinnen. Aus diesem Grunde suchte man ihn solange wie möglich hinzuhalten, ohne ihm die noch bis kurz vor der Krönung gehegten Hoffnungen völlig zu nehmen. Dagegen ist die gelegentliche Äußerung des Bischofs von Ermland, daß die Krönung von einem Bischof vollzogen werden müsse, vielleicht der nächste Anlaß dazu gewesen, daß Kurfürst Friedrich die bei der Krönung mitwirkenden Hofprediger vorher zu Bischöfen ernannte.

Auch noch von einem zweiten Jesuiten ist in die schwebenden Kronverhandlungen eingegriffen worden. Durch ein zufälliges Versehen erhielt der Jesuitenpater Friedrich Vincenz Baron von Lüdinghausen, genannt Wolff, Gelegenheit, sich in diese Angelegenheit zu mischen. Infolge eines bei der Entzifferung eines chiffrierten Berichts des Gesandten Bartholdi in Wien gemachten Versehens war dieser angegangen worden, dem Kurfürsten in der

Digitized by Google

Kronfrage bei dem Kaiser Dienste zu leisten. Dieser Pater Wolff war ein in diplomatischen Geschäften überaus gewandter und erfahrner Mann, gelehrt, von feiner weltmännischer Bildung und an politischen Verbindungen überaus reich. Im Unterschiede von Vota, der bei seinen Bemühungen in dieser Angelegenheit auch die Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes im Auge hatte, war er insofern ein ehrlicher Jesuit, als er wirklich nur zur größern Ehre Gottes, d. h. der römischen Kirche, und nicht in Rücksicht auf eignen Vorteil zu wirken suchte. Mit Freuden ergriff er die ihm aus Versehen gebotne Gelegenheit zur Vermittlung bei den Verhandlungen wegen der Königskrone. Dem Kurfürsten war Pater Wolff nicht unbekannt. Er hatte in der schon erwähnten Schwiebuser Angelegenheit, in der der Wiener Hof, wie wir gesehen haben, den Großen Kurfürsten wie den Kurprinzen in der schändlichsten Weise hinterging, insofern eine Rolle gespielt, als er bei dem dem Kurprinzen abgedrungnen Revers ins Geheimnis gezogen worden war. Vermutlich hatte er sich schon damals dem Kurprinzen erboten, ihm bei ferner sich darbietender Gelegenheit an die Hand zu gehn. Zu dem König von Polen, der bei der Kronfrage wesentlich in Betracht kam, hatte er mehrfach Beziehungen. Vor allem aber hatte er beim Kaiser Leopold I. maßgebenden Einfluß, und diesen suchte er in der Kronfrage geltend zu machen. Des Kaisers Macht, so stellte er diesem vor, würde eine Stärkung nach außen erfahren, wenn ein Kurfürst für ein unabhängiges Gebiet, das außerhalb des Reichs lag, die Königskrone von seiner Zustimmung oder wohl gar Erlaubnis abhängig mache und ihn dadurch als weltliches Oberhaupt der Christenheit vor aller Welt anerkenne.*) Aber auch er verfolgte dabei den Gedanken einer möglichen Bekehrung des kurfürstlichen Hofs zur katholischen Kirche. Zu diesem Zwecke regte er die Heirat einer österreichischen Erzherzogin mit dem Kurprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm I. an. Er suchte für den Plan dadurch Stimmung zu machen, daß er andeutete, nur die Prinzessinnen würden der Religion der Mutter zu folgen brauchen, die Prinzen könnten im protestantischen Glauben erzogen werden. Der Hintergedanke dieses Plans war natürlich nur der, daß sich auf diesem Wege die Jesuiten in dem preußischen Königshause einnisten könnten. Zu früh für die Jesuiten ließ Pater Wolff diesen Plan den wachsamen Gesandten Bartholdi in Wien und durch diesen den Kurfürsten durchschauen. Auch ihn wußte man in Berlin hinzuhalten und seine Hoffnungen zu nähren, bis in Wien auf anderm Wege die Entscheidung zu Gunsten des Kurfürsten und seiner Bewerbung um die Königskrone gefallen war. Erst als dies geschehn war, wurde er auf seinen Wunsch nach Berlin eingeladen, damit er die gegebne Zustimmung des Kaisers überbrächte. Der Kaiser selbst wollte auch dann der Reise noch nicht zustimmen, weil er, wie der brandenburgische Gesandte berichtete, „es nicht haben möge," daß sich Geist-

*) Dr. P. Stettiner, Zur Geschichte des preußischen Königstitels. Königsberg in Preußen, 1900. Seite 31.

Digitized by Google

liche in dergleichen Händel einmischten. Der Pater Wolff, so fügte Bartholdi hinzu, ist hierüber fast verdrießlich. Man hatte also sogar an dem katholischen Wiener Hofe das Gefühl, daß einem frommen Orden die Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten nicht zustehe. Heutzutage scheint dieses Gefühl dem Politiker Dr. Lieber und denen, die die Rückkehr der Jesuiten fordern, abhanden gekommen zu sein. „Mit dem Scheitern seines Plans — so schreibt der Meister brandenburgisch-preußischer Geschichtsforschung, Droysen — schien Pater Wolff wie gebrochen. Sonst so sicher in seinem Auftreten, so zuversichtlich in seinen Entschlüssen, war er nun kleinmütig scheu vor den Ränken seiner Feinde besorgt. Er erbat sich die Erlaubnis, den Hof zu verlassen, um in der Stille des Jesuitenkollegs zu Breslau seinen Tod zu erwarten. Er setzte dann noch die schon vorher von ihm eifrig betriebne Gründung einer jesuitischen Universität in der gut evangelischen Stadt Breslau durch (1702)."

Also auch hier kommt als Endergebnis heraus: Pater Wolff wollte die Hohenzollern in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen, ebenso wie Pater Vota. Durch die Gefälligkeiten, die er dem Kurfürsten erwies, dachte er ihn zum Eingehn auf seine Wünsche willig zu machen, aber er hatte sich hierbei ebenso verrechnet wie jener.

Es liegen mehrfache Äußerungen des Kurfürsten Friedrich vor, aus denen hervorgeht, daß dieser den Vorschlag, seine Krone aus den Händen des Papstes zu nehmen, mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen hat. „Lieber möge das ganze Werk scheitern," so lautete seine Antwort auf diese Zumutung. Wie weit er auch an Geistesgröße und Willenskraft hinter seinem Vater zurückstand, in der Tiefe, Wärme und Festigkeit seiner religiösen Überzeugung ist er ihm völlig gleich gewesen. Ja die Abneigung gegen den Katholizismus war bei ihm vielleicht noch stärker als beim Vater. Hat er doch sogar an den Erlaß eines Hausgesetzes gedacht, daß „wenn ein Prinz von Preußen oder Markgraf von Brandenburg zu der papistischen Religion hinführen oder treten würde, derselbe der Succession an der Krone, Kur- und sämtlichen Landen in perpetuum unfähig sein solle." Sein Lieblingsgedanke war die Einigung von Lutheranern und Reformierten, aber keineswegs eine Vereinigung der infolge der Reformation getrennten Kirchen auf einer Grundlage, die nur dem Katholizismus zu gute gekommen sein würde.

Auch durch eine Denkschrift, die der einflußreichste Ratgeber König Friedrichs, der Geheime Rat Freiherr von Ilgen, im Jahre 1704 über die Erwerbung der preußischen Königskrone abgefaßt hat, wird diese Stellung des Kurfürsten zu den Anerbietungen der im Interesse des päpstlichen Stuhles wirkenden Unterhändler vollauf bestätigt. „Mit dem Papst zu Rom — so schreibt Ilgen — hat Ihre Königliche Majestät, ohne erachtet von verschiednen Bischöfen und Prälaten Anlaß dazu gegeben worden, nichts wegen dieser Sache zu schaffen haben wollen; denn obgleich der römische Stuhl von alten Zeiten her bei Kreierung neuer Könige sich eine große Prärogative angemaßet, so haben doch Ihre Königliche Majestät als eine der vornehmsten Stützen der

Digitized by Google

evangelischen Kirche billig Bedenken getragen, diese Prätension im geringsten anzuerkennen oder etwas, so auch nur dahin gedeutet werden könnte, geschehen zu lassen." Freiherr von Ilgen fügt dann weiter hinzu, daß „aus dem Schreiben, das der Papst Innocenz XII. nach der ohne seine Mitwirkung und Zustimmung vollzognen Krönung an den Bischof von Ermland habe abgehn lassen, zu ersehen sei, wie der Papst die lächerliche Meinung gehabt habe, Ihre Königliche Majestät durch das Verlangen nach der königlichen Würde, wo nicht von Ihrer Religion abzuziehn, dennoch etwas zum Besten der Katholischen in Preußen und anderswo von ihr zu extorquieren." Es ist schwer verständlich, wie nach dieser bestimmten Erklärung des Freiherrn von Ilgen, des Staatsmanns, der während der über die Erwerbung der Königskrone gepflognen Verhandlungen die rechte Hand Friedrichs gewesen ist, noch heute katholisch-ultramontane Schriftsteller die Meinung vertreten und verkündigen können, daß sich die Jesuiten um die Erwerbung der Königskrone von seiten des Kurfürsten Friedrich besondre Verdienste erworben hätten. Es ist dies erst vor wenig Jahren in einer unter dem Titel: „Der Anteil der Jesuiten an der Preußischen Königskrone" erschienenen Schrift von Nikolaus Thömes geschehn. Diese Schrift hat der bekannte Reichstagsabgeordnete Dr. Lieber, der gegenwärtige Führer des Zentrums, mit einem Vorwort versehen, und derselbe Lieber hat in einer unmittelbar vor dem Erscheinen dieser Schrift abgehaltnen Katholikenversammlung, einer der großen Heerschauen, die alljährlich mit so großem Pomp abgehalten werden, als neuen Grund für die von jeder dieser Versammlungen so stürmisch geforderte Zurückberufung der Jesuiten den angeführt, „daß dem Namen nach bekannte einflußreiche Mitglieder dieses Ordens am Ende des siebzehnten und in der Morgenröte des achtzehnten Jahrhunderts auch die Wege geebnet haben, damit der erste Hohenzollernkönig zum Königsthron emporsteigen konnte."

Das wirkliche Verdienst, die Schwierigkeiten, die sich der Erwerbung der Königskrone entgegenstellten, beseitigt zu haben, gebührt dem schon erwähnten brandenburgischen Gesandten in Wien, Christian von Bartholdi, der nach langen Verhandlungen einen Kronvertrag mit dem Kaiser zum Abschluß gebracht hat. Als er die Frage der Erhebung Preußens zum Königreich in Wien zuerst anregte, stieß sie dort sowohl aus politischen wie aus religiösen Gründen zunächst auf mancherlei Widerstand. Die Königskrone, so machte man in Wien geltend, schließe ungeheure Rechte ein, und einen evangelischen Fürsten dürfe man nicht größer machen, als er sei. Leicht könne ein solcher bei gegebner Gelegenheit nach dem Kaisertum streben. Aber Bartholdi ließ sich dadurch nicht abhalten, immer von neuem auf den Wunsch des Kurfürsten zurückzukommen. Sein Herr, so ließ er in Wien vernehmen, sei nun einmal entschlossen, die Königskrone anzunehmen. Man habe ihn wohl sagen hören, er würde sich eher einen Finger an seiner Hand abschneiden lassen, als seinen Plan aufgeben, und er habe auch mancherlei Mittel in Händen, ihn auch durchzuführen. Ein solches Mittel bot sich ihm in der damaligen politischen Lage Europas dar.

Digitized by Google

Die Frage der spanischen Erbfolge stand am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts im Vordergrund aller politischen Fragen, die die damalige Zeit bewegten. Die in Spanien regierende Linie des Hauses Habsburg war dem Aussterben nahe und stand nur auf den beiden Augen des schon lange kränkelnden Königs Karl II. Kaiser Leopold I. nahm die spanische Erbschaft für seinen jüngern Sohn, den Erzherzog Karl, in Anspruch. Dem gegenüber verbündeten sich Frankreich, England und die Niederlande zu einem Vertrage, wonach Spanien selbst dem Kurprinzen von Bayern zufallen sollte, der nach spanischem Erbfolgerechte die nächsten Ansprüche hatte, die übrigen mit Spanien vereinigten Lande aber unter diese Mächte verteilt werden sollten. Für das Haus Habsburg würde dabei nur Mailand übrig geblieben sein. Der ganze Plan aber wurde dadurch wieder hinfällig, daß der bayrische Kurprinz am 8. Februar 1699 starb. Infolgedessen kam es zum Abschluß eines zweiten Teilungsvertrags, wonach das Haus Österreich zwar Spanien erhalten, aber auf Mailand verzichten und dadurch aus Italien ausgeschlossen werden sollte. Bei dieser Lage der Dinge war es für den Kaiser von großer Bedeutung, sich der Hilfe des Kurfürsten zu versichern, der über ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer gebot, während er durch die fortgesetzte Verweigerung seiner Einwilligung zur Königswürde diesen vielleicht auf die Seite der Gegner Österreichs getrieben haben würde. So begann man denn in Wien sich in den Kronverhandlungen williger zu zeigen. Freilich suchte man die Einwilligung an sehr weitgehende Bedingungen zu knüpfen. Der Kurfürst sollte dem Kaiser bis zur völligen Durchführung der spanischen Erbfolge zu Gunsten Österreichs 10000 Mann zu Hilfe schicken, ferner in allen Angelegenheiten des Reiches mit Österreich stimmen, endlich sich und seine Nachkommen verpflichten, bei künftigen Kaiserwahlen allezeit einem österreichischen Erzherzog den Vorzug zu geben. Nebenher gingen die kaiserlichen Wünsche auch noch dahin, daß Brandenburg auf die Vertretung der protestantischen Religionsbeschwerden und damit auf die Führerschaft der deutschen Evangelischen verzichten solle. Unmöglich konnte Brandenburg sich diesen weitgehenden Anforderungen fügen, und es ist dem Kurfürsten Friedrich zum bleibenden Verdienst anzurechnen, daß er eine wesentliche Herabsetzung durchzusetzen wußte. Nach langwierigen Verhandlungen begnügte sich der Kaiser mit 8000 Mann Hilfstruppen, die Brandenburg auf eigne Kosten zu stellen versprach, und die auch in Oberitalien verwandt werden sollten und nur, wenn Brandenburg selbst angegriffen würde, abgerufen werden durften. Wenn sich der Kurfürst weiterhin verpflichtete, bei künftigen Kaiserwahlen die habsburgischen Kandidaten zu bevorzugen, so konnte das unter den gegebnen Verhältnissen kaum für ein Opfer gelten und wurde durch die Zusage kaiserlicher Hilfe zur Erwerbung der oranischen Erbschaft aufgewogen.

Die anfänglich gestellten konfessionellen Forderungen zu Gunsten der katholischen Kirche ließ man allmählich fallen, je mehr sich der politische Horizont in der spanischen Erbfolge verfinsterte, und je mehr man in Wien die Unterstützung des Kurfürsten brauchte. Die wichtigste dieser Forderungen war die

Digitized by Google

Zulassung eines selbständigen, an keine Gesandtschaft gebundnen Gottesdienstes in der Hauptstadt Berlin.*) Die kurfürstlichen Räte schlugen vor, ein solches Anmuten rundweg abzulehnen, und um alle Hoffnungen zu nehmen, deutlich zu erklären, lieber auf das ganze Werk zu verzichten, als deshalb das Geringste einräumen zu wollen. Als im letzten Augenblick der Verhandlungen diese Forderung noch einmal erneuert wurde, da schrieb Ilgen im Auftrag des Kurfürsten dem Gesandten noch einmal: „Wir bezeugen vor dem allwissenden Gott, daß Wir deshalb in Ewigkeit nicht weiter gehn werden, als Ihr über diese Frage informieret seid, und sind keine Reiche und Kronen der Welt imstande, Uns herunter relachieren zu machen.“ Man erklärte sich nur bereit, sich auf neuerliche Vereinbarungen mit dem kaiserlichen Residenten in Berlin einlassen zu wollen.

Noch im letzten Augenblick drohte die Verständigung an einem scheinbar geringfügigen Ausdruck zu scheitern, der aber doch von wesentlicher Bedeutung war. In dem Entwurf des Krönungsvertrags, den man in Wien aufgestellt hatte, hieß es: „Der Kurfürst sei nicht »befugt« gewesen, die Krone anzunehmen ohne des Kaisers Einwilligung.“ Der Kurfürst hielt aber mit besondrer Eifersucht darauf, daß kein Ausdruck gebraucht würde, der auf eine Verleihung der Krone durch den Kaiser hätte gedeutet werden können. Nur um die nachträgliche Zustimmung des Kaisers zur Königswürde, die sich auf sein von allem Lehnsverband des Reiches unabhängiges Herzogtum Preußen gründen sollte, war es ihm zu thun. Mit der Einwilligung zu diesem Ausdruck würde der Kurfürst eingeräumt haben, daß seine Erhebung zum Könige durch den Kaiser erfolgt sei. Gerade das aber wollte er vermeiden. Er forderte darum eine Änderung dieses Satzes dahin lautend: „Der Kurfürst sei nicht »gemeint« gewesen, die Krone anzunehmen ohne Einwilligung des Kaisers.“ Dieser Ausdruck war unverfänglich und entsprach ebenso den thatsächlichen Verhältnissen wie den wirklichen Absichten des Kurfürsten. Die Abänderung wurde in Wien genehmigt, und der Kronvertrag am 16. November 1700 in Wien unterzeichnet.

Inzwischen waren auch mit England und den Niederlanden Unterhandlungen wegen der Königskrone eröffnet worden. Von diesen Mächten wurde anfangs ebenfalls sehr entschieden Widerspruch erhoben, von König Wilhelm von Oranien insbesondre aus dem Grunde, weil sich Kurfürst Friedrich durch den mit dem Kaiser abgeschlossenen Kronvertrag mit diesem gegen die Mächte verbündet hatte, die sich in der spanischen Erbfolgefrage zu gemeinsamem Vorgehn vereinigt hatten. Da trat plötzlich und unerwartet eine Wendung ein, die auch den von dieser Seite erhobnen Widerspruch beseitigte. An demselben Tage, wo in Wien der Vertrag mit Brandenburg unterzeichnet wurde, lief in Wien die Nachricht ein, daß am 1. November Karl II. von Spanien sein sieches Dasein beschlossen habe, unmittelbar darauf aber auch die weitere, daß

*) Vergl. Dr. Paul Stettiner, Zur Geschichte des preußischen Königstitels, S. 32.

Digitized by Google

König Ludwig XIV. von Frankreich die ganze spanische Erbschaft für seinen Enkel, den Herzog von Anjou, in Anspruch nähme. Durch allerlei Ränke, bei denen auch die Jesuiten ihre Hand im Spiele hatten, war es diesem raub- und habsüchtigen Könige gelungen, den halb sinn- und willenlosen König Karl noch vor seinem Tode zur Unterzeichnung eines Testaments zu drängen, worin er den genannten Enkel Ludwigs zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt hatte. Mit der Annahme dieses Testaments war Ludwig XIV. von dem mit den Seemächten geschlossenen Vertrage zurückgetreten, und diese waren dadurch genötigt, sich wieder auf die Seite Österreichs zu stellen, das nun keinen Augenblick zögerte, seine Ansprüche auf die spanische Erbschaft mit den Waffen zu verteidigen. Diese Wendung sicherte der neuen Krone deren Anerkennung auch durch England und Holland. Was im Dienste allein Österreichs übernommen, als eine unbelohnte oder ungenügend belohnte Belastung erschienen war, wurde nun zu einem Verdienst, das sich Kurfürst Friedrich um die von Frankreich bedrohte Freiheit Europas erwarb. Von allen deutschen Fürsten nahm Kurfürst Friedrich jetzt Frankreich gegenüber die entschiedenste Haltung an. Er weigerte sich, den Herzog von Anjou auch nur vorläufig als König anzuerkennen. Bei einer Audienz, die er dem französischen Gesandten gab, vermied er diesen Ausdruck. Dieser aber verließ Berlin, sobald der Abschluß des mit dem Kaiser vereinbarten Kronvertrags bekannt wurde. So hat Kurfürst Friedrich seine Krönung im offnen Gegensatz gegen die damaligen Entwürfe der französischen Macht vollzogen, und sie ist dadurch ohne sein Wissen und Wollen zu einer Weissagung auf die in demselben Gegensatz am 18. Januar 1871 vollzogne Vereinigung der deutschen Kaiserwürde mit der preußischen Königskrone geworden.

Zur feierlichen Annahme der Königswürde ersah sich Kurfürst Friedrich die Stadt Königsberg, die Hauptstadt des Landes, auf das sich der königliche Titel gründen sollte, seine eigne Geburtsstadt, deren Name zu Prophezeiungen Veranlassung gegeben hatte, von denen schon seine Wiege umgeben gewesen ist. Aus Anlaß seiner Geburt hatte der preußische Dichter Simon Dach, obwohl der neugeborne Prinz damals keine unmittelbare Aussicht auf die Thronfolge hatte, gesungen:

Nicht vergebens ahnt es mir,
Daß wir werden unter dir
Unserm Haupt und Fürsten leben.

In einem in lateinischer Sprache verfaßten Gedicht aber war dem neugebornen Prinzen geradezu die Königskrone verheißen worden, indem es in deutscher Übersetzung hieß:

Wie kommts, daß Königsberg in Preußen
Soll Friederichs Geburtsstadt heißen?
Dieweil die Musen prophezein:
Prinz Friedrich wird hier König sein.

Am 17. Dezember 1700 trat der Kurfürst mit dem ganzen Hofe die Reise

Digitized by Google

nach Königsberg an. Das Gefolge war so groß, daß in vier Abteilungen gereist werden mußte. Außer den kurfürstlichen Pferden waren noch 30000 Vorspannpferde erforderlich, um das zahlreiche Gefolge zu befördern. Nach zwölftägiger Reise traf der Kurfürst am 28. Dezember in der preußischen Hauptstadt ein. Durch einen Erlaß vom 2. Januar 1701 verkündete er den preußischen Ständen und den Oberräten des Herzogtums Preußen seinen Entschluß, sich zum König in Preußen proklamieren und krönen zu lassen, mit dem Hinzufügen, daß durch den Namen und Titel eines Königs samt den damit verbundnen Ehren weder an den mit der Krone Polen bestehenden Verträgen, noch auch in der preußischen Landesverfassung die allergeringste Veränderung gemacht, „sondern solches alles auf dem bisherigen Fuß unverrückt in seiner völligen Kraft und Wirkung erhalten werden solle." Zum Tage der Krönung wurde der 18. Januar bestimmt. Für diesen Tag ordnete der König die Abhaltung feierlicher Gottesdienste in allen Kirchen des Landes an mit Vor- und Nachmittagspredigt und Absingung des Tedeums. Durch das ganze Land sollte mit allen Glocken geläutet werden. Schon vom 7. Januar ab wurden in der Schloßkirche zu Königsberg für die Krönungsfeier die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. Vor dem Altar wurden auf erhöhtem Unterbau zwei Throne errichtet, über denen sich je ein Thronhimmel von rotem Sammet erhob und über diesem ein ausgestopfter schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Der Altar wurde ringsum mit rotem Sammet und goldnen Streifen bekleidet, und der ganze Platz vor dem Altar, über dem sich ebenfalls ein mit Gold reich geschmückter Himmel erhob, wurde mit rotem Sammet belegt. Am 15. Januar wurde die Erhebung des Herzogtums Preußens zum Königreich auf sechs Plätzen der Stadt Königsberg öffentlich ausgerufen und bekannt gegeben. Unter der Begleitung vieler Hofbeamten und vornehmer Kavaliere in prächtigen mit Gold gestickten Wappenröcken und kostbaren Pferden ritten vier Herolde in alter römischer Tracht, auf Rücken und Brust einen gestickten Adler tragend, durch die Stadt und verlasen auf jedem der Plätze die Bekanntmachung mit ungefähr folgenden Worten: „Männiglich sei hiermit kund gethan, daß der Allerdurchlauchtigste und Großmächtigste Kurfürst und Herr Friedrich, souveräner Herzog über Preußen, nunmehr zum König über Preußen erklärt und das Herzogtum Preußen zum Königreich erhoben worden," worauf alles Volk laut rief: „Vivat Friedrich, König in Preußen," die Trompeten und Heerpauken erschallten, und von den Wällen Kanonendonner ertönte. Am 17. Januar wurde, um den Glanz des Festes zu erhöhen, der Orden vom Schwarzen Adler gestiftet, mit der zum Wahlspruch des preußischen Königtums gewordnen Inschrift: Suum cuique. Der König wollte es damit als die Aufgabe seines Königtums bezeichnen, Recht und Gerechtigkeit zu üben und jedem das Seine zu geben. Am Krönungstage selbst, dem 18. Januar, prangte die ganze Stadt in festlichem Schmuck. Von den Türmen aller Kirchen erklang um acht Uhr feierliches Geläute. Nachdem sich Friedrich durch den Oberstkämmerer, Grafen Wartenberg, mit dem

Digitized by Google

Krönungsornate hatte bekleiden lassen, begab er sich in den Audienzsaal, wo die Großen des Hofs seiner warteten, und wo Krone und Szepter auf prächtigen Kissen lagen. Der scharlachrote, mit goldner Stickerei reich gezierte Rock des Königs war mit großen diamantnen Knöpfen besetzt, deren jeder dreitausend Dukaten gekostet hatte. Über ihm trug er den mit Hermelin besetzten purpurfarbnen Krönungsmantel, auf dem mit Gold gestickte Adler angebracht waren. Mit eigner Hand setzte sich Friedrich die Krone auf, nahm dann das Szepter in die rechte Hand, um anzudeuten, „daß er seine königliche Würde keinem auf Erden zu danken, sondern sich selbst gegeben habe." Von den Hofstaaten und allen zur Feier befohlnen Personen begleitet, begab sich Friedrich hierauf in die Gemächer der Königin Sophie Charlotte, um dieser mit eignen Händen die Krone aufs Haupt zu setzen. In feierlichem Zuge ging es dann unter dem Geläute aller Glocken der Stadt zur Schloßkirche, an deren Eingang die neuen Majestäten durch die beiden Oberhofprediger Ursinus von Baer und Bernhard von Sanden, die für die Feier eigens zu Bischöfen ernannt worden waren, mit dem Segenswunsche begrüßt wurden: „Es gehn hinein die Gesegneten des Herrn. Ihr Ausgang und Eingang sei gesegnet von nun an bis in Ewigkeit." Nachdem sich die Majestäten auf den zur Rechten und zur Linken des Altars errichteten Thronen niedergelassen hatten, begann die Feier mit dem Gesange: „Es wolle Gott uns gnädig sein." Nach einem von Bischof von Sanden gehaltnen Gebet und einer Musikaufführung der Berliner Hofkapelle hielt Oberhofprediger Bischof Ursinus von Baer über die Worte 1. Samuel 2, Vers 3 die Krönungspredigt. Unter Pauken- und Trompetenschall trat dann Friedrich vor den Altar und kniete, nachdem er Krone und Szepter niedergelegt hatte, an dessen Stufen nieder. Nun überreichte der Oberstkämmerer von Wartenberg dem Oberhofprediger Ursinus das Salbungsöl in einem Gefäß von Jaspis, um sinnbildlich anzudeuten, daß der König ihm die Macht erteile, ihn zu salben. Nicht zum Empfang der Königswürde, sondern nur zu ihrer Bestätigung sollte die Salbung dienen. Ursinus vollzog sie auf die Stirn und auf den Puls beider Hände mit den Worten: „Eure Königliche Majestät empfahen und nehmen auf diese Salbung als ein göttliches Wahrzeichen, dadurch Gott ehemals durch seine Priester und Propheten den Königen seines Volks bezeugen lassen, daß er selbst, der höchste Gott, sie zu Königen gemacht, eingesetzet und verordnet hat; und der Herr unser Gott salbe hierbei auch selbsten mit dem Heiligen Geiste Eure Königliche Majestät, daß Sie als ein Gesalbter des Herrn mit munterm, tapferm und willigem Herzen dies Ihr Volk und Königreich beherrschen und regieren, auch bei allem Königlichen Wohlergehn viele Jahre und Zeiten dem Rat und dem Willen Ihres Gottes dienen, durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen." Der König setzte sich die Krone wieder aufs Haupt und begab sich mit dem Szepter in der Hand auf seinen Thronsessel. In derselben Weise erfolgte dann die Salbung der Königin. Mit einem feierlichen Gebet und dem Ambrosianischen Lobgesang: „Herr Gott, dich loben wir" wurde die prächtige Feier geschlossen, und der

Digitized by Google

Krönungszug kehrte wieder unter dem Geläute sämtlicher Glocken der Stadt und unter dem Kanonendonner der Geschütze in das Schloß zurück. Noch bis in den Anfang März setzten sich die Festlichkeiten fort, die auf den Krönungstag selbst folgten, und erst am 6. Mai hielt der nunmehrige König Friedrich I. nach seiner Rückkehr aus Königsberg unter Entfaltung königlicher Pracht seinen Einzug in Berlin.

Von fast allen europäischen Mächten wurde unter Glückwunschbezeugungen die neue Königswürde anerkannt. Auch Frankreich, das anfangs noch damit zögerte, holte die Anerkennung später nach. Nur der Papst Clemens XI. erhob gegen die neue Königswürde Widerspruch, nachdem er alle Hoffnungen gescheitert sah, aus der Erwerbung der Königskrone für die römisch-katholische Kirche Vorteile herauszuschlagen. Unverhohlen gab er dem Kaiser sein Mißfallen zu erkennen, daß dieser die Erhebung Preußens zum Königreich geduldet habe. Und in fast gleichlautenden Briefen an diesen sowie an die weltlichen und geistlichen katholischen Fürsten legte er gegen die Annahme des Königstitels Verwahrung ein. Er ging dabei von der Vorstellung aus, daß nur dem heiligen Stuhle das Recht zustehe, Könige zu ernennen, und erklärte, daß die Königswürde in diesem Falle ganz besonders geschändet sei, da Brandenburg nur durch Abfall von der Kirche und durch Mißbrauch seiner Gewalt das ehemalige Ordensland Preußen besitze. „Wir sind zwar überzeugt — so heißt es in dem unter dem 16. April 1701 an den Kaiser gerichteten päpstlichen Breve —, daß Ihre Majestät keineswegs den Entschluß billige, der in einem in der Christenheit durchaus verwerflichen Verfahren von dem Markgrafen Friedrich ausgeführt ist, der sich den königlichen Titel öffentlich anzumaßen wagte, können indessen nicht, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob Wir nicht unsrer Pflicht Genüge thäten, das Vorgehn stillschweigend übergehn. Denn diese That widerspricht offenbar den Apostolischen Satzungen und verletzt geradezu das hohe Ansehen des heiligen Stuhls, da ein unkatholischer Mensch den doch geheiligten königlichen Namen nur mit Verachtung der Kirche annimmt, und genannter Markgraf sich ohne Bedenken den König des preußischen Gebiets nennt, das nach uraltem Recht dem Deutschen Ritterorden gehört. . . . Wir verlangen, daß Ihre kaiserliche Majestät auf unsre Mahnung es vermeiden wollen, dem etwa königliche Ehren zu erweisen, der gar zu anmaßend sich der Schar jener zugesellte, welche Gottes Wort ausdrücklich verwirft, und von dem es heißt: *sie haben selbst regiert und nicht durch mich, sie sind Fürsten geworden, und ich habe sie nicht erkannt.*“ In ähnlicher Weise sprach sich der Papst Clemens XI. vor dem versammelten Kardinalskollegium aus.

An den protestantischen Höfen in England und Holland konnte diese anmaßende Sprache des Papstes nur dem nunmehrigen Könige zum Vorteil gereichen, denn sie widerlegte am besten die noch immer umlaufenden Gerüchte, daß Friedrich, um zur Königswürde zu gelangen, der katholischen Kirche zum Nachteil seiner evangelischen Unterthanen weitgehende Zugeständnisse gemacht

Digitized by Google

habe. Aber auch bei den katholischen Mächten erwies sich der päpstliche Einspruch für die Dauer als wirkungslos. Man verschloß sich doch auch dort nicht den bedenklichen Folgerungen aus einem Einspruch, worin sich der Papst die Hoheit über die Könige zuschrieb. Ebensowenig haben die weltlichen und geistlichen Fürsten katholischen Glaubens im Reiche der päpstlichen Mahnung Folge gegeben. Schon im ersten Jahre der neuen Krone waren die wesentlichen Hindernisse für deren Anerkennung auch bei den geistlichen Fürsten des deutschen Reichs beseitigt. Nur der Kurfürst von Köln hat noch bis zum Jahre 1714 mit ihr gezögert. Von den auswärtigen Mächten ließ sich nur Polen durch den Papst einschüchtern, der an den König von Polen durch den Nuntius die Forderung ergehn ließ: „in keinerlei Weise zu gestatten, daß Friedrich in Polen als König anerkannt oder ihm gar königliche Ehren erwiesen würden." Infolgedessen hat Polen noch bis zum Jahre 1764 an seinem nachträglichen Widerspruch festgehalten, aber ohne dadurch der neuen Königswürde irgend welchen Eintrag thun zu können.

Die Nachfolger Papst Clemens XI. haben dessen Protest gegen das neue Königreich noch mehrfach wiederholt, aber ohne dadurch etwas andres zu erreichen, als daß der brandenburgisch-preußische Staat auf den unter dem Großen Kurfürsten eingenommnen Standpunkt zurückkehrte, mit dem Papste keine Beziehungen haben zu wollen. Auch der vorhin erwähnte Vota setzte vergeblich seine Bemühungen fort, Rom zur Anerkennung der preußischen Krone zu bewegen. Aber trotz dieses gespannten Verhältnisses zwischen Staat und Kurie genossen die katholischen Unterthanen in Preußen die vollste Glaubensfreiheit. In noch höherm Maße war dies der Fall, nachdem sich mit dem Erwerb Schlesiens durch Friedrich den Großen die Zahl der katholischen Unterthanen des Königreichs stark vermehrt hatte, und Friedrichs des Großen Politik darauf gerichtet war, auf die Gewissen seiner neuen katholischen Unterthanen die zarteste Rücksicht zu nehmen. Er ist es auch gewesen, der zu dem Bau einer katholischen Kirche in Berlin die Erlaubnis erteilte. Obwohl dieses Verhalten des Königs auch bei der Kurie die vollste Anerkennung fand, beharrten die Nachfolger Clemens XI. auf ihrer Weigerung, den preußischen Herrschern den Königstitel zuzugestehn. Der König in Preußen blieb für sie nach wie vor der Markgraf von Brandenburg. Friedrich der Große war der letzte, der sich dadurch anfechten ließ. Als sich der Minister von Hertzberg in Rom sehr eifrig um die nachträgliche Anerkennung der Königswürde bemühte und der Hoffnung Ausdruck gab, endlich zum Ziele zu gelangen, antwortete ihm Friedrich der Große: „Sie wissen, daß zeremonielle und kleinliche Fragen mich sehr wenig bekümmern. Demnach ist es ganz gleichwertig, ob der römische Hof den Königstitel anerkennt oder nicht. Wir werden deswegen nicht weniger dieses Königreich erhalten." Noch der römische Staatskalender von 1787 führte unter den gestorbnen fürstlichen Personen Friedrich den Großen als Markgraf von Brandenburg auf. Erst unter dessen Nachfolger ließ sich Papst Pius VI. herbei, den Widerstand der Kurie gegen den preußischen Königstitel aufzugeben und die Königswürde feierlich anzuerkennen. Auf die

Digitized by Google

Wünsche, die die Kurie mit dieser Anerkennung verband, hat sich aber auch König Friedrich Wilhelm II. nicht eingelassen, und es bleibt für alle Zeiten erfreulich, daß der preußische Staat sie durch keine Zugeständnisse erkauft hat, die in irgend welcher Weise seine Selbständigkeit der Kurie gegenüber hätten in Frage stellen oder beeinträchtigen können.

Den Verpflichtungen, die König Friedrich dem Kaiser gegenüber für dessen Zustimmung zur Annahme des Königstitels übernommen hatte, ist er gewissenhaft nachgekommen. In dem spanischen Erbfolgekriege haben die preußischen Hilfstruppen dem Kaiser wesentliche Dienste geleistet. In der Schlacht von Höchstedt am 13. August 1704 haben sich die preußischen Regimenter ganz besonders ausgezeichnet. Nicht minder war dies auf dem Kriegsschauplatz in Italien der Fall, auf den König Friedrich 8000 Mann der besten preußischen Truppen unter dem Oberbefehl des Fürsten Leopold von Dessau dem kaiserlichen Feldherrn Prinz Eugen zur Hilfe sandte. Die Schlachten bei Cassano am 16. August 1705 und bei Turin am 17. September 1706 stehn als Ehrentage des preußischen Heers in der Geschichte verzeichnet. Nicht minder wertvolle Bundesgenossen sind die Preußen für Österreich auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden gewesen, wo sie zu den Siegen, die der Herzog von Marlborough am 11. Juni 1708 bei Oudenarde und am 11. September 1709 bei Malplaquet über die französischen Heere davontrug, wesentlich beigetragen haben. Die Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs durch den Frieden zu Utrecht am 11. April 1713 hat König Friedrich I. nicht mehr erlebt. Aber schon in den noch bei seinen Lebzeiten eingeleiteten Verhandlungen über diesen Frieden stellte es sich heraus, daß das junge preußische Königreich keinen den wertvollen Leistungen seiner Truppen entsprechenden Lohn erhalten sollte.

König Friedrich I. und noch mehr sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. haben wegen des Danks vom Hause Österreich bittere Erfahrungen zu machen gehabt, und erst Friedrich dem Großen ist es beschieden gewesen, zu dem Glanze der Königskrone auch die entsprechende Machtfülle hinzuzufügen.

Vorahnend hat der Staatsmann, der in glänzender Weise zu dem befriedigenden Abschluß der Verhandlungen in der Kronfrage beigetragen hat, der Gesandte Bartholdi, schon damals die Erwerbung des Königstitels für einen Schritt vorwärts auf der Staffel zum Kaiserthron angesehen. In einem von ihm verfaßten Gutachten über die Vorteile, die die neue Krone dem Hause Brandenburg gebracht habe, spricht er zum Schluß von den Aussichten der Hohenzollern auf den Kaiserthron, indem er schreibt. „Daß, wenn der Mannesstamm des Hauses Österreich, welches nicht zu wünschen wäre, erlöschen sollte, oder aus unmündigen Kindern, die zum Kaisertum nicht fähig, bestehn würde, und die Evangelischen nachmals mehr emporkämen, das kurfürstliche Kollegium die Augen auf Ihre Königliche Majestät fast notwendig richten müsse." Kein deutsches Haus, so führt er aus, habe so vielfältige Anwartschaft, an Macht staatlich vermehrt zu werden. Die deutschen Fürsten

Digitized by Google

würden lieber ein Oberhaupt haben wollen, von dem ſie vorher gewöhnt waren, es über ſich zu ſehen, als daß ſie einen ihm an Macht gleichſtehenden oder gar untergeordneten Fürſten wählten. Der König in Preußen habe zwar in Kurbayern einen gefährlichen Konkurrenten, Kurbayern werde aber allem Anſchein nach durch den ſpaniſchen Erbfolgekrieg ſehr gedemütigt werden, und es ſei die Frage, ob es ſich den öſterreichiſchen Erblanden mehr als andre benachbarte gewachſen zeigte. Bartholdi ſchließt dieſen Ausblick in die Zukunft mit den Worten: „Das Haus Brandenburg iſt das einzige von denen teutſchen annoch übrigen Häuſern, welches mit Abſchwörung des evangeliſchen Glaubens ſich nie beſchmutzet, deſſen die Häuſer Sachſen, Pfalz, Braunſchweig, Heſſen, Mecklenburg ſich nicht rühmen können. Der Allerhöchſte erhalte es bis ans Ende bey der reinen Lehre und ſegne es reichlich an geiſtigen und irdiſchen Gütern.“ So wie Bartholdi es ſich gedacht hat, iſt ſeine Ahnung freilich nicht in Erfüllung gegangen. Die durch das Ausſterben des öſterreichiſch-habsburgiſchen Hauſes im Mannesſtamm erledigte, damals ſchon völlig ohnmächtige Kaiſerkrone des römiſchen Reichs deutſcher Nation hat das Haus Hohenzollern nicht erlangt, auch wohl kaum begehrt. Aber ſchöner und herrlicher, als Bartholdi es ahnen konnte, iſt ſein Ausblick in die Zukunft des Hauſes Hohenzollern verwirklicht worden, als wieder an einem 18. Januar im Spiegelſaale zu Verſailles König Wilhelm der Große die Wiederherſtellung des Deutſchen Reichs und die Vereinigung der deutſchen Kaiſerwürde mit der Krone Preußen verkündete.

Reformgedanken und Reformanſätze im heutigen Italien

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

Dieſen traurigen Zuſtänden gegenüber ſtehn Sozialpolitik und Sozialgeſetzgebung noch in den erſten Anfängen. Nicht daß es an ſozialer Fürſorge ganz fehlte, im Gegenteil. Aber ſie bewegt ſich meiſt noch in ältern Formen, oder ſie wirkt mehr indirekt und iſt im weſentlichen noch Sache der Privatthätigkeit, namentlich auch genoſſenſchaftlicher Organiſationen, nicht des Staats. Von erſtaunlichem und höchſt rühmenswertem Umfange ſind zunächſt die „frommen Stiftungen“ (opere pie), beſonders für Armen-, Kranken- und Waiſenpflege, ein glänzendes Zeugnis für den Wohlthätigkeitsſinn der Italiener vom Mittelalter bis in die neuſte Zeit. Durch Geſetz vom 17. Juni 1890 ſind ſie in einheitlicher Weiſe geregelt. Ihre Zahl beträgt jetzt über 22000, das Geſamt-

Digitized by Google

vermögen mehr als 2 Milliarden Lire, die Zinsen etwa 90 Millionen jährlich. Und doch werden sie noch beständig vermehrt. Erst vor wenig Jahren z. B. ist in Rom die Sacra famiglia entstanden, deren Namen man oft dort liest; sie versorgt verwahrloste Kinder und Waisen, verfügt schon über ein Jahreseinkommen von mehr als 100000 Lire, das der Hauptsache nach aus der Verwertung aller möglichen Abfälle entspringt, und besitzt vier Waisenhäuser in Rom, Albano, Velletri und Frosinone. Die Knaben und Mädchen, jene in einem kurzen ärmellosen Militärmantel, an der Mütze das S. F., sind bei ihren Ausflügen überall gern gesehen. Als ich einmal eines Sonntags in Genzano in einem Kaffeehause an der Piazza eingeregnet war, kam auch ein Trupp von etwa dreißig dieser Knaben aus Albano triefend an. Sofort bestellte ein Gast ein paar Liter Wein für sie, den der Führer sorglich verteilte, und die allgemeine Teilnahme wandte sich der kleinen, übrigens sehr artigen Gesellschaft zu. Eine ähnliche Stiftung für Waisen und Kinder von eingekerkerten Verbrechern (incarcerati) ist in den achtziger Jahren im Anschluß an das vielbesuchte Heiligtum der wunderthätigen Maria von Valle di Pompeji (eine halbe Stunde von der alten Stadt) unter geistlicher Leitung entstanden. Sie giebt in einer eignen Druckerei und Buchbinderei Andachtsbücher, ein Calendario del Santuario di Pompei und sogar eine besondre Zeitschrift heraus, hat mit ihren Einkünften auch die Zahl ihrer Pfleglinge von Jahr zu Jahr gesteigert und besitzt einen ganzen, großartigen Gebäudekomplex mit Werkstätten, Turn- und Exerzierplätzen. Diesen Opere pie sind verwandt die Brüderschaften (Confraternitate), über 18000, vor allem für Krankenpflege und Armenbegräbnisse.

Neben diese in der Kirche und in der von ihr gepredigten Barmherzigkeitspflege wurzelnden Einrichtungen sind nun zunächst zahlreiche moderne Finanzinstitute getreten: die Sparkassen (casse di risparmio, 1895 mit 1343 Millionen Lire Einlagen auf 1588424 Bücher), zuweilen große, kapitalkräftige, weithin wirksame Unternehmungen, seit 1874 auch die Postsparkassen, das Werk des damaligen Finanzministers Quintino Sella, bei denen Ende 1899 3664618 Einleger zusammen 621 Millionen Lire gut hatten, dann die Volksbanken (banche popolari) nach Schulze-Delitzsch und die nach Raiffeisen für das platte Land eingerichteten casse rurali. Noch viel mehr sozialpolitischen Charakter tragen die genossenschaftlichen Unternehmungen, die zahllosen Società di mutuo soccorso für gegenseitige Unterstützung der Mitglieder (nach dem Vorbilde der englischen friendly societies), die häufig auch Konsumvereine gegründet haben, und die Produktivgenossenschaften (società cooperative) von Berufsgenossen. Diese vereinigen vor allem die Bauhandwerker, aber auch zahlreiche andre Gewerbtreibende zu großen Organisationen, die 1895 in Rom ihren ersten Kongreß abgehalten haben, und haben sich neuerdings als cooperative di braccianti auch auf die städtischen wie die ländlichen Handarbeiter ausgedehnt. Die Unione cooperativa von Mailand hat soeben eine große Ausstellung italienischer Bodenerzeugnisse in Berlin eröffnet. Der Staat begünstigt diese Vereine durch bessere Bedingungen bei

Digitized by Google

Arbeiten in seinem Interesse und gelegentlich auch durch Prämien, und sie selbst treten sehr rührig und unternehmend auf. So bewarb sich die Società cooperativa [di] pittori, decoratori ed arti affini in Rom, die seit 1882 besteht, um die Arbeiten in der neuen „Aula" [Sitzungssaal] des Abgeordnetenhauses, und die Genossenschaft der Erdarbeiter von Ravenna beteiligte sich nicht nur an der Austrocknung der Sümpfe an der Tibermündung, sondern gründete dort auch auf einer Domäne mit besondrer Unterstützung des Königs Humbert, der die fleißigen Leute auf seinen Jagden häufig gesehen hatte, eine blühende Ackerbaukolonie. Auch einsichtige Grundherren haben für ihre Bauern ähnliche Einrichtungen getroffen. So hat Graf Faina auf San Venanzo bei Orvieto außer einer Viehversicherung und einer Unfallversicherung auch eine Società cooperativa di consumo, prevvidenza e soccorso ins Leben gerufen, die Bauern und Arbeiter (operaj) vereinigt. Daneben stehn zahlreiche Arbeitervereine zu allgemeinen Zwecken, teilweise sozialistischer Färbung, sogar z. B. eine Federazione degli operaj dipendenti dal governo für ganz Italien mit der Zentrale in Turin.

Kurz, die Thätigkeit von Genossenschaften sozialen Charakters ist in Italien kaum geringer als anderwärts. Dagegen hat die unmittelbare sozialpolitische Staatsgesetzgebung eben erst begonnen. Der Grund für diese Verzögerung liegt vor allem in dem alten liberalen Widerstreben gegen die Einmischung des Staats in wirtschaftliche und soziale Fragen, das auch bei uns noch gar nicht so sehr lange und nur durch den starken Willen eines gewaltigen Staatsmanns im Dienste einer starken, nicht einer parlamentarischen Monarchie überwunden worden ist. Es giebt noch keinen gesetzlichen Schutz gegen Überlastung der Arbeiter, keine Bestimmungen über Sonntagsruhe und Länge der Arbeitszeit, kein Verbot gegen das abscheuliche aus England eingeschleppte „Truckſystem," keine Beschränkung der Frauenarbeit, eine nur sehr mangelhafte der Kinderarbeit (seit 1886), und keine wirksame Staatsaufsicht der Fabrikbetriebe. Doch ist 1883 eine Cassa nazionale per l'assicurazione degli infortuni del lavoro (Unfallversicherung) unter staatlicher Aufsicht gegründet worden, aber zunächst für freiwillige Versicherung durch die Arbeiter selbst und die Unternehmer; erst das Gesetz vom 17. März 1898 führte die Zwangsversicherung bei Privatanstalten oder bei der schon damals in Aussicht genommnen nationalen Alters- und Invalidenversicherungsanstalt ein. Diese sollte nämlich, nachdem mehrere Anläufe (so schon ein Gesetz Cavours vom 15. Juli 1859) nicht zum Ziele geführt hatten, nach dem Gesetz vom 17. Juli 1898, am 1. Oktober 1899 mit einem vom Staate zur Verfügung gestellten Grundkapital von 12 Millionen Lire ins Leben treten als Cassa nazionale di prevvidenza per l'invalidità e per la vecchiaia degli operaj. Die Versicherung ist freiwillig, der Arbeiter hat mindestens 6 bis 9 Lire jährlich zu zahlen und erhält dafür und mit Hilfe eines Staatszuschusses aus den Überschüssen der Postsparkassen und aus den dem Staate zufallenden Erbschaften nach vollendetem sechzigsten (oder fünfundsechzigsten) Lebensjahre eine Leibrente (rendita vitalizia). Auch die associazioni

Digitized by Google

di mutuo soccorso können ihre Mitglieder einschreiben lassen. Die Verwaltung der Kasse ist autonoma ed indipendente dello stato [d. h. von den oft wechselnden Ministerien und dem Parlament], aber sie steht unter einem Consiglio d'amministrazione, das der König ernennt, und zwar unter Heranziehung auch von Arbeitern. Die Einschreibung sollte bei den Filialen und den Postämtern am 1. Oktober 1899 beginnen; zum ersten Präsidenten wurde ein Mitglied des höchsten römischen Adels, Fürst Alfonso Doria-Pamfili ernannt. Der Unterschied von der deutschen Alters- und Invaliditätsversicherung besteht vor allem in dem Wegfall des Zwanges und dem Mangel eines Beitrags der Unternehmer; immerhin sind beide Versicherungsanstalten erfreuliche Erscheinungen und werden gewiß viel Gutes stiften.

Freilich, die soziale Frage werden sie für Italien nicht lösen, denn sie ist hier wesentlich agrarischer Natur, und schwerlich werden die Zehntausende von Tagelöhnern, Kleinpächtern und Kleinbauern, die buchstäblich von der Hand in den Mund leben und von dem „liberalen" Staate nur die Freiheit erhalten haben, zu hungern oder sich in harte Sklaverei zu begeben, bei allem Fleiß und einer Genügsamkeit, von der man diesseits der Alpen gar keine Vorstellung hat, imstande sein, auch nur 6 Lire jährlich zu ersparen. Was hier nötig wäre, das wäre offenbar die Ausstattung der landlosen Tagelöhner mit Land etwa in der Form der mezzadria und die Erlösung des gesamten Landvolks von der furchtbaren Steuerlast. Beides kann nur eine energische und umsichtige Staatsgesetzgebung leisten, aber davon ist noch kaum ein Anfang sichtbar, denn die Selbstsucht der regierenden Signori hat ihm bisher entgegengestanden. Nur das Königtum wird diese Hindernisse überwältigen können, wie es in Preußen seit 1807 der freilich noch absoluten Krone gelungen ist. In einem schönen Worte der Thronrede von 1889 hat sich auch König Humbert zu diesem sozialen Königtum bekannt (Nel bene degli umili io ripongo la gloria del mio regno), und er hat für seine Person diese Gesinnung auch praktisch bethätigt, aber die Verwirklichung des hohen Ideals ist seinem Nachfolger überlassen geblieben. Ein ausgearbeitetes Reformgesetz hat soeben der Abgeordnete Maggiorino Ferraris vorgelegt.

Ohne die werkthätige Teilnahme der führenden Stände wird allerdings das Problem so wenig zu lösen sein wie anderwärts. Aber gerade an dieser Gesinnung scheint es ihnen noch sehr zu fehlen. So urteilte Ruggiero Bonghi 1889 in der Vorrede zu seinem Buche In viaggio da Pontresina a Londra: „Italien faßt nichts kräftig an, keine Studien ernst, keine Arbeit energisch. Es verliert sich, nutzt sich ab in Nichtigkeiten, in Vorurteilen, in falschen aber schwachen Anklagen, in falscher aber schwacher Prahlerei, in Kundgebungen ohne Logik, in Lärm ohne Würde, in Aufregungen, die nicht tief gehn, in Vereinigungen ohne Bewegung und Ideen, in Parlamenten, die mehr die Schwächen als die Vorzüge des Landes vertreten, in heiserm politischen Geschrei, das in dem Auf und Ab weder Inhalt noch Ziel hat. Die Geister unterwerfen sich keiner Disziplin, weder in der Gesellschaft, noch auf den

Digitized by Google

Universitäten, noch auf den Gymnasien, noch auf den Lyceen, nicht einmal in der Volksschule." Und er findet den Hauptfehler „in der geringen oder gar nicht vorhandnen Geistesfreiheit, die die »Sekten« allen lassen." Er versteht darunter weniger die eigentlichen Geheimbünde als die Cliquen und findet auch, daß die (römische) Kirche jetzt als „Sekte" wirkt. „Die Sekte, fährt er fort, ist das stärkste Gift jeder sozialen Thätigkeit, sie durchdringt die Schule, den Verein, das Parlament, die Regierung, die Zeitung, alles, und wo sie eindringt, korrumpiert sie."

Das sind harte Anklagen, aber sie sind unter dem Eindruck des Vergleichs zwischen Italien und England niedergeschrieben, und soweit sie begründet sind, deuten sie auf eine verhängnisvolle Erbschaft der Vergangenheit. Zu einer Zeit, wo Italien in absolut regierte Staaten zerfiel, zog sich das Interesse der Gebildeten vom Staate völlig zurück. Der geistige Thätigkeitstrieb fand seine Befriedigung in Geheimbünden (Maffia, Camorra, Carbonari, Freimaurer) und lokalen Cliquen, oder er wandte sich ausschließlich ästhetisch-litterarischen Interessen zu. Darauf wurde auch die ganze höhere Bildung zugeschnitten, sie wurde also einseitig, gelehrt humanistisch, rhetorisch und formalistisch, dem Leben der Gegenwart, den materiellen, wirtschaftlichen Interessen ganz abgewandt. Als nun mit einem Schlage der parlamentarische Einheitsstaat über dieses politisch ungeschulte und geistig verbildete Geschlecht hereinbrach, da füllten sich die Sitze des Parlaments, wie 1848/49 in Deutschland, fast ausschließlich mit Vertretern der gelehrten Bildung und mit den Leitern der Geheimbünde, damit aber auch die Ämter. Daher das von Bonghi hervorgehobne Übergewicht der „Sekten," die alle diese Romanen so leicht berauschende Wirkung der schönen Phrase in der schönen Sprache und die anfängliche Hilflosigkeit gegenüber den praktischen Fragen.

So erklingt denn auch in Italien weithin der Ruf nach Reform des gesamten Unterrichtswesens, denn auch hier scheint man zu glauben, wie oft auch bei uns, daß die Schule alles vermöge. Freilich wird eine solche Reform nicht nur durch die alten Überlieferungen erschwert, sondern auch durch den häufigen Ministerwechsel, der einem Unterrichtsminister zur Ausarbeitung und Durchführung weit aussehender Gesetzentwürfe kaum Zeit läßt und das von dem einen Angebahnte unter dem Nachfolger vielleicht sogar wieder in Frage stellt. Am lebhaftesten hat man sich im letzten Jahrzehnt mit der Reform der Universitäten beschäftigt, der ältesten Lehranstalten des Landes, die in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters sein Stolz und Weltruhm waren. Sie sind nach einer weitverbreiteten Meinung zu zahlreich (21, davon 17 königliche, 4 freie), weil sie eben in Ober- und Mittelitalien ganz nach lokalen Bedürfnissen der Gemeinden entstanden waren; sie haben eine theologische Fakultät niemals, die denn auch den mittelalterlichen Hochschulen Italiens meist gefehlt hat, und von den vier andern Fakultäten nach italienischer Einteilung, der juristisch-staatswissenschaftlichen, der medizinischen, der naturwissenschaftlich-mathematischen und der litterarisch-philosophischen, unter allen Umständen nur die juristische, da ja

Digitized by Google

die italienischen Universitäten alle aus Rechtshochschulen hervorgegangen sind. Von den drei übrigen fehlt bald die eine, bald die andre; vollständig sind von den 17 königlichen Universitäten 11, von den 4 „freien" keine. Diese viel zu große Anzahl von Universitäten hat zunächst eine mangelhafte Ausstattung namentlich der kleinern zur Folge, da der Staat gar nicht die Mittel hat, bei allen den modernen Anforderungen an Institutionen und Lehrkräften entsprechen zu können; deshalb sind auch die Gehalte der Professoren nicht hoch, und diese selbst gezwungen, ihre Einkünfte durch oft sehr zeitraubende Nebenbeschäftigungen zu steigern. Ein andrer und sehr ernster Übelstand ist die Studien- und Prüfungsordnung (vom 11. Oktober 1875 und 8. Oktober 1876), die von der akademischen Freiheit wenig übrig läßt.

Der Student muß nämlich während der Studienzeit eine ganze Reihe von Prüfungen bestehn (am Schlusse jedes Jahreskursus jedes Wissenszweiges eine, der Jurist z. B. in 18 Fächern), um endlich zur Schlußprüfung seiner Fakultät zugelassen zu werden; er ist deshalb gar nicht imstande, etwa an einer andern Fakultät Vorlesungen zu hören, weil irgend ein Examen ihm jederzeit bevorsteht, und noch weniger eine andre Universität zu besuchen, weil er natürlich bei den Professoren hören wird, die ihn einmal zu prüfen haben; er wandelt also immer zwischen engen Schranken dahin bis zum Ende und behandelt sein Studium natürlich von Anfang an als bloßes Brot- und Examenstudium. Von der glücklichen Freiheit der Bewegung, die in Deutschland nicht nur dem Bummler, sondern auch dem wissenschaftlich strebsamen Studenten alle Pforten weit öffnet, weiß der Italiener nichts.*) Der Druck dieser unfreien Verfassung ist neben dem starken Selbstbewußtsein und der Neigung italienischer Studenten, sich in die politischen Parteikämpfe des Tages einzumischen, der Hauptgrund zu den häufigen Studententumulten. Die Überbürdung der Professoren aber mit Prüfungsgeschäften (einer rief einmal am Schluß eines heißen Prüfungstages im August verzweifelt aus: „Ich weiß nicht mehr, ob ich Recht habe oder die da!") führt zu einer starken Oberflächlichkeit der Prüfung selbst, zumal da selbst bei der Abschlußprüfung jede staatliche Kontrolle fehlt; deshalb bestehn fast alle Kandidaten, und bei der tief gewurzelten Neigung der Italiener zu gelehrten Berufen werden diese noch viel schlimmer überfüllt als in Deutschland. Von den 1000 jährlich examinierten Juristen können nur etwa 500 in den Staatsdienst eintreten, und die Zahl der Mediziner ist so groß, daß in Italien auf 100000 Einwohner 66 Ärzte kommen (in Frankreich 40, in Österreich 34, in Preußen 32). In den zahlreichen schlecht gestellten oder ganz beschäftigungslosen akademisch gebildeten Leuten, den spostati, sehen einsichtige Italiener eine sehr ernsthafte soziale und politische Gefahr, denn sie verstärken die ohnehin schon große Zahl der Unzufriednen um ein ganz besonders gefährliches Kontingent.

*) Wie viel Humor trotz aller Examennöte auch um diese italienischen Universitäten (und Schulen) spielt, zeigt u. a. ein reizendes, niedlich illustriertes Büchlein der zierlichen Piccola Collezione Margherita (Roma, Voghera, 1898): Memorie di un vecchio professore, di Michele Lessona.

Digitized by Google

Endlich klagt man vielfach über den Mangel einer wirklichen Autonomie nach der Weise der deutschen und der englischen Universitäten. In der That ist es besonders bei dem Ursprung der alten ober- und mittelitalienischen Universitäten aus freien Studentengenossenschaften (Neapel war seit seiner Gründung durch Kaiser Friedrich II. im Jahre 1224 immer Staatsanstalt) sehr auffällig, wie wenig Selbständigkeit die jetzt königlichen Hochschulen haben oder hatten. Der bei den meisten unmittelbar von der Regierung auf ein Jahr ernannte Rektor war bisher kaum etwas andres als ein Beamter des Staats; er hat die ganze Leitung und Verwaltung der Universität, berichtet darüber jährlich an den Minister, verleiht die Diplome im Namen des Königs, leitet die Sitzungen des akademischen Rats, der aus den presidi der Fakultät, dem ältesten Professor jeder und den presidi (Rektoren) der höhern Schulen besteht, und beruft nur den Gesamtrat der ordentlichen Professoren auf den Befehl des Ministers und nur, um Reformen der Einrichtungen und den neuen Rektor vorzuschlagen. An der Wahl der Professoren hat die Universität nicht einmal Anteil; die ordentlichen werden vom König, die außerordentlichen vom Minister ernannt, beide auf Grund des Gutachtens einer Kommission des Oberschulrats. Freier ist natürlich die Verfassung der „freien" Universitäten (d. h. der städtischen: Ferrara, Perugia, Urbino und Camerino). In Ferrara z. B. (gegründet 1391) liegt die höchste Autorität in den Händen des Universitätsrats (Consiglio universitario), der aus dem Schulrat der Provinz (provveditore agli studi), dem Rektor, den presidi der (drei) Fakultäten, sechs Vertretern der Stadtgemeinde und drei Abgeordneten der Studentenschaft unter dem Vorsitze des Sindaco (Bürgermeisters) besteht. Er berät das Budget und die andern wichtigen Angelegenheiten der Hochschule, ernennt den Rektor und einige andre Organe. Durch seine Zusammensetzung stellt er ein sehr enges Band zwischen Stadt und Hochschule dar und erinnert in der Zuziehung auch der Studentenschaft an den Ursprung der italienischen Universitäten.

Die neuen Reformforderungen und -Versuche richten sich vornehmlich auf zwei Punkte: die Verminderung der (königlichen) Universitäten durch Einziehung der kleinern und die Erweiterung oder vielmehr Begründung ihrer Autonomie. Die erste schlug der Minister Martini 1892/93 vor, der nur elf von siebzehn bestehn lassen wollte, doch scheiterte der Gesetzentwurf an dem unüberwindlichen Sonderinteresse der Städte und Landschaften und ist wenigstens unmittelbar nicht wieder aufgenommen worden. Die Begründung der Autonomie nach deutschem Vorbilde blieb lange Jahre hindurch ein Lieblingsgedanke G. Baccellis, der selbst Professor (der klinischen Medizin) an der Universität Rom war und ist. Er brachte schon, als er zum erstenmal das Unterrichtsministerium übernommen hatte, 1883/84 einen tief einschneidenden Gesetzentwurf glücklich durch das Abgeordnetenhaus, scheiterte aber damit im Senat und trat zurück. Abermals Minister wiederholte er 1895 seine Vorschläge, ohne im ganzen damit durchzudringen, da sich auch in Universitätskreisen eine starke Opposition dagegen erhob, setzte aber wenigstens die Einführung des Wahlrektorats vom Beginn

Digitized by Google

des Studienjahrs 1896/97 an durch, derart, daß seitdem der Rektor von den einzelnen Fakultäten der Reihe nach für zwei Jahre gewählt wird. Unter dem Ministerium Pelloux nahm er seine alten Entwürfe wieder auf und forderte 1899 für die siebzehn königlichen Universitäten wie für die zwölf ihnen an Rang gleichstehenden Fachhochschulen die Rechte der juristischen Persönlichkeit und die Autonomie in Bezug auf Unterricht, Verwaltung und Disziplin unter Aufsicht des Staats, das Vorschlagsrecht der Fakultäten bei der Besetzung der Lehrstühle, die Verleihung des Doktorgrads durch die Fakultäten, der Befugnis zur Ausübung eines wissenschaftlichen Berufs durch den Staat. Am 18. März 1899 nahm die Deputiertenkammer diese grundlegenden Bestimmungen an. Daneben beabsichtigte Baccelli auch eine Umgestaltung der Studien- und Examenordnung, aber er ist inzwischen (Juni 1900) mit dem Ministerium Pelloux wieder gefallen. Auch die italienische Studentenschaft rührt sich. Neben ihren zahlreichen Blättern von nur lokaler Bedeutung und meist kurzer Lebensdauer hat sie sich seit Oktober vorigen Jahres in der Wochenschrift Lo studente italiano ein neues Gesamtorgan geschaffen, mit der verständigen Absicht, das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und die gemeinsamen Interessen zu pflegen, aller Erörterung rein politischer Fragen dagegen ihre Spalten zu verschließen.

Bei den Mittelschulen auf der einen Seite, den humanistischen Gymnasien [ginnasi] mit fünf und den deren Kurs fortsetzenden Lyceen [licei] mit drei Jahreskursen, die in Städten, wo Anstalten beider Art bestehn, unter demselben preside stehn [liceo-ginnasi], auf der andern Seite den realistischen lateinlosen scuole tecniche und istituti tecnici mit je drei Jahreskursen (etwa Realschulen und Realgymnasien) ist man über die 1859 bis 1861 durch eine Reihe von Einzelgesetzen auf Grund der piemontesischen Legge Casati vom 13. November 1859 für die verschiednen Landschaften und durch einzelne spätere Bestimmungen geschaffne Grundlagen thatsächlich noch nicht wesentlich hinausgekommen. Ein Hauptübelstand liegt jedenfalls in der verhältnismäßig viel zu großen Zahl der humanistischen Schulen (1895/96 707 Gymnasien und 332 Lyceen) gegenüber 381 technischen Schulen und 74 technischen Instituten (Preußen hat auf dieselbe Volkszahl im ganzen nur etwa 600 Mittelschulen). Aber daran wagt niemand zu rühren, weil die weitaus größte Anzahl dieser Anstalten nicht königlich, sondern Gemeinde-, Korporations- oder Privatschulen sind (von den Gymnasien 524, von den Lyceen 216, von den technischen Schulen 192, von den technischen Instituten nur 20). Die Kollatoren sind daher auf sie ganz besonders stolz und geben ihnen gern die Namen nationaler oder auch nur lokaler Berühmtheiten, wie auch oft sogar den Volksschulen (in Florenz z. B. Regina Margherita, Dante Alighieri, Petrarca, Leonardi da Vinci, Pier Capponi, Michel Angelo, Vittorino da Feltre, Massimo d'Azeglio, Giotto, Francesco Ferruccis, Bernardo Rucellai und andre mehr). Dagegen hat sich auch in Italien der Kampf gegen die klassische Bildung erhoben. Baccelli trat für diese energisch ein, führte aber doch versuchsweise in sechs Lyceen Deutsch und Englisch als wahlfreie Fächer ein und

Digitized by Google

förderte die technischen Schulen. Sogar der Begriff der „Einheitsschule" ist den Italienern nicht fremd. Wird doch vorgeschlagen (im Nuovo Educatore 1895), von den fünf Jahreskursen des ginnasio die drei ersten so einzurichten, daß sie ebensowohl für das liceo als für das istituto tecnico vorbilden könnten, also eine Gablung nach der humanistischen und realistischen Seite, und etwas Ähnliches, die Verschmelzung des ginnasio mit der scuola tecnica, empfahl Niccolo Gallo, der jetzige Unterrichtsminister (des Ministeriums Saracco), im Oktoberheft der Nuova Antologia von 1900. Auch das höhere Mädchenschulwesen hat in Italien eine nicht unbedeutende Entwicklung erfahren, doch ist diese im wesentlichen den Stadtgemeinden und den geistlichen Stiftungen überlassen geblieben; nur die vier mit Lehrerinnenseminarien verbundnen „Normalschulen" in Mailand, Verona, Florenz und Messina sind königliche Anstalten.

Sehr lebhafte Bewegung herrscht auf dem Gebiete der in Italien so lange sündlich vernachlässigten Volksschule, die im bei weitem größten Teile von Italien erst durch die Einführung der piemontesischen Legge Casati vom 13. November 1859 begründet worden ist. Die Schwierigkeiten waren deshalb besonders groß, weil der Staat bei der wenigstens grundsätzlich feindseligen Stellung der Geistlichkeit auf deren Mitwirkung verzichten und sich das weltliche Lehrerpersonal erst erziehn mußte, ohne doch geistliche Schulen ganz unterdrücken zu können. Diese sind im Gegenteil in raschem Zunehmen. Durch Gesetz vom 15. Juli 1877 hat er auch den Schulzwang vom vollendeten sechsten bis zum neunten Jahre einschließlich eingeführt, und die Schulen in den größern Städten halten die Kinder gewöhnlich noch zwei weitere Jahre fest. So stieg die Zahl der öffentlichen Volksschulklassen, die 1861/62 21253 mit 885152 Schülern betrug, bis 1895/96 auf 50526 mit 2379349 Zöglingen. Ihre Gründung und Unterhaltung ist Sache der Gemeinden, doch gewährt der Staat Zuschüsse und übt die fachmännische Aufsicht durch seine Kreisschulinspektoren (ispettori scolastici), die aus erprobten Schulmännern genommen werden. Unterrichtsgegenstände sind nach der Instruktion Baccellis von 1894 Italienisch, auf dessen Pflege die größte Sorgfalt verwandt wird, Rechnen mit den Anfängen der Geometrie und die Grundzüge der Geschichte, Geographie und Naturkunde; das Turnen ist seit 1878 obligatorisch, dagegen war die Religion bis vor kurzem ausgeschlossen, auch Zeichnen und Singen werden nicht überall gelehrt.

Der Zustand der Schulen und die Ergebnisse des Unterrichts sind natürlich je nach den Gemeinden sehr verschieden. Größere Städte verwenden sehr ansehnliche Mittel darauf und steigern die Zahl der Jahreskurse und Klassen auf fünf. So zählte Florenz 1898/99 in seinen 294 Klassen 11059 Zöglinge auf 200000 Einwohner, allerdings eine Zahl, die hinter deutschen großstädtischen Verhältnissen schon deshalb noch weit zurückbleibt, weil die Dauer der Schulpflicht in Italien wesentlich kürzer ist und die zahlreichen klerikalen Schulen nicht mit inbegriffen sind. (Die Leipziger Volksschulen hatten 1898 auf etwa 400000 Einwohner beinahe 60000 Kinder). Ärmere Gemeinden lassen es

Digitized by Google

freilich um so mehr an sich fehlen, gewähren nur ungenügende Lokale und bezahlen die Lehrer nicht nur schlecht, sondern auch wohl unregelmäßig und halten doch an dem Rechte der Anstellung, die zunächst auf zwei Jahre, nach dieser Probezeit auf sechs Jahre und erst wenn auch dann gegen den Lehrer nichts zu erinnern ist, er also das certificato di lodevole servizio erhalten kann, auf Lebenszeit gewährt wird. Dabei spielen Politik und Clique eine bedenkliche Rolle. So klagte ein Elementarlehrer in der Nähe von Caserta im Corriere d'Italia, er habe in dreiundzwanzig Dienstjahren jenes certificato nicht erhalten, habe dann seiner Partei zu Gefallen, für die er sehr thätig gewesen sei, gegen das Versprechen der Wiederwahl seine Stellung aufgegeben und sei dann doch nicht gewählt worden, obwohl er achtundzwanzig Dienstjahre als Soldat und Lehrer hinter sich habe.

Auf diese Übelstände richten sich nun die Reformbestrebungen um so mehr, als jetzt alle Parteien für die Volksschule ein lebhaftes Interesse bekunden. Baccelli sagte am 29. Oktober vorigen Jahres zu den in der Villa d'Este in Tivoli versammelten Elementarlehrern der Provinz Rom: „Die Elementarlehrer vertreten die Infanterie des [Lehrer-]Heers, und die Infanterie gewinnt die Schlachten," und der Demokrat Zanardelli sprach einmal das treffende Wort: „Volksherrschaft ist Volkserziehung" (Democrazia è demopedia). Vernünftigerweise denkt man denn auch zunächst daran, die materielle Lage der Lehrer zu verbessern. Baccelli bereitete schon 1895 ein neues Pensionsgesetz vor, und Privatleute stellten bis 1899 dem Minister 4000 campicelli (kleine Grundstücke) zur bessern Ausstattung der Lehrerstellen zur Verfügung. Vor allem aber wird der Gedanke, die Volksschulen auf den Staat zu übernehmen, eifrig erörtert. Er führte 1896 zu förmlichen Anträgen im Parlament, war ein Teil auch von Baccellis Programm, da die Volksschule, wie er in Tivoli erklärte, una vera fabbrica di cittadini e soldati sei, wurde auch auf der dortigen Lehrerversammlung besprochen und vom Corriere d'Italia wenigstens zu einer Probe (mit Zuzahlung der Gemeinden) empfohlen, da für diese die Schullasten eine „unerträgliche Bürde" (insupportabile fardello) seien. Auch am Unterricht wird manches gebessert. Schon 1895 hat Baccelli es gewagt, den obligatorischen Religionsunterricht einzuführen, und die Gemeinde Mailand machte den Anfang damit, ihn an Priester zu übertragen. Sehr energisch spricht sich für ihn der Senator F. Nobile-Vitelleschi in der Nuova Antologia aus, da der Religionsunterricht die Grundlage jeder nationalen Erziehung sei, und seine Ausscheidung die sittliche Verwilderung mit verschuldet habe. Daneben arbeitet man an der Einführung des Unterrichts in Handfertigkeit und Ackerbau (lavoro manuale ed agraria). Darum wurden im Herbst 1899 nach Anordnung Baccellis z. B. an der Universität Sassari auf Sardinien für die Lehrer der Provinz (im ganzen über 170), in Florenz für die städtischen Volksschullehrer Ferienvorträge über Ackerbauwissenschaften gehalten, und bei der entscheidenden Rolle des Ackerbaus in der italienischen Volkswirtschaft könnte eine anleitende und vorbildliche Thätigkeit der Volksschullehrer von einiger Bedeutung werden.

Digitized by Google

Nach unten wird die italienische Volksschule durch zahllose Kindergärten (giardini infantili) in der Weise Fröbels ergänzt, nach oben durch Fortbildungskurse und Abendschulen (scuole serali), die von einzelnen Privatleuten und Vereinen unterhalten, auch gelegentlich von der Regierung unterstützt werden und viel Teilnahme finden. Dazu kommen in den größern Städten zahlreiche Kurse in fremden Sprachen (Französisch, Deutsch, Englisch) für Handwerker, Arbeiter, junge Kaufleute u. s. f. während des Winters. Aus alledem ergiebt sich ein sehr lebhaftes Bildungsbedürfnis und das eifrige Bemühen, ihm zu entsprechen.

Über die Erfolge der Schule für das nationale Leben zu urteilen ist immer eine sehr schwierige Sache. Was ich selbst gelegentlich zwischen Mailand und Syrakus von italienischen Schulkindern kennen gelernt habe, machte einen günstigen Eindruck. Aber diese Erfahrung ist sehr beschränkt. Einen objektiven Maßstab glaubt man in der Zahl der Rekruten, die lesen und schreiben können, und in der Kriminalstatistik zu haben. Auch von diesem Standpunkt aus ist in Italien der Fortschritt ganz unleugbar. Denn die Zahl der analfabeti (ein unübersetzbares, aber höchst bezeichnendes Wort!) belief sich bei den Rekruten des Landheeres 1861 auf 64 Prozent, im Jahre 1895 nur noch auf 38,34 Prozent, und dieser Durchschnittssatz wird in einzelnen Landschaften teils bei weitem nicht erreicht, teils (namentlich im Süden) freilich auch weit übertroffen (in der Provinz Syrakus 1881 noch 84 Prozent!). Am schlimmsten scheint es auf der Insel Sardinien, dem Stiefkinde aller Regierungen, auszusehen; hier gesteht ein Korrespondent in Cagliari der republikanischen Italia zu, die Unwissenheit sei derart, daß Lesen und Schreiben meraviglie, etwa: seltene Ausnahmen, seien und das Italienische vom Volke nicht einmal verstanden werde. Aber einmal ist die Kenntnis dieser Fertigkeiten noch lange keine Bildung, sodann stehn diesem alten Kulturvolke außerhalb der Schule in seinen öffentlichen Kunstdenkmälern und seinen Kirchenfesten viele Bildungsmittel zu Gebote, von denen man im Norden keine Ahnung hat. Wie tief und allgemein das Interesse an der Kunst z. B. ist, sieht man u. a. aus der Thatsache, daß, als 1899 die beiden neuen von Augusto Passaglia und Giuseppe Cassioli in Bronzeguß ausgeführten Thüren an der prachtvollen Marmorfassade des Florentiner Doms (an der sich bekanntlich 1875 bis 1887 die Stadtgemeinde bankerott gebaut hat!) angebracht wurden, sich die ganze Bevölkerung bis zum Stiefelputzer hinab leidenschaftlich darüber stritt, an welcher Thür die Reliefs schöner seien. In Italien ist eben die Kunst wirklich ein Volksbedürfnis und Volksbildungsmittel, im Norden ein der Masse unverständlicher und gleichgiltiger Luxus.

Noch viel unsichrer ist das Urteil über die Wirkung der Volksschule nach der Kriminalstatistik. Denn wie viele und wie starke Einflüsse wirken neben und nach der Schule! Mag die Einsicht in das Gute vorhanden sein, stärker als diese ist in allen sittlichen Fragen der Wille, und dieser steht überall viel mehr unter der Herrschaft der Leidenschaft und der Sitte, als der Schule,

Digitized by Google

vollends in einem so heißblütigen und von so festen, alten Traditionen beherrschten Volke, wie es die Italiener sind. Dazu kommt eine Milde des Strafrechts und der Strafrechtspflege, die jetzt auch von einsichtigen Italienern scharf verurteilt wird. Wenn 1880 an Verbrechen gegen das Leben mit tödlichem Ausgange noch 5418 Fälle, 1896 immer noch 3868 vorgekommen sind, so klingt das allerdings schrecklich. Aber die Italiener sind immer „beherzte Totschläger" gewesen, wie ein griechischer Historiker von den alten Pannoniern, den Vorfahren der heutigen Albanesen (*ἄνδρες φονικώτατοι*) sagt, und sie handeln dabei selten aus Raublust, gewöhnlich in der Leidenschaft des Augenblicks oder in einem verwilderten Pflichtgefühl, das ihnen die Blutrache, die vendetta, gebietet. Wenn, wie der Engländer Charles Grant in seinem auf der eindringendsten Kenntnis beruhenden Buche (Neapolitanisches Volksleben, Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld, 1900) erzählt, ein neapolitanischer Fischer den Verführer seiner Schwester niedersticht, so erfüllt er damit nach der Anschauung seiner Standesgenossen nur eine selbstverständliche Pflicht, deren Vernachlässigung ihn entehren würde, und sie unterstützen ihn dabei unter der Hand in jeder Weise. Wie ein Mädchen in den Volkskerbergen die Rache an dem Geistlichen vollstreckt, der ihren Verlobten an die päpstlichen Gendarmen ausgeliefert hat, nachdem dieser in der Eifersucht den Priester schwer verwundet hat, wie sie dafür selbst das Glück an der Seite eines deutschen Malers in die Schanze schlägt und endlich den Tod sucht, das hat Gustav Floerke in dem anziehenden Buche: „Italienisches Leben" (Stuttgart, 1890) meisterhaft und ergreifend geschildert. Daß solche tiefgewurzelte Sitten und Anschauungen von der Schule sehr wenig beeinflußt und überhaupt nur sehr langsam umgewandelt werden können, liegt doch auf der Hand.

Soviel aber wird selbst aus den vorstehenden skizzenhaften und unvollständigen Ausführungen hervorgehn, daß Italien zwar hinter andern europäischen Kulturvölkern in manchen Beziehungen zurückgeblieben ist, so gut wie Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege unter seiner elenden Verfassung hinter seinen westlichen Nachbarn lange um ein Jahrhundert zurückgeblieben war, daß es aber nicht stillsteht, sondern auf allen Gebieten vorwärts strebt. Selbst in der ebenso schönen wie reichen und biegsamen Sprache drückt sich das insofern aus, als die Sprache des täglichen Lebens kürzer und knapper wird. Der Teilungsartikel scheint mehr und mehr zu verschwinden, die Verbindung zweier Hauptwörter durch di (französisch de) zu einem gemeinsamen Begriff, die in den Namen der Bauwerke, Straßen, Plätze, Institute u. dergl. schon längst üblich ist (Palazzo Chigi, Villa Doria-Pamfili, Via Roma, Piazza Venezia, Scuola Dante Alighieri entsprechend den französischen Formen Hôtel Dieu, Rue Rivoli), greift auch auf andre Gebiete über (Ministero [di] guerra, Dazio [di] consumo, treno [di] bagaglio, trasporto [di] derrate alimentari, trattoria [di] studenti, servizio [di] Vesuvio); endlich entstehn daraus Compósita, die dem Geiste der romanischen Sprachen eigentlich fremd sind (capostazione, Stationsvorsteher, capolinea, Endpunkt einer Linie, capolavoro,

Digitized by Google

Meisterwerk, caffelatte, Milchkaffee). Auch bei den Italienern beginnt also die praktische Rücksicht zu überwiegen.

Was aber jetzt Italien vor allem not thut, das scheint zu sein, soweit ein Fremder darüber urteilen darf: eine starke, von der alles vergiftenden parlamentarischen Cliquenwirtschaft möglichst unabhängige, stetige monarchische Regierung, eine gründliche Steuer- und Agrarreform und die Weiterführung der Arbeiterschutzgesetzgebung, endlich Reformen des Unterrichtswesens in den eingeschlagnen Richtungen. Sehr viel wird dabei freilich auf die Einsicht und den Patriotismus der führenden Stände ankommen. Daß sie, wie kürzlich in einer angesehenen deutschen Monatsschrift zu lesen war, „impotent“ seien, kann man doch angesichts ihrer Leistungen in der Einigung und im Ausbau des Königreichs nicht so schlankweg behaupten. Ein modernes Land in der Weise Englands und Nordamerikas wird freilich Italien niemals werden, in diesen Bahnen wird es schwerlich jemals eine führende Stellung erringen. Dazu ist dieses Volk zu schönheitsfroh und lebensfreudig, zu fein organisiert. Und das ist ein Glück für die Kultur der Welt, die sich zu einer form- und geistlosen, materialistischen Einseitigkeit entwickeln würde, wenn die Sätze Dollar is king und Time is money jemals allgemeine Geltung erhielten. Welchen Wert hat denn schließlich die wirtschaftliche Arbeit, wenn sie Selbstzweck und nicht vielmehr Mittel zum Zweck, zu geistiger und sittlicher Vervollkommnung wird? Auch der Rat, den man den Italienern gern geben möchte, auf eine große auswärtige Politik und ihr kostspieliges Rüstzeug zu verzichten, um sich ganz der innern Arbeit zu widmen, ist für sie unannehmbar. Denn das materielle Wohl der vielen ist zwar ein wichtiges Ziel der Politik, aber weder das einzige noch das höchste. Ein Verzicht auf die Großmachtstellung würde Italien in den Augen auch der Italiener entehren, und so notwendig die Selbstachtung für den Einzelnen ist, so notwendig ist sie auch für ein Volk.

Zur innern Kolonisation in Preußen

Die innere Kolonisation und ihr richtiger Betrieb ist nach dem Urteil wohl aller vaterländisch gesinnten Kreise eine hochwichtige nationale, wirtschaftliche, sozialpolitische, kurz eine große Frage des allgemeinen Staatsinteresses, eine Frage, bedeutungsvoll nicht bloß für unsern engern Osten, als das eigentliche Kolonisationsland, sondern für ganz Preußen und damit für unser ganzes deutsches Vaterland. Denn wir brauchen, wie die Verhältnisse liegen, ein gesundes, lebensfrisches und lebensfrohes, deutschnationales bäuerliches Bollwerk gegen das Slawentum nicht bloß in den sogenannten Ansiedlungsprovinzen (Posen

Digitized by Google

und Westpreußen), sondern auch in den weitern Grenzprovinzen. Darüber sollte doch kaum mehr ein Zweifel bestehn. Nun liegt aber, abgesehen von der auf die Ansiedlungsprovinzen beschränkten Königlichen Ansiedlungskommission, die ganze innere Kolonisation heute thatsächlich der Hauptsache nach in der Hand der die Güterparzellierung bekanntlich im großen geschäfts- und gewerbsmäßig betreibenden Berliner Landbank. Mit ihr und ihrem Geschäftsbericht aus dem Jahre 1899 beschäftigte sich kürzlich eingehend die sozialpolitische Monatsschrift „Land“ (Nr. 16 vom 15. Mai 1900). Auch sie weist darauf hin, daß der Landbank wegen ihres Geschäftsumfangs eine große Bedeutung im Staate zukomme, und zieht dann einen Vergleich ihres Verfahrens mit dem der Königlichen Ansiedlungskommission. Diese wirke — im scharfen Gegensatz zu dem Verfahren der Landbank — gerade dadurch so segensreich, daß sie zunächst kultiviere und erst dann besiedle, daß sie sich aber auch mit einer geringen Verzinsung ihres Anlagekapitals begnüge und nicht auf hohe Prozente bedacht sei. Dem gegenüber wird der Landbank nachgewiesen, daß sie ihren Aktionären auch 1899 zwar wieder nur 7 Prozent(!) aus dem erzielten Reingewinn ausgezahlt habe, daß aber thatsächlich das am Gewinn teilnehmende Aktienkapital von acht Millionen Mark einen Reingewinn von 790000 Mark gebracht habe, das seien etwa $9^1/_2$ vom Hundert. Verkäufer und Käufer der Bank hätten aber nicht nur diesen ganzen Reingewinn, sondern auch noch die Verwaltungskosten (Beamtenbesoldungen usw.) mit 225000 Mark zu tragen; ihnen koste also die Vermittlung 790000 Mark + 225000 Mark oder mehr als eine Million in einem einzigen Jahre!

Bei diesen Zahlen ist aber noch die Thatsache ganz außer Betracht gelassen, daß die Gesellschaft ihre ersten fünf Millionen Aktien mit 120 an die Börse gebracht hat, also auch dabei noch wieder um eine Million herum verdient hat, der bei der Ausgabe der zweiten fünf Millionen Aktien ein weiterer Gründergewinn von noch einer Million folgen oder gefolgt sein dürfte. Das sind ganz ungeheuerliche Zahlen, die die Sache trägt, ganz abgesehen davon, daß doch eigentlich Schweiß und Blut des kleinen Besitzers dies der Finanz einbringen. So meint auch die genannte Zeitschrift, dieser Geschäftsbericht der Landbank bedeute wiederum eine dringende Mahnung an die Staatsregierung, schleunigst Vorkehrungen zu treffen, wodurch es unmöglich gemacht werde, daß durch den Zwischenhandel mit Grundstücken, insbesondre durch deren Zerschlagung, so hohe Gewinne erzielt und Millionen der Landwirtschaft entzogen würden; oder wolle sie etwa warten, bis sich die Privatspekulation durch Zerschlagung der guten Grundstücke und Gewinnung der kapitalkräftigen und persönlich tüchtigen Ansiedler ihren Gewinn in Sicherheit gebracht habe, und wolle sie dem Staate, den Gemeinden, gemeinnützigen Gesellschaften usw. nur die der vorherigen Melioration bedürftigen Güter und die Kolonisten von geringem Wert vorbehalten? Die Landbank sei an erster Stelle auf Geldgewinn und nicht, wie sie häufig und mit Vorliebe betone, auf die Förderung nationaler und sozialpolitischer Aufgaben bedacht. Diese Ziele kämen nur als notwendige

Digitized by Google

Folge der Art ihrer Geschäfte in Betracht. Es sei darum, gelinde gesagt, unbegreiflich, daß sie sich noch über mangelndes Entgegenkommen der Behörden beklage; sollten diese etwa dazu behilflich sein, daß noch höhere Prozente verdient würden?

Wir meinen, dieser Mahn- und Warnruf ist leider nur zu sehr berechtigt. Die Landbank und ihr hoher Verdienst im Zwischenhandel auf Kosten der Landwirtschaft sind für uns dabei nur ein charakteristisches Beispiel — eins für viele! Die Landbank ist eben Kaufmann und Geschäftsmann in erster und letzter Reihe — genau so, wie die andern kleinern und kleinsten gewerbsmäßigen „Parzellöre." So hat die „Deutsche Ansiedlungsbank" in Berlin nach ihrem Geschäftsbericht für 1898 bei einem eingezahlten Kapital von einer Million Mark aus der Parzellierung zweier Rittergüter einen Gewinn von 76000 Mark erzielt und davon 8 vom Hundert mit 52000 Mark als Dividende an die Aktionäre verteilt — dieselbe Bank, die erst kürzlich im Kreise Czarnikau unmittelbar an der deutsch-polnischen Sprachgrenze der Provinz Posen dem hartbedrängten Deutschtum durch den Verkauf eines großen Restgutes aus deutscher Hand an einen Polen einen sehr schlechten Dienst erwiesen hat — natürlich mit eignem gutem Verdienst. Und das war ja die Hauptsache! Ein bekannter jüdischer „Vermittler" im Kreise Kolberg würde auch davon erzählen können, was das „Geschäft" einbringt. So könnten wir noch vieles aufzählen. Jede persönliche Anfeindung scheidet für uns aus, sachlich aber müssen wir immer wieder die Meinung vertreten, daß die innere Kolonisation nicht dem „Geschäft," und das ist doch die große und die kleine Güterschlächterei, überlassen und überantwortet werden kann und darf. Vielmehr drängen alle Erfahrungen dahin, im Staatsinteresse unbedingt zu fordern, daß der Staat als höchsteigner Unternehmer die Güterverteilung im Osten in seine eigne starke Hand nimmt. Dazu dürften die obigen Zahlen wieder beweisen, daß er das auch als Finanzmann bedenkenfrei thun kann. Es handelt sich für uns im Osten doch wahrlich nicht bloß darum, daß einer und mehrere Ansiedler als solche lebensfähig angesetzt werden und dann wohl für sich auf ihrer neuen Stelle auch vorwärts kommen können, es handelt sich vielmehr darum, in unserm preußischen Osten ganze und große lebensfähige neue Gemeinwesen zu schaffen, und zwar — damit steht auch die brennende Landarbeiterfrage in engster Verbindung — dort, wo sie am Platze sind. Die erste Grundlage solcher neuer Gemeinwesen aber ist, abgesehen von der richtigen Gliederung der Besitzstände auf einem zur Besiedlung überhaupt geeigneten Boden, das Gemeindevermögen, an dessen Fehlen auch die sonst so vorbildliche Ansiedlungspolitik des großen Friedrich krankt. Die Ausgestaltung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse einer Kolonie mit Bezug auf die Gemeinde, die gemeinwirtschaftlichen Verhältnisse, auch die Schule und die Kirche sind und bleiben aber für den gewerbsmäßigen Kolonisator hohe Klippen, die er möglichst zu umschiffen bemüht sein wird, für den Staat als Kolonisator dagegen die vornehmste Aufgabe. Man hatte ja deshalb in Preußen einen so guten

Digitized by Google

und richtigen Anfang mit der staatlichen Ansiedlungskommission gemacht, einer Behörde, die sich der ihr gestellten Aufgabe ganz und gar gewachsen gezeigt hat, die, von großen Anschauungen geleitet, wirklich systematisch auf dem Kolonisationsgebiete vorgeht, und zwar so, daß ihr Wirken und Schaffen heute uneingeschränkte Anerkennung auch bei ihren grundsätzlichen Gegnern gefunden hat. Dabei steht fest, daß auch sie, die von vornherein erst wieder zu kolonisieren lernen mußte, die mancherlei aus nationalpolitischen Gründen besonders aufzuwenden hat, das Staatsgeld noch mit etwa 3 Prozent verzinsen, also auch das finanzielle Staatsinteresse wahren kann. Statt nun aus solchen Erfahrungen die Nutzanwendung dahin zu ziehn, daß man, wenn auch nur nach und nach, von Provinz zu Provinz mit dem Ausbau der Ansiedlungskommission weiter ging, zog man sich mit dem sonst so richtigen Grundgedanken der „Rente" in den Rentengutsgesetzen von 1890/91 auf einen neuen Versuch zurück, die sogenannte Vermittlungstheorie: mit Hilfe und auf Kosten bankerotter Gutsbesitzer, die nichts zu geben, aber auch nichts zu verlieren hatten, wollte man durch die Generalkommission staatlich kolonisieren!

Dieser Versuch mußte mißglücken, wie er thatsächlich verunglückt ist, jedenfalls aber keine für einen großen Staat nennenswerten Ergebnisse gezeitigt hat, und der gegenwärtig so gut wie ganz außer Kurs gesetzt ist. Darüber besteht heute kein Zweifel mehr, und müßig erscheint der Streit, ob die Mißerfolge, oder richtiger die Unzulänglichkeit der Erfolge der Generalkommission ihrer einer Kolonisationsbehörde nicht entsprechenden Organisation zur Last gelegt werden müssen, oder nicht vielmehr dem falschen gesetzgeberischen Grundgedanken: untaugliche Werkzeuge, unzureichende Geldmittel, denn ohne Geldmittel kann eben nicht kolonisiert werden. Heute kommt es uns darauf an, festzustellen, daß sich jetzt wieder der Staat an diesen verfehlten Versuch anlehnt und mit einem neuen Versuch vorgeht, der bestenfalls als Stückwerk in der innern Kolonisation bezeichnet werden muß, wo wir ganze Arbeit brauchen. Denn für uns bedeutet das neuste Hilfsmittel dieser Vermittlung, der sogenannte Zwischenkredit bei Rentengutsbegründungen der Generalkommission, in der vom Herrenhaus beliebten einschränkenden Fassung wirklich nichts andres, es sei denn, daß es dazu dienen möchte, alsbald in die volle staatliche kolonisatorische Thätigkeit überzuleiten, wie dies auch im Hause der Abgeordneten in die Erörterung gezogen worden ist. Thatsächlich scheint allerdings in dem Zwischenkreditgesetz dem Gesetzgeber ein totgebornes Kind beschert gewesen zu sein, denn uns ist von seiner praktischen Anwendung bis zur Stunde nichts bekannt geworden, geschweige denn von einem kräftigen Erblühn.

Also — trügt nicht alles — ein neues Proben, ein neuer Versuch ohne Erfolg! Und der wahre Grund: die staatlichen Fonds setzen wieder zu spät ein! Was aber nun? Nach unsrer Meinung braucht man zwar nicht so weit zu gehn, daß man für die innere Kolonisation ein unbedingtes Staatsmonopol einführt; man mag ruhig die privatkolonisatorische Thätigkeit weiter arbeiten lassen, allerdings mit gehöriger staatlicher Oberaufsicht, die namentlich auch

Digitized by Google

da, wo sogar alte Bauernstellen (!) geschäftsmäßig zerschlagen werden, einsetzen müßte. Das aber muß jetzt im Staatsinteresse gefordert werden, daß der Staat auch in Pommern, Ostpreußen, Schlesien und Brandenburg den privatkapitalistischen Unternehmungen wenigstens endlich eine gesunde Konkurrenz schafft, wie er dies eben nur als höchsteigner Unternehmer und Finanzmann thun kann, also mindestens eine eigne staatliche Ansiedlungsbank errichtet, wenn es denn durchaus keine erweiterte Ansiedlungskommission sein soll. Dies wäre ein letzter Versuch, der vor der Hand vielleicht ausreichend sein möchte, den aber unsers Erachtens der Staat Preußen nicht weiter unterlassen und auch durchaus nicht mehr lange aufschieben darf, und wir glauben, daß er ihn thatsächlich alles in allem weniger kosten wird als das jetzige Rentengütervermittlungsverfahren. Eine solche Staatsbank als Zwischenbehörde würde aus dem Reservefonds der Rentenbank mit dem erforderlichen Ankaufkredit auszustatten sein und fände ihre Anlehnung zur Ausnutzung von Zwischenkredit und Rentenbriefen an die schon bestehenden Generalkommissionen, die dann vielleicht einer Umgestaltung entbehren könnten. So ließe sich auch den Anschauungen des Herrenhauses und vielleicht auch den Wünschen des Grafen Kanitz und andrer grundsätzlicher Gegner der Generalkommissionen am leichtesten Rechnung tragen. Das Einzelne wäre Frage der Organisation, die für uns von untergeordneter Bedeutung ist. Die Hauptsache ist und bleibt: was geschehn soll, das geschehe bald, ehe es zu spät ist!

Allerlei Neues vom Monde

Es sind keine naturwissenschaftlichen Fragen, die hier erörtert werden sollen: nicht von Mondgebirgen und Mondthälern, nicht von Mondphasen und Umlaufszeiten, nicht von Ebbe und Flut im Wasser- und Luftmeer unsrer Erde soll in den folgenden Zeilen die Rede sein, sondern der Gegenstand, um den es sich handelt, ist der Name des Mondes. Wir wollen die Bezeichnungen zusammenstellen, die man für den treuen Begleiter unsrer Erde erdacht hat, und diese auf ihren eigentlichen Sinn und Wert prüfen — natürlich, um nicht ins Uferlose zu schweifen, mit gebührender Beschränkung. Nur unsre eigne Sprache und die ihr nahestehenden Sprachen der indogermanischen Völkergruppe sollen berücksichtigt, und von diesen nur das wichtigste herangezogen werden.

Mit der Namengebung ist es eine eigne Sache, und es fällt mir dabei eine alte Geschichte ein, die sich einmal irgendwo zugetragen haben soll. Ein Geistlicher eifert einmal auf der Kanzel im Stil des Abraham a Santa Clara wider den Hochmut derer, die alle Schranken der Natur durchbrechen, alle Rätsel und Geheimnisse lösen wollen, und schließt seine Ausführungen mit den Worten: Ja, meine Andächtigen, so machen es heute die Freigeister und Klüglinge, selbst den Sternen dort oben am Himmelszelt haben sie jedwedem seinen eignen Namen gegeben — aber,

Digitized by Google

meine Andächtigen, wissen sie auch, ob sie wirklich so heißen? — Das ist natürlich ein alberner Schnack, worin jedoch ein Körnlein Wahrheit steckt. Denn in der That kennen wir die Wesenheit der Dinge, die wir benennen wollen, nicht, wir nehmen kraft unsrer Sinne immer nur einzelne Merkmale wahr, deren Vereinigung uns die unbekannte Größe selbst ersetzen muß. Und so treffen wir auch mit unsern beschränkten Ausdrucksmitteln, den Wörtern, niemals das Ding an sich, um den Kantischen Ausdruck zu gebrauchen, ja nicht einmal die Gesamtheit seiner Merkmale, sondern nur eine einzige seiner Eigenschaften. Das Menschenkind, das einmal in unvordenklicher Zeit den Namen für das weißglänzende Metall, das wir jetzt Silber nennen, erfand, hat sicherlich nur seinen Glanz im Auge gehabt und diesen bezeichnen wollen, und so bei unzähligen andern Gegenständen. Erst nach langen Zeiträumen schwindet die ursprüngliche Bedeutung der gewählten Bezeichnung aus dem Bewußtsein, sodaß sich nun das Wort mit dem Begriffe völlig zu decken scheint. Zugleich aber häufen sich die Benennungen für ein und denselben Gegenstand. Denn einmal fordert an sich die Vielseitigkeit der Dinge zu verschiednen Bezeichnungen heraus, sodann ändert sich oftmals die Beschaffenheit der Dinge, oder es werden neue Eigenschaften wahrgenommen, auch wohl deren Wirkungen anders empfunden, drittens werden alte verbrauchte Wörter abgestoßen und durch gleichartige Neubildungen ersetzt. Und dieser Prozeß, der oftmals zu stocken scheint, aber niemals vollkommen erlischt und namentlich bei den Trennungen der Völkergruppen rege wird, verursacht die Umwälzungen und Veränderungen, die in dem Wortschatz jeder Sprache wahrnehmbar sind. Dabei ist die aller Sprachbildung anhaftende Neigung zum bildlichen Ausdruck von der größten Bedeutung. Aber auch die Berührungen mit fremdem Volkstum sind in der Regel von einschneidenden Folgen begleitet: durch die Aufnahme zahlreicher Lehnwörter, die sich übrigens ein kräftiges Sprachgefühl bald anzupassen weiß, wird häufig für Lücken Ersatz geschafft oder veraltetes Sprachgut verdrängt. Von diesen Grundgedanken aus wollen wir jetzt den altersgrauen Genossen unsrer Erde betrachten. Sind diese Gedanken selbst keineswegs neu, so dürfte doch ihre Anwendung auf den vorliegenden Fall etwas neues sein.

Das große Gestirn, das vor allen andern den nächtlichen Himmel erhellt, wird im Sanskrit mit dem Worte mas bezeichnet. Dieses gehört vermutlich einer Wurzel an, die eigentlich *messen* bedeutet, und aus der unter andern auch das eben gebrauchte deutsche Wort wie das lateinische metiri entstanden ist. Das Wort mas bedeutet also eigentlich den „Messer." Und in der That ist ja der Mond das Gestirn, nach dessen Wandlungen alle Kulturvölker — die Ägypter ausgenommen — zuerst die Zeit gemessen und berechnet haben. Das Mondjahr ist — bei den Indogermanen wenigstens — der Vorläufer des Sonnenjahres; wie geläufig noch den Griechen diese Art der Jahresrechnung war, lehrt die Bewundrung, die Herodot dem Sonnenjahr der Ägypter als einer neuen und unbekannten Erscheinung zollt. Da ist es denn kein Wunder, wenn man das Gestirn, nach dem man den Wandel der Zeiten abmaß, schlechtweg als den Messer bezeichnete. Das thaten nicht nur die hellfarbigen Fremdlinge, die über die Pässe des Hindukusch ziehend sich zunächst im Pendschab niederließen, sondern auch deren Verwandte, die sich in Vorderasien und Europa ausbreiteten. Denn wir finden den Widerschein des altindischen Wortes in der ganzen indogermanischen Welt. Das altiranische mâonh, das armenische amis, das germanische mena und mano mit all seinen mundartlichen Spaltungen, das litauische menu, das slawische mesaci und mesetz, das keltische mi — die ganze Schar dieser Bildungen legt ein beredtes Zeugnis ab für die Beharrlichkeit und Treue, mit der die Völker des indogermanischen Stamms an dem alten Erbe der Urheimat festgehalten haben.

Nur die Hellenen und die Italiker haben sich, so scheint es, seiner entäußert; die Ausdrücke, die im Griechischen und im Lateinischen für die Bezeichnung des Mondes

Digitized by Google

üblich waren, sind bekanntlich nicht aus der Wurzel me (ma) hervorgegangen. Aber es scheint nur so zu sein. In Wahrheit haben Hellenen und Italiker das alte Wort ebensowenig eingebüßt als die verwandten Völkergruppen, es hat auf gräkoitalischem Boden nur eine nicht eben weitgehende Verschiebung seines Inhalts erlitten. Denn *μήν* (mēn), mundartlich auch *μείς* (meis), und mensis bedeuten bekanntlich in der Zeit, wo Bildung und Schrifttum bei Griechen und Römern auf der Höhe steht, nicht den Mond selbst, sondern dessen Umlaufszeit, den Monat. Daß jedoch diese Bedeutung erst abgeleitet ist, daß in einer weiter zurückliegenden Periode der Geschichte diese Wörter auch den Weltkörper selbst, und zwar diesen zunächst, bezeichnet haben, das ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß sie gar keines Beweises bedarf; bestätigt wird sie aber für das Griechische wenigstens durch die Thatsache, daß sich die aus dem Grundworte abgezweigten Bildungen *μήνη* (mēnē) und *μηνίσκος* (mēniskos) dessen sinnliche Grundbedeutung bewahrt haben. Dennoch haben *μήν* (mēn) und mensis mit der Zeit dem Schwesterpaare *σελήνη* (selene) und luna weichen müssen, sobald die am Himmel sichtbare Mondscheibe selbst und nicht ihre Drehungszeit gemeint ist.

Was bedeuten aber nun diese Wörter? Auch sie benennen den Mond nach einer seiner Eigenschaften, und zwar wiederum nach einer sehr charakteristischen, nämlich der des Glanzes. *σελήνη*, wie es in der ionisch-attischen Mundart heißt, sonst auch *σελάνα* (selana) oder *σελάννα* (selanna) lautend, ist entstanden aus *σελαγ-να* (selas-na) und somit auf das Wort *σέλας* (selas) zurückzuführen, das, wie jeder weiß, den Schimmer oder den Glanz bedeutet. Gehn wir noch weiter zurück, so entdecken wir als dessen Voraussetzung die Form *σϝέλας* (svelas), und diese läßt keinen Zweifel, daß wir es mit einem Verwandten des lateinischen sol (eigentlich savel) zu thun haben, *σελήνη* heißt also eigentlich die Glänzende. Hätte der Grieche gewollt, er hätte aus derselben Wurzel und als Gegenstück zu dem veralteten *σείρ* (seir) *σείριος* (seirios), das einmal zur Bezeichnung der Sonne gedient hat, eine Form *σειρία* (seiria) neben *σελήνη* entwickeln können, wie andrerseits der Italiker das zu *σειρία* wie zu *σελήνη* sich fügende und in seinem Sprachschatz bereit liegende serena auf die Vorstellung des Mondlichtes übertragen konnte. Diese Genossenschaft hat auf den ersten Blick etwas Verblüffendes, sie erklärt sich aber leicht durch den Umstand, daß die beiden Laute r und l wegen ihrer nahen Verwandtschaft — denn beide sind Zitterlaute, die durch die Annäherung der Zunge an den vordern Gaumen, der eine mittels stärkerer, der andre mittels schwächerer Schwingungen, hervorgebracht werden — in allen Sprachen oftmals miteinander wechseln. So entsteht aus dem lateinischen lusciniolus das französische rossignol, während umgekehrt durch den Übergang des r in das nahe liegende l — und dieser Wandel ist, weil bequemer, auch häufiger — beispielsweise das griechische *λείριον* (leirion) in lilium, das lateinische peregrinus in pelegrin (Pilger), das lateinische mortarium in Mörtel umgestaltet wird. Darum sind die Bildungen *σείριος-α* (seirios), serenus-a und *σελήνη* eng verschwistert,*) und wenn trotz der Verwandtschaft der Wortkörper die Begriffsentwicklung nicht gleichen Schritt gehalten hat, so ist das reiner Zufall. Das griechische *σείριος* (seirios) ist, während ein femininum *σειρία* (seiria) wohl niemals gebildet worden ist, auf das glänzende Sternbild, in dessen Zeichen die Sonne im Hochsommer tritt, übertragen worden, das lateinische serenus — dem ein griechisches *σέληνος* (selenos) entsprechen würde — ist zunächst Adjektivum geblieben. Erst im Mittelalter wurde das femininum serena zum selbständigen Hauptwort erhoben, bedeutet dann aber nicht das große Nachtgestirn, sondern, da die sinnliche Grundbedeutung „hell," „glänzend" schon der ab-

*) Im Grunde hat sich auch hier das l aus dem r entwickelt, denn die älteste Lautgestalt der Wurzel ist s(u)var.

Digitized by Google

geleiteten von „heiter," „milde" gewichen war, die milde, monderhellte Sommernacht. Aus der serena hat sich dann weiter die serenata oder serenada entwickelt, das ist die in der sommerlich milden Abendstunde gesungne Liedweise, ein Wort, das dann später bekanntlich auch in die germanische Welt, ja in den Sprachschatz aller Kulturvölker gedrungen ist. An den Eigennamen Serena, der heute freilich so gut wie verschollen ist, und an das altmodische serenissimus soll nur erinnert werden, um zu zeigen, wie viele Vorstellungen bei dem Gedanken an die griechische *σελήνη* mitklingen.

Und das lateinische luna? Daß es ebenfalls die „Leuchte" bedeutet, ist für jeden des Lateinischen nur halbwegs kundigen sofort klar. Aus dem Stamme louc — das ist die ältere Schreibung —, zu dem auch lux (luc-s) und lu(c)men gehört, erwuchs einmal durch Steigerung mittels eines zudringenden s, das noch in illustris erhalten ist, durch ein nicht mehr belegbares loucsna hindurch die nur noch auf Inschriften erhaltne Form lōsna, sodann das im klassischen Latein herrschende und bis auf die Gegenwart fortlebende lu(c)na. Alle europäischen Sprachen kennen den Stamm, wenn auch die Begriffsentwicklung verschieden ist. Nur das altslawische luna stimmt lautlich wie begrifflich völlig mit dem lateinischen Worte überein, und das altpreußische lauxsnos, das freilich als pluralo tantum nicht den Mond, sondern die ganze Schar der am Nachthimmel leuchtenden Sterne bezeichnet, stützt das, wie gesagt, nur durch Vermutung zu gewinnende altlateinische loucsna. Auf griechischem Boden stellt sich dazu das bekannte Adjektivum *λευκός* (leukos) (licht, weiß) samt dem davon gebildeten Verbum *λεύσσω* (leusso), eigentlich *λεῦκ-jω*, d. h. „schauen," sodann mit schwachem, d. h. kurzvokalischem Stamme *λύξ* (lyx), das freilich als selbständiges Wort in der klassischen Gräcität nicht mehr vorkommt, aber aus abgeleiteten Bildungen, wie *λυκάβας* (lycabas), „das Jahr" (eigentlich der Lichtgänger) oder *λυκαυγής* (lycauges) und andern leicht zu erschließen ist. Im Germanischen mußte dann kraft der die germanische Welt von der arischen Gemeinschaft trennenden Lautverschiebung der den Stamm schließende Schallaut k in den gutturalen Reibelaut h (ch) umspringen. So entstand — zugleich mit der lautgesetzlichen Änderung des Stammvokals — durch den Zutritt eines wortbildenden t das westgermanische liocht, das zu liecht, licht oder light fortentwickelt im Deutschen und Englischen noch fortdauert. Auf der Voraussetzung eines vorgeschichtlichen leuc-s aber beruht das durch liuhs hindurchgegangne nordische liós mit seinen beiden Spielarten, dem schwedischen ljus und dem dänisch-norwegischen lys. Im Keltischen tritt eine Spaltung ein, indem der Stammesauslaut wie im Lateinischen teils schwindet, teils erhalten bleibt: das altirische loche (Blitz) tritt neben das lateinische lux, während lón (der Glanz) in luan (Mond) zu lumen und luna stimmt.

Aber nicht nur in Europa, sondern auch in Asien treffen wir unsern Wortstamm in reichster Entfaltung an, nur daß hier im Anlaut anstatt des l das, wie eben gezeigt worden ist, so verwandte r erscheint, dem auch diesesmal die Priorität zukommt. Aus der ganzen Fülle der hierher gehörigen altindischen Bildungen wollen wir nur zwei erwähnen, rocana und rukschna, von denen die eine aus dem reinen Stamm erwachsen, die andre wie das altiranische raokschna aus der durch den Zischlaut sch erweiterten Stammform ruk-sch abgeleitet ist, sodaß man sofort die Verwandtschaft mit dem altlateinischen loucsna und dem altpreußischen lauxsnos erkennt. Raoksch-na „die Lichte" — so hieß die schöne persische Gemahlin Alexanders des Großen, *Ῥωξάνη* (Roxane) lautete das Wort im Munde der Griechen, und in dieser Gestalt ist der Name in die Geschichte übergegangen und hat hier eine bleibende Stelle gefunden.

Überschauen wir noch einmal die eben entwickelte Wort- und Gedankenreihe, so ergiebt sich die Gleichung: rukschna (raokschna) = lauxsnos = *λευκή* (leuke) = loucsna (luna) = loche = lichte oder leuchte, die, wenn auch für den Laien von

Digitized by Google

überraschender Wirkung, doch so unumstößlich ist wie ein mathematischer Lehrsatz oder ein Naturgesetz. Freilich gilt sie nur, wie schon mehrfach hervorgehoben worden ist, von den Wortkörpern, aber nicht oder nur teilweise von deren Begriffsinhalt.

Daß das lateinische luna in seiner stehenden Bedeutung in den romanischen Sprachen noch jetzt fortlebt, ist schon gesagt worden und allgemein bekannt. Aber auch in das Germanische ist das Wort eingedrungen, freilich unter falscher Flagge, sodaß seine Herkunft nahezu verdeckt wird. Mit dem Monde nämlich und seinen wechselnden Erscheinungsformen verglich man im Mittelalter gern das menschliche Glück oder auch den Wechsel der menschlichen Stimmungen, und da solche Vergleiche zunächst der Gedankenwelt der Gelehrten angehörten, so ist es nur natürlich, daß in ihnen die lateinische Sprache, der sie eigentlich entstammten, auch fernerhin zur Verwendung kam. Est rota fortunae variabilis ut rota lunae, lautet ein lateinischer Spruch des Mittelalters — nach seinem Vorbilde sprach man bald von der luna der saelde und des gelückes, dann von der luna des muotes, d. h. des Gemütes. Schließlich verlor sich der bestimmende Zusatz, und das einfache luna, später lune und in der hochdeutschen Sprachform laune lautend, galt schlechthin als Ausdruck für den unberechenbaren Umschlag der Stimmungen. Die Adjektiva „launig" und „launisch," das erste im guten, das andre in übelm Sinne gebraucht, sind neben dem freilich nur in Mundarten auftretenden Verbum „launen," das ist „traurig sein," die letzten Ausläufer dieser Entwicklungsreihe, sie entstanden sämtlich zu einer Zeit, wo schon von der Herkunft und der Bedeutung des Grundworts jede Spur aus dem Bewußtsein geschwunden war. Auch in das Skandinavische ist der Fremdling — mutmaßlich durch die Vermittlung des Deutschen — eingedrungen, er hat sich hier in lynne verwandelt. Aber das Englische kennt die eben besprochne Umdeutung nicht, wenn es auch an dahin zielenden Vergleichen namentlich in der Dichtersprache nicht fehlt.

Neben den bis jetzt genannten Ausdrücken kommen noch einige andre in Betracht. Da ist zunächst das altindische çandra (sprich tschandra), das heißt wiederum glänzend, und man kennt den Stamm, dem das Wort entsprossen ist, aus dem Lateinischen; die Bildungen candere, candidus, candela, in- und accendere weisen sämtlich auf ihn zurück. Somit ist das altindische çandra begrifflich dem Schwesterpaar σελήνη — luna gleichwertig. Eine schöne bildliche Bezeichnung ist ferner das altindische tarapati, d. i. der Herr der Sterne — ein Ausdruck, bei dem man unwillkürlich an die Verse des Nibelungenliedes:

sam der lichte mâne vor den sternen stât,
des schîn sô lûterliche ab den wolken gât,

an das Schillersche Rätsel und ähnliches denkt. Und ein eigentümlicher Zufall will es, daß dasselbe Bild auch — in vollkommen neuer Fassung — im Slawischen wiederkehrt: księżyc, das heißt der Herr, der Fürst, meint im Polnischen heute den Mond und hat, wenn ich nicht irre, dem alten oben erwähnten Erbworte den Rang abgelaufen.

Auch im Germanischen finden sich noch zwei Ausdrücke, die hierher gehören: der eine von ihnen — wadel — ist in Deutschland weit verbreitet, aber in der Tiefe der Mundarten stecken geblieben, der andre — tungl — hatte zwar jahrhundertelang ein hohes Ansehen und gilt auch jetzt noch in der Schriftsprache, ist aber räumlich auf einen geringen Umfang beschränkt. Was das erste Wort angeht, so weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll: seine Bedeutung ist allzu schillernd und unbestimmt. Manchmal bezeichnet es den Vollmond, dann wieder den Neumond, auch wohl den Mond überhaupt, wie in der Stelle eines angelsächsischen Gedichts: nu scinedh thes mōna vadol, wenn es nicht etwa auch hier den Vollmond

Digitized by Google

bedeuten soll. Eigentlich sind wohl die Mondphasen damit gemeint. Man unterschied oder unterscheidet noch heute den guten Wadel, d. i. den Vollmond, von dem „bösen Wadel," dem Neumond; nur in dem guten Wadel darf nach einem alten Aberglauben Holz gefällt werden. Jakob Grimm wollte das merkwürdige Wort an das allgemein übliche „Wedel" und „wedeln" anknüpfen und verstand darunter den am Himmel schweifenden Mond, aber völlig befriedigend ist diese Deutung keineswegs.

Das andre Wort tungl (eigentlich tungal) ist leichter zu verstehn. Da es samt seinen oberdeutschen Schwesterformen zungal und zunkel, den Ergebnissen der zweiten Lautverschiebung, eigentlich jegliches Gestirn bedeutet — es kommt deswegen auch vielfach in der Mehrzahl vor —, so kann es kaum zweifelhaft sein, das es mit unserm Worte „Zunge" (niederdeutsch tunge(e), englisch tongue, lateinisch lingua für dingua) zusammenhängt. Das flackernde Licht der Sterne konnte füglich mit den Bewegungen der besonders beim Lecken hin und her zuckenden Zungenspitze verglichen werden, wie denn ja das Zeitwort „züngeln" noch jetzt von dergleichen flackernden Bewegungen, namentlich der des Feuers, gebraucht wird. Im Deutschen ist das Wort frühzeitig verschollen, schon im Beginn des Mittelalters ist es nicht mehr anzutreffen. Im Nordischen aber, wo es fortdauerte, trat bald eine Verschiebung der Bedeutung ein: der Mond als das mächtigste aller Gestirne wurde als tungl, als das Gestirn schlechtweg bezeichnet — eine vielfach vorkommende Art des Bedeutungswandels, die von der Rhetorik der Alten als Benennung *κατ' εξοχήν* oder a potiori bezeichnet wurde. In dem gedachten Sinne ist das ehrwürdige Wort noch in einigen Mundarten Schwedens, besonders aber auf Island lebendig. In der neuisländischen Schriftsprache hat es die Herrschaft erlangt und dürfte das ältere mane so ziemlich aus seinem überlieferten Besitzstande verdrängt haben.

Noch mehr Ausdrücke bietet die an Bildern so reiche nordische Skaldensprache. In einem Eddaliede werden diese Bezeichnungen zusammengestellt, und es heißt dort vom Monde:

Mond heißt er bei den Menschen,
Aber Scheibe bei den Göttern,
Sie nennen ihn kreisendes Rad im Reiche der Hel,
Läufer die Riesen,
Aber Schein die Zwerge,
Die Elfen nennen ihn Jahreszähler.

Diese Ausdrücke freilich sind nicht wie das polnische ksiezyc fest geworden und zu gangbarer Münze ausgeprägt, sondern sie sind geblieben, was sie von Anfang an waren, Formeln der Dichtersprache und mit dieser veraltet.

Wir können unsre Betrachtung nicht schließen, ohne noch eine Frage zu berühren, die damit im engsten Zusammenhange steht, nämlich die Frage nach dem genus der besprochnen Wörter. Hier herrscht eine große Verschiedenheit. Während wir der Mond sagen und das Wort also wie Kelten, Slawen und die arischen Völker Asiens als masculinum behandeln, treffen wir bei Griechen und Italikern das Schwesterpaar *σελήνη* und luna an, es ist also eine Verschiebung der Begriffswerte in der Weise eingetreten, daß man im Süden Europas die hinter dem Mondlicht wirksam gedachte Kraft nicht mehr als ein männliches, sondern als ein weibliches Wesen auffaßte. Man hat diese Erscheinung wohl auf folgende Weise zu erklären gesucht. Wenn der Nordländer, sagt man, mit dem Mondlichte leicht die Vorstellung kalter, schauriger Winternächte oder unheimlicher Dämmerung verbindet, so ist im heißern Süden das wohlige Gefühl, das die milden Sommernächte nach der Last und Hitze des Tages hervorrufen, auch dem Mond als dem Genius der Nacht zu gute gekommen; die starren, finstern Züge, die unzweifelhaft dem nächtlichen Gotte von alters her anhafteten, haben sich gemildert, sind gänzlich geschwunden und schließlich in das freundlich heitere Antlitz eines mildblickenden Weibes ver-

Digitized by Google

wandelt worden. So haben sich in der That die Griechen das Bild der Σελήνη vorgestellt, und Sappho singt: „Wieder verbergen die Sterne ihr glänzendes Licht vor der holden Selene, wenn sie silbernen Scheines mit voller Scheibe die Erde beleuchtet.“*) Das klingt ganz hübsch; leider geht jedoch die Rechnung nicht rein auf, es bleibt vielmehr ein beträchtlicher Rest zurück. Im Englischen, Niederländischen und manchmal auch in mittel- und niederdeutschen Mundarten gilt moon — mane als femininum, während andrerseits Perser und Inder nicht zu der besprochnen Umwertung dieser Begriffe gelangt sind, wiewohl die klimatischen Verhältnisse ihrer Heimat einen solchen Wandel erst recht zu begünstigen scheinen. Diese Hypothese ist also hinfällig oder bedarf wenigstens einer starken Ergänzung. Man muß bedenken, daß alle solche Anschauungen, weil sie von dem Gefühl und der Einbildungskraft abhängig sind, deswegen auch schwankend und veränderlich sind. Es kommt dazu, daß die Wirkungen des Gegenstands, um den es sich hier handelt, gar mannigfaltig sind. Vom Monde gilt doch dasselbe wie von der Sonne: Gutes und Schlimmes, Segen und Unsegen, Strenge und Milde scheinen in der Wirkung der beiden großen Gestirne vereinigt zu sein, darum wird bald das eine, bald das andre bei der Auffassung den Ausschlag geben. Unsre Dichter haben niemals Anstand genommen, die Luna neben dem Phoebus zu feiern, und wenn Goethe sagt:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz,

so konnte er sich das Wesen, dem er diese wohlthuenden Eigenschaften zuschreibt, recht wohl auch als ein weibliches denken.**) Aber die Macht der Gewohnheit ist oft stärker als das Gefühl, und das Gefühl eines Einzelnen ist nicht immer für weitere und weite Kreise maßgebend. Langjährige Überlieferung vermag auch unter veränderten Bedingungen altes Erbe ungeschmälert zu erhalten; andrerseits kann die Zeit eine wenn auch völlig eingelebte Auffassung verändern, ja es kann ein mehrmaliges Umschlagen der Gefühlswerte eintreten, wozu dann oftmals noch äußere Einflüsse kommen, die sich gar nicht mehr bestimmen lassen.***) Dies gilt nicht nur von der Sitte und vom Glauben, sondern auch von der Sprache, und danach sind Fälle von der Art der eben besprochnen zu beurteilen.

Ein Zufall ist es gewesen, der neben der Göttin Luna auch einen Lunus ins Leben gerufen hat. Er hat freilich keinen nennenswerten Einfluß gewonnen und ist, wie es scheint, auf die Stadt Karrhä in Mesopotamien, bekannt durch die schwere Niederlage des Crassus, beschränkt geblieben. Deren Einwohner wollten — so erzählt der Biograph des Kaisers Caracalla — von einer Mondgöttin nichts wissen, weil sie glaubten, daß wer den Mond als Göttin verehre, zeitlebens den Weibern dienen müsse, wer dagegen ihn als einen Gott ansehe, Herr im Hause sei und überhaupt von weiblicher Tücke nichts zu fürchten habe; aus demselben Grunde hätten auch Ägypter und Griechen, wiewohl ihre Religion eigentlich den Kultus einer Göttin vorschreibe, dennoch angefangen, in den Mysterien den Mond

*) Auch bei den Griechen sind die erwähnten unholden Züge des Nachtgestirns nicht gänzlich verwischt, aber sie sind von der Artemis abgezweigt und auf die Hekate, einer Teilgestalt der Artemis, übertragen worden.

**) In der klassischen Walpurgisnacht feiern die Sirenen mehrfach in schönen Versen die Luna, nicht lange darauf singen sie:

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond so reichen Kreis?

und wir bemerken diesen Wechsel kaum.

***) Dies gilt namentlich von der Zeit, wo der Mond gleich den andern Phänomenen nicht mehr als lebendig wirkendes Wesen vorgestellt wurde. Denn daß das grammatische Geschlecht der rein leblosen Dinge nicht ebenfalls auf phantasievoller Belebung beruht, wie bekanntlich Jakob Grimm annahm, darf heute wohl als ausgemacht gelten.

Digitized by Google

als einen Gott anzurufen. Der Sinn dieses Geschichtchens ist deutlich genug: die Einwohner von Karthä haben die italische Luna unter dem Einfluß ihrer überlieferten Anschauungen in eine männliche Gottheit verwandelt. Die Begründung dieser Metamorphose aber ist recht originell und stellt dem Humor der Leutchen von Karthä ein günstiges Zeugnis aus.

Weimar F. Kuntze

Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep

(Schluß)

Kurtchen brachte bis dahin lange Zeiten zu. Er faßte Pläne über Pläne, wie er am andern Tage dem Schicksal sein Glück abliſten sollte, wie er den Bredows so viel Zeit abgewinnen möchte, daß er sein Wort bei Will anbringen könnte, wie er sich selber schützen wollte, daß nicht in dem Augenblick, wo das Gespräch eine Handhabe böte, ihm das Herz bis an den Hals schlüge, sodaß er den Erstickungsanfall und den günstigen Augenblick miteinander vorübergehn lassen müßte.

Schließlich hatte er sich seinen Schlachtplan folgendermaßen gemacht: Er wollte ganz früh um halb sieben Uhr mit einer Droschke bei ihr halten und wollte sie zum Bahnhof abholen. Sie würde noch nicht gefrühstückt haben, vielleicht, man würde irgendwo zusammen einen Kaffee nehmen, die Droschke konnte solange warten — dabei konnte er sein Wort anbringen, er erinnerte sich ja an die stählende Wirkung, die die Morgenluft jenes erste mal auf ihn gehabt hatte.

Mit welchem Bewußtsein würde er dann den Bredows begegnen! Wie ein Fürst, der sich noch nicht zu erkennen giebt — weil es ihm gefällt, seine Krone noch verborgen zu halten.

Natürlich würde er ihr viel Blumen mitbringen — und dann lief er, um Blumen zu kaufen, raffte ganze Arme von früh blühenden Rosen zusammen, versäumte die Tafel und wurde, als er verspätet eintrat, von den Bredows geneckt: Wenn er morgen so vergeßlich sein würde, käme er sicher nicht zur Zeit zur Bahn; und sie malten sich aus, was er indessen in Rom treiben würde, um sich zu trösten. Kurtchen war aber so durchdrungen von dem Bewußtsein, ein goldnes Geheimnis zu eigen zu haben, das diese Augen nicht erreichen konnten, wenn sie auch Privatgebiet nicht sonderlich achteten, daß er übermütig antwortete. Er erntete dafür einen beifälligen Blick von Trude. Heute war ja mit Herrn Giesicke ordentlich etwas anzufangen. Fräulein Willeboer war ohnehin unterhaltend genug, so würde die Reise nach Castelgandolfo wenigstens kein Trauergeleite werden.

Kurtchen hatte sich eine Droschke bestellt. Um aber weder von Giovanni noch von der Cammeriera und vor allem nicht von den Bredows in seiner Absicht durchschaut zu werden, hatte er bestimmt, daß sie an der Ecke von Via Sistina, wo es nach capo le case hinuntergeht, warten sollte.

Giovanni sah also an dem bestimmten Morgen Herrn Giesicke mit einem ungefügen Bündel, das ihn halb verdeckte, aus der Thür eilen. Es waren die Blumen, die Kurtchen mit großer Mühe unter Papierhüllen versteckt hatte. Er

Digitized by Google

erreichte atemlos die verabredete Stelle — aber die Droschke war nicht da. Da stand er nun und trat ungeduldig und verlegen von einem Fuß auf den andern. Er war kaum hundert Schritte von Wills Wohnung entfernt, aber sein Programm war so einheitlich und fest gegossen in sein Bewußtsein eingelassen, daß er gar nicht darauf kam, etwas daran zu ändern. Er war ein General, der an seinem Feldzugsplan nichts zu ändern wagt, auch wenn die Gefahr gerade von der entgegengesetzten Seite kommt als der berechneten.

Beladen, wie er war, konnte er nicht unbemerkt bleiben. Einer von den vielen Kunsthändlern der Via Sistina war auf seine Schwelle getreten und beobachtete ihn. Kurtchen, der mit suchenden Augen die Straße hinauf und hinab spähte, fing seinen Blick auf, und nun trat der Mann mit der natürlichen Höflichkeit der Italiener vor und grüßte: Der Signorino erwartet etwas?

Ich hatte eine Droschke bestellt!

Es hat hier einige Zeit eine Droschke gestanden, sagte der Händler. Der Signorino hat sich wohl etwas verspätet? Ich dachte schon, daß sie bestellt sein würde. So früh kommen hier sonst keine her.

Und wo ist sie jetzt?

Es kam eine Signorina vorbei, eine fremde blonde, ich kenne sie gut. Sie ist Malerin — molto brava — sehr geschickt. Die wollte über die Spanische Treppe in die Via Margutta, da sind die Geschäfte für Farbe, und was man für die Malerei braucht. Hier vor meinem Laden blieb sie stehn und fragte mich, wie spät es wäre. Dreiviertel sieben, sagte ich. Dann kann ich nicht mehr zu Fuß in die Via Margutta kommen, sagte sie, denn ich will nachher mit der Eisenbahn in die Castelli Romani. Ich werde den Wagen nehmen. — Sie ist wie eine Katze, so — er drehte beide Hände umeinander, um eine geschmeidige Bewegung anzudeuten — so war sie im Wagen. — Wenn nun der Signorino kommt? sagte der Kutscher. — Fahre schnell, sagte ich, dann bist du gleich wieder da — und da ist er auch schon!

Er wies den Abhang hinunter, an dem sich der Gaul emporarbeitete.

Kurtchen, dem die rinnenden Sekunden atomweise den Mut und die Siegesfreudigkeit weggetragen hatten, atmete auf. So etwas muß im Taumel geschehn, halb in Besinnungslosigkeit, wie Truppen ins Feuer gehn. Mit der Überlegung schwindet der Mut. Wenn sie zur Überlegung kämen, würde jeder umkehren statt die Gefahr zu suchen. Kurtchen aber fühlte die Überlegung von allen Seiten auf sich eindringen, nur durch eiligstes Handeln konnte er sich ihr noch entziehn.

Der Hemmschuh kreischte, und der Wagen schoß die steile Straße hinab, Kurtchen war am Ziel, das er zwanzig Minuten früher erreicht hätte, wenn er zu Fuß gegangen wäre, statt auf die Droschke zu warten. Aber er brauchte sie ja doch, um mit Will zum Bahnhof zu fahren. Wenn es nur nicht zu spät war zum Bahnhof! Und wenn? Wenn die Bredows ohne ihn und Will fahren mußten?

Kurtchen blieb auf der Treppe stehn, denn ihm schwindelte. Der Schrecken, der ihn jedesmal überfiel, wenn es schien, daß die Entscheidung in seine Hand gegeben wäre, erfaßte ihn. Die Bredows hatten sich ja spottweise ausgemalt, was er als armer Zurückbleibender in Rom thun würde. Wenn die Bredows wüßten!

Er lief durch den Tunnel auf die kleine Loggia zu. Da legte er die Rosen auf die Schwelle, um die Papierdecken abzunehmen. Aber als das geschehn war, entzückte ihn dieser Reichtum an Farben vor ihre Thür gebreitet so, daß er sie nicht aufnahm. Mochte sie darauf treten, wenn sie heraus kam. Es war, als wenn auf diesem Höhepunkt seines Lebens etwas von künstlerischem Geist über ihn gekommen wäre. Dann begann er zu klopfen, erst leise, dann lauter. Da kam aus dem Citronengärtchen unter ihm eine scharfe Stimme, die ihn veranlaßte, über

Digitized by Google

das Geländer der Loggia hinab zu sehen. Es war Esterina, die ihn gerufen hatte: Die Signora ist schon lange fort. Sie geht heute nach Castelgandolfo. Erst mußte sie noch etwas holen zum Malen; in Via Sistina hat sie es nicht bekommen, da ist sie noch bis in die Margutta gefahren. Aber um acht Uhr wird sie doch auf der Bahn sein, denke ich, um acht Uhr geht der Zug.

Kurtchen wandte seinen Blumen den Rücken und stieg langsam die Stufen hinunter. Als er einstieg und dem Kutscher zurief: Bahnhof! geschah es nur noch mechanisch dem Programm gemäß, das er im Kopfe hatte.

Erst unterwegs sah er nach der Uhr und stand im Wagen auf, um den Kutscher zu fragen, ob man noch um acht Uhr am Bahnhof sein könnte.

Der Mann zuckte die Achseln: Es müßten zwei sein, sagte er, indem er mit dem Peitschenstiel auf sein Pferd zeigte.

Kurtchen, der immer noch stand, nahm seine Brieftasche hervor und suchte darin. Der Italiener verstand den Wink und schlug auf sein Pferd los wie verrückt. Ein Italiener denkt nur für den Augenblick. Wenn heute eine Lira über die Taxe zu verdienen ist, kann morgen der Gaul eine Leiche sein.

Der Bahnhof wurde drei Minuten vor Abgang des Zugs erreicht. Kurtchen war neu belebt. Er sprang vom Tritt und reichte dem Mann einen Zwanzigfrankenschein.

Wechseln.

Der italienische Kopf wurde geschüttelt und dazu mit Kupfermünze in den Taschen gerasselt.

Soldi, ja! Aber das nicht.

Kurtchen sah sich verzweifelt um. Es blieb nichts übrig, als im Bahnhof zu wechseln. Er lief in die Halle. Aber wo gab es die Billete nach Castelgandolfo? Schließlich wurde er an einen Pavillon gewiesen, drängte sich durch die Menge zum Schalter:

Eine Karte nach Castelgandolfo und zwanzig Franken zu wechseln!

Hier nicht, am Hauptschalter.

Kurtchen brach sich von neuem Bahn und kam dabei in die Nähe der Wartesäle. Die Thüren nach dem Bahnsteig waren weit geöffnet. Flüchtig sah er ein weißes Kleid zwischen grünen Lodenröcken und Riesengestalten. Er blieb stehn und rief, die mußten ihm ja aushelfen können — da pfiff ein Zug — es war alles vergebens.

Kurtchen kehrte mit dem ungewechselten Schein zu seinem Wagen zurück. Der Italiener sah ihn von der Seite an: Als ich klein war, sind wir oft mit dem Vater nach Rom geritten, er schlug dem Pferd auf den Rücken, der Vater saß hier und ich hinter ihm, und gefahren mit einem Caretto — wir haben Zwiebeln und Kohl und türkischen Weizen nach Rom gebracht, wie oft! Die Eisenbahn wäre gar nicht nötig gewesen. Die Fremden fuhren im Wagen, sie konnten gar nicht besser fahren.

Wie lange fährt man?

Drei Stunden, Herr.

Aber ich will nach Castelgandolfo.

Von Albano ist es ganz nahe. Da nimmt der Herr den Omnibus, der fährt öfter am Tage, oder ein Fuhrwerk, oder ein Reitpferd. Der da, er zeigte wieder auf sein Pferd, wird dann zu müde sein, aber mein Onkel ist da, der hat dasselbe Geschäft, wie mein Vater früher gehabt hat, da können wir Pferde und Esel und Wagen haben, wie wir wollen, und ich oder einer der Meinigen kann den Herrn den Berg hinauf begleiten nach Castelgandolfo.

Kurtchen hatte schon den Fuß auf dem Schlag, da fiel ihm ein zu fragen: Wie viel kostet die Fahrt?

Digitized by Google

Der Kutscher machte sich am Pferdegeschirr zu thun: Dreißig Franken, Herr, sagte er in bescheidnem Ton.

Kurtchen, dem im Augenblick sein Unterscheidungsvermögen nicht recht bei der Hand war, wäre zu diesem Opfer bereit gewesen, wenn nicht ein triumphierender Blick des Italieners ihn gestreift hätte, der ihn aufmerksam machte.

Er zog den Fuß zurück: Nein, das ist zu viel. Ich kann auf den Mittagszug warten.

Wenn es aber dringend ist, und die Signorina aus capo le case wartet — fünfundzwanzig Franken?

So, die Signorina, das hatte er sich also schon gereimt, nach dem Verlauf dieser Fahrt! Kurtchen drehte sich mit halber Wendung um. Es war etwas wie Entschiedenheit in seinem Wesen, das dem Kutscher dazu verhalf, sich zu beeilen.

Zwanzig Franken, Herr! Auf, steigt ein.

Er selber schwang sich auf den Bock, Kurtchen, wie unter dem Zwang dieser eiligen Bewegung, in den Wagen, und die Fahrt begann.

Kurtchen war kein Künstler und wußte sich über die Eindrücke nicht Rechenschaft zu geben, die von ihm Besitz ergriffen, während er durch die Campagna gegen die blaue Linie der Berge hinfuhr. Dieser Riesenfläche hatte die Sonne in dem jungen Jahre noch nicht ihre heiße gelbe Farbe aufgebrannt, und sie breitete sich zum fernen Horizont hin wie eine grüne Wiese. Die spärlichen Gehöfte und Osterien wurden seltner. Weit draußen begegneten sie noch einem Ziegenhirten, der mit seiner Herde trieb und die Nacht in einer der Ruinen zugebracht haben mußte, dann niemand mehr.

In der tiefen Einsamkeit sprachen die Grabmale der Via Appia, sprachen die breiten Basaltsteine des jahrtausendalten Römerpflasters unter ihm eine beredte Sprache. Hier und dort wurden in der Ferne als Silhouetten gegen den Himmel die Steinmassen der Aquädukte sichtbar. Ihr kühner Schwung hob den Eindruck der Schwere auf, und sie erschienen ihm wie ein leichter feierlicher Reigen.

Kurtchen wurde festlich und siegreich gestimmt. Er ließ den Wagen halten und pflückte Blumen am Wege, er begrüßte die näherrückenden Berge und den weißschimmernden Würfel des Klosters auf dem Monte Cavo wie alte Freunde, wie Mitwisser und Hüter seines Glücks. Kurtchen war glücklich, und glücklich zog er in Albano ein.

Der Verwandte seines Kutschers, den sie in seiner finstern, höhlenartigen Wohnung aufsuchten, hatte nur noch ein Reitpferd zur Verfügung. Umso besser! Aber schnell, Kurtchen wollte ans Ziel, wollte siegen.

Der schwere Campagnagaul wurde angeschirrt und bot mit dem Hanfstrick als Zügel und seinem Reiter in Lackschuhen weniger einen heroischen Anblick als den eines in der Not gewählten Transportmittels. Kurtchen aber brach auf, ohne sich diesem mehr geahnten Eindruck hinzugeben.

Freilich störte ihn der barfüßige Schlingel, der Neffe seines Kutschers, der nebenherlief, wobei die Vorstellung nicht aufkommen konnte, daß der Reiter einen wilden Ritt gewagt habe. Diese lautlosen braunen, springenden Füße und dieser geschwungne Stecken hafteten ihm an wie die ausdrückliche Beteuerung, daß es sich hier um einen Mietgaul und einen Sonntagsreiter handle.

Wie er nun aber durch die Galerie, diesen Aufgang am Berge, den die steinalten Baumriesen überwölben, hinaufritt, und wie sich der braune Junge hinter oder neben ihm immer auf seinen dünnen Knöcheln weiterschnellte, immer mit dem gleich wachen Blick, immer mit derselben Stimme, nie außer Atem, nie schlaff oder zögernd, da schien es Kurtchen, als wenn diese Zugabe in so echtem italienischem Volksgepräge seinen Aufzug nur malerischer und wirksamer machen könnte.

Digitized by Google

Der Gasthof, wo nach der Reise gefrühstückt werden sollte, war verabredet worden. Vielleicht saßen sie vor der Thür und sahen ihn hinaufkommen, wußten nicht, wer der Reiter war — ihn dachten sie ja in Rom —, bis er näher kam —!

Er konnte die breite Hauptstraße schon übersehen bis hinauf, wo sie durch den päpstlichen Palast abgeschlossen wird. — Vor dem Gasthof zur Rechten, den der Junge ihm bezeichnet hatte, war niemand zu sehen.

Vielleicht war es ihnen draußen zu warm gewesen, und sie saßen drinnen im Speisesaal, der vermutlich nach der Hauptstraße lag. — Er machte einige Wendungen und suchte mit den Augen die Fenster ab — auch da nichts zu sehen. Der Portier trat heraus, es ließ sich nichts machen, er mußte absteigen.

Ob der Signore jemand suchte, fragte der Portier.

Sechs deutsche Herrschaften, vier Damen und zwei Herren.

Alti, biondi? — Hoch und blond, fragte der Italiener und hielt die Hand über seinen Kopf empor, so hoch er konnte, um einen Maßstab zu geben, welchen Eindruck die Größe der Bredows auf ihn gemacht hatte.

Ja ja.

Die Herrschaften sind in die Villa Barberini gegangen. Sie sagten, daß vielleicht noch ein Signorino kommen würde, vermutlich mit dem Mittagszug, und daß sie deswegen um die Zeit noch einmal ins Hotel kommen würden.

Sie brauchen sich nicht zu bemühen, sagte Kurtchen auf deutsch und wandte sich dem Pferd und seinem Treiber wieder zu. Der Portier jedoch fuhr unbeirrt in seiner Rede fort: Der Signorino finden indessen hier alles, was Sie wünschen — Cammeriere, rief er ins Haus zurück, der Signore wünscht bedient zu werden!

Damit war Kurtchens Bleiben entschieden. Der Übermacht, die auch in seinem eignen Herzen ein zustimmendes Echo fand, war er nicht gewachsen.

Was willst du noch hier? Pack dich, schrie der Portier dem Pferdejungen zu, während Kurtchen die Schwelle überschritt.

Der Junge machte mit dem Daumen die Bewegung des Geldzählens und zeigte auf den Fremden.

Kurtchen, der aufmerksam geworden war, wandte sich und nahm die Brieftasche hervor: Also zwanzig Franken die Fahrt nach Albano, zweieinhalb Franken in Rom selber bis zum Bahnhof. Fünf Franken das Pferd bis hierher — siebenundzwanzig und einen halben Franken! Hier sind vierzig Franken — geh, wechsle!

Der Junge nickte schnell mit funkelnden Augen, dann folgte Kurtchen dem Kellner.

Noch fast zwei Stunden bis Mittag, wie waren die hinzubringen? Er wollte ein Zimmer nehmen und schlafen.

Nach der Stadt zu, oder nach dem See zu, Herr?

Nicht nach der Stadt, entschied Kurtchen mit Bitterkeit im Herzen. Er wollte nicht wie ein unglücklicher Minnesinger am Fenster sitzen und den Weg hinunterspähen, den sie kommen mußten.

Er wurde in ein schmales Zimmerchen geführt, das den Anforderungen des Luxus nachzukommen suchte, aber mit unentwickelten Exemplaren seiner Gebrauchsgegenstände. Da war ein Spiegel mit welligem Glas, der Kurtchen sein Äußeres noch mehr im Aufruhr wiederspiegelte, als sein Inneres war, und ein Sofa mit hohen Beinen und einem Polster, nicht weicher als ein Stein — aber was zum Fenster hineinschaute, das war mehr als königliche Herrlichkeit.

Das Haus, das nach dieser Seite drei Stockwerke tief abfiel, ruhte auf einem schroffen Felsenvorsprung über dem See. Tief unten lag das blaue regungslose Wasser, zu dem von den umschließenden Bergen die grünen Laubwälder niederstiegen, um sich zu spiegeln.

Digitized by Google

Gerade sich gegenüber sah Kurtchen wieder das weiße Kloster auf der Höhe des Monte Cavo schimmern, das seit Rom vor ihm gestanden hatte wie ein Leitstern.

Nach kurzem Versuch, auf dem Bett Ruhe zu finden, wandte er sich dem Fenster wieder zu. Er saß auf der niedrigen Brüstung und lauschte, ohne es zu wollen, auf die Bewegungen im Hause. Es war doch denkbar, daß der Bredowsche Einzug sich bis hier herauf hörbar machte, wenn er erfolgte.

Aber das waren keine deutschen Stimmen, die immer zahlreicher und heftig bis zur Heiserkeit einen eintönigen Kriegsgesang zu ihm emporschickten. — Er sah hinab. Da, tief unten auf dem Felsen, zu Füßen der Häuserreihe, spielte der wilde dunkelfarbige Nachwuchs dieses Gebirges.

Der Fremde oben war ihnen ins Auge gefallen. Erst hatten einige unter seinem Fenster mit Rufen und Springen seine Aufmerksamkeit zu wecken gesucht. Das hatte die andern herbeigelockt, sie hatten sich angeschlossen und hielten nun den Posten belagert.

Signor! un soldo, signor, signor! — Die Hände waren emporgestreckt und wurden von wilden Sprüngen unterstützt, um die erhoffte Kupfermünze eher zu erhaschen. Dazwischen hagelte es Faustschläge und Stöße zwischen den Wettbewerbern, die sich immer mehr zu einem hüpfenden, kreischenden, brüllenden Knäuel ballten.

Kurtchen warf einen Kupfer-Centesimo, den er in seinen Taschen fand, hinunter und belustigte sich an dem Kampfgewühl, das entstand. Es folgte ein vergessenes Eisenbahnbillet, ein Knopf, ein Nagel, den er aus der Wand zog — immer die gleiche Sturzwelle, das Springen, Greifen, Sichüberschlagen der Rotte da unten, dann das Kreischen und Lachen, wenn die Gabe sich enthüllte, und das neue Gebettel um den Soldo, den Soldo! Kurtchen fühlte etwas wie Erleichterung in seinem gepreßten Seelenzustand, während er sich diesem unzivilisierten Spiel hingab. Er suchte immer nach neuen Gegenständen und entwickelte eine Geschicklichkeit, die ihn selber überraschte, wenn er die Gebärde des Werfens andeutete und dabei ein Glas Wasser unbemerkt soweit emporhob, daß er mit einer zweiten Bewegung den ganzen Inhalt über die schwarzen Häupter da unten ausgießen konnte. Doppeltes Geheul und rasende Flucht war der Erfolg, aber nur so weit, bis sie sich außer Wurfweite wußten, dann machten sie Kehrt und huben von vorn an. Kurtchen war so vertieft, daß er ein leises Klopfen an der Thür nicht hörte. Endlich, als sich das bescheidne Geräusch von dem Getöse unten am Felsen abzuheben vermochte, gab er das Zeichen zum Eintreten, und der Cammeriere sah ihn fast lebhafter und erregter als am Morgen, wo er zu Pferde vor dem Haus gehalten hatte. Er hatte sich mit einem gewissen trotzigen Feuer diesem Vergnügen hingegeben, und es war ihm gelungen, sich soweit darein zu vertiefen, daß ihn die Störung ärgerte.

Was giebts?

Ich dachte, der Signore schliefe vielleicht, und fürchtete zu stören. Aber die deutschen Signori — auch er streckte die Hand hoch über seinen Kopf empor und duckte sich mit aufwärts gerichteten Augen, um den Größenabstand zwischen seiner Person und diesen Deutschen zu bezeichnen —, sie sind angekommen und fragten nach dem Signorino.

Ich komme gleich, sagte Kurtchen ohne Hast und wandte sich noch einmal nach dem Fenster. In ihm war ein Triumphgeschrei über die Gelassenheit, die er im Augenblick nicht nur zum Ausdruck brachte, sondern auch zu empfinden glaubte. Er brauchte keinen, er fand auf eigne Rechnung sein Vergnügen.

Der Kellner ging noch nicht, und Kurtchen sah sich halb verweisend halb fragend um.

Darf ich melden, daß der Signore gleich kommt? Die Signori wollten mit Gewalt heraufkommen, ich sagte aber, der Signorino schliefe.

Sie hatten kommen wollen, ihn zu suchen, und waren abgewiesen worden. Der Gipfel der Genugthuung schien Kurtchen damit erreicht. Von dieser Höhe

Digitized by Google

herab fühlte er sich auch fest und sicher genug, die unbekümmerte Gelassenheit festhalten zu können. Ich komme schon, beschwichtigte er den Cammeriere und trat ihm voraus auf die Treppe.

Und der Pferdejunge, hat er das Geld gebracht? fragte er schon ziemlich auf der untersten Treppenstufe.

Was für Geld, Signore?

Die zwölf und einen halben Franken, die ich noch zurückbekommen muß von vierzig Franken.

Er ist nicht dagewesen.

Dann muß er gesucht werden, sagte Kurtchen laut und mit Entschiedenheit. Er stand jetzt in der kleinen Flur zwischen Hausthür und Speisesaal. Die Flügelthür zum Saal war weit offen, und er hatte darin flüchtig große Massen blonden Haars und spitze Lodendeckel gesehen. Er wandte sich jedoch nicht um, auch als er rasche Schritte hinter sich hörte, sondern folgte dem Kellner bis an die Hausthür, der seinerseits auf die Straße lief und sich umsah.

A Filomena, schrie er plötzlich gellend auf, und ein hageres Weib mit der kupfernen Conca voll Wasser auf dem Kopf wandte sich aufrecht und langsam ihm zu. Hast du nicht gesehen, wo der Sohn des Mario hingekommen ist, der mit den Pferden aus Albano?

Der ist mit dem Pferd hinuntergeritten. Ich gehe jetzt zum siebenten mal mit der Conca vom Brunnen den Berg herauf. Als ich das erstemal ging, begegnete er mir.

Und Euch hat er nichts gebracht? fragte Kurtchen scharf zum Kellner hinüber.

Nein, Herr!

Etwas verloren, Herr Giesicke? klang des Junkers Stimme neben Kurtchen, und aus dem Saal schrie Trude herüber: Kommen Sie doch endlich herein, Herr Giesicke, Sie wollen wohl gar nichts mehr von uns wissen? Der Kellner aber schlug sich dröhnend vor die Brust und wünschte sich alle Höllenqualen, wenn er nur einen einzigen Centesimo von dem Gelde gesehen oder genommen habe.

Das Rufen und Fragen vom Tisch drüben wurde lauter. Kurtchen ging von dem Junker geleitet und von dem Kellner gefolgt hinein.

Aber wie wir gewartet haben! — Und wie kommen Sie denn her? Der Mittagszug kann ja kaum da sein? — Mit dem Pferd? Von Rom aus geritten? Donnerwetter, das ist ein famoser Einfall!

Mit der Droschke gefahren, sagen Sie? Immerhin! Die Campagna ist ja wohl nicht einmal ganz sicher —

Verwegne Fahrt!

Es war eine Aufregung und ein Durcheinander, alles um seinetwillen, um Kurtchen Giesicke!

Wie es scheint, haben Sie hier auch schon ein Abenteuer mit dem Kellner gehabt?

Kurtchen erinnerte sich des Unglücklichen, der noch in abwartender Haltung hinter ihm stand.

Ich werde selber nach Albano gehn und die Sache untersuchen, sagte er mit Würde und nickte dem Cammeriere entlassend zu.

Diesesmal war in den Augen der Bredows entschieden Anerkennung zu lesen.

Was giebts denn, um was für eine Sache handelt es sich?

Kurtchen erklärte.

Aber Sie werden doch nicht denken, daß wir Sie allein in das Räubernest gehn lassen? riefen die Bredows.

Sie im entscheidenden Augenblick verlassen! fügte Will lachend hinzu.

Wie heute morgen! sagte Kurtchen. Sein ganzer verhaltner Schmerz und die angesammelte Wut brachen in einem Blick auf Will durch.

Digitized by Google

Ja, wenn Sie da draußen gezappelt haben, während wir abfuhren, dann ist das ja eine ausgesuchte Gemeinheit vom Schicksal, sagte der Junker, und wir haben desto mehr Grund, das wieder gut zu machen.

Und das einzige Talent der Bredows, gelegentlich grob zu werden, wird gern in Ihren Dienst gestellt werden, sagte der alte Herr.

Das wird großartig — ein Rachezug! riefen die Mädchen.

Ach so, das Jungvieh will auch mit; dann werdet ihr den Briganten schon durch die Übermacht einschüchtern. Gehn Sie auch mit, Fräulein Willeboer?

Natürlich, ich muß mir das Opfer doch besehen!

Das sehen Sie gern, nicht wahr? fragte Kurtchen wie vorhin.

Will stand auf und sagte, daß es im Saal fast zu heiß wäre, sie wollte noch ein paar Jalousien herablassen, um die Sonne abzuhalten.

Erlauben Sie, wir werden Ihnen helfen, riefen der Junker und Kurtchen und liefen um den Tisch herum.

Kurtchen kam an dasselbe Fenster, an dem Will sich bemühte, die Schnüre loszumachen.

Es ist gar nicht so leicht aus der Geschichte klug zu werden, sagte sie.

Ich finde es auch schwer genug, sagte er immer mit der gleichen kaum verhüllten Heftigkeit und mit den Augen, die wie Lunten brannten.

Ach gehn Sie, rief sie ungeduldig — mit seinen andeutungsvollen Bemerkungen war er heute nicht zum aushalten; lassen Sie mich machen, das Ding ist alt und staubig, das kann Sie noch den neuen Anzug kosten.

Ich habe michs schon mehr kosten lassen, sagte er wieder.

Sie ließ ihn stehn und flüchtete sich an den Tisch zurück. Die alten Herrschaften waren müde und wollten ruhen. Kurtchen bot ihnen sein Zimmer an, und sie wurden hingeleitet.

Was werdet ihr denn in der Zeit thun, Kinder?

Auch schlafen, sagte Trude und rieb sich die Augen.

Aber wo?

In der Villa unter den großen Steineichen, wo Fräulein Willeboer am Vormittag gemalt hat, erklärte der Junker. Vorwärts, Kinder, wir wollen ein Heldenlager einrichten.

Sie zogen aus, und Will hielt sich eng an Frida und Trude, aus Angst vor Kurtchens Unzurechnungsfähigkeiten. Er merkte das wohl, wandte sich aber unter dem Vorwand, die Stadt zu besehen, öfter um, sodaß sie vor seinen Blicken nicht sicher war, trotzdem daß er mit dem Junker voranging.

Kurz vor dem Thor der Villa trat er zur Seite und nahm einen Stein, über den er gerade weggeschritten war, vor Wills Füßen weg. Diesesmal sah er sie nicht an und ging ruhig weiter, nachdem er ihn zur Seite geworfen hatte. Will empfand etwas wie Dankbarkeit für diese stille Huldigung, nachdem er sie die ganze Zeit mit seinen Geschmacklosigkeiten gequält hatte.

Daher kam es, als sich mit dem Eintritt in die Villa die Reihe löste, in der die Mädchen bis dahin gegangen waren, daß sie Kurtchen nicht hinderte, an ihrer Seite weiterzugehn. Der Junker hatte bald den Schattenplatz unter den Bäumen wiedergefunden. Die Bredows lagen sofort ihrer ganzen Länge nach im Grase. Will folgte ihrem Beispiel, und Kurtchen gelang es, sich so einzurichten, daß eine Falte ihres weißen Kleides über seine Hand fiel. Bald lagen alle in tiefem Schlaf, und die Sonnenlichter kamen schüchtern durch das finstre Laub der Steineichen und tasteten sich über die Leiber der gefällten Riesen hin. Auf Kurtchens schwarzem Scheitel wurden sie dreister. Diese Farbe schien ihnen vertrauter. Sie sammelten sich zu einem breiten Sonnenstrahl, der sich so beharrlich über seine Augen legte,

Digitized by Google

daß er früher als alle andern erwachte. Nun konnte er Will leise wecken, und dann hätte es geschehn können! Aber wahrscheinlich würden die Bredows zur unrechten Zeit aufwachen. Er wollte erst einmal sehen, wie fest sie schliefen. Kurtchen hätte nicht zu sagen vermocht, was er mehr fürchtete, daß die Bredows erwachten, oder daß die Situation zwingend werden, und er dem entscheidenden Wort nicht ausweichen könnte. In dieser Ungewißheit ging er den Bredows mit Grashalmen und kleinen Zweigen zu Leibe. Sie schlugen nach den vermeintlichen Mücken, wachten aber nicht auf. Wer jedoch von ihren Bewegungen erwachte, das war Will, und nun hätte Kurtchen die Berge bitten mögen, ihn zu bedecken, denn die Luft war voll Verrat.

Dieses Gras, die Zweige und die Sonnenstrahlen waren Zeugen seiner Träume, seiner unbewachten Gedanken, seiner Blicke, sie wußten von seiner Absicht; Will mußte sie von den Blättern ablesen können wie von seiner Stirn, und statt als Herr des Augenblicks ihr sein Wort und sein Herz darbieten zu können, fühlte er sich ertappt und seines Geheimnisses beraubt.

Er, der sie heute im Beisein der Bredows mit Andeutungen umplänkelt hatte, wie ein tolldreister Franktireur, jetzt, wo er dem Gegner Aug in Auge stand, wünschte er, daß er um Hilfe schreien dürfte.

Will schien aber ebensowenig eine Verlängerung dieses Zustands zu wünschen. Sie beteiligte sich lebhaft an seinen Versuchen, die Bredows zu stören. Anfangs war es eine etwas krampfhafte Heiterkeit, mit der Kurtchen und sie diesem Geschäft oblagen. Bei der Gegenwehr, die von seiten der Riesen im Halbschlaf geschah, wurde die Fröhlichkeit der beiden jedoch immer natürlicher und endigte in Ausgelassenheit, als das Gelächter der Bredows sich endlich mit dem ihren mischte. Unter lauten Neckereien kehrte man zum Gasthof zurück, wo ein Mittagessen in abenteuerlich echter Zusammenstellung auf sie wartete.

Frau von Bredow hatte lauter Überraschungen ausgedacht, und der Timballo, die Maccaroni, die Capretta und die Fagiolini alla Panidora wurden mit Hallo begrüßt.

Für den Rachezug nach Albano war der großen Hitze wegen Fuhrwerk bestellt worden.

Es kam nach der Mahlzeit in Gestalt eines unförmlichen Gasthofomnibus herbeigeholpert, in den die „junge Jugend," wie Frau von Bredow sagte, verladen wurde. Die ältere Jugend, das heißt sie selbst und der Baron, blieben zurück.

Trotz der mangelhaften Aussicht hinter den Scheiben des Kastens hervor machten die gewaltigen Bäume der „Galleria" ihren Eindruck auf die Gesellschaft. Kurtchen stellte sie vor wie alte Bekannte, deren er sich rühmen konnte, da er doch am Vormittag schon unter ihnen hingeritten war. Er war aber für die bescheidenste Glorie dankbar, denn die Stimmung vom Vormittag hat sich bald wieder seiner bemächtigt.

Jetzt, wo das Beisein der Bredows eine Entscheidung unmöglich machte, peinigte ihn wieder die Ungeduld, mit Will zu reden. Warum war auch sein Plan vom frühen Morgen vereitelt worden! Damals hatte er Mut zum Angriff — der Vormittag natürlich, nach allem, was dazwischen vorgefallen war, hatte ihn müde und abgeschlagen getroffen. Aber jetzt, wenn ihn nicht alles Glück verließe, jetzt würde der Augenblick ihn bereit finden. — Wenigstens wollte er vor ihren Augen nicht als ein Armseliger dastehn.

Dieser Gedanke gab ihm ungewöhnliche Lebhaftigkeit im Gespräch und machte, daß, als man auf dem Marktplatz von Albano hielt, er als erster aufs Pflaster sprang und auf einen Carabiniere zuging, der da unbeweglich stand und ernst über dem Wohl des stillen Städtchens wachte.

Digitized by Google

Die drei Mädchen folgten den Männern langſam nach, während Kurtchen voranſchreitend dem Carabiniere den Fall auseinander ſetzte.

Sehen Sie doch nur dieſen Menſchen, ſagte Will, dieſen Carabiniere! Können Sie mir nicht ſagen, ob das Vorſchrift oder Zufall iſt, daß in dieſer Uniform nur ſchöne Menſchen ſtecken?

Uniform macht immer ſchön, ſagte Trude begeiſtert.

Will lachte. Warum ſagen Sie nicht gleich: Uniform macht überhaupt erſt den Menſchen.

Nun nein, es giebt ja auch ſonſt Menſchen, aber ich zum Beiſpiel möchte keinen Mann haben, der nicht gedient hätte.

Er könnte ja bei Ihnen dienen, ſagte Will. Aber dieſe Carabinieri ſind wirklich ſchön. Die Tracht iſt gewiß kleidſam, mehr als alle Uniformen, die ich kenne, aber ſehen Sie doch hin, das iſt ja etwas vollkommnes, einer von Peruginos jugendlichen Engeln, lieblich möchte man ſagen, aber doch ſtreng in der Bildung ...

Ja, er iſt wunderſchön, ſagte Frida bedächtig.

Die Mädchen blieben an der Thür ſtehn, in die die Männer eingetreten waren. Innen war die Handlung in vollem Gang. Der Kutſcher war nicht mehr da — wäre nach Rom abgefahren, und er, Mario, der Pferdebeſitzer in Albano, was er wohl von des Fremden Rechnung wiſſen ſollte, er hätte noch nicht einmal die fünf Franken bekommen, die für das Pferd bis Caſtelgandolfo vereinbart wären. Mein Sohn hat mir geſagt: Der Signore iſt ins Albergo hineingegangen, und mich haben ſie weggejagt.

Wo iſt der Junge?

Mein Sohn? Der iſt mit zwei Eſeln nach Tuskulum. Engländer begleitet er.

In der Mittaghitze?

Engländer! ſagte er und zuckte die Achſeln.

Kurtchen trat vor und ſchlug mit ſeiner weißen gepflegten Hand auf den Tiſch, daß es dröhnte: Der Junge wird augenblicklich hereinkommen, ſonſt wird Euch der da helfen, ihn zu finden.

Er zeigte dabei auf den Perugino-Carabiniere, der auf ſeinem bartloſen Antlitz einen Ausdruck von undurchdringlichem Ernſt bewahrte.

Sehen Sie doch nur Herrn Gieſicke, ſagte draußen Trude halblaut zu Will. Hätten Sie ihm das zugetraut?

Mario war etwas zuſammengefahren. Mein Junge, der kann doch nicht kommen, der iſt doch mit Eſeln ...

Er wird kommen, rief Kurtchen mit Löwenſtimme. Das Italieniſch war ihm heute ganz geläufig. Der Carabiniere machte einen Schritt auf den Tiſch zu, hinter dem Mario ſtand, und der Junker gab in ſtockendem Italieniſch einige ſehr germaniſch klingende Drohungen zu — da wandte ſich der Pferdebeſitzer nach einer Thür, die ins Innere des Hauſes ging, warf ſie auf und rief: Luigi à Luigi!

Der braune Springer vom Vormittag erſchien auf der Schwelle und glotzte die drei mit ſeinen brombeerfarbnen Augen an.

Wie viel Geld habe ich dir heute morgen in Caſtelgandolfo gegeben? ſchrie ihm Kurtchen zu, der im Laufe der Verhandlung und fortgeriſſen von ſeiner eignen Kraftentfaltung körperlich zu wachſen ſchien.

Ich habe kein Geld bekommen.

Wo iſt das Geld? brüllte Kurtchen und ging auf den Jungen los, den der Vater an ſich riß.

Wo iſt das Geld? riefen jetzt alle drei, der Carabiniere, Kurtchen und der Junker.

Ich habe es verloren, heulte der Junge. Der Vater gab ihm einen Stoß

Digitized by Google

mit dem Knie, daß er einen Schritt zurücktaumelte, dann hielt er ihn mit steifem Arm von sich ab.

Was sagst du, Lügner?

Der Junge gab nichts von sich als ein langgezogenes Geheul.

Sprich, wo ist das Geld? befahl der Carabiniere.

Ich habe es auf den Tisch gelegt.

Auf was für einen Tisch?

Diesesmal war es die zornige Stimme des Vaters, der mit fragte.

Im Albergo.

Warum hast du es nicht dem Cammeriere gegeben?

Ich habe es gegeben.

Jetzt entschied der Carabiniere, daß der Junge aufs Munizipium nach Castelgandolfo müßte, und der Vater sollte mit.

Unter lautem Protest der beiden setzte sich der Zug in Bewegung.

Mario und sein Sohn mußten zum Kutscher auf seinen Sitz, der fast in gleicher Höhe mit dem Verdeck des Wagens schwebte. Die Gesellschaft, durch den jungen Carabiniere vermehrt, nahm wieder auf den beiden Sitzreihen des Wagens Platz.

Nun kommt der Engel Gabriel zu uns herein, sagte Will leise zu Trude, indem sie einstiegen. Trude konnte sich darauf „nicht halten." Sie saß dem jungen Gabriel im Staatsdienst gerade gegenüber und brach schließlich in ein prustendes Gelächter aus, das eigentümlich zwischen das Klagegeschrei hineinklang, das Mario mit lauter Stimme von seinem hohen Sitz erschallen ließ. Die Weiber, die auf der Straße vorübergingen, rief er an, um der Madonna willen seine Unschuld zu bezeugen; den Männern klagte er mit wilden Ausrufen sein Mißgeschick. Es schien ihm einerlei, ob menschliche Ohren oder nur die Geister dieser vielhundertjährigen Bäume ihn vernahmen, denn die Entgegenkommenden konnten nur wenig Worte von seiner Rede aufnehmen, ehe der Wagen vorüber war; er hemmte aber seine Ausbrüche deswegen nicht.

Bei Trudes Lachsalve sah der Engel Gabriel mit mühsam unterdrückter Verlegenheit auf. Es war ihm ohnehin nicht besonders behaglich, den drei blonden Ausländerinnen gegenüber zu sitzen.

Will kam ihm zu Hilfe: Die Signorina wundert sich, daß der Mann da draußen so einen Lärm machen darf, erklärte sie.

Darauf klopfte der schöne Gabriel an die Scheibe und rief einen kurzen Befehl hinaus: Schweig, Birbone, du Spitzbube!

Daraufhin setzte Mario zwar sein Händeringen fort, nun aber geräuschlos, höchstens gelegentlich durch ein Schluchzen seines Sohnes unterstützt.

In Castelgandolfo wurde vor dem Gasthof Halt gemacht.

Wo hast du nun das Geld hingelegt?

Der Junge suchte mit den Augen im Saal umher. Hierher, sagte er dann und zeigte auf ein schmales Tischchen dicht an der Eingangsthür.

Ein Luftzug hat es weggetragen, natürlich, rief Mario, der Cammeriere muß es gefunden haben.

Der Cammeriere hatte nichts gesehen.

Camorra, sagte der alte Herr wieder, die Spitzbuben hängen zusammen wie geschmiedet. Man weiß nicht, wer der ärgste ist.

Der junge Erzengel zog nun mit Kurtchen und den beiden aus Albano ins Munizipium, indessen die Bredows mit Will vor dem Gebäude auf und ab gingen. — Es konnte ja nicht lange mehr dauern, daß sich diese beiden Banditen aufs Leugnen versteiften, dachte man.

Aber man hatte sich geirrt. Der Junker zog die Uhr: Noch Fünfviertel-

Digitized by Google

stunden bis zum Abgang des letzten Zugs nach Rom, und noch immer hatte man von dem, was da drinnen vorging, nichts wahrgenommen. Nur manchmal tauchte an einem bestimmten Fenster des langen Gebäudes der Deckel von Kurtchens hellem Strohhut auf wie eine gelbe Mondscheibe, und manchmal hob sich mit sichtbarer Anstrengung ein Gesicht bis an die hochangebrachten Scheiben und versuchte einen Blick auf die Straße zu gewinnen. Es hatte rote Augen und war von Thränen verschwollen, das Gesicht von Marios Sohn.

Denen draußen fiel es schwer, ihr Gerechtigkeitsbedürfnis aufrecht zu erhalten, das sie bei dem freudigen Rachezug vorhin so stark getrieben hatte.

Endlich trat einer aus der Thür. Es war Mario in der blauen Stallbluse, mit entblößtem Kopfe. Mit langen Schritten ging er an der Häuserreihe hinab und setzte den Fuß über die Schwelle. Filomena, rief er mit erhobnen Händen, du hast mit meiner Mutter am Brunnen gestanden, als sie noch Mädchen war und bei euch wohnte. Ich soll für den Fremden zwölf Franken aufbringen, sage mir um Gottes Liebe willen, hast du zwölf Franken auf der Straße gefunden?

Filomena stürzte ans Fenster.

Zwölf Franken, Barmherzigkeit! Hat Filomena je soviel bares Geld besessen? Wenn du es genommen hast, werden sie dich ins Gefängnis bringen, und dein Weib wird betteln gehn, hier vor unsern Thüren ....

Ich habe es nicht genommen, der Fremde hat es verloren, und ich soll es wiedergeben; meinen Sohn haben sie oben behalten im Municipio, und ehe ich nicht die zwölf Franken fünfzehn Centesimi bringe, darf er nicht fort ...

Mario ging weiter, an einer zweiten Thür zu fragen, ob niemand zwölf Franken gesehen oder ihm zu borgen hätte, daß er seinen Sohn auslösen könnte — an Filomenas Thür aber traten zwei andre Weiber heran: Was ist, führen sie ihn ins Gefängnis? — Che disgrazie, welches Unglück! — die Stimmen mehrten sich, und aus den Fenstern fuhren Köpfe hervor: Sie führen ihn weg, den Sohn haben sie schon ins Gefängnis geworfen, um der heiligen Jungfrau willen, was für ein Unglück! — Mario zog weiter, hinter ihm ein Gefolge von Klageweibern.

Das alles um zwölf Lire, sagte Kurtchen, der sich nun auch zu den andern gesellte.

Ich komme mir schon vor, als wenn ich beim Kindermord zu Bethlehem mit geholfen hätte, meinte Will.

Dann hätten Sie den Mann nur oben bei der Untersuchung sehen sollen, er warf sich auf die Kniee und flehte uns mit erhobnen Händen um Gnade an; er verfluchte sich bis auf die dritte Generation, daß es schauderhaft anzuhören war, um zwölf Lire!

Vielleicht hätte er es um fünf auch gethan, sagte der Freiherr ruhig, und alle lachten erleichtert.

Mir sagten sie wenigstens drinnen, es wäre ganz gewiß, daß er sie hätte.

Dann wäre das da alles Komödie? fragte Frau von Bredow.

Gut gespielt, nicht wahr, Mama! sagte Frida.

Ach, das ist noch nicht einmal gesagt, daß das Komödie ist. Es ist dem Mann gewiß ganz im Ernst beklagenswert, daß er seine Beute wieder los wird, setzte Will hinzu.

Aber ich weiß doch nicht, ob ich das Geheul ausgehalten hätte da oben! rief Trude.

Ich habe es auch nicht ausgehalten, erwiderte Kurtchen.

Was haben Sie dann gemacht?

Ich habe auf das Geld verzichtet.

Und das ist nicht angenommen worden?

Digitized by Google

Was mich betrifft, wohl. Aber sie erklärten einfach, nun würde es dem Mann zum Besten der Stadtverwaltung abgenommen.

Jetzt brach die ganze Gesellschaft in ein fröhliches Gelächter aus.

Hoffentlich geben sie aber dem tapfern Mario etwas ab, dafür, daß er ihnen diesen Fang in die Zähne getrieben hat, sagte der Junker.

Man beschloß, bis zur Bahnzeit noch in Kurtchens Zimmer zu gehn. Man war müde vom Tage. Die Bredows nahmen sofort von dem kleinen Sofa und den bestochtnen Stühlen Besitz. Will war ans Fenster getreten und lehnte sich weit hinaus.

Der Abend war gekommen und hatte die Wälder in Blau getaucht. Da lagen sie schweigend und verbanden die Farbe des Sees mit der des Himmels zu einer flutenden Unendlichkeit — das Purpurblau vom Mantel der Madonna. Mitten darin aber waren zwei Mondsicheln befestigt, von gleicher Größe und vom gleichen Gold, dem tiefen gelben Gold, das die Goldschmiede in Rom verarbeiten; der eine oben am Himmel, der andre unten auf dem See.

Will legte die Hände zusammen und lachte leise und dankbar zu Kurtchen hinüber, der sich neben ihr hinausgebeugt hatte: So schön!

Dann kann es doch noch ein Glückstag werden, sagte er. — Die drinnen konnten ihre Worte nicht verstehn.

Es ist ein Glückstag, sagte Will.

Wer weiß!

Ich muß Ihnen noch etwas sagen, dann finden Sie es auch.

Betrifft es mich denn mit?

Es wäre nicht ohne Sie möglich geworden — ich werde die beiden Bredows malen.

Kurtchen legte seinen Kopf langsam an die Fensterumrahmung zurück. Es war ihm ohnmächtig zu Sinne.

War es denn nicht eben gewesen, als wenn sie ihn verstanden hätte? Hatte sie nicht von einem Glück gesagt, das durch ihn zu ihr käme? Ihm war dabei zu Mute gewesen, als wenn seine Heilige mit dem zarten Blondschein ums Haupt auf dem Hintergrund dieser überirdischen Bläue da draußen ihm die Hand reichte und ohne Worte zu ihm spräche: Ich weiß, Kurtchen Giesicke, was du mit dir herumträgst und was dich drückt, lege dein Herz hier in meine Hand . . .!

Dann mußte es aber zwischen ihnen hinuntergefallen sein, denn er hatte es nicht mehr, und sie schien es auch nicht zu haben. Sie hatte etwas von den Bredows gesagt, die sollten gemalt werden, war es nicht so?

In diesem Augenblick hörte er von drinnen seinen Namen sagen. Ein Papier wurde ihm hingereicht, ein Telegramm. Er starrte fassungslos darauf und reichte es mechanisch Frau von Bredow, die laut las: Madame Giesicke arrive ce soir à neuf heures moins un quart — Haßler.

Ihre liebe Frau Mutter, Herr Giesicke, wie überraschend!

Die alte . . . ., schrie Trude und hielt sich den Mund mit beiden Händen zu, als ein Blick ihrer Mutter sie traf.

Sie kommt wie als Antwort auf meinen Brief, sagte Frau von Bredow; ich schrieb ihr vor nicht zu langer Zeit von Ihrem günstigen Befinden und Ihrer Unternehmungslust, Herr Giesicke!

Der Baron lachte gutmütig: Dann hat sie wohl mal selber nachsehen wollen.

Allerhöchste Zeit zur Bahn, rief der Junker, und es folgte ein stürmischer Aufbruch.

Während der Zug sie geräuschvoll aus den Bergen hinwegtrug, flog der Mond leise und eilig neben ihnen her und goß, je tiefer die Dunkelheit wurde, die der

Digitized by Google

Zug durchschnitt, desto mehr von seinem Licht über die Schienen, die Trittbretter und die Polster des Wagens aus.

Kurtchen saß in einem grellen Streifen dieses Lichtes und sah an sich hinab: er hatte die Einlegesohlen in seinen Schuhen vergessen, die für den Abend mit seiner Feuchtigkeit so unentbehrlich sind! Seine Bekannten von der Morgenfahrt, die kühnen Bogen der Aquädukte draußen in der Campagna, wo der Mond sein Licht zart verteilt und mit Duft untermischt hatte, die sah er nicht. Der Traum war abgefallen. Seine Besinnung war zurückgekommen mit einem Billet erster Klasse im durchgehenden Zug von Berlin.

In Rom angekommen verteilte man sich in zwei Droschken, Kurtchen sagte aber auf deutsch zum Kutscher: Kann man den Wagen nicht schließen? Ich glaube, es zieht.

* * *

Am zweiten Tage danach sollte Abreisetag sein. Wir fahren morgen früh um sieben, liebes Kurtchen, sagte die Geheimrätin, indem sie mit gläsernen Lokomotivaugen in einen Koffer hinabsah.

Kurtchen nickte unempfindlich. Der seelische Temperaturwechsel bei der Ankunft seiner Mutter hatte ihn nach dem Beispiel des Laubfroschs veranlaßt, die Leiter seiner Empfindungen rasch hinabzusteigen. Er saß jetzt ganz unten, und sein Zustand war Teilnahmlosigkeit.

Gestern, am Abend ihrer Ankunft, hatte sie ihn und die Bredows im Salon empfangen und ihnen mitgeteilt, daß sie gleich nach Empfang von Frau von Bredows Brief gekommen wäre, wenn nicht der Onkel in Westfalen sie dort festgehalten hätte. Gestern wäre er endlich erlöst worden, und Kurtchen im Besitz des Gutes, auf dem der Onkel einsam herumgekränkelt hatte.

Die Leiche würde balsamiert werden, und zur feierlichen Beisetzung dächte sie mit Kurtchen dort zu sein.

Nun wünsche ich aber Herrn Giesicke, daß er nur die glückliche Seite dieses Erbteils übernimmt. Es ist ja auch herrlich so ganz auf dem Lande, sagte Frau von Bredow in ihrer frischen Art.

Ach meine liebe Baronin, wenn Sie wüßten, wie ich mich nach einer Frau für meinen Sohn sehne, einer, die so recht für ihn paßt, erwiderte die Lokomotive und richtete ihre Glasscheiben mit ermunterndem Lächeln auf Trude.

Es ist spät, Kinder, rief Frau von Bredow, marsch ins Bett, verabschiedet euch, damit Frau Geheimrat ihre Ruhe bekommt. Sie selber aber wurde von Kurtchens Mutter auf dem Korridor noch im Gespräch aufgehalten.

Du, sagte Trude zu Frida, während sie sich auszog, was meinte wohl die Alte vorhin, als Mama uns so schnell ins Bett jagte?

Weiß ichs denn?

Sie sind da noch eine ganze Weile auf der Flur herumgezogen.

Ja, Papa und Hans waren auch dabei.

Du könntest mal Hans fragen, was sie da vorhatten.

Frag ihn doch selber.

Ach du weißt ja, wie er ist, mir sagt er es doch nicht. Aber wenn du fragst, dann wissen wirs gleich.

Mich geht es nichts an.

Wenn du so bist, dann sage ich Hansen, daß du den Fresko für einen Mann gehalten hast.

Und ich sage, daß du in deinem Tagebuch Vater mit F geschrieben hast.

Sie schliefen grollend ein. Aber um den Kaufpreis dieser Geheimnisse mußte

Digitized by Google

der Junker sich wohl haben erweichen lassen, denn am andern Tage wußte Trude, daß sich die Lokomotive sehr begeistert über sie geäußert hätte: So eine Frau für meinen Sohn, dann könnte ich ruhig die Augen zuthun, wenn der Tod kommt.

Ach, unsre Trude ist ja noch zu kalberig, hätte die Mutter gesagt, und der Vater hätte hinzugesetzt: Die muß noch ein halb Dutzend Jahre herumtollen, ehe sie im Joch gehn kann.

Der Vater will uns doch aber gerade immer unter die Haube bringen.

Das sagt er so, meint Hans, wenns dann so weit ist, hat er bei der Trauung allemal geweint wie die Totenfrau in Groß-Rießdorf. Die alte Geheime wäre aber ganz zäh gewesen. Gerade so eine junge fröhliche und doch praktische Natur wäre gut für Kurtchen. — Hans meint, sie wollte dich unterfuttern, wie sie es mit ihrem Jungen macht. Heiraten wird er doch einmal wollen, denkt sie, dann lieber bald und so ein Kind, das sie gut unterkriegen kann.

Mich wird sie nicht unterkriegen, fuhr Trude auf, als wenn die Lokomotive sie schon zwischen die Puffer genommen hätte.

Was denn eigentlich der Herr Sohn dazu sagte, hat dann Mutter gefragt. Wer weiß, wem sein Herz gehört! Da hätte die Geheime vor Entrüstung geschnoben und gesagt: Dessen bin ich sicher, auch ohne zu fragen. Seit mehr als dreißig Jahren sind wir unzertrennlich, und von seiner frühesten Kindheit an ist sein Geschmack kaum haaresbreit von dem meinen abgewichen. — Fräulein Gertrud von Bredow als Herrin auf seinem Gut in Westfalen, das wäre ihr Herzenswunsch und seiner jedenfalls auch. Mutter wäre dabei ganz nachdenklich geworden, es wäre ja auch das schönste Gut dortherum, sagte Hans, und das Unglückswurm, das Kurtchen, wäre nun doch schon halb und halb ihr Pflegeprodukt.

Du, das Gänsenudeln muß ich aber vorher noch lernen, sagte Trude, schlechter als Mama ihre will ich meine auch nicht haben.

Das wird wohl noch Zeit haben, meinte Frida. Mama sagt, jetzt wärst du jedenfalls noch zu jung, du wüßtest ja noch gar nicht, was heiraten zu bedeuten hätte. — Und dann so einen Waschlappen von Mann, den möchte ich doch nicht. Er hat ja nicht einmal gedient.

Dann dient er eben bei mir, sagte Trude, Wills Ausspruch von gestern wiederholend, der ihr großen Eindruck gemacht hatte. — Ihr Widerspruchsgeist war durch die mütterlichen Bedenken geweckt, und damit hatte die Lokomotive einen starken Zähler in ihre Rechnung bekommen.

Nun denke mal, wenn er jetzt da hereinkäme und sagte: Trude, mein Bräutchen!

Trude zog den Schuh vom Fuß und schlug nach Frida: Pfui Frida, du bist gräßlich.

Frida lachte: Siehst du wohl! Ich möchte ihn auch nicht, und Fräulein Willeboer noch weniger.

Nein, die gewiß nicht, die meinte Mama aber gerade, daß ihr sein Herz gehört.

Ja natürlich.

Die arme Wachskerze, die würde ja aber auch mit der alten Geheimen nicht fertig.

Du aber auch nicht.

Oho, sagte Trude, deswegen möchte ich schon allein dahin, um der den Herrn zu zeigen. Die kniet ihm ja auf der Brust, daß man sich nicht wundern kann, daß er so geworden ist. Gestern hat er mir ordentlich leid gethan, als das Telegramm gekommen war. Er sah noch einmal so dünn aus. Ich hätte gern eine Stütze hingestellt und ihn drangebunden, den armen blassen Stengel. Ich dachte, der knickt noch um.

Die Lokomotive stand inzwischen am Koffer und sagte zu Kurtchen: Deine Sachen habe ich schon einpacken lassen. Du hast in der letzten Zeit den Sommer-

Digitized by Google

überzieher getragen, ich finde aber den Herbstmantel geeigneter. Dein seidnes Nachtkäppchen kann ich durchaus nicht finden — ich muß einmal mit der Cammeriera sprechen.

Nach einer Weile fuhr sie fort: Wie wird eigentlich das Porträt eingepackt, das du hast malen lassen?

Das wird Giovanni wissen.

Nun ja, vermutlich. Aber es ist doch noch etwas daran zu thun, wenn ich nicht irre!

Ich wüßte nicht.

Die Malerin soll doch wohl selber gesagt haben, mit dem einen Auge hätte sie Unglück gehabt, das müßte erst wieder gut gemacht werden.

Das merkt nur sie. Es ist nicht der Rede wert.

Ich lege aber Wert darauf, wenn ich ein so teures Stück anschaffe, daß es wenigstens die Ansprüche befriedigt, die der daran stellt, der es gemacht hat.

Es ist eben nicht jeder so ehrlich und sagt dir, was seiner Ansicht nach noch besser sein könnte, sonst hättest du von deiner ganzen Garderobe kein Stück am Leibe.

Die Lokomotive schnaufte ein wenig, beherrschte sich aber und sagte: Jedenfalls wirst du so gut sein, die Malerin um die betreffende Änderung zu bitten.

Ach, schicke doch Trude Bredow — er gähnte lange, ein Zeichen, daß sich seine Migräne meldete.

Trude Bredow wird dir das Modellsitzen schwerlich abnehmen können.

Ach, das macht ja die Willeboer aus dem Kopf — ich bitte dich!

Er legte die Romanzeitung weg und gähnte wieder.

Die Geheimrätin begriff, daß sie, wenn sie wirklich morgen reisen wollte, Kurtchen und seine Migräne nicht herausfordern durfte; sie ging also zu den Bredows hinüber und brachte ihr Anliegen an, mit der kleinen Abänderung, daß sie Frida bat, den Auftrag an Fräulein — nun wie heißt sie doch? eben an die Malerin auszurichten.

Die Mädchen waren eben beschäftigt, ihre Haare aufzustecken; sie hatten während der heißen Zeit Mittagsruhe gehalten. Trude gab dem mächtigen Haarbündel noch einen Druck mit beiden Händen und stülpte dann den Filzdeckel auf. Ehe irgend ein Einspruch geltend gemacht werden konnte, war sie hinaus.

Die Luft kam ihr doch immer ein bischen schwül vor, wenn sich die Geheime mit ihrer Zuneigung zu ihr zeigte. Die Bredows hatten nichts unternommen, um an diesem Abschiedstage noch soviel wie möglich die Abreisenden zu genießen. Da war es ihr ganz recht, wenn sie einmal ein bischen außer Schußweite kommen konnte.

Trude lief den langen Gang und die Treppe hinunter, da öffnete sich die Thür zum Lesezimmer ein wenig, und sie wurde leise gerufen.

Trude, Fräulein von Bredow!

Sie hielt plötzlich im Lauf inne, horchte und trat ein.

Kurtchen stand hinter der Thür. Er mußte ebenfalls schnell gelaufen oder sehr aufgeregt sein, denn er atmete heftig.

Wo gehn Sie hin? fragte er.

Ich? Zur Malerin. Ihre Mutter wills haben.

Wegen des Bildes?

Ja freilich — gemessene Ordre.

Werden Sie das ebenso bestellen?

Trude sah Kurtchen voll an, fast mit Wärme, und schüttelte den Kopf. Denken Sie, ich bin so dumm? Die Wachskerze würde sich ja grün ärgern.

Kurtchen nickte und atmete auf. Danke, sagte er und reichte Trude die Hand.

In diesem Augenblick richtete sich im Hintergrund eine lange Gestalt auf und

Digitized by Google

rieb sich gähnend die Augen. Es war der Junker, der über einer Zeitung eingeschlafen war.

Heda, was habt ihr denn da für ein Komplott? Heraus mit der Sprache! Er kam lachend heran.

Das sage ich nicht, das geht dich nichts an, sagte Trude wichtig.

So? Dann geht mich wohl auch dein Tagebuch nichts an, wo du so schöne Sachen hineinschreibst. Denken Sie mal, Herr Giesicke ....

Hans, schrie Trude und sprang an ihm in die Höhe, um ihm den Mund zuzuhalten. Glauben Sie es nicht, Herr Giesicke, Hans lügt.

Ich muß hinauf zum Einpacken, sagte Kurtchen schnell und schnitt damit die orthographischen Enthüllungen aus dem Tagebuch ab.

Während er die Treppe hinauf, Trude sie hinab eilte, schickte sie ihm einen dankbaren Blick nach. Unserm kleinen Pudel geht es gut, er schläft bei Giovanni, ist riesig gewachsen, rief sie ihm zu, nur in der Absicht, ihm etwas erfreuliches zu sagen.

Will hatte alle Laden geöffnet, als Trude bei ihr eintrat. Kurtchens Bild stand im Rahmen, und Trude lachte, weil es so „furchtbar ähnlich" wäre. Das heißt, nicht bloß ähnlich, sagte sie, 's ist ihm einfach gleich; er sitzt da auf dem Stuhl oder windet sich eigentlich mehr, und wenn er sich herumdreht, wird er sich doch wieder in die andre Ecke hineinsetzen, gerade wie Kurtchen Giesicke es thut. — Übrigens will die alte Geheime morgen früh fort, und das Bild soll eingepackt werden.

Sie weiß also von dem Bild?

Natürlich! Kurtchen — im engern Kreise sagte Trude selten Herr Giesicke, um ihre ohnehin dürftige Höflichkeit nicht ohne Not anzugreifen —, Kurtchen hat gleich alles beichten müssen, was er in ihrer Abwesenheit angefangen hat.

So, und sehen will sie es nicht?

Ach nein, verstehn thut sie ja doch nichts davon, sagte Trude, als wenn sie selbst ihr Leben lang der Kunst sehr nahe gestanden hätte.

Ich habe ihr gesagt, daß ich es wunderschön finde. Darauf hat sie mich gestreichelt — hierbei rieb Trude ihre Wange mit einer Bewegung, die nicht respektvoll war — und hat gesagt: Wenn es Ihnen nur gefällt, liebes Kind!

Will horchte auf.

Aber zu ändern wäre noch was am Auge, sagt sie, das sollen Sie noch machen.

Trudes ganze diplomatische Kunst bestand darin, den Wunsch der Lokomotive mit möglichster Geringschätzung zu übermitteln.

So—o—o?

Ja, ich habe die Dummheit gemacht und ihr erzählt, wie schwer Sie das nehmen, und wieviel Sie da draus gemacht haben, daß das Auge ein bischen anders wurde.

Und nun soll ich es ändern?

Ja, und dann soll es eingepackt werden, das soll Giovanni drüben thun.

Wenn es ganz naß ist?

Dann kann man es wohl nicht einpacken?

Nein.

Ach wissen Sie, lassen Sies doch so. Die alte Geheime merkt es doch nicht.

Lust habe ich auch wahrhaftig nicht mehr zu dem Ding. Ich wollte, ich könnte erst mit Ihnen beiden anfangen.

Ja richtig, davon sollte ich Ihnen auch etwas sagen. Sie möchten doch lieber bald damit anfangen. Es wäre besser, wenn es gleich in Rom gemacht würde,

Digitized by Google

denn in Groß-Rießdorf wäre es unſicher, ob es bald dazu käme. Die alte Geheime hat ſich zum Juni mit Kurtchen bei uns angemeldet, und nachher ſollten wir durchaus hinkommen und das Gut anſehen, das Kurtchen übernehmen muß.

Verſteht er denn etwas davon?

Nein, das iſt es ja eben. Die Alte jammert den ganzen Tag Mama die Ohren voll, ohne eine tüchtige Frau ginge es gar nicht.

Trude war rot geworden. Sie ſahen beide nach verſchiednen Seiten und lächelten beide.

Jedenfalls iſt es alſo eilig mit Ihrem Bild, ſagte Will, und ſeines ſoll ich ſo laſſen?

Ja, auf meine Verantwortung.

Dann müſſen Sie Kurtchen aber auch ſagen, daß er nicht zur Sitzung zu kommen braucht.

Der wollte gar nicht kommen.

Wie ſollte es denn aber gemacht werden mit dem Auge?

Er hätte geſagt, das könnten Sie aus dem Kopfe machen, meint die Alte.

Will brach in ein helles Gelächter aus: Hat er das von ſechs Wochen Atelierverkehr gelernt?

Ja, nicht wahr? Ich denke mir aber, er ſchämte ſich, Ihnen den Änderungsbefehl zu bringen.

Warum weigert er ſich denn nicht einfach, die Änderung zuzulaſſen?

Trude zuckte die Achſeln: Kurtchen und ſich weigern? Sie kennen ihn doch.

Sie ſahen ſich an, dieſesmal lachten ſie ſich offen in die Augen. Will zeigte zum Fenſter hinaus, wo wieder allerlei Leinenzeug über dem Hof in der Sonne hing: Er iſt wie ein aufgehängtes Windelchen, das widerſtandslos in allen Winden flattert.

Und jetzt iſt ein richtiger ſteifer Wind hinter ihn gekommen, ſagte Trude. Man ſpürte deutlich, wie er ihn gleich verſchnupfte. Mich hat das geärgert. Warte nur, dachte ich, ich möchte mich dazwiſchen ſtellen, daß das arme Gewächs ſich mal erſt richtig zurechtwachſen könnte.

Ich möchte aber da nicht ſtehn, ſagte Will, und etwas aus ihm machen, wo bisher nichts aus ihm geworden iſt, das denke ich mir ein undankbares Geſchäft.

Sie haben doch aber ſchon ſo ein ſchönes Bild von ihm gemacht.

Das iſt auch alles, was ich für ihn thun kann.

Er hat Ihnen vielleicht noch mehr zugetraut.

Dann thut es mir ſehr leid. Wenn Sie mir nicht zu ſchade wären, der Lokomotive vor die Räder geſtellt zu werden, dann würde ich ſagen, Sie thun mir auch etwas zu liebe, wenn Sie ſich der Sache annehmen. Aber ich kann Ihnen den Poſten nicht wünſchen.

O, fürchten thu ich mich keine Spur, ſagte Trude, glauben Sie das?

Ja ich glaube es, ſagte Will luſtig. Und wenn die Lokomotive mit der armen Seele abgefahren iſt, fangen wir Ihr Bild an, nicht wahr? Gleich in demſelben Format, was meinen Sie? Will zeigte auf Kurtchens Bild. Es giebt ein feines Gegenſtück.

Wiſſen Sie, ärgern Sie mich nicht zu ſehr, ſagte Trude, ſonſt bocke ich auch, und dann können Sie ſehen, wer ſich Kurtchens annimmt.

Ich will Sie gewiß nicht ärgern, rief Will, ich freue mich aber, daß Sie ſo mutig ſind. Sie legte den Arm um Trudes Hals und küßte ſie auf die Wange.

Trude ging, und Will ſah ihr über die kleine Loggia weg nach.

Machen Sies gut, rief ſie ihr nach.

Trude drehte ſich lachend um: Ja, ich ſoll die Suppe eſſen, die Sie nicht mögen.

Digitized by Google

Sie sind aber auch ein andrer Kerl, Ihnen wird sie schon anschlagen.

Wollen mal sehen, sagte Trude. Sie winkte zuversichtlich hinauf und verschwand im Tunnel.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Toiletten Mykenischer Damen. Außer den epochemachenden Funden, die geeignet sind, Licht auf eine Schrift der Mykener und Griechen zu werfen, die vor der Rezeption des phönikischen Alphabets in Gebrauch war, haben die erfolgreichen Ausgrabungen, die der Engländer Evans zu Knossos in Kreta gemacht hat, noch andres Interessante ans Licht gefördert. So konnte Evans in der Novembersitzung der Society of Hellenic Studies auch über einen „Baum- und Pfeilerkultus" der Mykenen Neues vorbringen, dessen Spuren sich in den semitischen Religionen und auch in der Bibel (Jakobs Malstein zu Bethel) zeigen. Daß dieser Kult auch bildlos war, wie Evans meint, muß allerdings bestritten werden. — Aus einem zusammenfassenden größern Aufsatz, den der frühere Sekretär des deutschen Archäologischen Instituts in Athen und jetziger Professor der Archäologie in Würzburg, Paul Wolters, in das zuletzt erschienene Heft des Jahrbuchs des Kaiserlichen Archäologischen Instituts geschrieben hat, ist folgendes über die Wandgemälde und die darauf zu erkennenden Trachten und Kostüme des auf hoher Kulturstufe stehenden und ein reiches, man möchte sagen raffiniertes Leben führenden Volkes zu lesen: Ein Bild zeigt Jünglinge, nackt bis auf den bunten feingemusterten Schurz, blaue Schmuckbänder an den Knöcheln, das Haar in langen Locken hinten herabhängend, wie sie auf eine langbekleidete Frau zuschreiten. Weiterhin folgen andre Jünglinge und andre langbekleidete Gestalten, teils Weiber, teils Männer, diese also Vornehme in ihrer Festtracht. Bei diesen Bildern zeigt sich einerseits monumentale Dekoration, wie man sie für diese Zeit nicht geahnt hatte, andrerseits kannte diese Periode schon den Reiz eines feingeschnittnen äußerst lebensvollen Profils, ohne Schematismus aber voll vornehmer Feinheit und wußte ihm nahe zu kommen. Daneben fanden sich aber auch Miniaturen in flüchtiger aber feiner, man darf sagen geistreicher kolorierter Umrißzeichnung: „Auf dem schneeweißen Grunde des Kalkputzes sind mit schwarzen Strichen die Figürchen zierlicher Damen hingesetzt, dann ihre Gewänder mit hellem Blau, rot und gelb koloriert; der weiße Grund giebt die Farbe des Inkarnats ab, die in langen Flechten herabfallenden Haare sind schwarz gemalt. Das Wort »Dame« klingt vielleicht manchem arg modern, wo von Bildwerken vorhellenischer Epoche die Rede ist, aber ich finde keins, was auf diese kleinen, niedlichen, koketten Wesen besser paßte. Denn auch kokett sind sie, pretiös nicht nur in Haltung und Bewegung, sondern auch in der Tracht. Man konnte in der Beurteilung der mykenischen Frauentracht bisher schwanken, da die Denkmäler keinen absolut sichern Aufschluß zu geben schienen; hier sehen wir wenigstens eine Trachtform mit völliger Deutlichkeit und erkennen, daß diese Damen sich stark zu dekolletieren liebten. Vom Gürtel abwärts umhüllt sie der breite mit vielen horizontalen Streifen verzierte Rock (es ist der Volants-Glockenrock, wie er jetzt nach dreieinhalb Jahrtausenden genau wieder Mode geworden ist); ihr Oberkörper zeigt von Kleidung nur weite, bis zum Ellenbogen reichende bunte Ärmel, der Busen ist ganz nackt. Daß die Ärmel im Rücken vereinigt waren, ist an sich einleuchtend und auch aus einigen Spuren zu schließen. Das ist keine primitive,

Digitized by Google

naturwüchsige Tracht, sondern eine gesuchte, kokette.“ Wenn man nachher liest, daß diese Damen im Freien am Boden sitzen, während Bauanlagen neben ihnen zu erkennen sind, möchte man an die Szenen der Renaissance denken, wo die Damen der Florentiner Gesellschaft in herrlichen Gärten, die sich an schöne Bauanlagen anlehnen, geistreiche und Liebesgespräche führen; Wolters schildert fast die Szenerie von Boccaccios Decamerone. Furtwängler, der Münchner Archäologe, der früher den mykenischen Frauentypus mit nackter Brust und dem nach unten breiter werdenden mit Streifen gezierten „Glocken“rock in den bayrischen Sitzungsberichten (1899, II Heft IV, S. 560 ff.) besprochen hat, hat in seinem Gemmenwerk, seiner jüngsten großen Schöpfung, einen ausführlichen Exkurs über die mykenische Kultur. Er sagt da III Seite 48: „daß eine höhere Geltung des weiblichen Geschlechts in der Blüte der mykenischen Kultur überhaupt zu erkennen ist.“ — Hand in Hand pflegt damit eine gewisse sorgfältige Toilette zu gehn. So lassen die raffinierten Toiletten der mykenischen Damen auf ihre bevorzugte Stellung und eine entsprechende Kultur schließen. *M.*

Glückliche Völkerkunde! Als von kolonialpolitischer Seite kürzlich dem preußischen Kultusministerium einige energische Mahnungen zugingen, die Völkerkunde endlich als Universitätsfach anzuerkennen und dieser Wissenschaft, die täglich an Bedeutung zunimmt, die nötigen Lehrstühle zu schaffen, konnte der Minister mit berechtigtem Stolze erwidern, daß in Berlin derartige Lehrstühle schon errichtet seien. Sogar eine außerordentliche Professur für Kiel sei in Aussicht genommen! Daß man in Berlin einfach einige Beamte des Museums für Völkerkunde, die längst vorhanden waren und als Dozenten seit Jahren gelesen hatten, mit einem offiziellen Titel versehen hatte, wurde als Nebensache nicht weiter betont. Zu diesen wahrhaft glänzenden Erfolgen und der noch glänzendern Aussicht auf eine außerordentliche Professur in Kiel hat sich über Nacht ein neuer Beweis hoher ministerieller Fürsorge gesellt: Ein Mann, der seines Zeichens entwicklungsgeschichtlicher Anatom ist und auf einer Reise um die Welt, die hauptsächlich einer neuseeländischen Eidechsenart galt, auch einige Eingeborne gesehen hat, ist zum außerordentlichen Professor für Anthropologie und Ethnologie ernannt worden. Mit welcher Genugthuung wird man bei der nächsten Klage über stiefmütterliche Behandlung der Völkerkunde auf diese neue Herrlichkeit hinweisen können! Glückliche Völkerkunde! Dreimal glückliches Ministerium! Der Ausweg aus aller Not ist nun gefunden. Man ernenne einfach beliebige Philologen, Theologen, Juristen oder Mediziner, vorausgesetzt, daß sie einmal eine größere Reise gemacht oder in Kastans Panoptikum einige Wilde gesehen haben, nebenbei zu Professoren der Ethnologie, und alle Klagen der unbequemen neuen Wissenschaft werden sofort verstummen. Man muß sich zu helfen wissen!

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 60. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern. Unsre Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im Dezember 1900

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google